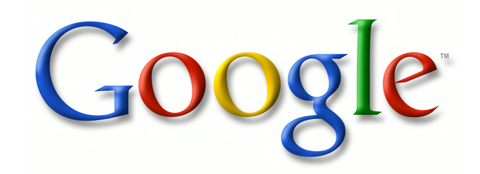
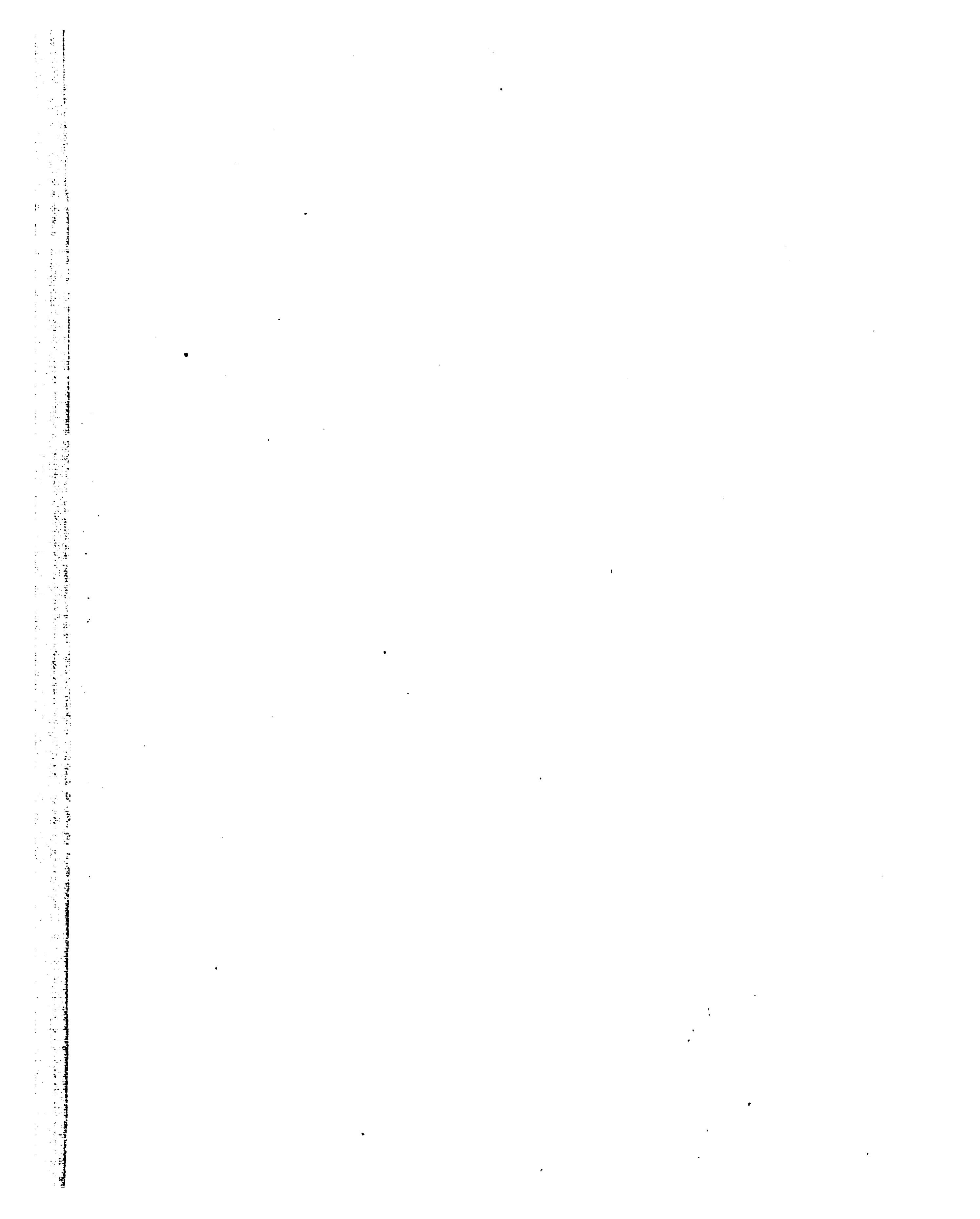
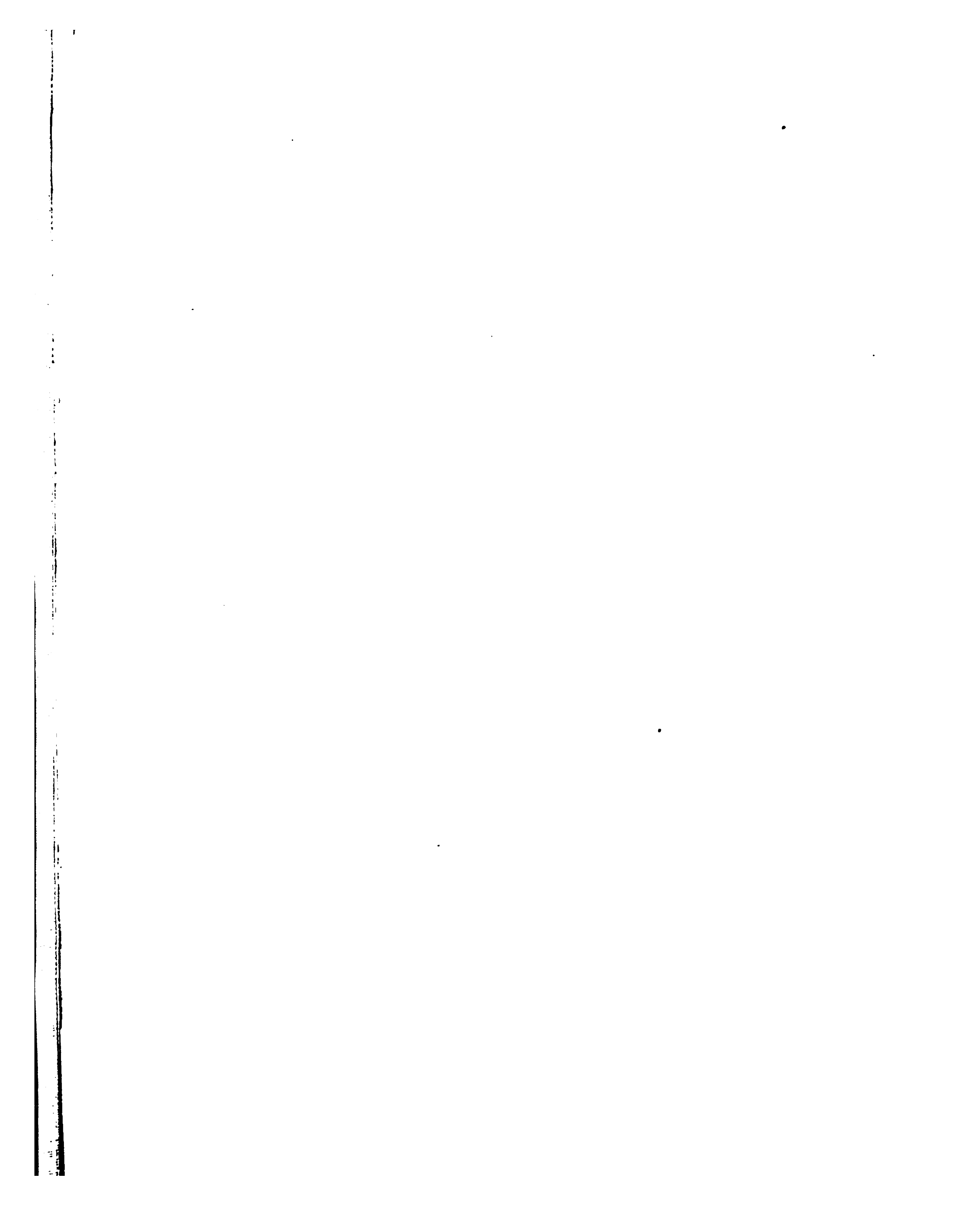






ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1801.

ERSTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

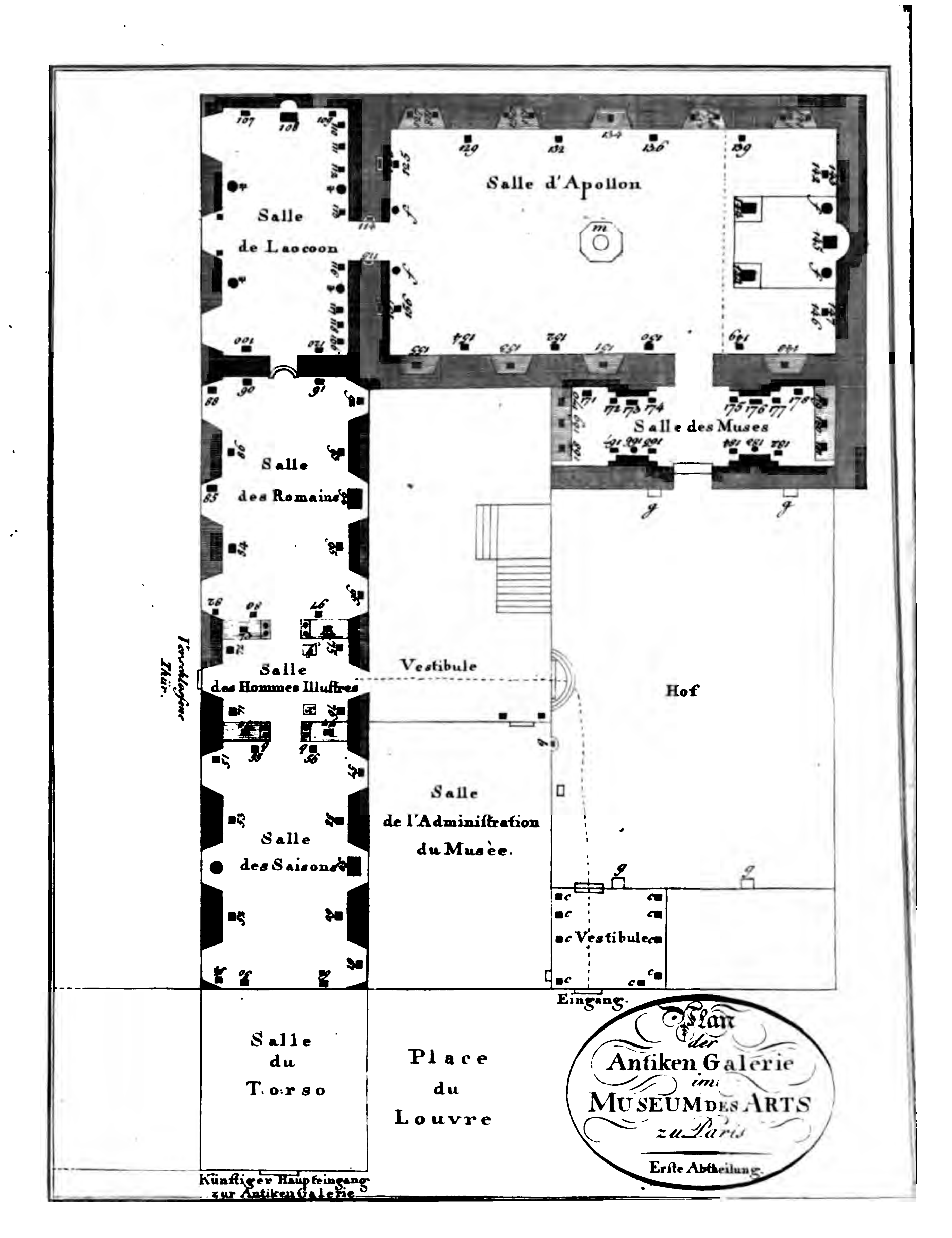
JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1801.





Salle d'Apollon
Salle
de Laocoon
Salle
des Romains
Salle
des Hommes Illustres
Salle
des Saisons
Salle des Muses
Vestibule
Hof
Salle
de l'Administration
du Musée.
Vestibule
Eingang.
Salle
du
Torso
Place
du
Louvre
Künftiger Hauptfeingang
zur Antiken Galerie
Plan
der
Antiken Galerie
im
MUSEUM DES ARTS
zu Paris
Erste Abtheilung.

Beſchreibung der in dem *Muſeum der Antiken* zu Paris bis jetzt eröffneten Säle.

(*Zur Erklärung des Titelkupfers.*)

Es iſt hier nicht der Ort, die verrufene Streitfrage aufs neue aufzunehmen, und das, was nur vor den weiſeſten aller Gerichtshöfe, das Tribunal *der Zeit* gehört, in letzter Inſtanz ſchon jetzt entſcheiden zu wollen, die Controvers nämlich, ob es für Kunſt und Kunſtgeſchichte reiner Gewinn oder Verluſt ſey, daſs die Nation, die in der Trunkenheit über den Sieg bey Marengo mit feurigen Buchſtaben die Inſchrift ſchreiben konnte: *Il n'y a plus d'Alpes*, ihre Siege jenſeits der Alpen mit der Entführung der edelſten Kunſtwerke bezeichnete, und nach zweytauſend Jahren an Rom und Italien vergalt, was einſt die Herrſcherin auf ſieben Hügeln mit nimmerſatter Habſucht *bloſs zur Parade* Jahrhunderte lang verübt hatte. Mag immer der Britte *Robert Duppa* in ſeinem Bericht von der Ausplünderung und Republicaniſirung Roms im Jahr 1798 (*A Journal of the moſt remarkable occurences that took place in Rome upon the Subverſion of the Eccleſiaſtical Governement in* 1798. London, Robinſons 1799. 149 S. 8.) voll Ingrimm die gehäſſigſten Anekdoten von der ſchimpflichen Unwiſſenheit und bodenloſen Raubgier der franzöſiſchen Gewalthaber und Ausleerungs-Commiſſare erzählen; mag bey der neueſten Preisankündigung der Akademie von St. Luca der antigallicaniſche römiſche Zuſchauer auch noch ſo ſehr auf dieſes Confiscations- und Beraubungsſyſtem ſchimpfen, und die Entführung der edelſten Bildungsmittel, der berühmteſten Antiken und Gemälde, das höchſte Bubenſtück nennen, wodurch der übermüthige Feind den Beſiegten auch die ferne Hoffnung raube, aus der Verworfenheit Abgrund, wohin er die Ueberwundenen geſtürzt habe, wieder emporzuſteigen (*per toglierci anche la lontana ſperanza della riſorſa dell' avilimento, in cui ci aveva inabiſſati.* Le Spettatore Romano 1800. Nr. 8). Beide können in mehr als einer Rückſicht vollkommen Recht haben. Und doch kann es wünſchenswerth ſeyn, und für baaren Vortheil geachtet werden, daſs, da es einmal den gegenwärtigen Beſitzern dieſer Schätze an Macht und Vermögen fehlte, dieſes Vermächtniſs einer ſinnlichvollendeten Vorwelt gegen andere Bewerber zu vertheidigen, gerade der Nation der Nieſsbrauch derſelben zufiel, die ſie, wäre es auch nur aus Eitelkeit und Oſtentation, am zierlichſten aufzuſtellen, am ſicherſten zu bewahren und am *gemeinnützig-*

sten mitzutheilen verstünde. Denn nie sollte man vergessen, dass jene herrlichen Kunstdenkmale und Ueberreste des Alterthums ein unstreitiges Eigenthum der ganzen gebildeten und bildungsfähigen Menschheit sey, und dass ihr jedesmaliger Besitzer vor einem höhern Richterstuhl nur als ein wohlbetrauter Conservateur derselben angesehn werde.

Und in der That, man mag auch über das Recht, das die Franzosen zu diesen Kunstentführungen hatten, urtheilen wie man will; nach allem, was uns beglaubigte Nachrichten über die Sorgfalt, womit die französischen Commissarien diese Kunstwerke einpacken und fortschaffen liessen, über die Art, wie sie in Paris an einem der festlichsten Tage der neuen Republik im Triumph aufgeführt wurden, und über die verständigen Maassregeln, die man zu ihrer planmässigen Aufstellung und *Publicirung* ergriff, bis jetzt mehr oder weniger ausführlich zu erzählen wussten, leidet es keinen Zweifel, dass es den vormaligen und jetzigen Machthabern der Republik stets Ernst war, diesen Schätzen als einem wahren Gemeingut aller cultivirten Menschen die grösste Unverletzlichkeit, Sicherheit und Brauchbarkeit zu geben. Kaum war die berühmte Büste des Homer, die man aus Rom erhalten hatte, ausgepackt, als alle Künstler und Liebhaber, die einen Abguss davon zu haben wünschten, durch öffentliche Bekanntmachungen von der Administration des Central-Museums aufgefodert wurden, sich dazu einzuschreiben. Dasselbe fand bey dem bewunderten Bacchuskopf aus dem Museum Capitolinum, den man sonst eine Ariadne nannte, zu gleicher Zeit statt (S. *Decade philosophique* l'an VIII. n. 35. p. 504.). Selbst in Rom würde diese Bewilligung mehr Schwierigkeiten gemacht haben. Stünden sie nun vollends zu *Wilsonhouse* oder in einer andern noch unzugänglichern Villa eines brittischen Grossen, oder auch nur in *Townley's*, des liberalsten aller brittischen Sammler (S *Forsters Ansichten von England* S. 181. ff.) antiquarischem Museum! Mit welchem verständigen Eifer ist der Bericht über die Mittel, den Marmor der Statuen vor dem Einfluss der Witterung und dem gefrässigen Ansatz der Flechte zu bewahren, von den B. *Vauquelin*, *Chaptal*, *Pajon*, *Moille*, *Roland* und *Dejoux* (2 Chemikern, 2 Bildhauern, und 2 Architecten) aus Nationalinstitut gefasst! (S. *Dec. philosoph. l'an* VIII. n. 33. p. 337. ff.). Die alte Inceration der griechischen und römischen Bildhauer scheint, hier, mit neuen Kunstgriffen vermehrt, wieder auferweckt. Welchen Vortheil gewährt die Zusammenstellung fast alles Vortrefflichen, was von einer frühern Welt die Erde für uns Spätlinge Jahrhunderte lang in ihrem Schooss verbarg, zur schnellen Uebersicht, Vergleichung und Nachahmung für ausübende Künstler und beobachtende Forscher jetzt, da man diess alles an einem Orte weit schneller übersehn, und eines zum Maassstab des andern machen kann? So ist es, um nur ein Beyspiel aus dem Geringern anzuführen, den Conservatoren der Nationalbibliothek, wozu auch das vollständigste jetzt in Europa vorhandene Münzcabinet gehört, dessen Aufseher bekanntlich der berühmte Abbé *Barthélemy* war, jetzt erst, nachdem in diesem Cabinet die sämmtlichen Medaglioni aus dem Vatican, nebst denen der Königin Christine und des Cardinals Carpegna, mit dem schon vorhandenen königlichen vereinigt worden sind, die Unternehmung wirklich ausführbar, eine *vollständige* Suite dieser Kaiser-Medaillen herauszugeben, und dadurch nicht bloss dem Numismatiker vom Metier, sondern auch dem Künstler, der hier die vortrefflichsten Muster wahrer Allegorien findet, ein sehr dankenswerthes Geschenk zu machen. Wirklich arbeitet auch jetzt einer der Conservatoren, der durch so manche gemeinnützige Unternehmungen auch unter uns bekannte B. *Millin*, dem Vernehmen nach, sehr ernstlich an einem solchen Werke. Wie verdienst-

dienstlich ist nicht in eben dieser Hinsicht des thätigen *Mionet* Münzpastensammlung (vergl. *n. deutsch. Merkur* 1800. I, 44 II, 148.), wovon schon das erste Verzeichniss (*Catalogue d'une Collection d'Empreintes en soufre de medailles Grecques et Romaines*, Paris l'an VIII. 79S. 8.), 1473 der ausgesuchtesten griechischen Münzen enthält, deren Besitz selbst dem eigensinnigsten Kunstkenner, in Absicht auf Präcision und Wahrheit der Figuren und Schriftzüge, den Originalen selbst gleich gelten muss? Wie liberal ist auch hier die Gesinnung der jetzigen Conservatoren, die einem Künstler von den köstlichsten Münzen ihrer Sammlung, die unter den vorigen Aufsehern kaum besehn, geschweige denn berührt werden durften, sogar Abdrücke unter der ausdrücklichen Bedingung zu nehmen gestatteten, dass er den Preis derselben so niedrig als möglich setzen, und dadurch ihre Vervielfältigung im Inlande und Auslande möglichst befördern möchte!

Gewiss, wer die Kunstschätze so edel und öffentlich mitzutheilen versteht, dem ist ihr Besitz vorzugsweise zu gönnen. Es war unedel, und nur mit dem Plünderungssystem der vorigen Gewalthaber Frankreichs vereinbar, dass man die ganze Villa des geflüchteten Cardinals Albani, jenen Lieblingsaufenthalt unsers Winkelmann, ihres ganzen Schmuckes beraubte, und ihre Schätze, in 400 Kisten gepackt, nach Paris schicken wollte. Sie waren das heilige Besitzthum, nicht eines Privatmannes, sondern einer ganzen Stadt. Schon war der Contract mit eingebornen Unternehmern für den Transport dieses Kunstschatzes geschlossen. Die französischen Commissare hatten ihnen für den beträchtlichen Kostenaufwand noch weit beträchtlichere römische Nationalgüter zugesichert. Da zürnte Adrastea dem frechen Raubgesindel, und die aus muthvollen Heeren in habsüchtige Ghibellinenhaufen und Räuberhorden verkehrten Franzosen, fegte in wenig Monaten ein nordischer Sturmwind aus Italien. Die Harpyen von Commissaren und Unternehmern flohen, und die Kästen blieben unangetastet den wahren Besitzern? nein, dem neuen Eroberer eine neue Beute. Denn trotz der bündigsten Gegenvorstellungen von Seiten der Römer, liessen die Neapolitaner diess als eine gute Prise, *auf Rechnung der Engländer*, fortschaffen (vergl. *Decade philosoph* l'an VIII. n, 32, S. 428.). Sollte man unter diesen Umständen diese Beute den Franzosen nicht noch lieber gegönnt haben? Und liegt nicht in dieser einzigen Anekdote für das frühere Betragen derselben, in Absicht auf italiänische Kunstwerke, der scheinbarste Entschuldigungsgrund?

Schon darum vielleicht darf man ihnen den Besitz dieser Errungenschaften nicht missgönnen, weil sie, nebst den stummen Marmorn, auch den beredtesten Ausleger dazu zu erobern, und nach Paris zu verpflanzen wussten. Der Abate *Visconti*, ohne Widerrede der erste jetzt lebende Alterthumskenner, wanderte mit den erwähltesten seiner Antiken, die er nie, auch wegen der lockenden, und doch so bitter lohnenden Consularwürde nicht hätte verlassen sollen, selbst nach Paris, und wurde dort sogleich als Conservateur der Antiken, die im Central-Museum im Louvre vereinigt werden sollten, auf die ehrenvolleste Weise angestellt. Man könnte auf diese Versetzung und Anstellung des fähigsten Mannes die bekannte Stelle im Nepos anwenden, wo er berichtet, dass die Einführung des Dichters Ennius, durch den ältern Cato, den gebildetern Römern mehr gegolten habe, als der prächtigste Sardinische Triumph. Was ist eine solche Sammlung erst durch einen solchen Aufseher werth? Ein guter Genius, der über die Kunst hier seine Flügel breitete, vereinigte, was nie getrennt werden durfte. Schon werden uns wohlgereifte Früchte angekündigt, die nur in dieser

Ver-

Verbindung sich erzeugen konnten. Visconti arbeitet an einer gelehrten Erläuterungsschrift über griechische Inschriften, die aus den Sammlungen des Grafen *Choiseul-Gouffier* in das Centralmuseum gebracht worden sind. Zugleich besorgt er für die Brüder *Piranesi*, die gleichfalls zu den schätzbarsten Eroberungen gehören, die man in Italien machen konnte, und die nun ihren reichen Familienschatz an antiquarischen und artistischen Kupferwerken in einer besser geordneten und vervollständigten Reihe von 23 Bänden herauszugeben angefangen haben, die antiquarischen Erklärungen. Doch diess alles nur, um die Zwischenzeit nützlich anzuwenden, die bis zur völligen Aufstellung und Einrichtung der Antikengallerie im Louvre nothwendig verfliessen musste. Denn sobald hier alles vollendet seyn wird, dürfen wir auf ein eigenes Werk aus der Feder dieses gelehrten Aufsehers rechnen, wo in einer Reihe von Bänden die ganze Sammlung einzeln durchgegangen und erläutert werden wird. In dieses Werk will Visconti, wie man versichert, auch alles Brauchbare aus den sechs Bänden des prächtigen, von ihm herausgegebenen Museum Pio-Clementinum aufnehmen, und nach neuern Ansichten berichtigen.

Mit Ungeduld sah man in Paris der Aufstellung der vielbesprochenen Antiken und der Eröffnung der dazu bestimmten Säle im Louvre entgegen. Man hat alle Ursache, mit der Betriebsamkeit und Schnelligkeit der dazu beauftragten Administration der Conservatoren, so wie mit der, keinen Aufwand schonenden, Freygebigkeit der Regierung zufrieden zu seyn, die zu einer Zeit, wo die politischen Rechenmeister *Ivernois* und *Genz* dem öffentlichen Schatz auch die letzten Nothpfennige streitig machen, ansehnliche Fonds zur Einrichtung des Museums, wie es einer grossen Nation würdig ist, anweiset. Schon vor der Revolution war die grosse Gallerie des Louvre, welche Heinrich IV. längst der Seine von den Tuilerieen führen liess, um beide Palläste mit einander zu verbinden, der Malerakademie und der prächtigen königlichen Gemäldesammlung gewidmet. Während der Revolution wurde nun das ganze Louvre unter dem Namen *Palais des Arts*, zum Sitz der Künste umgeschaffen, und der freye Gebrauch der mit so vielen neuen Schätzen bereicherten Bildergallerie wurde ein Gegenstand der Lobpreisungen bey Fremden und Einheimischen. Hier hält das Nationalinstitut seine Sitzungen. Hier ist vielen Gelehrten und Künstlern eine freye Wohnung angewiesen. Hier steht der Telegraph, welcher in der Linie nach Lille die Signale giebt. Hier sind nun auch die Säle zum Centralmuseum der Künste für die Antiken theils schon eingerichtet, theils wird noch an ihrer Einrichtung gearbeitet. *Sechs* Säle sind nun mit einer edeln Einfalt, und mit einem Geschmack eingerichtet, der alle Besorgnisse, dass auch hier der tändelnde Kleinigkeitsgeist sein Spiel treiben werde, völlig widerlegt. Wie sehr wird sich der kunstliebende Verfasser der *Fragmente aus Paris im 4ten Jahre der Republik* freuen, dass seine Voraussagung: „Apollo von Belvedere und Laokoon, wenn sie von Rom sich nach Paris verirren „sollten, würden kein besseres Schicksal haben, als mit solchen Kindertand der Kunst zusam„mengestellt zu werden" (Th. II. S. 190. *erste Ausg.*) auf eine ihm selbst erwünschte Weise widerlegt werde. Der 18. Brumaire, jener unvergessliche Tag der Wiedergeburt für Frankreich, wurde diessmal unter andern auch dadurch verherrlicht, dass man an ihm den Zuschauern zum erstenmal diese Säle öffnete, nachdem der erste Consul selbst mit einer zahlreichen Begleitung zwey Tage vorher die Gedächtnissplatte, von welcher unten die Rede seyn wird, an das Fussgestelle des vaticanischen Apollo feierlich angeheftet, und dadurch die Dedication dieses einzigen Kunsttempels vollzogen hatte.

Man

Man hat bis jetzt noch kein ganz vollständiges und authentisches Verzeichniss, der nicht nur aus Rom, sondern auch aus allen übrigen Städten Italiens für das Centralmuseum requirirten Antiken angefertigt. Selbst der beste der Art in der *Allgemeinen Zeitung* 1800. N. 235. S. 985 ff. ist äusserst unvollständig. Misgriffe und falsche Vermuthungen (wie z. B. selbst der achtungswürdige Kunstkenner in den *Propyläen* Th. III, St. I. S. 158. dadurch verschuldete, dass er dem Gerücht glaubte, die capitolinische Venus wäre wirklich in Rom zurück geblieben) werden daher so lange unvermeidlich seyn, bis die ganze Gallerie des Centralmuseums geordnet, und ihr Verzeichniss öffentlich bekannt gemacht seyn wird. Zur Hälfte ist dieses schon geschehn, und man kann daher mit Recht voraussetzen, dass eine an Ort und Stelle selbst aufgenommene Ichnographie der nun geöffneten Säle, die wir hier den Lesern der A. L. Z. so früh, als sie uns aus Paris gesandt werden konnte, im Kupferstich mittheilen, und die von einem aufmerksamen Beobachter dazu gegebenen Erklärungen der Numern in jedem Saale, allen, die diesen Kunstschatz als das herrlichste Vermächtniss der Vorzeit an uns und unsere Nachkommen zu betrachten, und das wirklich Herzerhebende, das in der Aufschrift liegt, die jedem Eintretenden hier sich darstellt: *Au nom des arts! Citoyens, conservons nos proprietés!* zu schätzen wissen, ein angenehmes Geschenk beym Anfange des neuen Jahrhunderts, seyn werde. Sobald das ganze Museum eingerichtet seyn wird, soll auch in einer zweyten Abtheilung die Fortsetzung folgen. Wir gehen jetzt an der Hand unsers gefälligen Führers, und hören ihn sprechen.

Seit dem 18ten ist nun ein beträchtlicher Theil der Antiken-Gallerie im Louvre dem Publicum geöffnet, und wird es so in der Folge immer die drey letzten Tage in der Decade (den 8. 9 und 10ten) seyn. Um den hier mitgetheilten Catalog etwas mehr zu versinnlichen, lege ich einen *Plan der jetzt offenen Säle* bey, den ich auf der Stelle entworfen, um die Numern einschreiben zu können. Es wäre möglich, dass in der Folge noch einige kleine Aenderungen in der Stellung der Statuen vorgenommen würden; wenn z. B. die gewiss erwartete *mediceische Venus* hier ankommt: so dürfte sie vielleicht nebst der *capitolinischen Venus* und der von *Arles*, die jetzt zu beiden Seiten des *Apolls* von *Belvedere* stehn, eine besondere Stelle erhalten. Wenn einst alle Säle geöffnet sind: so läfst sich vielleicht ein Kupferstecher auch beykommen, Ansichten zu stechen, so wie man deren einen ganzen Folioband bloss von dem *Museum Pio-Clementinum* hat, obgleich diess nur ein unfruchtbares Spielwerk ist.

Aus dem beygefügten Plan sehen Sie, dass bereits sechs Säle dem Publicum offen stehen. Der vordere Theil, wo der Haupteingang hinkommt; wird noch einen vielleicht auch zwey Säle enthalten; hier soll der *Torso* aufgestellt werden, und wahrscheinlich kommen in diesen Theil auch die griechischen Vasen, die im Museum sind, und mehrere Basreliefs, die bis jetzt noch nicht aufgestellt werden konnten, z. B. das Capitolinische, welches die 9 Musen enthält, und vielleicht besser in dem Saal aufgestellt worden wäre, wo sich die Musen-Statuen befinden, wenn man diese durch Reliefs hätte unterbrechen wollen.

Der jetzige Eingang der Gallerie ist unten neben der zur Gemälde-Gallerie führenden Treppe. Ich habe den Weg mit . . . . . . bezeichnet. In dem Hof sieht man unter andern die 4 colossalischen Sklaven-Statuen, die am Fusse der Statue Ludwigs XIV. auf dem *Place des Victoires* angeschmiedet waren, auf eben so vielen Piedestalen stehen, und auf unserm Plane mit g. g. g. g. bezeichnet sind. Bey *b* neben dem Eingang steht unter andern in einer Nische auch die schöne antike Jupitersherme, die ehedem in Versailles war.

Nun begleiten Sie mich durch die Säle. Wir gehen zugleich in den entferntesten Saal, linker Hand, genannt:

I.

Salle des Saisons

Weil der Plafond von *Romanelli* gemalt, die Jahrszeiten vorstellt; in diesem Saal sind daher besonders ländliche Gottheiten zusammengestellt.

Nr. 50. **ruhender Faun**, mit der Nebris bekleidet, gefunden im J. 1701 bey *Civita-Lavinia* (*Lanuvium*), und auf Befehl Papst Benedicts XIV. in das Museum Capitolinum gebracht. (Pentelischer Marmor.)

Nr. 51. *Tireur d'épines*, der bekannte *Spinarius*, oder ein junger Athlet, der den Sieg in dem Wettrennen zu Fuss im Stadium davon getragen. Kommt aus dem Pallast der Conservateurs im Capitol. Ungewiss, wo diese Statue gefunden worden (Bronze).

Nr. 52. Stehender, ganz nackter, *Faun*; mit seinem Pedum scheint er ein Pantherthier schlagen zu wollen, welches ein Gefäfs zu seinen Füfsen umgeworfen hat.

Nr. 53. Aehnlicher *Faun* mit der Nebris. Beide von parischem Marmor, und wie es scheint, von demselben Meister. Beide sind sehr gut erhalten.

Nr. 54. *Venus*, die aus dem Bade steigt, mit der unächten Inschrift: Βουπαλος Εποιει, gefunden bey Salone, auf dem Weg von Rom nach Palestrina. Pius VI. kaufte sie von dem Maler *la Piccole* für das Museum Pio Clementinum. (Pentelischer Marmor.)

Nr. 55. *Flora* oder *Polyhymnia*, gefunden zu Tivoli, in der Villa Adriani. Benedict XIV. liefs sie in das Muf. Cap. bringen. (Pentelischer Marmor.)

Nr. 56. *Ceres*, in einen weiten Mantel gehüllt, trägt Aehren in der Hand, und einen Kranz auf dem Haupt.

Nr. 57. *Hygiéa*, aus parischem Marmor, die Hände sind restaurirt, allein der gröfste Theil der Schlange ist antik.

Nr. 58. *Amor und Psyche*, die einander umarmen. Gruppe, die ehedem in der Sammlung des Cardinal Alexander Albani war, von wo sie auf Clemens XIV. Veranstaltung ins Muf. Capitol. kam. (Parischer Marmor.)

Nr. 59. *Ariadne*, die unter dem Namen Cleopatra bekannte schlafende Statue. Seit Papst Julius II. Zeit war sie im Belvedere des Vatican's. (Parischer Marmor.)

Nr. 60. *Cupido*, der den Bogen spannt, aus parischem Marmor; nur der rechte Arm und die Beine sind modern. Aus dem Pio-Clementinum.

Nr. 61. *Bacchantin*. Der Ergänzer hat ihr ein Gefäfs mit Trauben in die Hand (die modern ist) gegeben.

Nr. 62. *Der Genius der ewigen Ruhe*, mit übereinandergeschlagenen Beinen, wie man ihn oft auf Sarkophagen sieht.

Wir wenden uns nun zum zweyten Saal.

II.

Salle des Hommes illustres.

Bis der Haupteingang eröffnet werden kann, ist hier der Eingang der Gallerie. Links am Eingang steht ein Tisch *x*, wo die gedruckte Beschreibung verkauft wird; rechts ein anderer Tisch *y*, wo Stöcke, Regenschirme und Waffen abgelegt werden.

Acht antike Säulen von grauem Granit (gewöhnlich *Granitello* genannt) zieren diesen Saal. Sie stehen auf einer Erhöhung, die einige Fufs hoch ist. Auf dem Plane sind diese Erhöhungen, die bisweilen Brusthöhe haben, wie in mancher Fensteröffnung, durch gerade Parallelstriche angezeigt. Die durchaus-gehende Mauer hingegen ist schräg und meist unordentlich schraffirt. Diese Säulen kommen aus Aachen, wo sie im Schiff der Kirche den Platz zierten, wo Karls des Grofsen Grab stund.

Nr. 70. Ein griechischer Philosoph, bekannt unter dem Namen *Zeno*. Diese stehende Statue, aus griechischem Marmor (*Grechetto*) wurde im J. 1701 zu Lanuvium mit dem Faun Nr. 50. gefunden. Benedict XIV. kaufte ihn, und liefs ihn in dem Museum Capitolinum aufstellen. Der rechte Arm und die Füfse sind modern.

Nr. 71. *Demosthenes*. Sitzende Statue, die sich ehedem in der *Villa Montalto* oder *Negroni* auf dem Esquilinischen Hügel befand. Pius VI. liefs sie ins Museum Pio-Clementinum bringen.

Nr. 72. *Trajan*, als Philosoph gekleidet, mit einem Globus in der linken Hand. Der Kopf ist antik, aber angefetzt, die Hände sind restaurirt. Diese sitzende Statue befand sich ehedem in der *Villa Mattei* auf dem Mons Coelius. Clemens XIV. liefs sie ins Muf. Pio-Clem. bringen.

Nr. 73. *Sextus aus Chaeronea*, Lehrer des Marc Aurel und Oheim Plutarchs. Der antike Kopf ist angesetzt. Diese stehende Statue ist aus griechischem Marmor.

Nr. 74. *Krieger*, *Phocion* genannt, nach andern Ulysses, welcher mit Diomedes ausgeht, um das trojanische Lager zu erkundschaften. Diese Statue, aus Pentelischem Marmor, wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts in den Fundamenten des Pallastes *Gentili* unten am Quirinal entdeckt, wo ehedem ein Tempel des Archemorus war. Pius VI. liefs sie in das Muf. Pio-Clem. bringen. Die Füfse sind modern.

Nr. 75. *Menander*. Nr. 76. *Posidippus*. Beide sitzende Statuen aus pentelischem Marmor, wurden im XVI. Jahrhundert zu Rom auf dem Viminalischen Hügel in den Gärten des Klosters S. Lorenz in Panisperna gefunden; Sixtus V. liefs sie in der *Villa Montalto* oder *Negroni* aufstellen, von wo Pius VI. sie nach dem Museum Pio-Clementinum bringen liefs.

Nr. 77. *Minerva*, stehende Statue, aus pentelischem Marmor, welche vordem in der *Salle des antiques* im Louvre war. Kopf und Arme sind modern. Sie ist mit der doppelten Chlamys oder Diplax bekleidet, die auf der rechten Schulter befestigt ist, auf der Brust hat sie die Aegis mit Schlangen und dem Medusenhaupt.

III.

Salle des Romains.

Der von *Romanelli* gemalte Plafond dieses Saals stellt den Raub der Sabinerinnen, Mutius Scaevola und andere römische Sujets vor. Man hat hier also zusammengestellt, was auf römische Geschichte und Alterthümer Bezug zu haben schien.

Nr.

Nr. 80. *Römischer Redner*, bekannt unter dem Namen *Germanicus*, für den aber diese Figur zu alt ist. Die Stellung des rechten Arms, die auf den linken Arm zurück geworfene Chlamys, welche vormals durch den in der linken gewesenen Caduceus wahrscheinlich zurück gehalten worden, die Schildkröte endlich, die dem Mercur als Erfinder der Leyer gewidmet war, lassen vermuthen, dass hier ein römischer Redner unter dem Bilde des Gottes der Beredsamkeit abgebildet ist. Auf der Schildkröte liest man mit schönen griechischen Charakteren, die bis jetzt noch nicht ganz correct bekannt gemachte Inschrift:

ΚΛΕΟΜΕΝΗϹ
ΚΛΕΟΜΕΝΟΥϹ
ΑΘΗΝΑΙΟϹ
ΕΠΟΙΕΙ.

Diese Statue, aus pentelischem Marmor, kommt aus Versailles, wohin sie unter Ludwig XIV. gebracht worden war; vorher war sie in Rom, in der *Villa Montalto* oder *Villa Negroni*, vordem die Gärten Sixtus V.

Nr. 81. Ein schöner bronzener Kopf von *Publius Cornelius Scipio* dem ältern. Diese seltene Antike kommt aus den Zimmern von Versailles, wo Ludwig XV. ihn hatte aufstellen lassen; Abbé *Fauvel*, ein grosser Freund von Antiken, hatte ihm im J. 1735 ein Geschenk damit gemacht. Diess sieht man aus einer Inschrift hinten auf dem Hals. Das Weisse im Auge ist aus Silber incrustirt. (Diese Nummer fehlte noch bey der Eröffnung des Saals.)

Nr. 82. Sogenannte *Ceres*, aus parischem Marmor; wahrscheinlicher eine *Clio*, die eine Rolle hielt, und welcher der Ergänzer einen Büschel Aehren gab. Clemens XIV. liess sie aus der *Villa Mattei* nach dem Vatican bringen.

Nr. 83. *Cicero*.

Nr. 84. Sogenannter *Mars*. Stehende Statue aus pentelischem Marmor, nackt bis auf den halben Leib, der Unterleib ist, wie die heroischen und kaiserlichen Figuren, drapirt. Als man sie restaurirte, gab man ihr den Charakter eines Mars, indem man ihr einen behelmten, antiken Kopf aufsetzte, und ein Schwerd in die rechte Hand gab. Auf dem Block, an den die Statue gelehnt ist, liest man:

ΗΡ . . . . . ΙΔΗΣ (ΗΡΑΚΛΕΙΔΗΣ)
ΑΓΑΣΙΟ ΥΕΦΕΣΙΟΣ
ΚΑΙ ΑΡΜΑΤΙΟΣ
ΕΠΟΙΟΥΝ.

Diese Inschrift, die ein wenig verwischt, aber doch nicht undeutlich ist, blieb bis jetzt unbemerkt. *Agasias*, der Vater *Heraclids*, eines der zwey Bildner dieser Statue, mag vielleicht derselbe seyn, der die bekannte Statue verfertigt hat, die unter dem Namen des *kämpfenden Gladiators* bekannt ist.

Nr. 85. Zwey römische Portrait-Büsten, von einigen Grabmal, aus Alexander Sever's Zeiten, wie der Kopfputz des Weibes zeigt, gewöhnlich und fälschlich *Cato* und *Porcia* genannt. Ehedem waren sie in der *Villa Mattei*; Clemens kaufte sie für das Museum des Vatican.

Nr. 86. *Lucius Caninius* stehende Statue, aus parischem Marmor, mit der Toga; aus der römischen, mit Abbreviaturen vermischten, Inschrift auf dem Fussgestell (L. CANIO. AFRICE. PROCVRI. IIII.), sieht man, dass dieser *Luc. Caninius* Statthalter der Provinz Afrika war. Diese Statue war ehedem in Fontainebleau; die Hände sind modern, der Kopf antik, aber angesetzt, die Form des Barts, die Gestalt der Buchstaben und die Incorrectheit der Inschrift, scheinen auf die Zeit der Antonine zu deuten.

Nr. 87. *Büste des Marcus Junius Brutus* aus pentelischem Marmor, kommt aus dem Museum Capitolinum, (fehlte in der ersten Exposition) und muss nicht mit der Bronze aus dem Pallast der Conservatoren verwechselt werden.

Nr. 88. *Urania*, kleine sitzende Statue aus parischem Marmor, sehr fein gearbeitet, welche im J. 1774 bey Tivoli, an dem Ort, welcher *la Pianella di Cassio* heisst, und wo ehedem das Landhaus des Cassius stund, gefunden worden. Da sie weder Kopf noch Arme hatte: so restaurirte man sie zu einer Urania, da diese Muse eine von den beiden war, die man in den dortigen Excavationen nicht fand. Die dicken Sohlen ihrer Beschuhung könnte sie für eine Melpomene halten lassen. Der Kopf, obgleich angesetzt, ist indess auch antik, aus pentelischem Marmor, und gehörte immer einer Muse zu; auf der Stirne hat er zwey Sirenenfedern.

Nr. 89. *Lucius Junius Brutus*, der ältere. Bronzene Büste aus dem Capitolium.

Nr. 90. *Römer als Opferpriester* mit verhülltem Kopfe. Diese Statue war zu Venedig im Pallast *Giustiniani*; ein Engländer kaufte sie und brachte sie nach Rom, um sie restauriren zu lassen; hier kaufte sie Clemens XIV. und liess sie in dem Vatican aufstellen. Der Kopf ist antik, aber angesetzt, die Hände sind modern.

Nr. 91. *August*. Diese Statue war ebenfalls in Venedig, wo sie (wie jetzt im Museum) der vorigen als Pendant diente; sie ist aus pentelischem Marmor, und wurde bey *Velletri*, in Augusts Vaterlande, gefunden.

Nr. 92. *Isis-Priesterin*, die das Gefäss mit dem geheiligten Wasser trägt, welches mit ihrem Schleyer bedeckt ist. Sie ist von parischem Marmor, wurde in der *Villa d'Este* zu *Tivoli* gefunden, und auf Benedikts XIV. Befehl ins Museum Capitolinum gebracht. Der antike Kopf ist angesetzt.

Nr. 93. *Römische Matrone*, im Costum der Göttin *Pudicitia;* der Kopf ist ein Portrait, und nach dem Haarputz scheint die Statue an das Ende des zweyten Jahrhunderts zu gehören. Diese Statue aus griechischem Marmor wurde in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts zu *Bengazi*, in dem Golph von Sydra, gegen Osten von Tripoli gefunden und nach Frankreich gebracht, wo sie in der Versailler Gallerie aufgestellt wurde. Unter den Antiken, die man kennt, ist diess eine von denen, die am besten conservirt sind. Die Draperie ist sehr geschmackvoll und fein gearbeitet.

Nr. 94. Der sogenannte *sterbende Gladiator*, ehedem in der Villa Ludovisi, und unter Clemens XII. nach dem Capitol gebracht.

Nr. 95. Römische Matrone, aus welcher *Girardon*, der sie restaurirte, eine Vestalin machte, durch den Altar, den er neben sie stellte, und den modernen Kopf. Diese Statue aus parischem Marmor befand sich ehedem in der Versailler Gallerie, und ist auch, so wie die meisten vorhergehenden, in den *Statues de Versailles* abgebildet.

Nr. 96. *Melpomene*. Die Draperie dieser Statue aus parischem Marmor ist wegen der doppelten, einer kurzen ohne Aermel, und einer langen Tunica, merkwürdig. Die Hände sind modern, sie hält die Maske und die Rolle.

Nr. 97. *Antinous*, des kapitolinischen Museums, ehedem in der Sammlung des Kardinal Alexander Albani.

IV.

Salle de Laocoon.

Die 4 Säulen (mit □ bezeichnet) aus *Verde Antico* oder grünem antikem Marmor, den die Alten aus der Gegend von Thessalonich bezogen, welche diesen Saal zieren, kommen aus der Kirche von *Montmorency* vom Mausoleum des Connetable *Anne de Montmorency;* jede ist 3½ Mètres hoch, und hat 43 Centimètres im Durchmesser.

Nr. 100. *Jason* in dem Moment, wo er, um zu Pelias Fest zu kommen, durch den Anauros gewadet ist, und seine Sandeln an den rechten Fuss legt; voll Verwunderung dreht er den Kopf auf die Seite, um Juno, die er als altes Weib durch den Strom getragen, und die jetzt wieder als Göttin erscheint, anzusehen. Da man diese Statue ehedem für einen *Cincinnatus* ausgab: so brachte der Restaurator eine Pflugschaar an. Diese Statue, aus pentelischem Marmor, stand lange Zeit in den Appartemens von Versailles, wohin sie aus der *Villa Montalto* oder *Negroni* aus Rom gekommen war.

Nr. 101. *Büste* des Kaisers *Lucius Verus* mit dem Paludamentum, aus lunesischem (oder cararischem) Marmor; sie kommt aus dem Pallast des Herzogs von Modena. (Sie fehlte noch bey der ersten Exposition.)

Nr. 102. Wohlerhaltene *Büste* des *Commodus* aus pentelischem Marmor; sie kommt auch aus dem herzoglichen Pallast zu Modena. (Bey der ersten Exposition fehlte sie gleichfalls.)

Nr. 103. Die *Tragödie*, eine Herme.

Nr. 104. Die *Comödie*, eine Herme.

Diese beiden Pendants wurden in der Villa Adriani zu Tivoli gefunden. Pius VI. kaufte sie dem Grafen *Fede* ab, und liess sie in dem Museo Pio-Clement. aufstellen.

Nr. 105. Eine sehr schöne, wohl erhaltene und mit den Medaillen treffend ähnliche *Antinous Büste*, die schon lange in Frankreich ist.

Nr. 106. Kopf des *Menelaus;* er gehörte zu einer Gruppe, welche die Wegtragung des Patroclus durch Menelaus vom Schlachtfeld vorstellte. Er ist in dem Mus. Pio-Clementino in Kupfer gestochen. Die Reste der Schulter des Patroclus, die man auch dabey in der Villa Adriani fand, blieben zu Rom: Sie sind auch in demselben Werke in Kupfer gestochen. (W. Tischbein hat ihn nebst den andern Köpfen des vorgeblichen Homerischen Helden auf der 5ten Tafel des *ersten* Hefts seines Homers abgebildet.)

Nr. 107. *Adonis* aus dem vaticanischen Museum. Andere nennen ihn *Ceres*.

Nr. 108. *Laocoon*. *Göthens* sinnreicher Aufsatz in den Propyläen ist ins Französische übersetzt, wo ihn neuerlich auch *Visconti* gelesen hat. Doch scheint dieser über den einzig möglichen Moment der Darstellung anderer Meynung. Die Reste der beiden Kinnladen vom Kopfe der Schlange, die jetzt falsch restaurirt ist, worauf Gothe in seinem Aufsatz (Propyläen I, 1. S. 9.) aufmerksam macht, möchten jetzt sehr schwer zu finden seyn.

Nr. 109. Ein *Diskobolos* in ruhiger Stellung, aus dem Museum Pio-Clementinum bekannt, gefunden auf der Appischen Strasse an dem sogenannten *Columbarium* der Livia, drey französische Meilen von Rom.

Nr. 110. *Büste* der *Sabine*, aus pentelischem Marmor, ehedem in dem Capitolischen Museum, und gemeiniglich *Alexander* benannt.

Nr. 111. *Amazonenstatue* aus parischem Marmor, welche Clemens XIV. aus der *Villa Mattei* wo sie 200 Jahre lang gestanden hatte, in das Museum Pio-Clementinum bringen liess. Auf dem Bildenfuss (Plinthe) liest man *Translata de Schola Medicorum*.

Nr. 112. *Bacchus*, bekannt unter dem Namen der *Kapitolinischen Ariadne*. Ein schöner Kopf von pentelischem Marmor, aus dem Museum Capitolinum.

Nr. 113. *Seegott*, Ocean genannt. Colossalische Herme aus parischem Marmor, die vor etwa 30 Jahren bey *Puzzuoli*, in dem neapolitanischen Busen gefunden wurde; der englische Maler *Gavin Hamilton*, der sie gekauft hatte, trat sie an Clemens XIV. für das Vaticanische Museum ab.

Nr. 114. *Bacchus*, kleine Statue aus pentelischem Marmor; mit restaurirten Armen und Beinen.

Nr. 115. *Mithrapriester*, unter dem Namen *Paris* bekannt, weil der Restaurirer ihm einen Apfel in die Hand gegeben. Niedliche kleine Statue aus pentelischem Marmor, in einer Grotte bey der Tiber A. 1785, fünf Meilen von Rom gefunden, und in dem Vaticanischen oder Pio-Clementinischen Museum aufgestellt. Diese Statue zieht die Aufmerksamkeit der Zuschauer ungemein stark auf sich. Daher ist der Durchgang aus der *Salle du Laocoon* in die *Salle de l'Apollon*, wo dieselbe steht, immer stark mit Menschen angefüllt, so bald es in der Gallerie etwas lebhaft zu werden anfängt, weil immer einige da sind, welche die Statue mit hoher Bewunderung betrachten.

Nr. 116. *Colossalische Jupitersbüste* aus Lunesischem oder Cararischem Marmor, gefunden in den Ruinen zu *Otricoli*, und von Pius VI. in das Vaticanische Museum versetzt.

Nr. 117. *Minervakopf*, aus pentelischem Marmor. War lange Zeit in der Engelsburg, von wo Pius VI. ihn in das Vaticanische Museum bringen liess.

Nr. 118. Meleager aus dem Museum Pio-Clementinum.

Nr. 119. Aeskulapsbüste aus pentelischem Marmor.

Nr. 120. Der Diskobol aus dem Vaticanischen Museum, in der *Villa Adriani* zu Tivoli gefunden.

V.

Salle d'Apollon.

Dieser Saal ist mit vier schönen Säulen von orientalischem rothem Granit geziert (*f. f. f. f.*); jede Säule ist 4. Mètres und 1. Decimètre hoch, und hat 43. Centimètres im Durchmesser. Die beiden, welche neben der Nische Apolls stehen, kommen aus der Kirche zu Aachen, wo das Grabmal Karls des Grossen war. Die drey ersten Säle sind parketirt, dieser, der Laocoonssaal, und der folgende, wo die Musen stehen, sind mit schönem und seltenem Marmor gepflastert. Der Plafond in den vorigen Sälen enthält Freskomalereyen; in diesem ist er weiss, was den Saal mehr aufhellt. Die Mitte des Saals nimmt ein schöner grosser achteckiger Tisch, von orientalischen rothem Granit, ein, der hier durch den Buchstaben *u* bezeichnet ist.

Nr. 125. *Merkur*, unter dem Namen des *Antinous* aus dem Belvedère (oder Mercure Lantin) bekannt.

Nr. 126. Ueber dieser Statue ist ein Basrelief eingemauert, welches den *Thron Saturn's* vorstellt. Auf einem architectonischem Grunde, in der Mitte des Basreliefs, ist eine Art von Thron, zum Theil mit einer Draperie bedeckt; auf dem *Suppedaneum* oder Fussschemel, ist ein Himmelsglob, mit Sternen übersäet und dem Zodiakus umgeben; links tragen zwey geflügelte Genien Saturns krummes Messer, oder die *Harpe*. Auf der andern Seite scheinen zwey andere Genien sich um seinen Scepter zu streiten. Dieses Basrelief, aus pentelischem Marmor, befand sich seit langer Zeit in dem Antikensaal im Louvre. Italien besitzt mehrere dergleichen Basreliefs von gleicher Grösse und in demselben Stil, und selbst von gleichem oder ähnlichem Inhalt. Zwey sind in dem Chor der Kirche *San Vitale* zu *Ravenna*, sie stellen den Thron Neptuns vor; ein drittes steht in der Kirche *della Madonna de' miracoli* zu Venedig; ein Fragment von einem vierten, welches den Thron Apolls vorstellt, ist zu Rom in der *Villa Ludovisi*.

Nr. 127. Eine kleine Statue aus griechischem Marmor, *Apollo Sauroctonos*, oder der Eidechsentödter. Er ist ganz in der Stellung, wie der im Museum Pio-Clementinum, nur hat der Bildhauer, der die Statue restaurirte, ihm in die linke Hand ungeschickter Weise eine Leyer gegeben.

Nr. 128. Eine kleine *Merkursstatue*, aus lunesischen Marmor, merkwürdig wegen der mancherley Attribute, die an derselben vereinigt sind; sie hat Flügel am Kopf, den Caduceus in der Hand, die Schildkröte unter dem linken Fuss, und stützt sich auf einen kleinen mit Arabesken gezierten Pilaster, dergleichen man an den Barrieren der Gymnasien hatte.

Nr. 129. Eine *Venus*, die aus dem Bad kommt, in der Linken das Tuch um sich abzutrocknen hält, mit der Rechten sich den Busen bedeckt. Sie ist in der Stellung der von Menophant verfertigten Venus. Neben sich hat sie ein viereckiges Kistchen, statt dass die Gnidische von Praxiteles, der sie übrigens sehr gleicht, eine Vase neben sich stehen hat. Diese Statue aus griechischem Marmor, kommt aus der Gallerie von Versailles. Nur der rechte Arm ist restaurirt.

Nr. 130. Eine kleine *Marsstatue* mit dem Helm und Schilde; aus lunesischem Marmor.

Nr. 131. Ein junger, nackter *Apoll* aus parischem Marmor, mit der Leyer in der Linken. Der Torso dieser kleinen Statue ist von einem sehr guten Stil. Das übrige stark restaurirt.

Nr. 132. Eine Statue, gewöhnlich *Urania* genannt, weil *Girardon*, der die ihr mangelnden Arme

Arme und den Kopf restaurirte, ihr eine Sternenkrone aufsetzte, und eine Rolle in die Hand gab. Ihre Stellung, und die Bewegung ihres linken Arms, einen Flügel ihres Kleides in die Höhe zu halten, (was die mit vielem Geschmack gearbeiteten Falten ihrer Kleidung zur Genüge zeigen) könnte auf die Vermuthung führen, dass es eine *Spes* ist. Diese Statue kommt aus der Gallerie von Versailles.

Nr. 133. Eine gut erhaltene kleine Statue aus hartem griechischen Marmor, welche den *Delphischen Apoll* vorstellt, auf den Dreyfuss gestützt, und in der Linken einen Lorbeer haltend. Die Restaurationen sind nach den griechischen Münzen gemacht worden. Diese Statue stund ehedem in dem Schloss von *Ecouen* bey Paris.

Nr. 134. Ein 1775 in Ostia gefundener *Dreyfuss* aus pentelischem Marmor, bisher in dem Museum Pio-Clementinum.

Nr. 135. Ein *Antinous* in der nämlichen Stellung, wie der Antinous aus dem Capitol, (Salle des Romains. Nr. 88.)

Nr. 136. *Isis salutaris*; aus dem Museum Pio-Clementinum.

Nr. 137. *Minerva* im alten Stil; eine kleine Statue aus pentelischem Marmor, die ehedem in dem herzoglichen Pallast zu Modena stand. Der Kopf ist angesetzt, aber antik und in demselben Stil gearbeitet, wie die Statue. Das merkwürdige derselben besteht besonders in der grossen, weiten Aegis, die ausser den Schultern auch einen grossen Theil des Rückens bedeckt.

Nr. 138. Eine kleine wohlerhaltene Statue der *Minerva* aus luneesischem Marmor, mit merkwürdigen Attributen. Zu ihren Füssen ist die Schlange, die oft unsichtbare Wächterin ihres Tempels zu Athen; ihren Schild stützt sie auf einen geflügelten Riesen, mit Schlangenfüssen; er hält noch als Waffe einen Baumstamm; wahrscheinlich der Riese Pallas oder Enceladus.

Nr. 139. *Mars Victor*, eine Statue aus pentelischem Marmor, welchem der Restaurator eine Weltkugel und einen Scepter in die Hände gab, weil er glaubte, es sey ein römischer Kaiser.

Nr. 140. Eine kleine in Attika gefundene *Melpomene*, aus parischem Marmor.

Nr. 141. Eine kleine Statue der *Juno*, aus pentelischem Marmor, mit geschmackvoll gearbeiteter Draperie, und restaurirten Armen.

Nr. 142. Die *Kapitolinische Venus*.

Nr. 143. Ueber derselben ist ein schönes Basrelief eingemauert, welches ein Suovetauril vorstellt, und ehedem in dem Vestibulum der St. Marcus-Bibliothek in Venedig sich befand. *Antonio Lafreri* gab 1553 einen Kupferstich davon. Damals scheint es im St. Marcus-Pallast zu Rom gewesen zu seyn.

Nr. 145. Der Apoll von Belvedere. Zwischen der Plinthe und dem Piedestal, wurde am 16ten Brumaire, (zwey Tage vor Eröffnung der Gallerie) als Consul Bonaparte dieselbe besuchte, eine Bronzene Tafel mit folgender Inschrift befestigt:

La Statue d'Apollon, qui s'élève sur ce piédestal
trouvée à Antium sur la fin du XVe Siècle,
placée au Vatican par Jules II, au commencement du XVIe,
Conquise l'An V de la République par l'armée d'Italie,
sous les Ordres du Général Bonaparte,
a été fixée ici le 21 Germinal an VIII,
première année de son Consulat.

Auf der Rückseite stund:

Bonaparte, Ier Consul.
Cambacérès, IIe Consul.
Lebrun, IIIe Consul.
Lucien Bonaparte, Ministre de l'Interieur.

Das Piedestal vom Apoll steht auf einem 2 Stufen hohen *Perron*, so dass die Statue über die andern neben ihr stehenden erhaben ist, und schon von der Salle du Laocoon aus über die immer vor ihr versammelte Menge hin gesehen wird. Eben so wird einst Laocoon gleich beym Eintritt in die Augen fallen, wenn erst das grosse Thor und der erste Saal fertig seyn wird. Vorn neben den Stufen des Perron stehen:

Nr. 144. Zwey Sphinxe aus rothem orientalischen Granit; beide kommen aus dem Pio Clementinischen Museum. Der Perron selbst ist mit dem kostbarsten Marmor gepflastert. In der Mitte sind sechs Tafeln von antiker Mosaik eingesetzt, welche ausser verschiedenen Zierrathen Thiere vorstellen, die von Vögeln gezogen werden.

Nr. 146. *Venus von Arles*, welche in dieser Stadt im J. 1651 gefunden, und bisher in der Gallerie von Versailles aufbewahrt wurde. Aus hartem etwas aschfarbigem griechischen Marmor. Bekanntlich gab ihr *Girardon* bey der Restauration einen Spiegel in die Linke, und den Apfel in die Rechte. Der capitolinischen *Venus* so sehr nahe, wird diese etwas in Schatten gestellt. Vielleicht wäre es noch angenehmer, wenn zu beiden Seiten des Apoll gar keine Statue stünde.

Nr. 147. Ueber dieser Venus ist ein Basrelief eingemauert, welches eine Conclamation vorstellt. Es ist aus luneesischen Marmor, und stand seit langen Zeiten in dem Antiken-Saal des Louvre. *Maffei* und *Dom Martin* sahen es dort und gaben Zeichnung und Beschreibung davon. Es scheint indessen bloss eine Nachahmung eines antiken Kunstwerks zu seyn, und ist wahrscheinlich erst zu Anfang des XVIten Jahrhunderts verfertiget worden.

Nr. 148. Der indische Bacchus, mit der griechischen Inschrift *Sardanapalus*; aus dem Museum Pio-

Pio-Clementinum. *Mongez*, Mitglied des National-Instituts, hat in einer Vorlesung, die nun auch in der *Decade philosophique l'an* IX. n. 5. S. 265. abgedruckt steht, zur grossen Verwunderung von Visconti zu beweisen gesucht, dass diess Bild (von schönem griechischen Stil!) eine Portraitstatue des *Elegabalus* sey, der, wie Herodian sagt, dem schönen Bilde des Bacchus ähnlich sah.

Nr. 149. *Hercules*, der den kleinen Telephus auf den Armen trägt, oder der sogenannte *Hercules Commodus*, aus dem Belvedere.

Nr. 150. *Apoll*, aus hartem griechischen Marmor, der ehedem in den Gärten von Versailles bey dem *Bosquet de la Colonnade* stand. Er hat die Stellung des von Lucian beschriebenen lyeischen Apolls; der rechte Arm liegt auf dem Kopf, und in der linken, die er auf einen von einer Schlange umwundenen Baumstamm stützt, hielt er wahrscheinlich den Bogen. Diese Stellung machte, dass man ihn zu Versailles immer für einen Bacchus ansah. Wenn einst Friede mehr Aufwand zu machen erlauben wird, wird auch in dieser Gallerie durch geschickte Restaurationen unter Visconti's Aufsicht, manches zu thun seyn.

Nr. 151. Der in der *Villa Adriani* ausgegrabne ägyptische *Antinous*, aus pentelischem Marmor, der ehedem in dem Museum Capitolinum stund.

Nr. 152. *Bacchus*, in der Stellung der Ruhe mit der Nebris bekleidet. Eine trefflich gearbeitete und wohl erhaltene Statue, ehedem in der Versailler-Gallerie. *Mellan* lieferte einen Kupferstich von derselben.

Nr. 153. Eine f[illegible] colossalische *Serapis-Büste*, aus dem vatican[illegible]n Museum.

Nr. 154. Ein *Merkur*, aus pentelischem Marmor, ganz in der Stellung des Vaticanischen (Nr. 125.). Dieser war noch durch einige Attribute deutlicher charakterisirt. In dem Kopf z. B. hatte er zwey Löcher, wo offenbar die Flügel eingesetzt waren, und ein Theil des Caduceus ist auch alt.

Nr. 155. Die *capitolinische Juno*, nach andern eine *Melpomene*. Aus dem Museum Capitolinum.

Nr. 156. Eine der schönsten bekannten *Bacchusstatuen*, aus hartem griechischen Marmor. Er ist ganz nackt, und stützt den linken Arm nachlässig auf einen Baumstamm. Der vollkommen conservirte Kopf, dessen langlockigtes Haar auf die Brust herabfliesst, ist mit Epheu und einer bacchischen Binde umgeben.

Nr. 157. Ueber diesem Bacchus ist ein Basrelief eingemauert, welches nach einem in der *Villa Borghese* befindlichen modelirt ist, und fünf Mädchen vorstellt, die sich bey der Hand halten und um einen Tempel tanzen.

VI.

Salle des Muses.

Nr. 165. *Bacchuskopf.*

Nr. 166. Eine *Säule aus orientalischem Granit*, etwas dunkelgrau und grün, mit leichter rosenfarbiger Schattirung und weissen Flecken; Kapital und Base sind von vergoldetem Bronze und reich verziert.

Nr. 167. Ein sogenannter *Hippocrateskopf* aus pentelischem Marmor.

Nr. 168. *Calliope*, aus dem Museum Pio-Clementinum.

Nr. 169. *Apollo Musageta*, ebendaher.

Nr. 170. *Clio*, ebendaher.

Nr. 171. *Melpomene*, ebendaher.

Nr. 172. Eine *Herme* aus pentelischem Marmor, mit einem Socrateskopf, die im VIten Bd. des Museum Pio Clementinum gestochen und beschrieben ist.

Nr. 173. *Polymnia*, aus demselben Museum.

Nr. 174. *Kopf eines indischen bärtigen Bacchus*, lange für *Plato* gehalten.

Nr. 175. Die *Homers-Büste*, aus dem Kapitolinischen Museum.

Nr. 176. *Erato.*

Nr. 178. *Euterpe.*

Nr. 179. *Terpsichore.*

Nr. 180. *Urania.*

Nr. 181. *Thalia*, alle 5 aus dem Museum Pio-Clementinum.

Nr. 177. Eine *Euripides Herme*, aus pentelischem Marmor, stand ehedem in der Academie von Mantua, so wie:

Nr. 184. Der sogenannte *Virgilskopf.*

Nr. 182. Noch ein *Socrateskopf.*

Nr. 183. Eine sehr schöne Säule aus africanischem Marmor.

So weit die in den 6 geöffneten Sälen jetzt aufgestellten Antiken. Der Haupteingang wird, wenn alles vollendet seyn wird, vorn neben dem Platz des Louvre in den Saal angebracht werden, der jetzt schon auf dem Plane durch den *Saal des Torso* bezeichnet ist. Darneben wird die Fortsetzung der Gallerie statt finden. Ob dazu noch mehrere Säle bestimmt werden dürften, ist bis jetzt noch nicht entschieden, aber sehr wahrscheinlich, besonders wenn alle vorhandene Reliefs und kleinern Antiken, die zum Theil jetzt in den obern Sälen der Gemäldegallerie sehr unpassend aufgestellt, zum Theil aber auch in der Nationalbibliothek befindlich sind, noch mit dem Central-Museum verbunden werden sollten.

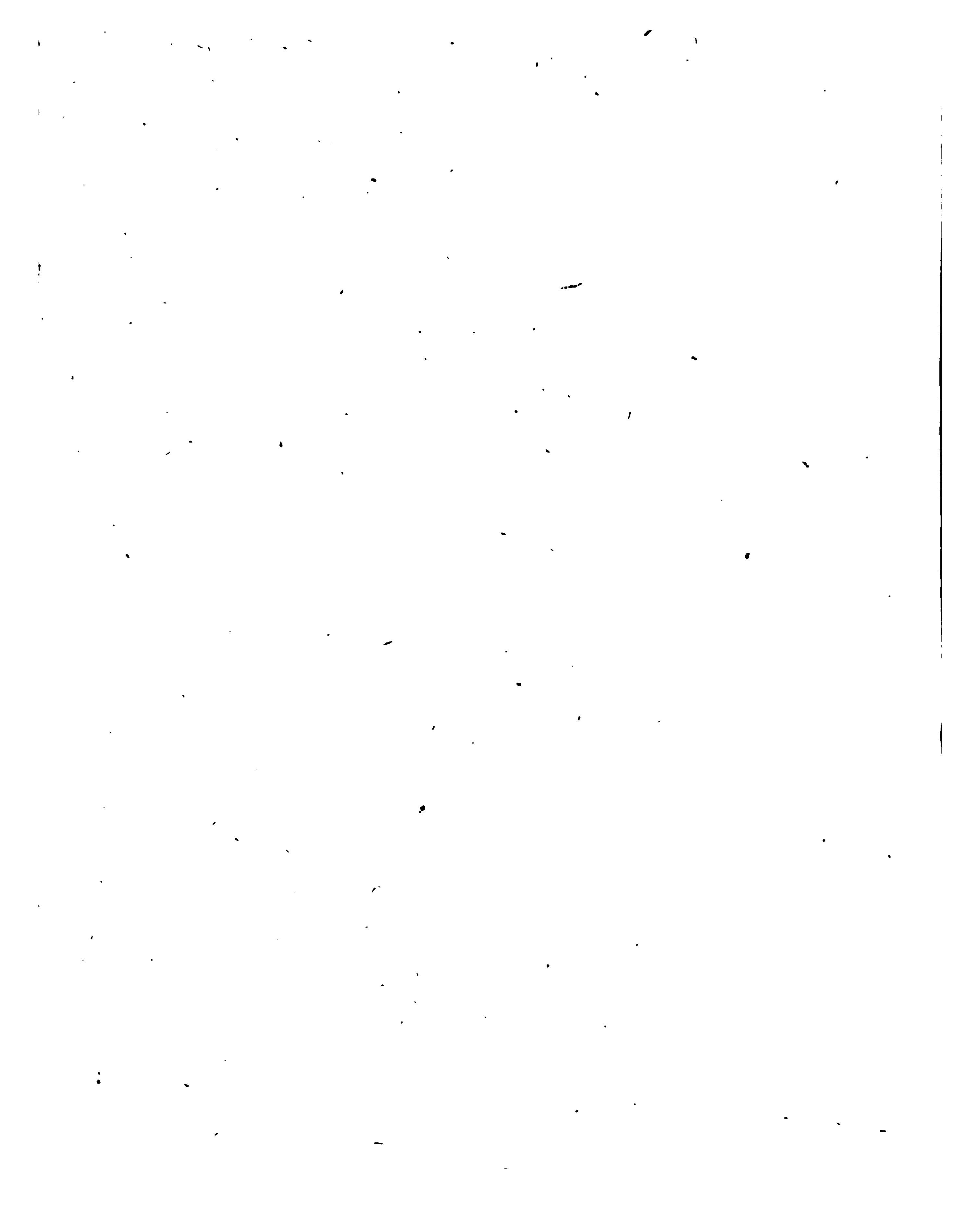
Noch verdient bemerkt zu werden, dass die Fenstervertiefungen in einigen schon fertigen Sälen (z. B. in dem des Apollo) bis auf die Brusthöhe aufgemauert, und

und daher auch auf unserm Plane mit parallelschraffirten Linien bezeichnet sind. Die Säle sind im Winter durch Röhren, oder sogenannte *Tuyaux de chaleur*, sehr gut erwärmt. In dem Vestibule, durch welchen man jetzt in den innern Hof gelangt, sind moderne Bronzen aufgestellt, die auf dem Plane durch *cccc* ausgedrückt sind. Im Saale *des Hommes illustres* stehen Säulen auf einer brusthohen Mauer *bb*, wodurch die Säle von einander getrennt werden.

Der Zulauf der gaffenden Zuschauer war natürlich in den ersten drey Decaden ausserordentlich gross und für den eigentlichen Liebhaber etwas lästig. Allein diese Flut der Neugierde wird bald verronnen seyn, und dann wird nichts über den stillen Genuss dieser Beschauung gehn. Die Beleuchtung ist im Ganzen vortrefflich; die Aufstellung in den sehr hohen Sälen so viel es nur immer das Local gestattet, aus dem richtigsten Gesichtspunkt gefasst. Besonders muss die herrliche Gruppe des Laocoon, vorn vom Haupteingang gesehn, künftig eine noch erhabnere Wirkung thun, als sie schon jetzt der vaticanische Apoll, vom Laocoons-Saal aus gesehn, hervorbringt. Hoffentlich wird durch diese geschmackvolle Aufstellung der Antiken, und die dadurch so laut ausgesprochene Anerkennung ihres hohen Werths der wilden Zerstörungssucht in einigen mittäglichen Gegenden Frankreichs, worüber der wackere *Gady* noch neuerlich im *Magazin Encyclopedique* (*Vendemiaire, l'an* 9. Nr. 10. S. 249. ff.) so gerechte Klagen führt, kräftiger, als durch jede andere Vorkehrung, Einhalt geschehn.

Dass die Bildhauer der *neuen* französischen Schule nicht unwerth sind, die erhabensten Vorbilder des Alterthums täglich vor Augen zu haben, wird sich vielleicht bald durch mehrere Instanzen beweisen lassen. Den ersten Beweis lieferte der verdienstvolle Bildhauer *Moille* durch ein Basrelief von 4½ Fuss, welches über der Thüre, die jetzt zur Antikengalerie führt, erst vor einigen Tagen eingesetzt worden ist. Es stellt die Minerva als Schutzgöttin der Wissenschaften und Künste, die Lyra in der einen, die Lorbeerkrone in der andern Hand haltend, vor. Man ist allgemein mit der reinen Zeichnung und Ausführung dieser Figur zufrieden, und findet sie ihrer Bestimmung vollkommen würdig.

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
DES
NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS.



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Göthe's neue Schriften. Dritter Band.* 364 S. *Vierter Band.* 394 S. *Fünfter Band.* 371 S. *Sechster Band.* 507 S. 8. 1795 u. f.

Auch unter dem Titel:

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman, herausgegeben von *Göthe. Erster bis vierter Band.*

Ebendaselbst: *Göthe's neue Schriften. Siebenter Band.* Mit Kupfern. 1800. 380 S. 8.

Bey einer Recension eines Werks, wie *Wilhelm Meister*, welche eben jetzt, weder früher noch später, erscheint, findet sich der Kritiker nothwendiger Weise in einiger Verlegenheit. Er hat den Beruf *nicht mehr*, es bey dem Publicum einzuführen, und doch ist er *noch nicht* da, wo er versuchen könnte, Organ einer spätern Nachwelt zu seyn; ihn stört in der Stimmung, welche zu einem solchen Versuch erfoderlich wäre, die mit seinen eigenen Gedanken über das Werk verwebte Kenntniss und Beurtheilung dessen, was seine Mitwelt davon denkt.

Ein Standpunkt wird ihm jedoch eben dadurch angewiesen, der seinen grossen Werth hat. Er betrachtet an einem so ausgezeichneten Werke die Eindrücke, welche dasselbe seit seiner Erscheinung gemacht hat, und dieses lehrt ihn, welchen Gewinn Geschmack und Kunst bereits davon gezogen haben mögen, und welchen sie noch davon ziehen werden. Sollte auch die Summe von jenem nicht rein heraus zu bringen seyn: so ist dafür dieser um so schneller zu berechnen. Jedes Product von classischem Charakter wirkt durch sein blosses Daseyn endlich alles, was es wirken kann und soll; denn es muss in die Bildung derer eingreifen, welche künftig vorzügliche Werke hervorbringen werden: so wie die vorzüglichen Werke, welche vorher da waren, in die Bildung des Urhebers von jenem Product eingegriffen haben. Diess ist es, was einem classischen Werke auf keine Weise, und durch kein Unwesen, zu welchem dasselbe Anlass geben mag, entrissen werden kann. Mögen wir immer über die Franzosen lachen, die ihren *Racine* durch den Beynamen des *Zärtlichen* am meisten zu ehren glauben, während wir in allem, was Zärtlichkeit bey ihm ausdrücken soll, vor conventionellem Aufputz keine Spur von dramatischer Wahrheit erkennen — mögen die englischen Commentatoren *Shakspeare's* mit noch so geistloser Pedanterie ihren Text bearbeitet haben — mögen Leute, die gern Secte machen wollen, in Einem Athem und mit gleichem Tone *Cervantes* und *Jacob Böhme* herausstreichen — mag einer von ihnen verkünden, dass *Göthe's* „rein poetische Poesie die wahre Poesie der Poesie, dass Wilhelm Meister eine von den drey grossen Tendenzen des Zeitalters" sey: *Shakspeare*, *Cervantes*, *Racine*, *Göthe*, werden, trotz allem, was über sie deraisonnirt werden mag, trotz aller einseitigen Urtheile, welche Verbindung oder Nationalbeschränktheit, oder Mangel an Kunstsinn wider sie fällen mögen, ja selbst ihren lächerlichsten Enthusiasten zum Trotz, ewig Muster und Vorbilder in der Kunst bleiben, ewig denen, welche in der Natur die Kunst zu finden streben, den Schlüssel reichen, der diese in jener verschliesst.

Wilhelm Meisters Lehrjahre existiren nur seit wenigen Jahren, und schon ist die Zeit *vorbey*, wo mehrere warme Bewunderer dieses Romans sich es zur Angelegenheit machten, ausführliche Lobreden auf denselben zu schreiben, wo andere Aergerniss daran nahmen, und nicht weniger geschäftig waren, aus wirklichen, oder ihnen so dünkenden Fehlern des Werks zu beweisen, dass *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, wenn gleich manches darin recht schön wäre, doch nicht *bewundert* werden dürften. Was die einen und die andern schrieben, ist bereits vergessen — und zugleich *scheinen* auch *Wilh. Meisters Lehrjahre* fast vergessen. Beides musste so kommen, und musste früher erfolgen, als in andern, sonst ähnlichen Fällen. Man konnte eine gute Weile fortfahren, in Kraftromanen den *Werther*, in altdeutsch-Shakspearischen Schauspielen, den *Götz v. Berlichingen*, nachzuäffen: es musste also lange währen, ehe *Götz v. Berlichingen* und *Werther* dem Getümmel ihres Erdenlebens entrückt, und in den stillen Tempel der Unsterblichkeit eingeführt wurden. Aber in der Manier des *Wilh. Meister* schreiben und darstellen zu wollen, das liess man gleich anfangs aus guten Gründen bleiben, und jene Polemik war keine rechte Nahrung für die Mode.

Unwichtig war indessen der Streit keinesweges, und wenn es gleich sehr die Frage seyn möchte, ob die streitenden Partheyen Lust haben werden, den Vergleich zu unterschreiben, den wir hier zu entwerfen versuchen wollen: so kann ein solcher doch immer noch anderweitigen Nutzen haben.

Der Charakter der Vortrefflichkeit, welchen die Gegner dieses Romans ihm zwar dem Worte nach lieber absprechen möchten, aber in der That doch zugestehen, liegt unstreitig ganz besonders in der Dar-

ftellung. Diese ist durchgängig so beschaffen, dafs sie in ihrer Vollkommenheit auch die Situationen und die Charaktere in sich schliefst, ohne dafs man an jenen die verständige Anlage, noch an diesen die absichtliche Entwerfung und Ausführung, oder was sonst an Situationen und Charakteren guter Romane hervorstechend lobenswürdig zu seyn pflegt, jemals sonderlich bemerken oder rühmen könnte.

Freylich ist es eben Darstellung, was den *Dichter* macht, während jeder andere Vorzug dem *guten Kopf* natürlich seyn, oder von ihm erlangt werden kann. Allein unter allen Kunstgattungen ist gerade der *Roman* diejenige, an welcher das *Poetische*, wenn es fehlt, am wenigsten vermifst wird, und wenn es vorhanden ist, am überflüfsigsten zu seyn scheint. Hierin liegt der tiefste und hauptsächlichste Grund einer allgemeinen Unbehaglichkeit, welche bey einem grofsen Theil des Publicums mit dem Genufs des *Wilh. Meisters* verbunden gewesen ist. Eine Schule von Kunstrichtern hat diese Unbehaglichkeit, die sie redlich selbst empfand, in kritischem Tadel auszudrücken gesucht, aber mit dem geringen Erfolg, den eine blofs subjective Beurtheilung haben mufste. Andere erblickten, was wirklich da war: Erscheinungen, aus der Fülle eines unendlichen Kunstreichthums hervorgebracht, von höchst mannichfaltigem Interesse durch ihren Ursprung aus der Wirklichkeit, die aber nicht wie Wirklichkeit selbst, und in der That noch weniger wie unmittelbare Abbildung der Wirklichkeit, zu beurtheilen waren.

Die besten Romane haben auch die gebildetern Leser an Porträtmalerey gewöhnt. *Göthe* hatte freylich seine Originale, wie *Richardson*, wie *Fielding*, wie jeder andere mit Recht bewunderte Romanendichter; aber in dem Uebergang vom Anschauen zur Darstellung war die Menschenkenntnifs, der Beobachtungsgeist, und jede andere Eigenschaft, welche jene Schriftsteller auszeichnet, bey ihm der Phantasie, dem poetischen Genie untergeordnet. Wir sagen *untergeordnet*; denn dafs *Wilh. Meister* einen Schatz der tiefsten Menschenkenntnifs und der feinsten Beobachtung enthält, möchten wohl seine entschiedensten Gegner selbst nicht leugnen: nur vermissen diese die Stellung, die Mischung, die Beziehung, welche eine solche Menschenkenntnifs und Beobachtungsgabe sonst im Roman zu haben pflegt, und die hier dem poetischen Werthe aufgeopfert sind.

Wo dagegen dieser Werth lebhaft empfunden wird, da füllt die unnachahmliche Darstellung jede Lücke in der Wahrscheinlichkeit des Romans aus, unterwirft unbedingt jeder Willkür des Verfassers, verhüllt jeden Fehler, und schafft sogar die Fehler zu eigenthümlichen Schönheiten um. Sie regt Ideen von Zusammenhang und Bedeutung auf, von denen nicht bestimmt werden kann, ob sie in das Werk *hineingelegt*, oder darin *erkannt* werden — gerade wie die Natur selbst, als Gegenstand des Gefühls und Verstands: sie, die volle, lebendige Natur, ist darum keineswegs todt und leer. Aber jene Behandlung des *Wilh. Meisters* verfällt auch in den Fehler, endlich blofs subjectiv zu seyn, und es hat hier mystischen Unfug, Commentatorsmisbräuche gegeben, die der Kunst nicht weniger schadeten, als ähnlicher Unfug und ähnliche Misbräuche der Religion geschadet haben, die, wie jene, nützlich durch *historische Kritik* widerlegt werden können.

Um über *Wilh. Meisters Lehrjahre* nicht in schwärmerische Verirrungen zu gerathen, braucht man nur eine Thatsache, die vielleicht nicht allgemein bekannt ist, in Betracht zu ziehen. Lange vor ihrer Erscheinung wufsten viele Personen um das Daseyn eines Werks von Göthe, das diesen Titel führte, und seit vielen Jahren, also von der Jugendzeit des Vfs. her, unvollendet im Manuscript existirte. Es bedarf keines hohen Grads von Kennerschaft, um zu urtheilen, dafs jener *Wilh. Meister* sehr wesentliche Aenderungen erfahren haben mufs, um die Form zu erhalten, unter welcher wir ihn jetzt besitzen. Ein sehr grofser Vortheil für die Kritik wäre es, wenn man auch den alten *Meister* kennte, wie man den alten und den neuen *Werther* kennt. Allein das Factum giebt *a priori* einen hinlänglichen allgemeinen Aufschlufs über die häufigen Vernachläfsigungen der Handlung des Romans, über die auffallenden Ungleichheiten im Fortgang derselben, über die lockere Verbindung zwischen mehrern ihrer Theile, über die Fäden, welche der Dichter angeknüpft zu haben schien, und die er in der Folge liegen liefs. Diefs alles hat arge Steine des Anstofses für die Gegner des *Wilh. Meisters*, und treffliche Steckenpferde für seine Enthusiasten gegeben; ohne Zweifel aber sind es lauter nothwendige Bedingungen, oder wenigstens natürliche Folgen, der Ueberarbeitung und Vollendung eines jugendlichen Werks im reifern Alter. Dem Geiste nach hat der Dichter hier die beiden äufsersten Epochen seines Genius auf das Glücklichste an einander zu knüpfen gewufst; aber für das Materielle mufste er zuweilen sich behelfen, zuweilen spielte er, im leichten Bewufstseyn seiner Ueberlegenheit, mit dem widerspenstigen Stoff.

Statt mit der Pedanterey zu rechten, welcher Jenes keinen Ersatz für Dieses giebt, wird es ein fruchtbareres Geschäft seyn, wenn wir dem Geheimnifs jener geistigen Einheit, jener so vielumfassenden Vollkommenheit der Darstellung, welche *Wilh. Meisters Lehrjahre* in vielen Stücken *neben*, und in einigen *über* die vorzüglichsten Kunstwerke aller Zeitalter und Sprachen stellt, auf die Spur zu kommen suchen.

Der gewöhnliche Roman — wenigstens wollen wir, der Kürze wegen, eine Gattung so nennen, in welcher sich dennoch sehr vorzügliche Talente hervorgethan haben — verträgt sich mit mehreren verschiedenen Formen, z. B. mit der epistolarischen, der autobiographischen, ja selbst der dialogischen, und diese Formen bewirken mehr oder weniger eine dramatische Lebendigkeit und Nähe der Gegenstände, aber ohne das Kunstmäfsige, welches innerhalb der

Grän-

Gränzen des Drama's liegt. Man könnte die Romane in Briefen, oder in Autobiographien, erfundene Actenstücke, und ein vorzügliches Geschichtwerk eher als einen solchen Roman ein Werk der Kunst nennen. Aber für den Roman, als eine bestimmte poetische Gattung, pafst schlechterdings nur eine Form: die erzählende, und in dieser Form nur ein Ton: der Ton einer moralischen Person, in welcher die handelnden Personen existiren, und die ausserhalb derselben existirt. Der Roman, in diesem Sinne, ist bürgerliche Epopee: er unterfängt sich nicht, gleich dem eigentlichen *Heldengedicht*, das Organ einer Muse zu borgen; aber die *erzählende Person* vertritt ihm die Stelle der Muse des Heldengedichts, und hat auch ihren Theil von Göttlichkeit.

Nun bietet uns *Wilh. Meister* Form und Ton des Romans in höchster Vollkommenheit dar, und zuverlässig liegt darin das Wesen jener Vollkommenheit der Darstellung. Die *erzählende Person* ist in jeder Zeile gleichsam unsichtbar sichtbar, mit unaufgedrungener Ueberlegenheit bey Charakteren von der Art des Helden der Geschichte, auf gleicher Höhe bey den vorzüglicheren Personen, wie *Lothario*, *Natalie*, und einigen anderen, durchaus identificirt bey schlechterdings interessirenden, wie die *schöne Seele*; nur bey tragischen, wie *Mignon*, ist es allenfalls, als ob jene Person verschwände, und blofs eine zauberische Erscheinung Schrecken oder Rührung hervorbrächte, die mit dem Schrecken und der Rührung, welche die getreuen Gemälde von Situationen und Verhältnissen der wirklichen Welt in gewöhnlichen Romanen erregen, nichts als den Namen gemein haben.

Wenn der Dichter in einigen Eingängen von Kapiteln, und bey andern Ruhepunkten, sich selbst vernehmen läfst: so erinnert er weit mehr an die berühmten Gesangseingänge des *Ariosts* als an *Fieldings* Eingangskapitel, und eben so zeugen auch seine häufigen Gleichnisse von dem epischen Ton, der ihm den Vortheil gewährt, das Lächerliche durch heroischkomischen Anstrich, nicht, wie in der Burleske geschieht, zu verstärken, sondern zu mildern und zu veredeln, und eine gänzliche Abwesenheit der moralischen Beziehung, welche der gewöhnliche Roman, wenn er nicht schlechterdings abentheuerlich ist, auf eine oder die andere Weise immer hat, zu bewirken, an deren Statt aber einen Geist von höherer Weisheit durchgängig lebendig zu erhalten, der weder diesen oder jenen handelnden Personen, noch dem Individuum des Verfassers eigen ist, sondern zu *der poetischen Göttlichkeit der erzählenden Person* gehört.

An dem Helden dieses Romans haben die unpoetischen Leser und Kritiker viel Aergernifs genommen. Von den poetischen hingegen schlossen ihn einige, vielleicht durch eine psychologisch zu erklärende Verwechselung des Egoismus, ganz besonders in ihr Herz, und wollten ihm mehr Respect erwiesen wissen, als es jemals die Meynung des Dichters war. Nie wurde es *Cervantes* und *Voltaire's* von den Lesern des *Don Quichote's* und des *Candide's* übelgenommen, dafs jener ein Narr und dieser ein Pinsel ist; eben so wenig fanden sich bis jetzt Kunstverständige, welche zu behaupten unternommen hätten, dafs *Don Quichote* im Ernst *ein weiser Junker*, und *Candide* ein besonders gescheiter Junge sey. Es wäre also unbegreiflich, wie der unnachahmliche Ton von milder Persiflage, mit welchem der Charakter des *Wilh. Meisters* durchaus behandelt ist, noch solche Mifsverständnisse zulassen konnte, wenn nicht die mit dem Edeln und Zierlichen so leicht wie mit dem Komischen, und selbst mit dem Komischen edel und zierlich umgehende Fantasie des Dichters zu diesen verschiedenen Irrthümern Anlafs gegeben hätte.

Einem Neuling von regem Gefühl und Verstand begegnet mehr Interessantes als einem andern, und was ihm begegnet, sey es Edles im Umgang mit edeln Menschen, oder Gemeines im Verkehr mit gemeinen, hat mehr Interesse als wenn es einem andern begegnete! Jenes veredelt ihn, und er veredelt dieses; immer aber ist er fast mehr *Gelegenheit* als *Held* der Handlung.

Wie *Wilh. Meister* sich selbst betrachtet und darstellt, wenn er mit der Erzählung seiner ersten kindischen Versuche in der Schauspielkunst seine Geliebte einschläfert, so wird er überhaupt vom Dichter betrachtet und dargestellt. Gerade dieser so zu behandelnde Charakter war es, welcher als Hauptperson dieses Romans dessen hauptsächlichste Tendenz, wechselsweise die Kunst als Symbol des Lebens, und das Leben als Symbol der Kunst aufzustellen, am besten befördern mufste. Der Dichter scherzt mit ihm, und läfst seine vorzüglicheren Personen mit ihm scherzen; aber sowohl er als diese Personen sind ihm doch hold, und wenn Leser, die keinen Scherz verstehen, es ihm nicht auch sind: so ist diefs in der That nicht des Dichters Schuld. Die komischen Situationen, in denen er ihn erscheinen läfst, z. B. wenn er mit dem Fürsten ausführlich von *Racine's* Verdiensten zu sprechen beginnt, wenn er sich gerüstet hat, der Gräfin vorzulesen, setzen ihn nicht herab: es würde uns nicht verdriessen, sondern wir würden lächeln, wenn wir einen jungen Freund, wenn wir selbst einen Sohn, in solchen Situationen wüfsten. Das bürgerlich Sündliche seines Herumschweifens verliert sich in dem poetischen Geist, in der auch über bürgerliche Verhältnisse leichthin schwebenden Ueberlegenheit der erzählenden Person, und wenn die Lebhaftigkeit des Interesses an dem, was ihm wiederfährt, an Personen, die sich in naher Berührung mit ihm befinden, die Aufmerksamkeit so fixirt, dafs das wellenartige Spiel seiner Launen zuweilen einen unwohlthätigen Eindruck macht: so möchte dieses doch kaum dem Dichter zum Vorwurf gereichen können. Besonders trifft jener Fall mit *Mignon* ein: konnte aber die ursprünglich dem Tode geweihte *Mignon* den jungen Menschen, welcher leicht im Leben fortschreitet, mehr aufhalten, als sie es thut?

Im letzten Bande ist *Wilh. Meister* freylich mehr *Held des Romans* als in den vorigen, allein eben diess ist nicht das Vorzüglichste an diesem Werke. Ob die Ordensgeschichten, und überhaupt der ganze Theil der Handlung, wo es auf die Entwickelung losgeht, ohngeachtet des vorzüglich reichen Aufwands von Lebensweisheit und feiner Beobachtung, der den ganzen vierten Band charakterisirt, ob unter anderm *Lothario's* Skrupel in der Geschichte mit *Theresen*, ob auch der Stillstand in der Mitte des dritten Bands, wo die *Bekenntnisse der schönen Seele* eingeschaltet sind, ohngeachtet des unbegreiflichen psychologischen Verdienstes dieser Episode — ob diess alles zu den Räthseln gehört, zu denen wir oben einen allgemeinen historischen Aufschluss in der frühen Existenz und der spätern Erscheinung von *Wilh. Meisters Lehrjahren* zu finden glaubten, das lässt sich freylich überhaupt nicht geradezu entscheiden; und am wenigsten von dieser oder jener bestimmten Stelle, hat aber im Ganzen vielen Anschein.

Der Gang der ersten drittehalb Bände, von denen man annehmen kann, dass ihnen für die Anlage und die Ausführung noch am meisten von dem ersten Werke zurückgeblieben seyn mag, begünstigt diese Hypothese. Auch dort erscheint zwar zu Anfang *Wilh. Meister* ganz als *Held des Romans.* So wie aber nach dem unglücklichen Ausgang seiner ersten Liebe der Moment seiner Reise und ihrer zerstreuenden Wirkungen eingetreten ist: so breitet sich die Aussicht ins Unendliche aus; die Bühne füllt sich nach und nach mit Personen, die man weniger um *Wilh. Meistens* willen da glaubt, als *Wilh. Meister* um ihretwillen da zu seyn scheint. Jener Theil des Romans erscheint als eine Vorrichtung, um in der Hauptperson gleichsam einen Spiegel aufzustellen, in welchem sich das menschliche Leben besonders kunstreich spiegeln würde. Je weiter man fortliest, destomehr gewöhnt man sich, theils nicht abzusehen, wie das ein Ende nehmen werde, theils, ohngeachtet der Spannung, welche die Begebenheiten und die Schicksale erregen, nicht einmal, wie bey gewöhnlichen Romanen, nach einem Ende zu *verlangen.*

Freylich sind in diesem Bilde des Lebens, so wie wenigstens das Werk jetzt beschaffen ist, die *Lehrjahre* des jungen Menschen, der uns die Gelegenheit giebt es zu betrachten, enthalten, und jene Eindrücke sind eine Illusion, durch Zauberey der Kunst hervorgebracht. *Wilh. Meisters* Charakter ist ausdrücklich der eines *Lehrlings.* Jener Theil des Romans, der durch die ersten drittehalb Bände fortläuft, ist, während er jene Illusion erfreulich hervorbringt, daneben auch noch zur Vorbereitung einer endlichen *Meisterschaft* des Lehrlings ausnehmend schön angelegt; auch im vierten Bande passt *Werners* Vergröberung, und der naive Eindruck, den die entgegengesetzte Revolution an seinem Freunde auf ihn macht, gehalten gegen diese beiden Figuren, wie sie im ersten Bande zusammen erschienen, sehr glücklich in diesen Gedanken des Werks — allein einer solchen Anlage, mit Beybehaltung auch jenes Zaubers, bis zur Entwicklung getreu zu bleiben, war eine Aufgabe, die vielleicht über die Möglichkeit der Kunst ging, oder zu deren vollkommnen Auflösung vielleicht eine andere, nicht in zwey entfernte Epochen zerfallende *Geschichte* des Werks gehört hätte, und der Dichter bedeckte mit den kostbarsten Schätzen seiner höchsten Bildung die Nichtüberwindung der Schwierigkeit.

Natürliche Magie ist es, was als Wirkung der Form und des Tons, und als Höchstes eines der höchsten Dichtergenies, durch die Situationen, die Charaktere dieses Romans, so allgemein, zu Hervorbringung so seltener Effecte, verbreitet ist, und eben diese natürliche Magie mag es seyn, was nicht in gleicher Vollkommenheit bis zu einer *Romans-Entwickelung* durchgeführt werden konnte. Wo es zum *Ende der Geschichte* geht, wird alles gewöhnlicher, und tritt in den engern Kreis der *Wahrscheinlichkeit*, ohne ihn zu erfüllen, und die Figuren, die wir lieber *verschwinden sähen*, *sitzen* oder *stellen* sich zur Schlussgruppe.

Wohl uns, dass wenigstens *Mignon* nicht mehr unter ihnen ist — sie, so ganz besonders das Werk jener natürlichen Magie, eine auf immer einzige Geburt des Genies, in welcher die schärfste Individualität und die reinste Phantasie zum unnachahmlichen Ganzen vereint sind: eine *Erscheinung*, und *doch die bestimmteste Gestalt*, die jemals gezeichnet ward. Hier ist in der That die *furchtbare Grazie*, welche die englische Kritik, um Worte verlegen, mit denen sie gewisse Eigenthümlichkeiten von Shakespear's Genie taufen möchte, zu Bezeichnung derselben weniger glücklich erfand. Eine zweyte Person entsprang neben *Mignon* im Geiste des Dichters aus demselben Element. Aber *Mignon* hat dem *Harfner* geschadet. Dieselbe Kühnheit konnte nicht zugleich zum zweytenmal gelingen: wir können mit dem verschwiegenen Andeuten der einsamen Stunden, welche *Wilh. Meister* und der *Harfner* mit einander zubringen, nicht wohl sympathisiren, und das Schreckliche dieses Menschen hat für uns nicht das Leben, das, so phantastisch es auch seyn möchte, uns doch Freude am Schauder, am Widerwillen selbst, empfinden liesse, das uns einen Schatten von jenem überschwenglichem Interesse gabe, welches die so unendlich phantastische, und doch so innig an jede Faser des Herzens sich schliessende *Mignon* einflösst.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Göthe's neue Schriften. Dritter — siebenter Band.* 1795—1800.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Gewiss interessirt uns an *Mignon* auch das unglückliche *Mädchen*, aber in einem unverschuldeten Schicksal, das schon in der Knospe die Blüte der Mädchenhaftigkeit in und an ihr zerstörte, liegt eben ihr Unglück, und so mussten wir dieses Bild von der schönen Galerie weiblicher Figuren absondern, in welcher Göthe sein in diesem Fache, zu seiner und der Weiblichkeit wechselseitiger Ehre, in ganz besonderem Glanze erscheinendes Darstellungsgenie hier wieder an den Tag gelegt hat. *Mariane* ist liebenswürdig bloss durch Liebe, während von *Aurelien* das schöne Wort gesagt ist: „Ach sie war nicht liebenswürdig wenn sie liebte, und das ist das grösste Unglück was einem Weibe begegnen kann!" *Natalie* und *Therese* sind einander so ungleich, und erschöpfen zusammen das Schönste und das Beste der weiblichen Natur. Auch *Philine*, ein fast so kühnes Wagstück als *Mignon*. *Philine* hat in ihrer Unart, in ihrer Frechheit sogar, Ausdruck des Geschlechts, und verletzt die Heiligkeit des Geschlechtes nicht, weil insofern die Schuld Kenntniss und Unterscheidung des Uebels voraussetzen würde, ihre niedrigere Natur wirklich Unschuld mit sich führt. Selbst *Barbara* hat ihren rührenden, poetischen, und vollkommen natürlichen Augenblick, und die Weisheit, die der Dichter in einigen Stellen ihrer Unterredung mit *Meistern* im vierten Band gelegt hat, gehört unter die nicht seltenen Züge dieses Romans, die es um der Moralität wie um der Kunst willen bedauern lassen, dass man in *Wilh. Meisters Lehrjahren* bey solcher Weisheit noch Moralität vermissen konnte.

Es ist ein tiefer und neuer Blick in die edle weibliche Natur, zu welchem ein minder grosser Dichter schwerlich uninteressirt genug gewesen wäre, dass Göthe seine *Natalie* und seine *Therese* zu *unpoetischen* Wesen gemacht, einen Kaltsinn, fast einen Widerwillen gegen die *Kunst* in ihre Charaktere gelegt hat: durch das *inwohnende* Schickliche, Zierliche, Schöne wird ihnen das *gemachte* entbehrlich.

Eine nähere Zergliederung der Charaktere, der Ideen, der einzelnen Schönheiten dieses Werkes würde nicht mehr in unsern Gesichtspunkt passen. Eine Bemerkung noch, und wir glauben diesen erschöpft zu haben. Nicht Bündigkeit, nicht Energie, sondern ein lieblich nachlässiger Fluss der Rede gehörte im Ganzen zu der Form und dem Ton, welche den *Wilh. Meister* zu dem classischen Werke stempelten, das wir an ihm besitzen. Nur selten hätte die liebliche Nachlässigkeit durch eine geringe Feile nicht verloren, wie B. 4. S. 339.: „als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichsten Sorgfalt *für mein* „*Leben* besorgt war, *dessen frühzeitigen Tod* wir nun „beweinen."

Noch seltener sind die Stellen, an denen ein gesunder Geschmack, ohne ekel zu seyn, sich stossen könnte, wie an dem Vergleich B. 1. S. 147.: „Wilhelm entfernte sich von seinem Freunde verdriesslich und erschüttert, *wie einer, dem ein ungeschick-„ter Zahnarzt einen schadhaft festsitzenden Zahn ge-„fasst, und vergebens daran geruckt hat.*"

Welche Mikrologie wäre kleingeistisch genug, um bey so kleinen, so wenigen leicht wegzublasenden Flecken eines grossen Gemäldes zu verweilen, wovon schon eine einzige Figur wie folgende durch Zeichnung und Colorit alle Aufmerksamkeit abziehn müsste. Es ist Mignons Situation am Ende des ersten Bandes, eine der lebendigsten, rührendsten, und originellesten Schilderungen die je von einer leidenschaftlichen Gemüthsstimmung gegeben worden.

„Nichts ist rührender, als wenn eine Liebe, die sich im Stillen genährt, eine Treue, die sich im Verborgenen befestiget hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth gewesen, zur rechten Stunde nahe kömmt, und ihm offenbar wird. Die lange und streng verschlossene Knospe war reif, — und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher seyn. Sie stand vor ihm und sah seine Unruhe. — Herr! rief sie aus, wenn du unglücklich bist, was soll Mignon werden? — Liebes Geschöpf, sagt er, indem er ihre Hände nahm, du bist auch unter meinen Schmerzen — ich muss fort. Sie sah ihm in die Augen, die von verhaltnen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er behielt ihre Hände, sie legte ihr Haupt auf seine Knie, und war ganz still. Er spielte mit ihren Haaren, und war freundlich. — Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz sachte anfing, und sich durch alle Glieder wachsend verbreitete. — Was ist dir Mignon? rief er aus. Was ist dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf, und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Gebehrde, die Schmerzen verbeisst. Er hob sie auf, und sie fiel auf seinen Schoos, er drückte sie an sich, und küsste sie. Sie antwortete durch

durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal that sie einen Schrey, der mit krampfigen Bewegungen begleitet war.' Sie fuhr auf, und fiel auch sogleich wie an allen Gelenken zerbrochen vor ihm nieder. Es war ein gräfslicher Anblick! Mein Kind! rief er aus, indem er sie aufhob und fest umarmte, mein Kind, was ist dir? — Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen sich den schlotternden Gliedern mittheilte; sie hing nur in seinen Armen. Er schloss sie an sein Herz, und benetzte sie mit seinen Thränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt, wie eins das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt, und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm, wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten ein gewaltiger Riss geschah, und in dem Augenblicke floss ein Strom von Thränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte, und keine Zunge spricht die Gewalt dieser Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Thränen unaufhaltsam dahin zu schmelzen. Ihre starren Glieder wurden gelinde; es ergoss sich in ihr Innerstes; und in der Verirrung des Augenblicks fürchtete Wilhelm, sie werde in seinen Armen zerschmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt sie nur fester und fester. Mein Kind, rief er aus, mein Kind, du bist ja mein! wenn dich das Wort trösten kann. Du bist mein! Ich werde dich behalten, dich nicht verlassen! — Ihre Thränen flossen noch immer. — Endlich richtete sie sich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte. — Mein Vater! rief sie, du willst mich nicht verlassen! Willst mein Vater seyn! — Ich bin dein Kind!"

„Sanft fing vor der Thür die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten unbeschreiblichsten Glückes genoss."

Ist jemals die Pantomime einer Leidenschaft durch die Sprache eines Dichters wahrer, naiver und inniger dargestellt worden? Wie lösen sich alle Uebergänge so überraschend, und doch so rein und richtig auf! Und wo hat wohl die Malerey ein Beywerk schicklicher und angemessner genutzt, als hier der grosse Seelenmaler das zufällig eintretende Harfenspiel des Alten nutzt, um uns von dieser alle Nerven des sympathetischen Gefühls bewegenden Scene allmälich zur sanftesten Ruhe des Wohlbehagens zurück zu führen!

Der *siebente Band* enthält eine Anzahl Lieder, Balladen und Romanzen, Elegieen und Epigramme, die gröfstentheils schon in den Horen, in den Schillerschen Musenalmanachen, oder anderwärts gedruckt waren, hier aber zum Theil verbessert erscheinen.

In dem lieblichen Liede: *An dem reinsten Frühlingsmorgen*, das nach der schönen Composition so oft gesungen worden, ist in einigen Zeilen das Versmaass berichtigt, und der Gedanke verschönert. Statt: *Sie besann sich nur ein Weilchen*, steht nun: *Schalkhaft blickte sie ein Weilchen.* Die *Antworten bey einem gesellschaftlichen Fragspiel* haben sich unter die Lieder verirrt. Mehrere andere Lieder sind unverändert geblieben, wie sie denn auch keiner Verbesserung bedürften. Dahin gehört auch das Lied unter der Aufschrift: *Musen und Grazien in der Mark*, eine der feinsten und treffendsten Parodien, die je auf eine poetische Thorheit gemacht worden.

O wie ist die Stadt so wenig,
Lasst die Maurer künftig ruhn,
Unsre Bürger, unser König,
Könnten wohl was bessres thun,
Ball und Oper wird uns tödten,
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Dass du so natürlich bist.
Unsre Mädchen, unsre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Mist.
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen, lass uns waden,
Waden noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hinzuführen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen lass uns schleichen,
Mit dem spitzen Thurme hier,
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brot und saures Bier.

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts von Magdeburger Land!
Unsre Saamen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret,
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bey uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe,
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weissen auf.

Lass den Witzling uns besticheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann

Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann!
Wie ist der Gedanke labend,
Solch ein Edler bleibt uns nah;
Immer sagt man: gestern Abend,
War doch Vetter Michel da.

Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort,
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort;
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

Unter den *Balladen* sind aus Versehen hier einige wieder gedruckt, die schon in der ältern bey Göschen erschienenen Sammlung *Göthischer Schriften* stunden. Z. B. *Erlkönig* steht dort im VIII. Bande S. 157. Unverändert sind hier der *Zauberlehrling*, der *Gott und die Bajadere* geblieben. In dem *Schatzgräber*, war die letzte Strophe, die dem Ganzen einen so schönen Aufschluss giebt:

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Komm mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.

Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! *Abends Gäste!*
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sey dein künftig Zauberwort.

diese war im Schillerschen Allmanach durch den Druckfehler *Abendgäste* entstellt worden. Eben so in der *Braut von Corinth*, wo die Mutter die Liebenden belauscht:

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre
Weil sie erst sich überzeugen muss,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre
Lieb' und Schmeichelworte mit Verdruss.
Still'! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuss auf Kuss.

Hier stiess man im Schillerschen Musenallmanach durch den sinnverstellenden Druckfehler an: *Aber Morgennacht.*

Die Elegie *Alexis und Dora*, in der die Sehnsucht der Liebe, die gerade im Augenblicke der Trennung zu einer Seereise entstand, sich in den seelenvollsten Ausdrücken ergiesst, hat viele schöne Verbesserungen erhalten:

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus.
Lange furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen als flöhen ihnen die Bräute davon.

Bildlicher ausgedrückt, und mit richtigerer Cäsur des Verses, als es vorher lautete (Schillers Musen Alm. v. 1797): *Lange Furchen hinter sich ziehend.*

Alles deutet auf glückliche Fahrt; der ruhige Bootsmann
Ruckt am Seegel gelind, das sich für alle bemüht;

Vorher war: *Alles deutet die glücklichste Fahrt*, nicht so sprachrichtig; *der ruhige Schiffer*, nicht so bestimmt; *das sich statt seiner* bemüht, nicht mit der Handlung des Bootsmanns, der am Segel rückt, zu reimen.

Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel,
Einer nur steht rückwärts, traurig gewendet am Mast.

Ohne Zweifel poetischer und metrisch richtiger als vorher:

Alle Gedanken sind vorwärts gerichtet wie Flaggen und Wimpel,
Nur ein trauriger steht rückwärts gewendet am Mast.

So hat der Dichter diese Elegie, die es so vorzüglich werth war, durch metrische und andere Verbesserungen so glücklich ausgefeilt, dass sie nun zu den vollendetsten Stücken dieser Gattung gehöret.

Die *zwanzig Elegieen* unter italiänischem Himmel gedichtet, welche hier in der ersten Abtheilung stehn, waren bekanntlich schon im zweyten Bande der Horen gedruckt. Sie sind voll tibullischer Zärtlichkeit und Süssigkeit; und bey der Naivetät womit sich der Dichter des Genusses der Liebe freuet, gefallen sie durch einen Reichthum neuer Bilder der Phantasie, und durch Harmonie in der Darstellung dessen, was zum Individuellen der Scene gehört. Uebrigens haben sie in wenigen Stellen Veränderungen erhalten, und die mehrsten davon hat das Sylbenmaass gefodert.

Unter dem Titel *Epigramme* findet man 103 Stücke sehr verschiedener Tendenz und Gattung, im elegischen Sylbenmaasse. Sie sind nicht Epigramme im engsten Sinn, oder in Martials Manier, sondern in dem weitschichtigen Sinne wie das Wort in der griechischen Anthologie genommen wird. Oder nach Klopstock:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze,
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe,
Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so)
Ein klein Gemäld', ein Stral gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Manche wie 3. 4. 101. 102. hätten unter den eigentlichen Elegieen so gut, als die 16te kurze Elegie einen Platz finden können. Auch die *Distichen* S. 331. u. ff. die hier, anders als im Schillerschen Allmanach, nach den vier Jahrszeiten abgetheilt sind, könnten in dem weitern Sinne, den der Dichter dem Wort *Epigramm* zu geben beliebt hat, unter diese gestellt worden seyn. Manche haben wirklich den Stachel ei-

nes nach erregter Erwartung gegebnen überraschenden Aufschlusses z. B.:

> Manuscripte besitz' ich, wie kein Gelehrter noch König,
> Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichte, mir.

Viele haben die Form aufgelöster Räthsel, zuweilen mit einer sinnreichen Pointe: wie 55.

> Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
> Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

Manche sind sehr lehrreiche Gnomen; wie folgende:

50.

> Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum;
> Wahrheit heilet den Schmerz, den sie *vielleicht uns* erregt.

51.

> Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer, aber das Irren
> Immer schadet's? Wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.

Das 50 Distichon würde kräftiger so schliessen:

> Wahrheit heilet den Schmerz, den sie *dem Denker* erregt.

Zuweilen giebts einen blossen scherzhaften Einfall, wie:

23.

> Raum und Zeit, ich empfind es, sind blosse Formen des Anschauns
> Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

Der Dichter hat hier richtig *Formen des Anschauens*, statt wie vorher stand: *Formen des Denkens*, gesetzt. Aber, um die scherzhafte Anwendung zu vollenden, hätte, wie das *Eckchen* sich auf den Raum bezieht, auch der täuschenden Eile der Zeit, in der Geliebten Gesellschaft müssen erwähnt werden.

In der letzten Abtheilung, die die Ueberschrift: *der Winter*, führt, hängen die Distichen durch das gemeinsame Band der Idee des Eislaufs zusammen, die durch sinnliche Allegorie zu Lehrsprüchen grösstentheils für Dichter angewandt wird. Im ersten Distichon:

> Wasser ist Körper und Boden der Fluss. Das neuste Theater
> Thut in der Sonne Glanz zwischen den Ufern sich auf.

verdunkelt das Wort *Körper* die Hauptvorstellung, weil man schon zu sehr gewohnt ist, das Wasser auch im flüssigen Zustande Körper zu nennen. Das schönste Distichon von allen in dieser lieblichen Kette, ist folgendes, durch Wahrheit der Allegorie, Feinheit der Bemerkung und Präcision des Ausdrucks:

> Willst du schon zierlich erscheinen? und bist nicht sicher! Vergebens!
> Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

Von den Weissagungen des Bakis in Tetrastichen haben manche das Dunkle der prophetischen Sprache und bedürften wohl eines Commentars, manche sind Räthsel, die zur Auflösung einladen. Den Beschluss dieses Bandes machen Theaterreden von dem Vf. für die Weimarische Bühne aufgesetzt; vier Prologen und zwey Epilogen, alle in reimlosen Jamben geschrieben, und jede des grossen Künstlers werth, dessen Genius Vielseitigkeit und Originalität, in seltenem Maasse mit jener für den Nachahmer so verführerischen Leichtigkeit verbindet:

> *ut sibi quivis*
> *Speret idem, sudet multum, frustraque laboret*
> *Ausus idem.* —

Der erste Prolog macht gleich anfangs einen bekannten Satz durch die frappante Gegeneinanderstellung anderer Künste und der Schauspielkunst interessant. Den Gegensatz hinzuzudenken wird dem Zuhörer überlassen, und der Dichter berührt nun die Schwierigkeit, die der Schauspielkunst aus der nothwendigen Harmonie des Spiels entsteht.

Rührend ist der Ausdruck der Sehnsucht nach dem im Feldzuge am Rhein abwesenden Landesfürsten im zweyten Prolog, als der *Krieg* von Goldoni gegeben wurde.

> Ach warum muss der Eine fehlen, der
> So werth uns Allen, uns für unser Glück
> So unentbehrlich ist! — Wir sind in Sicherheit,
> Er in Gefahr; wir leben im Genuss,
> Und Er entbehrt. — O mög' ein guter Geist
> Ihn schützen! — jenes edle Streben
> Ihm würdig lohnen; seinen Kampf
> Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen.
> Die Stunde naht heran. Er kömmt zurück
> Verehrt, bewundert und geliebt von Allen!
> Er tritt auch hier herein. Es schlagen ihm
> Die treuen Herzen froh entgegen:
> „Willkommen! riefe jeder gern;
> „Er lebe" schwebt auf jeder Lippe.
> Doch die Lippe verstummt,
> Das volle Herz macht sich durch Zeichen Luft;
> Es rührt sich jede Hand! Unbändig schallt
> Die Freude von den Wänden wieder,
> Durch's Getümmel tön' der allgemeine Wunsch:
> „Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn."

Ein Wunsch, der nachdem die Vision des Dichters so glücklich erfüllt worden, immer noch, für das Leben des erleuchteten Fürsten dargebracht wird, der so viel für Wissenschaft und Kunst gethan; und schon durch die einem Göthe und Wieland verschaffte Musse unter den Beschützern und Pflegern des deutschen Genius eine glänzende Stelle behalten wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Sander: *Karl Wilhelm Ramlers poetische Werke. Erster Theil.* Lyrische Gedichte. 1800. 268 S. gr. 4. mit grösern Kupfern und Vignetten. (Beide Theile 3 Friedrichsd'or)

Ebendaselbst: *K. W. Ramlers poetische Werke. Erster Theil.* Octavausgabe mit grösern Kupfern und Vignetten. 1800. 276 S. (Beide Theile 1½ Friedrichsd'or)

Dem unvergesslichen Dichter, der zugleich mit Klopstock zuerst in Deutschland der lyrischen Dichtkunst höhern Schwung gab, und mit glücklichem Erfolge die Sylbenmaasse der Alten einführte, der patriotisch und feurig, wie Gleim, die Thaten Friedrich's des Grosen, unbestochen und unbelohnt, sang; der ein groses Beyspiel von unermüdetem Bestreben seine Gedichte zu verbessern gab, und von richtigem Geschmacke geleitet, meistens das Bessere traf, wenn auch gleich zuweilen sehr beyfallswerthe Lesarten unnöthig verdrängte, diesem Dichter setzt hier die typographische Kunst, in Verbindung mit Griffel, Nadel und Grabstichel zweyer braven Künstler ein würdiges Monument.

Hr. Sander hat, mit edler Begierde nichts zu unterlassen, was Pracht und Schönheit beytragen könnten, den Dichter bey der Mitwelt und Nachwelt zu ehren, zwey Ausgaben zugleich veranstaltet, und diesen ersten Theil der Quartausgabe mit neun grösern Kupfern, und funfzehn Vignetten, in der kleinern Ausgabe aber mit neun Blättern Kupfer in Octav und drey Vignetten ausgestattet.

Ramlers Freund, der berühmte Maler und weiland Director der Berliner Akademie der bildenden Künste, *Bernhard Rode*, zeichnete die sämmtlichen grösern und kleinern Kupferstiche, mit welchen diese neuen und prachtvollen Ausgaben eines unserer ersten lyrischen Dichter so angemessen verziert sind. Von den grösern Blättern, die allein in der Quartausgabe vorkommen, hat der wackere Künstler auch, wie wir vermuthen, die meisten selbst radirt, und ungeachtet es Früchte seines Alters sind: so gelangen sie doch gröstentheils recht gut; das Verdienst weicher malerischer Behandlung ist ihnen allen gemein, und in Hinsicht auf Erfindung sowohl als gefällige Anordnung, mögen *Glaucus Wahrsagung, die opfernde Göttin des Vaterlandes, und der wahrsagende Traum einer Mutter*, leicht zu Rode's schätzbarsten Arbeiten gehören. Das Titelkupfer, nebst allen kleinern Stücken, welche verschiedentlich den Anfang oder das Ende der bedeutendsten Gedichte schmücken, sind von Hn. *Henne* ungemein sauber gestochen. Manche zeichnen sich auch von Seiten der Darstellung nicht minder vortheilhaft aus. Dahin rechnen wir besonders die niedliche Vignette über dem Gedicht an die Stadt Berlin, S. 36. wo eine Najade auf ihrer Muschel von Schwänen gezogen, über die Fluthen fährt. Nicht geringeres Verdienst hat eine andere Vignette S. 57. wo der kranke Dichter vom Genius der Arzneykunst den Heiltrank empfängt. Eine elegant drapirte trauernde weibliche Figur am Grabe des Prinzen von Preussen, S. 101. darf ebenfalls nicht unbemerkt bleiben, desgleichen die trefflich angeordnete kleine Vignette S. 3. mit der Leyer auf Trümmern. Die Vignette, womit das Haupttitelblatt verziert ist, würde gewiss, auch ohne unsere vorläufige Erinnerung, jedem Leser als ein anmuthiges Bild in die Augen fallen, sie stellt Ramlern selbst dar, in halber Figur, sitzend und die Leyer rührend, eine traulich ihm zur Seite stehende Muse stimmt die Saiten, und hält den Lorbeerkranz für ihn in Bereitschaft. In der Octavausgabe, welche des Formats wegen die grösern Blätter entbehren musste, wurde dieses Bild etwas vergrösert, und dient ihr zum Titelkupfer, hingegen findet man in der Vignette des Titelblatts eins der grösern Kupfer der Quartausgabe, Kalliope die Thaten Friedrichs II. aufzeichnend, zierlich ins Kleine gebracht.

Druck und Papier sind sowohl in der einen als in der andern Edition von ausgezeichneter Schönheit. Die grösere hält so gar mit den vollkommensten Werken, welche typographische Kunst neuerlich in Deutschland hervorgebracht hat, die Vergleichung aus, und selbst im Auslande wird Hn. Sander's Unternehmung, mit eben dem Beyfall, als Hn. Göschen's Prachtausgaben von Wieland's und Klopstock's Werken empfangen werden.

Was nun das Innere dieser Ausgabe betrifft: so erhält man hier nicht einen blosen neuen Abdruck der Edition von 1772; sondern eine neue Recension des Dichters selbst, eine Ausgabe der letzten Hand, deren Besorgung Ramler seinem edeln Freunde *Göckingk* aufgetragen hatte; welcher sich, wie er in der Vorrede angibt, nicht die mindeste Aenderung in der Handschrift erlaubte.

Um die Verbesserungen, die Ramler in den lyrischen Gedichten gemacht hat, leichter übersehn zu können, sind die Varianten der Ausgabe von 1772 angehängt, ein Verzeichniss, das jungen Freunden der Dichtkunst, um

um ihr poetisches Gefühl und den Sinn für Correction zu schärfen, sehr zu empfehlen ist.

Die herrliche Ode auf einen in Berlin zur Reife gekommnen Granatapfel, die der Dichter sonst schon in mehrern Stellen gebessert hatte, lautet nun ganz vollendet also:

Hier blühst du? hier in dieser kalten Zone?
Hier öffnest du die purpurrothe Brust?
Siegprangest hier in deiner goldnen Krone
Du Liebling Proserpinens, die mit Lust
Und ohne Reue deine Körner
Selbst in des Orcus Gärten afs,
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergafs!

Der Erdball ändert sich, dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge sinken ein,
Und hier? Ein Tempe grünt auf diesem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;
Hier kann sich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz versteckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und fremde Bäum' ihr junges Haupt umschoren,
Trägt hier Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf, vor diesen stolzen Thoren,
Die nun den klugen Künsten offen sind,
Die schnell auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und über Land
Bleymasse, Meisel, Feilen,
In ihrer kalten Hand.

Urplötzlich seh' ich Felsen in Gestalten
Ausonischer Paläste ausgehölt,
Der Pyrrha Kinder stehn umher, dem kalten
Geburtsstein halb noch gleich und halb beseelt,
Hier steigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas, dir;
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen hier.

Wohlan ihr Sterblichen! erforscht die Zahlen
Der Sphären, sagt den Winden ihren Lauf
Wägt euren Mond, zerspaltet Sonnenstralen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf;
Verfolgt der Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring,
Der an Zevs Ruhebette,
Hängt, hangen wird und hing.

So sang Urania, die voll Entzücken
Jüngsthin zu Friedrichs hohem Wohnsitz kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zu Phöbus neuem Tempel nahm;
Wo schon mit Lauten und mit Flöten
Verlarvt und im Cypressenkranz,
Sich ihre Schwestern drehten,
Im schönsten Reihetanz.

In der ersten Strophe stand in der letzten Ausgabe:

Find' ich dich hier in deiner grünen Krone?
Zerspaltest du die purpurrothe Brust
An dieser Sonn'? o Liebling der Pomone,
O Apfel Proserpinens die mit Lust
Und Wollust deine goldnen Körner,
Im Reich des Höllengottes afs.

Nach der Verbesserung hat diese Strophe an lyrischem Schwung, an Harmonie der Bilder, an Richtigkeit des Ausdrucks, und selbst in Ansehung des Metrums und der Euphonie im dritten Verse gewonnen.

In der zweyten Strophe lauteten die ersten Verse:

Der Erdball ändert sich, das Meer entfliehet,
Und macht dem Pfluge Raum; der Fels sinkt ein,
Und o Berlin! dein dürrer Boden blühet,
Pomona füllt ihr Horn in dir allein.

Der strengen Kritik, die Ramler über sich selbst ausübte, entging nicht, dafs der Gegensatz zwischen den Veränderungen des Erdballs und Berlins auf diese Art zu wenig bezeichnet war; *der Fels sinkt ein*, führte zu der irrigen Vorstellung, als ob von einem gewissen Felsen die Rede wäre; überdem enthielten die Ausgänge der Verse durch die Verbesserung mehr Tonfülle und Wohlklang.

Folgende Strophe hat der Dichter ganz weggelassen:

Wohl dir, o du durch meinen Freund regieret,
Athen an Geist, voll Muth wie Sparta war,
Es zog von Kastors Liede gern verführet
Zum Kampf hinaus mit aufgebundnem Haar.
Die Feinde, die den Kampf verloren,
Erwiederten, nicht ohne Neid,
Die Stadt sey nur geboren
Zu Waffen, und zum Streit.

Vornehmlich bewog ihn zu dieser Strenge die Vorstellung, dafs diese hier angebrachte Erzählung gerade am Ende des Gesanges, der so eben die Stadt Berlin als eine nicht mehr blofs kriegerische, sondern auch mit allen schönen Künsten befreundete Stadt, gepriesen hatte, sich nicht schicklich fügte.

Will man augenscheinlich sehen, wie viel bey völlig gleichem Inhalt, bey fast einerley poetischer Gedankenreihe auf die Wahl des Versmafses ankommt: so darf man nur die Ode an die Prinzessin Amalia, die sonst vor den Ramlerischen Kantaten stand, mit der neuen Umarbeitung vergleichen. Sie hub in ihrer ersten Form in vierfüfsigen gereimten Jamben also an:

Vom ganzen Walde wählt mein Lied
Die Zeder die gen Himmel blüht
Die Rose, von den Blumenbeeten,
Berlin, von allen Königsstädten,

Ich

Ich will den Weisen und den Held
Von allen Göttern dieser Welt
Und von Göttinnen, dieses Weisen
Und dieses Helden Schwester preisen.

Mit allen Grazien hat sie
Die ewig junge Harmonie
Des Himmels Tochter, ausgeschmücket,
Auch hat sie tief ihr eingedrücket,
Den Wohllaut der vom Himmel stammt,
Denn beides ist ihr irdisch Amt;
Sie lehret Eintracht in den Tönen,
Und stimmt das Angesicht der Schönen.

Das Versmaass, in dem sonst die Stellung der mit weiblichen Reimen schliessenden Verse gegen die mit männlichen keine üble Wirkung thut, leidet hier hauptsächlich durch die für die Hoheit des Inhalts zu grosse Kürze der Verse, und die Einförmigkeit der jambischen Füsse. Man höre dagegen die selbigen Gedanken im alcäischen Sylbenmasse.

Die Zeder von den Bäumen des Waldes sey
Mein Lied, die Zeder die zu den Wolken steigt;
Die Rose von den Blumenmatten
Unter den Städten Berlin - Augusta.

Von Göttern dieser Erde der weise Fürst
Und Schöpfer seiner Brennen, des Heldenvolks,
Und von Göttinnen, dieses Weisen
Schwester, gleich ihm in den Künsten mächtig,

Und von des Himmels Tochter der Harmonie
Gestimmt an Seel' und Antlitz, und eingewiegt,
Mit Wohllaut, aufgeweckt mit Wohllaut,
Bis sie der Oberwelt Töne fasste.

Allerdings ist hier in der letzten Strophe auch das Bild kräftiger, schöner, interessanter geworden; aber der Hauptvorzug der neuen Umarbeitung liegt im anständigern Rhythmus des Verses, obwohl hie und da der Einschnitt des Verses besser mit dem Abschnitt der Redesätze zusammentreffen sollte.

Neuere Gedichte, die in der letzten Ausgabe von 1772 gar nicht gestanden hätten, enthält diese Sammlung nicht mehr als fünf. Ein Schlachtgesang, in der Manier der Gleimischen Kriegslieder bey Eröffnung des Feldzuges zu den kurzen bayerschen Erbfolgekriege im J. 1778. Auf die Huldigung Friedrich Wilhelms II. — Die Bruderliebe, an ebendenselben nach der Wiedereinsetzung des Erbstatthalters. Auf die Zurückkunft Friedrich Wilhelms II. nach der Friedensvermittlung zwischen dem österreichischen Hause und der ottomannischen Pforte. Den Beschluss macht eine Ode an die jetzt verwittwete Königin von Preussen Friederike Louise, als sie die Sternwarte der Akademie der Wissenschaften besuchte; die wir hier besonders, des originellen Schlusses wegen ausheben:

Nicht auf Erden allein, holdselige Zierde der Brennen,
Liebst du die schöne Natur.
Weidest dein Auge nicht bloss an mannichfaltiger Blumen
Frühe verschwindendem Reiz,
Du durchwanderst auch oft die blauen Gefilde des Himmels,
Staunest die Sonnensaat an;
Kennst im unendlichen Raum, die nimmer verblühende goldne
Aehre der Jungfrau so gut,
Als in deinem Garten den sanften Purpur der Rose
Welche dein Ebenbild ist;
Hast in mitternächtlicher Stunde dich mehr an Orions
Strahlendem Gürtel ergetzt,
Als an dem deinigen, reich mit Asiens theuer erkauften
Schimmernden Steinen bedeckt.
Ha! wie sorgsam forschtest du jüngst am arktoischen Pole!
Suchtest bey Cynthius Schwan
Und dem geflügelten Rosse der Pieriden des grossen
Friedrich Ehrenbild auf,
Das wir patriotisch mit unauslöschlichen Flammen
Tief in den Aether gebrannt!
Würfe doch (aber spät) ein Sterne beherrschender Enkel
Jene Plejaden vom Thron,
Und ertheilt' ihn o Königin, deinem und Friedrich Wilhelms
Herrlichem *Siebengestirn!*

Die Anmerkungen, welche Ramler seinen Oden angehängt hat, und die den Beschluss des ersten Bandes ausmachen, sind theils zur Erläuterung einiger kleineren Zeitumstände, theils zur Erklärung der Anspielungen auf Fabel und Geschichte bestimmt. Einige enthalten Parallelstellen anderer Schriftsteller, der Vf. möchte sie bey Verfertigung der Gedichte vor Augen gehabt haben oder nicht. Einige begegnen auch falschen Erklärungen, die man von manchen Versen gemacht hatte. Enthalten also gleich diese Anmerkungen manches, was gelehrtere Leser überschlagen können: so sind doch auch viele selbst dieser Classe willkommen. So liegt in der Anmerkung zu v. 23. der XII. Ode an den Maler Bernhard Rode, eine versteckte feine Charakteristik dieses Künstlers; indem R. ihn gegen die seichte Kritik so manches Tadlers in Schutz nimmt, der nicht den feinsten Geschmack in den bildenden Künsten besitzt, und die Werke der höhern historischen Gattung nicht genug studiert hat, also nicht nach ihrem Werthe schätzen kann, der nichts weiter als Zeichnung und Farbengebung, aber nicht genug die Erfindung bewundert, nicht die feine Wahl der Geschichte und die kluge Bereicherung derselben; nicht die Wahl des rührendsten, des deutlichsten, des noch nicht auf gleiche Weise bearbeiteten Zeitpunktes der Begebenheit, nicht den mannichfaltigen, den wahren und zugleich veredelten Ausdruck der Leidenschaften, nicht die innigste Verbindung, und die beste Anordnug so vieler Theile zu einem höchst angenehmen Ganzen, wobey jedes Bedürfniss der Kunst versteckt, und zu einem nothwendigen Stücke der Handlung gemacht wird, welches

ches doch eigentlich die Dinge sind, die den bildenden Künstler als einen Denker darstellen, und ihn über den fleissigsten, aber bloss mechanischen, Arbeiter erheben. —

So verlassen wir vorjetzt dieses dem edeln Dichter unserer Nation gewidmete typographische Prachtmonument, mit dem theilnehmenden Wunsche und der gerechten Hoffnung, dass es die Deutschen, und vorzüglich die glücklichen preussischen Staaten dankbar ehren und unterstützen werden. Jetzt da Friedrichs des Grossen Geist, in seinem Urneffen, der als Knabe in seinem Zimmer spielte (das schönste Contubernium für einen zum Regieren gebohrnen Prinzen) mit verjüngter Kraft wieder lebet und wirket; in einem Könige, der seines Grossoheims Ahndung: *Du wirst dein Eigenthum bewahren*, in jeder Bedeutung herrlich erfüllt; in einem Könige, der in Ramlers gepriesenstem Helden die Grösse ehrt, und sein grosses und gutes Vorbild durch eigene Grösse und Güte herzustellen sein tägliches Augenmerk seyn lässt, ohne die kleinen Flecken darin verewigen zu wollen; zur Zeit wo die schönste der Charitinnen, bey deren Vermählung Ramlers Brautgesang *Ptolemäus* und *Bernice* sich nicht als Dichtung, sondern als Weissagung singen liess, das Glück dieses Königs macht, der, was so selten auf Thronen ist, häusliches Glück versteht, schätzt, und erwirbt; jetzt wo jede Anlage die grosse Ahnherrn pflanzten, von diesem Könige gepflegt, und mit neuen Schöpfungen erweitert wird, wo in den preussischen Staaten Geistesfreyheit ohne Verwilderung, Achtung für Wahrheit, Sittlichkeit und Religion ohne Heucheley und Frömmeley sich aufrecht erhalten; wo der Schutzgeist dieser Staaten ihnen unter den Stürmen eines verheerenden Krieges den Frieden erhielt, die nützlichen und die schönen Künste in dem weisesten Ebenmaasse gegen einander ermuntert und belohnt, und ohne Neid und Eroberungssucht, den preussischen Flaggen und Fahnen *per orbem terrarum* Ehre und Respect zu verschaffen weiss; jetzt kann die Göttin der Spree den von ihrem Dichter an die Stadt Berlin gerichteten Gesang, mit erhöhterem Selbstgefühl anstimmen:

> Sey mir gegrüsst, Augusta, meine Krone,
> Die Städte Deutschlands bücken sich!
> Es hören meinen Stolz, Belt, Donau, Wolga, Rhone,
> Und weichen hinter mich!

Nur wenig Tage noch, so bricht das hundertjährige Jubelfest der preussischen Krone an! O dass der preussische Barde Ramler, wie sein gleichgestimmter Freund Gleim, diess noch erlebt hätte! Unter was für Auspicien! Es blicke der Geist des grossen Kurfürsten der Preussens Grösse zuerst begründete, auf das Wachsthum dieses Staatsgebäudes; es schaue der Geist der ersten Königin von Preussen, Leibnitzens geistvoller Schülerin, auf dieses jede Brust erweiternde, jedes Herz erhebende Schauspiel, und Sie freue sich, Sie die ihre Krönung wie ein Theaterspiel betrachtete, ihres so glücklich widerlegten Irrthums. Einen König, der keiner Leibwache als seiner Tugend bedürftig, jeden falschen Schimmer der Hoheit verschmäht, und, sich über die drückenden Fesseln steifer Etikette erhebend, das Bild der reinsten Humanität, als Gemahl und Hausvater, wie als Regent und Landesvater in sich darstellt; einen solchen König, von solcher Familie umgeben, und in einer Residenzstadt zu sehn, wo die Alvensleben, die Schulenburge, die Haugwitz, die Goldbeck, die Hardenberge, die Struensee, die Massow mit so vielen andern erleuchteten Männern unter ihm das Staatsruder führen, wo solcher Männer rastlose und hellsehende Thätigkeit sich durch alle Zweige der Staatsverwaltung ergiesst, wo die ehrwürdigsten Feldherrn und Kriegesobersten, die einsichtsvollsten Verwalter der Rechtspflege, der Finanzen, der Staatspolicey, in Gesellschaft und in Harmonie mit trefflichen Lehrern in Kirchen und Schulen, den gelehrtesten und erfahrensten Aerzten, den einsichtsvollsten Künstlern in jedem Bezirke der Künste, den verständigsten Kaufleuten sich gemeinschaftlich der Arbeit, und der Ruhe nach der Arbeit freuen — ein solches Schauspiel könnte Götter und Göttinnen reizen, das Secularfest der preussischen Krone mit ihrer Epiphanie zu ehren. Mag nun dieses Fest durch das ganze Land mit dem taumelnden Jubel einer reichen Weinlese begangen, oder wie die Morgenröthe eines schönen Frühlingstags mit stiller und inniger Wonne genossen werden, so ist der Schatten des patriotischen Sängers Friedrichs des Grossen berechtigt, von allen preussischen Patrioten an diesem Tage Ehre für das Monument zu fodern, das zwey der Literatur so nah befreundete Künste seiner vaterländischen Muse setzten. Möge dann brittischer Geldstolz der sich einbildet, nur er könne prächtige Werke der Typographie hervorbringen und unterstützen, mit Verwunderung ausrufen: „Diessmal kamen meine Guineen zu spät! Denn da war in dem ganzen preussischen Staate kein nur mässig vermögender *Gentleman*, der nicht die schöne Ausgabe von Ramlers Werken hätte besitzen wollen. Heute gilts unsern Ramler zu ehren, hiess es durchs ganze Land, denn er sang Friedrichs des Grossen Thaten, und die Ausgabe seiner Werke ist unserm Könige, seinem Urneffen, gewidmet, unter dessen eben so bewundernswerthen, aber noch liebenswürdigern Regierung wir heute das erste Jubelfest der preussischen Königswürde feyern, ohne das Unglück einer Revolution zu fürchten, und ohne den Zustand einer Republik zu beneiden, selbst wenn ein Mann wie Bonaparte ihr Consul wäre."

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *Neujahrs Taschenbuch* von Weimar auf das Jahr 1801. Herausgegeben von *Seckendorf*. 250 S. 8.

So grofs auch das Wagstück scheint, die gewaltige Concurrenz der Taschenbücher, die jährlich erscheinen, dadurch überwinden zu wollen, dafs man alle Vierteljahr eins liefere: so hat doch Hr. v. *Seckendorf* diese Unternehmung unter so günstigen Auspicien begonnen, dafs, wenn die folgenden Quartale dem ersten gleich bleiben, man an einer allgemein zustimmenden Aufnahme nicht zweifeln darf.

Paläofron und *Neoterpe*, ein *Festspiel* von *Göthe*, diesem Künstler, dem das Gröfste und das Kleinste in der Poesie gleich gut gelingt, der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar gewidmet, macht den Anfang. Die Erfindung ist eben so lieblich als neu. *Neoterpe*, die neue Zeitsitte vorstellend, und von zwey Kindern in Charaktermasken, *Gelbschnabel* und *Naseweis* begleitet, flüchtet sich zum Altar des Festes, und bittet um Schutz gegen *Paläofron*, den Patron und Repräsententanten der alten Zeit, der zwey Alte, *Griesgram* und *Haberecht*, zu Begleitern hat. Sie kommen, so sehr sie Anfangs einander abgeneigt schienen, durch das Gespräch bald dazu, sich einander zu nähern; nur dafs jeder wünscht, der andere möchte seine Begleiter fortschaffen. Paläofron schickt also den Griesgram und Haberecht mit einem Auftrage fort; und die kleinen Begleiter der Neoterpe erhalten mit gehöriger Vorsicht auch Erlaubnifs, allein spazieren zu gehn. Nun wechseln Paläofron und Neoterpe zum Zeichen ihrer Eintracht ihre Kränze:

Er.

Ich selber fühle rüstiger,
In meinem tiefen Busen mich,
Und wie du mir so nahe bist,
So stellst du ein gesittetes,
Und lieblich ernstes Wesen dar.
Den Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne säh ich ihn,
Auf deinen Locken wonnevoll.

Sie.

Versuchen wirs und wechseln gleich
Die Kränze, die mit Eigensinn,
Ausschliefsend wir uns angemafst,
Den meinen nehm' ich gleich herab.
(sie nimmt die Rosenkrone herunter)

Er.
(der den Eichenkranz herabnimmt)

Und ich den meinen ebenfalls,
Und mit des Kranzes Wechselscherz,
Sey zwischen uns ein ewiger Bund,
Geschlossen, der die Stadt beglückt.
(er setzt ihr den Eichenkranz auf)

Sie.

Des Eichenkranzes Würde soll
Mir immer sagen, dafs ich nicht
Der edeln Mühe schonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(sie setzt ihm die Rosenkrone aufs Haupt)

Er.

Der Rosenkrone Munterkeit,
Soll mich erinnern, dafs auch mir,
Im Lebensgarten wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Mit einer ungemein anständigen und feinen Wendung bringen beide darauf ihre Kränze der Fürstin dar, die sie als ihr Beyspiel erkennen.

D. *Fenks* Leichenrede auf den höchstseligen Magen des Fürsten von Scherau, ist ein sehr angenehmes satyrisches Kabinetstück von *Jean Paul Fr. Richter*. — Auf sie folgt von Friderike *Brun*, das Gewitter, eine rührende Elegie. Hr. *Majer* erzählt in romantischem Stil die Geschichte von Hugdieterich und Hildburg nach dem Heldenbuche. Ebenderselbe stellt den berühmten Helden Bertrand du Guesclin als Knaben und Jüngling dar. Kleine poetische Stücke, die alle gefällig sind, von *E.*; mehrere Elegieen von drey verschiedenen Verfassern, durch Inhalt und Versbau empfehlungswerth. *Chiron* der *Alte*, ein parä-netisches Gedicht an den jungen Achilles gerichtet, voll nützlicher Lehren für einen jungen Prinzen. Der Vf., der sich mit K. bezeichnet, hat auch *madagaskarische* Lieder nach dem Französischen von *Parni* geliefert. *Blanka*, eine Romanze aus dem Spanischen. Sie wird auf Untreue von ihrem zurückkehrenden Gemahl betroffen, will sich zwar anfänglich herausreden, bittet aber am Ende, ihr den Tod, den ihr Verbrechen wohl verdient habe, zu geben. Der Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: *Wie sich eine unbeschäftigte Gesellschaft am besten beschäftigen könne*, läuft

läuft zwar auf einen bloſsen Scherz hinaus, iſt aber mit der geiſtreichen Laune durchgeführt, die den Verfaſſer auch ohne den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens (*W.*) leicht errathen läſst. Den Beſchluſs macht ein kleiner Epilog von *Göthe* an dieſelbe edle Fürſtin gerichtet, welcher das Feſtſpiel Paläofron und Neoterpe gewidmet war.

Braunschweig, b. Vieweg: *Taſchenbuch* für 1801. Herausgegeben von *Friedrich Gentz*, *Jean Paul*, und *Joh. Heinr. Voſs.* 188 S. 8.

An innerm Gehalt und äuſserer Eleganz läuft dieſes Taſchenbuch der faſt unüberſehlichen Menge ſeiner Mitbewerber den Rang ab, oder wird wenigſtens gewiſs von keinem überlaufen. Hr. *Gentz* hat die Geſchichte der Unruhen in Frankreich während der Gefangenſchaft des Königs Johann von Valois ſchlicht und wahr erzählt. Hr. *Voſs* hat neunzehn lyriſche Gedichte eben ſo mannichfaltig an Inhalt als Versmaaſs gegeben. Die erſte Ode an Gleim ſchlieſst mit einer rührenden Erſcheinung:

Als in dem hehren Gemach, wo vordem Kleiſt ſchlummerte, ſelber
Ich neulich ruht' im Morgentraum,
Leuchtete plötzlich ein Glanz;
Siehe der Sänger und Held mit ätheriſchem Frühlingslächeln
Erſchien und ſprach in holdem Laut:
„Friede dir, jüngerer Freund,
„Unſeres Gleim, und, lebt' ich, der meinige! Fried' in der Wohnung,
„Wo mich und unſern Leſſing oft,
„Seliger Friede gelabt.
„So wie mit Varius einſt durch Tiburs Gärten und Flaccus,
„Der ſanfte Maro traulich ging,
„Und im elyſiſchen Thal
„Traulich ſie gehn mit einander, mit uns und den Barden der Vorwelt,
„Neidloſe Seelen, all' in Lieb'
„Ewiger Schöne vereint!
„Auch ein Verbündeter Gleim's des vaterländiſchen Sängers,
„Und mein, der ſtarb fürs Vaterland,
„Athme den preuſsiſchen Sinn!
„Heilige Religion der Vernunft, ſieh Flamme der Gottheit,
„Hätt' überdunkelt Pfaffennacht,
„Waltete Friederich nicht,
„Waltete nicht gleichherzig dem Groſs-Oheime der Jüngling,
„Der, ſtill im Weltaufruhr, ein Fels,
„Hemmt den umwogenden Sturm,
„Der ſein glückliches Volk in Fried' und Gerechtigkeit weidet,
„Und ſammt der ſchönen Hirtin gern
„Muſengeſänge belauſcht."

Dieſe ſchöne und wahre Zuſammenſtellung des jetztregierenden Königs von Preuſsen, mit ſeinem unſterblichen Groſs-Oheim, hat Hr. Catel auf dem Titelkupfer, das das ſcheidende Jahrhundert und das neue allegoriſch vorſtellt, ſehr verſtändig nachgeahmet, indem er die Büſten Friedrichs des zweyten, und Friedrich Wilhelms des dritten, unter dem Kupfer in einen Januskopf vereinigt, angebracht hat. Zuletzt liefert Hr. *Jean Paul Richter* die Geſchichte der heldenmüthigen Tyrannenmörderin Corday; bey der er mit gutem Erfolge den Sachwalter macht. Der Vortrag iſt größtentheils von den bekannten Fehlern ſeiner Manier frey. Indem aber der Vf. den Umſtand erzählen will, daſs der Scharfrichter dem abgeſchnittenen Kopfe noch eine Ohrfeige gegeben, drückt er ihn ganz unrichtig ſo aus: „der Henker gab der *enthaupteten Geſtalt* noch eine Ohrfeige." Die ſehr ſchönen Kupfer ſind von Hn. Franz Catel gezeichnet, und zwar die im Kalender befindlichen nach Gemälden, die aus Italien nach Paris gebracht, und nun dort aufgeſtellt ſind; nämlich die Fortuna nach Guido Reni, der heilige Romualdus nach Ant. Sacchi, die Transfiguration nach Raphael, der heilige Hieronymus nach Dominichino, der todte Chriſtus nach Hannibal Carrachi. Das erſte Blatt iſt von Buquoi, die folgenden von Petit in Paris, die beiden letzten von Heſs geſtochen. Auſserdem verzieren dieſes Taſchenbuch noch acht Kupfer zu Buttlers Hudibras auf *Coeurkarten* gezeichnet von Soltau, geſtochen von Berger. Die Aufgabe, die *Herzen* auf den Coeurkarten in Geſichter zu verwandeln, war ein wenig ſchwerer, als aus einer Anzahl ſchwerer Boutsrimés ein Gedicht zu machen, iſt aber hier mit eben ſo gefälliger als überraſchender Kunſt ausgeführt. Zwölf Monatstabellen zu *Bemerkung der Feſttage des häuslichen Glücks und des geſellſchaftlichen Lebens* mit niedlichen Vignetten, und einige Notenblätter mit Compoſitionen vom ſel. Kapellmeiſter Schulz, tragen zu der mannichfaltigen Ausſtattung dieſes niedlichen Büchleins das ihrige bey.

1) Düsseldorf: *Niederrheiniſches Taſchenbuch* für Liebhaber des Schönen und Guten. 1800. Herausgegeben von *Fr. Mohn.* 272 S. 8.

2) Ebendaſelbſt: *Niederrheiniſches Taſchenbuch* — 1801. — Herausg. von *Fr. Mohn.* 276 S. 8.

Man kann nicht in Abrede ſeyn, daſs dieſes Taſchenbuch ſich durch Anlage und Ausführung über die meiſten ſeiner Titelverwandten ſehr weit erhebt, und daſs es nicht einen bloſs vorübergehenden Zeitvertreib verſchafft, ſondern für den Kunſtfreund einen dauernden Werth behält. Die Abhandlung *über die Gränzen der Kunſt* (nämlich der Malerey) iſt voll richtiger und feiner Bemerkungen. Die fortgeſetzte Beſchreibung der Düſſeldorfer Gallerie unterhält durch Lebhaftigkeit des Vortrags und belehrt durch kritiſche Reflexionen, die den denkenden Künſtler und unpartheyiſchen Kenner verrathen. Hierauf folgen biographiſche Nachrichten von *Rembrand* van Ryn,

Re-

Raphael Sanzio von *Urbino*, *Karl Dolci*, oder *Dolce*, *Lucas Jordane* (*Giordano*), *Gottfried Schalken*, *Domenico Zampieri* (gewöhnlich *Dominichino* genannt) *Franz Albano*. Dazu gehören Rembrands Porträt, als Titelkupfer; der heilige Johannes in der Wüste von Raphael; eine Madonne mit dem Jesuskinde von Dolce; die Versuchung Christi von Giordano; die klugen und thörichten Jungfrauen von Schalken; die Susanne im Bade von Dominichino; Venus und Adonis von Franz Albano, sämmtlich nach Gemälden der Düsseldorfer Gallerie copirt. Die Copieen sind so gut gearbeitet, als man nach dem kleinen Format der Blätter immer verlangen kann. Sie würden schon allen Dank verdienen, wenn sie auch nur von der Anordnung der Gemälde eine anschauliche Vorstellung gäben; sie leisten aber wirklich viel mehr als dieses.

Im Taschenbuche für 1801, findet man ausser den Fortsetzungen, ein sehr schönes Porträt des Anton van *Dyck* als Titelkupfer, die Heimsuchung Mariä von Adrian van der Werff, eine heilige Familie von Camillo Procaccini, den Bethlehemitischen Kindermord von Hannibal Caraccio, eine Grablegung von Ludwig Caraccio, Simson bey der Delila von den Philistern gefangen, von *Rubens*, das jüngste Gericht, von ebendemselben, meist schön gestochene Blätter, nebst der biographischen Charakteristik dieser Meister.

Als eine Probe des untadelichen didaktischen Stils, heben wir das Urtheil über Rembrand aus:

> Sein ganzes Leben hindurch spielte er die Rolle eines Sonderlings. So gemein und niedrig wie seine Physiognomie, war auch seine Denk- und Handlungsweise. Sein ganzes Wesen war plump und bäurisch, und seine Art sich zu kleiden, lächerlich und abgeschmackt. Er war eben so wenig darauf bedacht, seine Sitten und Manieren im Umgange mit wohl erzogenen Menschen zu verfeinern und zu veredeln, als wissenschaftliche Kenntnisse zum Vortheile *seiner* Kunst einzusammeln. Nur der Umgang mit Leuten aus der gemeinsten Volksklasse machte ihm Vergnügen, weil ihm derselbe keinen Zwang kostete. Nehmen wir nun noch hinzu, dass er durch seine schlechte Haushaltung sich nicht allein selbst ins Elend stürzte, sondern auch zum Betrüger an seinen Gläubigern ward: so werden wir wohl eingestehen müssen, dass Rembrand als Mensch betrachtet, keiner besondern Aufmerksamkeit werth ist. Aber desto mehr Aufmerksamkeit verdient er als Künstler. Er zeichnete freylich nicht schön, nicht edel. Eine Sammlung von alten Stoffen und Kleidungsstücken, von Piken und seltenen Waffenrüstungen machte sein Antikenkabinet aus, in welchem die höhere Schönheit keinen Zutritt hatte. Die eigentliche Antike kannte er nicht, und war ein Verächter derselben. Ihm genügte die gemeinste Natur ohne alle Wahl. Seine gemeine Art zu denken, sowohl, als sein gänzlicher Mangel an Kenntniss der Anatomie, der Perspectiv, und des Ueblichen mussten in seinen Werken nothwendig Fehler über Fehler erzeugen, die der Kenner nicht so gutwillig, als der durch sein lockendes Colorit geblendete Liebhaber, verzeiht. Aber bey dem allen bleibt Rembrand ein schätzbarer Meister in der Kunst, dessen Werke, als Nachbildungen der gemeinen Natur betrachtet, Bewunderung verdienen, und der, besonders als Porträtmaler, des Ruhms, den er erhalten hat, nicht unwerth ist. Und was ist es, was ihm den Ruhm der Kenner sichert? — Sein markigter, kraftvoller Pinsel, seine vortreffliche Beleuchtungsart, sein lockendes Colorit, seine Kenntniss des Helldunkels, die täuschende Ründung seiner Figuren, die weise Benutzung seiner Wiederscheine, und der ausserordentliche Effect seiner Gemälde, werden denselben nie sinken lassen.

Von den beygefügten Gedichten können wir nichts sagen, als dass man im Durchschnitt genommen, als mit einer Zugabe, mit ihnen vorlieb nehmen muss.

BERLIN, b. Maurer: *Nicotiana* oder *Taschenbuch für Tabaksliebhaber zur Unterhaltung für Tabaksraucher und Schnupfer*, auf das Jahr 1801. Ein kleiner Beytrag zur Geschichte der Gewohnheiten und des Luxus. 1801. 237 S. 8.

Vor einigen Jahren erschien ein *Taschenbuch für Dintenfreunde*; unmöglich konnte diess auf so viele Leser Anspruch machen, als eins für Tabaksliebhaber. Das gegenwärtige ist für seine Bestimmung recht wohl angelegt. Zuerst eine kurze Geschichte des Tabaks. Dann Beyspiele geistlicher Ereiferung gegen den Tabak; unter denen der Kanzler Jäger in Tübingen in einer Busspredigt die Worte gebrauchte; „Sie saufen, sie fressen, sie huren, sie buben, sie rauchen *sogar* Tabak.“ Hierauf Anekdoten. Benedetto Stella leitet das Wort *Tabak* von *Et ab hac* her, weil ein Patient, der von der Lustseuche angesteckt, sich mit Tabak curirt hatte, auf ein Bündel Tabaksblätter *Et ab hac sc. planta sanatus sum* geschrieben hätte! Botanische Bestimmung des Tabaks. Tabaks-Cultur, Tabaksbau in verschiedenen Ländern, Tabaksfabrication, Kennzeichen der Güte des Tabaks, Tabakssorten, Tabakspfeifen und deren Attribute; auf zwey Kupfertafeln sind verschiedene zum Theil sehr bizarre Formen von Pfeifen abgebildet. Schnupftabaksdosen, Sitten und Gebräuche verschiedener Nationen in Ansehung des Tabaks. Philanders v. Sittewald Tabaksteufel. Er sagt unter andern: „Die Tabaksäufer sind doch eigentlich nur den besessenen Menschen zu vergleichen, welche man beschwöret, Jedoch ob ihnen schon der giftige Rauch und Gestank zum Hals herausfähret, bleiben sie nichts desto minder ohne Unterlass mit dem Tabaksteufel besessen, an dem sie abgöttischer Weise henken, und rühmen denselben über Himmel und Erden als ihren Gott, und trachten, wie sie jedermann zu gleicher Thorheit bereden mögen. Aber desto besser lernen sie also den Höllenrauch gewöhnen. *Probatum et pronuntiatum*“ — *Johann Lassenius* Gedanken vom Gebrauch des Tabaks. Er findet mit Recht *bestialisch*, wenn einer in *einem* Tage 40, 50, und mehrere Pfeifen *aussaufe*. — Raisonnement eines Satyrikers über den Tabak, aus Valentin Neimer's neu ausgelegten curiosen Tändelmarkt der jetzigen Welt. Naiv ist der Einfall, die Antwort des Hauptmann's von Capernaum: „*O Herr ich bin nicht würdig, dass du eingehest unter mein Dach*;“ folgendermassen zu amplificiren: „denn er dachte bey sich selbsten: Was? Soll der grosse Prophet zu mir ins Haus kommen? Meine Zimmer stinken ja von Rauchtabak, wie eine Wachtstuben; es ist bey mir alles unordentlich, die Erde ist voll mit Speichel und Unflat; bald liegt da, bald dort ein Stritzel, Ta-

Tabak — — mein Gott wie es halt bey den Soldaten hergehet. Nein auf keine Weis, ich bin es nicht würdig." — Medicinischer Nutzen des Tabaks. Synonymische Benennungen. Bibliographie des Tabaks. Ein Brief voll Gründe gegen den Tabak. Statt der Antwort wird auf die Schlussvignette verwiesen, die einen phlegmatischen Tabaksraucher vorstellt mit dem Motto: *Maxima est vis vetustatis et consuetudinis.*

Leipzig, in Comm. b. Leupold: *Satyrischer theologischer Kalender auf das Jahrhundert* 1800. Zu allerley Nutz und Anwendung. 228 S. 8. (12 gr.)

Man ist schon zu sehr an den Missbrauch des Ausdrucks „*satyrisch*" gewöhnt, als dass man eine, sich als satyrisch ankündigende Schrift mit grossen Erwartungen in die Hand nehmen sollte. Eine Probe von dem satyrischen Witze des Vf's. von gegenwärtigem Kalender, die Rec. nimmt, wie sie ihm gerade vorfällt, wird hinreichend seyn, um unsern Lesern zu zeigen, was sie hier zu suchen haben. S. 17. Redet der Vf. von der Bedeutung des Worts „*Kantianisch.*" Nachdem er erzählt hat, dass ihm weder *Mellin's* Wörterbuch, noch die Berliner Monatsschrift, darüber Auskunft gegeben habe, fährt er folgendermassen fort. „Ich war mir also selbst überlassen. Es lag mir gerade Stocks clavis hebr. linguae zur Hand. Da fand ich, dass *ani*, אני soviel bedeute, als *ich* oder *ego*. Und so schien es mir nun einzuleuchten, dass ein Kantianer, ein Geschöpf wäre, (sey) das unter die Kantische Race, wie die Gemse unter das Geschlecht der Ziegen gehöre; dass er aber denn doch darin von einem Kantischen Menschen unterschieden sey, dass er vielleicht auf seiner Sirne oder vor seiner Stirne, ein Horn trage, wie die Gemsen, mit dem er alles um und neben sich leicht aus dem Wege räume. Und gerade so wird es auch in der Naturgeschichte erzählt, sollen es die Gemsen machen, wenn sie sich von einem Alpenabhange zum andern stürzen, dass sie mit den Hornern oder mit dem Kopfe zuerst an den Felsen, von dem sie sich schwingen wollen, ansetzen und so durch die Schwungkraft erhoben über Abgründe setzen, und auch mit der Stirne oder mit den Hörnern zuerst wieder an dem entgegenstehenden Felsen an dem sie anprallen, sich aufstützen, vermuthlich um sich vor Beinbrüchen zu sichern. Und ist es nicht eben so mit den Kantianern, die von ihrem Ich sich erheben, und mit diesem auch zuerst bey jedem Gegenstande ankommen." — Den grössten Theil des Kalenders nehmen Bemerkungen über neue Schriften, z. B. von *Niemeyer*, *Ammon*, *Niethammer*, *J. E. C. Schmidt*, *Herder*, *Kiesewetter*, *Grohmann*, *Göthe*, *Fichte*, *Tieftrunk*, u. s. f. ein. Jedem Buche sind einige Kalenderzeichen, um es dadurch zu charakterisiren, beygesetzt. Oft würde man aber die Bedeutung dieser Zeichen nicht errathen, wenn der Vf. nicht erklärende Anmerkungen zugefügt hätte; oft sind auch diese nicht einmal hinreichend, um die Absicht des Vfs. verständlich zu machen. Nur ein Beyspiel. S. 171. wird *Fichtes* Versuch einer Kritik aller Offenbarung mit dem Zeichen des Krebses vorgeführt, und folgende Anmerkung zugesetzt. „Der Setzer hat hier einen Fehler begangen. Denn der Krebs sollte roth aussehen. Statt dessen hat er einen lebendigen, einen schwarzen, genommen: Das Buch ist ja längst, wie alle Hypothesen diess Schicksal haben, vergessen, und durch das grosse Feuer der Kritik in der Jenaischen Literaturzeitung zu Tode gesotten." — Wie man sieht nimmt des Vf. Satyre hier völlig den Krebsgang; er irrt sich eben so gröblich in *facto*, als in der Anwendung. Sind aber schlechte Bücher mit Krebsen, und die Kritik mit dem Siedefeuer *zu vergleichen*, so können wir versichern, dass dieser satyrische Krebs, als von selbst schon abgestanden, der Kritik die Mühe erspart ihn erst roth zu sieden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Leyden*, b. D. du Mortier und Sohn: *Bydrägen betreffende den Staat en de Verbetering van het Schoolwezen in het Bataafsch Gemeenbest. Eerste Stuk.* 1800. (10 Stüb. Holländ.) Diese Zeitschrift, wovon alle drey Monate ein Stück erscheinen soll, ist insbesondere für die Schullehrer bestimmt. Sie soll alle Vorschriften und Verordnungen von dem Agenten der National-Erziehung, welche das Schulwesen betreffen, enthalten. Zugleich liefert sie Beurtheilungen und Anzeigen der nützlichsten und wichtigsten Erziehungsschriften; Abhandlungen über Gegenstände, die für die Schullehrer interessant sind, und bey dem Schulunterricht können gebraucht werden, und Nachrichten von dem Zustand des Schulwesens in der Batavischen Republik, und in andern Ländern. In der Einleitung zu diesem ersten Stück wird gezeigt, dass der Unterricht der Jugend die Grundstütze der nationalen Sittlichkeit und Wohlfahrt ist. Darauf folgt das Memorial, welches der Agent der National-Erziehung bey der ausübenden Gewalt eingereicht hat, und die künftige Einrichtung und nothwendige Verbesserung des Schulwesens betrifft. Unter den beurtheilten Schulschriften findet man die holländische Uebersetzung von *Niemeyers* Grundsätze der Erziehung und den ersten Theil der Schrift von *Rogge*: *Levensgeschiedenissen voor jonge Lieden*, welcher die Lebensbeschreibung von *de Ruiter* enthält. Die Rede über die Würde eines Kindes von J. de Kruyff verdienet hier eine Stelle. Zuletzt stehet eine Nachricht von der Einrichtung der Niederdeutschen Stadt-Armenschulen zu Amsterdam. Wir zweifeln nicht, dass die Fortsetzung dieser Schrift vielen angenehm und nützlich seyn wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Gedichte, von Sophie Mereau. Erstes Bändchen.* 1800. 151 S. 8.

Wenn zeither, da die Stücke dieser geistvollen Dichterin einzeln erschienen, es den Freunden ihrer Muse nicht unbemerkt blieb, dass es nur ein bestimmter Kreis von Empfindungen sey, in dem sich ihre Phantasie bewegt: so erhält diese Bemerkung jetzt, wenn man diese Sammlung durchliest, noch mehr Deutlichkeit und Gewissheit. Tiefes Gefühl für die sanfte Harmonie der Natur und Beziehung derselben auf das Geistige, ein unendliches Sehnen nach geliebten Bildern, das nicht befriedigt wird in dieser begränzten Wirklichkeit, ein schwermüthiger Kampf zwischen beglückenden Phantasien und kalten, jene schöne Dichterwelt zerstörenden Zweifeln, eine Begeisterung, die sich mittheilt und mit sich fort zieht, — wehen durch die mehresten ihrer Lieder; und wohl ihr, dass sie, ihrer Natur treu, diese Eigenthümlichkeit nicht überschreitet, und sich, mit besorglicher Weiblichkeit, in dem Gebiete ihres Genius hält! Mit gefälliger und nicht geringer Kunst weiss die Dichterin die Sprache zu gebrauchen, und durch sie, ohne Haschen nach kühnen Wortbildungen (wenige Ausnahmen abgerechnet), Naturscenen mit einer Wahrheit darzustellen, und ihre Gefühle mit einer Neuheit auszudrücken, die ihr, in Verbindung mit ihren andern Eigenschaften, einen eben so entschiedenen Rang über *alle* zeitherige deutsche Dichterinnen giebt, als ihn die Prosa der Frau von *Berlepsch*, nach des Rec. Gefühl, über alles ähnliche hat, was in unserer Sprache von ihrem Geschlechte herrührt.

Wahr und ergreifend singt sie S. 19. im *Dichterglück* die unnennbaren Freuden der Phantasie und des dichtenden Geistes:

Und des Lebens heilge Zwecke walten
ihm vorbey, als heitre Lichtgestalten;
ihm, der selbst ein Schöpfer ist, enthüllt
sich des Daseyns räthselhaftes Bild.

Trauert er, fühlt alles seine Leiden;
Die Natur weint selbst in seine Saiten'
und des Herzens ungestümer Drang
stimmt sich zu der Wehmuth mildern Klang.

Doch, wer schildert seine Seligkeiten,
wenn die Liebe bebt durch seine Saiten?
Götter neiden dies zu hohe Glück,
rufen bald es zum Olymp zurück,

O beglückt, dem, freundlich aufgeschlossen,
Aetherblumen aus der Erde sprossen,
dem Natur, im Busen frey und gross,
der Begeistrung Götterfunken goss!

Aetherblumen, *Aetherrosen* — kommen noch oft (z. B. S. 127. 129.) in diesen Liedern vor, ohne dass Rec. diesem neugewagten Bilde Haltung und Anschaulichkeit abgewinnen kann. Bey *Aether*, von Gesichtsgegenständen gebraucht, mischt sich immer die Nebenidee von Farbe mit ein; *Aetherhain* S. 125., geht schon eher, wo man es leicht für Hain des Himmels, himmlisch schöner Hain, ohne andere störende Nebenidee nimmt. — Auch kann es in dem letzten der angeführten Verse nicht heissen: *im* Busen, da die Bewegung, die im Giessen liegt, hier offenbar den vierten Casus erfodert, der niemals in das *im* contrahirt werden kann. — Im Nachtlied der Hirtin S. 22.: *„Und bist der Liebe süssen Qual wohl nimmer dir bewusst“* — erfodert das Gesetz der Sprache *süsser Qual*, welches man gleich bestimmt fühlt, sobald man sich ein Wort männlichen Geschlechts vorher denkt, z. B.: „Und bist des Herzens süsser Qual etc. Freylich giebt: *der Liebe süsser Qual* — hier einen Uebelklang, und deswegen müsste der ganze Gedanke anders ausgedrückt oder gewendet werden.

In dem Gedicht Nr. 125.: *Psyche an Amor*, lässt sich die Grundidee, „die liebende Seele findet sich nur endlich vom Genius des Todes verstanden, und ihrem Glück, der himmlischen Liebe, entgegengeführt,“ — mehr errathen, als dass sie bestimmt daraus hervorginge. Daran ist vorzüglich die eilfte Stanze schuld, wo es ungewiss bleibt, auf wen das:

Du warst es, du, dem beym Genuss des Schönen
im innigsten Zusammenklang
bey jeder Kunst, gelehrt von Götterföhnen,
sich meine Seele froh entgegen schwang. —

sich beziehe. Auch ist es hier der bessernden Feile entgangen, dass der Vers: *„im innigsten Zusammenklang,“* — nach dem angenommenen Sylbenmaasse einen Fuss zu wenig hat.

Ein glücklicher Gedanke, und mit Geist ausgeführt, ist es, die verschiedenen *Eindrücke des Frühlings* zu schildern, S. 130 ff.: wie das Kind, der Unglückliche, die Reisenden, die Mutter, der Zufriedene, die Schwärmerin — dieses Fest der Natur feyern; aber durch ein Versehen, das der Verleger auch schon öffentlich angezeigt hat, geht dieser feine Gedanke jetzt verloren, wenn man nicht S. 147. die Ueber-

Ueberschrift ausstreicht, und es mit dem vorigen verbindet. Auch die Seitenzahl ist verdruckt, weswegen jeder Besitzer den versprochenen umgedruckten Bogen von den Buchhandlungen abfodern muss.

Vergleicht man die frühern Bekanntmachungen dieser Gedichte mit der jetzigen Sammlung: so erkennt man aus den im Durchschnitt glücklichen Correcturen, die Sorgfalt und das richtige Gefühl der Vfn. So hiess es in dem lieblichen Liede: *Feuerfarb.* das allein schon der Dichterin so vielen Beyfall erworben hat, in der ersten Ausgabe. (Journ. des Lux. u. d. Mod. 1792. S. 377.)

> Wohl blühet in lieblicher sanfter Gestalt
> die glühende Rose, doch bleichet sie bald.
> Drum weihte zur Blume der Liebe *man sie;*
> ihr Reiz ist *unendlich*, doch welket er früh.

Jetzt liest man dafür:

> Wohl reizet die Rose mit sanfter Gewalt;
> doch bald ist verblichen die süsse Gestalt.
> Drum ward sie zur Blume der Liebe geweiht;
> bald schwindet ihr Zauber vom Hauche der Zeit.

Nicht so glücklich ist die Correctur in der siebenten Stanze desselben Liedes:

> Warum ich, so fragt ihr, der Farbe so hold,
> den heiligen Namen der Wahrheit gezollt?
> Weil flammender Schimmer von ihr sich ergiesst,
> und trotzende Dauer ihr Eigenthum ist.

Wofür es jetzt heisst: „*und ruhige Dauer sie schützend umschliesst.*" Dauer umschliesst schützend eine Farbe? — Hinwiederum zeugt es von dem feinen Sinn, mit welchen Madame *Mereau* oft gleich bey ihrem ersten glücklichen Wurf arbeitet, dass die *Landschaft* (S. 51.), der unter den malerischen Gedichten in unserer Sprache mit Recht ein hoher Rang gebührt, bis auf das kleinste Wort so hat bleiben können, wie sie die Dichterin im Schillerschen Musenalm. von 1797 bekannt machte. — Im *Andenken* S. 42. ist nur eine Stelle geändert; im Schillerschen Musenalm. hiess es:

> Athmet von Lüftchen bewegt die Linde mit stillem Gesäusel
> Wähn' ich, es beb' um mich leise dein zärtlicher Laut.

Jetzt: „Wähn' ich, es athme darin leise u. s. w." — In der meisterhaften Elegie, *Schwärmerey der Liebe*, S. 25. die der Feile auch so wenig Gelegenheit darbot, dass sie ganz so wie im Schillerschen Musenalmanach von 1799 geblieben ist, erwartete Rec. eine Aenderung in der 23 Stanze, um die Dunkelheit, die sie für ihn hat, gehoben zu sehen:

> Doch Selmar, nein! Kann Liebe untergehen?
> Ward die Natur sich selbst je ungetreu?
> Kann Harmonie wie Frühlingshauch verwehen?
> Und wird *dein Ideal dir wieder neu?*

Doch, sie sind es werth, diese lieblichen Früchte einer so zarten Phantasie und einer so hinreissenden Begeisterung, dass die edle Dichterin noch oft zu ihnen zurückkehre, um sie nach ihrem sichern Auge und feinen Gefühl der Nachwelt so fleckenlos zu übergeben, als es ihr möglich ist.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin u. Comp.: Dr. *Eduard Young's Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit:* mit Constructionen und erläuternden Anmerkungen erleichtert von G. F. *Herrmann*, M. A. Lehrer am Lyceum zu Wismar. 1800. 640 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine ähnliche Bearbeitung von *Thomson's* Jahreszeiten, durch den nämlichen Herausgeber, ist ehedem in diesen Blättern (1798. Nr. 292.) angezeigt worden. Absicht und Einrichtung sind bey der gegenwärtigen Arbeit beynahe dieselben; und es war dabey theils Beförderung und Erleichterung des englischen Sprachstudiums, theils auch Verbreitung edeln sittlichen Gefühls, das Hauptaugenmerk. Zudem glaubt der Herausgeber, dass Wahrheiten und schöne Gedanken in einer fremden Sprache oft weit besser gefallen und tiefern Eindruck machen, als wenn sie in der Muttersprache vorgetragen werden. In der Vorrede findet man die Hauptzüge aus *Young's* Leben angeführt. Seiner poetischen Werke wird darin jedoch zu unvollständig und summarisch, und der prosaischen gar nicht gedacht. Auch hätte sein dichterischer Charakter, seinen Tugenden und Fehlern nach, genauer gezeichnet werden sollen, um so mehr, da diese Ausgabe vornehmlich für junge Leser bestimmt ist, die gar leicht durch *Young's* Manier geblendet, und von der Liebe zur edeln, natürlichen Einfachheit entfremdet werden können. Dass die Klagen oder *Nachtgedanken* eigentlich nur zerstreute Gedanken, ohne Zusammenhang hingeschrieben seyn sollten, daran glaubt Rec. mit Recht zweifeln zu dürfen. Ein fester, leicht übersehbarer Plan mangelt ihnen freylich; aber die öftern Ausweichungen auf andere Gegenstände waren vielmehr Folgen der zu lebhaften und bilderreichen, oft nur allzu üppigen, Phantasie des Dichters. Eben so wenig möchten wir sie zu den *vorzüglichsten* Werken der Engländer rechnen. Ueber ihren Werth und Unwerth hat die Stimme der englischen Kunstrichter längst entschieden; und es wäre gar nicht überflüssig gewesen, die Resultate wenigstens von *Johnson's* u. a. Urtheilen hier anzuführen. Dass diess Gedicht eine Zeitlang in Deutschland so viel Glück machte, war wohl weniger eine Wirkung seines vorzüglichen Werths, als des günstigen Umstandes, dass es zu einer Zeit, wo die englische Dichter-Literatur noch nicht sonderlich unter uns bekannt war, von dem sel. *Ebert* mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt übersetzt, und nachher von ihm mit einem reichhaltigen Commentar begleitet wurde. Die Wendung, welche *Klopstock* der deutschen Poesie gab, das Lob, welches dieser Dichter dem Engländer ertheilte, und der eine geraume Zeit hindurch herrschende Hang deutscher Poeten zum Ernst und zur Schwermuth, waren ohne Zweifel mitwirkende Ursachen dieses Beyfalls. In der Folge verkannte

kannte man dagegen nicht selten *Young's* wahres Verdienst über seine nunmehr eingesehenen Fehler und Auswüchse. Jetzt wär es also Zeit, beides gegen einander abzuwägen, und die Schale der Kritik wieder in gerechteres Gegengewicht zu bringen; und das hätte, wie gesagt, bey dieser Gelegenheit, und wegen der nächsten Bestimmung dieser neuen Bearbeitung vornehmlich geschehen müssen. Zu Anmerkungen und Erläuterungen der Sprache und Schreibart geben übrigens die Nachtgedanken vielleicht mehr Anlass und Auffoderung, als irgend ein anderes Lehrgedicht der Engländer. In dem Ebertschen Commentar fand indess der Herausgeber sehr viel, wo nicht alles, vorgearbeitet; und er gesteht auch selbst, dass er denselben, so oft er zur Erklärung und Erläuterung des Textes beytrug, benutzt habe. Die Uebersetzung selbst leistete ihm in dieser Absicht nicht unbeträchtliche Dienste. Ueberflüssig wurde jedoch dadurch diese Art von Ausgabe nicht; denn es ist nicht jedes Lesers Sache, alle die weitläuftigen Anmerkungen in vier Bänden durchzulesen, wenn es ihm bloss um Wortverstand des englischen Texts zu thun ist. Dazu kommt, dass hier, wie auch beym *Thomson* geschehen ist, die Wortfolge durchgehends, wo sie irgend schwierig ist, in den Noten nach der gewöhnlichen Weise geordnet ist. Vielleicht möchte diess etwas zu oft, und zuweilen selbst bey manchen gar nicht schwierigen Stellen geschehen seyn; denn ganz ungeübte, und mit der englischen Dichtersprache völlig unbekannte Leser, werden sich doch schwerlich an diese Lectüre machen. Bey den Erklärungen einzelner Wörter sowohl als des Sinnes und der Sachen, hat sich der Vf. fast durchgehends an die Ebertsche Uebersetzung und Erläuterung gehalten. Dadurch aber ist manchmal dem englischen Worte ein deutsches beygesetzt, das wohl in einer Uebersetzung, nicht aber in einem Vocabular stehen durfte! Z. B. gleich zur ersten Zeile steht in der Note: *Restorer, Labsal, Wiederhersteller.* Diess letzte Wort hätte wenigstens zuerst stehen, und jenes nur als den Sinn ausdrückend, oder lieber gar nicht, beygefügt werden sollen. In der Construction ist auch diese erste Zeile:

Tir'd nature's sweet restorer, balmy Sleep!

unrichtig mit dem Worte *come!* ergänzt, als ob der Schlaf nämlich von dem Dichter herbeygerufen würde. Es ist vielmehr ein klagender Ausruf, eine Beschwerde über die Partheylichkeit des Schlafs. — S. 99. wird die sehr bekannte Redensart: *to run mad*, die nichts weiter heisst, als: wahnwitzig werden, durch: *wahnsinnig herumirren*, erklärt. In *Ebert's* Uebersetzung steht freylich: „wo der Geist im Labyrinthe der Einbildung wahnsinnig herumirrt;" aber die Worte: *where Thought in Fancy's Maze runs mad*, heissen vielmehr: wo der Geist im Labyrinth der Phantasie (vom Umherirren) wahnsinnig wird. — S. 240. passt die in der Note von *the Ring* angegebene Bedeutung: „ein Kreis herumstehender Personen, Zuschauer etc." gewiss nicht auf den Ausdruck:

And raffles for the Death's-Head on the Ring.

Die angeführte Ebertsche Uebersetzung: „und würfelt „um den Todtenkopf auf dem Ringe," ist unstreitig richtig, und die von dem Herausgeber vorgeschlagene anderweitige Auslegung dieser Stelle unrichtig; denn da müsst' es *in the Ring* heissen. — Dergleichen-Erinnerungen liessen sich mehrere machen; sie benehmen indess dieser Arbeit nicht den Werth und Nutzen, welchen sie sowohl für den Sprachlehrer als für den sich selbst unterrichtenden Leser haben kann.

London: *Fragmente in Yorick's Manier.* Aus dem Englischen. Mit drey Kupfern. 1800. 164 S. 8. (20 gr.)

Nicht leicht fand ein neuerer Schriftsteller unter seinen Landsleuten sowohl als im Auslande, so viele Nachahmer als *Sterne*. Die es absichtlich wurden, verfehlten gemeiniglich des Ziels; und deren waren nur wenige, die innern Beruf zu dieser Nachfolge, eine gleiche Stimmung der Laune und Ansicht der Dinge mit der leichten und originalen Gabe eines ganz eigenthümlichen, warm aus der Seele kommenden, Vortrags verbanden. Gegenwärtige Fragmente, die vor zwey Jahren in England erschienen, gehören zu den besten Nachbildungen dieser Manier. „Wenn „ich, sagt der Vf. in der Anrede *an Yorick's Schatten*, „wenn ich von dir geschaffnen Wesen die Sprache „lieh: so wars nicht Eitelkeit, die mir die Feder da„bey führte! Wenn deine Feder dich beherrschte, „nicht du sie: so beherrschen mich meine Launen, „nicht ich sie." — Und am Schluss dieser Anrede giebt er es als Zweck seiner Nachahmung an, den Quellen von Yorick's Gefühlen tiefer nachzuspüren. Und wirklich findet man hier jene menschenfreundliche Empfindsamkeit, jenes edle Pathos, und eine sehr glückliche, wirkungsvolle Simplicität der Sprache wieder, die in *Sterne's* Werken so viel Anziehendes hat. Eben die Personen, die in diesen vorkommen, findet man hier wieder handelnd und redend eingeführt, und so wahr und treffend, dass man sie nicht von fremder Hand eingeführt glaubt. Die Uebersetzung verdient im Ganzen alles Lob der Treue und Eleganz; ein paar Unrichtigkeiten sind indess dem Rec. doch aufgestossen. S. 13. steht: „Sie fech„ten für die *Vernichtung* des Staatskörpers, schrie „Doctor Sloop." Im Englischen: *for the evacuation of the body politic*, für die *Ausleerung* des Staatskörpers, zur Reinigung von seinem Unrath. S. 17. ist das glückliche Bild des Originals von dem Glücke friedlicher Ländereyen: *where Industry may smile upon her plough, while the Dove resteth upon it*, nicht in der Uebersetzung getroffen: „wo der *Fleiss* „seinem Pfluge lächelt, und die Taube ruhig sitzt." Vielmehr: „wo Arbeitsamkeit auf ihren Pflug hin„lächeln kann, indess die Taube darauf ruht." — Mehr noch ist bald hernach der Sinn der Worte des Onkels Toby: *Time will improve it*, verfehlt. Nicht: „die Zeit wirds *lehren*," sondern: „die Zeit „wird sie (die Religion) *verbessern*." Denn darüber wird Dr. Sloop so ergrimmt, der die katholische Religion für unverbesserlich hält. — Vorzüglich wird das

das letzte Fragment: *Anna*, ein Gegenstück zu Sterne's Maria, dem mitfühlenden Leser gefallen. Druck und Papier sind von ähnlicher Sauberkeit, wie die drey von *Küffner* gestochenen Kupferblätter.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Englische Sprachlehre für Deutsche*, zum Gebrauch beym Unterricht, von F. G. *Canzler*, der Philosophie Dr. und Privatlehrer zu Göttingen. 1800. 8. (1 Rthlr.)

Was der Vf. in der ersten Ausgabe dem Publicum als blossen Versuch vorlegte, das überliefert er jetzt in einer veränderten und erweiterten Form. Dass auf die Stellung und Bearbeitung des Ganzen viel Fleiss verwendet worden ist, fällt, in Vergleichung mit der frühern Probe, genug in die Augen. Der erste Theil enthält die eigentliche Sprachlehre, der zweyte vermischte Bruchstücke von englischer Prose und Poesie, der dritte deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins Englische. Brauchbar ist jeder Theil unstreitig; auch dürfte die vorangeschickte Literarnotiz nebst der Einleitung, worin von dem Ursprunge, den Verwandschaften und den Fortschritten der englischen Sprache gehandelt wird, dem Anfänger willkommen seyn. Die Aufsätze zum Uebersetzen ins Englische gehen von dem Leichten zum Schwerern fort, und sind in dieser Rücksicht manchen andern Werken der Art vorzuziehn. Nur findet Rec. den Abschnitt von der Aussprache im ersten Theile sehr mangelhaft, da doch auf diesen Gegenstand so viel ankommt. S. 10. z. B. soll *a* in *able* kurz seyn. Es ist aber nach Walker, Sheridan etc. gleichtönend mit dem *a* in *fate*. Eben daselbst macht der Vf. *gave* so kurz wie *have*, und *there*, *where* gleichlautend mit *were*; auch dichtet er daselbst dem Worte *frice* ein kurzes *i* an. Die Engländer sprechen aber *gehw*, *häw*, *dhehr*, *uehr*, *uei* *frihss*. — Nach S. 11. soll *i* in *avarice* wie *ei* lauten. Walker und Sheridan hingegen geben ihm ein kurzes *i*, und mit ihnen alle Engländer. — S. 12. erscheint *feral* mit dem kurzen *e*, *bifid* in der ersten Sylbe mit dem kurzen *i*, *bosom* in der ersten Sylbe mit dem kurzen *o* fast *a*. Sie werden aber *fihräl*, *beifid*, *buso*[m] ausgesprochen. — S. 13. lehrt das *y* in *typograph*[y] wie ein kurzes *i* hören zu lassen. Alle Orthoepisten legen ihm aber den Laut *ei* bey. In *acorn* ist *a* nach Walker, Entick etc. lang, nicht kurz, wie der Vf. meynt. Er hat S. 14. *climberer* selbst gemacht; die englischen Wörterbücher lehren nur *climber*. — S. 15 soll *sort* wie *port* lauten. Hr. C. hätte sich aber aus dem Walker belehren können, dass dieser eine solche Aussprache verwirft. — Nach S. 17. soll *pull* ein gleichtönendes *u* mit *must* haben, da doch jenes anders klingt wie dieses. Eben so unrichtig wird S. 19. *calf* und *half* einerley Vocallaut mit *bald*, *scald* zugeschrieben, und S. 24. *hear* mit *great*, *tear* u. s. w. Aus diesen wenigen Angaben, welche Rec. leicht mit einigen Dutzenden vermehren könnte, sieht der Sprachkundige zur Genüge den eigentlichen Werth dieses Abschnitts.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Magdeburg*, b. Keil: *Kurzer Leitfaden zum christlich moralisch religiösen Unterricht für Confirmanden.* 1800. 16 S. 8. — Mehr als irgend einer von den bisher vorhandenen Leitfäden zum Religionsunterrichte entspricht dieser den Ideen und Wünschen des Rec. Denn er ist nicht nur nach moralischen Grundsätzen, ohne Beymischung des Geschichtlichen, sondern auch in aphoristischer Form und nach einem wohlgewählten Plane abgefasst. Nach vorausgeschickter Erklärung der Begriffe: Religion, christliche Religion und einigen Winken über Person, Verdienste, Schicksale Jesus, und über die Schriften der christlichen Religionsverfassung etc. folgt nun der gedrängte Grundriss der Tugendlehre selbst, wobey der Vf. von den ersten Gründen der praktischen Philosophie ausgeht. Er erklärt zuerst die zum Verstehen des Ganzen nothwendigen Begriffe: Tugend, gesetzmässig, aus Pflicht etc., giebt die allgemeinen Bedingungen der Pflichterfüllung an, und stellt sodann die einzelnen Selbst- und Menschenpflichten nach den beiden Hauptclassen, Pflichten der Gerechtigkeit und Güte auf. Ein kurzer Abschnitt von der Rangordnung der Pflichten macht den Beschluss der Pflichtenlehre. In der darauf gebaueten Religionslehre werden nur die Lehren von Gott und Unsterblichkeit erwähnt, und als Anhang die gottesdienstlichen Gebräuche der Christen dem Namen nach aufgeführt. Nur einer einzigen Stelle kann Rec. seinen Beyfall nicht schenken. S. 14. „Die traurigen Folgen unserer eigenen moralischen Vergehungen — führen zur Reue und Besserung, *und dann stillt den Gewissensschmerz der Trost der Sündenvergebung (Versöhnung).*" Versöhnung scheint uns, man mag einen Begriff unterlegen, welchen man will, mit einer reinen Tugend- und Religionslehre durchaus unvereinbar. In der Pflichtenlehre hätten wir noch einige Winke über eine oder die andere specielle Pflicht, z. B. Häuslichkeit, Verhalten in Ansehung der Kunstwerke etc., und in den Religionspflichten das vernünftige Verhalten in Ansehung der Thiere und leblosen Schöpfung erwähnt gewünscht. Aufgeklärten Aeltern und Lehrern, die sich zu der Ueberzeugung erheben können, dass sich der Geist des reinen Christenthums auch in einem Grundrisse, in welchem keine biblische Stelle vorkommt, darstellen lasse, können wir diesen Leitfaden zum Gebrauche für den Religionsunterricht ihrer im Denken schon geübten Kinder und Schüler mit gutem Gewissen empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. Januar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Kummer: *Briefe über den Lehrbegriff der protestantischen Kirche.* Nebst einem Anhange, in welchem das achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten die unverfälschte Christenthumslehre übergiebt. Allen Religionslehrern, die der Wahrheit treu geblieben sind, zugeeignet. 1800. 292 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieser Schrift schwimmt gegen den Strom der Zeit, ohne von demselben, was seinen Glaubensbrüdern sonst wohl begegnet, auch nur unmerklich abwärts getrieben zu werden. Was er den protestantischen Lehrbegriff nennt, ist der Inbegriff dogmatischer Lehren, wie sie zum Theil noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bestanden, und den seither angestellten exegetischen Untersuchungen, das Christenthum, und den philosophischen, die Religion überhaupt betreffend, wird schlechterdings kein Einfluss auf dieselben verstattet, indem beiderley Untersuchungen einer gänzlichen Verkehrtheit des menschlichen Geistes, und einem Widerwillen gegen das Christenthum selbst zugeschrieben werden. Wir wollen das Charakteristische des Buchs so kurz als möglich in den eigenen Worten des Vfs. darzustellen suchen. Statt mit Gründen, fängt er mit Beschuldigungen und Verläumdungen an. „Redliche Männer, sagt er S. 2., haben es gewagt, den Monarchen und Fürsten der Völker die Plane ihrer Feinde vorzulegen, und deutlich zu zeigen, wie viel die Neuerungen in dem protestantischen Lehrbegriff dazu beytragen *mussten*, die Absicht jener Feinde der Thronen zu begünstigen, und den Revolutionsgeist in allen Volksclassen auszubreiten. Die authentischen Belege dieser Wahrheit in der *Eudämonia*, und in den *Nachrichten von einem grossen aber unsichtbaren Bunde gegen die christliche Religion und monarchischen Staaten* wären schon hinreichend gewesen, allen Regenten die Augen zu öffnen. — Mehr aber, als irgend jemand in Deutschland zu zeigen im Stande war, hat *Barrüel* (dessen Schrift vom Vf. ein classisches Werk genannt wird) der ganzen Welt vor Augen gelegt."

Nächstdem sucht er mit frommer List die Regierungen in das Interesse seiner Dogmatik zu ziehen. An der Frage über die Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit der Markgräflichen Badenschen Consistorial-Verordnung läuft die Schrift fort bis zum Anhange, den der Titel nennt. S. 7. der Zueignung, heisst es: „Selbst im J. 1799, in dem Jahre, welches so viele Schriften wider die ewig feststehende Wahrheit hervorbrachte, klagte ein Fürst eines deutschen Volks darüber, dass man sich der Lehren auf der Kanzel schäme, die nicht Fleisch und Blut, die nur der Vater im Himmel offenbaren kann. Das wäre vielleicht eine Gelegenheit, sprach mein Herz, bey welcher eine öffentliche Darstellung derjenigen Wahrheiten, die im achtzehnten Jahrhundert am heftigsten bestritten sind, allgemeiner gelesen werden möchte. Ich flehte zu dem Gott der Wahrheit, mir etwas gelingen zu lassen, etc. und so entstand diese Schrift." Sie besteht aus vierzehn Briefen an einen Freund, den der Vf. S. 1. sagen lässt: dass Verordnungen jener Art, zum Vortheil der positiven Religion, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts viel zu spät kommen. Da heisst es dann S. 19. „Hier haben Sie das Eigentliche und Wahre, wodurch die christliche Religion die Gewissen der Menschen bindet, die sonst über allen Zwang wesentlich erhaben sind. Wer *das* von Herzen glaubt, dass der ewige Sohn Gottes das Versöhnungsopfer für seine Sünde geworden ist, der hat *eine Verbindlichkeit über alle Verbindlichkeit*, sich jeder göttlichen und also auch obrigkeitlichen Ordnung (die nur der göttlichen nicht widerspricht) mit unbedingtem Gehorsam fröhlich zu unterwerfen." S. 21. „Man vergleiche den Geist der Zeit in der *ersten* Hälfte des nun sich endigenden Jahrhunderts mit dem, der *jetzt* herrscht. Man nenne die damals allgemein gepredigte Lehre *Aberglauben*. Aber das Volk war doch *ruhig*, der Landesherrschaft *treu*" etc. S. 33. „Und was soll nun ein Landesherr thun, wenn er — wäre es auch nur wegen der unausbleiblich zu besorgenden Unordnung und Anarchie — gegen den Religionszustand seines Volks nicht gleichgültig ist? Würden Sie ihm rathen, auch jetzt, da man siehet, wohin die Religionsneuerungen die Völker führen, die ganze Sache der Willkür derer, die sein Volk leiten, zu überlassen? Würden Sie glauben, dass berühmte Männer dem Volk Religionssätze und Gesetze vorschreiben können, die alsdann *auf menschliches Ansehen* angenommen würden? Sagen Sie mir aufrichtig: würden Sie selbst auf *menschliches Ansehen* eine Religion annehmen?" Auf den letzten Theil dieser Frage würde Rec. antworten: Nein! aber auf die untrügliche Stimme des Gewissens, des Göttlichen im Menschen; und eben darum, weil diess alles doch nur menschliches Ansehen ist, nicht auf *den Buchstaben* irgend einer Schrift, oder gar auf das Zureden von Menschen, die, um dem, was sie für wahr halten, bey andern stärkern Nachdruck zu geben, Landesherrliche Verordnungen federn, oder lobpreisen.

Auf die ganze Frage würde er auch mit Nein antworten, und nur anrathen, dafs der Landesherr nie über den Glauben und die Religion seiner Unterthanen, sondern höchstens, wo es nöthig und thunlich wäre, über den Religionscultus, über seine Beschränkung oder Erweiterung, Verfügungen treffen, und verordnen möge, dafs kein Religionslehrer Sätze vortrüge, die das bürgerliche Recht und die bürgerlichen Pflichten auf irgend eine Art beeinträchtigen könnten, besonders aber, dafs niemand, wenn irgend eine Lehre *seinen* Meynungen und *seinem* Glauben zuwider ist, öffentlich sagen oder schreiben dürfte: die Regierung, der Staat, die bürgerliche Ordnung werde durch diese Lehre in Gefahr gebracht; denn dergleichen Schwätzer sind die eigentlichen Aufruhrprediger; sie machen den Regenten die Unterthanen, und den Unterthanen die Regenten verdächtig. Verordnungen einer Regierung, das Recht und den Religionscultus zur Beförderung der Cultur betreffend, wie die jetzigen in der preussischen Monarchie, zeugen von Stärke der Regierung, und vermehren ihre Stärke; denn sie begünstigen das Heiligste, was es für den Unterthanen giebt, *Gewissensfreyheit;* Verordnungen einer solchen, die Religion selbst und den Glauben der Menschen angehend, verrathen Schwäche der Regierung; die dazu rathen, fodern Gewissenszwang und würden zufrieden seyn, wenn nur *ihr* Glaube siegte: möchte darüber auch alles andere zu Grunde gehen. S. 93. „Also gestehen Sie nun, dafs die Macht der Regenten nichts ist, wenn die Religion nicht die Unterthanen zum treuen Gehorsam verbindet. Sie gestehen, dafs die Vernunft- oder Natur-Religion ein leeres Gedicht ist, es sey denn, dafs sie in einem ernsten und sehnlichen Verlangen nach näherer Erkenntnifs Gottes und seines Willens bestehe, dafs also ein Verächter der geoffenbarten Religion um so weniger ein wahrer Unterthan seyn könne, je schwankender, unvollständiger und widersprechender diejenigen Lehren sind, die man als Sätze der Vernunftreligion angeben will, und unter welchen das Wahre und in seiner Art Nutzbare doch nur aus der Offenbarung oder aus der Tradition von derselben genommen werden konnte.“ etc.

Was nun ferner den protestantischen Lehrbegriff selbst betrifft: so macht der Vf. vor allen Dingen die Bemühungen derer, die diesen Lehrbegriff freymüthig zu untersuchen, aufzuklären, zu berichtigen, zu erweitern angefangen haben, verdächtig, läfst sich auf diese Untersuchungen etc. weiter gar nicht ein, sondern sucht blofs, während er sich gegen alle Speculation in der Religion erklärt, durch mancherley sophistische Schliche das, was er den protestantischen Lehrbegriff nennt, zu rechtfertigen und wie er es nennt, darzustellen. S. 29. Läfst er sich von seinem Freunde die Frage vorlegen: ob der Lehrbegriff der protestantischen Kirche, so wie er seit der Reformation angenommen worden, nicht einer grofsen Verbesserung bedürfe? — ob also die Vertheidiger desselben nicht wohl thun würden, sich manchem rechtschaffenen Mann, der an solcher Verbesserung arbeitet, zu nähern? und antwortet darauf: „dafs wohl nicht von Verbesserung der seit der Reformation angenommenen Lehren die Rede seyn könne. Wir sollen sie schlechterdings wegwerfen, *das* ist es, was man von uns verlangt. — Man gieng ja von Jahr zu Jahr weiter, und immer weiter bis zur Verwerfung aller göttlichen Offenbarung.“ Um nun kein Jota von diesen Lehren zu verlieren, findet er immer noch (S. 123.) in dem *Plural.* אלהים den *dreyeinigen* Gott, giebt es für ihn noch heutigestags (S. 162.) leibliche Besitzungen des Teufels und moralische Einwirkungen desselben, und sieht er immer noch in den Stellen 2. Cor. 12, 7—9. etc. „dafs die verborgene göttliche Regierung dem bösen Geiste noch manche Macht läfst, die sich gegen das Ende der Tage noch sehr merklich zeigen, und gewifs um so viel *leichter* wirken kann, *je mehr man die Existenz des Teufels leugnet.*“ Selbst die *Worte* der Bibel sind, meynt er noch S. 185., ihren Verfassern vom heiligen Geist eingegeben. S. 53. sagt der Freund: ich nehme meine Fragen zurück, (die vorhin angeführten) sobald ich überzeugt werde, 1) dafs wir aus der Natur keine Religionskenntnifs haben können, und 2) dafs die heilige Schrift wirklich dasjenige lehrt, was der hergebrachte protestantische Lehrbegriff für wahre Bibellehre ausgiebt. Der Vf. setzt hinzu: hierbey bewundere er ihn; ein anderer würde noch gefodert haben, dafs ihm auch die Göttlichkeit der heiligen Schrift noch besonders erwiesen würde; dieser Beweis wird dann auch so fort aus der Gottheit Christi, ohne die leiseste Ahndung eines Zirkels in demselben, geführt. Uebrigens unterscheidet er in Bezug auf jene beiden Sätze zwischen Natur- oder Vernunftreligion, und zwischen Bibelreligion; die erste ist ihm *nichts*, und das mit Recht! Soll es also dennoch Religion geben: so mufs die andere *alles* seyn; der Vf. nämlich hat nur eine Natur, eine Vernunft, und eine Bibel; *eine Vernunft?* nein die hat er nicht, denn S. 153. sagt er: „Sie sehen ein, dafs diejenigen, welche von keiner andern Erkenntnifsquelle (der Religion) wissen wollen, als von der Vernunft, in der That nur *ihre* Vernunft meynen.“ Er sieht nicht, dafs, wann jeder eine eigene Vernunft hat, das Prädicat: *Vernünftig* ganz wegfallen mufs. Davon, dafs es dem Menschen *möglich* ist, ein Bewufstseyn der Pflicht zu haben, dafs aus dieser die Religion entspringt, und auf sie gegründet ist, und dafs die Lehre der Bibel, wenn sie sich nicht unmittelbar an die Pflicht und an das Bewufstseyn von ihr anknüpft, im Leeren, oder was eben so viel ist, blofs im Munde des Schwätzers schwebt, und nur in so fern die Religion *aus dem Gewissen* entsprungen ist, (nicht aus einem Wissen von Wundern und Weissagungen, von hebräischen und griechischen Buchstaben) *Bibelreligion* seyn kann, davon weifs der Vf. nicht das geringste. Endlich S. 204 „Die Hauptwahrheiten des protestantischen Lehrbegriffs sind ein unveräufserliches Eigenthum der Christenheit!“ (Gewifs sind sie diefs, denn der Geist, der sie beseelt, ist Gewissensfreyheit; aber in dem Sinne, wie sie der Vf. nimmt, sind sie es nicht, denn ein Ge-

Gewissens-Joch ist nur das Eigenthum dessen, der's auflegt). Als solches überliefert sie das hinscheidende achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten. Wer das nicht genehmigen will, der ist es der Menschheit schuldig, unwidersprechlich zu zeigen, dass die Bibel keine unmittelbar göttliche Offenbarung ist, — oder dass (im Falle sie für eine solche erkannt werden muss) diejenigen Lehren nicht in derselben enthalten sind, (man erwartet natürlich: die in dieser meiner Schrift für die Lehren der Bibel ausgegeben werden, dafür aber heisst es frömmelnd listig:) „durch deren Annahme christliche Völker bisher in Ordnung gehalten, und Millionen zum Genuss der Seligkeit gebracht sind."

In dem Anhange übergiebt eigentlich der Vf. *seine* Meynung und *seinen* Glauben, dass und wie Gott sich, und was er von sich den Menschen geoffenbaret habe, dem neunzehnten Jahrhundert. Hätte er erklärt: es sey *seine* Vorstellung vom Christenthum, die er zur weitern *Prüfung* darlege: so wär' es zwar immer eine starke Anmassung, sie einem ganzen Jahrhundert zu übergeben; allein man könnte doch zu seiner Entschuldigung sagen: eben diese Vorstellung und sein Glaube sey seinem Gewissen dermassen wichtig gewesen, dass er gewünscht habe, ein ganzes Jahrhundert möchte sich dafür interessiren. Aber dass sie nicht die *seinige allein*, sondern auch, unter dem Namen protestantischer Lehrbegriff, die Vorstellung sey, welche *alle* Menschen *aller* Zeiten haben *müssten*, wenn sie selig werden wollen, dieser Wahn ist entweder ein Zeichen von Wahnsinn, oder von der Sucht und dem Streben, über die Gewissen der Menschen, auch noch in der spätesten Nachwelt zu herrschen. Man sollte fast hinter dem Vf. irgend einen verkappten Papisten vermuthen, besonders da er S. 148. der Schrift selbst sagt: die protestantische Kirche habe ihre *Hauptlehren* im Grunde mit jedem wahren Christen in der römisch-katholischen Kirche gemein. Also nur für *Nebenlehren* kämpften Luther und die übrigen Reformatoren? — Das neunzehnte Jahrhundert wird vermuthlich von der Bibel, ihrem Inhalt und Zweck, wie von den Menschen und ihrer Vernunft eine würdigere Vorstellung haben, als in diesem Buche am Tage liegt, denn schwerlich wird es vermeiden können, von der zweyten Hälfte, besonders von den letzten Jahrzehnden des achtzehnten in weit anderer Rücksicht, als der Vf. dieses Buchs thut, Notiz zu nehmen.

Erfurt, b. Keyser: *Materialien zum Katechisiren über die gewöhnlichen Sonn-Fest- und Feyertags-Evangelien*, nebst einer vorangehenden Geschichte der Sonn-Fest- und Feyertage in Hinsicht ihrer ursprünglichen Benennungen, so wie der Evangelien und Episteln. Ein Handbuch für Schullehrer, Informatoren und Schulseminaristen herausgegeben von M. *Gotth. Ant. Eberhardt. Zweytes Stück.* 1800. 189 S. 8.

Rec. hat bey der Anzeige des *ersten Stücks* dieser Materialien (A. L. Z. 1800. Nr. 34.) die Vorzüge derselben und auch die Mängel besonders die Ansicht und Darstellung des Praktischen betreffend, im Allgemeinen namhaft gemacht. Das vorliegende *zweyte Stück* zeichnet sich vor jenem durch grösere Simplicität und Präcision der Gedanken und des Ausdrucks, durch genauere Anordnung, durch eine strengere Auswahl der exegetischen und sonstigen Erklärungen, besonders aber von Seiten des Praktischen sehr zu seinem Vortheil aus, und Rec. fällt, was eben diesen Punkt betrifft, hier mit Vergnügen ein seinem in jener Anzeige geäusserten gerade entgegengesetztes Urtheil. Beleuchtet werden im gegenwärtigen Stück die Evangelien vom sechsten Sonntage nach dem Erscheinungsfeste, über Matth. 17, 1—9. bis zum Festtage der Verkündigung Mariä, über Luc. 1, 26—38. Die Benennungen der Sonn- und Festtage werden nicht, wie im *ersten Stück*, erklärt, sondern es wird in Absicht auf dieselben vom Vf. nur auf seine Schrift: *Neueste Ansicht und Beleuchtung der Geschichte der Sonn- und Festtage etc*, verwiesen. Das bloss Uebernatürliche in den evangelischen Erzählungen hat jetzt auch in diesen Materialien seine eigentliche Stelle gefunden, und wird nach seinem wahren Werthe beurtheilt und behandelt. Besonders aber werden die aus Anlass der einzeln Evangelien angestellten Betrachtungen, z. B. über sinnliche Religion, über böse Gedanken, Einbildungen und Begierden, gründlich, populär und brauchbar für Lehre und Leben ausgeführt. Möge der fleissige Vf. zur Fortsetzung und Beendigung dieser, nicht nur den auf dem Titel angezeigten Schullehrern, etc. sondern auch nach Rec. Dafürhalten vielen Predigern sehr nützlichen Schrift, ferner Musse, Gelegenheit und Lust behalten!

Leipzig, b. Gräff: *Elementarbuch der christlichen Lehre*, oder: *die fasslichsten Lehren Jesu zum christlich guten und frommen Verhalten mit kurzen Beyspielen und Gleichnissen für Anfänger.* Vor und bey einem andern Katechismus brauchbar, von *Carl Ludw. Droysen.* 1800. 303 S. 8. (16 gr.)

Als eine, im Ganzen wohlgeordnete, Sammlung von Materialien für den katechetischen Unterricht ist diess Buch (der zweyte Theil der Schrift des Vf's: *Ueber die beste Art, die Jugend in der christlichen Religion zu unterrichten*) von groser Brauchbarkeit. Die vier Abschnitte desselben, wovon die beiden ersten Rechts- und Sittenlehren, die beiden andern Religionsbegriffe enthalten, sind so reichlich ausgestattet, die Gleichnisse, Sprüchwörter, Beyspiele (nur diese hin und wieder zu sehr gehäuft und zuweilen ins Tändelnde fallend) und die den einzeln Materien vorgesetzten und eingeschalteten biblischen Stellen so gut gewählt, dass der Katechet, der sich, was diese oder jene Lehre betrifft, nach Materialien, wie sie der jugendlichen Fassungskraft angemessen sind, umsieht, hier nicht leicht, was er sucht, vermissen wird. Nur wird er, wenn seine katechetische Unterhaltungen tief eingreifen, und praktische Kenntnisse aus dem Innern der Kinder-Seelen hervorlocken sollen, eben die-

diese Materialien zum Theil anders zu behandeln haben, als sie vom Vf. behandelt werden. Dieser versteht sich sehr gut auf die Kunst, die einzelnen Lehren anzuordnen, zu popularisiren und deutlich zu machen, und von der Seite ist seine Lehrmethode empfehlungswerth; aber was die Hauptsache des katechetischen Unterrichts ist: zu machen, dass der Gefragte den *Grund* einer Lehre, eines einzeln Satzes, *selbst* findet, selbst begreift, darauf müsste er sich immer noch besser verstehen, als er hier gezeigt hat.

Im Vortrage der Rechtslehre hält sich der Vf. hauptsächlich an den Satz: was du nicht willst, das man dir thue, das thue einem andern auch nicht. Seine Gleichnisse, Beyspiele etc. erläutern nun allerdings diesen Satz, und machen ihn vollkommen deutlich, auch ist er ohne Zweifel sehr tauglich, um jedes einzelne Rechtsverhältniss nach ihm zu prüfen, und durch ihn kenntlich zu machen; aber jene beweisen ihn doch keineswegs, und an diesem kann dem Unterricht selbst, wenn er gründlich seyn soll, nicht genügen. Wie kommt der Lehrling zu diesem *allgemeinen Satze?* Wenn er *Princip* des katechetischen Unterrichts im Rechte für denselben seyn soll, muss er alsdann nicht von ihm bloss *erlernt* werden? Und wird hierdurch, trotz aller Versinnlichung und Verdeutlichung, die ganze Lehre, statt hauptsächlich eine Lehre für den *Verstand* zu werden oder zu seyn, nicht vielmehr ein blosses Machwerk fürs *Gedächtniss?* Sollte keine Behandlung des jugendlichen Verstandes von der Art möglich seyn, dass eben dieser Satz erst am Schluss der katechetischen Rechtslehre als ihr *Resultat*, und als das selbsterworbene *Eigenthum* eben dieses Verstandes zum Vorschein käme? — Fast das nämliche lässt sich gegen den Vortrag der Sittenlehre (von den Pflichten der Güte) erinnern, wozu noch kömmt, dass die Begriffe von Gewissenspflichten nicht überall *rein*, folglich nicht als die von *Gewissenspflichten* dargestellt werden, indem zum öftern auf *die Folgen* der pflichtmässigen und pflichtwidrigen Handlungen, als sollten oder dürften sie die *Bestimmungsgründe* des gewissenhaften Thuns und Unterlassens seyn, geflissentlich verwiesen wird. Die beden letzten Abschnitte endlich, worin die Lehre von Christo sehr geschickt und zweckmässig mit der Lehre von Gott verbunden ist, bringen, vom Physischen hauptsächlich, vom Moralischen nur nebenher ausgehend, die Religion mehr von einer theoretischen, als von der praktischen Seite unter die Augen. —

PHILOLOGIE.

Halle, im Verlag der Waisenhausbuchh.: *Nouveau Choix des morceaux les plus intéressans de la Litterature Françoise*, tirés des meilleurs poëtes et prosateurs, avec des abrégés historiques et littéraires sur les auteurs qui se sont distingués dans les différens genres. Par *Philippe Siefert*, maitre à l'Inst. du Pédag. Royal à Halle. *Premiere Partie sur la Poësie*. 1800. 524 S. 8.

Unter allen bisher bekannten Sammlungen französischer Lesestücke in Versen zeichnet sich gegenwärtige zu ihrem Vortheil aus. Hr. *Siefert* hat sorgsam aus jedem Fache der Dichtkunst nur solche Stücke gewählt, welche nicht allein in Hinsicht auf reinen Stil und andere poetische Erfodernisse sich empfehlen, sondern auch so viel als möglich nichts Anstössiges oder Sittenverderbliches enthalten. Ihr Inhalt ist: 1) *Fables*; 2) *Contes en vers et Allégories*; 3) *Poësie pastorale*; 4) *Poësie Didactique*; 5) *Satires*; 6) *Epitres et Heroïdes*; 7) *Poësie Lyrique*; 8) *Poësie Epique*; 9) *Poësie Dramatique*; 10) *Poësie Epigrammatique*. Die beygebrachten historisch-literarischen Nachrichten über die Verfasser werden dem Leser eben so sehr willkommen seyn, als die Sprach- und Sacherklärenden Noten unter dem Texte. Zunächst ist dieses Buch für die obern Classen des Waisenhauses zu Halle bestimmt; aber es ist mit Recht zu hoffen, dass es in vielen Lehranstalten eingeführt werde. Möchte doch der versprochene zweyte prosaische Theil auch bald erscheinen!

KLEINE SCHRIFTEN.

Schulschriften. 1) *Annaberg*, b. Hasper: *De montibus urbium antiquarum sedibus.* Commentatio, quam inter sacra urbis Annaemontanae — proposuit M. *Christoph Gotthelf König*, Lycei Annaemont. Conrector. 43 S. 8.

2) *Meissen*, b. Klinkicht: *De caussis infrequentiorum hac nostra aetate scholarum publicarum.* Oratio in auspiciis novi muneris habita a *Chr. Gotth. König*, A. M. et ill. Scholae provinc. Afranae Collega tertio. 1800. 24 S. 8.

In beiden Schriften ist das zweckmässig gewählte Thema wohl ausgeführt, und die erste legt insonderheit eine nicht gemeine Kenntniss der alten Geschichte und Literatur, auch der orientalischen, an den Tag. Beiden gereicht die gute Latinität des Vf's. noch zu einer besonderen, in unserem Zeitalter leider auch bey Schulmännern seltenen, Empfehlung. Eine ausführliche Darlegung des Inhalts ist nicht für unsere Blätter, und in der That bey diesen Schriften nicht einmal nöthig. Der Gelehrte weiss, was er in Nr. 1. zu suchen hat, und er wird es nicht vergebens suchen; dem Pädagogen aber wird es genügen, die in Nr. 2. aufgeworfene Frage seiner Beherzigung, und die Schrift selbst seiner eigenen Lectüre auch in diesen Blättern empfohlen zu sehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Martini: *Christian Friedr. Damberger's Landreise durch das Innere von Afrika*, vom Vorgebürge der guten Hoffnung durch die Kafferey, die Königreiche Mataman, Angola, Massi, Monoemugi, Muschako u. a. m., ferner durch die Wüste Sahara und die nördliche Barbarey bis nach Marocco. In den Jahren 1781 bis 1797. *Zwey Theile.* Mit Karte und colorirten Kupfern. 1801. VI. 218 u. 278 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Man mag diese sonderbare Erscheinung ansehen, wie man will: so wird man auf alle Fälle mit ihr betrogen. Denn entweder hat Hr. D., angeblicher Tischlergeselle aus Sch**, wirklich den Verleger und die Leser zum Besten haben wollen, und da ist der Betrug, wie wir sehen werden, nicht sehr fein angelegt; oder wenn hier alles ehrlich zugehen sollte; so ist noch nie die Wahrheit unter einer so täuschenden Maske der Lüge aufgetreten; und man könnte völlig auf diese Reisebeschreibung anwenden, was Lessing von einer sehr gaunerhaften Physiognomie sagte:

> Wenn dieser Rothkopf ehrlich ist,
> So ist er warlich ein Betrüger.

Ein einzelner Mann ist zwischen dem 25. Dec. 1783 und dem October 1791, ohne alle Hülfe und Unterstützung ganz Afrika, vom Cap der guten Hoffnung bis Marocco, nicht in gerader Linie, sondern mit vielen Kreuz- und Querzügen zu Fuſse durchreiset. Und ein solcher Wundermann, ein zweyter Cook zu Lande, gönnt nicht einmal seinem Geburtsorte Sch** die Ehre, durch einen solchen Landsmann mit berühmt zu werden? Welche sonderbare Misgunst? Oder war es Furcht, daſs man dort nach seinem Taufschein fragen könnte? Oder war es übel verstandene Bescheidenheit, nicht ganz aus dem Incognito treten zu wollen?

An Bescheidenheit wenigstens hat es Hr. D. auch sonst nicht fehlen lassen. „Von den Ländern, sagt die Vorrede, die man schon aus richtigen Beschreibungen kennt, habe ich wenig angeführt, um nicht bekannte Sachen aufs neue vorzubringen.“ Gab es denn aber nicht für einen Mann, welcher in seinem Tagebuch so fleisig war, daſs wir fast Tag für Tag erfahren, ob er im Innern von Afrika Milch und Mehl, oder einen herrlichen Braten verzehrte, ob ein altes Mütterchen oder eine junge Negresse ihm feine Kost gebracht hatte, ob er auſser dem Zelt oder in einem Winkel desselben, mit oder ohne Gesellschafterin, schlief, gab es denn für einen solchen pünktlichen Tagebuchsführer nicht auch in bekannten Gegenden manches unbekannte aufzuzeichnen? Und wie wuſste er denn des bekannten sich so ganz zu entledigen? Entweder muſs er zum voraus unglaublich belesen gewesen seyn, um nichts bekanntes in seine Papiere einzutragen, oder er muſs, wenn er bekanntes und unbekanntes aus seinem Tagebuche erst jetzt, wie er anzudeuten scheint, geschieden hat, an diesem Stück Arbeit voll sechzehnjähriger, bis auf Essen und Schlafen vollständiger, Aufzeichnungen allmälich sehr schwer getragen haben. Sagt zum Beyspiel unser Hr. D., ungeachtet eines mehr als einjährigen Aufenthalts auf dem — nicht allzu bekannten — Cap, die Angelegenheiten seiner Person abgerechnet, nicht viel mehr, als sonst nach einem dreytägigen Verweilen innerhalb eines an Sprache und Sitten völlig unbekannten afrikanischen Hüttendorfs: so führt ihm doch das Unglück die Notiz in die Feder, daſs (S. 42.) die meisten Colonisten Jagd treiben, und von der Compagnie, wenn sie ihr die Felle abliefern, Schieſsgeld erhalten, unter andern: *für ein Kameel* 2 Rthlr. 12 gr., *für ein Elendthier* 2 Rthlr. 12 gr. Da für einen Elephanten 3 Rthlr., für einen Löwen nur 1 Rthlr. 12 gr. gegeben werden: so muſs wohl ein solches *Elendthier* gar kein gewöhnliches Thier seyn, und man darf dabey nicht etwa eine Verwechselung mit dem *Elennthier, Antelope Oreas*, vermuthen, welches im Hottentottenland in groſsen Haufen sich zusammenhält (s. *Bruns* systemat. Erdbeschreib. III. Th. S. 226. nach Sparrmann), und dessen Name *Elenn*, im Vorbeygehen zu sagen, aus dem arabischen *Ajalah, Ajalo* entstanden zu seyn scheint. Ist nun gleich nach dem Schuſsgeld ein *Dambergerisch-capisches Elendthier* fast dem Elephanten gleich gesetzt: so war doch die Compagnie sicher noch sehr ungerecht, daſs sie ihren Colonisten nicht wenigstens das tausendfache auf die Einlieferung eines *Elendthiers* bezahlt hat, da, auſser dem Dambergerischen Tagebuch, dieses Thier „in beiden Welten, der alten und neuen, zwar einen ansehnlichen Streifen, von wenigstens 15 Graden, aber nur der *nördlichen* Länder einnimmt. (S. Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüſsigen Thiere 1. Bd. S. 265.) Doch auch groſse Tagbuchschreiber irren etwa in minder bekannten Namen. Aber daſs gar *Kameele* auf dem Cap als Wild *geschossen* werden, dieſs beweiſt, wie sehr eine noch höhere Tugend der Bescheidenheit, in bekannten Dingen gar nichts zu sagen, dem Vf. nützlich gewesen wäre. Von Guinea

an findet fich bis jetzt das Kameel nirgends in Südafrika; es ift vielmehr, fchreibt Zimmermann am angeführten Ort 2. Bd. S. 31. höchft zu verwundern, dafs die ihren Vortheil fo fehr fuchenden Holländer, am Cap keinen Verfuch mit der Kameelszucht gemacht haben. Den Caffern ift es völlig unbekannt. Als Baretto zu den Mongas - Caffern mit Kameelen kam, fahen diefe Völker fie für reifsende Thiere an, die von Menfchenfleifch lebten. — Man denke nicht, Hr. *D.* meyne etwa den *Kameelparder.* Die *Giraffe* ift in feinem Regifter befonders genannt: fie gilt ihm nur 2 Rthlr. Schufsgeld. Nach diefem Beyfpiel wird man, aufser der Befcheidenheit des Vfs., noch die Klugheit bewundern, dafs er, der feit dem Eintritt in den erften Hottentottenkraal, durch das ganze unbekannte Afrika hindurch, unter Plünderungen, Kummer, Schlägen und Elend acht Jahre lang *die Namen der Völker und Orte* forgfältigft überliefert, mit dem erften Dorf, wo er Marocco betritt, S. 250. durch die Bemerkung fich zu Hülfe kommt: „Von jetzt an konnte ich mich um die Dörfer, Städte und Gegenden, durch welche wir reiften, nicht bekümmern, weil meine Zeit *nunmehr* zu befchränkt wurde, und ich fo viele Arbeiten allein zu verrichten hatte, als fonft 3 Sklaven kaum übernehmen können." Ungeachtet nun von Marocco und Fez wenigftens 3000 Quadratmeilen noch für ganz unbekannt gelten, und ungeachtet des Vfs. aufserordentliche Sklaven - Arbeit nicht lange dauerte, er vielmehr noch bis 1797 in einem meift fehr bequemen Dienft in jenen Gegenden gewefen feyn will: fo glaubt er doch dem Lefer die Frage, warum 4 Jahre faft ohne alle Reifebemerkungen gelaffen werden, durch die angeführte Wendung mit einemmal aus dem Sinn gefchwatzt zu haben. Wenn hier den Aufzeichnungen des Vfs. vieles in der zweyten Hälfte feiner Wanderfchaft abgeht: fo hat er dagegen gleich im Anfang einen fehr auffallenden Ueberflufs. Das in unbekannten Gegenden fo redfelige Tagebuch mufs fogar, ehe er fchreiben konnte, — fich felbft gefchrieben haben. Erft, da er fchon einige Zeitlang auf dem Cap allerley Aufwärterdienfte verrichtet hat, gab — nach S. 11. ihm der Principal holländifche Vorfchriften, damit er fich im Schreiben üben follte. „Sein Sohn „vertrat bey mir die Stelle des Hofmeifters, und ver„befferte meine Fehler. Ich lernte dabey nicht blofs „*die Anfangsgründe der Schreiberey*, fondern wurde „auch mit der holländifchen Sprache (bis dahin ver„ftand Hr. *D.* nach S. 10. keine andere, als — deut„fche — Mutterfprache!) beffer bekannt." Auch ohne „die Anfangsgründe der Schreiberey?" nun ift doch die ganze vorhergehende Reife, bis auf eine Menge Zahlen von Monatstagen und andern Dingen, bis auf die Zahl der mit dem Vf. eingefchifften Ochfen, Schweine, Schafe, Hühner und Tauben hinaus (S. 3.) — folglich fo genau, als ohne ein vollftändiges Tagebuch niemand feyn kann. Von einem folchem Tagebuch ift denn freylich auch feine wunderbare Fortfetzung und Erhaltung kein Wunder mehr. Welch ein fchönes Volumen Papier mufs wohl Hr. *D.* (als Deferteur!) vom Cap vorfichtig mitgenommen haben, um nur alle feinen Magen betreffende alltägliche Den[k]würdigkeiten, welche er häufig mit Voranfetzung d[es] Monatstags berichtet, gewiffenhaft aufzuzeichnen, un[d] um daneben noch zu andern Nachrichten, über we[l]che wir bald fprechen werden, Platz zu gewi[n]nen. Da er dem König von Junkodego oder Mono[]mugi (S. 60.) eine Wanduhr ausbefferte, fand d[er] naive Erzähler noch Zeit, „die Numern ihrer ei[n]zelnen Theile, in Ermangelung des Papiers, in fe[in] Tagebuch einzutragen, wozu er Kohle und Roth[stift] gebrauchte." S. 71. Einen folchen reichen Vorrath v[on] befchriebenen und unbefchriebenen Schreibmateri[a]lien nun bringt er, ein einzelner Flüchtling, we[l]cher mehrmals krank war, durch Ueberfchwemmun[]gen und Flüffe ging, und fo manche Nacht dem Stu[rm] und Regen ausgefetzt lag u. dgl., ohne Schaden u[nd] Verluft (wie man aus den ununterbrochenen Zahl[an]gaben fieht) mitten in Afrika *acht* Jahre lang „un[ter] dem linken Armloch in einer Tafche" (1. Th. S. [...] mit fich durch, da er bald aller andern Geräthfc[haf]ten und Kleider, bis auf die Weftenknöpfe, beraub[t] worden war, und er endlich auch diefe Wefte — d[ie] er übrigens bis Ende 1787 (2. Th. S. 209.) noch ge[]habt haben will, deren vierjährige Dauer unter fo[l]chen Strapazen dennoch zu einer Parallele mit de[n] Schuhen der Ifraeliten in der Wüfte notirt zu werde[n] verdiente — für aufgegeben erklären mufs. Doc[h] aufser dem Tagebuch, über welches das Auge de[s] Schickfals ganz vorzüglich gewacht haben mufs, i[ft] noch etwas auf gleich wunderbare Weife von *Hn. D.* unzertrennlich, und zugleich unerfchöpflich. Dies find feine holländifchen Gulden, welche er *auf eine* nicht gerechtfertigte Art befitzt, und *auf eine unbe*greifliche Weife zu nützen und zu retten das Glück hat. Als ein blofser holländifcher Compagniefold[at] war er (S. 3.) mit ungefähr 100 Floren Schulden au[f] das Cap gekommen, und hatte fich dort über 1 Jah[r] lang als Packdiener, und endlich einige Zeit als Com[p]toirdiener durchgeholfen; dennoch giebt es für ih[n], da er fich zu feiner grofsen Reife entfchliefst (S. 25.) fo viele holländifche Gulden mitzunehmen, dafs e[r] unterwegs bey jeder Gelegenheit ein bis vier, ja ga[r] einmal 20 Gulden (S. 215.) zu Gefchenken ausgeb[en], und doch ungefähr auf der Hälfte der ungeheur[en] Wanderfchaft (bey einem, wie man fieht, ebenfa[lls] ins Tagebuch eingetragenen Caffenfturz) noch 27 Gul[]den und gegen 50 Mufcheln übrig hat. 2. Th. S. 11[.] Eben diefe Gulden hatten weiter die wunderbare Be[]fchaffenheit, dafs Hr. *D.* in ganz Afrika fie überall f[ür] die dort gewöhnliche Scheidemünze kleiner Mufcheln, die er, ebenfalls faft überall Zempo nennt, umfetz[t]. 300 Stück machen in Loango nach S. 14. im 2. Th. 1 Rthlr., S. 19. bekommt er auf einen feiner holländi[]fchen Gulden 360 Zempo zurück. Nur 2. Th. S. 9[.] bey den Moobatianern nennt er diefe Mufcheln *Gauri*. Schade, dafs nicht das jedesmalige Agio angegeben ift, um den Münzfufs des innern Afrika zugleich ins reine zu bringen. Das allerwunderbarfte aber bey diefen holländifchen Gulden, welche der Vf. oft und viel in Species ausgiebt, wäre, wenn man auf fie das

Datu[m]

Datum anwenden müfste, dafs nach einem in Bruns fyftematifcher Erdbefchreibung III. Th. S. 298. excerpirten Verzeichnifs der auf dem Cap curfirenden Münzen, die *Capfchen Gulden eine eingebildete* und nicht in Species exiftirende *Münze find*, und in Lohn und Befoldung zu 16 Stüber *angerechnet* werden." Vgl. Thunberg I. Th. S. 224. Rec. kann über diefe Nachricht, und ob auch auf dem Cap holländifche Gulden in Species gewöhnlich find, eben fo wenig entfcheiden, als darüber: ob es mit der einzigen ftatiftifchen Neuigkeit, die uns bey Hn. *D.* S. 28—34. vom Cap gegeben wird, mit einer eingerückten Generalliste der Einnahmen und Ausgaben, welche die Compagnie 1782 gehabt habe, ficherer ftehen möchte. Nach actenmäfsigen Berichten in Sprengels Auswahl der ausländifchen Nachrichten (II. 190. 257.) waren die Einkünfte nie fo gering als bey *D.*, welcher fie auf 70,269 Rthlr. angiebt (S. 30.), aber auch die Ausgaben immer um vieles beträchtlicher, als die S. 33. dafür gefetzte Summe von 331,873 Rthlr. f. das angeführte, mit Sorgfalt bearbeitete Werk von Bruns S. 271.

Nach diefen vorläufigen Gedanken, die fich uns bey einer Reife; welche ganz ohne alle Beglaubigung geglaubt feyn will, in den gar wenigen über *bekannte* Gegenden mit fichtbarer Scheu eingeftreuten Bemerkungen angeboten haben, würde ohne Zweifel den Rec. niemand für einen hartnäckig Ungläubigen halten, wenn er alles übrige, was die fonft *unbekannten* Gegenden betreffen foll, der gläubigen Menge unferer alle Reifebefchreibungen verfchlingenden Lefewelt zur Nahrung überliefse, und fie in diefem leckern Genufs nicht fo unwillkommen ftörte, als einft den Vf., da er, vom Hunger heftig geplagt, eine rohe Schildkröte verzehren wollte, ein Trupp Elephanten ftörte; (2. Th. S. 54. das heifst, beyläufig zu fagen, Thiere, welche, ungereizt und in Truppen, nicht gefährlich zu feyn pflegen).

An wunderartigen Beglaubigungen zum wenigften fehlt es dem Vf., ftatt der natürlichen, ganz und gar nicht. Es ift nur eine Kleinigkeit, dafs nach S. 185 am 15. Dec. 1784 „gegen Morgen, da er kaum eine Stunde fchlief, fich etwas an feinen Füfsen bewegte. Er richtete fich auf, und erblickte (welch ein fchneller und genauer Beobachter!) eine 3 *Ellen lange und 1 Fufs dicke Schlange* (deren Dicke mit der Länge in keinem Verhältniffe fteht, deren Gattung aber, wie eben deswegen eine vorfichtige Note fogleich bemerkt, vermuthlich den Naturforfchern noch ganz unbekannt fey?) welche die Ueberbleibfel feiner Mahlzeit, „einen delicaten Braten von Schildkröten," verzehrte. — Eine wahre Kleinigkeit; kann etwas mehr, als die fo vertraulich hingegebene Tagebuchsnotiz S. 164.: „Ich fchlief, nach dem ich gegeffen und getrunken hatte, unter freyem Himmel und ohne Bedeckung, vor einer Hütte ein, zog mir aber dadurch einen heftigen Huften zu." — Ein ganz anderes Mirakel war es ja wohl, dafs unfer Pilgrim in der Nähe des Gambouruflusses (2. Th. S. 14.) ein kleines Gebirge beftieg, wo er „*fo viele Scorpionen antraf, dafs er bey jedem Schritte auf einige trat*; und dafs ein andermal (S. 127. 1. Th.) *fich gegen 100 grofse und kleine Schlangen Nachts, gegen Morgen aber eben fo viele Paviane, mehrere 3½ Fufs lang, bey feinem Feuer um ihn her einfanden.*" — Wem nach minder fchauerlichen Wundern gelüftet, erhält auch diefe. Wie bey manchen Heiligen fcheue Thiere zahm umherliefen: fo kamen (S. 135.) „einige Böcke (Antelopen) zu feinem Nachtfeuer. Er war fo glücklich, mit dem Beile einen zu erlegen, wovon er fich einen Braten zubereitete." Der Vf. rechnet, wie man fieht, auf Lefer, die alles vergeffen, wenn fie nur fehen, dafs es zum Effen geht. — Andern ift ein anderes Wunderwerk zubereitet. Da der Vf. auf das Cap kommt, verfteht er nichts, als feine Mutterfprache, und fpricht auch S. 10. 11. von fich gar nicht, als von einem dem Sprachelernen ergebenen Kopf. Von vorn herein ift er über den bedenklichen Punct der vielen wildfremden Sprachen noch fehr behutfam. „Wenn ich anführe, dafs ich mit Kaffern gefprochen: fo müffen meine Lefer diefs fo verftehen, dafs ich mich ihnen, und fie fich mir durch einzelne Worte, noch mehr aber durch Gebärden und Zeichen, verftändlich zu machen fuchten." S. 77. Und eben diefe Kaffern waren denn doch, in Vergleich mit den dem Aequator zunächft gelegenen Monoemugis u. dgl., die nächften Nachbarn des capifchen Hottentottenlands, wo Hr. *D.* in einem mehr als einjährigen Aufenthalt fich noch leichter eine vorbereitende Uebung in ihrer Sprache hätte beylegen können. Erft, da er hofft, feine Lefer treuherziger gemacht zu haben, fetzt er das Wunder mit den fremden Sprachen ungefcheuter in Anwendung. Seit dem 2. Oct. 1784 (S. 147.) fah Hr. *D.* die erften Kamtarrianer, eine Nation am Tamboflufse, am 7. Oct. gab man ihm die Erlaubnifs (S. 156.) weiter zu reifen; er kommt auch am folgenden Mittag in die Stadt Buhagari, die erfte des Königreichs Biri. Und in diefem fünftägigen Aufenthalt hat fich der Wundermann über die Sprache der Kamtarrianer dennoch fo inftruirt, dafs er S. 150. einen grofsen Streit: ob diefe Nation von dem Tyrannen Nampopango, oder aus Kongo herkomme, mit voller Zuverficht aus der Verfchiedenheit der Sprachen entfcheidet. „Wider die letzte Behauptung (der Abkunft aus Kongo) ift ihre, der Kamtarrianer-Sprache. *Ich habe hier nicht ein einziges in Kongo gewöhnliches Wort gehört.*" Zum Belege führt er die Zahlen Kamtarrianifch und Kongoifch, nebft einigen andern Worten einander gegenüber an. Mit gleicher Dreiftigkeit verfichert er S. 130., dafs das Nordcafferifche nicht mehr rein, fondern mit vielen Worten der Südcaffern, vermifcht fey. Dafs Hr. *D.* das ihm fo ficher bekannte Kamtarrianifche keineswegs durch menfchliches Zuthun, fondern durch eine wundervolle Infpiration erhalten hat, ift dadurch faft ganz entfchieden, dafs während feines fünftägigen Aufenthalts 3 Tage lang die Einwohner alle gegen Feinde ausgezogen waren, und (1. Th. S. 154.) ihn „unter der Auffacht eines guten alten Mannes zurückgelaffen hatten, der ihn immer anredete, dem er, Hr. *D.*, aber nichts antworten konnte;" nach Zurück-

Zurückkunft der Sieger aber zwar ein lautes Siegesfest gefeyert wurde, doch so, dass Hr. *D.* nicht Antheil nehmen, „sondern nur einen Zuschauer abgeben durfte, und gleich viel Fleisch, wie jedes andere Mitglied, erhielt.“ — Nicht genug aber, dass Hr. *D.* die Sprachen der unbekannten Afrikaner so wundervoll aufklärt. Nach dem 17. Julius 1785 (S. 191.) kommt er unter die Osilaner, und weiss uns sogar eine Reihe von osilanischen Wörtern (S. 195.) mitzutheilen, welche von ihnen *anders geschrieben* und anders ausgesprochen werden. Welche Cultur dieser unter dem 15° südlicher Breite liegenden afrikanischen Binnenländer, die nicht nur schreiben, sondern sogar schon so lange schreiben, dass bereits ihre jetzige Aussprache, von der bey Entstehung ihrer Schrift üblichen, sich sehr entfernt hat! „Ihre Nachbarn, die Sovalaner, schreiben dagegen, wie sie reden, nur noch mit einer etwas härtern Aussprache.“ So genau weiss Hr. *D.* zu beobachten, welcher bey den Osulanern zwar vom Julius bis zum October (S. 199.) aber als kriegsgefangener Sklave bey einer Herde, wo sein Mithirte nicht einmal ein Osulaner war, zubrachte. — Ueberhaupt ist seine Genauigkeit in unbekannten Ländern unübertrefflich. Unter eben diesen schreibeverständigen Osulanern war, berichtet uns Hr. *D.*, unter den 6 Weibern des dortigen Mani, *gerade die vierte*, Natahar genannt, die „durch allerley Kunstgriffe und Schmeicheleyen doch nichts bey ihm ausrichten“ konnte. Was für feine Intriguen eine Osulanerin, die zum Melken kam, wohl gegen den Hirtensklaven ihres Mannes spielen mochte! Vermuthlich ist sie es, die ihm den Unterschied zwischen der osulanischen Schrift und Sprache offenbarte. Man muss nur äusserst beklagen, dass er die osulanische Schrift nicht „unter die Gegenstände gerechnet hat, *welche einer bildlichen Darstellung bedurften*, und welche er — nach Vorrede S. V. — *mit möglichster Treue zu zeichnen, gesucht hat.*“ Eine Versicherung, die des Lesers geradezu spottet. Denn „die Gegenstände, welche Hn. *D.* einer bildlichen Darstellung zu bedürfen schienen,“ sind nichts, als seine eigene werthe Person neben einem Paar Kafferer, ein durch die Wüste Sahra galoppierender Reuter, und zwey sogenannte Einwohner aus dem nur ihm bekannten Reiche, Bahasara. Die letzten, welche doch in der nämlichen Entfernung vom Aequator liegen sollen, wie die Bewohner des Gambiaflusses, malt Hr. *D.* bloss bräunlich. Auch lässt er Mann und Frau in zierlichen Halbstiefeln auftreten. Dem Mauren aus der Wüste Sahra, wie dem Bahasaraner, ist ein rothes Tuch um den Kopf gebunden. Proben von „der möglichsten Dambergerischen Treue“ in Zeichnungen! — Leicht könnten wir das Dambergerische *donum linguarum* durch die ganze Reise durchführen. Der dreymonatliche Aufenthalt bey der osulanischen Herde hat so gute Folgen (S. 201.), dass nach Durchwanderung mehrerer anderer Zwischengegenden, er noch in Cacongo ganze Gespräche hält, die uns aus dem unerschöpflichen Tagebuch auf mehrern Seiten überliefert werden (2. Th. S. 21. 22. 33. 34.). Noch länger hilft die Sprache von Angola aus der Noth. 2. Th. S. 69. 97. Mungo Park dagegen beweist schon im II. Kap. seiner Reise, dass, unter sehr benachbarten afrikanischen Völkern die Sprachen sehr verschieden zu seyn pflegen; und diess ist der Natur der Sache unter Nationen, die wenig Verkehr mit einander haben, und häufig in Feindschaft leben, gemäss. — Fast noch wunderbarer aber ist es, dass da, wo ihm die Sprachengabe nicht sogleich zu Gebot steht, alsdann auch kein Mensch sie vermisst. Er giebt sich zu Tombuktu (S. 194.) und sonst am Niger, wo der Mauren genug sind, für einen Büchsenmacher aus Biledulgerid aus, versteht nicht Arabisch, tritt dennoch mit einer maurischen, aus Nubien nach Tunis gehenden Karavane die grosse Reise durch die Wüste Sahra an, und ist nur bange, wenn er nach Biledulgerid käme, alsdann durch seine Unkenntniss der Landessprache entdeckt zu werden. „Die Sprache, sagt S. 110. 2. Th. war der grösste Anstoss (um nicht selbst nach Biledulgerid sich zu wenden); denn meine Kameraden würden, wenn wir nach B. gekommen wären, in mir augleich den Betrüger entdeckt haben, wenn ich die Landessprache nicht geredet, und nicht verstanden hätte.“ Vielmehr hätten eben diese Kameraden, als Mauren und Araber, besonders da man durch mehrere arabische Dörfer kam, längst, ehe sie nach Biledulgerid kamen, Hn. *D.* entdecken müssen. Denn die Sprache in Biledulgerid selbst, ist keine andere, als die maurisch arabische. Genug, Hr. *D.* ist im Verstehen und Nichtverstehen der afrikanischen Sprachen gleich wunderbar vom Schicksal berathen.

(Der Beschluss folgt.)

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *Angenehme und lehrreiche Lesestücke für Anfänger in der französischen Sprache* von *Chr. Quedenfeld*, Conrector der Schule zu Goslar. 1800. 204 S. gr. 8. (12 gr.)

Diese glücklich ausgewählten Lesestücke in Prose und Versen sind Anfängern in der französischen Sprache sehr zu empfehlen. Ihr Inhalt ist angenehm und lehrreich, und wird daher sowohl die Aufmerksamkeit rege halten, als auch Liebe zu einer Sprache einflössen, die jetzt in so vieler Hinsicht unentbehrlich geworden ist. Das angehängte Wortregister muss dem jungen Leser viele Schwierigkeiten erleichtern, besonders da zuweilen eigenthümliche Redensarten durch die Uebersetzung erkläret werden. Eingeschlichene Druckfehler sind am Ende sorgsam angezeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Martini: *Christian Friedr. Damberger's Landreise durch das Innere von Afrika* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die Veranlassung der ganzen Reise setzt ihrer Glaubwürdigkeit die Krone auf. Hr. D. schildert sich nicht etwa als einen muthigen, vorbereiteten, durch Belohnung aufgemunterten Abentheurer, oder als einen passionirten Reiseliebhaber, den die brennende Begierde, das unbekannteste der Menschengattung mit Augen zu sehen, nicht ruhen liess, bis er sich 8 Jahre lang in der *Zona torrida* herumgetrieben hatte. Nichts treibt ihn, (S. 24.) ausser einer nicht einmal entschiedenen Besorgniss, als Soldat (wozu er sich doch ungezwungen engagirt hatte) nach Batavia gehen zu müssen, weil seine Principalin, wie er meynt, „besondere Absichten auf ihn gehabt" habe. Dagegen wählt er den kürzesten Weg, durch ganz Afrika in sein liebes Vaterland, Sch**, zurück zu kehren. Auf dieser Rückkehr selbst ist er so wundersam consequent, dass, so oft er sich Gegenden nähert, wo er zu Portugiesen, Spaniern, Engländern, Dänen hätte kommen können, sich recht gewaltsam in die Mitte von Afrika hinein treibt. Zu Malemba handelt er sogar mit dem Capitain eines holländischen Kauffahrteyschiffs (2. Th. S. 26.), ohne einen Gedanken, durch ihn von der übrigen Hälfte seiner Landreise sich zu befreyen. Und warum? Der Möglichkeit, bey Europäern Dienste nehmen zu müssen, will er die Gewissheit unzähliger Gefahren und die afrikanische Sklaverey vorgezogen haben. 1. Th. S. 197. So gründlich motivirt ist der Entschluss, vom 35° südlicher Breite durch den Aequator bis ungefähr zum 32° nördlicher Breite, sich in täglicher Todesgefahr, bald hungrig, bald übersatt, bald geprügelt, bald mit dem abgetragenen Mantel des Königs von Malemba geziert etc., durchzuquälen, und wenn man ungefähr 20 Grade vorsetzlichen Umwegs nach Osten dazu rechnet (den er gerade da, wo er westwärts Europäer aller Art hätte treffen können, einschiebt!) wenigstens 1300 geographische Meilen zu Fusse zu machen.

Aus einer so vortrefflich motivirten Unternehmung, alle Ausbeute des Details unsern Lesern vorzuenthalten, wäre kaum verzeihlich. Wir wollen in grossen Schritten (auf der Karte ist, „nach des Vfs. eigenen Angaben," ein Maassstab von 30 *Tagereisen*, jede zu 8 *geographischen Meilen* angesetzt, welchem zufolge, der Vf. in 30 Tagereisen viel weiter, als die Kameele in eben so vieler Zeit gekommen seyn müsste!) Hn. D. folgen, und nicht einmal alle 8 Meilen bey einer seiner Entdeckungen stehen bleiben. Bey den höchst trägen Hottentotten findet der Vf. S. 61. sorgfältige Anstalten gegen die Furcht, halbtodt und zu frühe begraben zu werden. Nicht nur giebt S. 103 ff. die Caffernationen „in einem Striche Landes von 220 Meilen südlicher Breite und 86 bis 100 Meilen der Länge," namentlich und mit Umständen an (worüber ihm ein cafferischer Büsching Auskunft gegeben haben muss?), sondern der Vf. versichert auch S. 105.: „diejenige Nationen, welche ich hier angeführt habe, werden von den *meisten* Bewohnern der Länder, durch welche ich gereist bin, *unter die Caffern im weitern Sinne* gerechnet." Unglücklicher weise aber ist *Cafr* ein arabischer Name (Ungläubiger, Nichtmohammedaner) den sich die Caffern natürlich nicht selbst beylegen. — Schon bey ihnen beginnt des Vfs. schon berührte Aufmerksamkeit auf den Jugendunterricht. „Die Aelteften in der Familie unterrichten die Jugend. Der Grossvater die Knaben, die Grossmutter die Mädchen." Hoffentlich werden alle Enkel die Grossältern lebend finden. Im Königreich Angola S. 207. wird der Unterricht unter freyem Himmel ertheilt, und „ich habe bemerkt, dass die Kinder hier weit aufmerksamer waren, als in manchen deutschen Schulen." Eine Stelle, welche gewiss nicht übersehen werden wird, wenn man einst Hn. *D.* in ein Reisemagazin für die liebe Jugend bearbeitet. Bey den Mophanern werden S. 97. die Kinder sogar täglich zweymal von den Priestern unter freyem Himmel unterrichtet. „Die dumpfigen deutschen Schulstuben existiren folglich in Ostafrika auch nicht! Mungo Park (Hamburg. Uebers. S. 47.) zeigt an, dass selbst in Gegenden, wo sich Mohammedaner eingemischt haben, die übrige Völkerschaft das Schreiben noch für eine Art von Zauberey hält, auch bloss die Mohammedaner den Negerkindern Unterricht geben, um sie dadurch zu ihrer Religionsparthie herüberzuziehen. — — Fast eben so aufmerksam ist Hr. *D.* auf Ehe und Ehescheidung. „Das Gesetz verbietet (unter den Caffern S. 1[illegible].) dem Manne, seine Frau zu schlagen; hierin hat also die Cafferin einen grossen Vorzug vor der cultivirten, sie mit Verachtung ansehenden, Europäerin." Der Vf., sieht man, hascht eben so sehr nach moralischen Tendenzen, als der Vf. der Anmerkungen, mit denen die hamburgische, sonst gute, Uebersetzung der Parkischen Reise höchst widerlich verziert ist. — S. 113. unterreden sich die Caffern vor Hn. *D.* „in einer ihm unbekannten Sprache, und ertheilen ihm endlich in cafferischen Ausdrücken die Antwort." Wel-

Welche Cultur, zweyerley Sprachen zu haben, eine für jedermann, die andere für Geheimnisse! — S. 132. erinnert sich der Vf., dass die Hitze den Nord.-Cafr wenig arbeiten lasse. Dennoch setzt er, unter dem 15° südlicher Breite, eine Tagereise zu 8 geographischen Meilen? — Unter den Kantorrianern sind (S. 148.) 6 bis 7000 *streitbare* Männer und *Weiber;* letzte grösser als die Männer, tapfer und muthig." (Und doch?) „Sie sind meistens bey andern Nationen geraubt und zu Gefangenen gemacht. Mädchen werden - - gleich bey der Geburt wieder umgebracht. - - Die Vielweiberey ist erlaubt." Schwache Männer, und doch lauter geraubte kriegsgefangene Weiber. Amazoninnen und doch Vielweiberey. Welche neue Entdeckungen in der Sittenkunde! — S. 208. blickt Hr. *D.* sogar in diplomatische Geheimnisse des afrikanischen Hofs von Angola: „Sollte ein projectirtes Bündniss mit dem Könige von Mataman zu Stande kommen: so möchte es den Portugiesen hier (in den Comtoiren zu Loanda und Gambamba) wahrscheinlich so ergehen, wie in Japan." Hätte Hr. *D.* den dortigen Portugiesen diess projectirte Bündniss entdeckt: so müsste er mit einemmal seiner Leiden Ende, und sogar Belohnung gefunden haben. Klüglich merkt er zwar an, dass der König bey der Entlassung ihn zwey Tagereisen weit nach Norden habe begleiten lassen, damit er nicht zu den portugiesischen Factoreyen kommen konnte (2. Th. S. 5.). Was bewog denn aber Hn. *D.*, nicht, sobald er wieder allein war, westlich sich zu wenden, und späterhin sogar ungefähr 15 bis 20 Grade weit gegen Osten in das Binnenland hinein zu rennen? Etwa die Staatengeschichte? Denn sogleich S. 7. weiss er, was schon 1623 für Kriege zwischen dem König Manimugy und dem kleinen Volkchen der Zoharer vorgefallen sind. Hat er sich auch Auszüge aus den Azahorischen Reichsannalen verfertigt? — Mit gleicher Pünktlichkeit weiss er S. 60., dass das Königreich Juhkedego oder Monoemugi von Süden nach Norden 17, und von Westen nach Osten 13 Tagereisen lang ist, *an der Ostseite aber an Abyssinien gränzt.*" Bis in das nächste Gränzland von Abyssinien, will uns also Hr. *D.* bereden, auf seiner Wendung von Westen gegen Osten landeinwärts gekommen zu seyn. Kein Wunder, dass Hr. Goldbach — welcher die Karte zu dieser Klimmischen Reise in den Planeten Nazar zu entwerfen, den Auftrag bekam, S. 274. bemerken musste: der Vf. hatte seine Reiseroute auf der Mannertschen Karte, die 1794, ohne dass ihr verdienstvoller Vf. sich genannt hätte, bey Weigel und Schneider erschien, verzeichnet. Man hätte glauben sollen, ich hätte nur diese Route auf meine Karte, allenfalls mit Anwendung der Declination der Magnetnadel nach Rennels Hypothese übertragen dürfen. Allein *ich konnte oft schlechterdings seine Directionen nicht so einrichten, dass sie auf die Oerter eingetroffen hätten, die er nennt. Ich musste also diese letzten eintragen, wie sie sich aus den besten Hülfsmitteln ergaben* (und daher ist die Karte noch das einzig Brauchbare am ganzen Buch!), *und ihnen seine Reise anpassen, wie es ging. Sein Compass, den er wirklich hatte* (d. h. gehabt zu haben versichert) *scheint falsch gegangen zu seyn.*" So hielt denn doch der Compass mit der ganzen Reise gleichen Schritt! Auch von den Monoemugi's übrigens weiss Hr. *D.*, was sie schon 1728 gethan haben. S. 85. Doch was ist diess alles gegen die wichtigste Nachricht, dass Hr. *D.* — man weiss nur nicht recht wo? — bis an das Goldgebirge gereist ist, „wo viele Menschen in tiefen Gruben Gold *aus Quellen* unter der Erde suchen." Etwas von der *Goldwäsche* scheint der Vf. irgend woher gehört zu haben. Daraus werden nun ihm *tiefe Goldquellen.* Wir könnten unsern Lesern unter hundert weitern Denkwürdigkeiten noch erzählen, wie die undisciplinirten Truppen des König von Hacussa eben solche Gebirge, wie Bonaparte's Armee (S. 162.), mit dem Ruf: *Osothsugo Koato aqulaty*, das heisst: Tod und Qualort soll uns nicht abschrecken! hinansprengen: so dass Stücke Felsen zurückflogen, jedoch keiner unglücklich war; wobey Hr. *D.* gar bescheiden vom Pferde stieg, und mit vieler Mühe die Spitze erreichte." — Uns dünkt aber, der Beyspiele möchten genug seyn, nach denen unsere Leser sich ähnliche Wanderschaften so oft erzählen können, als sie Lust haben. Wir bemerken nur noch, dass der Vf., welcher „auf seiner *Reise durch Sachsen* im August 1800" schrieb, nach S. 181. „keine *ganz so schwarze* Gesichtsfarbe hat, als die Flintenmacher aus Biledulgerid." Von einem solchen körperlichen Beglaubigungsschein hat Rec. indessen nichts gehört. Sollte aber auch Hr. *D.* so schwarz seyn, als die verschiedensten afrikanischen Nationen zusammengenommen (von deren sehr verschiedener Farbenabstufung er zu unserm Erstaunen nichts erzählt hat): so ist Rec. doch überzeugt, *dass* er eher sich selbst wieder zum Weissen *umzubilden*, als seine Reise bis zur Farbe der Wahrheit abzuwaschen vermöge. Schlechthin unmöglich wird man es nicht nennen, dass jemand mitten durch Afrika vom Cap bis Marocco komme. Aber dass es nach den hier beschriebenen Erfahrungen und Notizen geschehen sey, diess ist so unmöglich, als dass ein Mohr seine Haut bleiche. Unserm Hn. *D.* ist es S. 26. „sehr wahrscheinlich," dass Vaillant die Reise, welche der Oberste Gordon im Namen des Gouverneurs unternommen, „auf sich bezogen" dass er Nachrichten und Karten von einem Begleiter Gordons, einem Corporal *Martens* an dem Meisenberge erhalten, seine Naturalien aber auf dem Cap selbst von Colonisten, Sklaven, Hottentotten leicht gekauft habe. Hat uns etwa Hr. *D.*, um die Möglichkeit einer erdichteten Reise zu beweisen, eine noch weit unwahrscheinlicher erdichtete zur Probe geben wollen?

Nachschrift. Diese Anzeige war niedergeschrieben, ehe Rec. in Nr. 240. des Intelligenzblatts der A. L. Z., die von dem Verleger der Dambergerschen Reise unterzeichnete vorläufige Antwort auf einige die Glaubwürdigkeit dieser Reise betreffende Fragen las: dass der Tilesiusische Auszug durch „unvorsichtige Flüchtigkeit" sich mancher Auslassungen schuldig gemacht habe. Nur ein einzigesmal hebt diese Bemerkung den Zweifel ganz; darin nämlich, dass Hr.

Hr. D. sein Tagebuch auf ganz kurze Zeit verloren zu haben versichert. Ein anderer Punct, dass er erst auf dem Cap *schreiben* gelernt habe, worüber die Stelle in unserer Recension aus der Reisebeschreibung selbst wörtlich angegeben ist, soll sich dadurch lösen, dass jenes Schreibenlernen auf dem Cap vom Lernen des *Holländisch*schreibens zu verstehen sey. Von *holländischen* Vorschriften spricht die Stelle der Reisebeschreibung allerdings. Aber sie sagt auch ausdrücklich: ich lernte dadurch nicht bloss *die Anfangsgründe der Schreiberey* etc. Wer sonst schon schreiben kann, lernt durch holländische Vorschriften nicht erst die Anfangsgründe der Schreiberey. Jedoch, wir lassen gerne den Vf. als Erklärer seiner Worte, wenn sie noch irgend ihm zum Vortheil erklärbar sind, auftreten. Wie aber die in den geographischen Ephemeriden von einem uns ganz unbekannten Beurtheiler erhobenen Zweifel auf Kosten des Auszugmachers, gelöst werden sollten, so möchte leicht der Versuch entstehen, andere Einwendungen gegen die Reisebeschreibung selbst dadurch entkräften zu wollen, dass man zwischen dem Vf. und dem Redacteur der Reisebeschreibung distinguirte. Im Urtheil des Publicums zwar würde der Vf. hierdurch nichts gewinnen. Eine Reisebeschreibung, deren Vf. so unmündig wäre, dass er einen ungenannten Redacteur alle die Unrichtigkeiten einmischen liesse, die wir in unserer Recension herausgehoben haben, und deren Anzahl noch bey weitem nicht erschöpft ist, wäre für den Gebrauch der Kenner, und selbst für die blosse Unterhaltung geradezu Null. An dem *Original des Tagebuchs* und der *Karte über das Innere von Afrika*, welche D. bey einem gewissen Martens S. 27. copirt haben will, müssen sich ganz eigenthümliche Charaktere der ihm zugeschriebenen Entstehung entdecken lassen. Bloss die Niederlegung des Originaltagebuchs in sichere Hände, kann die Möglichkeit von Nachbesserungen und das Zurückschieben der Unrichtigkeiten auf den Redacteur der Beschreibung abschneiden. Denn selbst die angedeuteten „unverweigerlichen holländischen Zeugnisse" vermögen die Wirklichkeit der Reise durch lauter unbekannte Gegenden nicht zu beglaubigen, und durch das Arglose im Tone des Vfs., wird niemand gegen die oben durch so viele Data begründete Wahrscheinlichkeit geschützt, dass der Vf. seine Leser dem König von Hacussa gleich zu setzen Lust habe, vor welchem er S. 153. 2. T. „sein Tagebuch unter der Weste hervorzog, und *daraus erzählte was* „*ihm beliebte.*" Ist Hr. D. „jetzt mit dem ihm sehr am „Herzen liegenden Vorhaben beschäftigt, sich dem „Hn. Oberconsistorialrath *Böttiger* und Legationsrath „*Bertuch* in Weimar zu jeder weitern mündlichen Be„urtheilung persönlich vorzustellen:" so wird er noch mehr geneigt seyn, diesen beiden Gelehrten das Original jener Karten und des Tagebuchs zur Prüfung arglos und schleunigst anzuvertrauen. Da sich ausserdem der Vf. auf holländische Zeugnisse beruft: so möchten wir fürs erste wissen, wie nach S. 265. 2. Th. das *holländische* Schiff, auf welchem er aus Marocco nach Amsterdam zurückgekommen seyn will, *noch* 1796 *und* 1797, im *englischen* Hafen von Gibraltar sich ausbessern konnte, und von einer *englischen Fregatte* genau visitirt, aber nicht weggenommen wurde, „weil man nichts gefunden habe, das zur Wegnahme der Güter berechtigte." Hatte denn nicht schon das Jahr 1795 (Januar bis May) entschieden, dass seitdem alle holländische Besitzungen von den Engländern als feindlich behandelt wurden?

Nürnberg, b. Bauer u. Mann: *Das Murgthal*, besonders in Hinsicht auf Naturgeschichte und Statistik, von *K. F. V. Jägerschmid*, der phys. ökon. Gesellsch. zu Heidelberg Correspondent. 1800. 248 S. gr. 8. Mit Kupfern und einer Karte.

Die Murg ist ein mittelmässiger, ziemlich seichter und nicht schiffbarer Fluss in Schwaben, welcher im Wirtembergischen nicht weit von dem bekannten *Knipass* aus drey Quellen entspringt, und erst nach der Vereinigung dieser Anfangsarme seinen Namen erhält. Nach dem vereinten Lauf von drey Stunden tritt er in die Badensche Grafschaft Eberstein, und vereinigt sich nach fortgesetzten, sehr gekrümmten Laufe von noch eilf Stunden unterhalb Rastatt bey Steinmauern mit dem Rhein. Nur der letzte kleine Theil seines Flusses geht durch ebenes Land, die bey weitem grösere Strecke durchschneidet die hohen und rauhen Gegenden des Schwarzwaldes. Die Beschreibung der Murg, und der an dieselbe unmittelbar angränzenden Striche, wird der Gegenstand dieser sehr lehrreichen und zugleich unterhaltenden Beschreibung, welche dem übrigen Deutschlande nähere Bekanntschaft mit einem der verstecktesten Winkel verschafft. Die Bearbeitung selbst muss in gedoppelter, geographisch-statistischer und technologisch-ökonomischer Rücksicht beurtheilt werden; in beiderley Betrachte giebt die Arbeit des einsichtsvollen Vfs. gute Ausbeute. Der Geograph lernt, dass das enge rauhe Thal der Murg, welches an beiden Ufern die schroffesten Felsen fast überall zu anstossenden Begleitern hat, dem Ackerbaue fast ganz unzugänglich ist, aber eine desto beträchtlichere Viehzucht begünstigt, und bloss im Badenschen Antheile 13,400 Seelen reichlich nährt. Er lernt die kleinen Nebenbäche, und die meist mit ungeheuren Waldungen bedeckten zahlreichen Berge näher kennen, findet, dass die Erhöhung derselben beträchtlicher ist, als man sie bisher gewöhnlich schätzte, da angestellte Beobachtungen eine der hohern Spitzen, den Oelachen im Wirtembergischen, nahe bey der Quelle des Eiach-Flusses, auf 2456 Fuss von dem gegenüber liegenden Laufe des Rheins erheben. Mit Sorgfalt findet er die Menschenzahl in jedem einzelnen der zum Theil sehr ansehnlichen Dörfer angegeben, deren ergiebige Nahrungszweige die sorgfältige Benutzung ihrer beträchtlichen Eigenwaldungen nebst der Viehzucht ausmachen. Besonders wird ihn die Beschreibung der kleinen Stadt Gernsdorf von 2400 Seelen, mit ihren Manufacturen, und mit ihrer Schiffergesellschaft interessiren, welche zwar in andern geographischen Werken angeführt, von der

der aber nirgends bemerkt wird, dafs es eine aus hohem Alterthume herstammende Innung von Privatpersonen ist, welche nicht blofs das Recht des Holzhandels und Flöfsens auf der Murg ausfchliefsend befitzt, fondern auch Eigenthümer von Waldungen ist, die im Durchfchnitte fechs Stunden Wegs betragen, und nicht unter der Auffìcht der Badenfchen Oberforftämter ftehen. Sie haben durch den bekannten grofsen Waldbrand in dem Sommer diefes Jahrs mit mehrern benachbarten Strecken des Schwarzwaldes fehr gelitten. Die Einrichtungen diefer erblichen Gefellfchaft, des beträchtlichen Mühl- und andere Wafferwerke, welche fie angelegt hat, und ihres Holzhandels auf dem nahen Rhein, mufs man in dem Buche felbst nachlefen. Auch die genaue und doch nicht ins Mikrologifche finkende Befchreibung der Stadt Raftatt, zeichnet fich vor andern ähnlichen geographifchen Darftellungen, z. B. im Lexicon für Schwaben, fehr zu ihrem Vortheile aus. — Aber auch der Forftmann, Technologe, Oekonom, wird diefes Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand legen, da es Rechenfchaft von den einzelnen gröfsern und kleinern Waldungen, der Art der Behandlung in denfelben und Winke zu Verbefferungen giebt; überdiefs die einzelnen Zweige der Betriebfamkeit in diefem Thale fehr genau, fo wie auch die Vorrichtungen befchreibt, welche zur Beförderung derfelben angelegt find. Die Grundlage zu allen Erwerbszweigen ist hier das Holz; folglich findet man die genaue Befchreibung der Art, wie die Einwohner Theer oder Wagenfchmier für fich und entferntere Gegenden aus Föhrenftöcken fchweelen und zubereiten; von ihrer Art, Pottafche zu gewinnen und zu calciniren, von der Einrichtung der häufigen Sägemühlen, von dem Kohlenbrennen, Kienrufs und Glasbereitungen etc.; überall mit Hinweifung auf gröfsere Vortheile, welche fich durch verbefferte Art der Behandlung erreichen liefsen. Unter den Ideen, welche der Vf. dabey äufsert, geben nur wenige neue Bereicherung der Wiffenfchaft; fie zeigen aber durchgängig den praktifchen, mit diefen Fächern vertrauten, und in den beften Schriften belefenen Mann. — Auf der Murg wird alles Holz zur weitern Ausfuhr geflöfst; aber theils hat diefer Flufs in feinem erften Laufe nicht überall hinlängliche Tiefe, theils hindern in den Strom geriffene Felfentrümmer, theils mufs man erst Stämme und Scheitholz über die fteilen Berge zum Flufse fördern. Zu allem diefen find grofse Vorrichtungen unentbehrlich, um die Tiefe des Fluffes zu vermehren, oder das Waffer der kleinen Nebenbäche zu einer Gröfse zu erheben, welche es möglich macht, die grofsen Quantitäten Holzes durch diefelben in den Hauptflufs zu bringen. Von den verfchiedenen, zum Theil koftbaren, Arten von Schleufsenwerken liefert nun Hr. J. eine deutliche, felbst jedem in der Kunft nicht eingeweihten verftändliche, Befchreibung, und erleichtert fie durch die beygefügten fehr gut gerathenen Zeichnungen, welche zugleich die verfchiedenen Arten von Öfen abbilden, welche hier zur Verfertigung der Potafche angewendet werden.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crufius: *Anfangsgründe von dem Bau und der Bildung der Wörter der italiänischen Sprache* wie fie in ächt tofcanifcher Mundart gesprochen und gefchrieben wird. Von *Ch. J. Jagemann*, Mitglied der florentinifchen Akademie. 1800. 244 S. 8. (21 gr.)

Hr. J., welcher fich bereits fo manches Verdienst um die Verbreitung der italiänifchen Sprache in Deutfchland durch brauchbare Schriften erworben hat, liefert hier einen neuen Beweis feiner gründlichen Kenntnifs. Er zeigt die Ausfprache und die Formen der italiänifchen Redetheile auf eine leichte und fassliche Art, und geht in der Etymologie mit glücklichem Erfolg weiter als Bembo, Giambullari, Ascoli, Perfio, Ferrari, Menagio, weil diefe die wahre Fundgrube, die nördlichen Sprachen, nicht kannten. Und da die älteften italiänifchen Dichter, befonders Petrarca, ihre Sprache aus der Provenzalifchen dergestallt bereicherten und verfeinerten, dafs fie den Verfall der Dichterey der Troubadours bewirkte: fo hat unfer Autor beide Sprachen durch Beyfpiele verglichen, um auch hier den Urfprung mancher *Ausdrücke* darzuftellen. Die Grundfätze von dem *Bau und der Bildung* der Wörter find durchaus der tofcanifchen Mundart angemeffen, weil fie allein die Schriftfprache aller cultivirten Perfonen in Italien ist, auch in allen öffentlichen Schulen dafelbst gelehrt wird, und in allen übrigen Provinzen Nachahmer findet. Mit Recht wundert fich daher Hr. J., dafs man die in Veneroni's Grammatik befindlichen fchimpflichen Ausdrücke gegen diefe befte Mundart bisher in den so oft wiederholten Auflagen weder gemäfsigt, noch ausgeftrichen hat. Doch man mufs die reichhaltige Vorrede felbst lefen, um fich von dem überwiegenden Vorzuge der tofcanifchen Mundart ganz zu überzeugen. In diefem Lehrbuche fieht man auch Regeln und Tabellen von den offenen und gefchloffenen Vocalen *e*, *i*, *o*, und von dem bald gefchärften, bald gelinden s. Kurz, die Arbeit gereicht dem gefchickten Vf. zu grofser Ehre, und ficher werden die forfchenden Sprachliebhaber ihm für die mitgetheilten gründlichen Auffchlüffe und lehrreichen Winke auf richtig danken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. Januar 1801.

GESCHICHTE u. POLITIK.

Braunschweig, b. Vieweg: *Staats-Archiv*, herausgegeben von dem geheimen Justizrath *Häberlin*. 16tes u. 17tes Heft. 1800.

I. *Votum des Correferenten bey dem Reichskammergerichte über die Verstandeskräfte des Hn. Fürsten zu Neuwied.* In dem ersten Abschnitte desselben, wo, wie gewöhnlich, von der Competenz des Kammergerichts gehandelt wird, findet man einige interessante Beyträge zu der Lehre von der Bevormundung gemüthskranker Reichsstände, mit Hinsicht auf die neueste Literatur über diesen Gegenstand. Hierauf folgen allgemeine Grundsätze über den Beweis der Verstandesverirrung, über die verschiednen Grade der Gemüthskrankheit und über die Bevormundung der Wahnsinnigen. Ob wir gleich darin mit dem Vf. einverstanden sind, dass die Krankheiten der Vernunft besser durch umständliche Gemälde eines Individuums, dem es daran fehlt, als durch Kunstwörter ausgedrückt werden können: so kann doch diese Bemerkung den Richter der Mühe nicht überheben, die verschiednen Grade des Wahnsinns mit der möglichsten Genauigkeit zu bestimmen, um hiernach zu beurtheilen, ob der dargestellte Zustand des Individuums wirklich unter diesen Begriff gebracht werden könne. Was die Hauptsache betrifft: so sind die Gründe warum das Kammergericht eine modificirte obervormundschaftliche Verfügung wegen des Fürsten von Neuwied für nothwendig hielt, hinlänglich bekannt; merkwürdig aber ist die S. 416. enthaltne Aeusserung des Correferenten, dass man das von dem Fürsten dagegen eingewandte *Remedium restitutionis in integrum* blofs als eine *Defensionem pro avertenda curatela* betrachten könne. II. *Geschichte der kurpfälzischen Religionsdeclaration von dem Hn. Legations-Rath Höffelein zu Stuttgard.* Der Vf. dieses Aufsatzes wurde von dem reformirten Kirchenrath zu Heidelberg und der dortigen geistlichen Administration reformirten Antheils auf den Friedenscongress nach Rastadt geschickt, um die Aufhebung der durch die Ryswikische Clausel verursachten Beschwerden in ihrem Namen zu sollicitiren, zugleich aber auch, wenn die linke Rheinseite der französischen Republik abgetreten würde, eine verhältnissmäsige Entschädigung für ihren Verlust nachzusuchen. Obgleich seinen Bemühungen die grösten Schwierigkeiten entgegen standen: so schien doch der Herzog zu Zweybrücken, als präsumtiver Nachfolger, der sich damals zu Carlsruhe aufhielt, durch preussische Vermittlung geneigt zu seyn, unter königl. Garantie und unter Beytritt der Agnaten, einen Religionsvertrag einzugehen, der in dem Frieden selbst bestätigt werden sollte. Bey Abfassung desselben kam es vorzüglich auf eine genaue Bestimmung des künftigen Genusses der zwischen dem katholischen und reformirten Theile seither zu $\frac{2}{7}$ und $\frac{5}{7}$ abgetheilten Kirchengüter und Gefälle an, worüber endlich der Herzog zu folgendem Entschluss bewogen wurde: „Sämmtliche dermalen diesseits des Rheins befindliche Kirchengüter und Gefälle, ohne Unterschied, welchem Theile sie bisher zuständig gewesen, den Reformirten zum Genuss und einer ausschliessenden Verwaltung unter der Bedingung zu überlassen, dass sie zugleich die Bedürfnisse des katholischen Gottesdienstes, jedoch nur nach Nothdurft davon bestreiten sollten. Würde die überrheinische Pfalz entweder ganz oder zum Theil in ihre vorige Lage zurückgehen: so sollte diese Einrichtung eben so, wie in der diesseitigen Statt haben; bliebe sie aber unwiderruflich verloren, und die Reformirten könnten bey dem Frieden keine weitre Entschädigung erhalten: so wollte der Landesherr das, was zu Bestreitung der gedoppelten Bedürfnisse fehle, aus eignen Mitteln zuschiessen, uud diesen Zuschuss, mit Gütern und Realitäten versichern." So günstig auch diese Erklärung dem Vf. schien: so wurde doch die Vollziehung des hierauf gegründeten und im Anhang beygefügten Vertrags durch die Widersprüche der beiden reformirten Collegien vereitelt, die den Vf. nach Rastadt gesendet hatten; auch läst sich wohl nicht läugnen, dass er manchen Bedenklichkeiten ausgesetzt war, besonders in Ansehung des Punktes, der die Bestreitung der nothwendigen Bedürfnisse von der katholischen Kirche betraf. III. *Abwiegung der Vortheile und Nachtheile, die aus der Annahme und Nichtannahme der entworfenen neuen Religionsdeclaration für die kurpfälzische reformirte Kirche entspringen.* Dieser Aufsatz ist im Namen derjenigen Glieder des kurpfälzischen Kirchenraths und der geistlichen Administration zu Heidelberg abgefasst, welche dem Entwurfe der neuen Religionsdeclaration beygetreten sind. Der Vf. desselben geht von der Bemerkung aus, dass an eine vollkommene Restitution der pfälzischen reformirten Kirche, nach dem in dem westphälischen Frieden bestimmten Normaljahre, nicht mehr zu denken sey, und dass man sich daher weiter nichts habe versprechen dürfen, als eine Wiederherstellung der im Jahre 1705 ertheilten Declaration. Vor dieser aber habe der neue Entwurf noch verschiedne Vorzüge, unter andern darin, dass er den Gliedern der reformirten Kirche ein positives (bestimmtes) Recht zu einem dritten Theil der Stellen in den beiden Haupt-Landes- Colle-

Collegien einräumt, so wie auch zu den Civil-Aemtern auf dem Lande und in den Städten, dafs er die Verwaltung der geistlichen Güter zweckmäfsiger bestimmt u. f. w. IV. *Einige Actenstücke, die Ermordung der französischen Gesandten betreffend.* (Aus den *Pièces officielles, concernant l'Assassinat commis sur les Ministres Fr. au Congrès de paix à Rastadt. Strasbourg, en Messidor l'an* VII.) 1) Eine gerichtliche, von einem Friedensrichter zu Strasburg auf Verlangen des Gesandschaftssekretärs *Rosenstiel* verfertigte Registratur über verschiedne von den Oestreichern ausgelieferte Effecten der ermordeten Gesandten, aus welcher ersichtlich ist, dafs sich die wichtigsten und geheimsten Papiere unter diesen befunden haben. 2) Gerichtliche Aussage eines Strafsburger Schiffers Johann Zabern, der eine Stunde von Rastadt zu Ifesheim von Szekler Husaren angehalten wurde, und noch vor der Ermordung der Gesandten verschiedne hierauf sich beziehende Gerüchte vernommen zu haben, behauptete. V. *Hohes Alter, Freyheit und Unabhängigkeit der Stadt Hildesheim. Von dem Hn. Stadtsyndikus Hoffmann.* Aus zwey Urkunden vom 28sten July 1249, und den 6ten Jan. 1281 wird hier erwiesen: dafs die Stadt Hildesheim älter sey, als das Bisthum gleiches Namens, woraus der Schluss gezogen wird: dafs auch der Bischof kein Recht über die Stadt erhalten konnte, es sey denn, dafs ihm solches von dem Kaiser verliehen, oder von der Stadt selbst übertragen wurde. VI. *Erneuerte markgräflich Badische Rangordnung der höhern Dienerschaft.* Sie giebt dem Herausg. zu der interessanten Bemerkung Anlafs, dafs man gerade in solchen Ländern, wo kein einheimischer Adel ist, dem Adel die meisten und oft sehr unbillige Vorzüge zugesteht.

Siebenzehntes Heft. I. *Einige Actenstücke, die Einführung eines Militair-Zwangsystems in den hannöverschen Landen betreffend.* In einem Rescript der kön. und kurfürstl. Regierung zu Hannover an die Calenbergische Landschaft, vom 12ten Januar 1796, wird der letztern bekannt gemacht, dafs man gesonnen sey, die Landregimenter aufzuheben, und dafür eine jährliche beständige Lieferung einer gewissen mäfsigen Anzahl von Rekruten zu verfügen, welche die Zahl der seither zu den Landregimentern gelieferten Leute nicht überschreiten solle. Dagegen werden in einer Vorstellung der Calenbergischen Landschaft vom 2ten Dec. 1796 folgende Bedenklichkeiten geäufsert. „Es sey gegen das allgemeine Staatsrecht, wenn man die Unterthanen nöthigen wollte, mehr Soldaten zu halten, als die Nothdurft erfodre; auch wäre es mit der Grundverfassung unvereinbar, dafs Landeseingesessene, sie möchten zu einer Classe der Unterthanen gehören zu welcher sie wollen, in Friedenszeiten, wider ihren Willen zu Leistung persönlicher Kriegsdienste gezwungen werden sollten, da zumal der Staat, auf Kosten der Unterthanen ein eignes regulirtes und zum Kriegsdienste ausgerüstetes Heer beständig unterhalte; der Dienst unter der regulären Miliz sey bey weitem beschwerlicher, und werde mit weit gröfserem Widerwillen von der jungen Mannschaft vom Lande übernommen, als der Landsoldatendienst; daher man die Auswanderung derselben besorgen müsse; endlich könne der entworfne Plan nicht ausgeführt werden, ohne das Land mit neuen, theils directen, theils indirecten, Steuern zu beschweren. II. *Pfalzneuburgischer Deputationsabschied über die neuburgischen Landes- und Regierungsverhältnisse.* d. d. *München den 5ten Oct.* 1799. In dieser wichtigen Urkunde, wird die Errichtung einer eignen Landesdirection in Neuburg bewilligt, ein Landtags-Ausschufs festgesetzt, der alle 6 Jahre zusammenkommen, und zu Besorgung landschaftlicher Geschäfte, eine landschaftliche Verordnung, die aus einem Kanzler und vier Gliedern besteht, zurücklassen soll; die Rectification der öffentlichen Abgaben, wozu auch die grundherrlichen Prästationen gerechnet werden, nach bestimmten sehr richtigen Grundsätzen beschlossen; die Untheilbarkeit der Bauergüter aufgehoben; das Richteramt von dem Kameralamte getrennt; die Eintheilung in Militär-Kantons begründet; und nach einem beygefügten Plane eine Bank auf den Fall errichtet, wenn man nicht noch andre Mittel auffinden würde, um den Mangel am baaren Gelde zu heben. III. *Actenstücke, die Friedensverhandlungen zwischen Oestreich und Bayern in den Jahren 1744 und 1745 betreffend.* Die gröfste Aufmerksamkeit in diesen Actenstücken verdient der von dem Prinzen von Wallis gethane Vorschlag: dafs Karl VII. gegen Bayern die italiänischen Länder des Hauses Oestreich unter dem Titel eines lombardischen Königreichs erhalten sollte; und die von der Maria Theresia gegen ihren Gesandten den Baron von Palm damals gethane Aeufserung, dafs nach dem von Kur-Bayern veranlafsten Verlust von Schlesien, weder das Erzhaus, noch das Gleichgewicht in Europa ohne Vergütung mittelst eines angränzenden deutschen Landes bestehen könnte. Eben so auffallend ist die in dem nämlichen Schreiben enthaltne Bemerkung: dafs, wenn die Wahlfreyheit des Kaisers durch eine in der Nähe befindliche Armee unterstützt werde, mit wohl ausgetheiltem Gelde sich alles ausrichten lasse. IV. *Actenstücke, die in dem Herzogthum Wirtemberg zwischen dem Regenten und der Landschaft entstandnen höchst gefährlichen Irrungen betreffend; nebst einer Einleitung.* Die Geschichte der bemerkten Irrungen, die in der Einleitung erzählt wird, ist aus politischen Blättern und Zeitschriften hinlänglich bekannt, daher wir uns blofs auf die Anzeige der hier mitgetheilten Actenstücke einschränken. A. *Circulare des grofsen landschaftlichen Ausschusses an die allgemeine Landesversammlung vom 2ten Nov.* 1799. — Betrifft das von dem Herzog zu Ende des vorigen Jahres geäufserte Verlangen, dafs die Landschaft zur Fortsetzung des Krieges 4000 Mann stellen sollte, welches aber von letzterer verweigert wurde. B. *Vorstellung der Landesversammlung wegen Organisirung des auf Betrieb des kaiserlichen Hofes und ohne Zuziehung der Landschaft beschlossenen Landsturms vom 18ten Nov.* 1799. C. *Landesfürstliches Ausschreiben vom 30sten Nov.* 1799. Enthält die Aufhebung der allgemeinen Landesversammlung, und wurde durch die vorhergehende Vorstellung und deren Mittheilung an die Obrigkeiten des Lan-

Landes veranlasst. D. *Reichshofraths-Conclusa.* Des Inhalts, dass sich die Landschaft den Verfügungen des Herzogs unterwerfen, und dieser berechtigt seyn solle, im Fall einer Widersetzlichkeit das kaiserl. Gen. Kommando der Armeen im Reiche um militärische Unterstützung anzugehen. V. *Aufhebung der Leibeigenschaft in dem diesseits des Rheins gelegnen Theile des Hochstifts Speyer.* Unter dieser Rubrik wird die deshalb ergangene fürstl. Speyersche Verordnung vom 22sten Jun. 1798 mitgetheilt, die desto lobenswürdiger ist, da sie alle aus der Leibeigenschaft herrührende lediglich auf den Personen haftende Abgaben ohne einigen Ersatz aufhebt.

Göttingen, b. Vandenhök: *Deutsches Staatsmagazin.* Herausgegeben von dem Professor von *Berg.* *Dritten* Bandes *dritter* Heft. 1800.

Der Inhalt dieses Hefts ist folgender: XIII. *Landes Grundvergleich des Stifts Essen vom 2ten Sept.* 1794, *nebst einigen vorbereitenden Actenstücken.* Erstere ist für das Territorial-Staatsrecht wichtig, leidet aber keinen Auszug. XIV. *Etwas über die Ansprüche der Hn. Grafen zu Wittgenstein an die Grafschaft Sayn.* Der Vf. dieses Aufsatzes Hr. Hofrath *Köster*, sucht darin eine Deduction zu widerlegen, welche Hr. Hofr. *Haas* zu Wetzlar für die genannten Grafen gegen die weiblichen Nachkommen der Grafen von Sayn verfertigt hat, und wodurch ein Streit erneuert worden ist, der schon den 3ten März 1661 *in possessorio ordinario* von dem Reichshofrath zum Besten der letztern entschieden wurde. Die wichtigsten Gründe, worauf die Ansprüche der erstern beruhen, sind: 1) Der Satz, dass eine 1294 zwischen den Söhnen Gottfrieds Grafen zu Sayn Johann und Engelbert (von welchem die Grafen von Wittgenstein abstammen) getroffne Theilung keine Todttheilung (Tottheilung) gewesen sey. Dagegen wird nun behauptet, dass in dem 13ten, ja, noch in den folgenden, Jahrhunderten alle rechtliche Vermuthung für die Tottheilung streite (eine Meynung, die bekanntlich noch immer sehr zweifelhaft ist); und dass in dem gegenwärtigen Falle das Daseyn derselben durch verschiedne Umstände, als z. B. durch ausdrückliche und ewige Verzichtleistung Engelberts für sich und seine Nachkommen durch den Nichtgebrauch des gräflich Saynischen Titels in dieser Linie, und durch Ermanglung einer Mitbelehnschaft derselben zur Gewissheit erhoben werde. 2) Eine Erbeinigung von 1588. Die Gültigkeit derselben wird deshalb angefochten, weil sie ein unvollkommener Entwurf geblieben, weil die handelnden Personen ihn durch widersprechende Vorkehrungen selbst für unkräftig erklärt haben, und weil die Einwilligung mehrerer Interessenten, die bey dem Entwurfe nicht zugezogen worden sind, ermangelt. XV. *Drey Reichshofrathsconclusa das Schwedisch-Pommerische Privilegium electionis fori betreffend.* Die beiden erstern vom 26sten Nov. 1799, werden zur Bestätigung der Meynung angeführt, dass die Reichsgerichte verbunden sind, das gedachte Privilegium von Amtswegen zu beobachten; das letzte vom 17ten Jan. 1800 um zu zeigen, dass die *continentia causae* nicht zu Hintansetzung desselbigen berechtige. Wie hierbey von dem Herausg. vorzügliche Rücksicht auf die Sache des Hn. *von Berlepsch* genommen werde, können sachkundige Leser leicht vermuthen. (Ein Nachtrag zu diesen Reichshofraths-Conclusis, worin die Fälle erläutert werden, welche der Gegenstand derselben sind, folgt Nr. XX.). XVI. *Statut des Domkapitels zu Augsburg gegen geheime Gesellschaften, nebst der kaiserl. Bestätigung.* Erwähntes Statut beabsichtigt die künftige Abhaltung aller Mitglieder geheimer Gesellschaften, namentlich der Freymäurer und Illuminaten von dem Domstift. Die Bestätigung desselben wird ertheilt: „in der Betrachtung, dass geheime Gesellschaften, Orden und Verbindungen schon durch ihr Geheimniss an und für sich für die allgemeine Ruhe und Sicherheit bedenklich sind, insbesondre aber bey dem jetzigen ohnehin unruhigen Geist der Zeit mehr, als jemals für Religion und Staat gefährlich werden können. XVII. *Beytrag zur Geschichte des Berlepschischen Processes.* Der Hr. v. Berlepsch erhielt den 18ten Oct. 1799 von der Regierung zu Hannover eine Resolution, wodurch ihm „wegen seines anstössigen Betragens und der gefährdevollen Absichten, deren er sich verdächtig gemacht, der Aufenthalt in den Braunschweig-Lüneburgischen Landen gänzlich und mit der Bedeutung verboten wurde, dass, wenn er sich dennoch darin betreten lassen würde, er sofort arretirt werden sollte." Er wendete sich hierauf an das Reichskammergericht, und bat um eine Extension des in der Hauptsache (nämlich in dem wegen seiner Absetzung entstandnen Processe) erkannten *Mandati de exsequendo.* Diese wurde von dem Kammergericht den 20sten Nov. 1799 als überflüssig abgeschlagen, dessen ungeachtet aber die angeführte Resolution der kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Regierung aufgehoben. Letztere nahm dagegen Recurs an den Reichstag, indem sie behauptete, dass das Reichskammergericht durch dieses Erkenntniss eine *ganz* neue Klage des von Berlepsch mit einer andern Sache, in welcher die Incompetenz desselben der Reichsversammlung schon gezeigt worden sey, auf eine unstatthafte Weise zu verbinden gesucht, und damit seine Eingriffe in das *Privilegium electionis fori* nicht nur fortgesetzt und wiederholt, sondern auch auf einen ganz verschiednen Fall ausgedehnt habe. XVIII. *Verhandlungen über einen Landtag in Baiern.* Durch verschiedene neue Anfoderungen, welche von der Regierung den 9ten Jan. 1800 an die Verordneten der Bairischen Landstände ergiengen, die aus 4 Prälaten, 8 vom Ritterstande und 4 Deputirten der Städte bestehen, würden diese veranlasst auf die Zusammenberufung eines Landtages anzutragen, der seit 130 Jahren nicht gehalten worden ist. Vor der Hand wurde dieses Gesuch abgeschlagen unter dem Vorwande: dass es die gegenwärtigen Zeitumstände nicht erlaubten. XIX. *Rechtsstreit zwischen dem Herzog von Wirtemberg und seinen Landständen.* Die unter dieser Rubrik mitgetheilten Actenstücke sind grösstentheils schon aus andern öffentlichen Blättern, z. B. aus der deutschen

Natio-

Nationalzeitung bekannt, daher ſie der Herausg. bloſs zum künftigen Gebrauch für den Publiciſten hier niedergelegt hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Richter: *Aufſätze über verſchiedene Gegenſtände.* Von *Ge. Burchard Mich. von Rühl.* 1800. XVIII u. 244 S. gr. 8. (14 gr.)

Das Werkchen mit dem ſchwankenden Titel zerfällt in zwey Theile. Der erſte hat noch folgenden Nebentitel: *Menſchenwerth und Lauf der Welt* von *G. B. M. Rühl.* Er enthält Materialien zur Philoſophie des Lebens in den gegenwärtigen bedenklichen Zeitläuften, und verſucht es, die wichtigſten Probleme der Menſchheit aufzulöſen. Irren wir nicht: ſo hat der Vf. keine eigentlich wiſſenſchaftliche Bildung erhalten, ſondern er hat erſt in ſpätern Jahren aus eignem Drang und Bedürfniſs allerley über die groſsen Angelegenheiten des Menſchen geleſen und dieſen gemiſchten Leſereyen das Selbſtgedachte zugegeben. Denn wir finden hier ein eignes Gemiſch von geſunden, klaren und reinen Begriffen, und von verworrnen, unbeſtimmten, ſchielenden Vorſtellungen, viel Wärme des Herzens, bey einem Kopfe, der nicht für Speculationen gemacht zu ſeyn ſcheint, und vielleicht mit mehr Erfolg in andern Fächern ſich zeigen würde, wie denn allerdings die dramatiſchen Verſuche der zweyten Abtheilung, welche aus 2 Schauſpielen und 2 Nachſpielen beſtehen, einigermaſsen für die etwas peinliche Lectüre des erſten Theils entſchädigen mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Magdeburg*, b. Panſa: *Lectionum in Nov. Teſtamentum ſpecimen ſecundum*, quo fautores rei ſcholaſticae, ut examini literario . . beniv. intereſſe velint enixe rogantur a Directore utroque Scholae Bergenſis. *Explicationis loci Matthaeiani, qui de extremo vitae Jeſu Chr. actu exponit, Partic. I.* 28 S. 4. Der Zweck des Vfs., Hn. Prof. *Gurlitts*, iſt, eine Probe von Vorleſungen über das N. T., wie ſie im Kl. Bergen wirklich gehalten worden ſind, von Zeit zu Zeit dem Publicum vorzulegen. Von gelehrten Erziehungsanſtalten dieſer Art könnte über Lehren und Meynungen in der That nichts zweckmäſsigeres verlangt werden, als die Bekanntmachung wirklich gehaltener Lectionen. Und zu ſolchen Mittheilungen, aus denen die Lehrer ſelbſt beurtheilt werden können, wären wohl die einmal gewöhnlichen Einladungsſchriften zu den öffentlichen Prüfungen der Schüler der beſte Platz. Literariſche Entdeckungen werden in Vorträgen an Gymnaſiaſten nicht erwartet, und würden oft zweckwidrig ſeyn; folglich werden auch die Lehrer zu Nachforſchungen, welche dahin führen, nicht veranlaſst. In dieſer Rückſicht werden auch gymnaſiaſtiſche Einladungsſchriften nicht geſchrieben. Oft beſchäftigen ſie ſich daher mit Nebendingen und überflüſsigen Fragen, oder man bemerkt eine gewiſſe Verlegenheit der Vff. über die Wahl des Gegenſtandes. Alles dieſes zu vermeiden und etwas ganz zweckmäſsiges dagegen einzuführen, wäre, dünkt dem Rec., nichts nachahmungswürdiger, als öffentliche Darlegung von Proben des Unterrichts in mehreren Fächern, wie man denſelben in einer ſolchen Anſtalt zu erwarten habe. Kenner würden dadurch in den Stand geſetzt, auch in der Ferne den Aeltern zu rathen und beſtimmt zu verſichern, in welchen Fächern und nach welchen Methoden ſie — im Verhältniſs zu den verſchiedenen Fähigkeiten ihrer Söhne — bald da bald dort die angemeſſenſte Befriedigung zu hoffen haben.

Die Proben, welche der Vf. giebt, beweiſen, daſs er ſeine Zöglinge durch hiſtoriſch-philologiſche Lectionen über das N.T. auf eine ächt proteſtantiſche Theologie, d. h. auf eine ſolche, welche von jedem Entſcheiden der Ueberzeugungsgegenſtände durch Autorität unabhängig bleiben will, unpartheyiſch vorzubereiten ſucht. Bey Matth. 22, 43. macht Hr. *G.* über die Frage, wie Jeſus ſelbſt den Pſ. 110. verſtanden haben möge? unter andern dieſe Bemerkungen: *patet* (woran aber Rec. ſehr zweifelt) *eum in hac diſputatione locum illum de ſe, tamquam Meſſia promiſſo explicaſſe; neque hoc mirum videri debet in eo, qui ſe alibi Abramo prius extitiſſe affirmaverit. — Etſi a perſona Jeſu diſputationem κατ' ανθρωπον neque dogmaticam neque exegeticam alienam arbitrer; veroſimilius mihi tamen videtur, eum et ipſum rationem interpretandi S. Codicis ſuae aetatis communem eſſe ſequutum, qua Meſſiae promiſſiones V. T. quaererent et facile reperirent in multis locis, in quibus ſi contextu reſpicies, nulla illarum veſtigia comparent. Qui calamitatibus premitur, is liberatorem anquirit . . et facile deprehendit . . Accedit* (eine ſimpele, aber ſehr folgenreiche Urſache!) *quod illi homines codicem ſuum audiendo magis quam legendo percepiſſent, neque tam facile, ut nos, qui parva pecunia illum nobis comparamus (totum) evolvere et contextu perpendere poſſent.* — Das ουδεις εδυνατο αποκριθηναι Vs. 46. wird als relative Negation erklärt: Niemand wuſste eine befriedigende Antwort; ſo wie auch im Deutſchen der Ausdruck: er wuſste nichts zu antworten, oft dieſe weite Bedeutung hat. — Wenn Vorleſungen über das N. T., welche den Zuſammenhang mit Klarheit nachweiſen, ſeltene Ausdrücke, Sitten und Wendungen hinreichend, aber ohne gelehrten Prunk erklären, hie und da eigene Winke einmiſchen, und die brauchbarſten Hülfsmittel zu weiterer Belehrung anzeigen, für Gymnaſiaſten der höhern Claſſe eine ſehr erwünſchte Vorbereitung zum akademiſchen Studium der Theologie ſind, wie dieſs niemand bezweifeln wird: ſo wäre es gewiſs zu wünſchen, daſs alle, welche in dieſer Abſicht Univerſitäten beziehen, unter ſolchen Lehrern und nach ſolcher Methode, welche nicht auf das Scheinen, ſondern auf das Seyn hinarbeitet, gebildet ankämen. Aus dem angehängten Entwurfe des Examens ſehen wir, daſs eine andere gute Vorübung für künftige Volkslehrer und Geſchäftsmänner, das Declamiren oder redneriſche Leſen, in Kl. Bergen ſehr hervorgezogen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 9. Januar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Die Religion der Vernunft und des Herzens.* Eine berichtigte Darstellung der *Ideen zur Philosophie über die Religion* von *Karl Venturini. Zweyter Theil.* 1800. VIII. u. 358 S. 8. (1 Rthlr.)

In Num. 147. des Intell. Blattes der A. L. Z. vom J. 1794 wurde dem Vf. der Vorwurf gemacht, dass der grösste und beste Theil seiner *Ideen zur Philosophie über die Religion* aus den Vorlesungen, die er auf der Universität zu Helmstädt über populäre Theologie, Dogmatik, Moral etc. gehöret habe, oft wörtlich entlehnet sey. Auf diese Beschuldigung antwortete Hr. V. zwar in Num. 19. jenes Int. Bl. v. J. 1795, dass nächstens eine genugthuende Erklärung oder Vertheidigung gegen dieselbe erfolgen sollte; allein diese ist bis jetzt entweder noch nicht erfolgt, oder uns entgangen; im letztern Falle müssten wir den Vf. ersuchen, uns solche nachzuweisen. In der Vorrede zur *ersten* Ausgabe sagt der Vf. blos, dass er in der *zweyten Betrachtung* den Ideen eines seiner ehemaligen Lehrer gefolgt sey, ohne ihn zu nennen, und in der Vorrede zum *ersten Theil* der *zweyten* Ausgabe blieb er, ausser dass er im Allgemeinen etwas gegen jene Beschuldigung erwähnte, die versprochene genugthuende Erklärung auch noch schuldig. In dem vor uns liegenden *Zweyten Theile* erinnert er nur, dass bey der *sechsten* Betrachtung die Ideen seines ehemaligen Lehrers, Hn. D. *Sextro*, zum Grunde lägen, und dass er bey der ersten Ausgabe diese Quelle nur im Allgemeinen angezeigt habe, ohne jedoch den Namen dieses Mannes zu nennen. Daran sey aber wahrlich nicht eitle Ruhmsucht, sondern vielmehr Schüchternheit, unter der Firma eines berühmten Namens seiner ersten schriftstellerischen Arbeit grösseres Ansehn zu verschaffen, der Grund. Diese Entschuldigung ist aber seltsam. Dadurch hat noch kein Autor seiner Schrift ein grösseres Ansehen verschafft, dass er, wenn er die Arbeiten eines berühmten Schriftstellers benutzte, diesen zugleich nannte; vielmehr bringt er sich in den Verdacht, dass er sich den Ruhm der Originalität erschleichen wolle, wenn er seine Quelle verschweigt. Der Zweck dieses *zweyten* Theils ist, eine bestimmte Angabe des Geistes oder Hauptgedankens des reinen Christenthums zu liefern. Dieses geschah in der ersten Ausgabe in *drey* Betrachtungen; hier dehnt der Vf. diesen dort schon zu weitläuftig abgehandelten Gegenstand in sieben *Betrachtungen* noch mehr aus. Die Ite enthält *vorläufige Erinnerungen zur Feststellung des Gesichtspunktes, um die Anstalt des Christenthums richtig zu beurtheilen.* Der nicht mit gehöriger Klarheit und Ordnung hier ausgeführte Gedanke ist: dass die von Jesu und den Aposteln selbst, bey Einführung ihrer Lehren, gebrauchte Methode, sich dabey nach jüdischen Begriffen und Ideen zu accommodiren, so wie die Feststellung des Dogma's von göttlicher Inspiration, Ursache sey, dass man die sittliche Tendenz und Würde der Religion Jesu so lange verkannt, sie für eine blosse statutarische gehalten, und an die Stelle eines ächt sittlichen Glaubens einen sinnlichen Frohnglauben gesetzt habe. Dieser Nachtheil lasse sich nur dadurch heben, dass, da sich bey Unmündigen am Geiste mit reiner Religionsphilosophie nichts ausrichten lasse, man sowohl die Geschichte des Volks, unter welchem Jesus auftrat, als auch die Geschichte der Entstehung und allmählichen Verbreitung des Christenthums selbst aufzuklären, ein freyes Urtheil über jene Thatsachen einzuleiten, das bisherige blinde Annehmen und Fürwahrhalten unbegreiflicher Ereignisse durch richtige Darstellung derselben in seiner Unwürdigkeit zu zeigen, und ein reines Interesse der forschenden Vernunft aufzuregen suche. Diesen Weg, sagt der Vf., habe er hier eingeschlagen, um die Religion Jesu, als eine moralische, in ihrer Würde darzustellen. Ausser dem, dass in dieser Erklärung zu wenig Bestimmtheit herrscht, erinnern wir noch folgendes: 1) ist es nicht erwiesen, und soll noch erwiesen werden, dass die Lehre Jesu von sich, als dem verheissenen Messias, blosse *Accommodation* nach jüdischen Begriffen gewesen, und das Dogma von göttlicher Inspiration nicht in dem Wesen des Christenthums gegründet sey. Das Transscendente in diesen Behauptungen widerspricht der reinen Sittenlehre Jesu nicht, und die transscendenten Geschichtsfacta von Jesu als einem unmittelbaren Gesandten Gottes, von göttlicher Offenbarung u. dgl. lassen sich sehr leicht von dem moralischen Theile des Christenthums, wie es Jesus, nach den Evangelisten, und die Apostel aufstellen, unterscheiden; können also nicht als die einzigen und eigentlichen Ursachen angesehen werden, dass die moralische Würde in Jesu Lehre verkannt, und ein blosser statutarischer Frohnglaube eingeführt worden sey. Soll 2) der des vernünftigen Nachdenkens noch nicht fähige Theil der Menschen, durch die Geschichte der Juden und der Entstehung des Christenthums, zur Einsicht des wahrhaft Göttlichen der moralischen Religion geleitet werden: so halten wir solches nicht allein für überflüssig und vergeblich, da Moral eine von Geschichte ganz unabhängige Sache ist; sondern sind auch überzeugt, dass dieses Verfahren nur mit Entstel-

lung der Wahrheit der Religionsgeschichte beobachtet werden könne, indem man genöthiget seyn wird, nur das blofs Moralische als das Wesentliche der christlichen Religion aufzuführen, die auf die Geschichte Jesu lediglich gegründeten Lehren hingegen von dem Wesentlichen der von ihm eingeführten Religion gänzlich auszuschliessen. Wollte man aber beides, jenes Moralische und dieses blofs Geschichtliche, nach seiner in der Religionsgeschichte wirklich bestehenden Verbindung, aufführen: so würde das Resultat nicht so ausfallen, wie es der Aufgabe nach sollte. An Abrahams Gott werden die Leute dann mehr Gefallen haben, als an dem Gotte Christi, und an den Sohn Gottes werden sie sich mehr halten, als an den Vater dieses Sohns. Man mufs also entweder die Sachen lassen, wie sie sind, oder die Leser, statt der halben oder entstellten Wahrheit, mit der vollen bedienen. Jener von dem Vf. angenommene Gesichtspunkt und seine diesem gemäfs gewählte Behandlungsart hat auf die Darstellung der jüdischen und christlichen Religionsgeschichte, so wie auf die Parallelisirung der mosaischen und christlichen Religion in den folgenden Betrachtungen auch den nachtheiligsten Einflufs gehabt. Was der Vf. beybringt, trägt entweder gar nichts zur Beförderung seiner Absicht bey, oder ist einseitig und grundlos. So dienet die II. *Betrachtung über den Geist der theokratischen Verfassung des Judenthums* schlechterdings nicht dazu, die sittliche Tendenz und Würde der Religion Jesu kennen zu lehren. Sie ist vielmehr eine höchst einseitige Abfertigung der jüdischen Religion und theokratischen Verfassung, die blofs zur Absicht hat, durch den Schatten, in welchen diese gestellt sind, die Religion Jesu zu heben. Die eigentlichen Momente zur Beurtheilung des Werths und der Wichtigkeit der mosaischen Religion und Staatsverfassung sind gänzlich aus der Acht gelassen; nämlich, dafs diese nicht minder in dem Plane der Vorsehung lag, als die Religion Jesu, um die Menschen zur Sittlichkeit zu erziehen; dafs diese, nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, ohne jene, nie zu Stande gekommen wäre; dafs die theokratische Verfassung und die Absonderung der Juden von den andern (heidnischen) Völkern, nothwendig war, um sie von der Abgötterey und dem Polytheismus abzuhalten; dafs, so lange keine Aenderung in der mosaischen Einrichtung gemacht wurde, auch die von Mose beabsichtigte moralische Bildung guten Erfolg hatte, wie die schöne Periode während der Regierung der Richter bestätiget; dafs die aus der theokratischen Verfassung entsprungenen Vortheile die politischen und moralischen Vortheile noch lange nicht aufwiegen; dafs selbst nach dem Apostel *Paulus* (Gal. II, 23. 24.) die Erziehung auf Christum oder auf die Lehre desselben, der Zweck des mosaischen Gesetzes gewesen ist u. s. w. Auf alle diese Dinge ist hier keine Rücksicht genommen. Dagegen läugnet der Vf. ohne allen Grund dem mosaischen Gesetze alles Verdienst und alle moralische Tendenz ab. Ihm ist der Gott Moses nur ein zorniger und eifriger Gott, ein blofs strafendes Wesen, und die Furcht vor seinem Zorn das einzige Bildungsmittel der mosaischen Religion; er macht es dieser zum Vorwurf, dafs sie kein vollständiges System gewesen sey, dafs die theokratische Verfassung den Handel und Verkehr mit andern Völkern gehindert hätte, ob er gleich in der Folge wieder sagt, dafs der Charakter der Juden, sobald sie sich mit dem Handel abgegeben, verschlimmert worden wäre; er bürdet ihrer Religion und Verfassung die Vergehungen und Verbrechen einzelner Individuen auf, und macht es überhaupt mit der mosaischen Religion eben so, wie es viele mit der christlichen machten, die dieser alles das Uebel zur Last legten, das von ihren Bekennern geschah. Eben so wenig hat die III. *Betrachtung über den Zustand der bekannten Welt in dem Zeitalter der Entstehung und ersten Ausbreitung des Christenthums*, auf die Beurtheilung und Darstellung des moralischen Geistes desselben Einflufs. Sie enthält eine sehr unvollständige, blofs allgemeine Resultate gewährende, aber eben so wenig in Details eingehende, als bündige, Darstellung des politischen, wissenschaftlichen und moralischen Zustandes der Menschheit unter den Griechen, Römern und Juden jener Zeit, um die Nothwendigkeit einer Revolution in der Religion und der herrschenden Denkart überhaupt zu zeigen, die von Andern schon weit gründlicher und ausführlicher gegeben worden. Auf den Zustand der Philosophie und besonders derjenigen Schulen derselben, die auf die Lehren des Christenthums am meisten Einflufs, selbst in den Personen einiger Apostel, hatten, ist gar kein Bedacht genommen; auch ist der Inhalt und Vortrag weder für Ungelehrte fafslich und anziehend, noch für Kenner befriedigend genug. Mit der moralischen Lehre Jesu steht die Ausführung dieser Betrachtung in gar keiner Verbindung und man sieht überhaupt, dafs der Vf. vor der Ausarbeitung seines Werkes keinen festen Plan dazu entworfen hatte. Zweckmäfsiger sind die IV. *Betrachtung über die Bildung und den Charakter Jesu*, V. *über den Zweck und Plan des Stifters unserer Religion* und VI. *über den Geist des reinen Christenthums*; obgleich auch hier manches in der Ausführung noch mangelhaft, zu weitschweifig, und zu dem Zwecke, welchen fest vor Augen zu haben, der Vf. seinen Rec. selbst so dringend empfiehlt, nicht erfoderlich ist; wohin wir z. B. die Beweise von der Authentie der Evangelien, die Schilderung des Charakters derselben und der sogenannten apokryphischen Evangelien rechnen. S. 124. heifst es: Josephus schweige von dem bethlehemitischen Kindermorde, weil er es zu der Charakteristik des schändlichen Herodes gar nicht für nöthig gehalten habe, (woher weifs das der Vf. so bestimmt?) diese unter der Menge seiner scheufslichen Grausamkeiten *so wenig hervorstechende* (?) Gewaltthat zu berichten. S. 127. wird nicht wohl überlegt geurtheilt, dafs die Flucht nach Aegypten für die Charakterbildung des Kindes Jesus nicht darum so aufserordentlich wichtig gewesen sey, weil es, wie man wohl vermuthet habe, den ägyptischen Priestern übergeben und von denselben in ihren *überschwenglich grofsen* Geheimnissen unterrichtet worden wäre; sondern darum, dafs das junge Kind (gleich nach

nach seiner Geburt flohen die Aeltern mit ihm nach Aegypten und kamen nach Herodes Tode, welcher zwey Jahre darauf erfolgte, nach Nazareth zurück) schon frühe Leiden und Beschwerden aller Art kennen und erdulden, die bangen Seufzer und Klagen seiner Aeltern über die Abwesenheit von dem geliebten Vaterlande *rührend* empfinden, und beym ersten Aufblicken der Vernunft erkennen mufste, dafs die Geliebten diese Leiden gröſstentheils um seinetwillen erduldeten. Einen wohlthätigen Einfluſs auch auf Josephs, des Pflegevaters Jesu, Denk- und Vorstellungsweise hatte jene Flucht nach einer etwas zu liberalen Hypothese unsers Vfs. nach S. 129. auch dadurch, dafs der tief eingewurzelte Nationalhafs gegen Fremdlinge in des biedern Josephs Seele einen mächtigen Stofs erhielt. Den freyern Ideen seiner griechischen Glaubensgenossen habe er dort unmöglich Herz und Ohr ganz verschliessen können. Die Bedürfnisse seines Volks, die Mittel, dem herrschenden Verderben zu steuern, das wahre Verhältnifs der Nation zu dem weltbeherrschenden *Römervolke*, mochte er nun aus einem ganz neuen Gesichtspunkte angesehen und beurtheilt, und alle diese Kenntnisse auch bey der Erziehung seines geliebten Pflegesohnes benutzt haben. Die ganze Bildungsgeschichte Jesu, welche der Vf. entwirft, ist überhaupt sehr dürftig, so wie der Charakter Jesu und seiner Lehre declamatorisch, in den wenigsten Zügen aus seinen Handlungen und den Begebenheiten seines Lebens gezogen, und es fehlt viel an der Wahrheit dessen, was der Vf. von der Person Jesu auf gerathewohl behauptet, und dafs Jesu Charakter nach seiner ganzen, in seinen Aeufserungen gegründeten, Individualität aufgestellt wäre. Dafs Jesus nicht die Absicht gehabt habe, die ehemalige theokratische Verfassung unter seiner Nation wieder einzuführen, ist so ausgemacht noch nicht, als sich der Vf. vorstellt. Die entgegengesetzte Meynung hat nicht zu verachtende Gründe für sich, die aber der Vf. nicht anführt. Die Erklärung Christi (Joh. 4, 21 — 24.) und die Absicht desselben, alle Menschen an den Früchten seiner Lehre Theil nehmen zu lassen, kann damit gar wohl bestehen, und mit Floskeln, wie deren S. 167. vorkommen, ist dagegen nichts ausgerichtet. Das Wesentliche in der sechsten Betrachtung ist aus *Kants Rel. innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft*, ohne jedoch diese Quelle zu nennen, entlehnt und nur weitläuftiger und verworrener dargestellt, da hingegen bey *Kant* sich die Sache leicht übersehen läfst. Wenn aber der Vf., da er der christlichen Glaubenslehre oder des Kirchenglaubens hier gar nicht erwähnet, in dem Gedanken zu stehen scheint, dafs die christliche Lehre überhaupt blofs in dem, was in ihr der Moral angehört, bestehe: so irrt er sich, und es stehen ihm hierin die Urkunden der christlichen Religion selbst entgegen. Ein anderes ist es aber, welcher von beiden Theilen der christlichen Lehre, der moralische Glaube oder die Offenbarungslehre, dem andern als Bedingung vorausgehen, und welcher, als blofses Beförderungsmittel, diesem nachfolgen müsse, wovon der Vf. auch in der Folge noch handelt. Uebrigens sind manche seiner Erklärungen und Paraphrasen, um die moralischen Lehren des neuen Testaments mit den Sätzen der krit. praktischen Philosophie in Einverständnifs zu bringen, zuweilen etwas gezwungen, und es wäre überhaupt besser gewesen, sie nicht sowohl dieser zu accommodiren, als vielmehr sie als Aussprüche der Vernunft selbst aufzustellen und aus derselben herzuleiten. Die sogenannten *Resultate der reinen Vernunft zur richtigen Schätzung und Würdigung des bestehenden Kirchenglaubens*, in der VII. und letzten *Betrachtung* sind nicht eigentlich Resultate, die aus den Untersuchungen und Räsonnements in den vorhergehenden Betrachtungen fliefsen, — denn dazu enthalten diese gar keine Vorbereitung, — sondern sie liefern vielmehr eine Darstellung und Censur der positiven Lehren des Christenthums, mit Bemerkung dessen, was davon entweder gar keines Gebrauchs bey öffentlichen Vorträgen mehr fähig ist, oder was davon und wie es noch jetzt als Vehikel und Beförderungsmittel der moralischen Religion benutzt werden kann, oder einer moralischen Behandlung empfänglich ist; ebenfalls nach Kantischen Ideen in dem oben angeführten Buche. Einzelne gute und brauchbare Gedanken; aber das Ganze hat den Fehler aller übrigen Betrachtungen, dafs die Gedanken nicht planmäfsig geordnet sind, sondern mehr durch Zufall, als durch überdachte und durch vertraute Bekanntschaft mit dem abgehandelten Gegenstande bestimmte kritische Wahl, auf einander folgen.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Kaven: *Klippen- und Sandbänke auf der Lebensreise Adolphs und seines Steuermanns Paul.* 1800. 1. Theil 418 S. 2. Theil. 350 S. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der junge *Rückzug* wird von einem unermefslich reichen Oheim, einem Menschen- und besonders Weiber-Feind, nach seinen Grundsätzen erzogen. Nach dem Tode des Oheims glaubt sein Vormund ihn am besten durch eine Reise von den eingesogenen verderblichen Grundsätzen zu heilen; allein die Reise, auf welcher er viele Menschen von der schlechten Seite kennen lernt, bewirkt nur das Gegentheil, und bestätigt den Entschlufs, sich ganz aus der menschlichen Gesellschaft zurückzuziehen, und mit seinem treuen Diener Paul, der aber weit besser von den Menschen denkt, als sein Herr, sein Leben in einer einsamen Gegend des Schwarzwaldes zuzubringen. Der Entschufs wird ausgeführt, bald aber bringt der Wunsch seine Grundsätze, so wie sein Vermögen zu vererben, den Menschenfeind zu der Speculation, einen Sohn zu adoptiren; weil ihm aber Niemand sein Kind anvertrauen will: so entwirft er den Plan, sich selbst einen Erben zu verschaffen, und geht blofs zu dem Ende mit einem weiblichen Wesen ohne alle Bildung eine Verbindung ein, welche er, nachdem ihm ein Sohn und eine Tochter gebohren worden, wieder aufhebt. Sein Sohn Adolph, welchen er sorgfältig seinen Grundsätzen gemäfs, in der gröfsten Abgeschie-

schiedenheit von der Welt erzieht, ist der Held dieses Romans. Ausgerüstet mit vielen Kenntnissen und Vermögen, schickt sein Vater ihn im 18ten Jahre, unter Begleitung des treuen Pauls auf Reisen, wo ihn seine gänzliche Unkunde des praktischen Lebens in mancherley Lagen verwickelt. Durch Sinnlichkeit fühlt er sich, trotz den väterlichen Grundsätzen bald zum schönen Geschlecht hingezogen, und tritt zweymal in eine nähere Verbindung mit — Freudenmädchen, die sich unter einer schönen Aussenseite planmäsig seiner bemächtigen, bis seine Freunde, durch Entdeckung der wahren Umstände, diese Verbindung zu seiner grossen Betrübnifs zerreissen. Zum drittenmal ist er im Begriff, sich mit einem edeln Mädchen zu verbinden, kommt aber auf die unglückliche Idee, sie zuvor noch durch eine dreymonatliche Reise, wovon er ihr keine Veranlassung angiebt, in Ansehung ihrer Treue zu prüfen. Diese Probe wird noch dadurch geschärft, dass er ihre angebotene Begleitung, auch sogar einen Briefwechsel ablehnt; er bewirkt aber dadurch den Verlust ihres Herzens, welches sich durch beständigen persönlichen Umgang, während Adolphs Abwesenheit, zu einem seiner Freunde hingezogen fühlt, dem er auch bey seiner Zurückkunft ihre Hand grossmüthig überläst. Diese Erfahrungen schwächen seinen Glauben an gute Weiber so sehr, dass er schon fest entschlossen ist, sich, gleich seinem Vater, aus der Welt zurückzuziehn, bis es seiner trefflich gebildeten Schwester gelingt, ihn durch Bekanntmachung mit einigen vorzüglichen Weibern, mit diesem Geschlecht zu versöhnen, und ihn durch die Verbindung mit einem liebenswürdigen Mädchen dergestalt zu beglücken, dass selbst sein alter Vater seinen menschenfeindlichen Grundsätzen ungetreu wird, und sein Leben im Schosse seiner glücklichen Familie beschliesst.

Diess ist die Skizze des Romans, dessen Anlage dem philosophischen Bearbeiter ein weites Feld eröffnet, wovon der Vf., einen Theil mit ziemlichem Erfolg angebaut hat. Sein Ton der Erzählung ist zwar nicht classisch, doch durch Leichtigkeit unterhaltend, und die Sprache ziemlich correct, denn im ganzen Buche sind uns nur drey Stellen vorgekommen, die in dieser Rücksicht, einer Verbesserung bedürfen. S. 115 im 2ten Theil steht: „dagegen dachte er sich ihn sehr reizvoll, wenn er durch eine Seele veredelt würde wie den schönen Körper Elisens eine *umhüllte*." S. 151 „auf Hanchens schon geprüfte (r) Treue und Verschwiegenheit rechnend." S. 229. wie, wenn sie es dem Zufall überliesse, Adolph (en) nähere Bekanntschaft mit ihrem Geschlechte machen zu lassen. Das Kupfer vor dem Titelblatte wird übrigens zur Empfehlung des Buchs, nichts beytragen.

* * *

Altona u. Leipzig b. Kaven: *Der vollkommene Pferdearzt, oder praktisches Pferdearzneybuch, worinnen die meisten innerlichen und äusserlichen Krankheiten deutlich beschrieben und erklärt werden*, nebst einem Anhange von Rindviehärzneyen. Alles mit grösstem Fleisse zusammengetragen und mit einem Register versehen von J. N. *Schmidt*. 2te verbess. Aufl. 1800. 480 S. 8. (20 gr.)

Leipzig, b. Fleischer: *Kleine Geschichte für Kinder von sechs bis zehn Jahren, die gern etwas lesen, was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist.* 4r Th. 2te verbess. Aufl. Mit 1 Kupfer. 1801. 279 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. *Z. 1792.* Nr. 286.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Königsberg*, b. Göbbels u. Unzer: *Neue Erfindung einer ganz wohlfeilen Süemaschine zur Ersparung der Saat und zur Erhöhung des Ertrages im Ackerbau.* Angekündigt vom Senior und Inspector *Keber*, zu Gerdauen im Ostpreussen. 2 Bog. 1800. 8. (3 gr.) Eine wahrlich grosse Erfindung! wenn sie das erfüllt, was der Urheber derselben verspricht. Diese Bogen enthalten keine Beschreibung, sondern nur eine Ankündigung dieser Maschine, nebst der Erzählung einiger damit gemachten Versuche, wodurch das Publicum auf die grossen Vortheile derselben aufmerksam gemacht werden soll. Diese sollen darin bestehn: dass das ausgestreute Saamkorn nie zu tief, noch zu flach in die Erde kommt, auch so dicht und so dünne gepflanzt werden kann, als man es verlangt. Dabey ist die Maschine so einfach, dass jeder nicht ganz einfältige Knecht sie verfertigen kann, und nur etwa zehn Pfund Eisen machen eine baare Geld-Auslage nöthig. Sie kann von *einem* Mann, wie eine gewöhnliche Egge transportirt werden, und mit *einem* Pferde kann man täglich 15 Magdeburger Morgen damit absäen. Sie erspart überdies *zwey Drittel* der gewöhnlichen Saat, die, nach den angestellten und hier erzählten Versuchen, einen ungleich höhern Ertrag giebt, als das mit der Hand ausgestreute Getreide. Modelle nebst der Anweisung, erhält man für einen postfrey eingeschickten Ducaten beym Vf. selbst, oder auch von den Buchhändlern Göbbels und Unzer zu Königsberg in Preussen. Rec. war sogleich bey der ersten Ankündigung sehr begierig auf diese Maschine, und bezahlte einer angesehenen Buchhandlung seinen baaren Ducaten, die aber schon seit länger als acht Monaten ihm die unangenehme Versicherung ertheilt, dass noch kein Modell zu haben wäre. Der würdige Erfinder würde also nur dann erst den vollen Dank des Publicums einerndten, wenn es ihm gefallen wollte, solche Veranstaltungen zu treffen, dass jeder Liebhaber sogleich befriedigt werden könnte, indem es doch keine Kleinigkeit ist, ob eine so wohlthätige Erfindung ein ganzes Jahr früher oder später bekannt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Januar 1801.

GESCHICHTE.

Erfurt, b. Hennings: *Die republikanischen Könige, Cäsar Octavius Augustus und Alexander Neoptolem Bonaparte.* — Eine historische Vergleichung. 1800. 158 S. 8. (14 gr.)

Es möchte eine nicht ganz leichte Aufgabe für die meisten unserer Leser seyn, den Mittelpunkt ausfindig zu machen, aus welchem eine Vergleichung zwischen diesen beiden so sehr verschiedenen Männern hervorginge. Der junge, Putz liebende, Octavius soll dem immer einfach gekleideten Bonaparte, der den Krieg so viel möglich vermeidende Römer, dem Franzosen zur Seite stehen, der ihn beynahe zu suchen scheint, und schon als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne vor allen übrigen durch Feuer, Erfindungskraft und Festigkeit der Ausführung sich auszeichnete; der Mann, welcher alle Weiber liebte, soll dem Manne als Gegenbild dienen, welcher nur gegen seine Gemalin zärtlich ist; die tiefste Verstellung und Versteckheit, der offenherzigen Biederkeit. Diess sind Einwürfe, welche sich der Vf. selbst macht; er hätte hinzufügen sollen: der mittelmäsige Kopf dem Genie. Aber indem er auf eine so unmögliche Zusammenstellung Verzicht leistet, sucht er das Bild der Aehnlichkeit in äussern Umständen, welche bey beiden in mehrern auffallenden Punkten die nämlichen sind; Octavius als Triumvir soll dem B. als Oberconsul entsprechen. Ganz zufällige Aehnlichkeiten wären besser aus der Vergleichung weggeblieben; dass z. B. beide ungefähr 33 Jahre alt waren, da sie als entschiedenes Haupt des Ganzen hervortreten konnten; dass von beiden die Regierung anfangs gerade auf 10 Jahre übernommen wurde; dass bey beiden der Anfang der Herrschaft von Aegypten ausging; andere aber zeigen sich von einer wichtigern Seite, ob sie gleich Punkte zum Auffinden der Aehnlichkeit auch bey allen künftigen Revolutionen darbieten werden. Erst als sich alle Partheyen müde gekämpft hatten, jedermann sich nach Friede und Ruhe, und die meisten Menschen nach einer festen Verfassung sehnten, welche Eigenthum und Leben des arbeitsamen Bürgers schützen könnte, trat Octavian auf den Schauplatz, und sicherte sich dadurch ungleich leichter den Besitz der errungenen Oberherrschaft, als es Cäsarn möglich gewesen war; die sprechende Identität mit den Geschichten unserer Tage darf nicht erst in das Licht gestellt werden. Octavian war klug genug, weder den aufgetragenen Königstitel jemals anzunehmen, noch sich überhaupt den Gebieter der Nation zu nennen; jede Magistratswürde blieb unter ihm, wenigstens dem Namen nach, welche Rom in den blühendsten Zeiten der Republik in seinem Innern gekannt hatte; viele Vorzüge, selbst mehrere Regierungszweige, versteht sich, unter gehöriger Aufsicht, blieben diesen alten Volksobrigkeiten; August regierte, regierte allein und unumschränkt, aber unter dem Titel als Imperator, Tribunus Plebis, Pontifex Maximus etc. lauter Namen, mit welchen das Volk Jahrhunderte lang vertraut war, und nur durch die Vereinigung dieser einst verschiedenen Staatsgewalten in eine Hand nun den wirklichen Regenten bildeten. Mit Endigung jeder zehn Jahre affectirte August den ernstlichen Entschluss, die Last der Regierung andern Händen übergeben zu wollen; aber nur bey der zuverlässigen Ueberzeugung, dass viele die Erhaltung des gegenwärtigen ruhigen Gangs der Dinge ernstlich wünschten, und dass andere, aus deren Kopf die Wiederherstellung der Republik noch nicht verschwunden war, es nicht wagen durften, gegen den unumschränkten Befehlshaber der ganzen Kriegsmacht auch nur mit dem leisesten Wunsche hervor zu treten. Er wurde immer auf das Neue dringend und anhaltend gebeten, und starb nach langer Regierung als Beherrscher der Monarchie. In Frankreich waren noch keine so fest constituirten Gewalten aus dem Gange mehrerer Jahrhunderte; das Volk hatte mit Gleichgültigkeit die wechselnden Modificationen seiner angeblichen Stellvertreter ertragen; es ertrug sie auch bey der letzten Umwandlung, welche im Grunde alle Gewalt in den Willen eines Einzigen legt. Den künftigen Gebrauch müssen folgende Zeiten lehren; die Geschichte scheint sich aber auch hier als Lehrerin der Menschheit zu beweisen. Die schmeichelnden Schriftsteller jener Zeiten preisen die Rückkehr des goldenen Zeitalters unter August, der Vf. glaubt sie auch für die Franzosen unter B. Anführung prophezeyhen zu dürfen. Er ist für den ganzen Gang der Revolution nur sehr wenig eingenommen, spricht mit Abscheu von den Greuelscenen, welche derselben ein ewiges Denkmal der Schande errichten werden; nur für seinen Helden wird er beynahe Enthusiast; alles stellt sich ihm im glänzenden Lichte dar, und die neuen englischen, auf B. Friedensäusserungen erschienenen, öffentlichen Berichte erhalten eine derbe Abfertigung. Fast dürften wir hier den Vf. von einer Spielart politischer Kannengiesserey nicht ganz frey sprechen, welche über Handlungen zu entscheiden wagt, deren Gründe und Gegengründe wir noch viel zu wenig kennen, um dergleichen Schritte öffentlich beurtheilen, sie billigen oder tadeln zu dürfen. Sein Vor-

Vortrag ist übrigens gut, und verräth einen glücklichen allgemeinen Ueberblick der alten Geschichte, wenn gleich bey ganz genauer Kenntnifs sein Gemälde, dem wir in dieser Recension erst einige Nebenzüge noch leihen müssten, treffender würde ausgefallen seyn, und manche Verirrungen hätten vermieden werden können. Einige wenige mögen den Beweis des Gesagten liefern: „August trat als Krieger nie auf." Der Vf. vergisst die nicht unbedeutenden freywillig übernommenen Kriege gegen die Dalmater und andere illyrische Völker. S. 31. ist der Zug des Sylla gegen den Mithridates unrichtig vorgetragen. S. 50. wird die Schlacht bey Philippi früher als die Proscriptionen in Rom angesetzt. Ueberhaupt finden wir die Uebersicht der frühern römischen Geschichte nicht ganz zweckmäsig; es treten viele Personen mit dem vorgehefteten Zeichen der Wichtigkeit auf und wieder ab, ohne dass der Leser das Glück hat, mit ihnen bekannt zu werden. S. 46. sollte nicht *Ptolomäus* geschrieben seyn; und S. 39. ist „einverstanden" etc. ein arger Druckfehler.

Weimar, b. Hofmann: *Beyträge zur Geschichte der unbekannten Reiche von Asien und Afrika*, von *George August von Breitenbauch*, Fürstl. Sächsen-Weimarischen Kammerrath. 1800. *Erster Theil.* 411 S. *Zweyter Theil.* 190 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir loben den unermüdeten Eifer, mit welchem Hr. v. B. das deutsche Publicum mehr in das Innere der Geschichte entfernter Welttheile zu führen sucht, und erkennen die Vorzüge seiner ausgebreiteten aus ältern und neuern Reisebeschreibern zusammengeholter Belesenheit, welcher nicht leicht etwas zu seinem Zwecke dienliches entschlüpft. Die Anzeige von dem, was das gegenwärtige Werk enthält, wird seine Vertraulichkeit mit den besten Schriften dieser Gattung beweisen. Der erste Theil liefert die Regentengeschichte mehrerer asiatischer Staaten. An der Spitze steht die Geschichte der Drusen, vielleicht die vorzüglichste der hier gelieferten Abhandlungen. Hr. v. B. hat sie schon in einem frühern Werke bearbeitet, hier aber nicht bloss aus *Maritis* Geschichte Fakardins beträchtlich erweitert, und auf neue Zeiten fortgeführt, sondern auch nirgends einzelne zerstreute Notizen aus *Niebuhr*, *la Roque* etc. übergangen. Die unglücklichen Revolutionen der persischen Monarchie, seit Schach Nadirs Tode, kennen wir in ihrem ersten Anfange vorzüglich aus *Niebuhr* und *Hanway;* der Vf. benutzt aber hier *Franklins* Berichte für die Fortsetzung bis auf unsere Tage. Allgemeiner bekannt ist die aus *Sullivan* gelieferte Geschichte von Auhd, in Ostindien, dessen Beherrscher zum wirklichen Unterthan der Engländer in Bengalen herabgesunken ist, und nach den neuesten Berichten völlig aufgehört hat zu exiltiren. Am ausführlichsten finden wir die Abhandlungen über die Fürsten der malayischen, kleinern und gröfsern Staaten in Ostindien. Sie sind aus einem nicht unwichtigen, aber bey uns zu wenig bekannten Werke, aus *Valentyn beschryving van Oud- en Nieuw Oostindien* 1724 entlehnt, welches zwar Hr. *Sprengel* zu seinen Beschreibungen jener Länder mit Einsicht benutzt hat, von dem aber hier nur bloss alles historische, und, wie wir finden, man wörtlich ausgezogen ist. Es wäre vielleicht nicht undienlich gewesen, auf die Vorliebe aufmerksam zu machen, mit welcher der Holländer von allem, was die Compagnie angeht, spricht, um manche einzelne Anekdote, wo sie mit den kleinen Fürsten der Molucken in Collision kommt, in einem verschiedenen Lichte zu zeigen. Warum trägt doch wohl der Gouverneur hier immer den Titel Landvogt? Der zweyte viel kürzere Theil beschäftigt sich mit der Geschichte einiger Länder in Afrika; mit Tunis, wo die Auffätze des Hn. v. *Einsiedel* in Ansehung der jetzt regierenden Familie einige neue Aufschlüsse geben konnten; mit Habesch, aus *Bruce's* allgemein bekannten Werke; und endlich mit mehrern Negerstämmen am Niger Fluss, gröfstentheils aus *Marmols descripcion general de Africa* etc. 1573. Durch ein ziemliches Quodlibet werden von diesen und andern Negernstämmen in Guinea historische Nachrichten aus *Oldendorps* Missionsnachrichten, dem alten *Leo Africanus* und andern durch einander geworfen, daher denn auch die Nachricht, dass der Niger Fluss seine Mündung an der Westküste von Africa hat; mit Verwechslung des Senegals. Diese mit kurzen Anmerkungen begleitete Inhaltsanzeige soll einen Beweis von dem Fleisse liefern, mit welchem Hr. v. *B.* unsere Zeitgenossen in die nähere Bekanntschaft entlegener Länder zu bringen sucht; ob er aber mit dieser Arbeit seinen Zweck erreiche, bleibt eine andere Frage. Unmöglich kann man sich für eine beträchtliche Anzahl von Namen interessiren, bey welchen wenig anders bemerkt wird, als dass der Mann, welcher ihn führte, einst in einem Winkel der Erde regierte, dass er Kriege hatte, Grausamkeiten beging, gestürzt wurde, um einem andern, ähnlichen Schlags, Raum zu machen. Soll der Leser nur einigen Antheil an der Erzählung nehmen: so muss man ihn schlechterdings zugleich mit dem Lande bekannt machen, in welchem der Mann seine Rolle spielte; mit der Nation, über welche sein Herrscherstab sich erstreckte; mit den Nachbarn, welche auf seine Lage wirkten; mit den einzelnen Umständen, unter welchen er, und mit den Mitteln, durch welche er Gutes oder Böses unter seinem Volke bewirkte. Kann man diess nicht: so ist alle Theilnahme verloren, und es genügt dann jedem, den seine Verbindungen nicht zur nähern Bekanntschaft zwingen, im Allgemeinen zu wissen, dass dieses Land Regenten hatte, von den wichtigsten derselben einige nähere Umstände, und die Hauptrevolutionen zu wissen. Für diess alles scheint aber Hr. v. *B.* kein Gefühl zu haben; ohne weitere Bekanntschaft mit allem Uebrigen erhält von ihm der Leser die aus Reisebeschreibern trocken ausgezogene Regentengeschichte, und weiter nichts.

Cassel.

Cassel, b. Hampe: *Kleine Völkergeschichte.* — Von *Carl Samuel Wigand*, Professor beym Fürstl. Hessischen Cadettencorps. — *Erstes Bändchen.* 1800. 289 S. 8.

Weil Hr. *W.* sich „schon längst in den Schranken zum Auslaufen bereit hielt, so will ers jetzt wagen — und sich glücklich schätzen, wenn er nicht zu weit hinter andern seiner Vorgänger zurück bleibt." Da er diess nun wirklich zu fürchten hat: so möchte es vielleicht nicht übel gewesen seyn, noch länger in den Schranken zu bleiben. Ausgezeichnetes finden wir nicht gar viel, welches dieses Buch vor andern seiner Gattung empfehlungswürdig machte, doch auch keine schlechte Arbeit; der junge Leser erhält, ausser dem Unterrichte in der Geschichte, in den häufig beygebrachten Noten, oft gut angebrachte Erklärungen von Begriffen, welche man bey ihm nicht als bekannt voraussetzen darf. Als besonders gut gerathen hebt Rec. S. V. der Einleitung die Entwicklung des *Worts Sagen*, und ihres Gebrauchs aus: „die Geschichte nimmt ihre Nachrichten nur von öffentlichen Denkmälern; die Sage behält, was, und wo sie es auch findet. Jene prüft, vergleicht, berichtigt; diese nimmt, was sie empfängt, auf Treue und Glauben an. Jene legt von dem Vorgefundenen, weniger an Masse, mehr an Werth, dar; diese vergrösert das Gehörte, wie das Sprachrohr den Hauch des Redenden zum lautern Hall verstärkt. Billig schweigt also die Sage, wenn die Geschichte belehrt; schweigt aber diese, dann darf sie erzählen." Es fehlt aber viel, dass der ganze Vortrag diesem schönen einzelnen Stücke entspräche. Die alten assyrischen, babylonischen etc. Monarchen, erscheinen hier in so natürlicher Reihe, als man sie in einem alten Compendium finden kann, mit einer Zuversicht, als wenn ihre Zeitrechnung, Abstammung etc. völlig im Reinen wäre. Hr. *W.* weiss genau, dass Kedor Laomor des Ninyas Nachfolger war, und dass er von Persien bis in das gelobte Land herrschte; er, den Abraham mit seinen 318 Hausgenossen durch einen Ueberfall auf immer davon jagen konnte. Er erzählt die Geschichte der Juden mit unverhältnissmässiger Ausführlichkeit, lehrt uns den Samuel als *Priester* und Propheten kennen, schimpft den Saul als gottesvergessnen Fürsten, und beschreibt uns den Riesen Goliath vom Scheitel bis zu den Fussohlen; der Weberbaum ist nicht vergessen, welchen er als Spiess führte. Vielleicht weiss es noch nicht jeder unserer Leser, dass David seinem Sohne Salomo zum Tempelbau 1250 *Millionen* Thaler hinterliess; oder dass der vom Herodes im maccabäischen Pallaste zu Jerusalem aufgeführte Schauplatz 800,000 Zuschauer fassen konnte. Wie viel Menschen mochte erst der ganze Pallast fassen? Hr. *W.* glaubt die Erfahrung gemacht zu haben, und wir haben sie wie er gemacht, dass junge Leute, für welche dieses Buch vorzüglich bestimmt ist, lieber die zusammenhängende Geschichte eines Volks hören, und sie leichter behalten, als wenn man mit ihnen synchronistisch von dem einen zu dem andern überspringt; er wählt daher mit vollem Rechte den ethnographischen Vortrag, und nur die wichtigsten Völker zum Gegenstande seiner Unterhaltungen. Diese sind nach seiner Entscheidung, die Assyrer und Babylonier, Phönicier, Hebräer, Perser, *Kleinasiaten;* die Aegypter und Karthager; die Griechen, Römer und *Deutschen.* Hr. *W.* knüpft zwar bey den meisten der in diesem Theile dargestellten Völker ihre neuern Schicksale in einer sehr kurzen allgemeinen Uebersicht an; aber seine Hauptabsicht geht offenbar auf die Darstellung der ältern Geschichte vor Christi Geburt. Sollten ihm da die Nationen der Araber, Indier, Chinesen, auch wohl der sogenannten Scythen, nicht wenigstens eben so wichtig geschienen haben, als die Deutschen, deren Name jetzt erst bekannt zu werden anfängt; als die Bewohner Kleinasiens, welche nur unter der Regierung des Krösus ein Ganzes bildeten, und für die allgemeine Geschichte wichtig wurden? Dieser erste Theil fasst die Hebräer, Assyrer, Phönicier, Perser, Kleinasiater, Aegypter und Karthager. Ueber fehlerhafte Aeusserungen in einzelnen Angaben, z. B. dass der Tigris Fluss jetzt Hiddekel heisst (nur in der Bibel und bey den Juden), dass Arbela an demselben liegt, dass die jonische Stadt Ephesus mit Unrecht nach Karien gesetzt, oder ohne weiters behauptet wird, die Sprache der Karier sey rauh und *nicht geläufig* gewesen etc. finden wir keinen Beruf hier ausführlich zu seyn; aber übergehen dürfen wir nicht, was schon oben hätte bemerkt werden sollen, dass in dem ganzen Vortrage von der Geschichte der Juden, das Leben Herodes des Grossen sich sehr zum Vortheile auszeichnet.

Köln, b. Oedenkoven und Thiriart: *Der achtzehnte Brumaire, oder Darstellung der Begebenheiten, welche die Revolution dieses Tages herbeygeführt,* der geheimen Mittel, welche sie vorbereitet, der Thatsachen, welche sie begleitet haben, und der Resultate, die aus ihr hervorgehen müssen, mit Anekdoten, Urkunden u. s. w. aus dem Fanzösischen übersetzt, nebst einer *Abhandlung über die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs seit dem Frieden von Campo Formio bis zum* 18. *Brümaire.* Im IX. J. 474 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

„Die Revolution vom 18. Brumaire hat allerdings, wie die Vorrede des Uebersetzers sagt, durch den Charakter ihrer Urheber und die ganze Reihe ihrer bisherigen Folgen bewiesen, dass sie nicht in die Zahl der Episoden gehöre, deren das grosse Drama in Frankreich, Revolution genannt, schon so viele gehabt hat. Alles vereinigt sich, um die Erwartung zu erregen, dass mit dem 18. Brumaire der Grund zu einer bleibenden Ordnung der Dinge im Innern von Frankreich, zugleich aber auch zu einer dauerhaften Feststellung seiner auswärtigen Verhältnisse gelegt sey." Gewiss wird man deswegen noch in späten Zeiten gerne die Akten jenes grossen Vorgangs gesammelt finden. Diess geschieht hier in der übersetzten französischen Schrift, welche von S. 211. bis 352. die Protocolle des gesetzgebenden Corps, die Proclama-

tionen, in denen das neue Ereigniss von seiner empfehlendsten Seite dargestellt wurde, die neue Constitution und die darauf vorbereitenden und sie erläuternden Reden von Boulay von der Meurthe, welche nur im Auszug zu bekommen war, und von Garat liefert. In der Einleitung zu dieser Urkundensammlung sind noch weiter einige der interessantesten und äusserst wohl berechneten Flugschriften grösstentheils wörtlich eingerückt; Auffätze, deren ganze Anlage darthut, dass die mit Verstand und Glück gewagte Unternehmung sogleich die geistreichsten Männer lebhaft interessirte, und zu ihrer Beförderung geneigt gemacht hatte. Ausser diesen Stücken, welche immer Documente für den Geschichtforscher bleiben müssen, giebt die Einleitung eine lebhafte Uebersicht über das Beginnen und Fortschreiten der Unternehmung selbst, gleichsam von Stunde zu Stunde. Trotz der bedenklichsten und gefährlichsten Machinationen der Gegner, und trotz der unstäten, furchtsamen Unthätigkeit und der egoistischen oder an Formalitäten klebenden Nebenrücksichten der Meisten, welche unmittelbar dafür zu wirken Ursache gehabt hätten, gelang der gewünschte Erfolg offenbar nur durch die Geistesgegenwart dessen, welcher in der Folge an der Spitze des Ganzen stehen blieb. Selbst die Freunde des Plans, besonders im Rathe der Fünfhundert, erscheinen in den Momenten der Entscheidung, unentschlossen und gar schnell vom Ziel abgerückt. Im Rath der Alten zeichnet sich *Cornudet's* Besonnenheit aus, selbst in dem Augenblicke, wo Bonaparte einige Worte zu viel gesprochen zu haben scheint. Ohne Zweifel werden die meisten Leser mit uns wünschen, von *Sieyes*, vor, mitten in und nach der Krise mehr bestimmtes zu erfahren. Der französische Vf. berührt ihn kaum. In der Schilderung des durch den 18. Brumaire mit einem Hauch zerstiebten Directoriums oder Pentarchats, bis zu dem wichtigen Spazierritt aus dem Luxenburg in die Tuillerien ist er nur einmal, mit Achtung, aber ohne ihn zu charakterisiren, genannt. In dieser Schilderung hingegen wird die verächtliche Unfähigkeit eines *Moulins* und *Gohier*, die Raubsucht und Sittenlosigkeit von *Rewbell* und *Barras* sehr laut ausgezeichnet. Von *Treilhard* und *Merlin* sey keine der Rechtschaffenheit oder den guten Sitten entgegenlaufende Handlung zu erweisen. Eben diess wird auch von *Lareveillere* gesagt, mit der Ausnahme, dass Hang zu einer Secte ihn zur Verfolgung der andern gereizt habe. Was der Vf. hier von der Nothwendigkeit der Volksreligion einmischt, ist eine zu wenig überdachte Verwechslung dessen; was von Dienern der Religion (der Menschenbildung zu religiöser Rechtschaffenheit und sittlicher Veredlung) gilt, mit dem, was man von einer Priesterschaft wenigstens dort nie wieder sollte geltend machen wollen, wo die schmerzhafte Operation, das faule Fleisch wegzuschneiden, grösstentheils vorüber war, und nur die Sorge für eine gesunde Restauration um so nothwendiger wäre! Doch gehören solche Stellen bloss zu den Nebengedanken. Dem ausgearteten Directorium gegenüber wird der Jakobinismus aufgestellt, wie er das Haupt der Hydra wieder mächtig erhob. Zwischen diese beide Uebel und ihre unübersehbar schrecklichen und herab würdigenden, damals theils vorhandenen, theils alle nächst drohenden, Wirkungen trat der 18. Brumaire, welcher sich bis jetzt nur ein Jahr lang, und doch bereits auf so vielfache Weise legitimirt hat. Unpartheyischer würde die Darstellung des französischen Vfs. erscheinen, wenn auch auf die ersten, bessern Zeiten der Directorialregierung ein Blick geworfen, und wenn dagegen ebenfalls von den Männern am Platz, welche zwar nicht Theilnehmer der grossen Ausartung geworden sind, aber bey weitem nicht Energie genug, um sie frühzeitig zu hemmen, bewiesen haben, ein für die Zukunft warnendes Wort gesprochen worden wäre. — Die von dem Uebersetzer *P. C. R.* hinzugekommene Abhandlung über die äusseren Verhältnisse Frankreichs vor dem 18. Brumaire ist nicht bloss eine nöthige Ergänzung der französischen Schrift, sondern auch an sich betrachtet, sehr lesenswerth. Der Vf. zeigt, dass er die Politik eben so gut in ihrer Anwendung auf die gegenwärtigen vielseitigen Verhältnisse der Staaten, als nach ihren philosophischen Grundbegriffen, kennt. Sein Untersuchungsgeist verfolgt, mit behutsamer Sorgfalt für die Wahrheit der Thatsachen und sichtbarer Entfernung von Uebertreibung und Declamation, ernst und unpartheyisch seinen Weg; die Resultate gibt er in einer männlich starken Sprache und lebhaften Darstellung. Man kann in Wahrheit sagen, dass sein Aufsatz selbst von dem Geiste der jetzigen Regierung Frankreichs durchdrungen ist. Sein interessantes Gemälde des gegenwärtigen Zustands der Dinge endigt mit einigen stark markirten Pinselstrichen über das noch leere Feld der Zukunft, dessen Ausfüllung man von jedem der kommenden Tage erwartet. „Wie „gross würden die Folgen seyn, wenn Russland, dem „die Ausdehnung seiner Schiffahrt nach Osten und „Westen so wichtig ist; wenn Oesterreich, welches „durch seine neuen Tractate mit Frankreich Sitz und „Stimme im Rathe der seefahrenden Mächte erlangt „hat; wenn die übrigen Handelsstaaten Europa's sich „mit Frankreich dahin vereinigen wollten, um Aegypten als eine allgemeine europäische Colonie, so wie „den ostindischen Handel als ein allgemeines europäisches Nationalgut zu betrachten... Alsdann würde „aus dem Kampfe für und wider Bürgerrechte die Behauptung eines wichtigen Theils der Nationenrechte hervorgegangen seyn, und man könnte mit Wahrheit sagen, dass mit Frankreich auch die übrigen Nationen Europa's durch ihre in einem achtjährigen „Revolutionskriege erlittenen Drangsale ein reelles „Gut erkauft, und einen grossen Schritt vorwärts zur „Erreichung des einzigen vernünftigen Zwecks aller „Kriege, nämlich zu Realisirung des Ideals vom ewigen Frieden, gemacht habe.“ Wir wünschten, dass der Vf. über die Ausführbarkeit dieser grossen Vorschläge noch einige Winke gegeben hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Januar 1801.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Philosophie der Ehe. Ein Beytrag zur Philosophie des Lebens für beide Geschlechter.* 1800. XVI u. 272 S. 8. (gGr.)

Dieses Buch verdient, wegen seines gedankenreichen Inhalts und Verstand und Herz befriedigenden Vortrags, Auszeichnung. Es besteht aus 16 Betrachtungen: 1) Die Ehe in fünffacher Hinsicht erwogen (in physischer, ethischer, juridischer, politischer und kosmopolitischer). 2) Was ist der Zweck der Ehe? 3) Warum misglücken so viele Heirathen aus Liebe? Ein Brief. 4) Ist es Pflicht sich zu verehlichen? 5) Könnten die Weiber nicht auch auf die Heirath gehen? 6) Ist der Mann Herr seiner Frau? 7) Ueber die äussern Zeichen der ehelichen Gemeinschaft. 8) Ueber die Galanterien der verheiratheten Weiber. 9) Ueber das verschiedene Benehmen der Weiber gegen die Männer als Liebhaber und Gatten. 10) Ueber Weiblichkeiten, in Beziehung auf das eheliche Verhältniss, nebst einem Anhange. 11) Ueber die Schmeicheleyen der Männer gegen die Weiber, in Beziehung auf das eheliche Verhältniss. 12) Ueber Misheirathen. 13) Ueber Eheverbote. 14) Ueber Beförderung der Ehen durch den Staat. 15) Ueber Ehescheidungen. 16) Ueber häusliches Leben und häusliches Glück. Die zwey ersten Betrachtungen enthalten die die Ehe betreffenden Grundsätze; die übrigen beschäftigen sich mit Folgerungen aus denselben, mit Beantwortungen von durch die Erfahrung in die Hand gegebenen Aufgaben und Fragen, nach Maasgabe jener Grundsätze, und mit Räsonnements über Gegenstände, die mit der Ehe in näherer oder entfernterer Verbindung stehen. Da die Ordnung und Zusammenstellung der Materien grösstentheils mehr willkürlich, als durch das Vorhergehende begründet, ist: so liefert diese Schrift zwar kein eigentliches System philosophischer Erkenntnisse von der Ehe; aber doch gewiss einen sehr schätzbaren, und selbst die Summe der Gegenstände erschöpfenden Beytrag, voll feiner und treffender Bemerkungen zu dieser speciellen Philosophie. Doch haben uns die drey ersten Aufsätze weniger genügt, als alle übrigen, unter welchen sich Nr. 7. 10. 12 und 13. noch besonders auszeichnen. Indem wir also diese Schrift im Ganzen als eine sehr nützliche, lehrreiche und unterhaltende Lectüre empfehlen, fügen wir hier nur noch folgende Erinnerungen, zur nähern Prüfung des ungenannten Vfs., hinzu. Wenn wechselseitige *Liebe* und *Achtung* zur Bedingung der einzugehenden Eheverbindung gemacht wird: so sind doch jene beiden Gesinnungsarten zu veränderlich und zu sehr von veränderlichen persönlichen Eigenschaften abhängig, als dass sie einen immer festen und sichern Grund abgeben könnten. Liebe und Achtung können noch kommen, wenn sie nicht schon vorhanden waren, und wenn sie da sind, wieder verschwinden. Liebe und Achtung sind auch nicht nothwendig immer verbunden, beide können sich noch in der Folge zu einander gesellen und wieder trennen. Ich kann also wohl sagen, eine Ehe, in welcher die Gatten sich wechselseitig lieben und achten, ist gut und wohlgerathen; aber nicht, dass das Daseyn dieser Empfindung in den Gemüthern zweyer Personen von beiderley Geschlecht die unerlassliche Bedingung jedes einzugehenden Ehevertrags sey; noch weniger aber, dass ein Weib, welches sich *ohne Liebe* hingebe, sich selbst den verworfenen Creaturen, die mit ihrem Körper wuchern, gleich stelle; da diese Hingebung das Gesetz für sich hat, und der bloss physische Genuss, auch ohne jene höhere Liebe, die der Vf. fodert, und die wahrscheinlich in dem Genusse, die das Anschauen aller guten und schönen Eigenschaften des Geistes und Körpers des Geliebten gewährt, bestehen soll, durch die Ehe rechtmäsig wird. Ein wenig drakonisch wird S. 22. behauptet, dass Nothzucht, wo nicht mit Beraubung des Lebens überhaupt, doch des Lebens als Mann, d. i. mit Entmannung, bestraft werden müsse; der Grund fehlt. Wenn die Sentenz: *per quod quis peccat* etc. hier Anwendung finden sollte: so müsste jeder Dieb die Hand verlieren. *Zweck* der Ehe ist dem Vf. die Beförderung des physischen und moralischen Wohlseyns der Gatten. Allein diesen Zweck, der zugleich Pflicht ist, haben alle Menschen, wechselseitig, mit einander, auch ausser der Ehe, gemein, und er enthält das besondere Merkmal nicht, das den Ehevertrag als solchen charakterisirt. Der Zweck der Ehe muss durch den Begriff der Ehe bestimmt werden, in wiefern in diesem Begriffe der Grund der Wirklichkeit der Ehe enthalten ist. Man erhält aber den Begriff von der Ehe nicht, wenn man sie für einen Vertrag oder eine Verbindung zweyer Personen beiderley Geschlechts, zur wechselseitigen Beförderung ihres physischen und moralischen Wohlseyns ausgiebt. Da sich aus diesem Zwecke, wegen des Mangels des charakteristischen Merkmals der Ehe, nicht alle Bestimmungen derselben ergeben: so sah sich der Vf. genöthigt, den von *Wolf* angegebenen Zweck, die Fortpflanzung der Menschengattung, als nächsten Zweck, zu Hülfe zu nehmen; obgleich er bekennt, dass zur Erreichung dieses Zwecks die Ehe nicht unumgänglich nöthig sey. Allein diese Fortpflanzung ist auch nicht

fowohl Zweck der Ehe, als Zweck der Natur im Gefchlechtstriebe der Menfchen: fo wie Fortpflanzung der Gattung der Naturzweck im Gefchlechtstriebe aller lebendigen Gefchöpfe überhaupt ift; und Ehen können doch beftehen, wenn auch diefer Zweck der Natur nicht erreicht würde, oder die Ehegatten bey ihrer Vereinigung fich deffelben nicht bewufst wären. Aus diefem Grunde hat uns auch die auf diefen nächften Zweck, in Verbindung mit jenem entferntern und allgemeinen Zwecke, gegründete Beantwortung der Frage: ob der Beyfchlaf *ohne Zweck* in der Ehe erlaubt fey, nicht genügt. Ernft konnte es dem Vf. doch wohl nicht feyn, wenn er es in einer Anmerkung nicht für unmöglich hält, dafs, fo wie ein blofser Kufs, ja nur ein blofses Anfchauen die Wirkungen des finnlichen Gefchlechtsgenuffes hervorzubringen vermöge, auch ein mit dem höchften Grade von Zartheit und Feinheit der Empfindung ausgeftattetes weibliches Subject, wenn es von einem männlichen Subjecte aus einem entfernten Weltkörper mit innigem Wohlgefallen angefchauet würde, und diefes männliche Subject, bey aller Reinheit und Unfchuld des Herzens eben fo anfchauete, durch diefes blofse wechfelfeitige Anfchauen, ohne fonftige irdifche Vereinigung mit ihm, befruchtet werden könne. Was auch der Vf. nach feiner Theorie für Gründe vorbringen mag, um den Satz zu behaupten, dafs der Beyfchlaf in der Ehe nicht *Pflicht* genannt, und der denfelben verweigernde Ehegatte nicht durch Zwangsmittel dazu angehalten werden könne: fo ift doch das, was der eine Theil der Contrahenten zu fodern berechtigt ift, der andere Theil zu leiften verpflichtet, und diefer kann zur Leiftung gezwungen werden, wenn man nur nicht unter diefem Zwang einen durch phyfifche Gewaltthätigkeit verfteht, der freylich eine *ekelhafte Barbarey* wäre, wie der Vf. den Zwang zum Beyfchlaf überhaupt nennt. Auch die Androhung der Trennung der Ehe und des Verluftes der Rechte, die aus der Ehe entfpringen, ift ein Zwang; und es kann wohl Fälle geben, wo ein Gatte dem andern den Beyfchlaf verweigert, ohne die Abficht zu haben, fich von ihm zu trennen; in folchen Fällen möchte alfo diefer Zwang nicht ohne Wirkung bleiben. Dafs der Ehevertrag ein *Liebesvertrag*, und die Pflicht in der Ehe eine *Liebespflicht* ift, ändert die Sache in rechtlicher und politifcher Hinficht nicht. Der Grund des Ehevertrags ift das wechfelfeitige durch den Staat fanctionirte Verfprechen; und nur der Ehegatte ift unter beiden der verächtliche, der, ohne alle Rückficht auf Gründe der Sittlichkeit und Rechtlichkeit, feinem liebenden Gatten die Erfüllung diefes Verfprechens darum verweigert, weil er das finnliche Intereffe nicht mehr für ihn hat. Wenn das Verfprechen von beiden Seiten frey war: fo mufs jeder daffelbe halten, wenn es auch in der Folge mit Aufopferung gefchehen follte; denn die Vernunft befiehlt, ein freywillig gegebenes Verfprechen zu halten; es wäre denn, dafs die Natur felbft die Erfüllung der Pflicht unmöglich machte, und alfo der Fall einträte, wo der Verweigernde fagen könnte: *ultra poſſe nemo obligatur.*

Leipzig, b. Hilfcher: *Vorbereitung zur weitern Erkenntnifs des allgemeinen Staatsrechts.* Für Jünglinge, die fich den Studien widmen. 180 242 S. 8. (18 gr.)

Einen fchlimmern Mentor könnten fich wohl nicht die Jünglinge zum Führer in dem allgemeinen Staatsrechte wählen, als diefen. In der Mitte diefes Jahrhunderts hätte er vielleicht noch einige Dienfte leiften können, jetzt aber wird fein unerträglich langweiliges, altväterifches Gewäfch wohl nirgends, einen auch nur halbgutwilligen, Hörer finden. Die Begründung des Staatsrechts (*fi Diis placet!*) fängt er mit der Bemerkung an, dafs die menfchliche Natur aus weifen Abfichten des Schöpfers fo eingerichtet fey, dafs der Menfch ohne Hülfe und Beyftand anderer Menfchen, nie zu feiner Beftimmung gelangen könne, und dafs daher mit unzubezweifelnder Gewifsheit folge, „dafs der Menfch zu einem gefellfchaftlichen Leben und zu wechfelfeitigen Dienftleiftungen erfchaffen worden fey?" Hierauf wird fehr rührend „der allererfte Stand menfchlicher Gefellfchaft, der Familienftand," befchrieben, welcher mit der Ehe anfängt, „den die wechfelfeitige ftarke Neigung beider Gefchlechter gegen einander" hervorgebracht hat. „Als Hausherr befiehlt der Menfch feinen Knechten mit abfoluter Gewalt, doch fo, dafs „die Gefundheit und das Leben der Knechte keine „Gefahr dabey läuft, und fieht dabey mehr auf feinen „eigenen, als auf der Knechte ihren Nutzen; feinen „Kindern befiehlt er als Vater mit Geduld und Liebe, „nicht fowohl um feines, fondern vornehmlich um „der Kinder ihres Nutzens willen; und da *die Eheleute* nach den natürlichen Gefetzen, *gleiche Rechte* „haben, doch dergeftalt, dafs fie, ihres eigenen Nutzens wegen verpflichtet find, der beffern Einficht, „es mag fie nun der Mann oder die Frau befitzen, „bey ftreitigen Vorfällen bereitwillige Folge zu leiften, „fo befiehlt er feiner Gattin mit liebreicher Vorfichtigkeit, ohne dabey die natürliche Gleichheit zu verletzen: fo wie etwa der hohe Rath in einer Republik „den Bürgern des Staats befiehlt, die da berechtigt „find, bey wichtigen Vorfällen im Staate, ihr Gutachten ohne alles Bedenken zu eröffnen. — Ein „Hauswefen ift alfo eine Gefellfchaft, die mit vereinigten Kräften an einem gemeinfchaftlichen Zweck, „an dem Wohlergehen des Hauswefens arbeitet." Weil aber der „habfüchtige und unerfättliche menfchliche Wille nur allzu gerne fammelt, wo er nicht gefäet," fo vereinigten fich, „aller Vermuthung nach," mehrere Familien; weil aber diefe Vereinigung allein fie nicht ficherte: „fo ift ihnen weiter nichts mehr „übrig geblieben, als ihren fämmtlichen Willen, einer einzigen phyfikalifchen und moralifchen Perfon „dergeftalt zu übergeben, dafs der Wille diefer Perfon oder Verfammlung, der Wille aller hat feyn, „und folglich von allen hat befolgt werden müffen." So entfteht denn ein Staat, oder, wie der Vf. immer fagt, ein *weltliches Reich.* Diefe weltlichen Reiche haben, wie hier gezeigt wird, die vortrefflichften und nützlichften Folgen hervorgebracht, welches dem Vf. die Gelegenheit giebt, feinem geliebten Vaterlan-

le, Kursachsen, ein dreyfaches Heil zuzurufen, und für dessen Landesvater zu beten. — „Der *Zweck* der „weltlichen Reiche S. 12. ist, nach den Absichten „Gottes, die Vergewisserung des menschlichen Wohl„ergehens." Daher sind denn auch die Staaten kein blosses Menschenwerk, sondern sind in dem göttlichen Willen gegründet, welches klärlich S. 13. bewiesen wird: „Die Bestimmung des Menschen, wor„auf alle ihr Dichten und Trachten mit höchsten „Rechte gerichtet ist, ist ihr Wohlergehen. Da nun „aber diese Bestimmung, durch die im Stande der „natürlichen Freyheit höchst ungewisse Leistung der „wechselseitigen Hülfe und Sicherheit, nie erlangt, „und diese Ungewissheit durch das einzige Mittel, die „Errichtung weltlicher Reiche nur gehoben werden „kann: so müssen die weltlichen Reiche ihren Grund „in den göttlichen natürlichen Gesetzen haben u. s. w."

Der Geist dieses Products ist durch unsere Relation, die nur aus den ersten 16 Seiten genommen ist, hinreichend charakterisirt, und wir dürfen nur noch hinzusetzen, dass es bis an das Ende überall sich selbst getreu ist.

Gotha, b. Perthes: *Seelenlehre für die Jugend, nach den Grundsätzen der Kantischen Philosophie, in dialogischer Form. Zum Gebrauch für die höhern Classen in Gymnasien und Schulen. Nebst einem Anhange für Leser, die sich bloss von dem unterrichten wollen, was die kritische Philosophie lehrt.* Von Dr. *Joh. Friedr. Ernst Kirsten*, der philosoph. Fac. Adjunct und Vorsteher eines Erziehungs-Instituts zu Jena. 1800. 16 Bog. 8. (12 gr.)

Jünglinge in den höhern Classen auf Gymnasien und Schulen mit den Vermögen und Kräften des menschlichen Gemüths, zum Behuf ihrer Universitätsstudien zum voraus bekannt zu machen, ist allerdings so nöthig und nützlich, als eine zu gleichem Behufe noch in den wenigsten, selbst gut eingerichteten Gymnasien eingeführte kurze systematische Uebersicht aller Wissenschaften, die auf Universitäten gelehrt werden. Zum Schulunterricht ist aber das gegenwärtige Buch, wegen seiner dialogischen Form für den Lehrer unbequem, weil er es, um die Sachen im Zusammenhange vorzutragen, von jener Form erst entkleiden muss; und noch mehr Schwierigkeit, Unterbrechung und Aufenthalt würde erfolgen, wenn der Lehrer seine Schüler, die natürlich das Buch nicht vor Augen haben dürften, nach Anleitung und Vorschrift desselben, gesprächsweise unterrichten wollte. Dass die dialogische Form in Lehrbüchern zur Erreichung grösserer Deutlichkeit beytrage, ist ein blosses Vorurtheil, das noch viele hegen. Den Nutzen derselben bey dem mündlichen Unterrichte in Schulen kennen wir sehr wohl; allein dazu bedarf es keiner Lehrbücher in dieser Form; diese muss vielmehr dem Lehrer selbst, um sich ihrer da, wo er es für nöthig findet, zu bedienen, überlassen bleiben. Brauchbarer könnte jedoch dieses Buch zur eigenen Lectüre für die auf dem Titel angezeigte Classe und für andere Leser seyn, die sich mit der Psychologie bekannt machen wollen, denen es in der Vorrede ebenfalls ausdrücklich bestimmt ist. Der Vortrag ist auch hierzu deutlich und fasslich, und der Dialog, wenn auch nicht im strengen Verstande sokratisch, doch grösstentheils leicht und natürlich geführt. Allein in Ansehung des Inhalts möchte Vieles einer Verbesserung bedürfen. Wir können hier den Vf. nur auf Einiges aufmerksam machen, und überlassen das Uebrige seiner eigenen Revision. Das *Wissen* (Erkennen) bezieht sich nicht bloss (S. 8.) auf sinnliche Wahrnehmung; da es auch ein Wissen oder Erkennen giebt, das von aller sinnlichen Wahrnehmung unabhängig ist; und es ist nicht richtig, dass sich nur die Sachen, die wir durch die Sinne wahrnehmen könnten, erkennen liessen, und was sich nicht durch die Sinne *erkennen* (wahrnehmen) lasse, entweder gar nichts oder etwas *bloss* Denkbares sey. Der Unterschied zwischen blossem Denken und Erkennen, oder dem Erkennbaren und bloss Denkbaren, müsste daher bestimmter und deutlicher auseinandergesetzt, und danach der ganze Verfolg des Dialogs abgeändert werden. Um den Begriff des *Denkens* zu erklären, geht der Vf. von der Redensart aus: *er sitzt in Gedanken*, und meynt, man brauche sie von einem Menschen, der nicht höre und sehe, was um ihn her vorgehe, und von einem solchen Menschen könne man sagen: *er denkt*. Das Resultat des Gesprächs über diesen Gegenstand ist: bey dem Denken beschäftige man sich mit Dingen, die nicht sinnlich vorhanden wären. Gegenwärtige sinnliche Gegenstände würden also nicht gedacht? Sehr kurz und unbefriedigend ist die Lehre von dem Begehrungsvermögen und der Einbildungskraft abgefertigt. Das *Begehren* geht (nach S. 22.) auf die Befriedigung eines sinnlichen, das *Wollen* hingegen auf die Befriedigung eines geistigen Bedürfnisses. Die Einbildungskraft ist (S. 63.) ein Vermögen der Seele, zu gegebenen Begriffen Zeichen zu finden. Die Lehre von der Sinnlichkeit und den Anschauungen ist weder deutlich, noch genau und ausführlich genug abgehandelt. Besser die Lehre von dem Verstande, doch auch in Ansehung aller Operationen desselben nicht völlig erschöpft. Von den einfachen Begriffen heisst es (S. 55.), dass bey ihnen *nur die Sprache zu schwach sey*, die einzelnen Merkmale, *die sie enthielten*, zu zergliedern und von einander abzusondern. Unrichtig ist es, dass in jedem Urtheile nur *Begriffe* verbunden würden, und die ganze Handlungsweise der Urtheilskraft darin bestehe, dass sie einen *höhern* Begriff als Regel annehme, und den *niedern* Begriff unter diese Regel, unter den höhern Begriff, stelle. Der Vf. scheint sich hier in die Lehre von den Schlüssen verirrt zu haben. Auch könnte die Vorstellung vom Raume, dass nämlich die Gegenstände die Form des Raumes durch uns selbst eben so annähmen, als die Bleykugel ihre Form durch die Kugelform, auf den seltsamen Gedanken führen, dass alle begränzten materialen Objecte ihre Gränzen allererst durch unser eigenes Anschauungsvermögen erhielten. Diesem besorglichen Missverstande hätte durch die Aufstellung des Unterschiedes zwischen reiner und empirischer Anschauung und des reinen und empirischen Raumes leicht begegnet werden [illegible] der auf dem Titel

bemerkte Anhang, enthält auf 21. S. wieder die Lehren von der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft, in einem sehr mangelhaften Abriss. Die Kritik der ästhetischen und teleologischen Urtheils-Kraft ist ganz übergangen.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hamburg, b. Bohn: *Chrestomathia Philoniana* sive loci illustres e Philone Alexandrino decerpti et cum animadv. editi a *Jo. Christ. Guil. Dahl*, LL. AA. M. et Philos. D. in Acad. Rostochiensi. 1800. 310 S. 8.

Allerdings verdienen Philo's Schriften, als Mittel, das Zeitalter des Urchristenthums von einigen eigenthümlichen Seiten sich zu vergegenwärtigen, eben so sehr als Josephus, dass durch ausgehobene Proben mehrere theologische Leser für dieselben angelockt und vorbereitet werden. In dieser Absicht erscheint diese, auch zu Vorlesungen für theologische Philologie auf Gymnasien und Universitäten empfehlenswerthe, Auswahl philonischer Stellen; ein würdiges Seitenstück zu Hn. *Trendelenburgs Chrestomathia Flaviana* (Leipz. 1789.) und zu der in der nämlichen Absicht brauchbaren *Henkeschen Ausgabe von Josephus's Selbstbiographie (de Vita sua.* Braunschw. 1786). Die historischen Aufsätze *lib. adv. Flaccum und de legatione ad Cajum* wünscht Hr. D. als zweyten Theil der Chrestomathie lieber ganz zu ediren, als in Bruchstücken, und nimmt deswegen hier keine Auszüge aus ihnen. In der That wird auch diese Bemühung nützlich seyn. Der zweyte Theil, als historischen, leichtern Inhalts, möchte alsdann als Vorbereitung des Lesers auf die hier gelieferten, zum Theil schwerern, Stücke zu benutzen seyn. Die Auswahl der letzten ist indess, da jene Fortsetzung dieser Chrestomathie noch von äussern Umständen abhängt, sehr zweckmässig. Durch Auszüge nämlich *über die Kenntniss Gottes aus der Natur, die Schöpfung, die Vorzüge des Menschen und der Thiere, den Sündenfall, die Fluth, die Sprachenverwirrung, das Leben Abrahams, Joseph's, Mose's, die Vortrefflichkeit der mosaischen Gesetzgebung, den Anthropomorphismus in der Lehre von Gott, die Reinheit des Gemüths bey der Gottesverehrung, wahren und falschen Propheten, Essäer, Therapeuten, ägyptische Eigenheiten und Entstehung der alexandrinischen Version;* nebst einem kleinen Anhang *über den Adel der Menschheit, die Jahrberechnung der Hebräer und ein angeblich Sokratisches und Hippokratisches Fragment* — wie sie der Herausg. hier mittheilt — werden theils die eigenen Ansichten des Philo und mancher seines Gleichen, theils die Anwendbarkeit seiner Werke nach Sach- und Sprachkenntnissen für die Erklärung des N. Ts. vieler Kirchenväter, Apokryphen u. s. f. sehr anschaulich gemacht. Den Text nahm Hr. D. aus der Mangeyschen Ausgabe mit der lobenswürdigen Sorgfalt, die Frankfurter von 1691 zu vergleichen, weil *M.* bisweilen nur Lesearten oder gar Conjecturen allzu schnell und ohne Anzeige aufgenommen hat. Auch die Pfeifferische (leider noch nicht vollendete) Ausgabe ist verglichen worden. Die den Text bald kritisch, bald exegetisch betreffenden Noten bewei[sen] Aufmerksamkeit und zweckmässigen Fleiss. We[it]läuftige literarische Nachweisungen sind nicht h[äu]fig, und würden wohl besser ganz wegbleiben, in[so]fern sie in die Exegese der Bibel gehören. Das [ei]gene Studium des Philo würde der Herausge[ber] dagegen durch ganz kurze Nachweisungen, wo die oder jene Stelle im N. u. A. Testament u. s. f. Lic[ht] gebe, sehr beleben können, wenn bloss d[ur]ch ein *cf.* oder anderes ganz kurzes Zeichen darauf h[in]gewiesen, und dem Leser selbst die Freude gelass[en] würde, den Fingerzeig zu verfolgen und sich [da]durch zu üben. Bey den zwey für die Fortsetzu[ng] vorbehaltenen Aufsätzen werden dem Herausgeb[er] als Kenner des alten und neuen Testaments so vi[el] Parallelen dieser Art auffallen, dass Ersparung de[s] Raums in den Zeichen der Nachweisungen sehr z[u] empfehlen bleibt. Noch einige einzelne Bemerkungen. S. 6—9. geben mehrere Philonische Hauptstellen über den *Logos*. Zur vollen Einsicht aber in die Vorstellungsart dieses Theolepten, oder Philosophen nach dem innern Licht, wäre eine Unterscheidung der Stufen nöthig, in wiefern er den Logos oft bloss als eine Kraft in Gott angesehen habe, dann als eine personificirte Kraft, endlich als das erste aus der Gottheit vor allen Geschöpfen hervorgetretene Kraftwesen (ὁ πρεσβυτερος των γενεσιν ειληΦοτων *de migra. Abrah* p. 437.), welches nun das Ideal alles dessen was da wurde, aus Gott in sich hatte, und aller andern geistigen Kraftwesen oder λογοι Oberhaupt war. Mehrere Data hierüber geben die Memorabilien von D. *Paulus* VIII. St. S. 126 u. f. *Pascha* durch ὑπερβασις und διαβατηρια, Auszug, zu übersetzen, haben Philo und Josephus sehr recht (S. 288.); das arabische فسح عن bedeutet *divertit a* . . . Eines von den vielen Beyspielen, dass das hebräische *Samech* nicht sicher mit dem arabischen سن, vielmehr zunächst mit شق zu vergleichen ist. — Die Redensart S. 287. δευτεραν εχων ταξιν und die darauf folgende Erklärung wird sehr gut gebraucht werden können, wenn in alexandrinisch gelehrten Kirchenschriftstellern der Sohn als εν δευτερα, der Geist εν τη τριτη ταξει verehrt vorkommt. — Man versteht die δυναμεις des N. Ts. gewöhnlich *bloss* von Wunderthaten, ungeachtet der Sprachbeweis für diese Einschränkung der Bedeutung fehlt, und vielmehr *Kraftäusserungen aller Art*, *Energie im Lehren und Handeln*, als etwas von Lehren und Handeln gar wohl unterscheidbares dadurch angedeutet wird. In diesem Sinn gebraucht Philo den der Alexandrinischen Version fremden Plural, z. B. S. 213. wenn er behauptet, dass die Nachäffung falscher Propheten gegen die wahren nicht allzu lange sich verstecken könne. Die Sonne strahle nach den Eklipsen nur desto heller hervor. Eben so der wahre Prophet: της Φυσεως, όποταν καιρος ῃ, το ιδιον καλλος αναΦαινουσης ἀηττητοις δυναμεσιν, d. h. in unübertrefflichen Kraftäusserungen. Φυσις ist hier die wahre prophetische Natur, im Gegensatz gegen den durch Kunst (Stratageme) angenommenen Schein.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 12. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

London, b. Elmsly: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1797. Part. I.* 218 und 26 S. *Part. II.* 219 — 541 S. gr. 4. (8 Rthlr. 8 gr.)

Die in diesem Jahrgang enthaltenen Abhandlungen lassen sich eintheilen in mathematische, astronomische, physische, chemische, naturhistorische, und medicinisch-physiologische. Reinmathematische Abhandlungen kommen nicht vor, aber ein paar, die zu der angewandten Mathematik gehören. Dahin können wir zuförderst die Abhandlung des Grafen *Rumford* rechnen, welche Versuche enthält, die Kraft des entzündeten Schiesspulvers zu bestimmen. Da diese wichtigen, aber gefährlichen, Versuche in Deutschland, wo sie grösstentheils gemacht wurden, bereits zum Theil bekannt sind: so begnügt sich Rec., nur die vornehmsten Beobachtungen und Resultate derselben auszuheben. Robins, dem die Geschützkunst so vieles zu danken hat, schätzte die Kraft des elastischen Fluidums, das sich bey der Verbrennung des Schiesspulvers entwickelt, auf 1000 mal grösser, als den mittlern Druck der Atmosphäre; Daniel Bernoulli auf nicht weniger als 10000 mal; und unser Vf. gaben seine mit der grössten Sorgfalt angestellten Versuche diese Kraft des Schiesspulvers wenigstens 50000 mal grösser, als jenen mittleren Druck der Atmosphäre. Diess Resultat gründet sich hauptsächlich auf einen äusserst merkwürdigen zu München angestellten Versuch, wobey eine aus dem besten gehämmerten Eisen verfertigte Röhre, deren Metall ¾ Englischen Zoll dick war, während der innere Durchmesser der Röhre im Lichten nur ¼ Zoll, und die innere Länge der Röhre 2, 25 Zoll hielt, durch die geringe Quantität Pulver, womit sie gänzlich angefüllt werden konnte, das wenig mehr als $\frac{1}{10}$ Cubikzoll Raum einnahm, also nicht so viel war, als man zur Ladung eines kleinen Sackpistols braucht, und nicht der 10te Theil von der Ladung einer gewöhnlichen Flinte, ihrer ungeheuren Stärke ungeachtet, mit einem ungemeinen Knall in zwey Theile zersprengt, und diese in verschiedenen Richtungen auseinander geschleudert wurden. Nach Versuchen, die der Vf. an Stücken Eisen von eben dieser zersprungenen Röhre anstellte, wurde eine Kraft von 63173 Pfund erfodert, um einen Quadrat-Zoll eines solchen Eisens zu zerreissen, mithin, da die zersprungene Röhre in ihrem Bruch 6½ Quadratzoll gross war, würde, sie zu zerreissen, ein Gewicht von 410624 Pfunden erfoderlich gewesen seyn, und die nämliche Wirkung brachten nicht völlig 26 Gran vollkommen genau eingeschlossenen Pulvers hervor! Rechnet man nun den mittlern Druck der Atmosphäre auf einen Quadratzoll auf 15 Pfunde, und bemerkt man, dass der Druck zu Zerreissung der Röhre auf keine grössere Fläche gerechnet werden kann, als der verticale Durchschnitt der Röhre im Lichten war, der nach Abzug des Raums, den die ledernen Stöpsel einnahmen, nur ½ Quadratzoll betrug: so hätte mithin die Atmosphäre auf diese Fläche nur mit einem Gewicht von 7½ Pfund wirken können; mithin war die Kraft des Schiesspulvers 54750 mal grösser, als dieser mittlere Druck der Atmosphäre. Und doch war nach sonstigen Beobachtungen des Vf. wohl schwerlich schon alles Pulver entzündet. Es wurde nun noch weiter eine ganze Reihe von interessanten Versuchen, unter der unmittelbaren Leitung des Vfs., von den Hn. *Reichenbach* und Grafen *Spreti*, hauptsächlich in der Absicht angestellt, um auch in dem Fall, wenn die Röhre nicht ganz mit Pulver gefüllt war, mithin das elastische Fluidum eine verschiedene Dichtigkeit hatte, das Verhältniss seiner Elasticität zu seiner Dichtigkeit, und die Kraft, deren es bey verschiedenen, besonders aber bey der möglich grössten Dichtigkeit fähig wäre, zu bestimmen. Die Resultate dieser Versuche sind in einer sehr bequem eingerichteten Tafel angegeben, können aber hier nicht weiter erzählt werden. Aus denselben fand der Vf. dass, wenn die Dichtigkeit x, und die Elasticität y heisst, ihr Verhältniss zu einander durch die Gleichung ausgedrückt werden kann: $x^{1+0,0004x} = y$, und zeigt so wohl durch Berechnung, als eine nach dieser Formel entworfene Figur die Uebereinstimmung derselben mit der Erfahrung. (Nur freylich sind alle diese Versuche im Grund immer noch mit einer sehr kleinen Quantität Pulver von 1 bis 18 Gran angestellt worden, und es wäre immer noch höchst interessant, so weit es die ungeheure Kraft des Pulvers verstattet, ähnliche Versuche über grössere Quantitäten Pulvers anzustellen.) Eine Menge merkwürdiger Beobachtungen und sinnreicher Versuche, die der Vf. noch weiter anstellte, und Anwendungen auf die Feuergewehre, müssen wir übergehen, und bemerken nur noch die auffallende Erscheinung, die sich dem Vf. darbot, wenn der elastische Dampf durch ein hinreichend starkes Gewicht in der Röhre völlig eingeschlossen gehalten wurde. Wenige Minuten nach der Explosion nämlich hatte er beynahe alle seine Kraft verloren, und war in einen *dichten Körper*, so hart als ein Stein, ver-

verwandelt, der sich am Innern der Röhre angesetzt hatte. Die ausserordentliche Gewalt des Pulvers endlich leitet der Vf. hauptsächlich von dem Dampf des Wassers her, das theils in dem Salpeter als Crystallisationswasser enthalten ist, theils von der Kohle aus der Luft eingesogen wird, und glaubt, man könne die Kanonen als eine Art Dampfmaschinen von besonderer Einrichtung betrachten. Unter die Classe der angewandten Mathematik kann auch gerechnet werden eine Abhandlung von B. *Vulliamy* über die Mittel, die bey einem sehr tiefen Brunnen, aus dessen Quelle anfänglich eine grosse Menge Sand mit Wasser vermischt hervorsprudelte, angewendet wurden, um ihn von Sand zu reinigen, und ihm hinreichend Wasser zu verschaffen. Endlich gehört vorzüglich noch in diese Classe eine Nachricht von einer in den J. 1795 und 1796 von dem Obrist *Edw. Williams*, dem Capitain *Will. Mudge*, und Hn. *Isaac Dalby* vorgenommenen trigonometrischen Vermessung in dem südlichen Theil von England, die zusammen von der zu Kent gerechneten Insel Thanet, bis Landsend in Cornwall sich erstreckt, wovon aber hier nur die Vermessungen von Cornwall bis Dorsetshire, und dann wieder besonders die in Kent mit einem kleinen Theodoliten von Ramsden vorgenommene Messungen angegeben sind. Diese Abhandlung leidet keinen Auszug, aber zu wünschen wäre, dass auch in Deutschland, wo in mehreren Gegenden jetzt auch beträchtliche trigonometrische Vermessungen gemacht werden, überall die ursprünglichen Data mit gleicher Genauigkeit öffentlich dem Publicum möchten vorgelegt werden.

Unter den *astronomischen* Abhandlungen ist eine der wichtigsten eine französisch geschriebene von *Don Josef de Mendoza y Rios*, welche Untersuchungen über die vornehmsten Aufgaben der nautischen Astronomie enthält. Sie zerfällt in zwey Theile, wovon der erste sich mit Bestimmung der Breite eines Orts aus zwey beobachteten Sonnenhöhen, und der Berechnung des Stundenwinkels eines Gestirns aus der beobachteten Höhe, und umgekehrt der Höhe aus dem Stundenwinkel; der zweyte mit der Reduction der Distanzen des Monds von der Sonne oder einem Stern beschäftigt. Der Vf. giebt zuerst genaue, directe, und nachher indirecte Näherungsmethoden an, und untersucht unter den sehr mannichfaltig angegebenen Methoden sorgfältig die Fälle, wann eine oder die andere derselben vorzuziehen seyn möchte. In dem ersten Theil giebt er besonders auch Rechenschaft von dem Einfluss, den Fehler in den Datis auf das Resultat haben können; und in dem letzten lehrt er am Ende noch besonders, wie man bey der Rechnung auf die elliptische Figur der Erde Rücksicht nehmen könne. Bey vielen seiner Formeln braucht er mit grossem Nutzen die *Sinus-versus*, *Susinus-versus*, *Cosinus-versus*, und *Sucosinus-versus* der Winkel, und verspricht ihren Gebrauch noch mehr in einem schon unter der Presse befindlichen Werk zu zeigen, das verschiedene Tafeln zur Erleichterung der Rechnungen der nautischen Astronomie enthalten wird.

Angehängt ist eine von Hn. *Cavendish* dem Vf. zugeschickte Näherungsmethode für die Reduction der Mondsdistanzen, deren Berechnung durch Tafeln, die in Mendozas oben erwähntem Werk abgedruckt werden sollen, erleichtert werden wird. Zu der astronomischen Classe gehört ferner eine Nachricht *Edw. Pigotts* über die periodischen Lichtveränderungen von zwey Fixsternen. Der eine derselben ist im Sobieskischen Schild, der von der 5ten Grösse, bis zur 7ten oder 8ten abnimmt. Er hat beynahe die nämliche gerade Aufsteigung, wie der Stern l dieses Sternbilds, ist aber ungefähr einen Grad südlicher. (Er bildet nach der Zeichnung des Vfs. mit dem Stern l und dem nahe dabey stehenden Nebelfleck ein sehr stumpfwinklichtes, beynahe gleichschenklichtes Dreyeck, worin der veränderliche Stern an dem stumpfen Winkel steht). Genauer giebt der Vf. seine Lage so an: gerade Aufsteigung 279° 9′ 37″; südliche Abweichung 5° 56′. Die ganze Periode seiner Veränderung dauert 63 Tage, oder, wie der Vf. sonst auch fand, 62, und im Mittel aus allen Beobachtungen 62½ Tage; 14 Tage behält er, ohne merkliche Aenderung seinen grössten Glanz; neun seinen kleinsten ohne Aenderung; 28 Tage lang nimmt er von der seines stärksten Lichts bis auf die Mitte des schwächsten ab, und 35 Tage lang von der Mitte des schwächsten bis zur Mitte des stärksten Lichts zu. (Unter diesen 28 und 35 sind also jene 14 und 9 Tage schon begriffen.) Epochen des Mittels seiner grössten Lichtstärke waren 1795. 1. Oct. 1796. 10. Apr.; 1796. 18. Jun. Epochen des Mittels seiner kleinsten Lichtstärke: 1795. 6. Nov.; 1796. 4. Marz; 1796. 10. May. Noch bemerkte der Vf. im August 1796 Unregelmässigkeiten in seiner *Periode*. Der zweyte veränderliche Stern ist in der nördlichen Krone. Gerade Aufsteigung 235° 2′ 51″; nördliche Abweichung 28° 49½′. (Er liegt auf einer geraden Linie zwischen den Sternen α und ι etwas mehr gegen letzten hin: mit den Sternen ε und γ bildet er ein rechtwinklichtes, gleichschenklichtes Dreyeck, und liegt an dem rechten Winkel). Er nimmt von der 6ten bis 7ten Grösse ab, bis er verschwindet. Den 20sten Jun. 1795. erschien er von der 9ten bis 10ten Grösse, in 6 Wochen hatte er sein volles Licht erreicht, in dessen Mitte er gegen den 11ten August war. So blieb er ohne merkliche Veränderung ungefähr 3 Wochen, nahm dann innerhalb 3 Wochen bis zur 9ten oder 10ten Grösse ab, und verschwand wenige Tage darauf. Im April 1796 erschien er wieder, und war gegen den 7ten May aufs neue von der 9ten bis 10ten Grösse, und nahm dann wieder beyläufig eben so wie vorhin zu. Seine Periode wäre also 10½ Monat. Weil er aber doch von der letztangeführten Beobachtung an bis auf den August 1796 ziemliche Ungleichheiten zeigte: so hat die eigentliche Dauer seiner Periode noch mehr Bestätigung nöthig. Endlich hat noch *Herschel* zu der astronomischen Classe Beyträge in zwey Abhandlungen geliefert. Die erste enthält eine Fortsetzung seines Verzeichnisses der comparativen Lichtstärke der Sterne, und giebt zugleich Nachricht von einem über die Flam-

Flamsteedsche Beobachtungen der Fixsterne, die in dem zweyten Theil seiner *Historia Coelestis* enthalten sind, durch *Miss Herschel* verfertigten Register. Der Name Register muss niemand verführen, diese Arbeit für leicht oder unbedeutend zu halten. Da der aus Flamsteeds Beobachtungen gezogene *Catalog. Brittan.* bis auf die neueste Zeiten den Astronomen zu Grundlage ihrer Schlüsse und Rechnungen diente, und zum Theil noch dient, so war es wohl der Mühe werth, zu untersuchen, in wie fern der *Catal. Brittan.* das richtige Resultat von Flamsteeds Beobachtungen liefere, und diess um so mehr, da Flamsteed bey der Herausgabe seiner *Historia Coelestis* nicht mehr lebte. Dazu dient nun diess Register. Weil in Flamsteeds Beobachtungen viele der kleinen Sterne ohne weiteren Beysatz eines Namens, Buchstabens, oder Beschreibung angegeben waren, ausserdem manche Verwechslung in den Namen der Sternbilder, und Buchstaben der Sterne sich fand; so musste *Miss Herschel* erst durch sorgfältige Berechnung und Vergleichung des *Atlas Coelestis* herausbringen, was jedesmal für ein Stern gemeynt sey. Aus dem hierauf verfertigten Register ergab sich nun folgendes. In den *Catalog. Brittan.* sind 111 Sterne eingetragen worden, die Flamsteed nie beobachtet hat. Diess erklärt, warum so manche Sterne nicht mehr an dem Himmel gefunden werden konnten; 39 Sterne des Catal. haben beträchtliche Verbesserungen in der Angabe ihrer Stelle, manchmal von einigen Graden nöthig; ausser diesen 39 sind in dem *Atlas Coelestis* noch 54 unrichtig eingetragen; und 42 sind auf 21 zu reduciren, weil sie unter doppeltem Namen in verschiedenen Sternbildern eingetragen worden sind. Dagegen sind in dem *Catal. Brittan.* ausgelassen worden 371 von Flamsteed nach gerader Aufsteigung und Abweichung vollständig beobachtete Sterne; ferner 35, wo eine dieser Bestimmungen zweifelhaft ist; 86, wo nur die Abweichung, 13, wo nur die gerade Aufsteigung angegeben ist, und 50, die wenigstens durch deutliche Beschreibung kenntlich gemacht waren. (Diess Beyspiel kann praktische Astronomen aufmerksam machen, nicht nur das Resultat ihrer Beobachtungen, sondern auch die Originalbeobachtungen selbst der Nachwelt in einer guten Ordnung aufzubehalten.) Durch dieses Register sind nun manche, besonders auch von Bode in Ansehung des Flamsteedischen Sternverzeichnisses angegebene Verbesserungen bestätigt worden. Hn. *Herschel* diente es besonders auch bey seiner fortgesetzten Vergleichung der Lichtstärke verschiedener Sterne, wovon er diessmal die Bemerkungen über die Sternbilder Andromeda, Bootes, Krebs, Centaur, Cepheus, nördliche Krone, Eidechse, Hase, Schiff, und Orion liefert. (Bey diesem nützlichen Verzeichnis, das aber noch vieler Nachträge fähig ist, durch welche sich auch blosse Liebhaber der Sternkunde verdient machen können, wäre noch zu wünschen, dass auch die Zeit der angestellten Beobachtung und Vergleichung angegeben wäre, weil sie, wenn etwa veränderliche Sterne beobachtet worden seyn sollten, zur Bestimmung der Periode dieser Lichtänderung dienen könnte.) Die zweyte Herschelsche Abhandlung enthält Beobachtungen der veränderlichen Lichtstärke der Jupiters-Trabanten, und der Veränderung ihrer scheinbaren Grösse, nebst Bestimmung der Zeit ihrer Axendrehung. Das Resultat dieser Beobachtungen ist, dass sich der erste Trabant um seine Axe dreht in 1t 18St 26', 6; der zweyte in 3t 18St 17', 9; der dritte in 7t 3St 59', 6 und der vierte in 16t 18St 5', 1. Das Weitere kann hier um so mehr übergangen werden, da die ganze Abhandlung durch das *Berlin. astron. Jahrb.* für 1801 auch unter uns bekannt ist.

(Der Beschluss folgt.)

Jena und Cahla: *Thüringer Stadt- und Landzeitung.* 1799. 1—26 St. (ult. Jun.) 362 S. 4.

Gemeinnützige Stadt- und Landzeitung, zunächst für Thüringen und die umliegenden Provinzen. 1799. Nr. 1. (Jul. 5.) — 13. (27. Sept.)

Gemeinnützige Stadt- und Landzeitung. Mit landesherrlicher höchster Erlaubniss. 1799. Nr. 1. (4 Octob.) — 13. (27 Dec.) 372 S.

Gemeinnützige Stadt- und Landzeitung, oder wöchentliches Lehr- Nähr- und Hülfsblatt, moralischen, ökonomischen, physikalischen, politischen und vermischten Inhalts. 1800. 1—27 St. 436 S. 4.

Diese, unter eben so schnell als häufig abgeänderten Titeln erschienene Zeitung liefert, neben einer gedrängten Uebersicht der wichtigsten Welt- und Naturbegebenheiten, kurze Beyträge zur Erziehungs- und Gesundheitskunde, Nachrichten von Stadt- Land- und Forstwirthschaft, von Handlung, Künsten und Fabriken, so wie auch Notizen von Familien-Verhältnissen, und von der Literatur. Wöchentlich wird davon ein Bogen in Quart, ausser dem, gewöhnlich am Schlusse jeden Monats wegen der Inserate erforderlichen, *Intelligenzblatt* oder, wie es seit dem vierten Quartal heisst, *Beylagen* ausgegeben. Das aus bekannten Ursachen an Zeitungen und Journalen sehr fruchtbare *Thüringen* wurde auf dem Titel der ersten drey Quartale ehrenvoll und mit Recht genannt, weil dem obersächsischen Kreise das meiste Interesse und Raum gewidmet war, allein wegen des auswärtigen Absatzes, und auch anderer Gründe wegen gab der ungenannte Verfasser, oder vielmehr der Verleger, der Zeitung im vierten Quartal ein Gewand der *Allgemeinheit*, welches im zweyten Jahrgange noch mit einer anspruchsvollen Detaillirung des Inhalts verbrämt wurde. Im Februar 1800 veränderten sich die Umstände nur dahin, dass ein anderer Wochentag für die jedesmalige Erscheinung des Blatts bestimmt wurde. Jenes allgemeinen Titels ungeachtet, blieb die Zeitung doch ein *obersächsisches Provinzial-Blatt*, indem die kosmopolitischen Aufsätze, die Gedichte und Biographieen der politisch-militärischen Zeit-Helden, eines *Bonaparte, Pitt, Fox, Suwarow, Nelson*, eines *Sidney Smith*, so wie auch einzelner Gelehrten zwar gut gewählt, aber nicht eigenthümlich, und daher

her gewöhnlich nur Lückenbüsser beym Mangel von Tags-Neuigkeiten und Inseraten waren. Die literarischen Notizen haben freylich auch, zumal wegen ihrer Ausführlichkeit, einen stehenden Raum behauptet, die kürzern davon waren aber bloss ein Vehikel der thätigen *Schumannischen* Buchhandlung zu Ronneburg. In den *politischen* Nachrichten wurde bis zum Julius 1799 der Rastadter Congress und Gesandtenmord mit der, das Ganze charakterisirenden, Freymüthigkeit geschildert. Jedoch stand das eigentlich *politische* in der Fassung und Neuheit gewöhnlich auswärtigen Zeitungen nach. Die Localanzeigen für Thüringen nebst den ökonomischen Nachrichten machen den Hauptwerth der Zeitung aus, wobey die augenscheinliche Entfernung des Redacteurs vom Druckorte leider! viele zum Theil erhebliche Druckfehler veranlasste.

Ansbach, im Verlage der Waisenhäuser zu Ansbach und Bayreuth: *Addresshandbuch für die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth.* 1801. 402 S. 8. (ohne das Oerterverzeichniss).

Bey Vergleichung mit dem Erstling der Ansbach-Bayreuthschen Staatskalender vom J. 1737 und selbst mit den neuern, die seit der Vereinigung mit dem Hauptstamme erschienen, zeigt sich der vorliegende so gänzlich in Form und Inhalt umgestaltet, dass man neben der Verschiedenheit des Jahrhunderts beynahe auch bey der ersten Einsicht des Inhalts die des Landes ahnden möchte. Seit dem in der A. L. Z. 1798. Nr. 225. angezeigten Jahrgange 1798. (aus der Feder des Hn. Kriegs- und Domänen-Raths *Rehm*) unterblieb die Erneuerung. Desto reichlicher hat ihn der ungenannte Vf. des diessjährigen, Hr. Kammer-Assistenz- und Stadtrath *Feukohl* in Ansbach ausgestattet, und möglichst nach dem trefflichen Muster des *Handbuchs für den Preussischen Hof und Staat* geformt. Eben dieses neuen Plans wegen, und auch als Privatangelegenheit der beiden auf dem Titel angezeigten Waisenhäuser, lässt dieser Jahrgang noch manches in der Vollständigkeit und Genauigkeit zu wünschen übrig, so wie auch die Abschliessung am 30sten März 1800 für das Jahr 1801 zu frühzeitig war. Vorzüglich vermisst Rec. die ehedem mit aufgenommene Dienerschaft der Grafschaft *Sayn-Altenkirchen* und ein Namenregister; weniger aber die Wohnungsanzeige in den beiden Residenzstädten, obgleich dazu die Benennung eines *Adressbuchs* berechtiget. Sehr nützlich sind mehrere neue, und bey deutschen Staatskalendern bis dahin sehr seltene, statistische Erläuterungen; z. B. die Ortsverzeichnisse eines jeden Amts und die genaue Darstellung der Kirche- und Schulverfassung mit Bemerkung des Patronats und des Parochial-Umfangs S. 115—178. Unter den Hauptveränderungen im Personale bemerkt Rec. vorzüglich einer Seits die Abschaffung der *Gouverneur-Stelle*, welche zwey Wirtembergische Prinzen nach einander bekleideten, und des Landesministeriums, indem der Hr. Minister von Hardenberg in das General-Directorium zu Berlin eintrat; anderer Seits aber die Abtheilung der Ansbachischen Kammer in zwey Senate und die Formirung eines kleinen katholischen Kirchenstaats S. 169—175., dessen hierarchische Verhältnisse wahrscheinlich noch nicht bestimmt sind, weil sie der Vf. unangezeigt gelassen; sodann das höchst verderbliche *Lotto* S. 211—212., welches noch dazu mit 26 Personen, nämlich *Castalletto*, *Oberlotteriegericht* und *Fiscalat*, besetzt ist.

Aus dem feinern, leider! ungeübten, Studium der Staatskalender entspringt hier die Bemerkung, dass sich der fränkische Adel, nach dem Vorgange der andern Preussischen Provinzen, hauptsächlich in die militärische- und verhältnissmässig sehr wenig in die Civil-Laufbahn wirft. Im Militär bemerkt man unter jenen die Namen *Brand*, *Reitzenstein*, *Bobenhausen*, *Feilitzsch*, *Kotzau*, *Kettenburg*, *Seckendorf*, *Vietinghof*, *Schütz*, *Künsberg*, *Schmid*, *Guttenberg*, *Lyncker*, *Röder*, *Longolius*, *Pollnitz*, *Tritschler*, *Tussel*, *Stein*, *Seidel*, *Streit*, *Gräbener*, *Schaumberg*, *Weidenfels*, *Pöllnitz*, *Aichinger*, *Elrichshausen*, *Bürgs*, *Gravenreuth*, *Hirsch*, *Heydenaber*, *Türer*, *Arnim*, *Beust*, *Gögel*, *Schönfeld*, *Lindenmeyer*, *Eyl*, *Massenbach*, *Salzmann*, *Schauroth*, *Plotho*, *Falkenhausen*, *Lindenfels* u. s. w. neben den beym bürgerlichen Stande gebliebenen Inländern. Dagegen sind im Civilstaat der beiden Fürstenthümer nur 26 vom inländischen Adel, aber mehrere auswärtige und ziemlich aus der Ferne herbeygekommene.

Hof, b. Grau: *Genealogisch-historisch-statistisches Taschenbuch für das Jahr 1800. — Eine Uebersicht des thatenvollen achtzehnden Jahrhunderts enthaltend.* 132 und 48 S. *Das achtzehnte Jahrhundert. Eine Skizze.* 68 S. — *Uebersicht der wichtigsten Staatenveränderungen.* 48 S. 8.

Sonderbar und unbequem ist es, dass dieses Taschenbuch vierfach abgesonderte Seitenzahlen hat. Das genealogische Verzeichniss der *europäischen regierenden Häuser* nimmt den *ersten* Abschnitt S. 1—131. ein, und wird durch nützliche historische Erläuterungen belebt. Die folgenden sechs, gehörig commentirten, Kupfer aus der *neuesten Zeitgeschichte*, nämlich die Ankunft der französischen Gesandten in Rastadt und ihre Ermordung, letztes mit einer ziemlich gemässigten Geschichtserzählung, das Exil des Papstes Pius VI, Bonaparte's Landung in Aegypten, (statt deren wohl ein merkwürdiges Ereigniss aus dem Laufe der Expedition hätte gewählt werden können) die französische Ausleerungsmethode der Schweitz und endlich *Duphots* Ermordung. Die *historische Skizze des verflossenen Jahrhunderts und derer in demselben vorgefallenen Staatsveränderungen* hätte in eins verflochten werden sollen. Einzeln ist jedes nur Fragment, überdem mit manchen bedeutenden Fehlern verunstaltet. Doch sind die statistischen Einsichten des ungenannten Vfs. unverkennbar.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 13. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Elmsly: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1797. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zu der Classe der *Physik* gehören *Huddarts* Beobachtungen über die Strahlenbrechung nahe am Horizont, und ihren Einfluss auf die Erscheinung irdischer Gegenstände, und die Tiefe des See-Horizonts. Der Vf. beschreibt verschiedene Beobachtungen, welche mit den auch schon von andern Beobachtern bemerkten Erscheinungen Aehnlichkeit haben, wonach unter gewissen Umständen der Atmosphäre, besonders in der Nachbarschaft der See, tiefe, im oder unter dem Horizont des Beobachters gelegene Gegenstände über denselben erhaben, manchmal ganz in der Luft schwebend, und zwar gedoppelt, einmal in ihrer natürlichen aufrechten Stellung, und dann wieder das unterste zu oberst, erschienen. Er glaubt, diese Erscheinungen lassen sich nicht anders erklären, als wenn man annehme, die Dichtigkeit der Luft nehme von oben herab nur bis auf eine gewisse Entfernung von der See zu, alsdann aber, und bis zur gänzlichen Berührung mit der See hin wieder ab, wodurch dann, innerhalb dieser letzten Luftschichte, der Weg des Lichts eine seinem gewöhnlichen Gang in der Atmosphäre entgegengesetzte Krümmung annehme, welche die Erscheinung einerley Gegenstandes in verkehrter Stellung bewirke. Weil aber die Gränze dieser Luftschichte durch die Verschiedenheit der Ausdünstung der See verschieden bestimmt werde: so lasse sich die Tiefe des Seehorizonts, die man bey astronomischen Beobachtungen zur See so oft brauche, nicht sicher angeben. Am Ende giebt er noch eine Methode an, deren er sich deswegen zur Bestimmung der Breite zu bedienen pflegt. Er beobachtet nämlich die scheinbare Sonnenhöhe im Mittagskreis, und misst beides, ihre nördliche und südliche Höhe, bringt die Verbesserung wegen der Strahlenbrechung, wie sie die Tafeln geben, beiderseits an, trägt ferner beiderseits Rechnung wegen des Fehlers des Sextanten, und des Halbmessers der Sonne; die so verbesserte Höhen addirt er, und den Ueberschuss ihrer Summe über 180° sieht er als die doppelte Tiefe des See-Horizontes an. Zu der nämlichen Classe gehören *Pearsons* Versuche und Beobachtungen, die in der Absicht angestellt wurden, die Natur des Gas kennen zu lernen, das entwickelt wird, wenn elektrische Schläge durch Wasser gehen. Aehnliche im *Journ. de Physique* Nov. 1789 bekanntgemachte Versuche der Hn. *Paets* van *Troostwyk* und *Deiman* hatten seitdem andern Physikern nicht glücken wollen, was auch, da die Sache äusserst delicat ist, nicht befremden darf. Mit Hülfe Hn. *Cuthbertsons*, der auch die vorhin angeführten Physiker unterstützte, brachte es der Vf. dahin, nicht nur mit dem von jenen gebrauchten Apparat das nämliche Resultat zu erhalten, sondern auch durch Verbesserung des Apparats die Versuche leichter, und die Resultate entscheidender zu machen. Der verbesserte Apparat besteht in einer [illegible] Zoll weiten, und etwa 5 Zoll langen Glasröhre. In das eine verschlossene Ende derselben ist ein Faden von Gold oder Platina an der Lampe eingeschmolzen, der sich bis auf etwa $\frac{1}{20}$ Zoll dem kupfernen Boden des Gefässes nähert, worin die mit Wasser angefüllte Röhre mit ihrem andern trichterförmig gebildeten offenen Ende steht. Durch den Goldfaden werden die elektrischen Entladungen geleitet. Die Versuche sind um so interessanter, da mit einer grossen Elektrisir-Maschine, nach Tage lang anhaltender Arbeit, nur eine sehr geringe Quantität Gas hervorgebracht werden kann. So wurde mit dem verbesserten Apparat, nach beynahe 17 stündiger Arbeit, in welchen 16836 elektrische Schläge durchs Wasser gegangen waren, nicht weiter als etwa $\frac{1}{2}$ Cubikzoll Gas erhalten. Ging durch das auf diese Weise erhaltene Gas absichtlich oder zufälligerweise ein elektrischer Funke: so entzündete sich dasselbe plötzlich, mit einer heftigen Erschütterung, und verminderte sich, nach den verschiedenen Umständen, mehr oder weniger, auf [illegible], [illegible], [illegible], manchmal sogar $\frac{1}{12}$ und $\frac{1}{25}$ seines ursprünglichen Volumens; der Rest aber konnte durch fortgesetzte elektrische Funken nicht weiter vermindert werden. Ganz dieselben Erscheinungen erhielt man durch schickliche Mischungen von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, oder auch von diesem letzten mit atmosphärischer Luft. Mischte man unter das zu untersuchende Gas gleichviel Salpetergas: so entstanden Dämpfe von Salpetersäure, und das Gas wurde manchmal auf [illegible] seines Volumens reducirt; wenn man zu dem Rest etwa halb so viel Sauerstoffgas hinzusetzte, und einen elektrischen Funken durch diese vorher ganz trockengemachte Mischung von Gasarten gehen liess, verminderte sie sich um [illegible] ihres Volumens, und es wurde Wasser erzeugt. Aus diesem allen schliesst der Vf., dass bey dem Durchgang elektrischer Schläge durch Wasser, Sauerstoffgas und Wasserstoffgas hervorgebracht werde, wiewohl durch die erste 200 bis 300 Schläge haupt-

hauptsächlich nur gewöhnliche atmosphärische Luft, die weder durch Sieden noch durch die Luftpumpe ganz von dem Wasser geschieden werden kann, frey zu werden scheint, die sich deswegen auch durch einen elektrischen Funken nur sehr wenig vermindert. Mit dieser Abhandlung verbinden wir sogleich *William Henrys* Versuche über das kohlengesäuerte Wasserstoffgas (schwere brennbare Gas), um zu bestimmen, ob Kohle eine einfache oder zusammengesetzte Substanz sey. Hr. *Austin* hatte aus seinen Versuchen über eben dieses Gas, und aus der Beobachtung, dass sich dasselbe durch wiederholte elektrische Funken in einem Raum ausdehnen lasse, der über mehr als zweymal grösser ist, als sein ursprüngliches Volumen, geschlossen, dass die darin enthaltene Kohle decomponirt werde, und so das Volumen des Gas vermehre. Hr. *Henry* macht nun bedeutende Einwendungen gegen die Versuche sowohl des Hn. *Austins*, als gegen seine daraus gezogenen Schlüsse. Er zeigt, dass, wenn nach *Austins* Meynung durch das Elektrisiren die Kohle ganz oder zum Theil zersetzt würde, sich in dem nach dem Elektrisiren vorhandenen Gas, bey seinem Abbrennen mit Sauerstoffgas weniger Kohlensäure finden müsste, als bey dem nämlichen Gas, wenn man es nicht elektrisirt hätte. Nun beweisen aber seine hier angeführten Versuche, bey welchen er immer einerley Quantität kohlengesäuertes Wasserstoffgas zuerst unelektrisirt, und dann elektrisirt, folglich in einen grössern Raum ausgedehnt, mit Sauerstoffgas, wovon er in dem letzten Fall freylich viel mehr zusetzen musste, abbrannte, dass immer gleich viel Kohlensäure darin enthalten war. Er schliesst also daraus, dass das durchs Elektrisiren vermehrte Volumen des kohlengesäuerten Wasserstoffgas nicht aus einer Zersetzung der Kohle hergeleitet werden könne, und wenigstens aus diesen Versuchen die Kohle nicht unter die zusammengesetzten Substanzen gerechnet werden dürfe. Diess vermehrte Volumen erklärt er vielmehr aus dem in jeder Luftart gewöhnlich aufgelöseten Wasser, so dass sich die Kohle mit dem in dem Wasser enthaltenen Sauerstoffgas verbinde, und dagegen der Wasserstoffgas frey werde. Diese Erklärung bestätigte sich hauptsächlich dadurch, dass das Volumen des zu untersuchenden Gas sich bey weitem nicht mehr so viel, und kaum noch um $\frac{1}{8}$ seiner ursprünglichen Grösse vermehrte, da er das Gas vorher sorgfältig trocknete. Auch fand er, dass, wenn man hinreichend reines Gas zu den Versuchen braucht, sich bey dieser Operation kein Stickgas erzeuge, wie Hr. *Austin* glaubte, und dann neben dem Wasserstoffgas das Stickgas zu einem der Bestandtheile der Kohle machen wollte. Von Hn. *Brougham* kommen in diesem Jahrgang fortgesetzte Versuche und Beobachtungen über die Eigenschaften des Lichts vor. Sie betreffen hauptsächlich die Beugung des Lichts, die farbichten Ringe und Streifen, die sich auf polirten Flächen, besonders wo sie kleine Ungleichheiten haben, zeigen, und einige Erscheinungen des isländischen Crystalls, können aber in einem Auszug nicht wohl deutlich gemacht werden. Bey Veranlassung dieser Beobachtungen über das Licht können wir [...] schicklichsten eines Geschenks von 1000 Pfund St[er]ling erwähnen, welches der Graf *Rumford* der kön[ig]lichen Gesellschaft gemacht hat, um von den Interess[en] derselben alle zwey Jahre eine Preismedaille dem [...] zuzuerkennen, welcher jedesmal in den letzten zw[ey] Jahren die wichtigste, für die Menschheit nützlich[ste] Entdeckung über Licht oder Wärme, in irgend [ei]nem Theil von Europa, nach dem Urtheil der Gesell[schaft] bekannt gemacht hat. Unter die physischen A[b]handlungen kann man endlich noch zählen *He[...] Beobachtungen* und Versuche über die Farbe des Bl[uts]. Es ist darin hauptsächlich um Erklärung der Ver[än]derung zu thun, welche in dem Blut durch seine [Be]rührung mit der Atmosphäre, und durch Beymischu[ng] von Neutral-Salzen entsteht. Der Vf. glaubt aus [sei]nen Beobachtungen schliessen zu können, dass di[e] Veränderung nicht so wohl durch eine Veränder[ung] der innern Bestandtheile des Bluts, als vielmehr durch das Dazwischentreten der Luft- oder Salztheile bewirkt werde, wodurch beträchtlich mehr Li[cht] von den innern Theilen zurückgeworfen werde, a[ls] vor dieser Beymischung geschehen konnte. Er b[e]ruft sich dabey besonders auch auf Zinnober, d[er] durch seine mechanische Theilung, und das dam[it] verbundene Dazwischentreten von Lufttheilchen se[i]ne Farbe so sehr ändert. Uebrigens benutzt er zu [sei]ner Vorstellung von der Sache die von der Newto[ni]schen verschiedene Erklärung, welche *Kepler*, se[in] Zeitgenosse Zucchius (den er gelegentlich als de[n] wahrscheinlichen Erfinder der Spiegel-Teleskope a[n]giebt) und neuerlich *Delaval* von den Farben dunkler Körper gegeben haben, und der zufolge *diese Farben* nicht von der Zurückwerfung des Lichts auf der vordern Fläche des gefärbt scheinenden Körpers, sondern von dem Theil des Lichts entstehen, das durch die vordere Fläche des Körpers eindringt, und w[on] den dunklen Theilchen innerhalb dieser Oberflä[che] zurückgeworfen wird. Von *chemischen* Abhandlu[n]gen finden sich, ausser dem, was von den bey der physischen Classe angeführten hieher gerechnet werden könnte, noch zwey Aufsätze von *Smithson Tennant*. Der erste, über die Natur des Diamants, zeigt, dass der Diamant gänzlich aus Kohle bestehe, d[ie] von dem gewöhnlichen Zustand dieser Substanz sich bloss durch ihre crystallisirte Form unterscheide. Schon Newton hatte wegen der Analogie, welch[e] der Diamant in Ansehung der Refraction des Lich[ts] mit brennbaren Körpern zeigt, ihn zu dieser Cla[sse] der Körper gerechnet. Seitdem wurde auch die Vermuthung Newtons durch wirkliches Verbrenn[en] des Diamants bestätiget, und *Lavoisier* besonders, der diese Verbrennung vermittelst grosser Brenngläser in geschlossenen Gefässen anstellte, machte auch auf das Resultat des Verbrennens aufmerksam, und zeigte die Aehnlichkeit des Diamants mit der Kohle. Unser Vf. um so leichter diesen Körper bey nicht allzu grosser Hitze in geschlossenen Gefässen verbrennen zu können, versuchte diess durch Beymischung von Salpeter, den er nebst dem Diamant in eine goldene [...]

einem Ende geschlossene Röhre legte, die ihm statt der Retorte diente, und an ihrem offenen Ende mit einer Glasröhre in Verbindung stand, um das erhaltene Gas zu sammeln. Um sich zu überzeugen, dass die goldene Röhre völlig geschlossen, und von allen Unreinigkeiten frey sey, liess er zuerst bloss etwas Salpeter darin erhitzen, bis er alkalisirt wurde, und löste das Product in Wasser auf, fand aber, dass diese Auflösung ganz frey von fixer Luft sey, und das Kalkwasser nicht trübe. Sobald hingegen Diamant mit dem Salpeter verbrannt wurde: so schlug der in der Retorte übriggebliebene Kalk aus dem Kalkwasser nieder, und gab mit Säuren Salpeterluft, und Kohlenstoffgas. Zu genauerer Bestimmung wurden 2½ Gran Diamant mit ¼ Unze Salpeter in die Retorte gethan, und etwa 1½ Stunde in starker Glühhitze erhalten. Der Salpeter alkalisirte sich auf einen gewissen Grad, ehe der Diamant sich entzündete, und so blieb fast alles Kohlenstoffgas in dem Alkali des Salpeters, und die aus der Röhre austretende Luft enthielt äusserst wenig davon. Die alkalinische Materie wurde nun in Wasser aufgelöst, und es fand sich, dass der Diamant ganz zerstört sey. Diese Auflösung wurde mit einer hinreichenden Quantität gesättigter Auflösung von Marmor in Salzsäure vermischt, um die Verbindung des Kohlenstoffgas mit der Kalkerde zu bewirken, und, nachdem sich aus der vorhin erwärmten Auflösung der Niederschlag völlig gesetzt hatte, wurde aus demselben das Kohlenstoffgas ausgetrieben, und nahm den Raum von etwas weniges mehr als 10,1 Unzen Wasser ein. Eben so ergab sich aus einem andern Versuch, wobey 1½ Gran Diamant verbrannt wurden, Kohlenstoffgas, das 6,18 Unzen Wasser im Raum einnahm. Da nun, nach *Lavoisiers* Versuchen, aus einem gleichen Gewicht Kohle gerade eben so viel Kohlenstoffgas erhalten wird, und das von dem Vf. erhaltene Gas völlig die nämlichen Eigenschaften mit anderem Kohlenstoffgas zeigte: so glaubt er darauf seinen Schluss wegen der Natur des Diamants gründen zu können. Diese Versuche gaben denn auch Gelegenheit zu Hn. *Smithson Tennants* zweyter Abhandlung über die Wirkung des Salpeters auf Gold und Platina. Es wurden einige dünne Stücke Gold mit Salpeter in eine goldene Röhre gelegt, und zwey bis drey Stunden in einer starken Glühhitze erhalten. Nachher wog das von dem Salpeter zurückgebliebene, das aus kaustischem Alkali, und zum Theil decomponirten Salpeter bestand, 140 Gran, und es fand sich, dass 60 Gran Gold aufgelöst worden waren. Beym Zugiessen von Wasser wurden ungefähr 50 Gran Gold in der Gestalt von schwarzem Pulver niedergeschlagen, und fanden sich grösstentheils in metallischem Zustand, so dass das Meiste davon sich in Salzsäure nicht auflösen liess. Die übrigen 10 Gran gaben der alkalinischen Auflösung, in der sie blieben, eine hellgelbe Farbe. Wenn man verdünnte Schwefel- oder Salpeter-Säure darein tropfte: so wurde sie zuerst dunkler gelb, nachher, wenn man dadurch sah, erschien sie anfänglich grün, und hierauf blau. Platina liess sich, mit Salpeter in Verbindung, leicht auflösen, und wenn der übriggebliebene Rückstand in Wasser aufgelöst wurde: so wurde der grösste Theil der Platina in Gestalt eines braunen Pulvers niedergeschlagen, das sich ganz in Salzsäure auflösen liess. Die in der alkalinischen Auflösung zurückgebliebene Platina gab ihr eine braungelbe Farbe, und wenn man eine Säure zugoss, bildete sich ein Niederschlag, der aus Platina-Kalk, Alkali, und der angewandten Säure bestand. Silber wurde von Salpeter nur wenig angegriffen. Von *naturhistorischen* Abhandlungen findet sich diessmal nur *Rob. Marshams* Nachtrag zu den Messungen von Bäumen, die in den *philos. Transact.* von 1759 abgedruckt sind. Dieser fleissige Beobachter setzte bey seinen seit 1719 angelegten Pflanzungen die Messungen des Umfangs verschiedener Bäume fünf Fuss hoch über der Erde fort, und fand dabey manche interessante Resultate, wovon wir hier nur einige wenige ausheben können. Ueberhaupt fand er, dass das Verpflanzen der Bäume ihren Wachsthum ausserordentlich befördert. Von Eichen, die 1719 aus Saamen gezogen wurden, und unverändert an einer Stelle blieben, war die dickste 1795 5 Fuss $6\frac{8}{10}$ Zoll im Umfang, während die stärkste der 1735 verpflanzten Eichen schon 8 Fuss $8\frac{7}{10}$ Zoll hielt. Eben so war die stärkste von Buchen, die 1733 aus Saamen gezogen wurden, 1795 nur 6 Fuss 9 Zoll, während die stärkste der verpflanzten 7 Fuss $5\frac{1}{10}$ Zoll hielt, ungeachtet sie 8 Jahre jünger war. Mehrere praktisch ökonomische Regeln übergehen wir, und bemerken aus der Tafel über das Wachsthum verschiedener Bäume, nur noch eine Eiche, die 1580 4 Fuss, 1760 15 Fuss $2\frac{0}{10}$ Zoll, und 1781 16 Fuss $5\frac{4}{10}$ Zoll im Umfang hielt, folglich bis in ihr zweyhundertjähriges Alter noch an Dicke zunahm, und eine Ceder, die 1748 nur einen Fuss hoch war, 1777 3 Fuss $1\frac{6}{10}$ Zoll, und 1795 6 Fuss $1\frac{7}{10}$ Zoll im Umfang hatte. (Es müsste in mancher Rücksicht lehrreich seyn, von verschiedenen Gegenden über mehrere Bäume einer Gattung Beobachtungen ihres jährlichen Wachsthums von ihrem Hervorsprossen bis in ihr höchstes Alter, nebst Bemerkungen über die Umstände, die auf ihr Wachsthum Einfluss haben konnten, zu erhalten.)

Zu den *medicinisch physiologischen Abhandlungen* gehören folgende: 1) Ueber einige krankhafte Veränderungen der geraden Augenmuskeln und der Hornhaut, von *E. Home*. Er rechnet dahin a) das Unvermögen, nahe Gegenstände deutlich zu sehen, weil die Muskeln bey dem Nahesehen stark zusammengezogen seyn müssen, und in diesem Zustande nicht lange bleiben können, ohne von der heftigen Anstrengung Schmerz zu erleiden. Er führt eine Beobachtung zum Beweise an, und beruft sich auf einige Beyspiele, wo die Muskeln des Vorderarms, welche bey dem Schreiben, bey dem Ausziehen der Pfröpfe aus Bouteillen etc. heftig angestrengt worden waren, Schmerz erregten, wenn *bloss diese* Bewegung wiederholt ward, statt dass andere Bewegungen der Hand und des Arms ohne alle Beschwerde vorgenommen werden konnten. b) Das Doppeltsehen. Dieses soll

soll entweder davon herrühren, dafs die Augenmufkeln nicht in ihrer Wirkung übereinkommen, und daher die Augen nicht gleichmäsig auf den Gegenftand richten, oder dafs eine gewiffe Veränderung in denjenigen Theilen, durch welche die Lichtftrahlen in dem einen Auge gebrochen werden, vorgegangen ift. c) Das Schielen. Die Urfache deffelben foll darin liegen, dafs das eine Auge nicht das Vermögen hat, das andere bey dem Sehen zu unterftützen, und dafs daher die Mufkeln nicht den erforderlichen Grad von Leitung (*guide*) erhalten, wefshalb das eine Auge unvollkommen oder auch wohl gar nicht fieht. — Dafs die Hornhaut zu den lebendigen Theilen des Körpers gerechnet werden müffe, fucht er durch verfchiedene Gründe zu beweifen, und er glaubt fie mit den Ligamenten vergleichen zu können, mit welchen fie auch darin übereinkomme, dafs fie in mehreren Fällen reizende Mittel verträgt.

2) Unterfuchungen über die thierifche Empfängnifs von *J. Haighton.* Er erweifet durch Verfuche an Kaninchen die Richtigkeit des von *de Graaf* aufgeftellten Satzes, dafs der gelbe Körper im Eyerftock ein ficherer Beweis der vorgefallenen Schwängerung fey. Durch andere Verfuche an Kaninchen, welchen er theils eine von den Muttertrompeten, theils beide, durchfchnitt, fucht er zu beweifen, dafs die Eyerftöcke den Reiz zur Schwängerung erhalten können, ohne, dafs weder Saame felbft, noch der Duft deffelben, an fie zu kommen braucht, und dafs alfo die Empfängnifs eine blofse Folge der Sympathie fey, wenn der Saame die Scheide und Bärmutter gereizt habe. Vor dem fechften Tage nach der Empfängnifs fand er nie Bläschen in der Bärmutter trächtiger Kaninchen, fondern eine blofse fchleimähnliche Materie; er fchliefst daher, dafs das, was bey der Empfängnifs aus dem Eyerftock in die Bärmutter geht, eine blofse Feuchtigkeit und kein wirkliches Ey fey.

3) Verfuche an Kaninchen, bey welchen am dritten Tage nach der Empfängnifs Eyer in den Muttertrompeten und am vierten Tage in der Bärmutter felbft gefunden wurden. Von *W. Cruikshank.* Er machte 29 Verfuche in Gefellfchaft von D. *Hunter* im Jahr 1778. Aus diefen zieht er den Schlufs, dafs das Ey in dem Eyerftocke gebildet werde, und durch die Muttertrompete, *als Ey*, in die Bärmutter gelange, fich aber einige Tage in der Trompete aufhalte. Er fand die Spur des Fötus fchon am achten Tage. Auf einem beygefügten Kupfer hat er Eyer von Kaninchen, die impräguirte Trompete und die erften Rudimente des Fötus abgebildet.

4) Ueber gichtifche und Urin-Concretionen, von *W. Hyde Wollafton.* Er hat fie chemifch unterfucht und zeigt die Aehnlichkeit, welche zwifchen beiden ift.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Doll: *Blüthen aus dem Gebiete der Lebens-Philofophie und des Schönen.* Oder *Auswahl der fchönften und beften Stellen aus den Werken Wielands, Göthes, Schillers, Kants, Herders, Leffings, Klopftocks, Klingers, Lafontaines, Ifflands, und anderer berühmter Schriftfteller.*

Auch unter dem Titel:

Auffätze für Stammbücher aus den Werken unferer beften Schriftfteller gefammelt. 1800. 176 S. 8.

Sammlungen diefer Art können fich nur durch den Gefchmack, womit der Herausgeber der Auswahl Werke gegangen ift, empfehlen. Die gegenwärtige gleicht einer Schachtel voll Confect, worin fich manche gewöhnliche Pfeffernufs mit eingefchlichen hat.

S. 22. Wer nicht auf Glück und Menfchen bauet,
Nicht jedem, der ihm lächelt, trauet,
Nichts ohne Ueberlegung thut,
Der meynt es mit fich felber gut.

von *Eulog. Schneider.*

und das bekannte *Höltyfche* (S. 41.)

O! wunder — fchön ift Gottes Erde etc.

find doch wohl nur blofse Gemeinplätze, die der Ankündigung auf dem Titel nicht entfprechen.

Bisweilen fcheint der Herausgeber blofs aus feinem Gedächtnifs abgefchrieben zu haben, ohne die Stellen mit den Original Werken zu vergleichen, wie z. B. S. 72. das Stück von Hölderlin, und S. 95. von Bürger, wodurch beträchtliche Verunftaltungen entftanden find. Ebendafelbft ift auch ein Vers aus Wielands Idris, als Profe gedruckt. Am auffallendften ift es uns gewefen S. 150. die Stelle aus Hufeland hier zu finden, die, fo viel Wahrheit fie auch enthalten mag, doch in eine Sammlung, wie diefe, offenbar nicht gehört. Bey vielen Auszügen ift die Quelle nicht genannt, und da diefe nicht zu den vorzüglichen gehören, fo könnte diefer Umftand leicht auf die Vermuthung führen; dafs, wenigftens die mehrften derfelben, von des Herausgebers eigner Arbeit find.

Druckfehler. In Nr. 2. S. 13. ift die unterfte Zeile fo zu lefen: Springend folgen, als fich ihnen die Beute davon.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Kiel, in d. Akadem. Buchh.: *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal*, von D. *Heinr. Friedr. Link*, Prof. zu Rostock. 1800. I Theil. 285 S. II Th. 264 S. 8.

Hr. L. gieng im J. 1797 in Gesellschaft des Hn. Grafen von Hoffmannsegg über Frankreich und Spanien nach Portugal. Den gröſsten Theil des Jahrs 1798. brachten sie auf einer Reise durch Portugal zu, und im folgenden Jahre kehrte Hr. *L.* nach Deutschland zurück. Erforschung der Naturmerkwürdigkeiten, besonders der Botanik dieses Landes, war der Hauptzweck; aber die groſsen und mannichfaltigen Mängel der frühern Beschreiber Portugals bestimmten den Vf. zur Ausarbeitung dieses Werks. Er wollte Anfangs nur eine Apologie der Portugiesen entwerfen, und aus dieser wurde eine Reisebeschreibung. Im *ersten* Theil findet man S. 1—70 Bemerkungen über Frankreich, S. 70—136 Notizen von Spanien; die letzte gröſsere Hälfte des *ersten* Theils, so wie den ganzen *zweyten* Theil, nimmt die Beschreibung der Reise durch Portugal ein. Durch ruhigen, kalten Beobachtungsgeist, richtigen Blick und gute Darstellung zeichnet Hr. *L.* sich nicht nur unter den Beschreibern Portugals aus, ihm gebührt auch eine Stelle unter den besten Reisebeschreibern; und unsere portugiesische Staatskunde, die aller der Schriften ungeachtet, welche wir in den letzten Jahrzehenden von Portugiesen, wie von Ausländern erhielten, doch noch höchst lückenvoll, unvollständig und voller Unrichtigkeiten blieb, hat durch seine Bemühungen einen Zuwachs und Berichtigungen erhalten, wie sie uns selten durch *ein* Werk zu Theil werden. Nicht nur unsere politischen Rechenmeister werden befriedigt, so weit hier Befriedigung möglich ist, sondern auch jene wenigen Forscher, die mehr als eine registermäſsige und mit Zahlen angefüllte Staatskunde verlangen.

In Frankreich zeigten sich fast überall Wirkungen der Revolution, Wirkungen der mannichfaltigsten Art, aber nirgends sah man die hochgelobte Freyheit und Gleichheit. Der öffentliche Garten in der Vorstadt von *Calais*, der vor der Revolution Leuten von Stande zum Spaziergange diente, ist zur Anlegung einer Branntweinbrennerey benutzt. Der Pöbel war gar nicht abzuhalten; die hohe Welt verschwand, und der Wirth muſste, wollte er leben, ein Branntweinbrenner werden. So ging es fast überall. Bey dem Leichenbegängniſs des General Hoche in Calais fehlten alle Frauenzimmer von Stande, bloſs weil sie keine Stelle hatten, die sie von dem groſsen Haufen schied. Die Schauspielhäuser, wie die Spaziergänge, sind des Sonntags an wohlgekleideten Menschen leer, weil dann jeder Handwerker dorthin kommt. Spuren der Armuth und des Elends sieht man in allen Städten, die vor der Revolution vom Kunstfleiſse lebten, hingegen Städte, wie *Amiens*, die ganz oder gröſstentheils vom Landbau sich nähren, befinden sich in einem ganz andern Zustande. Manche waldige Gegend hat die Revolution in einen Aufenthalt von Räubern verwandelt, aber ihre Anzahl übertrieb das Gerücht in Paris. Den Modeton fand Hr. *L.* allgemein gegen die republicanischen Einrichtungen. Bonaparte war der bewunderte Held, und man erzeigte ihm die Ehre, zu behaupten, im Herzen sey er kein ächter Republikaner. Unzufriedenheit mit der Republik herrschte in den meisten Classen. „Diese Unzufriedenheit, sagt Hr. *L.*, äuſserte sich besonders unter den Gelehrten, die sehr natürlich überall im Anfange den lebhaftesten Antheil an der Revolution nahmen, da die Revolution in Rücksicht der Grundsätze so viel Einladendes hatte; sie waren aber auch die Ersten, welche sich zurückzogen; vielleicht waren sie eher geschickt, als andere, Erfahrungen anzustellen, und in die Zukunft zu sehen." Daſs die Gelehrten so laut und stark für die Revolution sich erklärten, war freylich sehr natürlich, aber es ist sehr traurig, daſs dieſs sehr natürlich war. Bey der abgöttischen Verehrung der Republikaner der alten Welt, in der wir aufwuchsen, und bey der, unter den Gelehrten fast eben so sehr, wie unter dem Pöbel herrschenden Unkunde des Ganges der Entwickelung des Menschen, lieſs sich nichts anders erwarten. Das Erwachen dieser armen Geschöpfe muſste schrecklich seyn, und waren sie einmal erwacht: so durften sie fürwahr keinen Schritt vorwärts sehen, um dahin zu gelangen, wohin sie nun von Hunger und Elend getrieben flohen. Wie Hr. *L.* es sonderbar finden kann, Repräsentanten zu wählen, oder, wie er sich ausdrückt, einem andern seinen Willen auf eine bestimmte Zeit zu übertragen, begreift Rec. nicht. Auch irrt er wohl, wenn er meynt, der geheime Hang, wenn man unglücklich ist, andre nicht glücklicher zu wünschen, habe die Heftigkeit veranlaſst, mit der die Franzosen andere Staaten zu revolutioniren suchten. Nicht minder auffallend war uns S. 19. die Behauptung „die Religionen wären sich alle gleich, da auch Theophilanthropen Proselyten machen wollten." Einen Theil der in Italien geraubten Kunstwerke fand Hr. *L.* zu *Paris* in der gröſsten Unordnung; nur einige Stücke waren auf-

aufgestellt; der heilige Hieronymus von Correggio lag auf dem Boden des Zimmers. In *Versailles* herrscht nicht nur tiefe Stille und Traurigkeit, selbst der Name der Stadt ist aus dem Munde des Volks verschwunden. Der Mont Parnasse und die Ebene von Montrouge bestehen aus Kalksteinen. Auch diese Steine gehören zu den Naturprodukten, die erst Werth durch die Entstehung und die Vergröfserung von Paris bekamen; in jenen Gegenden nämlich wird ein Theil der Steine gebrochen, welche die grosse Stadt zum Bauen bedarf. In *Orleans*, so wie in den kleinen Dörfern der Nachbarschaft sind die mehrsten Fenster mit eisernen Gittern versehen. Orleans hat viel durch die Revolution verloren; es lebte von den Tribunalen. In dieser Gegend von Frankreich fanden unsere Reisenden in den Städten alles schlechter und theurer, als auf den Dörfern, überhaupt aber waren durch ganz Frankreich die Preise in den Wirthshäusern äusserst billig. Gegen *Chateauroux* sind die Hügel unbebauet, sie werden zur Weide für die Schaafe benutzt, welche man in Menge hält. Der Holzmangel ist dort groſs; man bedient sich oft des Strohes allein zum Kochen, und schneidet im Winter noch einmal das Stroh ab, das in der Ernte auf den Feldern blieb. In dieser Gegend sowohl, als in mancher andern bauten Weiber das Feld. — (S. 40. hätte Hr. *L.* das, was nur von Paderborn gilt, nicht auf ganz Westphalen ausdehnen sollen). — In *Limousin* sind die Wege vorzüglich schön, und überall in Frankreich können sie nicht schlecht genannt werden; mit dem Postwesen hat es dieselbe Beschaffenheit. Schon in *Montauban* sitzen die Handwerker auf der Hausflur bey offenen Thüren, selbst im Winter. Der lange und harte Druck, unter dem die Protestanten in dieser Stadt seufzten, erfüllte sie mit tiefem Groll gegen die Katholiken, und als die Stunde der Revolution schlug, überliessen sie sich der wildesten Rache. Eben diese Unglücklichen gingen dann auch zu einer Parthey über, welche einen dogmatischen Unglauben lehrte; und *Enragé*, Republikaner und Protestant wurden dort völlig gleichbedeutende Wörter. Die *Gascogner* sind noch immer ihrem Nationalcharakter getreu; noch eben so munter, geschwätzig, heftig und stolz, als ehemals. Ueberall in Frankreich singt man jetzt seltener, als vor der Revolution; hier in Gascogne aber schallten noch überall Lieder aus den Thälern den Reisenden entgegen. Das Frauenzimmer in Gascogne gehört zu den schönsten in Frankreich. Die Weiber der *Bigorrer*, so wie die in *Bearn*, sieht man selten ohne Arbeit; sogar im Gehen pflegen sie zu stricken, oder eine ähnliche Handarbeit zu verrichten. In diesem Theile von Frankreich bemerkt man auch hier und da schon Häuser ohne Glasfenster; eine übele Einrichtung im südlichen Europa, welche zur Folge hat, dass man entweder sich dem Wetter aussetzen, oder das Licht entbehren muss. Zu *Orthes* lasen Weiber Messe. Die Schönen konnten sich nicht überwinden, bey einem constitutionellen Priester Messe zu hören, und um dieser Sünde auszuweichen, verfielen sie in eine andere, noch gröſsere, als jene.

Spanien. — Der Eintritt in *Biscaya* hatte ni die geringsten Schwierigkeiten; man sah die P kaum an; man durchsuchte auch die Koffer ni die Folgen der politischen Verbindung zwischen Fr reich und Spanien, so wie der Freyheiten von *puscoa* waren hier fühlbar. Biscaya hat mehr F heiten, ist weniger drückenden Monopolen un worfen und giebt weniger Abgaben, als die ü gen spanischen Provinzen; daher ein Wohlstand u ein Lebensgenuſs, den der Reisende in dem übr Spanien nicht überall wieder findet. Die Spanie ten mehr auf Bilder, als die Portugiesen; die R gion ist ihr Stolz und ihre Belustigung; auch hat sie ihnen so bequem und angenehm, als möglich g macht. In *Vitoria*, wo im letzten Kriege eine ze lang das Hauptquartier der französischen Armee w muſsten die Franzosen sich nicht so schlecht, als i andern eroberten Ländern, betragen haben; wenig stens zeigte sich keine Spur des Hasses gegen sie. *Bi biesca* ist das erste Städtchen und giebt eine klein den kleinen Oertern der Halbinsel; man hat nur e Häuser und Gassen, und schmutzige und schlech kleidete Menschen; wie in unsern Bauerhäusern i überall die Küche im Hintergrund der Hausflur, dient auch zum gewöhnlichen Aufenthalt der Fam besonders im Winter. In der Nähe von Biscaya kommt man noch in den Wirthshäusern Essen; n bey Madrid und in Estremadura muſs man selbst a kaufen oder mitbringen. — *Altcastilien* ist eine ho Bergfläche und im Winter ein kaltes Land, so w im Sommer wasserlos, heiſs und verbrannt. U *Aranda* fror es in dem sonst gelinden Winter 179 bis 1798 heftig. Dieser Kälte ungeachtet *fehlen Oefen* und Kamine; man hat nur grosse Feuerbecken. In *Madrid* trifft man noch jetzt Unreinlichkeit und Schmutz, selbst in den Häusern der Vornehmen, an. Da Theater in der Residenz steht in allen Rücksichten de Portugiesischen weit nach. Leute von höherem Sta geben dort selten Mittagseſsen; noch seltener od gar nicht Abendessen; man beschränkt sich auf Th gesellschaften. Aber *Bourgoing* irret, wenn er d unteren Classen ihrer Mäſsigkeit wegen lobt, und be hauptet, man sähe nur betrunkene Ausländer zu Ma drid. Das Klima von Madrid ist, überhaupt genommen, angenehm wegen der heitern Luft und des wenigen Regens; doch hat man im Sommer eine bren nend heiſse Luft, da keine Seewinde kühlen, und im Winter wird es ungemein kalt; Hr. *L.* sa o den Manzanares mit Eis bedeckt. Diese strenge Kä in einer solchen Breite, rührt sicher von der hohe Lage der Stadt her. Gleichwohl hat man selbst i den Häusern der Vornehmen nur Kohlenpfannen. Da Rauchen der Cigarros (kleiner Rollen von Taback lieben die Spanier sehr; die Rolle geht auch wohl au einem Munde in den andern, sogar unter Leuten die gerade nicht zu den gemeinen gehören. Zuweilen wickelt man auch fein geschnittenen Taback in Rollen von Papier und raucht diese. Die königliche Familie hält sich im Eskurial vom September bis zum December auf, und diese Zeit wird fast ganz Andachts-

übun-

bungen gewidmet. Die Manufacturen zu *Palavera*, welche Seide, Gold und Silber verarbeiten, sind noch in gutem Stande. Die *Montanna de Griegos* ist sehr wild und öde; hier sollen noch Bären, Lüchse und Wölfe in grofser Menge hausen. Hr. *L.* schier das Gebirge noch höher als der Guadarrama hinter dem Eskorial. Die Dörfer in *Neucastilien* haben kein armseliges Ansehen; mit den Dörfern in sehr vielen Gegenden Deutschlands halten sie die Vergleichung aus; aber jene Dörfer liegen so weit aus einander, dass man oft in einer Wüste zu seyn glaubt; auf den Hügeln von *Oropesa* folgt dagegen ein Dorf auf das andere. Bey Oropesa wurde von einem Landmanne eine Klage wiederholt, die Hr. *L.* oft schon in Spanien gehört hatte, die Klage, es sey keine Arbeit zu finden. Dass man Deutschland, das keine Oelbäume habe, loben könne, fand der gute Bauer herzlich lächerlich. Die Gegend hinter *Meajadas* hält man der Räubereyen wegen für die gefährlichste auf dem ganzen Wege von Madrid bis Badajoz. Man warnte unsere Reisende vor zwey Kerln, die man allgemein als Räuber kannte und dafür erklärte; gleichwohl gingen diese Menschen frey umher. Für die Demokratie sind der Adel und die höheren Stände in Spanien weit mehr gestimmt, als das gemeine Volk! Der Weg von Madrid bis Badajoz ist eine der schönsten Chausseen, prachtvoller, als die englischen, und besser, als die meisten französischen; man verdankt sie vorzüglich der Zusammenkunft, welche der König von Spanien mit dem Prinzen von Brasilien in Badajoz hatte. Dieser vortrefflichen Wege ungeachtet, sieht man äusserst wenige Wagen im Lande. Nur in Biscaya waren kleine Wagen üblich; in den übrigen Provinzen wird alles auf Eseln oder Mauleseln transportirt. In Spanien sowohl, wie in Portugal, haben einzelne Reisende oft einen Knecht zur Begleitung, der zuweilen einen Esel reitet, noch öfter neben her läuft. Solche Knechte können 11 bis 12 Meilen auf diese Art zu Fuſse machen; sie können mehrere Stunden hindurch neben den Mauleseln beynahe immer im Trabe herlaufen. Man erstaunt, wenn man sieht, welche Strapatzen die Spanier und Portugiesen aushalten können, wie mäſsig sie dabey leben und wie sehr sie Hitze und Kälte vertragen können.

Portugal. — Die portugiesischen Truppen zeichnen sich höchst vortheilhaft vor den spanischen aus. Noch lebt bey jedem das Andenken des Grafen von der Lippe; noch zollt man ihm unbegränzte Hochachtung. Was wir in allen Schriften über Portugal lesen, und was neulich für Unwahrheit erklärt wurde, dass nämlich vor den Zeiten des genannten Grafen die Officiere bey Tisch aufwarteten, bestätigt auch Hr. L. *Estremoz* hat 6000 Einwohner und 5 Klöster, wozu noch ein sechstes in der Nähe der Stadt kommt. Ein Hospital und eine Casa misericordia, sieht man beynahe in jedem beträchtlichem Orte in Portugal; gewöhnlich aber sind sie in einem solchen Zustande, dass sie wenig Nutzen gewähren. Sumpfige Stellen sind selten in den Hei en von *Alemtejo*; im Ganzen ist grosse Dürre und Trockniss die Ursache der Unfruchtbarkeit dieses grosfsen Landstrichs. Manche Gegenden in Alemtejo, wie die Heiden am Tagus sind zum Kornbau unbrauchbar, für die Bienenzucht konnten sie vortrefflich benutzt werden; indess wird diese vernachläsigt, weil die Bienen den Weintrauben schaden. Wie das Land durch Klöster gedrückt und ausgemergelt wird, hat *Silveira* in seiner bekannten Abhandlung nicht bemerkt. Dass bis zur Aufhebung der Klöster an keine Rettung zu denken sey, wissen alle Portugiesen sehr gut; sie sagen es auch oft in Gesellschaften; nur wagt keiner, es drucken zu lassen. Man ist fast überall in Portugal vor Räubern sehr sicher; nur ein Theil von *Alemtejo*, besonders an der spanischen Gränze, und vorzüglich die Heerstrase nach Spanien und Lissabon selbst, stehen in übelm Rufe; doch ist, die Hauptstadt abgerechnet, die Gefahr bey weitem nicht so gross, als in vielen Gegenden Spaniens. Die Volksmenge in *Lissabon* lässt sich, so wie überhaupt in Portugal, schwer bestimmen; man weiss nur die Zahl der Häuser genau, und die Zahl der Personen, welche communicirt haben, ist sehr unsicher, da mit den Communionscheinen sehr viele Unterschleife geschehen. Rechnet man *Belem* mit: so kann man, ohne das Militär, für Lissabon 300,000 Seelen annehmen. Der höchste von den Hügeln, auf welchen Lissabon steht, ist an manchen Stellen so steil, dass man nur mit Anstrengung die Gassen hinaufsteigen kann, und dass bey starkem Regen wegen des, mit gröſster Heftigkeit herabstürzenden, Wassers die Gassen oft gar nicht zu passiren sind; bey solchem Wetter stehen an der Calzada de Estrella gewöhnlich einige Gallegen, welche die Fussgänger für eine Kleinigkeit durchtragen; man hat sogar Beyspiele, dass in diesen abhängigen Theilen der Stadt Menschen und Pferde herabgeschwemmt und beynahe in den Fluss gestürzt sind. Die kleinen Gäschen, welche nach dem Strande führen, sind abscheulich kothig, der Unrath ist zu Hügeln angethürmt, durch welche nur schmale Pfade sich winden. Auch der Rocioplatz ist voll Pfützen und Koth, wie der Commerzplatz. Ueberall in Lissabon liegt der Gassenkoth aufgehäuft. Man watet im Koth, und damit es ja daran nicht fehlt, schüttet man noch Unflath von der schlimmsten Art von oben herab blindlings auf die Vorübergehenden. Erleuchtet wird jetzt die Stadt nicht mehr; ein wahres Glück für das Heer von Banditen, das mit einer Menge herrnloser Hunde umherstreift. In dieser Rücksicht steht in der That Lissabon noch tief unter Constantinopel! Zu den Carnevals-Lustbarkeiten gehört auch als wesentlicher Theil bey Vornehmen, wie bey Geringen, Unreinigkeiten aller Art auf die Vorübergehenden zu werfen. Auch Hr. *L.* wurde von einem reizenden Frauenzimmer mit einem Nachttopfe begrüfst; er tröstete sich mit dem Gedanken, was er da empfange, sey doch wohl von dieser schönen Dame selbst. Die Mordthaten geschehen immer durch Messerstiche, ungeachtet alle spitzige Messer verboten sind. Rache oder Eifersucht sind die gewöhnlichen Ursachen der Morde. Der Frühling ist die gefährlichste Periode, und man hatte Zeiten, wo man auf

auf jede Nacht einen Mord rechnen konnte. Sogar am hellen Tage wagt man zu morden, and der Mörder entwischt dennoch gewöhnlich; aus einem tollen Mitleiden erleichtert jeder ihm die Flucht. Die Todesstrafe ist ganz abgeschafft; die Verbrecher werden nach Indien oder Angola geschickt. Ein grosser Theil der Räuber besteht aus Negern, deren Anzahl in Lissabon vielleicht noch grösser, als in London ist. Nimmt man nun noch hinzu, dass ein grosser Theil dieser Neger Bettler, Diebe, Kuppler und Kupplerinnen sind: so möchte Mancher da wieder einen neuen Beweis von der angebornen Uebelartigkeit der Schwarzen entdecken. Auch hier muss man die Regierung anklagen. Jeder Neger, welcher seinem Herrn in Europa 7 Jahre gedient hat, ist frey, und dann ist er auch, hat er nicht einen sehr guten Herrn gehabt, nicht selten ein Bettler. An das Kapital, eine der wesentlichsten aller Bedingungen zum redlichen Fortkommen durch die Welt, denken unsere Statistiker und Machthaber sehr selten. Man hat die Leibeigenschaft aufgehoben; man hat unter den jungen, aber nackten, Kindern der Freyheit Unheil in Fülle entstehen sehen; und dann den Schluss gemacht, wer leibeigen sey, müsse es ewig bleiben sammt allen seinen Nachkommen. Eben so hat man grosse herrschaftliche Güter an arme Bauern, das heisst an Bauern, die kein Kapital anlegen konnten, verpachtet, und gefunden, es sey unmöglich, die grossen Güter der Herrscher zu vereinzeln. Auch zu Lissabon sind die Neger nicht selten, die als gute, ehrliche Bürger einhertreten, und man hat Beyspiele, dass sie es als Handwerker zu einem grossen Grade der Geschicklichkeit bringen. Hn. v. *Jungs* Behauptung, dass der vierte Theil der Einwohner in Lissabon aus Negern und Kreolen bestehe, ist, so wie viele andere seiner Behauptungen, sehr übertrieben. Der grösste Theil der Gegend um Lissabon, bis auf eine beträchtliche Entfernung von der Stadt, ist mit grossen Gärten bedeckt, die mit hohen Mauern eingefasst sind. Der finstere, orientalische, maurische Geschmak, die Eifersucht und ähnliche Leidenschaften, sind wahrscheinlich die Ursachen dieser hohen Mauern, welche Festungen, nicht Gärten zu umschliessen scheinen.

(Der Beschluss folgt.)

London, b. Phillips: *Letters from Italy, between the years* 1792 *and* 1798 containing a view of the revolutions in that country, from the capture of Niece — to the expulsion of Pius VI. likewise pointing out the works of Art which still embellish Pisa, Florence, Siena, Rome, Naples, Bologna, Venice etc. By *Mariana Starke*. 2 Vol. 1800. I Band. 383 S. II Bd. 409 S. 8.

Dieser umständliche Titel giebt einen hinlänglichen Begriff von dem Inhalte des Werkes. Der erste, und ein Theil des 2ten Briefes enthalten die Beschreib[ung] einer Reise von Nizza über die Seealpen nach Tu[rin] und von da über den Cenis nach Genf. Diese [Be]schreibung ist kurz und interessant, enthält a[ber] nichts Neues. Nun folgt auf 150 S. die Geschichte [der] Eroberung Italiens durch die Franzosen, wo sich [je]doch diess und jenes weniger Bekannte findet. E[ine] andere Frage ist die, in wieferne man sich auf g[e]wisse Nachrichten verlassen dürfe. Von S. 182 [bis] zu Ende des ersten Bandes finden sich Nachrich[ten] von Genua, Livorno, Pisa, Lucca, Florenz, Si[ena] und Rom, wo Rec. sehr vieles wieder lesen mu[sste,] was sich fast in jeder Beschreibung dieser Städte [fin]det. Besonders langweilig ist das ewige Verzeich[nis] der Kunstsachen, das aber freylich das Gute hat, d[ass] man genau sieht, was in jeder dieser Städte nach d[er] französischen Plünderung zurückgeblieben ist. Au[ch] wird dadurch hinlänglich der Irrthum widerlegt, [es] sey in Italien so wenig übrig geblieben, dass es [für] den Reisenden kein grosses Interesse mehr habe. [Die] Beschreibung von Pisa hat ihrer Umständlichkeit w[e]gen Verdienst, da man hier so manches findet, w[as] man in bessern Reisebeschreibern, die sich mehr a[n] die grossen Städte halten, vergebens sucht.

Die erste Hälfte des 2ten Theils enthält die fo[rt]gesetzte Beschreibung von Rom, dann Nachrich[ten] von Neapel, Venedig und den gewöhnlichen Sei[ten]reisen. Auch findet man hier eine seichte Abha[nd]lung über Hannibals ganzen Marsch aus Spanien na[ch] Italien, nebst der gesammten Marschroute, auf wel[]cher neben den alten Namen allemal die *neuern* an[]gegeben sind. — Von Florenz geht die Vfn. über Ve[]nedig, Ponteba, Klagenfurt, Judenburg *und Leoben* nach Wien, von dort die gewöhnliche Strasse über Prag nach Dresden, und von dort über Hamburg nach Cuxhaven.

Dann folgen allgemeine Bemerkungen, wo[bey] die Vfn. hauptsächlich Rücksicht auf Kranke geno[m]men hat, über Klima, Reisebedürfnisse, Preise ein[er] Menge von Dingen, Ankunft und Abgang der Brie[f]posten, Wirthshäuser, Aerzte, Wundärzte, und ein[e] Postroute durch Italien und Deutschland.

Widerlich ist es, durch das ganze Werk hindurch so viele Namen von Personen, Orten und Dingen falsch geschrieben zu sehen, so wie die vielen au[s]ländischen Worte, die sie nicht versteht, und die si[e] in das Femininum setzt, wenn es das Masculinum seyn sollte, in die mehrere Zahl, wo die einfache er[]fodert wird, und so umgekehrt. Im Ganzen hätte die Vfn. erst sehr vieles lernen sollen, ehe sie es unternahm, andere zu unterrichten. Zur unterhaltenden Lectüre taugt ihr Buch gar nicht; aber denen die Ita[]lien bereisen wollen, möchte es hier und da nütz[]lich seyn, weil es so manches enthält, womit sich andere Reisebeschreiber nicht beschäftigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Kiel, in d. Akadem. Buchh.: *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal*, von *D. Heinr. Friedr. Link* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Portugal ist reich an warmen Quellen, welche deutlich von einem unter der Erde verborgenen Brande zeugen; sogar in Lissabon finden sich solche, so wie auch einige Meilen von Lissabon. Die Portugiesen, Bewohner eines warmen Landes, lieben sehr natürlich gutes Wasser, aber die Nachrichten, die *Costigan* und mehrere Andere darüber mittheilen, sind lächerlich. So wohl in Spanien, als in Portugal, wird überall Wasser auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen Gläserweise verkauft. Beide Nationen haben ein vortreffliches Mittel, Wasser und andere Getränke frisch und kühl zu erhalten. Man brennt nämlich irdene Gefässe aus einem kalk- und eisenhaltigen Thon, so, dass sie noch sehr porös bleiben, ohne ihnen eine Glasur zu geben. Die Feuchtigkeit durchdringt den Thon und zeigt sich auf der äussern Oberfläche als ein zarter Thau, welcher beständig ausdünstet und dadurch Kälte hervorbringt. — Ein Orangebaum trägt oft 1500 Stück; man hat Beyspiele von 2000, ja von 2500 Stück. Im November und December fallen starke Regengüsse, oft von heftigen Stürmen begleitet. Tage, wo es den ganzen Tag still fort regnet, sind selten; es giesst gewöhnlich. Bäche um Lissabon, über die man sonst hinschreitet, und die im Sommer ganz verschwinden, stürzen dann wie reissende Ströme hinab. Das Reisen wird dadurch beschwerlich, und wie die Trockniss im Sommer, müsste das Anschwellen der Ströme im Winter, die Kriegsoperationen erschweren. Schnee fällt äusserst selten in Lissabon und in der Nachbarschaft; als vor 14 oder 15 Jahren Schnee fiel, rannte das Volk in die Kirchen, weil es das Ende der Welt erwartete. Erdstösse sind in Lissabon nicht selten; noch immer wird die Stadt mit einem ähnlichen Schicksal bedroht, als sie im Jahr *1755* erlitt; doch bemerkt man sie nur in den Monaten October bis April. — Der Ackerbau wird höchst elend getrieben: man düngt bloss mit verfaulten Pflanzen, und der Hafer, der in den schlechten Gegenden und den Heiden Portugals so gut gedeihen würde, wird nicht gebauet, weil er in dem heissen Klima *den* Pferden nicht gut bekommen würde. Kartoffeln werden gar nicht gewonnen, man zieht sie aus England und Irland. Kälber zu schlachten, ist verboten, um der Rindviehzucht aufzuhelfen. Frische Butter wird bloss in einigen wenigen Häusern auf dem Lande gemacht. Irländer und Holländer, doch jene vorzüglich, helfen dem Mangel ab.

Die Anzahl der Bettler in Lissabon ist ungeheuer. Sie strömen aus allen Provinzen (und selbst aus den auswärtigen Besitzungen) der Hauptstadt zu. Ein Theil bettelt für die Seelen im Fegfeuer; die Brüderschaften, welche diese Almosen sammeln sollten, verpachten diess heillose Geschäft; die Pacht trägt meistens 8000 Reis, etwa 3 Louisd'or, und nicht selten gewinnen die Pächter dabey 100000 R. Alles geschieht in Portugal um Gottes und der Seelen willen; die Klöster lassen Weintrauben auch für die Seelen verkaufen. Einen Bettler hörte Hr. *L.* unaufhörlich um Schnupftaback für die Seelen schreyen! Schnupftaback ist ein grosses Bedürfniss für alle Stände, Alter und Geschlechter in Portugal; ein Bettlerweib stopfte einem Kinde, das sie noch auf den Armen trug, Schnupftaback in die Nase. — Alle Classen lieben die Complimente. Der Bauer zieht den Hut vor dem Bauern ab, behält ihn eine zeitlang in der Hand und erkundigt sich nach des andern und dessen Familie Wohlbefinden. Die höheren Classen in Portugal stehen so weit hinter den Spaniern, als das gemeine Volk in Portugal seine Nachbarn übertrifft. — Mit Ungeziefer waren die Portugiesen schon lange sehr reichlich versehen. Es ist zwar nicht der Fall, wie man behauptet hat, dass die Soldaten bey Hazardspielen statt der Karten sich der Läuse bedienten, aber gewiss ist es, dass vornehme Personen sich nicht scheuen, ohne Hehl sich die Läuse abzusuchen, und sie zu tödten. Man erzählt, die Gemalin eines Ministers thue das beym Spiel in sehr grossen Gesellschaften. Als Hr. *L.* zu Caldas in Gerez war, sah er die Schwester des Bischofs und des Gouverneurs von Oporto, eine junge reizende Wittwe und von altem Adel, des Nachmittags vor der Thür den Kopf in den Schoss ihrer Kammerjungfer legen, um sich lausen zu lassen. Hr. *L.* versichert auch, er wisse zuverlässig, dass junge Damen bey Besuchen sich einander zum Zeitvertreibe die Läuse absuchten. — Der Luxus ist im Ganzen sehr gering; im August und September begeben sich die Vornehmen nach Cintra, und dort tanzt man nach *einer* Geige. Die Oper in Lissabon fand Hr. *L.* in allen Hinsichten vortrefflich. Ausser der Oper hat man noch ein portugiesisches Schauspiel. Noch darf kein Frauenzimmer die Bühne betreten, und überdiess sind die Schauspieler zum Theil Handwerker; ein Schuster, der am Tage sein Handwerk trieb, machte am Abend komische Alte, und gehörte nicht zu den schlechtesten. Im Sommer werden beynahe alle Sonntage in Lissabon Stiergefechte gegeben, und oft an einem

einem Nachmittage 12 bis 15 Stiere getödtet; im Winter aber hört diese Belustigung ganz auf. Die sogenannten Religionsübungen gehören hier nicht nur mit zu den Lustbarkeiten, sondern ihnen gebührt in dieser Reihe auch eine der vorzüglichsten Stellen. „Da junge Mädchen beynahe nicht anders aus dem Hause kommen, sagt Hr. *L.*, als in die Messe: so läfst sich erwarten, dass hier die Liebe die einzige Gelegenheit nicht versäumen werde; und es ist natürlich, dass besonders das Frauenzimmer die Oerter beständig liebt, wo es zuerst die schönen Rührungen der Liebe und Andacht erfuhr." Gewiss eine wahre Bemerkung; aber diese Stütze ist nicht die einzige der Art für das alte Gebäude. Vielleicht noch strenger, als die Spanier, beobachten die Portugiesen das Aeussere der Religion. Hr. *L.* hörte die Frage aufwerfen: ob es eine grössere Sünde sey, am Fasttage Fleisch zu essen, oder das sechste Gebot zu übertreten? und das Resultat war, die letztere Sünde sey wahre Kleinigkeit gegen die erstere. Dennoch ist das gemeine Volk, selbst der niedrigste Pöbel, nicht so fanatisch, als die Spanier. Wer nur einigermassen das Geld dazu auftreiben kann, kauft sich die Erlaubniss, an Festtagen zu arbeiten; man sieht daher auch wohl an ziemlich hohen Festtagen die Felder und Weingärten voll Arbeiter. Gerade die gelehrtesten Mönche in Portugal, die Väter vom Oratorium, sind die ärgsten Verfolger und die heftigsten Ketzermacher. Ein neuer Beweis von den unseligen Früchten der halben Aufklärung!

Der Hof lebt zu *Queluz* in der grössten Stille, die wenigen bestimmten Tage ausgenommen, die Handkuss- und Gallatage sind. Der Prinz-Regent war nicht erzogen, König zu werden; man hegt grosse Zweifel gegen seine Einsichten, und man fürchtet, er werde dem Joche der Geistlichkeit sich nicht entziehen können. Er hat keine hervorstechende Neigung, als etwa die Jagd. Die Prinzessin ist ein gutmüthiges Wesen und sehr fruchtbar.

Setuval hat nicht viel über 2000 Feuerstellen, 5 Kirchen und 9 Klöster; Hr. *L.* fand hier eine beträchtliche Menge Salz vorräthig; den Salzhandel nach Brasilien hat die Regierung an einen Kaufmann verpachtet; die dortige, ehemals so berühmte, Fischerey hat abgenommen. Dass man in Portugal die Sode oder Barille nicht bauet, da doch die Spanier den Portugiesen hierin vorleuchten, ist wirklich sehr auffallend. Wäre eine gute Strasse zwischen Lissabon und Setuval: so könnten beide Städte noch mehr zu ihrer gegenseitigen Aufnahme beytragen. Aber die Wege sind nicht nur schlecht, sondern es wird auch noch durch die ungereimten Polizeygesetze einzelner Städte das Verkehr gestört. In manchen Oertern darf nichts ohne Erlaubniss der Obrigkeit ausgeführt werden; ja, in manchen Gegenden darf sogar nur eine gewisse Menge Gartenland bebauet werden!! Die Akademie der Wissenschaften hat diese schädlichen Sperrungen gehörig beleuchtet, aber — dabey ist es geblieben. Der innere Handel liegt in Portugal ganz danieder. Es giebt zwar ansehnliche fremde Häuser in Portugal, allein keines von auffallendem Reichthum, wohl aber werden manche por-tugiesischen Häuser dieser Art angegeben. *Alco[...]* besitzt verschiedene Manufacturen; die älteste der[...] ben ist ein Klostergebäude selbst; *Pombal* verlegte [...] dahin; man macht dort Batist und andere feine Le[i]newand: wichtiger ist eine Baumwollenmanufa[ctur] und eine Baumwollenspinnerey, die den Hn. Gui[...] Franzosen, gehört; das Spinnen und alles, was [...] durch Maschinen verrichtet werden kann, geschieh[t in] dieser Spinnerey auch wirklich durch Maschinen. [Die] Portugiesen besitzen grosse Anlagen, feine Arbei[ten] zu machen; sie ahmen mit der grössten Genauigk[eit] nach: man zeigte Hn. *L.* äusserst feinen Zwirn, [der] in Santaren gesponnen war. — *Pombal* heisst [...] immer bey dem gemeinen Volke *o gran Marq[uez]*, bey den höhern Classen ist sein Andenken [...] auf das äusserste verhasst. Die Vornehmen sprech[en] von seiner Regierung, wie von einem Schrecken[...] stein. Hr. *L.* tadelt mit grossem Rechte mehrere [Ver-]fügungen Pombals, aber er hätte nicht vergessen [sol-]len zu bemerken, *wie* und in *welchem* Zeitalt[er er] sich bildete, und unter *welchen* Menschen er [...] und wirkte. Wie viele der *Lenker* der Industrie [...] gen noch immer alles von hinten an, wie Hr. *L.* [...] ausdrückt, und wie viele unserer Regierungen [be-]kümmern sich bis auf diese Stunde herzlich wenig [um] Wege, Brücken und Kanäle! Selbst unsere *Staats[-]*forscher bleiben meist bey den Kanälen stehen, [...] sicher liessen auch diese Herren Kanäle, Kanäle seyn, wenn sich's da nicht so hübsch rechnen liesse, wie viele Schiffe in diesem und jenem Jahre den Kanal hinauf- und hinabführen, und wie viel diese *Schiffe* dem Besitzer des Kanals baar zahlten. *Dass Pombal* selbst den bekannten Anfall auf das Leben *des* Königs veranstaltet habe, erklärt Hr. *L.* für eine Unwahrheit; Rec. hat nie daran geglaubt.

An der Spitze der Universität zu *Coimbra* steht de[r] Rector, welchen der König selbst wählt, aber nicht [...] den Mitgliedern der Universität. Gewöhnlich ist e[s] ein Geistlicher, der dann höher zur Bischofswürde hinaufsteigt. Er hat sein Amt nur auf 3 Jahre; sind aber diese verflossen: so wird er fast immer bis zu ei-ner andern Beförderung in seinem Amte bestätigt. Das Collegium der Decanen, dessen Präsident der Rector ist, hat die Jurisdiction über alle, die zu der Universität gehören. Der Kanzler der Universität ist in Lehrsachen die erste Person: er hat die Aufsicht über die Lectionen, bestimmt die Art, wie gelehrt werden soll, präsidirt bey den Prüfungen der Studenten, und diese Stelle bekleidet jetzt ein — Mönch, der Prior und General der Augustiner Canon. regul. zu Coimbra. Die Zahl der Facultäten ist noch einmal so gross, als auf unsern Universitäten. Es giebt eine eigene philosophische Facultät, bey dieser ist aber nicht an Logik, Metaphysik u. dgl. zu denken; die Facultät hat vier Lehrer, und diese lehren Zoologie und Mineralogie, Experimentalphysik, Chemie, Botanik und Oekonomie. Von den eigentlich philosophischen Wissenschaften wird nur das Naturrecht von einem Prof. Canonum vorgetragen. Es wird nur ein Cursus

im

im Jahre gemacht; man hat 3 Monate Ferien. Den öffentlichen Prüfungen muss sich durchaus jeder unterwerfen. Seit Pombal geschehen diese Prüfungen in portugiesischer Sprache; man muss sie wenigstens für streng halten, da einige Studenten, aus Furcht vor ihnen, davon gelaufen waren. Auch die Vorlesungen hält man in der Landessprache, und dazu unentgeldlich. Jeder muss eine bestimmte Anzahl Jahre in Coimbra studieren — die Mediciner fünf Jahre — und bestimmte Collegia hören. Die Theologen können auch in Evora, sogar in manchen Klöstern studieren; bey ihnen kommt es gar nicht auf Kenntnisse an. Man gab die Anzahl der Studierenden über 800 an. ein mächtiger Unterschied von den gewöhnlichen Angaben von 2000 oder gar 8000. Alle Studenten haben, wie ihre Lehrer, eine besondere Tracht. Jeder führt einen kleinen, schwarzen, tuchenen Beutel in der Hand, worin sich Schnupftuch, Tobacksdose und dergleichen befindet, weil dem Anzuge alle Taschen fehlen. Dieser Anzug ist zwar von dünnem Zeuge, aber gleichwohl sehr unbequem im Sommer; wer sich ohne ihn in der Stadt sehen läst, wird erst mit einer Geldstrafe belegt; beym zweytenmale folgt Gefängnisstrafe. Ueberdiess müssen die Studenten immer, sogar in der brennenden Sonnenhitze, mit blossem Kopfe gehn; nur die Lehrer und die Graduirten dürfen ein schwarzes Barett tragen. Lehrer und Studenten wohnen hier nicht in eigenen Gebäuden, sondern in Privathäusern. Die öffentliche Bibliothek füllt eine kleine Kirche. Die Zahl der Bände ist ansehnlich; auch wird sie von den Studenten fleissig besucht und benutzt. Beym Observatorium fehlt es an Instrumenten. Der botanische Garten hat eine vortreffliche Einrichtung. Ueberhaupt sind die Einrichtungen der Universität nicht schlecht: Coimbra übertrifft nicht nur bey weitem alle spanischen Universitäten, sondern sehr viele Universitäten in Deutschland; stehen ihr in Hinsicht auf zweckmäsige Anstalten weit nach. Unter den Professoren entdeckte Hr. L. helldenkende, sowohl mit der englischen als französischen Literatur bekannte Gelehrte. In der Bibliothek des *Fr. Joaquim de St. Clara*, eines Benedictiners und Professors der Theologie, schloss sich die deutsche Literatur mit 1730. — Keine Stadt in Portugal wird von so ansehnlichen Ebenen und so grossen Sümpfen von süssem Wasser umgeben, als *Aveiro*; dadurch wird der Ort sehr ungesund, wie schon die hagern und blassen Gesichter der Einwohner verkündigen. Kalte Fieber sind dort gewöhnlich, und, wie in allen warmen Ländern, gefährlicher als in kältern: auch faulichte Krankheiten stellen sich nicht selten ein.

Ein kleiner Theil der Provinz *Minho*, liegt noch diesseits des Douro. Die Vorläufer einer bessern Cultur zeigen sich bald, des unfruchtbaren Gebirges ungeachtet. Die Thäler sind mit Mais, Kohl und Flachs bebauet, die Berge mit Fichtenwäldern bedeckt; der Weinstock schlingt sich an Hecken und Bäumen in die Höhe, und die Dörfer, welche im Anfange schlecht sind, werden nach und nach besser und häufiger. — Die Zahl der Einwohner von *Porto* beläuft sich gegenwärtig nur auf 30,000, wie der Corregedor selbst versicherte. Porto ist die reinlichste Stadt im ganzen Lande. Der gesellschaftliche Ton wird dort von den Engländern angegeben, und diese sind in Porto zahlreicher und bedeutender, als in Lissabon. Der Handel der Stadt hat durch den Krieg sehr gelitten. Die Nähe von Vigo in Gallizien, wo die französischen Kaper eine Zuflucht fanden, und die Gefahren bey dem Ein- und Auslaufen in den Hafen von Porto schadeten sehr. Fast immer schwärmten französische Caper im Angesichte des Hafens; viele Häuser sind darüber zu Grunde gegangen. Der Sand, welchen der Strom mit sich führt, wird durch die Felsen aufgehalten, und verstopft den Eingang immer mehr, so dass, wenn man nicht bald starke Mittel anwendet, der Hafen endlich ganz unbrauchbar werden muss. Im Ganzen hat man noch wenig dagegen gethan. Diese nördlichen Gegenden Portugals würden trefflich zur Cultur des Thees benutzt werden können. Der bekannte grosse Contrast zwischen den Bewohnern des südlichen und nördlichen Portugals, zeigt sich auch in Hinsicht auf die Religion. Im Norden sind die Menschen weit fanatischer. Uebrigens ist das Volk sehr gutmüthig, und in Porto gehörten Diebereyen und Mordthaten zu höchst ungewöhnlichen Vorfällen; nur fehlten Messerstiche aus Eifersucht nicht ganz.

Die Provinz *Minho* ist von allen die bevölkertste; sie zählt 900,000 Einwohner in 223,495 Feuerstellen. Die ganze Provinz ist ein Granitgebirge, nur in den Thälern hat man einen erträglichen Boden, und auf den Höhen blossen Granitsand; aber sie ist vortrefflich gewässert und von fleissigen Menschen bewohnt. Um Wasser zu erhalten, hat man Anlagen gemacht, die Stollen gleichen, welche zu einem Bergwerke führen, und das gewonnene Wasser wird mit vieler Sorgfalt über Felder und Wiesen geleitet. Mais wird am meisten gebauet. Der Wein ist schlecht und essigähnlich. Ausser einigen reichen Klöstern giebt es in dieser Provinz wenige grosse Güterbesitzer, aber desto mehr wohlhabende Bauern. Die Einwohner vermehren sich so stark in diesem unfruchtbaren Lande, dass jährlich eine grosse Menge den väterlichen Boden entweder auf immer oder nur auf einige Zeit verläst. Die letzteren, die den Bauern der andern Provinzen in der Erndte, und bey den übrigen Arbeiten helfen, ziehen in grossen Haufen umher, haben ihren Anführer und wohnen in Hütten. Sorgte die Regierung für mehr Fabriken, welche hier an ihrer Stelle wären, meynt Hr. L., und würde der Seidenbau, wozu diese Provinz sich sehr gut schickt, getrieben und begünstigt: so würden die Menschen in ihrer Heimath bleiben. Dass ein Theil der Bewohner der Provinz Minho in die übrigen Provinzen dem Landmann zu helfen geht, soll doch wohl nicht verhindert werden, selbst durch Manufacturen in Minho nicht? Es ist immer besser, dass eine Nation, die, wie die Portugiesen, nicht Capital genug hat, Landbau, Kunstfleiss und Handel zugleich zu treiben, sich, so sehr sie nur kann, auf die Erzeugung roher Naturproducte legt. Was

soll

foll denn die Regierung für die Fabriken thun? auf eigene Rechnung Fabriken anlegen? oder Vorschüsse geben? Werden ferner die Fabrikenunternehmer mit der Hoffnung einer glücklichen Zukunft anfangen können, wo alles erst, Material und Menschen, geschaffen und gebildet werden muss? Und nun vollends Seidenmanufacturen! Manufacturen für den Luxus und Manufacturen, für die ein Markt erst zu suchen wäre, auf dem die gefährliche Concurrenz mit den alten und uralten Manufacturen dieser Art nicht gefürchtet werden dürfte! In grosser Zahl wandert ein Theil der Einwohner dieser Provinz jährlich nach den Colonieen und besonders nach Brasilien. In Minho findet man die besten Menschen im ganzen Reiche; Männer sowohl als Weiber sind äusserst munter, gutmüthig und fleissig. Auch reiset man in dieser Provinz am sichersten. In *Braga* ist ausser der Hutmanufactur, welche einen grossen Theil des Volks im Reiche mit Hüten versorgt, noch eine unbedeutende Messerfabrik; überall sieht man die Weiber stricken, nähen und Leinewand machen, kurz überall Spuren von Fleiss und Thätigkeit. Nicht weit von *Bouro* auf einem Berge steht eine Kirche mit einem wunderthätigen Marieenbilde, zu dem viele Wallfahrten geschehen. Die Unwissenheit der dortigen Mönche übersteigt alle Vorstellung; ausser den gewöhnlichen geistlichen Uebungen thun sie gar nichts. Ein alter schwächlicher Abt liess die jungen Leute ganz verwildern; sie waren daher eben so ungezogen, als unwissend. Nur ein Layenbruder, der Apotheker, zeigte Wissbegierde. Man isst in allen portugiesischen Klöstern erstaunlich viel, aber alle Speisen sind ohne Kunst zubereitet, und bestehen grösstentheils aus gekochten Fleischmassen von allerley Art. Der Adel in Minho ist zahlreich, aber nicht reich, vielleicht besser, wie der reichere näher am Hofe; nur stolz, wie der portugiesische Adel überall. Ein Frauenzimmer vom Range geht niemals aus, ohne dass ihr Escudero (erster Bedienter) in einer Entfernung von 20 Schritten vor ihr her geht, beständig mit entblösstem Kopfe, den Hut in der Hand. Eine vornehme Dame, die zuweilen von Vapeurs gequält wurde, liess auch einen Bedienten folgen mit einem Räucherbecken. Auch hier sieht man reizende Mädchen, oft vom ersten Range, von der besten Erziehung, und voll zarten feinen Gefühls für zärtliche Verse, in Gesellschaften beschäftigt, Läuse zu suchen.

Die Wirkungen der starken Hitze auf die Gesellschaft (die Moralität und die Industrie) zeigte sich auch in dem obern Douro. Am Mittage war alles todt und still; um 4 Uhr sah man erst die beschäftigte Volksclasse, und nach Untergang der Sonne kamen die Vornehmen aus den Häusern. Die Nacht über war ein beständiges Getümmel; die Guitarre und der elegische einförmige Volksgesang verstummte erst mit der aufgehenden Sonne, und Hitze und Geräusch liess k[illegible] Auge ruhen. Leicht gekleidet zeigten sich die Da[illegible] auf den Balkons, die Dämmerung erhöhete ihre Re[illegible] und Hr. L. wurde Zeuge von Schritten, welche [illegible] sonst Damen von Stande in Portugal nie so bald [illegible] nie so dreist erlauben.

Es ist jetzt bey weitem nicht mehr so schwe[illegible] Portugal, Bücher zu erhalten, wie ehemals. Die [illegible] teratur ist dürftig. Nur eine einzige politische Z[illegible] tung erscheint im Reiche; literarische Zeitungen, o[illegible] andre kritische Blätter u. dgl. kennt man gar nicht. Jo[illegible] nale können nicht gedeihen, weil man gar zu we[illegible] Antheil an der Literatur nimmt; doch kommt in L[illegible] sabon ein Wochenblatt heraus, welches häufig ge[illegible] sen wird, und worin spasshafte Anekdoten, Einf[illegible] und Gedichte aufgetischt werden. Der Hang zur Dic[illegible] kunst ist noch nicht erloschen, aber an prosaisch[illegible] Schriftstellern in der schönen Literatur fehlt es ga[illegible] und gar. Der Roman wird noch schlecht bearbei[illegible] die Portugiesen stehen in dieser Rücksicht weit [illegible] ter den Spaniern.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *G. B. Schi[illegible] lein Handwörterbuch der Naturgeschichte*, über [illegible] drey Reiche der Natur. Nach dem Französisch[illegible] frey bearbeitet. *Erster Theil.* 1800. 330 S. 8.

Keine Vorrede belehrt uns über den Zweck d[illegible] Uebersetzung, oder das Original; sey aber auch die[illegible] ses welches es sey: so ist doch diese Bearbeitung ei[illegible] unbrauchbares Werk. So sagt z. B. der Artikel *Af[illegible]* nichts von der Geschichte dieser merkwürdigen Thier[illegible] im Allgemeinen, und von den Arten werden nu[illegible] der rothe indianische Schilfaffe (*simia rubra Lin.*), d[illegible] Dük (*S. Hemaeus Lin.*), der grüne und der schwarz[illegible] sige; die beiden letzten ohne Linnéische Namen [illegible] gegeben. Der ganze Artikel von dem letzten lau[illegible] so: „*Affe (schwarznäsiger)*. Ist weiblichen Geschlech[illegible] und von sehr schönem Ansehn. Der Leser lernt [illegible] daraus, dass es keine schwarznäsige Affen giebt, [illegible] Männchen sind." Rec. sollte doch nicht denken, d[illegible] alle Weissnasen Männchen wären. Noch zur Pro[illegible] der gleich folgende Artikel: „*Afrikanische Frau.* E[illegible] sehr schöner afrikanischer Vogel, der gleich den [illegible] fen dem Menschen alles nachzumachen sucht. U[illegible] ihn zu fangen, nimmt man ein Gefäss mit Vogelle[illegible] thut, als wenn man etwas davon herausnähme, re[illegible] sich die Augen, stellt das Gefäss auf die Erde, u[illegible] entfernt sich. Der Vogel nähert sich nun dem G[illegible] fässe, nimmt Leim heraus, und weil er das, wa[illegible] gesehen hat, nachahmen will, beleimt er sich [illegible] Augen und die Füsse." Dieser Band geht von [illegible] bis *Erdgrille.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Minden, b. Körber: *Westphälisches Taschenbuch* für das Jahr 1801. Herausgegeben von *Karl Gottl. Horstig* und *Chr. Ulr. Freyhn. von Ulmenstein.* 202 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Aus Westphalen kömmst du, dem Lande der Schinken und Würste?
Armes Taschenbuch du? Wie wird es dir wohl ergehn?
Kann aus Westphalen, dem feisten und wohlernährenden Lande,
Etwas kommen, was noch mehr als Körper verspricht?

So hebt die als Prologus vorangesetzte artige Elegie, von Hn. *Horstig*, an, und glücklicher Weise konnte er das Taschenbuch mit dieser Frage eröffnen, ohne durch die Antwort der Kritik beschämt zu werden. Enthielt dieses auch nichts anders, als die wohlgeschriebene Biographie, die hier nur den bescheidenen Titel eines Fragments führt, von der vortrefflichen Fürstin Juliana, die als verwittwete Gräfin von Schaumburg-Lippe seit 1787 die obervormundschaftliche Regierung zu Bückeburg, in Verbindung mit dem Hn. Reichsgrafen von Walmoden-Gimborn, führte: so würden wir diesem Büchlein vor einer Menge anderer dieser Art bey weitem den Vorzug geben. Es fehlt ihm aber auch nicht an andern Stücken genialischer Mitgift, in Versen und Prosa, die ihm Beyfall erwerben müssen. Hr. *Horstig* hat einige Epigrammen dem Martial sehr schön nachgebildet, z. B.:

An den Liebling unserer galanten Damen.

Er singt scharmant, er macht scharmante Lieder,
Er tanzt scharmant, er declamirt scharmant,
Er geht scharmant, er setzt scharmant sich nieder,
Er spricht scharmant, er küsst scharmant die Hand,
Schon recht, wir kennen uns, glaubt mir ihr Brüder,
Gut macht er nichts, doch alles ganz scharmant.

An den Hn. Karinus.

Silberne Leuchter hast du, und silberne Messer und Gabeln,
Silbernes Speisegeschirr, silbernes Küchengeräth,
Silberne Schnallen und Gürtel, und silberne Dosen und Ringe,
Silberne Uhren hast du, silberne Ketten daran;
Alles hast du von Silber, nur eins kann ich nicht begreifen,
Sprich, warum hast du, Karin, immer kein silbernes Geld?

Hier müssten nur die Kostbarkeiten von Silber besser mit dem Costume harmoniren. Wer silbernes Tafelgeschirr, und sogar silbernes Küchengeräthe hätte, würde sicherlich keine silberne Uhr mit silberner Kette tragen. Die Pentameter sind hier besser gemacht, als einige in dem Prolog, wo sich Hr. Horstig in der zweyten Hälfte erlaubt, gegen die Sitte der alten Dichter, statt zweyer Daktylen, Spondeen zu brauchen. Unter den prosaischen Fabeln, in Lessings Manier, sind mehrere gut erfunden, und mit Präcision erzählt. Der Hohenstein und der Wasserfall bey Langenfeld ist anmuthig beschrieben. Doch wir kommen auf das interessanteste Stück, auf der Fürstin Juliana Lebensbeschreibung. Ihre Verdienste um das Land, durch Abkürzung der Processe, die Beförderung des Faustischen Gesundheitskatechismus, ihre Sorge für die Schulen, die Anlage neuer Kunststrasen, die Cultur der Forsten, Beförderung der Obstbaumzucht, und mehrere andere nützliche Anstalten zeugen von der Weisheit und Güte ihrer Regentschaft; und die Liebenswürdigkeit ihres Geistes und Charakters geben viele hier angeführte Züge ihres Privatlebens zu erkennen.

Noch dürfen wir an einem westphälischen Taschenbuche nicht vergessen, dass es sehr nett gedruckt, mit einem gut gearbeiteten Porträt der Fürstin Juliana *en Medaillon*, und zwey schönen Landschaften, verzieret ist.

Leipzig, b. Seeger: *Jahrbuch, zur belehrenden Unterhaltung für Damen*, von *J. J. Ebert*, Prof. zu Wittenberg. Für das Jahr 1801. Mit Kupf. 263 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausgeber hat auch diessmal die Ansprüche, die man nach dem Titel seines Jahrbuchs an ihn machen kann, treulich erfüllt. *Ida*, eine wahre Geschichte (leider hat sie sich schon oft zugetragen), wird den Leichtsinn manches Mädchens zur Besinnung bringen. Der Aufsatz über die grosse Kunst, sich bey Zeiten zurück zu ziehen, ist nicht, wie man denken könnte, an die angehende Matrone (wiewohl es für diese eine eben so nöthige Kunst unter gleichem Namen, nur in anderm Verstande, giebt), sondern an Mädchen gerichtet, und betrifft die Kunst, gefährlichen Vertraulichkeiten auszuweichen. *Laura* und die treue *Fanchon*, zwey moralische Geschichten, von dem Herausgeber angenehm erzählt. Die von Jury gezeichneten und gestochenen Kupfer, die man mit Vergnügen ansieht, stellen Scenen aus dem zweyten Bande von *Robert*, oder der *Mann wie er seyn sollte*, dar- Go-

GOTHA, b. Ettinger: *Gothaischer Hofkalender, zum Nutzen und Vergnügen*, auf das Jahr 1801. 113 S. (Ohne die Kalender und genealogischen Tafeln.)

Die stehenden Artikel ungerechnet, finden sich diessmal folgende Aufsätze: 1) Etwas über Sitten und Lebensart in Portugall. 2) Einige Hypothesen über die Sonne. 3) Ueber Blindheit und Taubheit. 4) Wirkung der Musik auf die Thiere. 5) Beytrag zur Kenntnifs des Aufwandes voriger Zeiten. Eine Verordnung des Stadtraths zu Rostock von 1567, worin den Vornehmsten geboten wird, mehr nicht als 100 Personen zum Hochzeitmahl zu laden, und mehr nicht als 24 Schüsseln zu geben. Aehnliche Vorschriften für den mittlern und untern Stand. Doch durfte auch hier einer nur 100 Mark Schwedisch erlegen, und durfte damit „alles nach seinem Gefallen auf den Prahl und „Pracht frey ausrichten." 6) Historisch - statistische Uebersicht des osmannischen Reichs. 7) Neu durchgesehenes Verzeichnifs von 220 Städten und der Zahl ihrer Einwohner. 8) Etwas über den Werth des Geldes und die Preise vor der Entdeckung von Amerika. 9) Beyspiele von ausserordentlicher menschlicher Leibesstärke. 10) Geschichte der Astronomie vom Jahr 1799, vom Hn. Obristlieut. v. *Zach*. Sehr genau, instructiv und vollständig. 11) Chronik des Jahrs 1799 und 1800. 12) Geschwindigkeit einiger lebenden Geschöpfe. Die zierlichen Kupfer stellen zum Theil Ansichten von Städten, Palästen und Landhäusern, theils aber portugiesische Sitten vor; unter denen die reitende Post von Lissabon nach Oporto mit ihrem auf seinem Thier sehr bequem schlafenden Postillion sehr lächerlich auffällt.

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Adel der Weiblichkeit*, in Zügen von Liebe, Treue und Edelsinn. Ein Taschenbuch für die Edeln des schönen Geschlechts auf das Jahr 1801. 276 S. kl. 8.

Eine Sammlung von etlichen und sechzig längern und kürzern historischen Erzählungen, aus alter, mittlerer und neuerer Zeit, welche bey einem zwar nicht eben geistvollen, oder vorzüglich schönen, dennoch simpeln und correcten Vortrage, eine unterhaltende und nützliche Lectüre für viele gewähren kann.

FRANKFURT, b. Behrens: *Allmanach und tägliches Taschenbuch für Kaufleute* auf das Jahr 1801. 94 S. 8. (12 gr.)

Enthält ausser dem verbesserten, dem julianischen, französischen und jüdischen Kalender, nichts weiter als eine Vergleichung der Münzsorten und Maasse in verschiedenen Ländern.

LEIPZIG, b. Wolf u. Comp.: *Taschenbuch für 1801. Siama und Galmory*, und die *Schöpfung des Weibes*, von Dr. *J. G. Siegfried*. 228 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey der Ankunft der Spanier in Peru rächt sich Maxalon, der vergebens um Galmory's Liebe gefleht hatte, an seinem glücklichern Nebenbuler Si[ama] dadurch, dass er im Treffen ihren Vater, Harma[...] verrätherisch umbringt, und den Siama verleitet, [...]gen einen übermächtigen Haufen zu kämpfen, w[...] gefangen genommen, und zu dem spanischen Fü[hrer] des Trupps Cajaro gebracht wird. Dieser ver[...] sich in Galmory, da sie für ihren Gatten bittet; [...] will, da seine Wünsche unerhört bleiben, sie d[urch] Martern, die er ihrem Geliebten im Kerker d[...] zur Erfüllung seiner Begierden zwingen; sie [ver]spricht, unter der Bedingung, dass ihr Gatte fr[ey] lassen werde, sich dem Cajaro zu ergeben. In d[em] Augenblicke aber, wo dieser sich ihr nähern w[ill,] reisst sie ihm den Dolch von der Seite, und mit [den] Worten: *O lerne die Liebe kennen in mir;* beginnt ihre Anrede an den hassenswürdigen Gewalth[aber,] die sie damit endigt, dass sie sich den Stahl in [die] Brust stöfst. Siama hat kaum von ihrem Tod[e ge]hört, so drängt er sich herzu, stürzt über sie hin [und] stirbt. Diess ist der Stoff des ersten Gedichts, [das] auch unter folgendem Titel:

LEIPZIG: *Siama und Galmory*, ein Gedicht in [...] Gesängen, von *J. G. Siegfried*. 1801. 114 S.

besonders gedruckt ist. Das Gedicht hat schöne [poe]tische Stellen. Wir führen nur eine an, wo [das] Gleichnifs von der Schlange Maka hergenommen, [in] der Anwendung original, und in der Ausführ[ung] schön und erhaben ist:

> Aber vom Geiste des Frühlings durchdrungen, entbrannt Maxalon
> Zu der Schönen, so wie die grimmige Maka den Lenz fühlt.
> Mütterlich wecket der Strahl der allernährenden Sonne
> Frühlingsblüthen, und süsst die ambrosischen Früchte der Herbstzeit;
> Diesem Wurme kocht sie sein Gift, im Farrenkraut schläft er
> An der mittägigen Gluth, und schwillt vom tödtlichen Safte,
> Dann erweckt ihn der Abend, er fühlt die Gährung und lüstert,
> Einzuflössen den brennenden Tod. Da nahet ihm spielend
> In den Blumen ein sorgloses Kind, er bildet im Schlummer,
> Spiegelt im Glanze der Sonne die farbigen Wirbel; die Kleine
> Hascht nach ihm, freudig hüpfend, und mit gutherziger Einfalt
> Reicht er ihm Blumen zur Kost; doch schnell umringt ihn das Unthier,
> Und er empfängt die heillose Wunde. So fühlte Maxalon
> Giftbereitend im Herzen die Anmuth der reinen Galmory.

Im Ganzen aber würde es dem Gedicht zum Vorthe[il] gereichen, wenn der hohe feyerliche epische To[n] nicht, weil er ohne Abwechslung ausgehalten wird, den Leser ermüdete; wenn die Gespräche der Lieben[den]

, bey denen man an Klopstocks Semida und Cidli unrechten Zeit erinnert wird, nicht unnatürlich Peruaner schienen; wenn der Tod Siana's wahrscheinlicher eingeleitet wäre. Indem sich dieser über sterbende Geliebte hinwirft, lässt der Vf. ihn sagen:

Lass ab mit der festen Umarmung,
Weh, du erdrückst mich! Lass ab! O Sonne, erbarme dich unser!

verscheidet er; und man sieht nicht, ob er bloss Leidenschaft stirbt, oder ob ihn die Geliebte, die ch wirklich schon todt war, noch erdrückt hat, vor er sich nach seinem Ausrufe der Wehklage so zu fürchten scheint.

Ausser der zweyten auf dem Titel genannten prosaischen Erzählung im orientalischen Stil, finden sich hier noch zwey Gedichte, von denen das an Meliphona eine schöne Anlage zur didaktischen Dichtkunst verräth.

Berlin, b. Oehmigke: *Almanach für Verehrer der Natur, Freundschaft und Liebe* auf das Jahr 1801, von *F. W. A. Schmidt*, Prediger zu Werneuchen. 302 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Leser, an die sich der Titel wendet, werden n diesem Almanach viel gute und ehrenwerthe Sachen, und an dem Vf., als Landprediger, Gatten und Vater viel verehrliches finden, wenn sie nur, was auch diessmal, auf dem Titel wenigstens, nicht versprochen wird, hier nicht etwa *Poesie* verlangen. Denn wem es darauf ankommt, dem müssen wir agen, dass Hr. *S.* im neuen Seculo noch eben so, wie er im verflossenen gethan, zu reimen fortfährt. z. B. S. 46.:

Der Sämann geht mit weissem Tuch,
Streut Linsen aus und Wicken,
Die Rinderheerde gras't im Bruch,
Das Schaf auf Rasenstücken,
Im Hofe thun bey Mückentanz
Die Küchlein schon so munter,
Die Bauerfrau berupft die Gans,
Und legt ihr Eyer unter.

S. 51.:

Die Küchlein ziepen,
Nestvögel piepen
Im Fliedergrün,
Und Frauen ziehn
Mit Milch in Kiepen,
Barfüssig hin
Zur Städterin.

Frühmorgens propfen
Wir, stängeln Hopfen,
Und sä'n Spinat
Und Kopfsalat,
Der Wein, voll Tropfen
Und knospend itzt,
Wird angestützt.

S. 94.:

Nett ist unser Stübchen, da
Hängt gemalt die Grossmama
Bey dem braven Aeltervater;
Unterm Ofen spinnt der Kater.
O welch ländliches Gemisch
Bunter Sachen, überm Tisch
Die beblümte grüne Decke,
Vor dem Fenster Nelkenstöcke,
Auf den Dielen gelber Sand,
Hundert Nägel an der Wand,
Voller Flinten und Pistolen,
Stiefeln auch mit breiten Sohlen,
Fliegenklapp' und Schlüsselbund,
Jägertasch und Wachtelhund.

Die Ballade: der *Graf von Mannsfeld*, obgleich nicht mit Bürgers Balladen zu vergleichen, zeigt doch, dass Hr. *S.* mehr als reimen *könnte*, wenn er *wollte*. Wenn er nun aber seine Lust an gereimten Bauerkalendern, gereimten Pächterinventarien, oder wie S. 279.:

Der Schlafrock ihres Herrn, mit Tulpen ausgenäht
Mannshemden, Schürzen, Strümpf' und kleine Haubkornettchen,
Auch Windeln, Kinderzeug und Ueberzug von Bettchen.

sogar an gereimten Waschzetteln findet, wer kann's ihm wehren, und wer wollte es ihm nicht gönnen?

Leipzig, b. Böhme: *Frauenzimmer-Almanach, zum Nutzen und Vergnügen*, für das Jahr 1801. 270 S. kl. 8. (20 gr.)

Bey gleicher Anlage, gleicher Mannichfaltigkeit, erhält sich dieser Almanach immer auch noch in gleichem Beyfalle. Der Gedichte sind wenige, aber einige, besonders das erste von Schink, der Auszeichnung werth. Die beiden Erzählungen unter der Aufschrift: Die Gefahren der Täuschung und die Versöhnung, wenn ihnen auch eine hübsche Verkürzung nicht schaden würde, mögen doch mit Nutzen und Vergnügen von vielen gelesen werden. Die übrigen Artikel ökonomischen, naturhistorischen, pädagogischen und geschichtlichen Inhalts, gehen auch hier, wie in den vorigen Jahrgängen, fort.

Göttingen, in d. Dietrichschen Buchh.: *Göttingischer Taschenkalender* für das Jahr 1801. 235 S. 8. ohne den Kalender und das genealogische Verzeichniss. (1 Rthlr.)

Es hätte diesem, seit vielen Jahren beliebten, Büchlein, das bekanntlich auch ohne den Kalender, unter dem Titel: *Göttingisches Taschenbuch, zum Nutzen und Vergnügen*, verkauft wird, nichts angenehmers begegnen können, als wenn Lichtenberg eben so viele Aufsätze von seiner Hand für dasselbe hinterlassen hätte, als der grosse Euler mathematische Abhandlungen hinterliess, woran die Commentarien der

der Petersburgischen Akademie sich noch viele Jahrgänge hindurch erholen konnten. Leider aber hat er nichts hinterlassen, als sechs Kupfer, die sich auf den Zustand der Negern beziehn, und die hier in Ermangelung eines Lichtenbergischen Commentars mit einer historischen Erläuterung begleitet werden. Ausser einem artigen Aufsatze über Wedgewood's Fabrik, einer Geschichte der Zenobia, ziehn (ohne den sieben Blättern Kupfer mit Moden, und den sechs Monatskupfern aus der römischen Geschichte, von Fiorillo ihr Verdienst absprechen zu wollen) drey von dem berühmten Tischbein in Neapel gearbeiteten Zeichnungen, die Aufmerksamkeit an sich. Die eine zeigt einen übersatten Dickbauch im Contrast mit einem ausgehungerten Bettler; die andere einen sinnreichen Bettler, der vor einem Hause sitzt, und das Gemälde seines Unglücksfalls (er wurde von einem Wagen überfahren), neben sich aufgehängt hat; die dritte, eine rührende Scene zwischen einem Sohne und seinem Vater, den jener beym Ausbruch des Vesuvs, vor dem feurigen Lavastrom ihn zu retten, auf dem Rücken fortgetragen, aber ermüdet, und von der Fluth übereilt, ihn nicht weiter fortbringen kann. Der Herausgeber hat sie mit Erläuterungen begleitet, die sich angenehm lesen lassen. Noch einiger andern Aufsätze nicht zu gedenken.

Jena, b. Stahl: *Gründliche und vollständige Anweisung in der deutschen Fechtkunst auf Stoss und Hieb*, aus ihren innersten Geheimnissen wissenschaftlich erläutert, für Kenner zur Ausbildung, und als Kunstschatz für Lernende, systematisch und deutlich entworfen. 1798. 208 S. kl. 4. m. K.

Wenn die Fechtkunst *aus ihren innersten Geheimnissen wissenschaftlich erläutert werden soll:* so muss jede Stellung und Bewegung aus der Mechanik, der zigen Quelle ihrer Geheimnisse, abgeleitet wer[den]. Ob dieses nun zwar in der Anleitung nicht imme[r ge]schehen ist, auch vielleicht wohl gar überflüssig [seyn] möchte, und in eine zwecklose Weitläuftigk[eit ge]führt haben würde: so lassen sich dem Werke [doch] Ordnung, Gründlichkeit, Vollständigkeit und D[eut]lichkeit nicht absprechen, woraus denn von [selbst] folgt, dass der gröfste Theil unserer Fechtmeiste[r es] mit Vortheil benutzen kann.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelr[ede]gen über die Sonn-, Fest- und Feyertags-Ev[ange]lien.* Herausgegeben von D. *J. W. Rau.* [4tes] 3tes St. 1800. 10 Bog. 8. (8 gr.) (S. d. [R.] A. L. Z. 1800. Nr. 222.)

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Taschenbuch zu[m] geselligen Vergnügen* für 1792. 3te Aufl. [m.] XII u. 235 S. 12. (16 gr.) (S. d. R. A. L. Z. 1793. Nr. 215.)

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Der aufrichtige K[alen]dermann.* Ein gar curieuses und nützliches B[uch] Für die Jugend und den gemeinen Bürger [und] Bauersmann. 2ter Th. verfertigt und hera[us]gegeben von *Ch. G. Steinbeck.* 3te Auflage. [1800.] 191 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 2[..])

Berlin, b. Maurer: *Der Zauberer Angelion in B[erlin].* Eine Geschichte seltsamen Inhalts, von *C. F. Be[n]kowitz.* 2ter Th. 1800. XII u. 347 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 371.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Von folgenden *Anweisungen zu Spielen* sind bey Oehmigke d. j. Berlin 1798 *neue Auflagen* erschienen:

1) *Das Schach-Verkehren im Brett- und Tokkateglisspiel,* nach den neuesten und bewährtesten Regeln und Gesetzen, zum Selbstunterricht. Aus dem Englischen des *Elias Fielding.* 80 S. 8. (6 gr.)

2) *Neueste Anweisung zur leichten und gründlichen Erlernung des Tarok-, Tarockl'hombre-, Reversy-, Patience-, Cabale-, Homme-, Imperial- und Triumphspiels,* von *D. A. Faber.* 48 S. 8. (4 gr.)

3) *Anweisung, wie die gewöhnlichen und einige neue Billard-, Kegel- und Ballspiele zu erlernen und regelmässig zu spielen sind,* von *William Anderson.* 85 S. 8. (6 gr.)

4) *Die vollständigen Regeln und Gesetze des L'H[ombre-,] Quadrille- und Cinquillespiels.* Nach der leichtesten und [be]sten Art zu erlernen, herausgegeben von Hn. von L[..] 111 S. 8. (8 gr.)

5) *Theodor Engelmanns Unterricht im Piquet-, T[re]-Boston-, Kasino-, Connectionen-, Piquescpt-, Goodhope-* [und] *Kleeblattspiel.* 47 S. 8. (5 gr.)

6) *Neueste Anweisung zur leichten und gründlichen Er[ler]nung des Whistspiels.* 24 S. 8. (2 gr.)

Alle sollen nach dem Titel stark vermehrt seyn. [Der] Ausdruck *stark* gehört zu den unbestimmten. Doch ist hie[r] da etwas geschehen. So fand Rec. z. B. in Nr 2. seine Re[cen]sion über eine der frühern Ausgaben des Tarockl'hom[bre]-Spiels benutzt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 16. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Cairo, in der Nationaldruckerey: *La Decade egyptienne. Journal litteraire et d'économie politique. Premier volume.* An VII. de la Republique françoise. 300 S. 4.

Unter dem Heere von Zeitschriften, denen unser schreibseliges Jahrzehend das Daseyn gab, wird *die Decade egyptienne* theils ihres Druckortes wegen, theils wegen der politischen Begebenheit, wodurch sie veranlasst worden ist, immer eine der merkwürdigsten bleiben. *) Mitten unter den Unruhen eines ununterbrochenen Feldzuges haben die Glieder des Institutes der Wissenschaften zu Cairo ihre Bestimmung und den Zweck ihrer Bemühungen nicht aus dem Gesichte verloren; sie haben mehr geleistet, als man sich vielleicht von der unangenehmen Lage, in der sie sich in jeder Rücksicht befanden, versprechen durfte. Denn ausserdem dass sie sich mitten im Tumulte eines beständigen Krieges befanden, mussten sie die Gründe belebender Aufmunterung nicht sowohl aus dem Kreise ihrer kriegerischen Vorsteher und Gefährten, sondern einzig und allein aus sich selbst herholen.

Sie verdienen von allen denen, welchen die Fortschritte der Wissenschaften, und die Kenntniss unbekannten Länder am Herzen liegt, um so grösseren Dank, als durch die Expedition in Aegypten, dieses Land gewiss auf lange Zeit für jeden neugierigen Reisenden und wissbegierigen Forscher verschlossen seyn wird. Politik und Literatur haben von jeher wenig Gemeinschaft miteinander unterhalten, und wiewohl sie sich auf diesem Zuge enge aneinander geschlossen zu haben schienen: so sind sie sich doch auch hier, ungeachtet dieser scheinbaren Vertraulichkeit ziemlich fremde geblieben; aber die verdienstvollen Glieder des Institutes haben, ohne sich hiedurch irren zu lassen, ihre Bahn verfolgt, und durch die Resultate ihrer Untersuchungen vielleicht den grössten Nutzen gestiftet, der von diesem Argonautenzuge auf ihr Vaterland und Europa zurückfliesst; denn jeder andere Vortheil, den sich sanguinische Gemüther davon versprachen, ist noch in diesem Augenblicke mehr als jemals zweifelhaft und ungewiss. — Wir beschränken uns hier auf eine gedrängte Anzeige der vorzüglichsten Stücke, welche diese Zeitschrift enthält.

Formation de l'Institut d'Egypte. Die Namen der Mitglieder, und die Folge ihrer Arbeiten. *Extrait du rapport fait a l'institut sur la Fabrication du Salpètre et de la poudre du pays par le C. Andréossy.* Aegypten hat Kohlen und Salpeter im Ueberfluss, den Schwefel könnte man aus Sicilien und Neapel herholen, und Pulver im Ueberflusse verfertigen. *Description de la route du Cairo à Salehhyeh par le Citoyen Shulkouski.* Eine genaue Beschreibung des ganzen Weges mit den Namen aller Dörfer und Ortschaften. *Lettre circulaire du Citoyen Desgenettes aux Médecins de l'Armée de l'Orient sur un plan propre à rédiger la topographie physique et medicale de l'Egypte.* Ein sehr nützliches Sendschreiben, das verschiedene eingeschickte und in dieser Zeitschrift eingeschaltete Arbeiten der Feldärzte veranlasst zu haben scheint. *Extrait d'un rapport sur la colonne de Pompée lu à l'institut par le Citoyen Norry.* Die Grundfeste dieser Säule ist ein altes mit Hieroglyphen bedecktes Monument, auf dem dieselbe in späteren Zeiten, (wie diess der unreine Stil des Kapitals zeigt,) erbauet worden ist. *Fragment tiré du 17 chant de la Jerusalem delivrée par le Citoyen Parseval.* Einförmig im Versbau. *Mémoire sur le phénomene d'Optique connu sous le nom de mirrage par le C. Gaspar Monge.* Auf dem Marsche von Alexandria nach Cairo beobachtete der B. Monge diese seltene Erscheinung. Alle in einer gewissen Entfernung gelegenen Ortschaften schienen als eben so viele Inseln von einem Meere umgeben zu seyn; wie man näher kam, verlor sich der Meerarm, der das Dorf zu umgeben schien, in der Luft, und andere entferntere Dörfer erschienen auf dieselbe Weise. Der Bürger Monge erklärt diese Erscheinung aus der Strahlenbrechung durch die erhitzte und verdünnte Atmosphäre, und bemerkt, dass diese Täuschung um so grausamer sey, als man in der Wüste in der grössten Schwüle des Sommers immer Wasser vor sich zu sehen glaubt, das wie die Fluth von den Lippen des Tantalus immer zurückweicht. Wir setzen hinzu, dass eben dieses Phänomen den arabischen und persischen Dichtern, so oft von einer Art von Täuschung die Rede ist, reichen Stoff zu Vergleichungen und Anspielungen liefert; und Araber versichern, dass, wenn die Pferde in der Wüste diese Erscheinung gewahr werden, sie unaufhaltsam ihren Lauf verdoppeln, in der Meynung desto eher zum Wasser, das sie vor sich sehen, zu gelangen. *Observations sur l'Aile de l'Autruche par le C. Geoffroi.* Die Ursache, wel-

*) Desto dankbarer sind wir dem gelehrten Vf. dieser Anzeige, der sie am Bord des Tigers vor Alexandrien verfasst, und uns nebst der folgenden über Constantinopel zugesendet hat. A. d. H.

welche diesem Vogel verbeut sich in die Luft zu erheben, liegt nicht sowohl in der Schwere seines Körpers als in seinem Flügelbau, der hier beschrieben wird. *Observations sur les chevaux arabes du desert.* Die Geburt edler Füllen wird durch besondere Zeugen und vollgültige Instrumente ausser Zweifel gesetzt; die Nahrung ist Gerste; sie gehen nur im Schritt und im Galopp, sie sind vollkommen auf die Art des Arabers, auf der Flucht den Krieg zu führen, abgerichtet; — wenn der Hengst die Stuten bespringen soll, werden die letzten einige Tage zuvor abgemattet, um zur Empfängnifs desto tauglicher zu seyn, und dann durch Seifensalbungen an der Mutter besonders vorbereitet. Der Preis der edlen Pferde ist von 1000 bis 10000 Livres u. s. w. Wir setzen zu diesen richtigen Bemerkungen noch die folgende hinzu; die arabischen Pferde sind durch ihre Bereiter besonders abgerichtet, jeden Mann auf ein gewisses Zeichen von der Seite niederzurennen, sie sind dessen so gewohnt, dass sie öfters ohne das Zeichen abzuwarten, auf den nächsten besten Fussgänger, von dem sie glauben, dass er sich wider den Willen des Reiters vom Pferde entferne, zurennen und denselben niedertummeln. *Notions sur l'Ophtalmie regnante par le Citoyen Bruert.* Die Hitze, der Sandstaub, und die zu grosse Helle sind die Ursachen davon; das beste Verwahrungsmittel ist das Waschen mit kaltem Wasser, beym Heilen thut die Natur das Beste. *Extrait d'une lettre de l'Adjutant general Julien.* Einer der stärksten Schwüre der Araber besteht darin, dass sie ungescheut ihren Phallus in die Hand nehmen, und dabey ihr Wort bekräftigen. *Institut,* d. i. Bericht über die Arbeiten desselben. Da diese Berichte den anderen Abhandlungen öfters untermischet sind, und eine blosse Anzeige der Beschäftigungen der Mitglieder enthalten: so werden wir in der Folge dieser Auszüge, diesen Titel ganz übergehen. *Description d'une nouvelle espèce de Nymphaea p. le C. Savigny.* Diese Art findet sich weder in *Forskal* noch in *Gmelins Systema naturae. Notice sur la topographie de Menouf dans le Delta par le C. Carrie, Medecin ordinaire de l'armée.* Eine Beschreibung des Orts und der Sitten seiner Einwohner. *Ode arabe sur la conquete de l'Egypte traduite par le C. J. J. Marcel.* Ein Lobgedicht auf Bonaparte vom Sohne eines syrischen Kaufmanns in Constantinopel. Wir wollen hier nicht den Werth dieses Lobes, sondern bloss den Werth des Gedichtes und der Uebersetzung, würdigen, und wir bedauern, dass wir weder in dem Originale das elektrische Feuer, das die wahre Poesie durchdringt, und das dem B. Marcel so viel Vergnügen verschaffte, finden, noch die Uebersetzung für treu genug erkennen können. Der Vf. hat sich vieler Ungereimtheiten, der Uebersetzer vieler Verschönerungen schuldig gemacht. So hat z. B. der erste sich getraut das Wort *Soldat* gerade als ein arabisches zu gebrauchen من كل صلداة und der zweyte die *Mameluken*, die im Texte stehen, قهر الممالك in *des Rois ligués ensemble* zu verwandeln. Uebrigens ist diese Uebersetzung doch um viel getreuer, als weiter unten vorkommende der bekannten ersten ra des Korans. Damit die Leser selbst urtheilen gen, setzen wir die französische Uebersetzung Bürgers Marcel und eine wörtliche deutsche hier geneinander:

Au nom de l'Etre unique en pouvoir, en essence,
Au nom du Dieu clement, du Dieu de Bienfaisance,
Dont sur nous chaque jour s'epanchent les presens,
Vers qui nous elevons nos voeux et nos encens.

Diess ist die Uebersetzung der gewöhnlichen Ueberschrift: *bism illahi rahmani rrhahimi;* gerade so viel Zeilen, als im Arabischen Worte; dann weiter:

Louange au Dieu du ciel, de la terre et des ondes,
Père de l'univers! Dominateur des mondes!
Arbitre des destins au jour du jugement,
Vengeur de l'opprimé, soutien de l'innocent!
C'est vers toi, que nos coeurs elancent leur prière,
C'est toi, que nous osons implorer comme un père
Exauce tes enfans! que toujours l'équité
Affermisse leur pas soit leur guide assuré!
Qu'ils fuient les sentiers de l'erreur mensongère!
Que nul crime sur eux n'appelle ta colere!
Que dirigeant vers toi leurs esprits et leurs coeurs
Ils se montrent toujours tes vrais adorateurs!

Deutsche Uebersetzung.

Im Namen Gottes des Erbarmenden, des Gütigen. Lob sey Gott dem Herrn der Welten, dem Erbarmenden, dem Gütigen, dem Herscher des Gerichtes! Dich beten wir an, und zu Dir flehen wir um Hülfe! Leite uns auf den rechten Weg, auf den Weg derer, denen Du ohne Zürnen gnädig bist, und die nicht irren!

Rapport sur un monument pris du grand Aqu[illegible] du Caire par le Citoyen Denon. Nichts als eine Säulen. *Observation sur la Couleur de la mer par le Citoyen Costaz.* Die eigentliche Farbe des Meeres ist Indigoblau, das nach dem Verhältniss des Lichts bald eine tiefere, bald eine hellere Farbe annimmt. Die Lichtstrahlen bringen dieselbe Wirkung hervor, wie die Beymischung des Weissen zum Blauen. Längs den Gestaden hingegen ist die Farbe des Meeres grün (Grünspan). Der Bürger *Costaz* erklärt es aus der Beymischung der gelblichten Farbe des Sandes, die mit dem Blau vermischt das Grüne hervorbringt. Er würde vielleicht eine zureichendere Erklärung dieses Phänomens gesuchet haben, wenn er bedacht hätte, dass die Farbe des Meeres nicht nur an dem Gestade, sondern hart am Fusse eines jeden Schiffes selbst im hohen Meere, immer Grünspan ist, der sich in der Entfernung einiger Schuhe ins Indigoblau verliert. Die Ursache dieser grünen Farbe also, die gleichsam eine Ausnahme von der Regel ist, möchte weit eher in der durch einen unter dem Wasser nahe gelegenen Körper, wie das Schiff und an den Gestaden der Grund des Meers ist, hervorgebrachten Strahlenbrechung zu suchen seyn. Der Vf. hätte noch bemerken

n können, dass längs den Gestaden Aegyptens auf
ige Meilen hinaus das Meer weder die Farbe des
ligo noch des Grünspans hat, sondern im hellsten
nnenscheine eine blasse Olivenfarbe behält, wel-
e durch den Schlamm, den die Mündungen des Ni-
ausschwemmen, hervorgebracht wird. *Projet
me école de dessin par le C. Dutertre. Projet d'un
blissement d'agriculture en Egypte par le C. Ner-
x. Extrait des observations du C. Ceresole, Medecin
l. l'Armée, dans un voyage sur la cive occidentale du
l du Caire à Rout.* Interessante Bemerkungen über
e Lebensart der Einwohner. *Vers pour mettre en
s du portrait du C. Shulkowski.* Dieser junge Pole
ird in einem Aufstand ermordet. *De la tincture du
ton et du Lin par le Carthame p. le C. Bertholet. Mé-
oire sur un voyage fait sur la branche tanitique du Nil
le C. Malus.* Eine sehr genaue topographische Be-
reibung. *Notice sur divers procedés propres à cor-
ger les défauts de certains fers aciers et fontes par
on le Vavasseur. Rapport sur les Oasis par le C.
urier.* Eine kurze Notiz aus den Schriftstellern zu-
mmengetragen, die der Oasis erwähnt haben. *No-
e sur l'emploi de l'huile dans la peste.* Eine Anzeige
r bekannten Schrift des Grafen von Berchtold. *Rap-
rt sur les observations faites pour determiner la posi-
n géographique d'Alexandrie et la direction de l'ai-
ille aimante par le C. Nouet.* Genaue Tafeln der Be-
bachtungen. *Memoire sur le lac Menzaleh d'après la
connoissance faite en vendemiaire an 7. par le General
'artillerie Andreossy.* Der Vf. beschreibt den dermali-
en Zustand des Sees, die alten vormals bewohnten
nseln, die Stadt Mensaleh, die benachbarten Gegen-
en, die Art des Feldbaues, die Ruinen von *Tennis,
ouna, San* und *Pelusium*. Dieses Memoire ist aus al-
en Abhandlungen, welche die Zeitschrift enthält, bey
weitem das umständlichste und genaueste. *Fragment
e la Jerusalem delivrée par le C. Parseval. Notice sur
amenagement et le produit des terres de la province
le Damiette par le Citoyen Gerard.* Der Reisbau
wird besonders ausführlich durchgenommen, der Er-
rag und die Kosten des Anbaus sind genau berech-
et. *Extraits de la Geographie d'Abderrachyd et Ba-
ony sur la description de l'Egypte par le C. Marcel.*
Ein Auszug aus diesem arabischen Geographen, der
ben keine neuen Aufklärungen für die Beschreibung
les Landes darbeut. *Analyse de l'eau du Nil et de
uelques eaux salées par le Citoyen Regnaut.* Die
Resultate der chemischen Untersuchungen des Wassers.
*Rapport sur le Moristan ou l'Hopital du Caire par le
C. Desgenettes.* Es hatte Unterstützung nöthig. *Sui-
te des extraits de la Geographie d'Abderrachyd.* Wie
ben, wenig mehr als die Namen der Ortschaften.

Aus einer Anmerkung am Schlusse des Buchs er-
sehen wir mit Vergnügen, dass wir eine ausführliche
Geschichte der Arbeiten des Institutes zu erwarten ha-
ben, deren Herausgabe freylich durch die Zeitum-
stände noch ziemlich lange verspätet werden dürfte.
Der zweyte Theil der Dekade ist bereits erschienen,
aber dem Recensenten noch nicht zu Gesichte ge-
kommen.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Cairo, in der Nationaldruckerey: *Fables de Loc-
man, surnommé le Sage, édition Arabe accompag-
née d'une traduction françoise et precédée d'une no-
tice sur ce celèbre Fabuliste. an VIII. d. l. Rep.*

Die Fabeln sind dieselben, die uns durch die Aus-
gabe des Erpenius bekannt sind, nur mit einer fran-
zösischen, statt einer lateinischen, Uebersetzung, und
mit einer umständlichen Vorrede, die alles, was sich
von Lokman bisher mit Gewissheit sagen, oder viel-
mehr mit Wahrscheinlichkeit erzählen läfst, zusam-
menfasst.

Alle orientalischen Schriftsteller setzen die Lebens-
zeit Lokmans in die Zeit, wo David und Kajkawus
herrschten, das ist ungefähr fünfhundert Jahre vor
Aesop, der vielleicht sein Uebersetzer, oder was um
vieles wahrscheinlicher ist, mit Lokman, dem Habessi-
nier ein und derselbe Fabelerzähler war. Denn viele
Anekdoten, die der Morgenländer von Lokman er-
zählt, finden sich in *Aesops* Lebensbeschreibung wie-
der. Der Bürger Marcel, der der Director der Buch-
druckerey in Cairo, und der Herausgeber dieser Fa-
beln ist, führt in Ermangelung einer vollständigen
Lebensbeschreibung, die aus verschiedenen morgen-
ländischen Schriftstellern gesammelten Lokman be-
treffenden Anekdoten an, und bedauert, dass von den
zahlreichen Werken dieses Weisen, von seinen Para-
beln, Gleichnissen, Sentenzen, und Sittensprüchen,
deren Zahl bis auf Zehntausend angegeben wird,
nur die einzigen Fabeln auf dem Strome der Zeit
einherschwimmen. — Recensent hat ein arabi-
sches Manuscript; das den Titel *Werke Lokmans des
Weisen* führt, längst auf einige Augenblicke zu Ge-
sichte bekommen, das ausser den Fabeln eine Men-
ge Sittenlehren und Sprüche, Maximen und Sprich-
wörter enthält; das ganze Buch ist in Abschnitte un-
tergetheilt, deren einer die Fabeln enthält, welche
ungefähr das Fünftel des ganzen Buches betragen.

Wiewohl die Existenz eines solchen Werkes noch
nicht beweist, dass der ganze Inhalt desselben *Lokman*
dem Weisen angehöre, so wird dadurch doch wenig-
stens dargethan, dass ausser den Fabeln noch andere
Stücke dieses Weisen auf uns gekommen sind. Das
berührte Manuscript befindet sich in Syrien, und
wird, wie man versichert, auch in Aegypten ge-
funden. Rec. zweifelt daher keineswegs, dass es
sich nicht in einer der Manuscriptensammlungen der
französischen Armee befinden, und mit denselben
nach Europa kommen werde. Er weiss, dass nicht
nur die Gelehrten des Institutes, sondern mehrere
Officiere des Stabs, Manuscripte aufgesucht und ge-
sammelt haben, die um so grösseren Werth haben,
als die meisten derselben zuvor durch die Hände des
verstorbenen Venture, der ein vortrefflicher Dollmet-
scher, und der orientalischen Literatur keineswegs
unkundig war, gegangen sind; Venture musterte die-
selben, und rieth, nur diejenigen zu behalten, die ih-
rer

rer Seltenheit oder ihres Inhalts wegen, wahrhaften Werth haben.

Uebrigens ist der Abdruck und die Uebersetzung dieser Fabeln eine der nützlichsten Unternehmungen des Bürgers *Marcel*, der seinen Mitbürgern die Erlernung des Arabischen zu erleichtern sucht. Ausser einigen Bogen von Alphabeten, und einem andern von Sprachelementen, der unter dem Titel: *Exercices de lecture d'Arabe litteral, à l'usage de ceux qui commencent l'étude de cette langue*, erschienen ist, hat er auch ein kleines Taschenwörterbuch: *Vocabulaire François Arabe contenant les mots principaux et d'un usage plus journalier au Caire an VII.* (12.) herausgegeben, das um so nützlicher ist, als es die gebräuch sten Worte, und die wahre Aussprache derselben halt. Alles was ungefähr zum täglichen Leben ist, findet sich darin nach Rubriken zusamm drängt, und ist ohne Zweifel der ganzen Armee ungemeinen Nutzen. Nicht minder nützlich i unter dem Titel: *Annuaire de la Republique fra calculé pour le meridien de Caire an VIII. de la franç.* erschienene Almanach, der die römische, chische, türkische, kophtische, und republikan Zeitrechnung, astronomische Beobachtungen, einen Schematismus der französischen Armee in Ae ten enthält.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Leipzig*, b. Rein: *Etwas über den Werth der kritischen Philosophie und ihren Einfluss auf die geoffenbarte Religion*; veranlasst durch die diesfalls geäusserten Urtheile der grössten Theologen und Philosophen unserer Zeit, sonderlich eines Reinhards, Tieftrunks und Stäudlins. 1800. 70 S. gr. 8. (6 gr.) Die ungenannten Vf. stehen in der, wiewohl ganz irrigen, Meynung, dass die kritische Philosophie das geoffenbarte, wahre und zuverlässige Wort Gottes erschüttern, wo nicht gänzlich zu Boden stürzen wolle. Sie haben sich deswegen an diese Philosophie gewagt, und ob es ihnen gleich, nach ihrem eigenen Geständnisse, ziemlich sauer geworden ist, in die Ideengänge, *Hieroglyphen* und ganz neue Terminologie derselben sich *in etwas* hineinzudenken: so ist ihnen doch diese Mühe, wie sie sagen, durch die Entdeckung vergolten worden, diese Philosophie sey nicht im Stande, sie in ihrem Glauben wankend zu machen. Ihre Bemerkungen wollen sie, wie es scheinet, in mehrern solchen *Etwas* dem Publicum vorlegen. „Sie sind," ihrer Erklärung zu folge, „niedergeschrieben worden, insonderheit bey Durchlesung alles dessen, was wider die Vorrede der dritten Auflage der christlichen Moral des Hn. D. *Reinhards*, im ersten Bande derselben, von einem *Tieftrunk*, *Stäudlin* u. a. scheinbares und klingendes ist vorgebracht worden." Hier machen sie den Anfang 1) mit einer noch nicht vollendeten Beurtheilung der Tieftrunkschen Recension jener Vorrede in den *Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen* v. J. 1797. und 2) mit einer Rettung des *Köppenschen* Werks, *die Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit*, gegen eine kurze Abfertigung desselben im ersten Stücke des zweyten Bandes der *theologischen Blätter*. In der That machen diese rüstigen Streiter der positiven protestantischen Theologie keine Schande; aber desto weniger Anspruch haben sie auf eine richtige Einsicht und gründliches Raisonnement in Sachen der Philosophie. So lange sie die Aussprüche der Vernunft durch Aussprüche der Bibel und Autoritäten der biblischen Dogmatiker bestreiten, wird man sie ganz consequent finden. Wenn sie aber die Vernunftgründe ihrer philosophischen Gegner auch durch Vernunftgründe widerlegen wollen: so begeben sie sich alles Vortheils. Was sie in Rücksicht auf kritische Philosophie beybringen, beweist, dass diese ihnen ein wahres Räthsel geblieben ist. So ist es ganz consequent, wenn sie, mit *Kleuker*, geradezu behaupten, dass die Grundwahrheiten der Religion durch ein wirklich vorhandenes Buch, die Bibel, hinreichend gesichert sind; oder, wenn sie, mit einem andern wichtigen Manne, sagen: die Offenbarung sey ein Licht, bey welchem der M viel heller sehe, als bey dem Lichte der Vernunft; oder, w der Behauptung *Tieftrunks*: es sey ihm kein Umstand bekan welcher irgend ein Sittengebot unkräftig machen könne, Israeliten, die den Aegyptern die von denselben gebo Sachen nicht wieder zurückgaben, entgegen gesetzt werden s. w. Ganz seltsam nehmen sich hingegen die Raisonnem dieser Antikritiker aus, wovon wir nur einige anführen. I Ding an sich, sagt *Tieftrunk*, ist der Begriff von einem e was nicht Object *unserer* Erkenntniss seyn kann. Dagegen innern sie: „Es muss doch wohl das Ding an sich, wenn anders ein *existirendes* vollständiges Ding, *ens completum*, s soll, ein Object der Erkenntniss *irgend eines Geistes* seyn; u wenn es das ist: so bleibt ja noch immer die Frage, *ob die* Geist sich dasselbe nicht ebenfalls mit diesem *etwas denke* müsse, oder giebt es etwa gar keine Dinge an sich?" *Man sieht* die Vf. wissen gar nicht, oder haben rein vergessen, *wovon die* Rede war. Wenn *Tieftrunk* behauptet, dass unsere Erkennt niss auf das Feld der Erfahrung eingeschränkt sey, und nac den Objecten fragt, die der Mensch erkennen soll, und d gleichwohl keine Objecte der Erfahrung sind: so antworten Vff. recht treuherzig also: „Giebt es denn nach dem Spr gebrauche keine andere Erkenntniss, als die, welche auf d Wege der geometrischen Demonstration erlangt wird? Giebt zwischen Denken und Erkennen nicht ein Drittes, ja wohl g noch ein Viertes? Unterscheidet man nicht, nach dem Sprach gebrauche, eine symbolische Erkenntniss, ein zuverlässige Wissen, eine Gewissheit, von der Erkenntniss und dem Wis überhaupt, welches aber alles in der kritischen Philosoph nur ein *Glauben*, oder wohl gar nur ein *Meynen* heisst." I diesem Labyrinthe, worein sie die betrügerische Vernunft g führt hat, orientiren sich unsere Vff. aber bald wieder, ind sie hinzusetzen: „Man denke doch hier an die uns allen ob gende Pflicht, Gott, unsern Schöpfer, und den, den er zu u serm Heile in die Welt gesendet hat, Jesum Christum, zu e kennen, u. s. w. Des Mangels eines apodiktischen Beweises v Daseyn Gottes ungeachtet, meynen sie ferner, sey dieses D seyn doch gewiss und zuverlässig, weil Sempronius auch nic apodiktisch beweisen könne, dass er einen Vater gehabt hab ob er solches gleich gewiss wisse. Mit solchen Vertheidigun gen und Beweisen dürfte wohl so wenig der Sache als de würdigen Manne, der hier vertheidiget werden sollte, gedie seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Januar 1801.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, b. d. Gebrüd. Gädicke: *Kleine mineralogische Schriften* von *Joh. Carl Wilh. Voigt. Zweyter* Theil 1800. 228 S. 8. (20 gr.)

Der erste Theil dieser kleinen Schriften erschien 1799, und ist in A. L. Z. Nr. 340. angezeigt. Auch dieser vorliegende Theil enthält manches Interessante. I. *Bemerkungen über Gebirge, gesammelt in den Jahren* 1792 *bis* 1794 von Dr. *J. H. Autenrieth*, jetzt öffentl. Lehrer der Anatomie in Tübingen. Der schon aus anatomischen und physiologischen Abhandlungen dem Publicum vortheilhaft bekannte, fleissige Vf. liefert hier einen sehr willkommenen Beytrag zur Gebirgskunde, welcher auch für die Geognosten Interesse hat. Er sammelte die hier vorgetragenen Bemerkungen auf einer Reise durch den mittleren Theil von Europa, von dem mittelländischen Meere bis an die Nordsee, und vergleicht dieselben hin und wieder mit seinen Erfahrungen über einen Theil der nordamerikanischen Küsten. Der Aufsatz ist durchaus keines Auszuges fähig, wird aber von jedem Mineralogen [illegible] gelesen werden, da er nicht blofs trockene Beobachtungen, sondern auch überall gründliches Raisonnement, enthält. II. *Ueber Stein- und Braunkohle v. d. Herausg.* Schon im ersten Theile giebt der Vf. an, dafs er die Steinkohlen- und Braunkohlen für ganz verschiedene Gattungen halte, und führt seine Meynung nun in diesem Auffatze weiter aus; zur Steinkohlengattung zählt er Schiefer- und Blätterkohle, Kohlenschiefer, Rufs- und Lettenkohle; zu der Braunkohlengattung: bituminöses Holz, Pech- Kennel- Glanz- Stangen- Braunkohle, braune und graue bituminöse Holzerde, Moor- und Grobkohle. Die Benennung Braunkohle für die zweyte Gattung des Erdharzgeschlechts, hat der Vf. lieber gewählt, als bituminöses Holz, weil die meisten hieher gezählten Arten mehr braun als schwarz, und zum Unterschiede von den eigentlichen oder selbstständigen Steinkohlen von jeher Braunkohlen genannt worden sind. Die Leser werden sogleich bemerken, dafs mehrere neue Arten hier aufgeführt sind: als Rufs und Lettenkohle und graue bituminöse Holzerde. Der Vf. geht alle oben angegebenen Arten noch besonders durch. Die Schieferkohle ist von der ältesten Formation, findet sich immer nur in der Nähe des Urgebirges und in ehemaligen Vertiefungen ziemlich hoher Punkte desselben, nie aber in aufgeschwemmten Gebirgen. Die Rufskohle fand der Vf. nur einmahl in den Steinkohlenwerken bey Stockheim im Bambergischen; sie ist von Hn. *Schreiber* im ersten Theile dieser Schrift näher beschrieben, welcher sie Erdkohle und die zwischenliegende sehr zerbrechliche Schieferkohle Pechkohle nennt. Ihre Theile haben äusserst wenigen Zusammenhalt; die Farbe ist nicht bräunlich, sondern vollkommen schwarz. Lettenkohle nennt der Vf. die im Flötzkalkgebirge vorkommende zwischen Lettenschichten liegende Steinkohle. — Das bituminöse Holz gehe in Pechkohle über, wie man es nicht an einzelnen Kabinettstücken, wohl aber im Grofsen und in den Gruben deutlich bemerkt. Beide haben auch den gleich eigenthümlichen Geruch beym Verbrennen. Gagat und Pechkohle scheinen eins zu seyn; der seltene sogenannte schwarze Bernstein aus Preussen ist gleichfalls nichts anderes, und wird dort immer bey den Bernsteinarten mit bituminösem Holze zugleich gefunden. Die Kennelkohle sey auch wohl nichts anders als Pechkohle, und unterscheide sich nur durch die graulichschwarze Farbe und matten Glanz, auch durch die röthliche Asche, welche bey der Pechkohle ganz weifs ist. Auch Glanz- und Stangenkohle gehören hieher. Die letztere ist wohl blofs zufällig in stänglich abgesonderte Stücke getrennt, und die senkrecht hinablaufenden Trennungen verlieren sich ganz in der unterliegenden Glanzkohle. Uebrigens ist die englische Stangenkohle von der am Meifsner sehr verschieden; denn letztere brennt und raucht nicht im Feuer, welches die englische beides sehr stark thut. Die graue bituminöse Holzerde ist dem Vf. nur in dem bituminösen Erdlager bey Helbra im Mannsfeldschen vorgekommen, sie entzündet sich sehr leicht und schwitzt abtropfendes Erdharz aus. Zu noch mehrerer Verständlichkeit fügt der Vf. ein Verzeichnifs der Stein- und Braunkohlenarten bey, wie er sie in seiner Sammlung geordnet hat. III. *Ueberficht aller im Kurf. Henneberg liegenden*, in der hiesigen Quatemberberggelderrechnung, Quartal Reminiscere 1798 noch aufgeführten gang- und ungangbaren gewerkschaftlichen und Eigenlöhner- *Eisenstein- Gruben und Zechen*, nach der Streng- und Leichtflüssigkeit, auch Brauchbarkeit ihrer Produkte, im hoh- oder hiesigen Blauofenfeuer. Eine zweckmäfsige Tabelle auf drey Quartseiten, welche die Namen der Arbeiter und Gruben, die Producte, die Beschreibung der Lage und den Zusammenhang der Gegend, der Züge und Gebirgsarten im Allgemeinen angiebt. IV. *Nachricht von einer besonderen Steinkohlenformation v. Herausg.* Diese Steinkohlen nähern sich einigermafsen der Schieferkohle, welche der Vf. schon oben unter der Benennung Lettenkohlen aufgeführt hat. Sie kommen im Weimarschen zwischen den Schichten des jüngsten Flötzkalks in

in einer Lettenschichte vor, sind sehr weit verbreitet, aber nur wenig bauwürdig; bey Mattstedt, wo sich mehrerere vortheilhafte Umstände für den Bergbau vereinigen, wird darauf gearbeitet. V. *Mineralogische Reise ins Schwarzburg-Rudolstädtsche v. Herausg.* Der Vf. wurde eigentlich zu dieser Reise durch die Absicht veranlasst, Steinkohlen aufzusuchen; ungeachtet er aber diese nicht fand: so machte er doch manche Bemerkung, die vielleicht in der Folge noch wichtiger werden kann; so glaubt er z. B. dass die Goldwäsche an der Schwarze wahrscheinlich nur deswegen eingegangen sey, weil die Alten zu roh dabey zu Werke giengen und zu vieles verloren gehen liessen. Uebrigens konnte er, alles Nachforschens ungeachtet, nicht entdecken, wie das Gold eigentlich im Gebirge vorkomme. VI. *Einige Versuche mit Stein- und Braunkohlenarten im Feuer v. Herausg.* Die Steinkohlen- und Braunkohlen-Arten sind in Rücksicht ihrer Bestandtheile sowohl, als ihres Verhaltens im Feuer, noch am wenigsten aufmerksam untersucht; der Vf. verdient daher Dank, dass er einen Schritt auf dieser Bahn vorwärts thut, um so mehr, da aus genauen Beobachtungen über das Verhalten dieser Substanzen im Feuer wohl manche praktische Resultate von grossem Nutzen hervorgehen konnten. Der Vf. brachte die Proben unter die Muffel, und giebt theils die Veränderungen überhaupt, theils die Gewichtsabnahme in einer bestimmten Zeit an. VII. *Einige Worte über die Recension der zweyten Auflage meiner praktischen Gebirgskunde in d. A. L. Z. v. 27ten März 1799. v. Herausg.* Der Vf. vertheidigt sich hier in einem gemässigten Tone gegen einige Einwürfe, und führt meistens die Natur selbst für seine Behauptungen an. Vorzüglich sucht er seine Behauptung, dass der Thonschiefer nicht zu den Flotzgebirgen gehöre, aufrecht zu erhalten. VIII. *Geognostische Bemerkungen aus des Grafen Macartney Gesandschaftsreise nach China, von Sir George Staunton.* (Beschluss des im ersten Theile abgebrochenen Auszuges). Da die Beschreibung dieser Reise unter mehr als einer Gestalt auf deutschen Boden verpflanzt ist: so würde es überflüssig seyn, bey diesem Auszuge zu verweilen. IV. *Verbesserungen und Zusätze zu einigen Abhandlungen des ersten Theils dieser Schriften, v. Herausg.* Diese hat der Vf. aus eingelaufenen Briefen entlehnt: sie betreffen vorzüglich das bituminöse Holz, den Flötzsandstein und den preussischen Bernstein, und sind keiner näheren Anzeige fähig. Die Freunde der Mineralogie werden dem Vf. gewiss für die Forsetzung dieser kleinen Schriften Dank wissen.

NÜRNBERG, a. K. d. Vfs.: *Verzeichniss meiner Insectensammlung, oder Entomologisches Handbuch für Liebhaber und Sammler,* von *Jacob Sturm. Erstes* Heft mit vier ausgemalten Kupfert. 1800. XVI. und 112 S. gr. 8.

Die Anlage zu diesem Buche hat manches Aehnliche mit dem *Schkuhrischen* Handbuche für die Botanik, und für den Insectenfreund verspricht dieses gleiche Brauchbarkeit. Rec. hätte die erste Hälfte d Titels weggelassen, weil es manchen verleiten wi zu glauben, hier ein ähnliches Verzeichniss zu finde wie der Vf. schon früher einige geliefert hat. D gegenwärtige Werk darf aber in der That auf de Namen eines Handbuchs Anspruch machen.

Nach einer kurzen allgemeinen Betrachtung d Käfer geht der Vf. sogleich zu den Gattungen üb von denen dieses Heft folgende enthält: *Lethrus, Geotrupes, Aphodius, Scarabaeus, Onitis, Actinophorus* Creuzer, *Copris.* Bey jeder Gattung findet man ei umständliche Beschreibung der Mundtheile und d übrigen Theile des Körpers, dann alle die Arten, d Hr. *Sturm* besitzt, mit ihrer, sehr oft aus eigner Prüfung entlehnten Diagnose, ihrer Ausmessung, ein ausgewählten Synonymie, mit nähern Beschreibungen oder Bezeichnungen, mit der Angabe des Wohnorts und des Vaterlands, und öfters mit Bemerkungen mancherley Art begleitet. Aus jeder Gattung allemal wenigstens eine Art mit der Zergliederung d rer Theile abgebildet. Von neuen oder sehr selte Arten findet man auch die Abbildungen. Dieses er Heft enthält 94 Arten. Es ist nicht zu leugnen, da die ausnehmend saubern, richtigen und deutlich Abbildungen am meisten dazu beytragen könne richtige Begriffe von den Gattungskennzeichen z verbreiten, und dadurch die Bekanntschaft mit de so manchen Schwierigkeiten unterworfnen, aber n entbehrlichen, Fabricischen Systeme zu erleichtern. Abgebildet sind: *Lethrus Cephalotes* mit der Zergliederung, *Geotrupes punctatus* (der gewiss nur Abart des *Monodon* ist) die Mundtheile, Fühlhörner, Füsse, Flügel, Schildchen von *G. Monodon*, *Aphodius Fossor* die einzelnen Theile, *A. rufipes* Kinnbacken, Fühlhörner und Schildchen, *A. Thermicola* Creutz. *arenarius* (des preuss. Käf. Verz.) *pubescens* neue Art, die dem *contaminatus* verwandt ist. Ferner *Scarabaeus hemisphaericus* Oliv. *levigatus* Fab. Supl.) *Stercorari* mit allen seinen Theilen; *Onitis Clinias* F. *Vandi* Schneider (der nach der Uebersetzung von Oliv Entom. dessen *Copris Jon* ist), *Actinophorus* (Copri Fab.) *sacer* mit der Zergliederung, *sinuatus* Oliv. *Geoffroy* Panz. der Vorderfuss, *pilularius* Fab. mi dem Vorderfusse. (Die Vorderfüsse hat Hr. *Sturm* a gebildet, um zu zeigen, dass der bewegliche Dorn an den Schienbeinen bey *Geoffroy* abgestutzt, bey *pilularius* aber spitzig sey. Diess ist aber nicht bestän dig. Rec. hat unter mehrern Stücken des *Geoffroy* einige mit abgestutztem, die meisten mit spitzen Dorne gefunden, und eine solche Abänderung noch bey mehrern Mistkäferarten bemerkt. Dass die neue Gattung *Actinophorus*, so viel Einschmeichelndes sie auch hat, sich durch standhafte Unterschiede erhalten werde, möchten wir wohl bezweifeln). Dann *Copris lunaris* einzelne Theile, *Hispanus, Alces* m. f. *lucida* Hellw. *affinis* neue Art, dem *nuchicornis* ähnlich. Der Fleiss in der Ausarbeitung des Textes ist allenthalben sichtbar. So unverkennbar der Vf. um eine richtige Synonymie bemüht gewesen ist: so hätte Rec. doch manche Erinnerungen zu machen, die er aber für einen

nen andern Ort aufspart. Er wünscht, dass das zweyte Heft recht bald erscheine; zugleich aber auch, dass der Vf., wie es auch im Grunde der Name des Werks schon fodert, nur solche Gattungen liefere, von denen er die Arten in der Natur vergleichen kann, und dass er nicht, wie er zu thun willens ist, Copieen nach andern Abbildungen beyfüge, wo ihm eine Gattung abgeht. Die Folge der Gattungen ist ja noch nicht so fest bestimmt, dass er nicht davon abweichen dürfte. Erst am Ende des Ganzen, kann er, durch Entlehnung der Abbildungen Andrer, die dann noch vorhandnen Lücken ergänzen. Richtigkeit der Abbildungen ist dasjenige, was seine Arbeiten so sehr empfiehlt, und daher muss er uns nur eigne Zeichnungen liefern.

Köthen, in Commiss. b. Aue: *Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands und angränzender Länder*, nach eignen Erfahrungen entworfen, und nach dem Leben gezeichnet, von *Joh. Andreas Naumann. Dritter Band, drittes u. viertes Heft.* 1800. Jedes 3 Bog. Text. 8. und 8 illum. Kupfert. in fol. (3 Rthlr. 12 gr.)

Den Anfang machen in dem dritten Hefte dieses jedem Ornithologen wichtigen Werkes die Fortsetzung von Abbildungen und Beschreibungen verschiedener Strandläufer, die gewöhnlich nach Bechsteins Naturgeschichte Deutschlandes benannt, aber nicht immer die mit dem Namen in diesem Werke bezeichneten Vögel sind, worüber wir aber um so weniger mit dem Vf. rechten dürfen, da wir ihn nicht als gelehrten Naturforscher, sondern nur als Beobachter, zu beurtheilen haben. Zuerst ist unter dem Namen der kleinen *Pfuhlschnepfe* oder *kleiner Hennik* ein dem Tab. 7. Fig. 7. bereits abgebildeten sehr ähnlicher, aber kleinerer, Vogel beschrieben, der offenbar mit dem *pl. enl.* 876. vorgestellte einerley, zuverläsig aber, ob gleich die *pl. enl.* die Unterschrift hat, und Buffon sie bey *Brisson's Barge grise* anführt, diese nicht. Sie soll nach dem Vf. selten seyn, und im August und April ihren Zug halten. Unter dem Namen der *schwarze Strandläufer* ist *Tringa ochropus* beschrieben, und ungewöhnlich klein, nämlich nur 9 Zoll lang angegeben; diese Angabe ungewöhnlich kleiner Grösse glaubt Rec. bey mehreren Strandläufern nicht bloss in der Beschreibung, sondern auch in den Abbildungen, zu bemerken. Derjenige Vogel, den Hr. *N.* den *gefleckten Strandläufer* oder *Kamitsvogel* nennt, ist dieser letztere nicht, sondern wahrscheinlich *Tringa Glareola* des Linné, welche dieser für das Weibchen der vorhergehenden Art hält. Sie ist nur 7 Zoll lang, und in der Farbe der *Tringa varia* sehr ähnlich, in der Bildung des Schnabels so wie in der Grösse aber hinlänglich von ihr verschieden. Obgleich Hr. *N.* bey der folgendem Art, den *grauen Sandläufer*, die Benennungen: *bunter, mittlerer Sandläufer, Meerlerche*, welche *Tringa Cinclus* bezeichnen, als die ihm zukommenden angiebt: so ist er doch dieses nicht, sondern *Tringa Hypoleucos*, und dagegen derjenige Vogel, den er *braunen Sandläufer, Alpenstrandvogel, Drinlin* u. s. w. nennt, mithin für *Tringa alpina* hält, Linnés *Tringa Cinclus*. Aber freylich bemerkt der Vf. mit Recht, dass dieser letztere *Tringa Cinclus* ein altes, jener *Tringa alpina* ein junges Männchen derselben Art sey; auch sind beide hier abgebildet. Die *rothbrüstige* oder *rothbäuchige Schnepfe* ist *Tringa islandica*, die wahrscheinlich Güldenstädt und Bechstein *Scolopax subarquata* nennen. Die zuletzt beschriebene Art ist *Tringa pusilla*.

Den Strandläufern folgt die 21te *Classe* des Vfs., welche „die *Wasser-* oder *Sumpfvögel* aus dem *Rei-*„*hergeschlecht*, mit langen Schnäbeln, welche an „der Wurzel stark, und nach der Spitze von allen „Seiten spitz zulaufen" begreift, und in zwey Unterabtheilungen *Störche* und *Reiher* zerlegt ist, von denen der *weisse* und *schwarze Storch*, der *gemeine* und *grosse Reiher*, der *Quackreiher*, der *grosse* und der *kleine Rohrdommel* hier abgebildet sind. (Von dem weissen Storche behauptet Hr. *N.*, dass er nie Kröten fresse, sondern sie nur anspiesse und den Bauch aufreisse).

Die 22te *Classe* enthält „die *Wasservögel* aus dem „*Hühnergeschlecht* (diess soll wohl heissen: die den „Hühnern ähneln), mit gespaltenen Füssen, welche „etwas längere, jedoch nicht so runde, sondern von „beiden Seiten zusammengedrücktere Schnäbel ha-„ben, als die Wald- und Feldhühner." Auch bey diesen nimmt Hr. *N.* zwey Unterabtheilungen an. 1) *Wasserhühner* mit kahler schwüliger Stirnhaut, von denen das *rothbläsige Wasserhuhn* (*Fulica Chloropus*), dessen merkwürdige von dem Vf. zuerst beobachtete Erziehung der Jungen von der zweyten Brut, durch die von der ersten Brut, hier artig beschrieben wird) und das *weissbläsige Wasserhuhn* (*F. atra*) hier vorkommen, und 2) *Wasserhühner* ohne kahle schwülige Haut, von denen hier das *langschnäbliche* (*Rallus aquaticus*), das *gesprenkelte* (*R. Porzana*) und *kleine Wasserhuhn* (*R. pusillus*) abgebildet und beschrieben sind.

Aus der 23ten *Classe*, den *Patschfüssen* mit zugespitzten Schnäbeln, wozu 1) die *Meven*, und 2) die *Seeschwalben* gezählt werden, sind hier nur auf derselben Tafel *Larus ridibundus* und *L. naevius* des Linné (nicht der den Gmelin so nennt, auch nicht, wie der Vf. angiebt *L. canus*) abgebildet, und mit Recht dieser als ein Junges von jenem angegeben, und beide unter den gemeinschaftlichen Namen der *gemeinen Meve* beschrieben.

Weimar, im Industrie-Compt.: *Thomas Pennant's allgemeine Uebersicht der vierfüssigen Thiere.* Aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Joh. Matthäus Bechstein. Zweyter* Band. Mit (20) Kupfert. 1800. 340 S. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

Dasselbe günstige Urtheil, welches wir über den ersten Band dieser Uebersetzung fällten (A. L. Z. 1800. Nr. 185.), verdient auch dieser Band vollkommen. Das ganze Werk hat überdiess durch einen vom Uebers. ausgearbeiteten Anhang: die *Quadrupeden* nach

nach ihren Kennzeichen der Art, in welchem das vom Vf. angenommene Rayische System beybehalten, die Kennzeichen der Arten aber wie im Linnéschen Systeme gröfstentheils nach den Farben bestimmt sind, einen grofsen Vorzug, und, durch das angehängte Register, mehrere Brauchbarkeit erhalten.

STATISTIK.

WIEN, a. K. d. Vfs.: *Skizze einer statistischen Schilderung des österreichischen Staats* in Rücksicht auf seine geographisch und physikalische Landesbeschaffenheit, Bevölkerung, Landwirthschaft, Bergbau, Gewerbe, Gewerbsanstalten, Künste, Wissenschaften, Handlung und Frachtwesen etc. und mit Bemerkungen über das Staatsinteresse dieser Monarchie, in Hinsicht auf jene Gegenstände. Von *Joseph Marx Freyherr von Lichtenstern.* 1800. 202 S. 8. (8 gr.)

Dieses kleine Werk enthält sehr umständliche und wichtige Nachrichten und Bemerkungen über alle die Gegenstände, die auf dem Titel genannt sind. Der Vf. scheint mit seinem Gegenstande vertraut zu seyn, und aus den neuesten und besten Quellen geschöpft zu haben. Man sieht nicht, dass er in irgend einer besondern Rücksicht schreibt, und er zeigt die Mängel eben so freymüthig an, als er gern das Gute aller Art heraushebt. Schade, dass seine Sprache fehlerhaft, steif und langweilig ist! — Die statistischen Data, die er liefert, gehen von denen, die man bey *de Luca* findet, merklich ab, welches sich schon von der Verschiedenheit der Zeit erwarten läfst, in der beide geschrieben haben. Die gesammten Länder der österreichischen Monarchie setzt er, vor dem Frieden v. Campo Formio, auf 11,218 mit den seitdem erworbenen Besitzungen der ehemaligen Republik Venedig aber auf mehr als 12,000 geograph. Quadratmeilen. — In den Ländern dieser Monarchie, in der mittlern Breite von 48° 43' ist die Länge eines Meridiangrades 58,655 Wiener Klafter. — S. 27. die österreichische Monarchie besitzt fast unter allen europäischen Staaten den gröfsten Productenreichthum aus allen drey Naturreichen. In ihr sind alle Erzeugnisse dieses Welttheils vereiniget, wenn man einige Näschereyen der südlichen Länder ausnimmt. — Die Bevölkerung, ohne Venedig, giebt er zu 23,400,000 Personen an, und mit Einschlufs der neuen venezianischen Provinzen zu 25,850,000 (eine Bevölkerung, die man doch etwas bezweifeln möchte, da die Niederlande und das Herzogthum Mailand nicht mehr mitgerechnet sind). Also kommen 2134 Seelen auf die Quadratmeile, in Ungarn, Kroatien und Slavonien nur 1894, in Siebenbürgen, die Gränztruppen mitgezählt, 1704, in Galizien 2035, im ganzen österreichischen Kreise 2641, in Böhmen, Mähren und Schlesien 2990. — Das Militär im Frieden, mit den Tschaikisten und Gränztruppen, beträgt an 300,000 Mann, und die Zahl aller zu diesem Stande gehörigen Personen 800,000. — Die Bauern und alle bey der Landwirthschaft befindlichen Menschen, 10,800,000. — Die Zahl der Deutschen, 6,360,000. — Der Slavischen Völker wenig[er] 12,300,000. — Ungarn 3,340,000. — Italiäner, [illegible] Venedig 200,000. — Wallachen 700,000. — [illegible] Städte, fast 2000 Märkte, über 60,000 Dörfer. — [illegible] 900 Schriftsteller, worunter 720 Deutsche. — S[illegible] sind die österreichischen Gelehrten, in Vergleich mit dem, was in andern europäischen Ländern [ge]than worden ist, wohl etwas zu sehr erhoben. — [illegible] vier Schriftsteller rechnet er jährlich ein literarisch[es] Product. Unter ihnen befinden sich jetzt 4 fürst[liche] Personen, 21 Grafen, 35 Freyherrn und noch [illegible] mehr Ritter und Edelleute. Die gröfsten Fortsch[ritte] der Geistescultur geschehen in Böhmen, wo [illegible] nach Wien, die mehresten Schriftsteller sind. — S[illegible] beynahe ½ der Monarchie werden noch wenig bena[chrichtigt]; doch sind hier Westgalizien und die venetianisch[en] Provinzen auszunehmen. Man rechnet die fruchtbrin[]gende Oberflächen 6625 geogr. Quadratmeilen, [illegible] bleiben noch 3975 zu den Wohngebäuden, Strafs[en], Flüssen, und wenigstens ⅛ an ganz öden Gr[ünden] übrig. — Von obgedachter Oberfläche hat man [illegible] zu Nutzung von Getreide, Gräserey, Holz, [illegible] Handelsgewächsen und Flüssen 363 Millionen Gul[den] berechnet. — Fast überall liegt ⅓ von allem Pflugla[nd] brach. — Beynahe der 6te Theil der ganzen fruch[t]bringenden Oberfläche ist mit Holz bewachsen, w[ovon] von wenigstens ¼ nutzlos zu Grunde geht. — Im Wi[e]senbau ist man noch sehr zurück. — Das Forstwe[sen] wird sehr getadelt. — In Ungarn werden jährli[ch] über 160,000 Mark Silber gewonnen; — *Kupfer* i[n] der ganzen Monarchie 60,000 Centner *jährlich.* — Quecksilber in Idria 5000 Centner. — *Die jährliche* Salzerzeugung in den sämmtlichen *Staaten beträgt* 3,600,000 Centner; — der Geldwerth aller erzeugten Metalle, Salze, Brennstoffe und übrigen Mineralien fast 47 Millionen Gulden; wovon die Baukosten nich[t] ⅛ betragen. — Das Verdienst der Handwerker u[nd] Künstler, und was dem Strafsengewerbe dadurch [zu] Gute kommt, wird zu 250 Mill. Gulden gerechnet, der Werth der verfertigten Waaren zu 350 Mill. Gulden, wovon der Werth des rohen Materials sich beynahe auf 70 Mill. Gulden beläuft. — Mit Fabriken im Grofsen will es nicht fort. Die mancherley Ursachen davon sind sehr richtig angegeben. — Die ganze jährliche Ausfuhr beträgt 21 Mill. Guld.; die Einfuhr 22½ Mill. Guld. Also 1½ Mill. Verlust. Da aber von den eingeführten Waaren ungefähr 2½ Mill. wieder ausser Landes gehen: so gewinnt Oesterreich bey seinem Handel 1 Million. — Die österreichische Seeküste wird jährlich von mehr als 14,000 gröfsern und kleinern Fahrzeugen besucht, von denen jetzt 2400 Nationalfahrzeuge sind. — Ausser den schon im allgemeinen gerügten Fehlern des Stils hat der Vf. auch viele der österreichischen Mundart. So schreibt er Mitteln, Artikeln etc. statt Mittel etc.; Konsumme statt Consumtion, ausgenohmen, abgezohen etc. statt ausgenommen, abgezogen etc. Holzschwender statt Holzverschwender. — Ganz undeutsch ist S. 56. „Nur wenn es sich um die Erhaltung ihrer Verfassung handelt" etc. *lorsqu'il ne s'agit que* etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Januar 1801.

PHILOLOGIE.

CAMBRIDGE, gedr. von Hodson, auf Kosten des Vfs., und LONDON, b. den Robinsons u. a.: *Etymologicon Magnum*, or, *Universal Etymological Dictionary, on a new Plan.* With Illustrations drawn from various Languages: English, Gothic, Saxon, German, Danish etc. etc. Greek, Latin, — French, Italian, Spanish, — Gälic, Irish, Welsh, Bretagne etc. The Dialects of the Slavonic, and the Eastern Languages, Hebrew, Arabic, Persian, Sanscrit, Gipsey, Coptic etc. etc. Part the First. 1800. XL u. 507 S. gr. 4.

Der unter der Vorrede dieses merkwürdigen Werks genannte Vf., *Walter Whiter*, ein junger Gelehrter zu Cambridge, hat sich unlängst durch *Specimens of Observations on Shakspeare*, als einen feinen, scharfsinnigen Kunstrichter gezeigt; und hier macht er den Anfang, eine mit mühsamer Forschung veranstaltete Arbeit zu liefern, deren Plan und Ausführung die Aufmerksamkeit jedes Sprachforschers verdient. Eine etwas ausführliche Anzeige dieses Werks, in seiner ersten Neuheit, wird daher auch vielen Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen seyn.

Ueberzeugt von der Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit aller bisherigen Untersuchungen über den Ursprung der Wörter oder die Wortforschung im Allgemeinen, war der Vf. auf eine neue Verfahrungsart dabey, und vornehmlich auf einen festen Grundsatz dieses Studiums bedacht. Ihm war es indess nicht sowohl um die Auffindung eines neuen, als um die Anwendung eines schon bekannten Princips, zu thun; und diess glaubte er am sichersten aus einem bekannten, unstreitigen und überall sichtbaren Factum herleiten zu können. Der bisherige Zustand der Etymologie schien ihm der unvollkommenen Kunst der *Arithmetik* gleich zu seyn, die sich blos mit einzelnen Fällen beschäftigt; und er glaubte, die Generalisirung der Lehre von der Sprache müsse, wenn sie sich zu Stande bringen liesse, mit der Wissenschaft der *Algebra* zu vergleichen seyn. Die späte Erfindung dieser letztern, und die Einfachheit ihrer ersten Gründe, bestärkte ihn noch mehr in der Hoffnung, dass die Sprachforschung ähnlichen Gewinn erhalten könne. Bey der Aufsuchung eines allgemeinen Princips derselben hielt er sich zunächst an die allergangbarsten Wörter, und glaubte auf eine allgemeine Gleichförmigkeit der Sprachen aus der Wahrnehmung schliessen zu können, dass sich in dergleichen, durch ihren häufigen Gebrauch der Veränderung so sehr unterworfenen Wörtern, z. B. in dem Worte *Father* (Vater) eine so auffallende Gleichförmigkeit findet. Dabey aber zeigte sich, dass diese Gleichheit der Wörter mehrerer Sprachen, die den nämlichen Begriff bezeichnen, nicht in der Einerleyheit der Vocale, sondern der *Consonanten* zu suchen sey, und dass auch diese nicht durchgehends die nämlichen, aber doch verwandt (*cognate*), oder von der nämlichen Art sind. Die Consonanten müssen daher ganz allein als Darsteller des Worts bey der Wortforschung angesehen, und die Vocale ganz aus der Acht gelassen werden. Hierauf kommt Alles an, sowohl in Hinsicht auf die Gleichförmigkeit gleichbedeutender Wörter in mehrern Sprachen, als in der Aufsuchung der mit einander verwandten, und von einander abgeleiteten Wörter. Dabey muss man sich gewöhnen, die Wörter in ihrer abstracten, einfachen Gestalt zu betrachten, in sofern sie blos aus jenen verwandten oder gleichartigen Consonanten bestehen, frey von aller Ueberladung und fremden Zuthat, wodurch sie den Anschein der Verschiedenheit erhalten, und wodurch ihre Verwandtschaft dem Auge auf den ersten Anblick entzogen wird. An sich ist zwar diese Bemerkung den bisherigen Wortforschern nicht entgangen; keiner von ihnen aber hat sie zur festen Grundlage eines Systems benutzt, durch Beweise bestätigt, oder durch Beyspiele erläutert. (Wäre unsers *Fulda's* Sammlung Germanischer Wurzelwörter dem Vf. bekannt gewesen: so würde er freylich diess nicht so unbedingt behauptet haben; doch davon unten.) Gemeiniglich leitet man Wörter von einander ab, die an Gestalt und Bildung einander völlig unähnlich sind, ohne dazu weitern Grund zu haben, als willkürliches Gutdünken. Der wahre Grund der Gleichheit bey aller anscheinenden Ungleichheit, blieb den Wortforschern verborgen.

Verwandte Consonanten, die oft mit einander vertauscht oder in einander verwandelt werden, sind erstlich *P*, *B*, *F* und *M*, wie an der Umformung der griechischen Verben gezeigt wird. Eben so sind auch *T*, *D*, *Th*, *K*, *G*, *Ch*, *S* und *Z*, mit einander verwandt. Der gemischte Laut, *T-D-S-Th*, in den menschlichen Sprachorganen, ist in jeder Sprache bemerkbar; besonders giebt es dergleichen gemischte Laute häufig in den morgenländischen Sprachen. Aus dieser Bemerkung über die Mischung ähnlicher Laute, die zuweilen durch einen einzigen Buchstaben angedeutet wird (wie z. B. dem Engländer das *t* in dem Worte *nation* den Laut *sh* oder *sch*, und in *much* das *ch* ein *tsch* andeutet), folgert der Vf. eine für die Sprachforschung wichtige Regel. Die beiden Anfangs-

fangsbuchstaben der Wörter, zwischen welche kein Vocal eingeschaltet wird, können zuweilen wohl die Wurzel angeben, oft aber auch lassen sie sich bloss als Zeichen betrachten, welche eine Verbindung der dem ersten Buchstaben eigenen Laute bezeichnen. Diese gehören dann zu Einer Wurzel, und finden sich vielleicht einzeln in andern damit verwandten Wörtern. Zwischen die zwey Buchstaben, z. B. *ST*, *SR*, *TR*, wird auch zuweilen ein Hauchvocal eingeschaltet, und jene deuten nur die Mischung des Lauts an. Aus *TSR* kann z. B. *Ta SR* oder *Te SR* werden. — Wollte man glauben, der Vf. habe sich hiedurch ein zu weites Feld und einen zu freyen Spielraum für Ableitungen und Verwandschaften der Wörter eröffnet: so bemerkt er mit Recht, dass diese Vielfachheit der Abänderungen nicht dem zur Last fallen könne, der sie nicht veranlasst hat. Es kommt nur darauf an, die Anzahl dieser Abänderungen und Umwandlungen genau zu bestimmen, und die Natur derselben festzusetzen. Alsdann wird man, bey aller ihrer Menge, doch Gleichförmigkeit und Regelmässigkeit genug entdecken, und ihre öftere Wiederkehr in so vielen Fällen wird sie am Ende dem Wortforscher ganz geläufig machen. Immer aber bleibt noch viel zu thun übrig, ehe man diese Gleichförmigkeit zum Behuf einer Theorie anwenden kann, durch welche sich die eigentliche Natur einer allgemeinen Sprache oder einer Ursprache, der Grundlage nach, völlig entwickeln lässt. Beym nähern Studium der morgenländischen Sprachen fand der Vf. sein Princip überall bestätigt. Hier kommt Alles, wie bekannt, nur auf die Consonanten an; die Vocale kommen dabey wenig oder gar nicht in Betracht. Freylich aber gilt diess nicht vom Sprechen, sondern vom *Schreiben* der Wörter, und man sieht daraus, dass zur Darstellung derselben die Vocale nicht wesentlich nothwendig sind. Die Consonanten reichen allein schon hin, im Verstande die anzudeutende Vorstellung zu erregen. Diess schien daher dem Vf. auch auf die abendländischen Sprachen anwendbar zu seyn. Er untersuchte die verschiedenen Bedeutungen des Wurzellauts *CP*, und fand, dass derselbe, mit verschiedenen Vocalpunkten versehen, im Englischen eine Art von Kleidung — ein Trinkgefäss — eine Bedeckung des Haupts u. s. f. andeute, nämlich in den Wörtern *Cope*, eine ehemalige Priesterkleidung, *Cup*, ein Becher, *Cap*, eine Kappe u. s. f. Bey allen liegt der nämliche Hauptbegriff zum Grunde; und der Wurzellaut *CP* hat daher ursprünglich die Andeutung des Begriffs vom *Halten* — *Fassen* — *Einschliessen* u. s. f.

Bey den hebräischen Lexicographen fand der Vf. zwar schon die Ahndung seines Grundsatzes, aber doch noch in sehr beschränktem Maasse. Nur bloss diejenigen Wörter sahen sie als in der Hauptbedeutung übereinstimmend an, welche die *nämlichen* Consonanten von gleicher Benennung und Gestalt haben, ohne darauf zu fallen, dass es auch noch unter andern Wörtern eine gewisse Aehnlichkeit und Verwandtschaft gebe. Ueberhaupt achteten sie die eigentliche Wortforschung zu wenig.

Der in einem Stamm von Wörtern, worin nämlichen Consonanten vorkommen, durchgän herrschende Grundbegriff ist nicht an die Benen sondern an die Natur des symbolischen Zeichens bunden. Diess letzte ist willkürlich und wandelb aber die Kraft und Eigenthümlichkeit des Symb bleibt, bey aller Umänderung der Gestalt und Ben nung desselben, unverändert. Hierauf nahmen Verfasser hebräischer Wörterbücher keine Rücksi Es lässt sich aber annehmen, dass die bey der Wo bildung in der Einen Sprache wirkenden Grundbesti mungen auch in andern Sprachen die nämlichen werden. Jetzt war dem Vf. nur noch Ein Schritt völligen Festsetzung seiner Theorie zu thun übr Aehnlichkeit unter mehrern Sprachen hatte man üb all anerkannt und eingestanden; nur hatte man di Wahrnehmung nicht weiter verfolgt. Man dach nicht daran, dass eben die auffallende Aehnlichk die sich in den Wörtern: *Vater*, *Mutter*, *Erde* u. in mehrern Sprachen fand, sich auch in andern gemeinen Leben sehr gangbaren Ausdrücken fin und dass es noch andere, gleichsam seitenverwa Aehnlichkeiten dieser Art geben werde. Dadurch wird die Idee von der Verwandtschaft der Sprac gar sehr erweitert. Auch in den abgeleiteten Wört wird man nämlich dieselben verwandten Consonan wieder antreffen. Der Name *Earth* (*Erde*), kann eine abstracte Weise durch *RTh*, *RTZ*, *RD* u. s. dargestellt werden; und wenn man annimmt, da die Bezeichnung des Hauchs oder Vocallauts gemei niglich vor dem ersten Buchstaben des Wurzellau geschieht: so wird die Darstellung des Worts vollständig. Hieraus fliesst die Folgerung oder *Vermuthung*, dass durchgängig in *allen* Sprachen, worin sich diese Verwandtschaft findet, das nämliche Element, oder der nämliche, auf einen gewissen Grundbegriff sich beziehende Wurzellaut, die nämliche Folge von Vo stellungen hervorbringe. Und hierin wäre daher wichtige Leitfaden zu suchen, der uns sicher und leic durch alle die Krümmungen und Irrgänge in dem gro ssen Labyrinth der menschlichen Sprache hindurch führen kann. Hier wäre denn auch das, was ma von jeher gesucht, aber noch nie entdeckt hat, allgemeine oder *Ursprache*, die aber freylich nicht in de wandelbaren Formen irgend eines besondern Syst oder Kunstgebäudes von Sprache zu suchen ist, son dern in jenen ersten und ursprünglichen *Elementen*, welche durchgängig in der ganzen Maschinerie de Sprache, überall auf die nämliche Art und zu den näm lichen Zwecken, wirksam sind. Der Vf. zeigt die treffende Wahrheit seines Grundsatzes an dem Beyspi des Worts *Earth*, und der damit verwandten Wört *garden*, *yard*, *ward*, *farther*, *work* u. s. w. Er erinnert indess, dass man bey dieser Anwendung der Wurzellaut mit Vorsicht verfahren müsse. Man hat sie ohne Absicht, ohne Kenntniss ihrer Kraft, gebraucht und fortgebraucht, und, bey aller Beständheit, vielfältig abgeändert; und so sind sie nicht immer sogleich sichtbar und auffallend.

Ein Wörterbuch, welches die Wortableitung angeben und nachweisen soll, darf sich also nicht auf irgend

gend eine einzelne Sprache beschränken. Auch läſst ſich dabey nicht die alphabetiſche Ordnung befolgen. Unſer Vf. macht mit Erläuterung des Wurzellauts *CB* den Anfang, weil ſeine Nachforſchung zuerſt auf denſelben gerieth, und er gern ſeine Leſer durch die nämliche Gedankenreihe, die er befolgte, leiten wollte; und er fand hernach, daſs er von keinem andern Punkte glücklicher hätte ausgehen können. — Uebrigens giebt er in der Einleitung noch von der Methode Rechenſchaft, die er bey Erlernung der Sprachen befolgte, und von der gleichfalls von ihm bey dieſen Unterſuchungen befolgten Maxime, ohne die, wie er mit Recht glaubt, ſich nichts Groſses und Wichtiges leiſten läſst, nämlich, ſeinen Gegenſtand immer als noch völlig neu und von Andern unbearbeitet anzuſehen. Dabey aber lieſs er doch die Bemühungen anderer Etymologen nicht aus der Acht, wenigſtens der vorzüglichſten, dergleichen für die lateiniſche Sprache *Voſſius* und *Martini*, und für die engliſche *Skinner* und *Junius* ſind. Aus dieſem letzten nahm er auch die *deutſchen* Wörter. Durch eine genaue Aufmerkſamkeit auf die Gebräuche des Landes, auf den Volkscharakter, auf die Lebensart einer Nation, und die Geſchichte ihrer Sprache, entdeckte der Vf. im Griechiſchen, Lateiniſchen und Engliſchen die Verwandtſchaft vieler Wörter, die auf den erſten Anblick nichts mit einander gemein zu haben, und von völlig ungleichen und unverträglichen Begriffen abzuſtammen ſchienen, wobey ihm die Erweiterung ſeiner Kenntniſs oder die glückliche Auffindung der Zwiſchen-Idee, immer die erwünſchteſten Dienſte leiſtete.

Dieſer ganze erſte Band beſchäftigt ſich mit den Wörtern, welche aus den Elementen: *CB*, *CF*, *CP* und *CV* entſtanden ſind. Zu dieſen gehören auch:

G { B, F, P, V } und K { F, B, P, V }

Die allgemeine Angabe der Bedeutungen dieſer Wörter oder ihrer Grundbegriffe iſt folgende:

„Hohl ſeyn — enthalten — befaſſen — einfüllen — einſchlieſsen — begränzen — zurückhalten — halten — ſammeln oder zuſammenbringen — zuſammenziehen — beſitzen oder in Beſitz nehmen u. ſ. f."

„Daher: 1) Namen von Kleidungen — Gefäſsen — Einfaſſungen jeder Art, um etwas zur Ruhe zu bringen — Sicherheit — Wohnung — Bequemlichkeit u. ſ. w."

„2) Halten — enthalten — ſammeln oder zuſammenbringen — beſitzen oder in Beſitz nehmen, in *Menge* — mit *Abſicht*, *Kraft* oder *Wirkſamkeit*, nach etwas oft oder begierig haſchen — es mit Gewalt halten, — es heftig ergreifen. Daher Wörter, welche Fülle — Reichthum — Verlangen bezeichnen; Wörter für haltende oder gehaltene Werkzeuge, ſammt ihrem Gebrauch und ihren Eigenſchaften, Benennungen von Thieren, welche ſich durch die gierige oder räuberiſche Art auszeichnen, womit ſie ihre Nahrung zu ſich nehmen, oder nach ihrer Beute haſchen."

„3) Das *Vermögen* haben, etwas zu halten oder zu faſſen u. ſ. f. — aufſchwellen — hervorragen — hohl oder erhoben — gebogen oder geſpannt — hoch erhaben — hervorragend — der Gipfel — das Haupt."

Eine zahlreiche Menge von Wörtern aus mancherley Sprachen, ſind hier aufgeführt, verglichen, abgeleitet, und ſowohl ihrer Herkunft als Bedeutung nach erläutert und zergliedert worden. Aus unſerer deutſchen Sprache verhältniſsmäſsig nur wenige, nämlich: *bloſs*, *fangen*, *fahren*, *fegen*, *Feige*, *Frau*, *fünf*, *ganz*, *Gaum*, *Gau*, *Grube*, *greifen*, *Geſchäfte*, *Glatze*, *Haut*, *Hütte*, *kahl*, *Kobold*, *Kraft*, *Luft*, *Mund*, *Platte*, *ſaufen*, *ſchweben*, *ſo*, *Speiſe*, *Spott*, *ſprechen*, *Welt*, *Zahn*, *Zauberer*. Bey einer gröſsern Bekanntſchaft mit unſerer Sprache, hätte ſich in ſehr vielen Fällen die Analogie derſelben nicht nur mit der engliſchen, ſondern auch mit der griechiſchen, perſiſchen u. ſ. f. in vielen hier vorkommenden Wörtern bemerken laſſen; und ſehr oft würde der Vf. dadurch ſeine Theorie noch mehr beſtätigt gefunden haben. Vornehmlich aber wünſchten wir, daſs der Vf. *Fulda's* oben angeführtes und ſchätzbares Werk, die *Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter, nach der Reihe menſchlicher Begriffe*, gekannt hätte, und es bey ſeiner nicht minder verdienſtvollen Arbeit zu benutzen im Stande geweſen wäre. Er würde aber dann freylich den Weg, den er einſchlug, nicht für ſo ganz unbetreten, und den Grundſatz, von dem ſeine Theorie ausgeht, nicht für völlig neu und bisher verkannt gehalten haben. *Fulda* befolgte im Grunde die nämliche Methode; und ob er ſie gleich in ſeinem gedachten Werke nur auf die germaniſchen Wörter anwandte: ſo ſah er doch ſchon ein, daſs ſie einer allgemeinern Anwendung fähig ſey. Dieſs ſagt er mehrmals, und beſonders erklärt er S. 363., daſs die Abſicht ſeines germaniſchen Wörterbuchs auch auf die verwandten Sprachen gerichtet ſey. „Und, ſetzt er hinzu, wenn die germaniſchen Elemente, und ihre erſten Zuſammenſetzungen, Elemente und Wurzeln der *menſchlichen* Organe oder der Menſchen ſelbſt ſind, wie ſie es ſind: *welche Sprache iſt ſodann, die ſich dieſem Formular entzöge?*" — Anmerkenswerth iſt es auch, daſs *Fulda* gleichfalls in der Tabelle ſeiner Preisſchrift und in ſeinem Wörterbuche mit dem Buchſtaben K den Anfang, und *Cavum cum prädicatis* zur erſten Rubrik macht. Auch er legte durchgehends ſchon den Elementen oder den Wurzeln der Wörter, und ſelbſt den einzelnen Buchſtaben, beſonders den Conſonanten, Grundbegriff und Bedeutſamkeit bey.

Dem Sprachkenner wird auch das ſo neu und befremdend nicht ſeyn, was dem Vf. einer beſondern Rechtfertigung in der Vorrede zu bedürfen ſchien, daſs er ſich mehrmals auf die Autorität der *Zigeunerſprache* beruft. Ihm iſt es wahrſcheinlich, daſs ſie, wie ſie jetzt geſprochen wird, die älteſte noch vorhan-

handne Sprachform sey, die keine Veränderungen erlitten hat. Einige halten sie für eine Mundart der Sanskritsprache; und der Vf. sieht sie als die Kette an, wodurch das Sanskrit mit dem Koptischen oder Aegyptischen zusammenhängt. — Unter andern wird S. 476. eine auffallende Aehnlichkeit der Zahlwörter in der Zigeunersprache mit den griechischen bemerkt. Unser Vf. getraut sich sogar aus der Zigeunersprache die Fragmente der römischen Gesetze der zwölf Tafeln zu erläutern, und verspricht sich davon zur Aufklärung des Sanskrit, womit er sich beschäftigt, grosse Hülfen. *Grellmann's* historischen Versuch über die Zigeuner, den er mehrmals des Wörterverzeichnisses wegen anführt, nennt er S. 57. *an idle compilation.* — Uebrigens gehört die gröste Anzahl der hier aufgelöseten und erläuterten Wörter zur griechischen, lateinischen und englischen Sprache.

(*Der Beschluss folgt.*)

Erfurt, b. Keyser: *Stoff zu Unterhaltungen über Gedike's lateinisches Lesebuch für Lehrer und Lernende* von *Adolf Friedrich Hopfner*, Rector zu Greussen. *Erster Theil.* 1800. XXII. u. 442 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Lesebuch gemeinnütziger Kenntnisse aus den Naturwissenschaften, der Erdbeschreibung und Geschichte für lehrbegierige Kinder.

Dass man dem ersten Anfänger die Trockenheit des bloss grammatischen Unterrichts weniger lästig macht, und die Sätze, an denen man ihn übt, aus der Naturgeschichte, oder dem gemeinen Menschenleben hernehme, ist ganz in der Regel. Wenn aber der Lehrer in der eigentlich doch zum Lateinischen bestimmten Stunde alles das, was Hr. H. in diesem Buche aus mehreren Büchern, wie er selbst gesteht, zusammengetragen hat, seinen Zöglingen vorerzählen wollte: so möchte für das Lateinische zu wenig Zeit übrig bleiben. Gedike hat z. B. unter andern den Satz aufgestellt: *Autumno decidunt folia arborum.* Da hat nun der Vf. auf drey Seiten von den Blättern der Pflanzen überhaupt viel Wahres und Gutes gesagt, hat zwey und zwanzig verschiedene Formen derselben angegeben, hat die Sinnpflanze, die Venusfliegenfalle und den Kannenträger nicht vergessen, das Abfallen der Blätter aber nur in einigen Zeilen berührt. Muntere Knaben machen gern Einwürfe, und wollen von Allem Grund wissen: vielleicht hätte also zur Erläuterung des Gedikischen Satzes bemerkt werden sollen, dass doch nicht alle Bäume und Pflanzen ihre Blätter verlieren, und woher diess komme. Ueberhaupt glaubt Rec. nach genauer Durchlesung des Buchs zu finden, dass es, wenn der Lehrer die gehörige Auswahl zu treffen weiss, den beym Unterricht im Lateinischen bezielten Endzweck nicht verfehlen werde, mehr doch für lehrbegierige Jünglinge (nicht Kinder, wie der Titel aussagt), als Lesebuch nützlich seyn dürfte.

SCHÖNE KÜNSTE.

Chemnitz, b. Jacobäer: *Der Egoist und seine Schwister.* 1800. 430 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Beym *ersten* Theil eines Buchs — denn diess ist [illegible] vor uns liegende Band, wiewohl es der Titel [illegible] neswegs angiebt, — schon aufs *ganze* Werk schlie[illegible] zu wollen, ist ein sehr misliches Unterfangen, [illegible] man oft in der Schlussfolge sich übereilt und [illegible] Doch so viel kann man hier mit Zuverlässigkei[t] [illegible] gen: *Wenn* der Vf. dieses Romans so fortfährt, wie [er] angefangen hat: so geht der Zuschnitt seines We[rks] sehr ins Umständliche, wo nicht gar ins — W[eit]schweifige. Der Held des Ganzen ist am Schluss [illegible] achtzehn Jahr alt, ist noch auf Universitäten, und [illegible] hat auf mehr als vierhundert Seiten von ihm [illegible] viel mehr gehört, als dass er ein von seinem V[ater] verzognes Söhnlein ist, dass er im sechszehnten J[ahr] mit einem vier und zwanzigjährigen Mädchen — [illegible] gerade damals seine Stiefmutter werden sollte, und [illegible] ihn auf eine recht unchristliche Art bloss zum De[ck]mantel ihrer Schande misbraucht — durchgeht; [illegible] dass er dann nach ein paar Schuljahren auf die [Aka]demie wandert, wo er ein ziemlich wüstes Leben [be]ginnt. Alles übrige sind Nebendinge, die seinen V[a]ter, seinen Oheim, und vorzüglich seinen Bru[der] (der in allem sein Gegenbild seyn soll) betreffe[n]. Manche einzelne Sachen sind leidlich genug erzählt, aber auch nur leidlich. An eigentlichem Interesse, [an] dem, was ergreift und mit hinreisst, gebricht es [al]lenthalben. — Die Schilderung von Henrietten, di[e] erst als ein braves Frauenzimmer aufgeführt wird, die sich dann einem noch kaum mannbaren Burschen bloss deshalb preis giebt, *damit er nicht* verrathe, dass *sie von seinem Hofmeister sich küssen lasse*, die schänd[]liche Heucheley, mit welcher sie ihn zu ihrer Entfüh[]rung veranlasst, die trotzige Frechheit, mit wel[cher] sie sich nachher, da sie eingeholt worden, beträg[t], diess alles, verwebt mit dem ewigen Refrain: [illegible] *sey ein wirklich an sich selbst edles Geschöpfe* gew[esen], ist ein höchst verunglückter Versuch, Widersprü[che] mit einander zu verbinden. — Von der Kinderz[ucht] wird viel gesprochen, aber nichts, was neu wä[re]. Die eingewebten Dialogen sind nichts anders, als ze[r]stückte Aufsätze; des Gesprächs eigentlicher B[illegible] scheint dem Vf. ganz fremd zu seyn.

Ueberhaupt ist auch der ganze Titel, *der Eg[oist]* wenigstens zur Zeit noch, sehr uneigentlich gew[ählt]. Denn Monsieur Eduard ist zwar ein verzogener [illegible] be, ist zwar, als solcher, bey jeder Gelegenheit [illegible] seinen jüngern, geschicktern Bruder neidisch, und [illegible] es gern, wenn die andern Menschen ihn mehr, [als] diesen, loben. Aber warum er deshalb so ausgezei[ch]net ein Egoist wäre, sehen wir nirgends.

Es kann freylich in der *Zukunft* noch komme[n]; aber dann wollen wir doch wünschen, dass es e[in] kraftvoller, gedrängter — mit einem Worte, be[sser] geschähe, als es die *Gegenwart* zu versprechen schei[nt].

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. Januar 1801.

PHILOLOGIE.

CAMBRIDGE, gedr. von Hodson, auf Kosten des Vfs., und LONDON, b. den Robinsons u. a.: *Etymologicon Magnum*, or, *Universal Etymological Dictionary, on a new Plan* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Am Schluss dieses Bandes stellt der Vf. noch eine Betrachtung über die auffallende Aehnlichkeit an, welche sich zwischen der Anlage und Entwickelung der Dinge in der materiellen Welt und zwischen der Grundlage und Fortbildung der menschlichen Sprache findet. „Wenn wir, sagt er unter andern, mit forschendem Auge jene zahlreichen Veränderungen der Wörter, mit aller Verschiedenheit ihrer Bedeutung untersuchen: so werden wir finden, dass ihnen allen der nämliche Ideengang eingeprägt ist, dass sie alle einen besondern Anstrich einer eigenthümlichen Bedeutung beybehalten, woran man sie immer noch als Erzeugnisse der nämlichen Ursache, und als Theile oder Abstufungen des nämlichen Hauptbegriffs erkennen kann. Das Element geht freylich immer in neue Verbindungen über, wodurch es neue Dienste thut, und eine verschiedne Rolle spielt; aber alle diese mannichfaltigen Dienste und Anwendungen lassen sich auf den Einfluss des nämlichen Stammbegriffs zurückführen; sie sind die natürlichen und nothwendigen Folgen eines einzigen gemeinschaftlichen Princips; und diese Reihe von Verschiedenheiten würde nicht entstanden seyn, wenn nicht die nämliche Ursache beständig zu ihrer Hervorbringung thätig gewesen wäre. In die Eine Form eingeschlossen, kann das Element ein kriechendes Insect, und in der andern, den sich hoch aufschwingenden Adler darstellen; es kann jetzt den niedern Sklaven, und jetzt den stolzen Monarchen andeuten; und doch sind diese unähnlichen Geschöpfe aus der nämlichen Quelle entsprungen, und blos dadurch entstanden, dass das Element jeder Form die Kraft und den Geist der ursprünglichen Vorstellung einflösste. Und so können wir einsehen, wie einige wenige einfache Grundkräfte wirksam gewesen sind, um das gröste und schwerste Kunststück unter allen menschlichen Erfindungen — jenes Wunderwerk — die grosse Maschinerie der *Sprache* zu Stande zu bringen. In diesem einfachen Verfahren bemerken wir eben die Wirkungsweise, wie in der Körperwelt. Die Natur ist eine haushälterische Göttin; sie theilt Segnungen und Principien mit sparsamer Hand aus. Ihre unendliche Mannichfaltigkeit entsteht blos vermöge der Modificirung; und je weiter wir in die Kenntniss ihrer geheimnissvollen Wirkungen eindringen, desto mehr vermindern sich die Urstoffe, und desto häufiger werden die Verknüpfungen derselben." — Sinnreich genug vergleicht der Vf. diese Entstehungsart der Sprachen mit den Vorstellungen der ältern Philosophie von der Seelenwanderung; nur dass hier, bey der Schöpfung der Wörterwelt, der Urstoff die Kraft hat, auf Einmal Myriaden von mannichfaltiger Form zu beleben. Aber so, wie nach jener Hypothese die Seele nie stirbt, und ihrem Wesen nach keine Veränderung leidet: so sind die Sprachen, oder die Formen, welche die Elemente annehmen, einer beständigen Veränderung unterworfen, und allen den zahlreichen Zufällen ausgesetzt, die auch der Mensch erfahren muss; aber die Elemente selbst leben unverändert und unverletzt fort, bey allen Revolutionen der Natur und des Lebens. — Immer aber bleibt noch die schwer aufzulösende Frage übrig, wie es gekommen sey, dass die nämliche *Elementarsprache* sich fast durch jede Gegend der Erde, wohin die Entdeckungen der Europäer gelangt sind, so allgemein verbreitet hat. Diese Frage getraut der Vf. sich nicht zu beantworten; und er glaubt mit Recht, dass die Forschung dazu noch lange nicht weit genug gediehen sey, um bis auf diese Beantwortung zu kommen, die erst ihr letztes Resultat seyn kann.

Es ist kein geringes Verdienst dieses Werks, dass der Vf. die an sich trocknen Erörterungen der Etymologie sowohl durch eine natürliche Leichtigkeit der Schreibart, als durch manche kleine, oft auch ziemlich umständliche, Digressionen anziehender, und auch für den, der nicht blosser Grammatiker ist, unterhaltend zu machen gewusst hat. Von mehrern ins Allgemeine gehenden Bemerkungen, heben wir nur folgende (S. 413.) zur Probe aus: „Ich habe beständig die Bemerkung gemacht, dass man zwar über den *allgemeinen* Grundbegriff, zu welchem eine Wörterfamilie gehört, völlig gewiss seyn kann, dass es aber dennoch oft äusserst schwer ist, über die *besondere* Vorstellung, von welcher diese Wörter ursprünglich abgeleitet sind, mit Sicherheit zu entscheiden. Die Ordnung, in welcher Wörter mit einander verwandt sind, lässt sich jetzt nicht mehr gehörig angeben; und Alles, was der Wortforscher jetzt noch thun kann, besteht blos darin, dass er den *allgemeinen* Begriff entdeckt, auf welchen sich ein Wörterstamm bezieht. Sollten aber auch seine Untersuchungen ihn auf den *besondern* Begriff geleitet haben, der ursprünglich an ihrer Bildung Antheil hatte: so wird er doch vielleicht nicht zu bestimmen wissen, wie weit ein gewis-

gewisser Ausdruck von der ersten Quelle entfernt ist; und folglich wird er nicht entscheiden können, ob das Wort aus einem allgemeinen Eindrucke der aus dieser Quelle geschöpften Kraft des Wurzellauts entstanden, oder ob es unmittelbar mit dessen Ursprunge selbst in Verbindung stehe. Kurz, wenn man auch den Stammvater entdeckt hat: so sind doch vielleicht die mannichfaltigen Verwandtschaften, worin die Abkömmlinge mit einander stehen, zweifelhaft oder unbekannt, und wir wissen es nicht zu bestimmen, in welchem Grade sie mit dem Urstamme verwandt sind. Die Vergleichung zwischen Menschen- und Wortfamilien läfst sich treffend und wahr noch weiter treiben. Selbst starke und auffallende Züge von Aehnlichkeit werden nicht immer hinreichend seyn, den Grad und den Abstand der Verwandtschaft zu entscheiden. Die Züge, welche in der Einen Generation verloren gehen, erscheinen in einer andern wieder; und die Gesichtsbildung des Vaters, die an dem Sohne kaum bemerkbar war, wird vielleicht wieder völlig und unverkennbar an dem Enkel. Aeusserst merkwürdig ist es auch, dass diese verschiedenen Zweige Eines Geschlechts, wenn sie mit einander in Contrast gestellt werden, Spuren von Aehnlichkeit verrathen, die man an ihnen, einzeln betrachtet, wenig oder gar nicht wahrnimmt. Alsdann werden wir gleich auf den ersten Blick jene unterscheidenden Züge gewahr werden, durch welche ein besonderes und eigenes Geschlecht gebildet ist; und oben drein sind wir nun vielleicht im Stande, diese Verschiedenheiten der Aehnlichkeit oder der Unähnlichkeit in den Zügen des gemeinschaftlichen Urstamms aufzufinden."

PRAG, b. Widtmann: *Grammatica Latino-Celtica doctis ac scientiarum appetentibus viris composita, ab Alano Du Moulin*, Presbytero, encomii regni Bohemiae authore. 1800. 194 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., ein französischer Emigrant, ehemals Pfarrer in Niederbretagne, äussert in der Vorrede seine Verwunderung darüber, dass die sprachsüchtige deutsche Nation (*linguarum studiosissima*), unter der man Hunderte von Gelehrten (*sexcentos*) zähle, die alle orientalischen und occidentischen Sprachen gut verstünden, nicht die geringste Kenntnifs von der celtischen Sprache besitze; da doch die celtische Sprache im Grunde teutonisch wäre, wenn gleich die heutige ausgebildete deutsche Sprache von ihr so sehr abwiche, dass sie mit ihr gar keine Aehnlichkeit mehr habe. Der gute Breton mochte freylich nichts davon gehört haben, dass wir von *Löscher* einen *Literator Celta*, von *Leibnitz* ein *Specimen Glossarii Celtici* haben (von *Rüdigers* und anderer kleinern Proben nichts zu sagen), und dass eine grosse deutsche Frau, Katharina II., Kaiserin von Rufsland, aus *Court de Gebelin* Werken celtische Wörter zu ihrem Vocabularium aller Sprachen schon vor dem J. 1786 sammelte. Die celtische Sprache ist auch gar nicht deutschen Ursprungs, und der Vf. hätte sie, wenn sie ja unter eine der fünf genannten Muttersprachen gehören muss, neben das Lateinische, und dieses sammt ihr unter ein höheres Genus, (... man Gallisch, Walisch, Wälsch, Walachisch nen[nen] könnte, stellen sollen. Wir wissen ja aus dem J[ul.] Cäsar, dass Ariovist, ein deutscher Fürst, das Gal[li]sche durch lange Uebung erlernt hat. Die Griech[en] nennen wohl auch deutsche Völker Celten, wie e[twa] die heutigen Türken alle Europäer Franken nenn[en]. Nebst Nieder-Bretagne und Wales in England, nen[nt] der Vf. auch Irland, wo sich die celtische Sprach[e] noch erhalten habe; setzt aber doch hinzu, das Ir[]ländische wäre nach und nach so verderbt wor[den], dass es mit dem celtischen keine Aehnlichkeit m[ehr] zu haben scheine. Rec. befragte hierüber gebo[rne] Irländer, und überzeugte sich durch Vergleichung vieler Wörter aus beiden Sprachen, dass sie noch im[]mer einige Aehnlichkeit haben, wenn gleich das Ir[]ländische vom Gallischen von jeher verschieden ge[]wesen seyn mag, und es scheint vielmehr, dass d[as] Bretonische viele alte gallische Wörter verloren, und dafür neue französische aufgenommen habe, wo[von] man die Belege auf jedem Blatte dieser Grammatik finden kann. Wie es aber von den Angelsachsen, die doch die alte walische Sprache in England verdrängt haben, heissen könne, sie hätten die Grundzüge der celtischen Sprache rein erhalten, wäre gar nicht zu begreifen, wenn der Vf. Teutonisch und Celtisch nicht vermengt hätte. *Tan*, Feuer; *Kic*, Fleisch; *fri*, Nase; *tal*, Stirn und mehrere andere Wörter wird man eben so wenig im Englischen, als in an[]dern deutschen Mundarten finden. Dass man lange vor Jul. Cäsar in dem Theile Galliens, der jetzt Bretagne heisst, Celtisch, d. i. Gallisch gesprochen habe, daran zweifelt wohl niemand; dass aber Cäsar diese Celten *Britones* nenne, und von ihnen schreibe: *quam terribiles sunt Britones, quando dicunt*; torr *Benn da Cesar*, brich den Kopf dem Cäsar, daran zweifelt Rec. gar sehr, da er diese Stelle in Cäs[ars] *Commentar. de Bello Gall.* vergeblich gesucht h[at]. Warum hat der Vf. nicht das Buch und Kapitel ang[e]führt? Endlich verweiset der Vf. die wissbegierige[n] Leser auf die Werke eines Bacon-tacon, Brigant und Coch. Aus *Brigant's Elémens de la langue des Celtes Gomérites ou Bretons* (Strafsburg 1777) hat Rec. selbst die celtische Sprache nach ihrem Baue kennen gelernt, und da ihm, ausser einigen Grammatiken und Wör[]terbüchern, kein anderes armorikanisch- oder bre[]tonisch-celtisches Buch bekannt ist: so freute er sich im voraus, einige Nachrichten von der celtischen Li[]teratur in der Vorrede oder im Anfange zu dieser Grammatik zu finden; er fand aber, leider! nichts als die Behauptung, dass die alten teutonischen Schrift[]züge (hat es denn wirklich welche gegeben?), durch die römischen verdrängt worden wären. Die Rich[]tigkeit der Angaben, die Materie und Form der Spra[]che betreffend, zu beurtheilen, ist Rec. wohl nicht im Stande: man wird sich also mit einem kurzen Ab[]risse der wesentlichen Einrichtung dieser Sprache be[]gnügen, und es dem Vf. Dank wissen, dass er uns dazu behülflich war, wenn gleich mancher gelehrte Sprach- und Geschichtsforscher, für die, laut des Ti-

tels, das Buch geschrieben seyn soll, mehr fodern möchten, als er geleistet hat, besonders mehr Rücksicht auf philosophische Sprachlehre. Billig hätte auch gesagt werden sollen, nach welcher von den vier in *Brigant's élémens* charakterisirten Mundart er sich gerichtet hat. Da der leonische Dialekt (*la Leonarde*) im Plural den Vocal *u*, und im Infinitiv *a* und *i*, anstatt *on* und *in*, liebt: so sollte man glauben, er habe sich nach der Leonarde gerichtet. Der Breton spricht, wenn er jemanden grüßt: *Dee mad ma mignon*, Tag gut mein Freund. Im celtischen Briefe (*liser Brezonec*) schreibt der Sohn seinem Vater: *ma zad ker*, mein Vater lieb. Das Adjectiv wird also dem Substantiv nachgesetzt; nur das Pronomen Possessivum steht vor seinem Substantiv. Er declinirt weder das Substantiv, noch das Adjectiv; unterscheidet daher den Accusativ nicht vom Nominativ: *Dee mad*, ist *dies bona* und *diem bonam*. Er bezeichnet aber doch den Genitiv vermittelst der Präposition *us* (aus, ex), den Dativ mit *d*, welches mit dem Artikel *ar* (sonst auch *an*, *al*) zusammengezogen wird: *dar*, z. B.

Sing. *ar penn*, der Kopf, *caput*.	Plur. *ar pennu*, die Köpfe, *capita*.
us ar penn, des Kopfes, *capitis*.	*us ar pennu*, der Köpfe, *capitum*.
dar penn, dem Kopfe, *capiti*.	*dar pennu*, den Köpfen, *capitibus*.

Er kennt nur zwey Geschlechter, das männliche: *he-ma*, dieser, *hen-ne*, jener, und das weibliche: *hu-ma*, diese, *hun-ne*, jene. Er bezeichnet es aber nicht an dem Artikel: *ar*, der, die; *ur*, ein, eine; sondern nur selten an den Prädicaten weiblicher Personen mit *es*: *ruanes*, Königin, *dall*, *coecus*, *dalles*, *coeca*. An drey Zahlwörtern aber auf eine besondere Art: *dau*, *tri*, *pevar* sind männlich, *diu*, *teir*, *pedir* weiblich. Etwas ähnliches findet man auch im Slavischen. Nach dem Possessivo *he*, sein, ihr, wird *t* in *d* verwandelt, wenn sich *he* auf einen Mann bezieht: *he dad*, sein Vater, von *tad*. Dieses *d* aber geht in *z* über, wenn sich das *he* auf eine Frau bezieht: *he zad*, ihr (der Tochter) Vater. Etwas ähnliches thut auch in diesem Falle der Irländer.

Nebst dem gewöhnlichen Plural auf *u*, *ui*, seltner *i*, hat er auch Plurale auf *et* und *ien*: *merchet*, Töchter, von *merch*; *milinerien*, Müller, *molitores*, von *miliner*. Auch nicht wenige irreguläre: *potret*, Söhne, im Singular, *map*; *den*, Mensch, Mann, im Plural *tud*, Leute, Volk. Also waren es die Gallier, die ihre Nachbaren, die Deutschen, *tud* nannten, daher nun *Teuto*, *Tedesca*, *tysk* u. s. w. Den Namen der Glieder, die wir doppelt haben, wird das Zahlwort *zwey* vorgesetzt: *ur scuarn*, ein Ohr, *diu-scuarn*, Ohren; *lagat*, das Auge, *dau-lagat*, die Augen. Ueberhaupt bleibt jedes Wort, dem ein Zahlwort vorgesetzt wird, auch im Plural unverändert.

Den Comparativ bezeichnet er mit *och*: *brasoch*, grösser, von *bras*. Den Superlativ mit *a* (nach *Brigant an*), wenn eine Vergleichung geschieht: *Per a so habila us oll*, Peter ist der gelehrteste aus allen. Der Superlativ ohne Vergleichung (*Superl. absolutus*) wird mit *merbet* umschrieben: *mad merbet*, der beste, *buan merbet*, am geschwindesten. So wie *pedvet*, der wie vielte, von *ped*, wie viel: so werden fast alle Ordnungszahlen, vermittelst der Sylbe *vet*, von ihren Grundzahlen abgeleitet, ausgenommen *ar chenta*, der erste, *an eil*, der zweyte, *an trede*, der dritte, *pevare*, der vierte. Die weiblichen *teirvet*, *pedir-vet*, die dritte, vierte, weichen von der Regel nicht ab. Die Zahladverbien werden mit *veisch* (*vice*, *fois*, Mal) zusammengesetzt: *ur-veisch*, einmal, *diu-veisch*, zweymal u. s. w. Sonderbar sind folgende Zusammensetzungen von Zahlen: *trifech*, 3 mal 6, d. i. achtzehn, *daus-ugent*, 2 mal 20, d. i. vierzig, *anter-cant*, halb hundert, d. i. fünfzig, *tri-ugent*, 3 mal 20, d. i. sechzig. Das celtische *dec* (in Zusammensetzungen auch *zec*: *trizec*, dreyssig), möchte wohl die reinste und ursprüngliche Wurzel seyn, woraus das griechische δεκα, das lateinische *decem*, das deutsche *zehen*, nach ältern Mundarten *tehen*, das französische *dix*, das slawische *deset* und das indostanische *des* geflossen sind.

An dem Verbo bezeichnet der Breton die Personen nicht, wenn die Pronomina personalia voranstehen:

Me a gar, ich liebe.	*Ni a gar*, wir lieben.
te a gar, du liebest.	*chui a gar*, ihr liebet.
eon a gar, er liebet.	*int a gar*, sie lieben.

Bleibt aber das Pronomen weg, wie im Subjunctiv: so hängt er gewisse Suffixa an, die denen in der griechischen, lateinischen, slawischen und indostanischen Sprache noch immer ähnlich geblieben sind:

Ra gar-in, dass ich liebe.	*Ra gar-imp*, dass wir lieben.
ra gar-es, - du liebest.	*ra gar-fet*, - ihr liebet.
ra gar-o, - er liebe.	*ra gar-int*, - sie lieben.

Mit den drey Hülfswörtern *so*, *mus*, *ra*, bin, habe, thue, setzt er seine vergangenen Zeiten zusammen. *Beza*, seyn (wesen), steht manchmal auch für *haben*: *beza caret*, geliebt haben, *amauisse*, und geliebt seyn (werden), *amari*. Nebst dem Präsens: *me a so*, ich bin, hat er noch ein zweytes zusammengesetztes mit *beza*, seyn:

Sing. *beza es-on*.	Plur. *beza es-omp*.
beza es-ud.	*beza es-och*.
beza es-eo.	*beza es-int*.

d. i. seyn bin ich, oder seyn thue ich u. s. w. Sein Präteritum: *bed es-on*, gewesen bin ich, und sein zweytes Futurum: *beza e vez-in*, seyn werde ich, sind der deutschen Sprache weniger fremd. Hier hat nun der Celte in den Sylben *so* und *es*, besonders in der letzten, wiederum den Urlaut (*s*, *se*), den die meisten Völker zur Bezeichnung des dastehenden Objects (man denke hier an die demonstrative celtische Partikel *ze*, im Französischen *ce*, im Slawischen *se*) und zugleich zur Bezeichnung des Begriffs *Seyn*, da er vom gegebenen Gegenstande unzertrennlich ist, beybehalten haben; daher das hebräische יֵשׁ; das slawische *jes-m*, *jes-i*, *jes-t*; das lateinische *sum* (alt *es-um*), *es*, *est*; das griechische ειμι (anstatt εσ-μι).

ἐις (anstatt *ἐσ-σι*), *ἐσ-τι*, *ἐσ-μεν*, *ἐσ-τε*, *ἐισι* (anstatt *ἐσ-σι*); das deutsche *ist*, *seyd*, *sind*, *seyn*, *wes-en*, *gewesen*, kommt theils mit *so* oder *es*, theils mit dem Futuro *vezo* überein. Indessen ist die Sylbe *be* in *bed*, womit die Präterita zusammengesetzt werden: *beza bed*, gewesen seyn, eben so alt, und fast von gleicher Ausdehnung, wenn man damit das persische *bu-dan*, das slawische *by-ti* vergleicht, daher denn das deutsche *bin*, *bist*.

Das Passivum umschreibt er: *me a so caret*, oder *caret es-on*, ich bin (werde) geliebet, *amor*, wobey die Bildung des Participii oder Supini *car-et*, von *car* zu merken ist. *Caret* hat aber auch, wie im Deutschen *geliebet*, wenn es mit *haben* verbunden wird, eine active Bedeutung: *me e mus caret*, ich habe geliebet. Der Infinitiv wird in verschiedenen Sprachen bald mit *n*, oder *l*, *r*, bald mit *t* bezeichnet. Der Celte wählte mehrere Laute dazu: *crial*, schreyen, *prestal*, leihen, *tevel*, schweigen; *dugen*, tragen, *delcher*, halten, *gelver*, nennen; *laburat*, arbeiten, *allut*, können; die Infinitive auf *a* und *i*, sind aus *an* und *in* verkürzt: *cana*, singen, nach Brigant *canan*, so auch *creski* anstatt *creskin* u. s. w. Bestimmter hat sich der Grieche für *ειν*, der Deutsche für *en*, der Ungar für *ni*, der Lateiner für *re* (*are*, *ere*, *ire*), der Slawe für *ti* (*ati*, *eti*, *iti*) erklärt.

Die Impersonalia nehmen das Hülfswort *ra an*: *gleb a ra*, es regnet, buchstäblich *pluviam* oder *pluere facit*; *gurun a ra*, es donnert, *luiad a ra*, es blitzet, *urch a ra*, es schreyet.

Das 7te Kap. dieser Grammatik enthält einige Redensarten (*phrases*) und vier Dialogen, um dadurch den Syntax zu ersetzen. Wird einem Satze ein *a* vorangeschickt: so wird eine Frage daraus: *a maro ezeo ho tad*, gestorben ist euer Vater? Die Verneinung wird vor dem Verbo durch *ne*, und hinter demselben durch *ket* bezeichnet: *ne gredan ket*, ich glaube nicht, *ne uzan ket*, ich weiss nicht. Die Conjunction *ac* (*a*) verbindet Sätze: *cals a evan ac a zebran*, viel esse ich und trinke ich; und einzelne Wörter: *dur a guin*, Wasser und Wein. Sonst wird durch den Vocallaut *a* (oft auch *e*), die Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte, die *copula*, ausgedrückt: *me a gar*, *me a ra*; *me* ist das Subject, *gar* and *ra* Prädicate, *a* aber die *copula*. Hierauf folgen zwey Briefe, eine Fabel (Erzählung), das Vater unser: *Hon tad pehini a so en eon* etc. Der Glaube: *me a greed*, die Beichtformel: *me cofes us Due*. Die zehen Gebote und die Kirchengebote sind in Reimen verfasst. Zu den drey geistlichen und zwey weltlichen Liedern (in einem von diesen wird der Wein besungen, in dem andern der Luftballon verhöhnt), liegen die Melodieen, auf zwey Quartblättern gestochen, bey. Das Werk hätte allerdings eine genauer Correctur verdient. S. 63. steht *prevar* anstatt *pevar* (nach Brigant auch *pedvar*). Wie kommt es, dass der Vf. die Taube *pijon*, Brigant aber *goulm* nennt? Letztes Wort ist gewiss ächt armorisch und zugleich uralt, da auch die Irländer eine Taube *colom*, die Lateiner *columba*, und die Slaven *golub* nennen. Manche Stellen römischer Schriftsteller liessen sich hier aus dem Celtischen erläutern, wenn Raum dazu wäre. Rec. begnügt sich mit dem einzigen Worte *glas*, d. i. blau, wodurch es klar wird, dass die Lesart *glasto* anstatt *vitro* in Cäsars Comment. L. V. c. 15., wo es heisst: *omnes vero se Britanni vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem*, eine gallische Glosse war. *Vitrum* ist der ächt lateinische Name der blaufärbenden Pflanze, *Glastum* der gallische, nach Plinius L. 10. c. 1. *simile plantagini glastum in gallia vocatur*.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin: *Königlich-privilegirter preussischer Volksfreund, eine National-Monatsschrift für den preussischen Staat.* 1799. 1—12 St. 1628 S. 1800. 1—7 St. 896 S. (4 Rthlr. 12 gr.)

Der erste Jahrgang (1798) dieser anspruchlosen, für die Belehrung des Nahrstandes zunächst bestimmten Zeitschrift, ist von einer andern Hand in Nr. ... der A. L. Z. (24. August 1800) recensirt worden, wo die Bemerkung, dass sie bereits geschlossen sey, unrichtig war. Sie dauert vielmehr noch jetzt, und zwar, wie man im Januarheft 1800. S. 120—124 ... fet, unter vielfacher Unterstützung fort. Die Mitarbeiter nennen sich nur selten unter den einzelnen Aufsätzen. Hr. *Deutsch* zu Beeskow, die Hn. Prediger *Gürnth* zu Creutzburg, *Brückner* zu Funnix und *Möller* zu Hamm, Hr. Kriegsrath *Evermann* zu Hagen, *Feber*, *Gittermann*, *Striebeck*, *Carl v. Putlitz*, *Phil. Schmid*, *Voigt*, *Ludw. v. Ausin* zu Schwarzach, machen eine Ausnahme von dieser Anonymität. Der wichtigste Mitarbeiter ist aber der König und Landesherr selbst, durch die vielen, des authentischen Abdrucks sehr werthen, Cabinets-Ordern, Mandate, Edicte, Reglements und Befehle. In der Ausdehnung auf alle Provinzen der preussischen Monarchie, ist a... Gleichheit ziemlich beobachtet; doch hat Westphalen und insbesondere Ostfriesland, an der Seiten-Zahl und am innern Gehalte einen Vorsprung. Der Rastadter Congress, in dessen Epoche die ersten Jahrgänge der Zeitschrift fallen, behauptet zwar auch hier seine Rechte, allein darauf schränkt sich auch fast die politische, so wie auf einige Abhandlungen Th. 1. S. 95, 164 u. 1367 u. s. w. die militärische Mixtur ein: dass der Plan des Ganzen eigentlich patriotisch, besonders für Pädagogik, und cameralistisch für Oekonomie, für Kunst, Gewerbsachen und für Naturgeschichte ist. Manchesmal wünscht man ein minderes Verweilen bey persönlichen und Localverhältnissen und bey unbedeutendern Gegenständen, indem einige Aufsätze auf eine zweckmässige Art hätten abgekürzt werden können. Anekdoten, Gedichte und vermischte Aufsätze füllen auch hier die Lücken, ... nützlich ist indess das dem Decemberheft 1799 beygedruckte scientifische Register für die beiden ersten Jahrgänge.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 20. Januar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) London, b. Law: *An Inquiry into the Causes and Effects of the variolae vaccinae, a Disease discovered in some of the Western Counties of England, particularly Gloucestershire, and known by the Name of Cow-Pox.* By *Edward Jenner*, M. D., F. R. S. — 1798. 75 S. 4. mit 4 colorirten Kupfert.

2) Ebendaselbst: *Further Observations on the variolae vaccinae or Cow-Pox*, by *Edward Jenner*. — 1799. 64 S. 4.

3) Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Eduard Jenners*, d. A. W. Ds. und Mitglieds der K. Akad. der Wissenschaften, — *Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der Kuhpocken, einer Krankheit, die man in einigen westlichen Provinzen Englands, vorzüglich in Gloucestershire, bemerkt hat.* Aus dem Englischen übersetzt von *G. F. Ballhorn*, d. A. W. D. 1799. XVIII. und 52 S. 8. mit einer Kupfertafel. (10 gr.)

4) Wien, b. Camesina: *Eduardi Jenneri disquisitio de causis et effectibus variolarum vaccinarum.* Ex Anglico in latinum conversa ab *Aloysio Careno*, M. et Ph. D. — *Cum* (IV.) *Fig. colorat.* 1799. VIII. und 70 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

5) Nürnberg, b. Raspe: *Georg Pearson's*, d. A. W. Ds. und Mitgl. d. K. Akad. d. Wissensch. Arztes am St. Georg - Spitale, — *Untersuchung über die Geschichte der Kuhpocken in besonderer Hinsicht auf die Ausrottung der Kinderpocken.* Aus dem Englischen übersetzt von *J. Fr. Küttlinger*, d. A. W. Dr. — 1800. XII. und 132 S. 8. (16 gr.)

In mehrern westlichen Gegenden Englands, besonders in *Gloucestershire*, wo Hr. *Jenner* zwanzig Jahre lang lebte, und also Muse genug hatte, um Beobachtungen anzustellen, in *Hampshire*, *Dorsetshire*, *Leicestershire*, *Somersetshire*, *Devonshire*, ist schon seit langer Zeit eine Krankheit unter den Kühen bekannt, die als blatternartiger Ausschlag die Euter befällt, von dem Euter der kranken Kuh in das der gesunden, jedoch nie ohne vorhergegangene bestimmte Mittheilung des Ansteckungsgiftes durch Berührung, übergeht, und immer als Krankheit eigener Art, mit bestimmten Zufällen, durch welche sie von allen andern unterschieden werden kann, sich äussert. Die Entstehung dieser Krankheit erklärt Hr. *J.* auf folgende Art: In Gloucestershire werden die Pferde, wie dieses auch der Fall an andern Orten und in andern Ländern ist, von so genannten Hornklüften (Geschwüren an der Krone des Hufes) befallen. Wenn diejenigen Personen, die diese Geschwüre zu der Zeit besorgen, wo sie noch kein eigentliches Eiter, sondern mehr eine dünne Jauche fliessen lassen, mit den von dieser Jauche befleckten Händen, Kühe melken, — und auf den grossen Landgütern in Gloucestershire wird das Melken der Kühe vielfältig von Knechten verrichtet, denen auch die Pflege der Pferde obliegt: — so wird die Krankheit dem Euter der Kühe mitgetheilt. Sie zeigt sich unter der Gestalt unregelmässiger Pusteln, die erst hellblau oder bleyfarben, und mit einer rosenartigen Entzündung umgeben sind, und in der Folge oft in schlimme Geschwüre ausarten. Das Vieh verliert dabey die Munterkeit, und giebt weniger Milch. Diese Krankheit ist im Lande unter dem Namen: Kuhpocken ziemlich allgemein bekannt. Bey dem Gesinde, welches solche Kühe melkt, zeigen sich an den Händen und an den Fingern entzündete Stellen, welche eiternde Pusteln bilden, die ins Blauliche fallen, und deren Ränder sich über den Mittelpunkt erheben. Als Folge dieser Pusteln entstehet Schmerz und Geschwulst in den Achseldrüsen, dann Fieber, Mattigkeit, Lenden- und Rückenschmerz, Erbrechen, Betäubung, zuweilen so gar Irrereden. Diese allgemeinen Zufälle dauern von einem bis zu vier Tagen. Die Pusteln auf der Hand werden unterdessen schlimmer, und fressen oft um sich, nehmen auch andere Theile ein, wenn diesen durch Kratzen u. dergl. das Gift mitgetheilt wird. Mit Verminderung der Fieberbewegungen entstehen nie neue Pusteln, in denen also allein der Grund des Fiebers liegt. Diese Krankheit ist niemals gefährlich, und noch ist kein Fall vorhanden, wo sie sich mit dem Tode geendiget hätte.

Wenn ein Mensch diese Kuhpockenkrankheit gehabt, die entweder entstehet, wenn sie ihm von dem Euter der damit behafteten Kühe, oder durch die Einimpfung der Kuhpockenmaterie aus menschlichen Körpern mitgetheilt worden ist, und diese Kuhpocken sich ausser den Localzufällen noch durch die Zufälle des allgemeinen Fiebers geäussert haben: so ist er sein ganzes Leben hindurch gegen die Ansteckung der Kinderpocken, sowohl durch natürliche Wege, als durch die Einpfropfung, gesichert. Dieses ist schon lange, nicht allein in Gloucestershire, sondern auch in andern Gegenden, wo Kuhpocken vorkommen, auf Erfahrung gegründete Volksmeynung gewesen, die auch, wie *Pearson* zeigt, von mehrern gelehrten Männern, ehe noch Hn. *Jenners* Schrift

Schrift erschien, öffentlich, jedoch immer nur beyläufig, geäussert worden ist.

Diese Freyheit solcher Menschen, die die Kuhpocken gehabt haben, von der Ansteckung der Kinderpocken beweist Hr. Jenner durch viele und auffallende Fälle. Weder der genaueste Umgang mit Pockenkranken, noch selbst die künstliche Ansteckung, waren je fähig, bey solchen, die die Kuhpocken gehabt hatten, die Kinderpocken zu erregen: höchstens entstehen in der Impfwunde kleine Localzufälle, die flüchtige Röthe, die bald nach der Impfung sich zeigt, und in wenig Tagen verschwindet, zuweilen wohl auch eine kleine widrige Empfindung unter der Achsel des geimpften Armes, aber ohne dass je das Ausbruchsfieber oder der Ausschlag der Kinderpocken erfolgt. Diejenigen, die die Kinderpocken gehabt haben, werden durch die Kuhpocken nicht angesteckt: höchstens entstehen bey ihnen, nach Mittheilung des Giftes, nur sparsam zerstreuete Pusteln an den Händen, aber insgemein ohne den Schmerz unter den Achseln, und ohne das auf diesen folgende Fieber; und wenn auch Zufälle dieser Art entstehen: so sind sie weit geringer, als bey denen, die die Kinderpocken nicht gehabt haben. Die Kuhpocken lassen sich auch durch die Einpfropfung fortpflanzen. Hr. J. beweist durch Thatsachen, dass die Kuhpockenmaterie, durch fünf Menschen hinter einander durchging, und bey allen eine Krankheit von gleicher Natur und Stärke erregte. Am sechsten Tag, oder etwas später nach der Einpfropfung der Kuhpockenmaterie entstehet die widrige Empfindung unter der Achsel, und nachher das Fieber. Die Erscheinungen an den Impfstellen sind bis zur Eiterung denen auffallend ähnlich, die man bey Einimpfung der Kinderpocken bemerkt: nur ist die Farbe der Flüssigkeit in der Impfstelle etwas dunkler, und die Entzündung um die Stelle herum zuweilen rosenartig. Die Kuhpockenmaterie scheint bey der natürlichen Ansteckung in die Haut an den Händen nur dann eindringen zu können, wenn diese in etwas verletzt, und das Oberhäutlein entfernt ist; Theile aber, die eine zarte Oberhaut haben, z. B. die Lippen, werden auch ohne vorhergegangene Verletzung des Oberhäutchens angesteckt. Das Kuhpockengift fodert, wenn es anstecken soll, allemal unmittelbare Berührung, und zwar an den Händen an Stellen, die von der Oberhaut entblöst sind. Es ist nicht flüchtig, und man kann mit kuhpockenkranken Menschen die genaueste Gemeinschaft haben, ohne angesteckt zu werden. Es ist nicht von der Art, dass es die Kühe, oder auch die Menschen, durch sich selbst gegen die Ansteckung sichert, und man hat Fälle von Kühen und von Menschen, die mehrmals von den Kuhpocken befallen worden sind. Allemal ist aber bestimmte Anbringung des Kuhpockengiftes an den leidenden Theil nothwendig. Heerden von 30 Kühen werden leicht angesteckt, wenn nur eine mit der Krankheit behaftete Kuh unter die Heerde kommt; aber immer nur durch die Hände der Person, die die kranke Kuh, und auch die gesunden melkt. E[in] einziges Beyspiel hat der Vf., wo die Krankh[eit] auch durch Melkgefässe auf Menschen fortgepfla[nzt] wurde.

In den *Further Observations* liefert Hr. J. [se]viele Thatsachen zur Bestätigung seines Satzes, [da]ss die Kuhpocken die Menschen gegen die Kinderp[o]cken vollkommen sichern. Hr. *Ingenhouss* hatte [be]merkt, dass eine Person nach überstandenen Kuhp[o]cken von den natürlichen Pocken befallen word[en] sey. Aber Hr. J. antwortet, und nach unserm Ermess[en] sehr befriedigend, dass die Kuhpocken, die der Kr[an]ke gehabt hatte, ehe er die Kinderpocken bekam, unächte gewesen sind. Man hält im Eifer, Experimente zu machen, jeden Blatternausschlag am Eu[ter] der Kühe für Kuhpocken, man inoculirt mit diese[n] und wenn auch einige Localzufälle entstehen, [die] Folgen von einem jeden Reiz seyn können: so s[ichert] eine solche Einimpfung gegen die Pockenkrank[heit] nicht. Auch die Materie der Kuhpocken hat zu [ei]nem gewissen Zeitpunkt der Krankheit ihren höc[h]sten Grad von Wirksamkeit, gerade wie die der Ki[n]derpocken, und dieses beweist von der Materie d[er] letzten der Vf. durch viele Fälle. Auch die be[ste] Kuhpocken- und Kinderpockenmaterie kann schlec[ht] werden, wenn man sie vor, bey, oder nach d[er] Aufbewahrung faul werden lässt; eben so wird d[ie] Kuhpockenmaterie auch schlecht, wenn man abwartet, bis die Kuhpocken in Geschwüre übergegangen sind, und es ist ja auch bekannt, dass die Materie der Kinderpocken weniger wirksam ist, wenn sie aus Pusteln, die schon abtrocknen, oder abgetrockne[t] sind, genommen wird. Der Vf. schreibt überhaupt weder dem Kuhpocken- noch dem Kinderpockeneiter ansteckende Kraft zu, sondern der hellen Flüssigke[it] die vor der Eiterung sich in den Pusteln bey [...] Ausschlagskrankheiten zeigt. Das Eiter sey in de[m] dem Grade fähig, die Krankheit zu erregen, als es m[it] solcher Flüssigkeit vermischt sey. Es ist auch zu be[-]merken, dass die Pusteln der Kuhpocken, wenn sie am 13ten oder 15ten Tag auszutrocknen und in Geschwüre überzugehen anfangen, da oft neuen Rei[z] und neuen Schmerz der Achseldrüsen erregen, und dass also die stärkern unangenehmen Zufälle d[er] Krankheit nicht von dem Kuhpockengifte, sonder[n] von dem Reiz des Geschwüres abhangen. Diese Zu[-]fälle aber kann man abhalten, wenn man, inde[m] die Impfstelle und die Pusteln um diese herum schlie[ssen] werden wollen, durch Anwendung eines gelinde[n] Aetzmittels, z. B. einer Salbe mit etwas rothem Präcipitat, eine andere Art von Entzündung erregt. Durch die Anwendung des Aetzmittels kann man auch die üble Beschaffenheit der Impfwunden bey den ge[-]impften Kinderpocken schnell verbessern.

Zu der lateinischen Uebersetzung des Hn. *Ca[rr]ino*, die ziemlich gut gerathen, und mit vortrefflichen Kupfern versehen ist, die aber doch die wesentliche[n] Merkmale der Kuhpockenpusteln nicht ganz deutlich darstellen, ist noch die Recension des *Jennerschen* Bü[-]che[r]

ches aus der *bibliothèque britannique* von Hn. *Odier*, und ein Auszug aus der Salzburger medicinisch - chirurgischen Zeitung gekommen. Auch vier Geschichten von in Wien versuchten Kuhpockenimpfungen sind angefügt, wo sich der Erfolg völlig so verhielt, wie ihn *Jenner* angiebt. Von S. 59. an der lateinischen Uebersetzung liest man die lateinische Uebersetzung der *Further Observations*. Die Uebersetzung des Hn. *Ballhorn* enthält nur die erste Abhandlung von *Jenner*, und ist ebenfalls mit Fleiss abgefasst, und zuweilen der des Hn. *Careno* vorzuziehen. In einem auf einem halben Bogen gedruckten Vorbericht zur *zweyten Auflage*, von welcher aber auf dem Titel nichts bemerkt ist, giebt Hr. *B.* Nachricht von den in Hannover versuchten Impfungen der Kuhpocken. Hr. Hofchirurg. *Stromeyer* erhielt Kuhpockenmaterie von Dr. *Pearson* aus London. Hr. *Ballhorn* unterstützte Hn. *Str.* bey seinen Impfungen. Die Impfung glückte bey sieben Subjecten vollkommen, darunter bey zweyen, die mit in Hannover aufgenommener Materie geimpft worden waren. Fünf ebenfalls mit Hannöverscher Materie Geimpfte bekamen die Krankheit nicht. Aber das Frühjahr und der Sommer, wo diese Impfungen vorgenommen wurden, war überhaupt der Inoculation nicht günstig. Auch diese Aerzte bestätigen es, dass die Kuhpockenkrankheit sich schwer mittheilt. Ein Impfung schlief bey zwey Gesunden, ohne sie anzustecken. Nach einem Brief des Dr. *Pearson* hat man auch in London nach der Einpfropfung der Kuhpocken einen allgemeinen Ausschlag bemerkt, den man auch in Hannover bey dreyen bemerkte, und von welchem *Jenner* nicht sagt, dass er je entstehe. Auch die Kupfer des *Jenner*schen Werkes sind dieser Uebersetzung, aber in einem nicht ganz guten Nachstich, beygefügt.

Dr. *Pearson's* Vorsatz ist, die Sätze, die in *Jenner's* Werk aufgestellt sind, zu prüfen, und er hat dieses mit vieler Unbefangenheit gethan, und mit wirklich grosser Mühe von allen Orten her Nachrichten über die Krankheit und deren Wirkungen bey Menschen einzuziehen gesucht. Bey allen Nachforschungen fand er es bestätiget, dass die Kuhpocken die Menschen auf das bestimmteste und vollkommenste gegen die Kinderpocken sichern. Sie sind aber so ganz gefahrlos doch nicht, und ein Knecht wurde durch die tiefen Narben, die sie in der flachen Hand zurückliessen, zu seiner Arbeit untüchtig. Bey eben diesen Nachforschungen fand er es bestätiget, dass die Impfung mit Kuhpockenmaterie eben die Krankheit bewirke, als die Ansteckung von an Kuhpocken kranken Kühen, und dass die Materie gleiche Ansteckungsfähigkeit behält, wenn sie auch durch mehrere Menschen durchgegangen ist. Ausgemittelt ist es indessen doch noch nicht, dass die von den Menschen dem Euter der Kühe mitgetheilte Kuhpockenmaterie, besonders wenn sie schon durch mehrere Menschen gegangen ist, die Kuhpocken in ihrem natürlich heftigen Grade errege. So scheint zwar auch der Mensch mehr als einmal von den Kuhpocken befallen werden zu können; aber nur von den Localzufällen, niemals von dem allgemeinen Fieber. Von den Kühen ist es noch nicht gewiss, ob sie die Krankheit öfter bekommen können. Die geimpften Kuhpocken laufen bey dem Menschen gelinder ab, als die durch die Ansteckung von den Kühen. Man hat nach den Kuhpocken noch keine Nachkrankheit beobachtet, auch nicht bemerkt, dass sie andere Krankheiten erregt, oder Anlage zu diesen oder jenen Krankheiten erzeugt hätten.

Jenner's Meynung, dass die Kuhpocken von der Jauche aus den Hornklüften der Pferde erregt werden, ist schon von Dr. *Pearson* und von vielen andern Aerzten bezweifelt worden. Die Hornklüfte sind eine Pferdekrankheit, die man überall antrifft, und weder von den Kuhpocken, noch von dem Uebergang derselben auf Menschen; wusste man vor *J.* etwas. Dieser hat die bekannte Thatsache, dass die Jauche aus irgend einem Geschwür in der Haut eines Menschen, oder auch eines andern Thieres, besonders wenn sie an eine von der Oberhaut entblösste Stelle kommt, ein Geschwür erregen, auch dessen Wirkung sich weiter, als auf den Ort, den es einnimmt, erstrecken, und besonders die lymphatischen Gefässe und die Drüsen afficiren kann, als Wirkung eines specifiken Giftes angesehen, und diesem Gifte das Gesetz gleichsam vorgeschrieben, dass es erst in das Euter einer Kuh kommen, in diesem Fähigkeit anzustecken erhalten, und von diesem aus dem Menschen mitgetheilt werden muss, wenn der Mensch gegen die Pockenkrankheit gesichert werden soll. Eine gewiss sehr gewagte Behauptung, welcher auch alle von Dr. *Pearson* gesammelten Nachrichten widersprechen! Wenn aber die Kuhpockenkrankheit bey den Kühen von der Jauche der Hornklüfte nicht entstehet, und also eine den Kühen eigene Krankheit ist: so ist sie nicht allein in diesem Stücke, sondern auch darin der Krankheit von dem Wuthgifte ähnlich, dass das Gift derselben nicht flüchtig ist, und sich nur durch die directeste Mittheilung fortpflanzt. Ausschliessend eigen aber wäre nach allen bisherigen Erfahrungen dem Kuhpockengifte die Eigenschaft, dass es nur in dem weiblichen Theil einer Thierart, und nur in einem Organ derselben existiren könne; doch wird man bey wiederholten Versuchen mit diesem Krankheitsgifte auch durch Ansteckung anderer Theile die Kuhpocken bey dem Rindvieh vielleicht noch erregen lernen. Wenn man auch, bey der wirklich grossen Menge von einstimmigen Erfahrungen, keinen Zweifel darein setzen mag, dass die Kuhpocken den Menschen gegen die Pocken sichern, wenn er von denselben angesteckt worden ist, und das davon abhangende Fieber überstanden hat: so wird es doch noch lange sehr schwer seyn, mit Gewissheit über die Existenz der wahren Kuhpocken bey Menschen und bey Kühen zu urtheilen. Dieser Umstand, auf den bey Sicherung der Menschen gegen die Kinderpocken mittelst der Kuhpocken alles ankommt, ist von entschiedener Wichtigkeit, und er verdient bey künf-

künftigen Versuchen die gespannteste Aufmerksamkeit. *Jenner's* und *Pearson's* Beschreibungen der Kuhpocken bey Kühen sind nicht genugthuend: eben so wenig sind sie es bey Menschen. Die englischen Aerzte nehmen daher zwey Arten von Kuhpocken an, eine, die von dem specifiken Gifte abhängt, welches nur in dem Zeitpunkt seiner grösten Wirksamkeit fähig ist, bey dem Menschen die Krankheit eigener Art zu erregen, und daher auch oftmals eine falsche Kuhpockenkrankheit bewirkt, und eine andere Art, die nicht von dem eigenen Gifte, sondern im Frühjahr von der Veränderung der Luft und dem Wechsel des trockenen Futters mit grünem bey Kühen entsteht, und nicht ansteckend ist. Der Schmerz in den Achseldrüsen und die Fieberzufälle sind oftmals weniger von dem specifiken Gifte, mehr von dem Reiz in der Impfstelle und der Verbreitung desselben abzuleiten. Daher ist es auch gekommen, dass schon die ersten Schriftsteller über die Kuhpocken gezwungen waren, eine Art von falschen Kuhpocken bey Menschen anzunehmen, die sie dadurch bezeichneten, dass sie den Achseldrüsenschmerz, und wenn auch diesen, doch das allgemeine Fieber nicht erregten. Gewiss werden noch Fälle bekannt werden, welche beweisen, dass nach der Impfung der Kuhpocken, und nach Local- und allgemeinen Zufallen nach dieser, so weit diese Zufalle bis jetzt bekannt sind, dennoch die Menschen gegen die Kinderpocken nicht gesichert waren: denn die Geschichte der Kuhpocken bey den Kühen und Menschen ist noch nicht so vollkommen, dass man für jetzt schon mit Zuverlässigkeit über die Erfolge urtheilen könnte. Auffallend ist besonders dieses, dass *Jenner* den allgemeinen Ausschlag nach dem Kuhpockenfieber bey Menschen nie bemerkt haben will, den *Pearson* in London sah, den die Aerzte in Hannover sahen, und der auch nachher oft gesehen worden ist. Indessen müssen uns alle die Zweifel nicht abschrecken, die Kuhpocken als Sicherungsmittel gegen die Kinderpocken anzuwenden. Wenn nur die wesentlichen Merkmale, durch welche sich die wahre Kuhpockenkrankheit bey Menschen unterscheidet, besser ausgemittelt sind, und man es dahin gebracht hat, die Ansteckung der Menschen mit dem Gifte der wahren Kuhpocken sicherer zu bewirken: so lassen die bisherigen Erfahrungen mit Grund hoffen, dass die Kuhpocken zur Minderung der Kinderpocken alle bisher bekannten Mittel und Wege weit übertreffen werden.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Karl Christl. Bethke*, Physikus zu Delitsch, *über Schlagflüsse und Lähmungen, oder Geschichte der Apoplexie, Paraplegie und Hemiplegie* aus ältern und neuern Wahrnehmungen. 1797. 524 S. 8. (2 Rthlr.)

Eine mit vielem Fleisse bearbeitete Sammlung der über diese Gegenstände aufgezeichneten Erfahrungen und Bemerkungen, die es aber sehr fühlbar macht, dass es zur wahren Geschichte dieser Krankheiten noch neuerer Untersuchungen bedarf, um sie aus dem Ch[aos] herauszuarbeiten, in welchem sie sich noch im[mer] leider befindet. Und hiezu kann diese Sammlung [als] Vorarbeit dienen, die aber auch der gewöhnl[iche] Praktiker mit Nutzen zur Hand nehmen wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. Vatar. Jouannet: *Le nouveau Roman co[mi]que ou Voyage et aventures d'un Soufleur, d['un] Perruquier et d'un Costumier de Spectacle. To[me] Premier.* 168 S. *Tome Second.* 192 S. An VIII. [...]

Der Vf. hoffte durch seinen Roman dazu beyzu[tra]gen, seine lustigen Landsleute von der Liebe zu d[em] Grässlichen und Abentheuerlichen der Geisterscen[en] zu dem Komischen, als der ihnen eigenthümlich[en] Sphäre, zurückzuführen. Diese Absicht ist sehr gu[t], aber leider ist sie besser, als die Ausführung. [Dass es] etwas verwegen sey, durch den Titel eines *komis[chen] Romans* an *Scarron's* bekanntes Werk zu erinnern, u[nd] dadurch, mit grosser Gefahr, die Verbindlichkeit a[uf] sich zu laden, seine Leser zu belustigen, hat der V[f.] zwar geahndet, aber nicht genug zu Herzen geno[m]men. Wie sein Vorgänger wählt er das Leben d[er] Schauspieler zur Grundlage seiner komischen Erz[äh]lungen; aber die reichhaltige Fülle belustigender Ve[r]wirrungen, die bis zum Muthwillen steigende Frö[h]lichkeit, und vorzüglich die geistreiche Verbindung des Charakteristischen mit dem Belustigenden konnt[e] er seinem Vorgänger nicht ablernen. Die wunderli[]chen Ereignisse, die er hier und da auf den Theatern schlechter Schauspieler vorfallen lässt, sind nicht besser, als die Anekdoten der Theaterzeitungen und Kalender, in denen die Tücke und Laune des Zufalls durch keinen geistreichen Zug belebt und gehoben wird. Den grössten Theil der beiden vor uns liegenden Bä[n]de nimmt die empfindsame Reise eines Soufleurs e[in,] der sich von seinen Freunden, dem Theaterfriseur und Theaterschneider, getrennt hat, um ein Unter[]kommen in Paris zu suchen. Auf dieser Reise begegnen ihm mancherley Abentheuer, die zum Theil ek[el]haft genug sind (z. B. I. 113. ff.), zum Lachen ab[er] nur selten Gelegenheit geben. Hin und wieder füg[t] der Vf. Anmerkungen hinzu, in denen er seine Sprichwörter durch fade Geschichten erklärt, auch andere Noten, die ohne Zweifel launig und witzig seyn sollen. Wenn nicht hin und wieder einige Stellen vorkämen, die einen Anstrich von gelehrten Kenntnissen haben: so würden wir, dem *ton de cabaret* nach, i[n] welchem die meisten Scherze debütirt werden, da[s] Ganze für die Arbeit eines Theaterfriseurs halten, de[r] Lust bekommen hätte, vor dem Publicum witzig z[u] seyn. Der Roman ist übrigens mit diesen zwey Bä[n]den noch nicht geendigt, sondern wir können noch die Abentheuer des Theaterschneiders und Theaterfriseurs erwarten, die mit ihrem Freunde, dem Soufleur, wieder vereinigt werden sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in d. Voss. Buchh.; *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, (aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Karten): *Sechszehnter Band.* 1799. 442 S. *Siebenzehnter Band.* 1800. 448 S.

oder:

La Perouse'es Entdeckungsreise in den Jahren 1785, 1786, 1787 u. 1788. Herausgegeben von *M. C. A. Milet Mureau.* Aus dem Französ. und mit Anmerkungen von *J. R. Forster* und *C. L. Sprengel. Erster Band,* welcher die beiden ersten Bände des Originals enthält. Mit 2 Kupf. *Zweyter Band,* welcher die beiden letzten Bände des Originals enthält. Mit Kupf.

Von der 1785 auf königlichen Befehl unternommenen Seereise des Hn. Perouse hatte man in Europa in langer Zeit nichts gehört, bis Hr. *Lesseps* 1788 mit Depeschen, die ihm Hr. Perouse 1787 in Kamtschatka übergeben hatte, in Paris ankam. Von der Seereise erfuhr das Publicum damals weiter nichts, als dass die beiden unter Commando des Hn. Perouse's von Brest ausgelaufenen Fregatten la Boussole und l'Astrolabe bisher eine glückliche Reise gemacht hätten, und im Begriff wären, ihre Entdeckungen fortzusetzen. Hr. *Lesseps*, der als russischer Dollmetscher mitgegangen war, und 1790 seine Reise durch Russland herausgab, sagte kein Wort von der Seereise. Ein neues Stück seines Reisejournals schickte Hr. Perouse nach Frankreich, von Botany Bay in Neuholland aus, wo er 1788 im Jan. ankam. Von hier wollte er nach den Freundschafts - Inseln wieder hinauf gehen, den südlichen Theil von Neu-Caledonien, Santa Crux de Mendana, Lousiade und andere Inseln besuchen, und er schmeichelte sich, 1789 in seinem Vaterlande wieder anzukommen. Allein dieses Glück wurde ihm und den Wissenschaften nicht gewährt. Alle Bemühungen der Franzosen und anderer seefahrenden Nationen, von seinem aller Wahrscheinlichkeit nach unglücklichen Schicksale Nachrichten einzuziehen, sind bisher vergebens gewesen, und es stehet dahin, ob der Capitain *Baudin*, der eine neue Entdeckungsreise angetreten hat, mehr erfahren wird. 1791 decretirte die Nationalversammlung den Druck aller von Perouse eingeschickten Nachrichten und Karten, und das Werk wurde von Hn. *Milet de Mureau* in 4 Quartbänden mit einem aus 69 Karten und Kupfertafeln bestehenden Atlas herausgegeben.

Vielleicht haben die Franzosen keinen Seefahrer, der dem Capitän Cook mit so vielem Recht an die Seite gesetzt zu werden verdient, als *la P.* So wie Cook seine nautischen Kenntnisse in den Gewässern des nördlichen Amerika um New-Foundland ansehnlich erweiterte: so übte *la P.* auf einer Expedition nach der Hudsons Bay zuerst die Kunst, bey nebelichem Wetter an einer klippenreichen Küste das Schiff zu steuern. Wie Cook die Lage der nordwestlichen Küste zuerst bestimmte: so hat *la P.* den Schleier, worein die entgegengesetzte Küste verhüllet war, gehoben; wiewohl beide ihren Nachfolgern, wie die nachherigen Entdeckungen zeigten, vieles zu entdecken übrig liessen. Wie Cook Meere und Häfen aufsuchte, die von Europäern noch nicht besucht waren: so pflegte sich *la P.* in einer grossen Entfernung von dem Striche zu halten, den die Seefahrer, die vor ihm in denselben Gewässern gewesen waren, genommen hatten; und wagte sich, obgleich nicht so oft als Cook, in Meere, die bisher von keinem Europäer beschifft waren. Wenn Cook das Leben der Indianer schonte, und ihnen die Thiere und Pflanzen unsers Welttheils schenkte: so that es nicht minder *la P.* Doch glaubte dieser in der Folge so viel Böses an den Naturmenschen zu bemerken, dass er sich zu einer strengen Behandlung derselben entschloss; und Cook scheint ebenfalls auf seiner dritten Reise zu gewaltsamen Mitteln gegen die Eingebornen früher geschritten zu seyn, als auf den ersteren. So wie Cook mit Verachtung auf die Gelehrten herabsah, die in der Stille sich den Wissenschaften widmen: so schimpft auch *la P.* auf die Stubengelehrten. Beide kamen auch darin überein, dass sie Märtyrer ihres Eifers, geographische Entdeckungen zu machen, geworden sind; Cook, nachdem er viele Jahre die Seen beschifft, und auf dem grössten Meere die wichtigsten Entdeckungen gemacht hatte, *la P.* nicht lange, nachdem er angefangen hatte, zu zeigen, wie sehr er sich nach dem von ihm so innig verehrten, und bey jeder Gelegenheit mit dem grössten Ruhm angeführten Cook gebildet hatte, und dadurch geschickt worden war, die von jenem gelassenen Lücken auszufüllen.

Die für *la P.* ausgefertigte Instruction ist in 5 Abschnitte abgetheilt und sehr weitläuftig. Der ihm vorgezeichnete Plan der Reise wurde nach Maasgabe der Umstände, wo[illegible] er auch berechtiget war, von ihm abgeändert. S[illegible] dass ein widriges Geschick seine völlige Ausfüh[illegible] erhindert hat.

Die Fregatten waren mit einer auserlesenen Mannschaft an Officieren und Matrosen besetzt. Astronomen

men und Naturforscher und Künstler vom ersten Range schifften sich ein, und nahmen astronomische Uhren und andere Instrumente zu ihren Beobachtungen mit. An der Küste von *Brasilien* besuchte *la P.* nur die Insel *Trinidad*, von welcher das Gerücht in Frankreich gesagt hatte, dass die Engländer sie besetzt, aber wieder geräumt hätten, wo ihn indess die portugiesische Besatzung, unter dem Vorgeben, die Insel hätte Mangel an Lebensmitteln, vom Anlanden, und von weitern Untersuchungen abhielt, und die Insel St. *Catharina*. Da jene Insel in neuern Zeiten von den Seefahrern nicht besucht worden ist, wie man aus Arrowsmith's groser Weltkarte auf 8 Blatt ersiehet: so läst sich daraus das Schrecken des portugiesischen Commandanten über das fremde Schiff, dem er vielleicht feindselige Absichten zutraute, erklären. Erregte *la P.* doch auch auf St. Catharina viel Schrecken, obgleich diese Insel dem festen Lande von Brasilien viel näher liegt, als jene. Denn auch in St. Catharina pflegen fremde Schiffe selten einzulaufen. Lebensmittel sind indessen hier im Ueberfluss und sehr wohlfeil. Die Insel *de la Roche*, auf welche er gegen Osten zwischen dem 44 u. 45° Br. zusegelte, konnte er nicht ansichtig werden, und er zweifelt, vielleicht etwas zu rasch, an ihrer Existenz, wie er auch vorher in Ansehung der Insel Ascençaon zwischen Trinidad und Catharina gethan hatte. Er fuhr durch die Strase *Le Maire's* um das *Cap Horn*, und landete, um seinen Vorrath an Brod und Mehl, der sich zu verringern anfing, zu verstärken, bey *Conception* auf der Küste von *Chili*. Die Stadt ist seit 1763 neu erbaut, zählt ungefähr 10000 Einwohner, und ist die Residenz des Bischofs und des Oberaufsehers über das Kriegswesen. Der Boden ist unbeschreiblich fruchtbar, und das Klima ungemein gesund, so dass die, welche sich vor einer gewissen dort häufig grassirenden Krankheit in Acht nehmen, ein hohes Alter erreichen; dennoch ist die Colonie in einem armseligen Zustande, weil sie wenig oder gar keinen Handel treibt. Die Einfuhr in Chili ist mit grosen Abgaben belastet, und ausser Getreide, Talg, Häuten und einigen Holzwaaren sind hier keine Artikel zum Umtausch. Die wenigen, die das Gold, welches fast in allen Bächen zu finden seyn soll, aufsuchen, treiben dieses Geschäft mit vieler Nachläsigkeit, weil alle Lebensmittel sehr wohlfeil sind. Im Ganzen sind die Einwohner eine ausgeartete, mit den Indianern vermischte, Gattung von Menschen. Der Bischof war ein Creole von Peru, und ward wegen seiner Geistesgaben sehr gerühmt.

Von hier segelte *la P.* gerade auf die *Osterinsel*, die vielleicht seit 1772 von keinem Europäer wieder besucht ist. Weder Bäume noch Wassergraben, noch Bäche, noch Quellen bieten den Einwohnern einige Kühlung an. Steine so gros und dick, als Flaschenkürbisse, erhalten das Erdreich feucht und kühl. *La P.* brachte hieher Schaafe, Ziegen und Schweine, und streuete Pomeranzen und Citronenkerne, nebst andern Sämereyen aus, die hier gut gedeihen können. Da die englische Abbildung der alten Denkmäler, die sehr plump gearbeitet sind, unvollkommen ist: so hat *la P.* eine andere gegeben, die auch bey der Uebersetzung befindlich ist. Die Anzahl der Einwohner wird auf 2000 geschätzt, und scheint nicht in Abnahme zu seyn. Kaum der 10te Theil der Insel ist angebaut, und bringt Kartoffeln, Yams, Bananen und Zuckerrohr hervor. Es herrscht eine solche Gleichheit unter diesen Insulanern, dass man beynahe glauben sollte, sie hätten auch ihre Weiber in Gemeinschaft. Weit besser ist die Verfassung auf den *Sandwichinseln*, wo *la P.* zunächst landete, obgleich die Einwohner von jener Insel diesen an Geschicklichkeit nichts nachgeben, vielleicht gar vorzuziehen sind. *La P.* ist sehr geneigt, die neuern Seefahrer von dem Vorwurf, die Lustseuche hier und in andern Südseeinseln verbreitet zu haben, loszusprechen. Cook ist aber anderer Meynung, wie der Uebers. erinnert. Nachdem *la P. Mauwi* besucht, verschiedene Meerengen, welche diese Inseln trennen, befahren, Zeichnungen von ihnen genommen, und sich mit frischen Lebensmitteln versehen hatte, segelte er gegen die Nordwestküste von *Amerika*. Er richtete sich genau nach der ihm gegebenen Vorschrift, in seinen Forschungen nicht über den 60° N. B. zu gehen, und schränkte sich auf die Küste zwischen dem St. Elias Berge und *Monterey* ein. Er lief, nachdem er mehrere Buchten und Hafen untersucht hatte, Jul. 1788 in eine Bay im 58° 39′ N. B. ein, die er *Port des François* nannte, und die, wie Hr. *Sprengel* bemerkt, von keinem brittischen Seefahrer gesehen worden ist. Die Indianer, die in Dörfern auf dem festen Lande wohnten, zeigten bey ihrem Handel viele Erfahrung und Schlauheit. Eisen nahmen sie am liebsten, und brachten dafür Seeotterfelle und Lachse. Ihre Diebstäle wurden mit einer List verübt, die einem Gauner in Paris Ehre machen würde. Eine in der Bay gelegene Insel wurde von dem Oberhaupt der Indianer gekauft und von den Franzosen mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten in Besitz genommen. Bisher waren ihre Unternehmungen mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt. Nicht ein einziger von der ganzen Mannschaft wurde von irgend einer Krankheit befallen. Allein bey dem Sondiren der Tiefe in der Bay, wozu 3 Boote ausgeschickt waren, wurden zwey von den Wellen umgeschlagen, als ihre Befehlshaber gegen die ihnen von *la P.* gegebene Warnung, sich zu sehr der Strömung bey der Einfahrt in den Hafen naheten, wodurch 21 Seeleute, unter denen 6 Officiere waren, ums Leben kamen.

Bald nachher, am 30. Jul. 1786. segelte *la P.* längs der Küste mit groser Eilfertigkeit, um nicht die Monsuns in China zu verfehlen, nach *Monterey* in *Californien*, wo er den 12. Sept. ankam. Diese Eile, die späte Jahrszeit, und die dicken Nebel verhinderten ihn, Entdeckungen zu machen. In *Monterey* residirt der Gouverneur von Californien, der mit 282 Reitern, die in 5 kleinen Forts oder zu 4 bis 5 Mann in 25 Missionen vertheilt sind, 50,000 herumstreifende Wilden, von denen etwa 10,000 das Christenthum angenommen haben, in Ordnung erhält. *Neu-Californien*, oder der Landstrich nordwärts der Halbinsel

sel, hat ausser gesunder Luft und fruchtbarem Boden das feine Pelzwerk, das in China so sichern Absatz findet, und nach *la Ps.* Meynung dereinst den Spaniern mehr Vortheil bringen wird, als das reichste Bergwerk in Mexico. Zwar sind die hiesigen Seeotterfelle von etwas geringerer Güte, als in der Bay *des Français*; allein der Unterschied ist nicht bedeutend. Die Art, wie die Missionarien aus den Wilden Christen machen, ist so beschaffen, dass, wenn bey diesen einst die Vernunft reifen sollte, sie das Christenthum und seine Prediger gleich hassen werden. So despotisch aber auch die Franziskaner mit den Wilden umgehen: so haben sie doch noch nicht die elenden Hütten, worin sie wohnen, abschaffen können. Sie haben ihnen auch ihre Spiele und Kleidung gelassen. In nützlichen Künsten wird kein Unterricht gegeben. Sie erhalten vielmehr geflissentlich das Volk in Unwissenheit; denn der Glaube, dass sie mit Gott im vertrauten Umgang leben, sichert sie gegen alle Angriffe.

Auf der Fahrt nach *Macao* im 23° 34′ N. B. und 166° 52′ W. L. entdeckte *la P.* eine sehr kleine Insel oder vielmehr einen kahlen Felsen, den er *Necker*, und im 23° 45′ N. B., 168° 10′ W. L. eine Klippe, die er *Untiefe der französischen Fregatten* nannte, weil seine Schiffe hier beynahe gescheitert wären. *Macao* könnte von einer auswärtigen Macht benutzt werden, um sich bey den Chinesen in Achtung zu setzen. Allein die Portugiesen werden gewissermassen nur darin geduldet, und die Stadt kann als eine chinesische Besitzung angesehen werden, wenn gleich der Mandarin nicht die Nacht darin bleiben darf. La P. verkaufte hier das mitgebrachte Pelzwerk zum Vortheil der Matrosen, nachdem auf seine Vorstellung die Officiere darauf Verzicht gethan hatten, durch die Vermittlung des Vorstehers der schwedisch-ostindischen Compagnie; denn die französischen Agenten, worunter auch ein Sohn des berühmten Orientalisten de Guignes war, werden in den am Ende des Werkes angehängten Briefen von ihm scharf getadelt. Am 5. Febr. 1787 ging er von Macao ab, und erreichte am 28sten *Cavite* auf der Insel *Luzon* oder *Manilla*. Von der schlechten Regierung der Philippinischen Inseln werden sehr auffallende Beweise gegeben, die zum Theil auch aus andern Reisen bekannt sind. Keiner aber hat, so viel wir wissen, den Werth dieser Inseln so sehr erhoben, als *la P.* Denn seiner Meynung nach würde eine Nation, die nur diese Inseln in Besitz hätte, alle europäische Besitzungen in Afrika und America ohne Neid ansehen können. Sollte er hierin Recht haben, und auch die Vermuthung gegründet seyn, dass, wenn sich eine feindliche Macht auf der Insel sehen liess, eine ganze Armee von Indiern zu ihrer Parthey übergehen würde: so muss man sich billig wundern, dass die Britten keine kräftigere Maasregeln in dem gegenwärtigen Kriege ergriffen haben, die Spanier daraus zu vertreiben. In Cavite wurden die Segel und das Tauwerk ausgebessert, die Fregatten kalfatert und Mundvorrath angeschafft. Es wurde auch der erlittene Verlust an Mannschaft, durch 2 Officiere und 8 Mann, die von der in Manilla angekommenen Fregatte Subtile abgegeben wurden, zum Theil ersetzt. Vorher waren schon zu dem Ende 12 chinesische Matrosen angeworben. Als er sich der Südseite der Insel *Formosa* näherte, war eine Armee von 20,000 Chinesen unter Commando des Gouverneurs von Canton daselbst angekommen, um einen Aufstand zu stillen, und er erblickte die Flotte, die sie herüber gebracht hatte, an der Mündung eines grossen Flusses. Er segelte durch die Gruppe der *Likeo-Inseln*, in einer nicht grossen Entfernung in ein geräumiges Meer zwischen China und Japan. Windstille, Nebel und Strömungen hielten die Fahrt sehr auf. Glücklich kam er durch den Kanal zwischen Korea und Japan, und setzte seinen Lauf im Angesicht der Küste von *Korea* fort. Eine Insel im 37° 25′ N. B. 109° 2′ W. L., wo Schiffswerfte, aber keine Arbeiter zu sehen waren, die wahrscheinlich auf die Annäherung der Fregatten davon gelaufen waren, wurde dem Astronomen zu Ehren *Dagelet* genannt. Vom 30. Mai an richtete er seinen Lauf östlich nach *Japan* oder *Niphoe*. Die Japanischen Schiffe, denen er begegnete, äusserten keine Furcht über die Erscheinung der beiden Fregatten in Gewässern, wohin vorher kein europäisches Schiff gekommen war. Er bestimmte die Lage von *Cap Noto* auf der W. Küste von *Japan*, zu 37° 36′ N. B. 135° 34′ O. L. von Paris, und da er vorher die Küste von Korea bis zu dem Theil aufgenommen hatte, wo sie sich nach Westen wendet: so ist dadurch die Breite dieses Meers von ihm angegeben. Die beständigen Südwinde verhinderten ihn, die nördliche Spitze von *Niphoe* zu sehen, und er erblickte d. 11. Jun. die *tatarische* Küste, wo er in die von ihm genannte *Bay Ternai* 45° 13′ N. B. 135° 9′ O. L. einlief. Für das Pflanzen- und Mineralreich machten die Naturforscher keine neuen Entdeckungen, weil es mit dem in Europa zu sehr übereinstimmte; allein die Mannschaft labte sich an den Rehböcken, die man schoss, und noch mehr an den Kabeljauen, Forellen, Lachsen, Heringen und Schleien, die man im Ueberfluss fing. Die Spuren von Menschen zeigten, dass die *Mantschu Tataren* zur Zeit des Fischfangs und der Jagd die Küste besuchen. Als er weiter nach Norden segelte, fand er, dass er in einem Kanal schiffe. Die dicken Nebel, welche diese Gewässer umgeben, erlaubten selten Observationen, oder verhinderten ihre Vollendung, und in 5 Tagen konnte man nicht mehr als 12 Meilen zurücklegen. Endlich langte er auf der, der tatarischen gegenüber liegenden, Küste in einer Bay an, die er nach dem Befehlshaber des 2ten Schiffes *Langle* nannte. Von den Insulanern lernte er durch Zeichnungen, die einer von ihnen mit der Pike in die Erde machte, dass die Insel, worauf er gelandet wäre, durch eine Meerenge von der Tartarey getrennt sey, dass im Süden dieser Insel noch eine andere sey, zwischen welchen noch ein schmaler Weg für die Schiffe gezeichnet wurde. Er zeichnete darauf die Küste der Mantschu, und setzte noch den Fluss *Sagalien* hinzu, ein wenig in Süden von der Nordspitze seiner Insel, die

die er *Tchoka* nannte, und die auf ältern Karten *Seghalien* heisst. Mit den Völkerschaften dieser Insel stehen die Insulaner in Verbindung, und erhalten Nankins und andere Waaren von ihnen. Sie selbst bearbeiten die freywilligen Erzeugnisse der Erde, ob sie gleich das Land nicht bauen. Im Aeussern und in ihren Sitten sind sie von den Chinesen und Tataren verschieden. *La P.* verfolgte nun den Weg weiter nordwärts an der tatarischen Küste, und ging den 28. Jul. in der *Bay Castries* im 51° 29′ N. B. 139° 4′ O. L. vor Anker. Die *Orotchys*, die diese Bay bewohnen, ein sehr sanftes Volk, nähren sich hauptsächlich von Lachsen und andern Fischen, und scheinen die Jagd nicht viel zu treiben. Sie so wenig, als die Insulaner gegenüber, erkennen ein Oberhaupt. Hier erfuhr *la P.* auf eine so unvollkommene Art, wie vorher, dass die Insel mit dem festen Lande durch eine Sandbank vereiniget sey, die wohl eine Durchfahrt für Piroguen aber nicht für Schiffe zulässt. Er wagte nicht einmal eine Schaluppe in das Innere des Busens abzuschicken aus Gründen, worüber Seefahrer urtheilen mögen. Von der Möglichkeit der Durchfahrt überzeugt, kehrte er zurück, und entdeckte die südlichste Spitze der Insel *Cap Crillon* 45° 57′ N. B. 140° 34′ O. L. Die Meerenge, welche diese Insel von *Chicha* oder dem japanischen Jeso trennt, ist nicht von dem bescheidenen *Perouse*, der sie entdeckte und durchschiffte, sondern von dem Herausgeber seines Werks *Perousens Strasse* genannt, und gewiss wird dieser Name in der Geographie bleibend seyn. Die Strasse Sangor trennt Chicha von Japan. Wenn nun gleich der nördliche Theil von Tchoka ununtersucht geblieben, und ihre Trennung vom festen Lande noch nicht ausgemacht ist: so hat doch durch *la P.* die Länderkunde viel gewonnen. Die Frage über die Länder Jesso, Oke' Jesso, die Meerenge Tessoy u. f. ist entschieden, und wahre Lagen und Namen sind den Inseln und Küsten dieser Gegend gegeben. Vor Jahrhunderten würde dieses geschehen seyn, wenn nicht die ewigen Nebel, welche diesen Himmelsstrich umhüllen, die Seefahrer zurückgescheucht hätten. *La P.* Fahrt an der tatarischen Küste war, wie er für die Geographie der interessanteste Theil seiner Reise ist, für ihn selbst der schwierigste und gefährlichste, wovon man in seinen Briefen noch mehr liefet, als in der Beschreibung. Auf der weitern Reise kam zwar den kurilischen Inseln nahe, landete aber keiner derselben, zweifelt jedoch nicht, dass sie derselben Gattung von Menschen bewohnt sind, Tchoka und Chicha bewohnen, welche Mey vielleicht auch durch das in Tchoka gesammelte terverzeichniss bestätiget werden kann. Er eilte dem *St. Peter* und *Paul Hafen* in *Kamtschatka*, den 6. Aug. ankam, und von dem Gouverneur der Gastfreundschaft aufgenommen wurde, die auch andern Seefahrern gerühmt ist. Seit der letzten des Capitan Cook werden in Ochotsk mit ungä ern Kosten Schiffe ausgerüstet, die auf den Inseln der amerikanischen Küste Seeotterfelle erhan welche nachher in Kiachta an die Chinesen ver werden.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Pichler: *Adolf und Hedwig*, oder die Stürme der Leidenschaften im menschlichen Herzen. Eine Familienscene. 1800. 171 S. 8.

Diese Geschichte ist nichts weniger als eine Familienscene, sondern ein ganz gemeiner Ritterroman. Die schöne und tugendhafte Hedwig, welche ihr Mann einer Räuberbande abjagt, wird von ihm einer Buhlerin nachgesetzt, die, nicht zufrieden, ihr das Herz ihres Gemals zu entreissen, einen Anschlag auf ihr Leben macht. Hedwig entflieht und kömmt nach einigen Abentheuern in das Schloss einer edeln Frau, die sie zu ihrer Freundin wählt. Man glaubt, dass sie von wilden Thieren zerrissen worden, und Adolf, ihr Gemal, von der heftigsten Reue gequält, geht als Pilger nach Rom und findet seine Gemalin bey seiner Rückkehr. Grimhild bringt sich selbst ums Leben, nachdem sie ihren Geliebten hatte ermorden lassen, um nicht in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen. Diese gemeine Erfindung ist auf eine platte und geistlose Art ausgeführt. Es ist dem Vf. nicht einmal gelungen, seine Geschichte schauerlich zu machen, er es gleich hin und wieder darauf anlegt. Der Stil ist mit dem übrigen in gutem Verhältniss.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, in d. Sommerschen Buchh.: *Ueber Taubstumme, ihren Unterricht und die Nothwendigkeit, sie sprechen zu lehren.* Eine Bitte und Aufruf an begüterte Menschenfreunde um Theilnehmung an dem Schicksale dieser Unglücklichen; von *K. A. Caesar*, Prof. der Vernunftlehre an der Univ. Leipzig. 1800. 20 S. 8. In einem edeln und herzlichen Tone erklärt sich Hr. *C.* über einen, der Aufmerksamkeit des praktischen Weisen ganz würdigen Gegenstand. Nach einer kurzen, aber treuen Schilderung des Unglücks der Sprachlosen macht er auf die Nothwendigkeit, sie sprechen zu lehren, aufmerksam, und unterstützt seine Behauptung mit Gründen, die von den grossen Vorzügen der Tonsprache vor der Schriftsprache hergenommen sind. Dem denkenden Leser werden besonders die feinen psychologischen Bemerkungen, die der würdige Vf. hiebey zu machen Gelegenheit fand, sehr interessant seyn. Zuletzt aussert er den so gerechten, als menschenfreundlichen Wunsch, für die unterrichteten Taubstummen eine feste, bleibende Wohnstätte anzulegen, und sie mit einer Fabrik zu versorgen, wo sie Uhrgeräthe, Band oder Tapeten verfertigen können. Ueberzeugt von der Zweckmässigkeit des Vorschlages, wünschen wir herzlich, dass der Vf. nicht tauben Ohren gepredigt haben möge!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in der Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen* etc. 16—17 B. *La Perouse's Entdeckungsreise* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Nachdem *la P.* Kamtschatka verlassen hatte, streifte er eine Zeitlang unter der Parallele von 37° 30' um ein Land zu suchen, das 1620 die Spanier entdeckt haben sollen. Er fand es nicht, und nahm die ersten Erfrischungen auf der reizenden Insel *Mauna* ein, die zu der von Bougainville entdeckten Gruppe der *Navigatorinseln* gehört. Alle Früchte und Thiere der Südseeinseln sind hier in Ueberfluss. Die Einwohner sind so reich, dass sie alle Eisenwaaren und Zeuge verschmäheten, und nur Glasperlen und andere Spielereyen annahmen. Von der Bosheit der Einwohner liefern aber die Annalen *la P's.* ein schreckliches Beyspiel. Der Capitain *Langle*, der mit 61 Mann, dem Kern seiner Mannschaft, auf der Insel zum zweytenmal landete, um für sein Schiff frisches Wasser einzunehmen, wurde, ohne dass die mindeste Veranlassung dazu von Seiten der Franzosen gegeben war, mit Steinen zu Boden geworfen, als er sich mit den gefüllten Fässern wieder in seine Schaluppe begeben hatte. Zu seinem Unglück gab er nicht eher Befehl zum Schiessen, als bis schon ein Steinhagel fast alle in der Schaluppe getroffen hatte, und der Haufe zu dicht um seine Schaluppe stand, als dass er durch ein paar Schüsse hätte können zerstreut werden. Ausser ihm verloren noch 10 Franzosen durch die Hände dieser Mörder ihr Leben, 20 waren schwer verwundet, und alle mehr oder minder beschädiget, und die beiden Schaluppen zerschlagen. Mit Mühe konnte *la P.* die Mannschaft zurückhalten, auf der Stelle an den Insulanern Rache zu üben. Weil er aber das Dorf, wo sich diese Greuel zugetragen hatten, mit den Kanonen von den Schiffen nicht erreichen konnte: so verbot er, Leute, von denen man nicht wusste, dass sie Theilnehmer gewesen waren, anzugreifen. Er begnügte sich, die schwimmenden Trümmer seiner Schaluppen aufzulesen, und entschloss sich nach Botanybay, der Englischen Niederlassung in Neuholland, zu segeln, um neue zu zimmern. Zuvor untersuchte er, doch ohne an Land zu gehen, zwey andere von den 10 Navigatorinseln, die im 14° S. B. 171. und 175° W. L. liegen, eine der schönsten Inselgruppen auf dem Südmeere bilden, und den Gesellschaft- oder Freundschaftsinseln in Hinsicht auf Künste, Producte und Bevölkerung nicht nachstehen, deren Einwohner aber, zufolge der Erfahrung, die er gemacht hatte, nicht durch Wohlthaten zu gewinnen, sondern durch Furcht im Zaum zu halten sind. Eben so wenig stieg er bey den *Freundschaftsinseln* oder der Insel *Norfolk* ans Land. Endlich ging er den 26 Jan. 1788. in *Botanybay* vor Anker, wo er nur Wasser und Holz von der Englischen Colonie, die im Begriff war, sich daselbst niederzulassen, verlangte. Hiemit endiget sich das Tagebuch des *la P.*, das an Entdeckungen und Beobachtungen reich ist, und durch ein widriges Schicksal abgebrochen wurde. Er wollte im März von Botanybay wieder absegeln, und im December in Isle de France ankommen, wie man aus seinen Briefen schliessen muss. Denn diese, nebst denen, welche seine Reisegefährten geschrieben haben, auch Aufsätze von ihm und den gelehrten Männern, die sich mit ihm eingeschifft hatten, sind dem Tagebuche angehängt.

Der Uebersetzer hat die Berechnungen, die sich auf Seewesen und Länderbeschreibung beziehen, weggelassen, und bloss den erzählenden und beschreibenden Theil der Reise geliefert. Von dem aus 69 Karten sowohl als Kupfertafeln bestehenden Atlas sind 5 der interessantesten Zeichnungen gewählt, und überdiess ist dem 2ten Bande noch die Karte der nordamerikanischen Küste mit dem Hafen der Franzosen, und die allgemeine Reisekarte nach Vancouver's Karte verbessert und vermehrt, beygefügt. Diess in der Vorrede gegebene Versprechen ist nach dem Exemplar, das Rec. in Händen hat, zu urtheilen, nicht in Erfüllung gegangen. Er findet zwar die 5 Kupfer, aber statt zweyer Karten nur eine, auf welcher die nordwestliche Küste von Amerika zu Vancouver's Reise, und die Entdeckungen in den chinesischen und tatarischen Meeren von Manilla bis Awatscha zu Perouse's Reise verjüngt gezeichnet sind. Auf dem ersten Theil dieser Karte ist der Hafen der Franzosen, den Perouse entdeckte, nicht gezeichnet. Ist etwa das in der Vorrede gegebene Versprechen durch den Beysatz auf dem 2ten Band, *mit Kupfern*, stillschweigend zurückgenommen? Die Uebersetzung ist, so viel sich ohne Vergleichung mit dem Original urtheilen lässt, sehr gut gerathen, und das Magazin behauptet noch immer das ihm mehrmalen in der A. L. Z. ertheilte Lob, von den Originalen gute und brauchbare Uebersetzungen zu liefern. Allein wenn auch die Eile, womit dergleichen Arbeiten ins Publicum geschickt werden, und — flüstert uns der Verleger ins Ohr — geschickt werden *müssen*, auf den Dollmetscher keinen auffallend nachtheiligen Einfluss gehabt zu haben scheint:

fo hat doch die Genauigkeit des Setzers dadurch gelitten. Beide Bände werden durch eine Menge von Druckfehlern verunziert. Wir fagen mit Fleifs verunziert; denn Papier und Schrift gereicht dem Magazin zur Ehre. Wir wollen nur einige, deren Verbefferung nicht jedem Lefer gleich beyfallen möchte, anzeigen Bd. 1. S. 337. Z. 1. *getheilet* l. *gefcheitert*. S. 361. Z. 11. v. u. *Manilagallernen* l. *Manillagallionen*. S. 380. Note *) Z. 1. 2. *fehlt diefem* l. *fühlt diefes*. S. 398. Z. 9. *Länge* l. *Lage*. Ebend. 190 l. 19°. Z. 16. *Mexicanern* l. *Marianen*. S. 399. Z. 5. *wünfchte* l. *täufchte*. S. 407. Z. 1. *oder* l. *von*. S. 413. Z. 13. *Bomberg* l. *Bombay* Z. 19. *Gewühl* l. *Gerücht* S. 441. Z. 7. *einige* l. *wenige*. Bd. 2. S. 155. Note *) Z. 3. *ift es* l. *find fie in*. S. 163. Note **) Z. 4. *fchon* l. *durch* Z. 5. *einfindet* l. *fchon finket*. S. 170. Z. 10. ftatt 350 l. 35°. S. 176. Z. 2. v. u. ift nach *Küfte* ausgelaffen *gelitten hatte*. S. 177. Z. 1. *fie möchten* l. *es möchte*. S. 311. Z. 4. 5. find fo zu ordnen: — in der Kunft find, *eine Pofition mit der andern zu verbinden, fo habe ich felbft gefehen, dafs*. S. 313. Z. 15. nach *weniger* ausgelaffen *als*. S. 422. Z. 4. v. u. *nördlichen* l. *füdlichen*.

Beide Bände prangen mit dem Namen des verewigten *J. R. Forfter*. Seine Anmerkungen hören aber fchon mit S. 34. 1. Bd. auf. Wir wünfchten, dafs Hr. *Sprengel* feine Noten allemal mit feinem Namen, den wir von S. 208. an nicht mehr bemerkt haben, unterzeichnet hätte, um fie von den Noten des Originals defto leichter zu unterfcheiden. Sie laufen durch beide Bände, obgleich fie in dem erften häufiger find, als in dem letzten. Ihr Hauptverdienft ift, dafs fie mehrmalen Peroufe'ns Reife mit der von Vancouver, der faft 10 Jahre fpäter die weftliche Küfte von Amerika befuchte, vergleichen, auch anderweitige neuere Nachrichten anführen. Sie find auch in der Rückficht fchätzbar, dafs bey ihnen portugiefifche Bücher gebraucht find. Die 1. Bd. S. 145. vorkommende Note wird S. 172. wiederholt. Vielleicht ift die letzte aus dem Original genommen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Bibliotheca ophtalmica (ophthalmica)*, in qua fcripta ad morbos oculorum facientia a rerum initiis usque ad finem anni MDCCXCVII. breviter recenfentur, auctore *G. Jofepho Beer*, M. D. et ophtalmiatro Vindobonenfi. 1799. *Tomus I.* fcripta de morbis oculorum externis continens. XXVIII u. 170 S. *Tomus II.* fcripta de morbis oculorum externis continens. 114 S. *Tomus III.* fcripta de morbis oculorum internis continens. 212 S. 4. (4 Rthlr.)

In der Vorrede zum erften Theil diefes Werks, welches deutfch gefchrieben ift, und auch den deutfchen Titel hat: *Repertorium aller bis zu Ende des Jahrs 1797 erfchienenen Schriften über die Augenkrankheiten*, giebt der Vf. Nachricht von der Entftehung und Einrichtung deffelben, und in der Einleitung liefert er eine kurze Gefchichte der Augenkrankheiten, die aber ganz und gar aus Hallers *biblioth. chirurgica* abgefchrieben, hin und wieder mit erheblichen Fehlern durchwebt, und nicht Gefchichte, fondern unvollftändiges Namenverzeichnifs folcher alten Aerzte ift, die entweder über Augenkrankheiten gefchrieben haben, oder von denen etwa noch ein Augenmittel vorhanden ift. *Paulus von Aegina* und *Abul Cafem* find in diefer Gefchichte gar nicht genannt, und weder vom *Celfus* noch vom *Aetius* ift fo geredet, dafs der Lefer fich einigen Begriff von den Fortfchritten machen könnte, die die Augenarzneykunde durch diefe Männer gewonnen hat. Dagegen findet man fonderbare Fehler. *Heron*, ein *Schüler* der ägyptifchen Schule, habe ein Augenmittel erfunden, das den Namen *Papagey* geführt habe. (Das Mittel hiefs *Pfittacos*, und Benennungen diefer Art dürfen nicht überfetzt werden. Das Ganze ift aus *Haller's b. chirurg.* I. p. 25. wörtlich überfetzt.) *In den Arabern beftand die Behandlung der Augenkrankheiten gröfstentheils im Brennen und Schröpfen. So lefen wir z. B. in Gmelin Sibir. Reif. einen geiftlichen Arzt aus dem Orden des Lamas, welcher fich bey den Augenkrankheiten der gröfsten Gattung der Schröpfköpfe bediente, fo zwar, dafs er oft bis 16 Unzen Blut abzapfte.* Aufser der feltfamen Zufammenftellung zweyer ganz unterfchiedenen Nationen, ift auch *Haller b. chir.* II. 349., wo diefes Excerpt aus Gmelin fteht, falfch überfetzt: *in II. tomo agit de medico Lama, qui oculorum morbos curaverit, maximis et 16 unciarum capacibus cucurbitulis ufus.*

Das Repertorium felbft enthält, nach *des Vfs.* ausdrücklicher Verficherung, die Früchte *eines fechzehnjährigen Studiums*. Geprüfte Freunde, die ihm fchon oft bewiefen haben, dafs nicht alles gut und zweckmäfsig ift, was er thut, haben geglaubt, dafs daffelbe der Welt wefentlich nützen werde. Es foll alles, was über die Augenkrankheiten bis auf unfere Zeiten gefchrieben worden ift, enthalten, und dies foll auf der Wage der Erfahrung wohl gewogen feyn. Das Werk ift fyftematifch geordnet. Unter jeder Rubrik ftehen die Schriftfteller, die Titel ihrer Bücher, dann die Recenfionen davon aus gelehrten Blättern im Auszug. Zuletzt foll immer eine originelle Recenfion vom Vf. folgen, in welcher man auch bey der forgfaltigften Unterfuchung kein Plagium entdecken werde. Wo er indeffen die Schriften nicht habe bekommen können, da habe er fich mit fremden Recenfionen begnügen müffen: auch habe er aus der Salzburger med. chirurg. Zeitung einige Recenfionen wörtlich abgefchrieben.

Ueber die Vollftändigkeit diefes Werks kann man noch nicht urtheilen, weil es noch unvollendet ift, und in Nachträgen, die freylich immer ihre grofse Unbequemlichkeit haben, manches noch nachgeliefert werden kann. Da die fyftematifche Ordnung etwas zu fehr ins Detail geht: fo hat diefes die Unbequemlichkeit veranlafst, dafs viele Schriftfteller, die über fehr ähnliche Augenkrankheiten gefchrieben haben, z. B. *Daviel* u. a. fehr oft aufgeführt werden mufsten, und dafs Wiederholungen nothwendig wurden

den, bey deren Vermeidung vieler Raum erſparet worden wäre. Dieſe Ordnung betrifft aber bloſs die Krankheiten, oder vielmehr die Rubriken, unter denen der Vf. die Schriftſteller aufführt: denn auſser dieſem iſt in dem ganzen Werke auch keine Spur von Ordnung zu bemerken. Wenn er die Schriftſteller in chronologiſcher Ordnung aufgeſtellt, und, wie er verſprochen, bey jedem das Eigenthümliche, mit möglichſter Schonung des Raums, ausgehoben hätte: ſo hätte man nicht allein die Schriftſteller über die Augenkrankheiten in einer kurzen Ueberſicht kennen gelernt, ſondern man hätte auch die Fortſchritte, die die Kenntniſs und Heilung, beſonders einzelner Augenkrankheiten, gemacht hat, kurz überſehen können. Aber die Schriftſteller ſtehen da, wie ſie etwa dem Vf. aufgeſtoſsen ſeyn mögen, in der bunteſten Reihe, und in einem Abſtande von mehrern Jahrhunderten, z. B. die Syſtematiker und Compendienſchreiber, die auch Augenkrankheiten abgehandelt haben, in folgender Ordnung: *Guil. de Saliceto*, *Celſus*, dann mehrere Arabiſten, *Champier*, *Albucaſis*, *Plinius Valerianus*, *Paulus Aegineta*, *Alexander Benedictus*, *Conſtantinus Africanus*, *Rhazeus*, *Gordon*, *Aetius*, *Oribaſius*, *Avicenna*, — *Jo. Heurnius*, *Meſue*, *Paracelſus*. Auch die neuern Augenärzte ſtehen ſelten an ihrem Orte, ſondern wo das Ungefähr ſie Platz finden lieſs; doch ſind da natürlicher Weiſe die Abſtände nicht ſo auffallend. Manchmal ſind Schriften, die zuſammen gehören, von einander getrennt, z. B. die Schriften über das Schropfen der Augen I. S. 154. und 156. *Juglers* Schriften über etliche Gegenſtände der Augenarzneykunde der Alten, die erſt einzeln, und dann an einem andern Orte wieder aufgeführt werden. Mehrere Schriften, die I. S. 140. u. f. angeführt ſind, gehören unter ganz andere Rubriken, z. B. über Mittel wider Augenentzündungen, wider den Staar, u. dergl. So weit *Hallers bibliotheca chirurgica* reicht, hat der Vf. dieſe, wir können nicht ſagen, benutzt, ſondern abgeſchrieben, aber mit ſo vielen Fehlern, Verwirrungen, und Auslaſſungen unumgänglich nothwendiger Angaben, daſs ſogar die *addenda*, die am zweyten Bande der *bibl. chirurg.* ſtehen, nicht benutzt zu ſeyn ſcheinen. *Avenzoar* war nach Hn. B. Arzt des *Kaiſers* Manſur, (bey Haller ſteht *imperatoris:* dieſes verführte den Vf. den Chaliſen zum Kaiſer zu machen.) Das vorzüglichſte Studium des *Alexander Trallian*, war die Arzneymittellehre. *In medicamentis potiſſimum verſatur*, ſagt Haller. Beym *Valeſcus de Taranta* ſteht I. 74. folgender Buchertitel: *Ex Philonio rara exempla obſervationum Dodonaei. Colon.* 1581. 8. Dieſe Angabe iſt aus Haller, den aber Hr. B. falſch verſtanden hat. Haller ſagt: *aliquas etiam ex Philonio decerptas variores obſervationes reperias in Dodonaei raris exemplis obſervationum medicarum. Colon.* 1581. 8. *Ita Aſtruc. Verum in his obſ. Colon.* 1580. 8. *excuſis laudantur variores obſervationes in Philonio, non ut ſint a Dodonaeo recuſae.* Alexanders IV. Bücher von den Augenkrankheiten, Brüchen, u. ſ. w. Strasburg 1548 exiſtiren nicht. Die Eloge des *Fr. Pourfour du Petit* hat *E. F. Heiſter*, unter deſſen Namen ſie ſteht, nicht verfaſst. Ueberhaupt ſtehen die Bücher oft unter fremden Namen, welches auch von nicht gehöriger Unterſcheidung durch den Druck mit herrührt. Manche Namen ſind durch Schreibe- und Druckfehler entſtellt, z. B. *ab Altoman*, ſtatt *ab Altomari*. Bey andern Schriftſtellern ſind die Nachrichten von ihrem Leben nicht genugthuend. *J. J. Manget* war nicht Leibarzt des Königs von Preuſsen, ſondern Arzt zu Genf. Bey *C. G. Ludwig* iſt eine Menge von Titeln angegeben, nicht bemerkt aber iſt, was man eben wiſſen muſs, daſs er Profeſſor zu Leipzig war. Bey den neuern Schriftſtellern iſt die Angabe der Bücher und der Ausgaben derſelben zwar nicht fehlerfrey, doch im Ganzen erträglich: aber die Schriften älterer Schriftſteller ſind ſo verworren angegeben, und die Ausgaben ſind ſo wenig genugthuend verzeichnet, daſs man ſich bey vielen Artikeln nur mit Mühe, und bey andern gar nicht aus der Verwirrung helfen kann. Die Ausgaben aller griechiſchen und lateiniſchen Aerzte ſind mehr oder weniger unrichtig angegeben. So iſt beym *Paulus von Aegina* nur etwa durch den mit groſsen Lettern gedruckten griechiſchen Titel bemerkt, daſs die erſte Aldiniſche Ausgabe griechiſch iſt; die Basler Ausgabe von 1538 iſt dagegen ſo angegeben, daſs man nicht wiſſen kann, ob ſie griechiſch oder lateiniſch iſt. Bey der erſten Ausgabe lieſt man die ſeltſame Bemerkung, daſs ſie eine ſehr ſchöne und *gut conſervirte* Ausgabe ſey, ſo wie man auch beym *Continens* des *Rhaſes* lieſt, daſs es eine *ſehr gut conſervirte Auflage* ſey. Die Ausgabe des *Celſus* Florenz, 1478 *zeichnet ſich* nach dem Vf. *vor allen übrigen aus.* (So hat er Hallers Worte: *Princeps editio eſt Florentina* überſetzt, und dadurch bewieſen, daſs er mit dem Begriff, den man mit dem Ausdruck: *editio princeps* verbindet, ganz unbekannt iſt.) Auſserdem hat er, wie bey allen alten Aerzten, ſo auch bey dem *Celſus*, das Verzeichniſs der Ausgaben aus *Hallers biblioth. chirurg.* abgeſchrieben, beym Abſchreiben aber Fehler auf Fehler gehäuft. Die *notitia literaria* vor der Zweybrücker Ausgabe des Celſus, ſo wie auch *Fabricii biblioth. lat.* hat er nicht gekannt.

Die Urtheile über ältere Schriften, ſo wie auch die Nachrichten von ihren Verfaſſern, ſind wie bereits erwähnt worden, aus Haller abgeſchrieben, aber vom Vf. oftmals falſch verſtanden worden. Die Urtheile über die neuern Schriften ſind aus kritiſchen Blättern entlehnt, die meiſtens, jedoch nicht immer, angeführt werden; wenigſtens kann man bey vielen Beurtheilungen die Quelle nicht errathen, aus welcher ſie genommen ſind. Bey dieſer Aufnahme fremder Kritiken iſt ſich aber der Vf. nicht gleich geblieben. Er bemerkt II. 42. ausdrücklich, daſs er aus Richters chirurgiſcher Bibliothek nichts abſchreiben wolle, und doch lieſt man vorher und nachher vieles, was aus dieſem Werk wörtlich abgeſchrieben iſt. Seine eigenen Auszüge ſind zum Theil ſehr weitläuftig, enthalten viele auſserweſentliche Dinge, und füllen ganze Bogen, z. B. die Auszüge aus *Kortum* über die Augenkrankheiten, aus *Petit* über die Thränen-

nenfistel. Oft kommen in diesen Auszügen Dinge vor, die gar nicht zur Sache gehören, Ausfälle gegen manche verdiente Männer, Declamationen über Herabwürdigung der Chirurgie, über Vernachlässigung der Augenarzneykunde. Unter dem, was über den *Celsus* gesagt wird, findet man auch Recepte, die ein Wiener Augenarzt verschrieb, abgedruckt. Auch über mehrere noch lebende berühmte Aerzte in Wien urtheilt der Vf. mit einer Offenheit, die nicht jeder gut heissen wird. In diesen Beurtheilungen kommen indessen auch viele Dinge vor, die den geübten und erfahrnen Augenarzt verrathen, besonders verdient das alle Aufmerksamkeit, was der Vf. über den grauen Staar, über die nicht entzündliche Natur des Augentrippers, über die Balggeschwülste der Augenlieder und deren Behandlung, und über das Eiterauge sagt. Er hat dadurch einen neuen Beweis gegeben, dass er des Rufes eines guten und erfahrnen Augenarztes, in dem er stehet, ganz würdig ist, wenn er auch durch dieses Werk gezeigt hat, dass er bey der literarischen Bearbeitung seines Gegenstandes selbst die billigsten Foderungen unbefriedigt gelassen hat.

Wien, b. Camesina und C.: *J. B. Monteggia*, Primarchirurg. der Gefängnisse und des peinlichen Gerichtshofes zu Mayland und anatomischen Prosectors in dem grossen Krankenhause daselbst, *praktische Bemerkungen über die venerischen Krankheiten.* Aus dem Italiänischen übersetzt, mit Zusätzen und Anmerkungen vermehrt, von *Jos. Eyerel.* 1798. 365 S. 8. (22 gr.)

Der Vf. übersetzte *Fritzens* Handbuch in das Italiänische und die Kürze, die ihn damals nöthigte, manche Bemerkung zu unterdrücken, und die gute Gelegenheit zu mancherley Beobachtungen, die ihm z. B. auch sein Amt, die öffentlichen Freudenmädchen zu untersuchen, giebt, waren die Veranlassung zu dieser Schrift. Der Vf. wollte in demselben durchaus kein systematisches Werk für Anfänger liefern, sondern nur einzelne Bemerkungen für Kunstverständige. Sie betreffen: 1) *den Eicheltripper, die Feigwarzen und andere Auswüchse.* 2) *Den Tripper der männlichen Harnröhre.* 3) *Die Phimosis und Paraphimosis.* 4) *Die Hodengeschwülste.* 5) *Die Harnbeschwerden.* 6) *Die ursprünglichen Geschwüre.* 7) *Die Leistenbeulen.* 8) *Die venerischen Krankheiten des weiblichen Geschlechts.* 9) *Die Geschwüre und Verengerungen im Mastdarme.* 10) *Die Einimpfung des venerischen Giftes.* 11) *Die Lustseuche.* 12) *Die venerische Krankheit der Kinder und Ammen* Der Vf. behauptet, einige Irrthümer seines Landes gerügt zu haben, worüber wir nicht urtheilen können. Zugleich scheint er sich aber auch viel auf die Bekanntmachung einiger Wahrheiten zu wissen, die andern neu und sonderbar (nach seiner Meynung) vorkommen dürften, von welchen er sich aber völlig überzeugt hat. Die erste von diesen Wahrheiten ist, dass der Kopaivebalsam auch in der ersten Periode des Trippers mit grossem Nutzen angewendet werde. Diese Wahrheit leidet aber sie sehr oft grosse Einschränkungen. Bey bedeutend[em] entzündlichen Zustande schadet der Kopaivebals[am] so wie jedes erhitzende Mittel, sicher. Der Vf. f[and] auch selbst, *dass in der höchsten Periode der Krank[heit] der Balsam nicht im Stande war, die Krankheit zu ü[ber]wältigen*, sah selbst bey dem Gebrauche dieses Mi[ttels] einige Male eine *Hodengeschwulst* entstehen (S. 33.) [Hier]nach können wir die Methode des Vf. bey *jedem* Tr[ip]per in den *verschiedenen* Stadien desselben diess Mi[ttel] einige Tage zu versuchen, nicht billigen. — Die an[dere] Wahrheit ist, dass eine Menge von Krankhei[ten] die zuweilen nach einem Tripper entstehen, als [her]umziehende Gliederschmerzen, nachlassendes Fi[e]ber etc. durchaus nicht zurückgebliebenen venerisch[en] Gifte, sondern durch die Krankheit und ihre Kur e[nt]standener Schwäche zuzuschreiben sind, also nicht [mit] fortgesetztem Gebrauche des Quecksilbers, sondern mit nährenden und stärkenden Mitteln zu behandeln sind. Der Vf. gesteht, hiegegen selbst gefehlt zu haben, und fügt hinzu, dass man in dieser Hinsicht bekennen müsse, dass Brown's Grundsätze eine grosse Aufklärung verbreitet haben, ohne welche man [illegible]lich in die gröbsten Irrthümer verfalle. Von der [illegible]gen Wahrheit ist Rec. sehr überzeugt, und hat manchen solchen Kranken durch stärkende Behandlung wieder hergestellt, den andere Aerzte ohne Er[folg] vorher fast verquickt hatten, und deshalb sah er mit grossem Missvergnügen neulich wieder einen Ar[zt] öffentlich auftreten, der erst 1 Loth versüssten Quecksilbers für hinlänglich zu einer gründlichen Kur zu halten scheint. So sehr Rec. ferner Brown's Verdienst um die Arzneywissenschaft erkennt: so glaubt er dennoch, dass von jenem Irrthume auch vor Bekanntwerdung seines Systemes rationelle Aerzte sich schon längst losgemacht hatten. — Rec. hat sich auf diese zwey Sätze besonders eingelassen, weil der Vf. auf sie einen besondern Werth legt. Uebrigens zeigt die Schrift von vieler Erfahrung und Kenntniss der ausländischen, auch der deutschen, Literatur.

Die Zusätze des Hn. Eyerel bestehen fast lediglich in einer elenden Compilation, wie wir sie von diesem rüstigen Herausgeber erwarten mussten, und möchten wohl nur zur Lockspeise auf dem Titelblatte dienen sollen, da diess Werk durchaus auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen konnte und wollte, ergänzende Zusätze also sehr überflüssig waren. Grösstentheils sind die Zusätze auch abgeschriebene Noten, die *Monteggia* zu seiner Uebersetzung von Fritzens Handbuche machte. Sehr wäre dagegen zu wünschen gewesen, dass die vielen, den Sinn ganz entstellenden Druckfehler verbessert wären, z. B. *Perstitutae fere semper mane intactae* (*prostitutae - manent intactae*). Wer versteht folgenden Spruch des *Hippocrates: Quum autem mordetur jam a collectionibus, quae jam [illegible] Suet ulcerae!!* Es ist doch wirklich schändlich, dass solcher Sudeldruck dem deutschen Publicum geboten werden darf!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, by G. u. W. Nicol: *The geographical System of Herodotus*, examined and explained, by a comparison with those of other ancient authors, and with modern geography. In the course of the Work are introduced *dissertations on the itinerary state of the Greeks, the Expedition of Darius Hystaspes to Scythia, the position and Remains of ancient Babylon, the alluvions of the Nile and Canals of Suez, the Oasis and Temple of Jupiter Ammon, the ancient Circumnavigation of the Africa* and other subjects of history and geography. The whole *explained* by *eleven Maps*, and accompanied *with a complete index* by *James Rennell*, Fellow of the royal societies of London and Edinburgh, and late major of engineers and surveyor general in Bengal. 1800. 766 S. 4. (2 L. 2 sh.)

Hr. Major *Rennell*, dessen Bemühungen wir das vortreffliche Werk zur nähern Kenntniss Indiens verdanken, und der sich auch sonst durch mehrere von der afrikanischen Societät zu London in das Publicum gebrachte Karten und Abhandlungen, als einen der vorzüglichsten Geographen, im höhern Begriffe des Worts, gezeigt hat, kündigt durch dieses Buch seinen Eintritt in eine Laufbahn an, auf welche ihn zwar schon die bisherigen Untersuchungen häufig locken mussten, die aber gewiss selten von einem Kriegsmanne betreten wird, sollte es auch nur deswegen seyn, weil seine frühere Bildung ihm gewöhnlich die Vorkenntnisse versagt, ohne deren Beyhülfe wohl kaum auf glückliche Fortschritte in dem Studium selbst zu rechnen ist. — Zu einer künftigen Entwicklung aller wichtigen geographischen Systeme des Alterthums soll das vorliegende Werk, welches die Begriffe Herodots von dem Ganzen der damals bekannten Erde und von den wichtigern einzelnen Gegenden darlegt, der Anfang seyn, dessen Fortsetzung von dem Beyfall abhängt, mit welcher England diese ersten Untersuchungen des Hn. *R.* aufnehmen wird. Sie zeugen von einer gründlichen Belesenheit, nicht nur im Herodot, sondern zugleich in den übrigen griechischen und lateinischen Schriftstellern, welche oft ihre hülfreiche Hand zur Erklärung bieten. Scharfsinn erwartete wohl jeder Leser von unserm Vf., und er findet sich in seiner Erwartung nicht betrogen; aber auf diese genaue Lectüre der Alten durfte er nicht rechnen, da dem Vf. seine Unkunde der griechischen Sprache einen Stein des Anstosses in den Weg zu legen scheint, der wohl jeden andern Mann zum Fallen würde gebracht haben. Hr. *R.* strauchelte, aber er fiel nicht. Die englischen Uebersetzungen, welche er benutzen konnte, haben ihn nur selten verführt. — Man findet also hier fast alle Hauptbegriffe Herodots rein und scharf gefasst in einer natürlichen Zusammenstellung. Dass die Erde keine Kugel, sondern eine mehr lange als breite Ebene sey; dass Europa über Afrika und Asia sich der Länge nach hinstrecke, und in seinen nördlichen meist auch in seinen westlichen Theilen unbekannt sey; dass Herodot zuerst unter allen Alten die Kaspische See als unzusammenhängend mit dem Ocean kennt; dass er keinen persischen Meerbusen, sondern das erythräische Meer in gerader Strecke von Indien bis zu dem arabischen Meerbusen fortziehen lässt; dass Afrika vom Meere umflossen ist; kurz alle die Sätze, welche der Deutsche aus Hn. *Manners* Geographie schon länger kennt, findet man hier vorgetragen. Aber Hr. *R.* zog diese Thatsachen ohne fremde Beyhülfe aus dem Vater der Geschichte, stellt sie seinen Lesern sehr deutlich, öfters etwas zu ausführlich, vor Augen, und benutzt bey tausend Gegenständen seine viel umfassenden Einsichten in die neuere Geographie, vorzüglich in Indien, Afrika und an den meisten Seeküsten, zur kräftigen lichtvollen Erklärung der alten Angaben. Mehrere beygefügte Karten von eigener Zeichnung, theils nach den Vorstellungen der Griechen, theils nach neuern Kenntnissen, vermehren noch das Verdienst, auf dessen Anerkennung der Vf. mit Recht Anspruch machen kann. Das Werk hat also viel Empfehlungswürdiges; es hat aber auch manches, das ihm, nach unserer Einsicht, Nachtheil bringen könnte. Dahin rechnen wir den Mangel hinlänglicher Sprachkenntniss, welche denn doch zuweilen ihre Vernachlässigung rächt; mehr aber noch die zweckwidrige Weitläuftigkeit, welche dieses splendide Werk zu einer Dicke anschwellen und zu einem Preise erhöhen musste, der vielleicht nur dem Engländer erträglich scheinen kann; die Darstellung des Systems foderte beides nicht. — Der Mangel an Sprachkenntniss schadete ihm in einem der wichtigsten Punkte von Herodots Vorstellungen. Europa ist nach Herodotus nicht nur länger, als jeder der beiden übrigen Theile der Erde, da er sich über beide fortstreckt, sondern zugleich breiter als jeder einzelne von ihnen, weil man von Asien wisse, dass es gegen Süden vom Meere umflossen sey, und eben so von Afrika, dass es höchstens so weit gegen Süden reiche, als das benachbarte Arabien; von Europa hingegen habe noch kein Mensch sagen können, dass es, oder wo es auf der Nordseite das Meer begränze (*Herodot.* IV, 42. 45.). Hr. *R.* hin-

hingegen, durch seine englische Uebersetzung verführt, erkennt zwar S. 309. die übermäſsige Länge Europens, dichtet aber dem Griechen an, er erkläre es für den schmalsten Theil der Erde; und dieser Irrthum hat noch öfter nachher bey seinen Auseinandersetzungen von Afrika vielen Einfluſs, macht, daſs er die Länge für die Breite erklärt, daſs er unbefriedigend über die Stelle weggeht, Afrika reiche nicht weiter gegen Süden als Arabien. Ein ähnlicher nicht unwichtiger Verstoſs findet sich S. 43. Herodot sagt (V, 9.) kein Mensch wisse, wer die ungeheuern Strecken nördlich vom Ister bewohne; sie scheinen ihm menschenlos zu seyn; nur von einem einzigen Volke, *Sigynnae* genannt, habe er erfahren, daſs es jenseits des Flusses lebe. Hn. R. sagt seine Uebersetzung, daſs die *Sigynnae* den ganzen ausgebreiteten Strich nördlich von der Donau besetzten, glaubt deswegen Widerspruch in dem Griechen zu finden, und verfällt auf wunderliche Auslegungen. Zur zweckwidrigen Weitläuftigkeit rechnet Rec. mehrere Stellen, von denen einige mit Herodots System und andere überhaupt mit der alten Geographie keine Verbindung haben; oder wenn sie sie haben, schlechterdings erst in den Systemen späterer Griechen zum Vorschein kommen sollten. Wer sucht hier z. B. bey Gelegenheit der *Budini*, welche Hr. R. S. 93. in das russische Gouvernement Woronez setzt, die Bemühungen Peters I. um die Schiffahrt in diesen Gegenden, oder die ausführlichen Lobeserhebungen dieses Monarchen? Wer erwartet S. 389. eine Abhandlung von 18 Quartseiten über die Wegführung der Israeliten nach Assyrien? Oder S. 525. bey Gelegenheit von Abukir die überhäuften Schmeicheleyen gegen Nelson, den Seeminister und die Familie Marlborough, nebst der Herabwürdigung der Franzosen? Selbst die Abhandlung S. 626. etc. über den *Lotus* der Alten, steht, so belehrend sie übrigens ist, wegen ihrer Weitläuftigkeit in einer Darstellung der Geographie des Herodotus am unrechten Orte. — So viel über das Werk im Ganzen. Jetzt wollen wir noch bey einzelnen Parthieen verweilen. S. 3. macht Hr. R. in den allgemeinen Betrachtungen über Herodots geographische Kenntnisse, beym kaspischen Meere die Bemerkung: Alexander habe durch einen wirklichen Besuch an Ort und Stelle Anlaſs zu der irrigen Vorstellung späterer Geographen gegeben, daſs diese See durch einen schmalen Kanal mit dem Ocean in Verbindung stehe. Eine offenbare Uebereilung; denn Alexander ist nie an die Nordküste des kaspischen Meers gekommen. Im zweyten Kapitel folgt eine ausführliche, sehr mühsam bearbeitete, Abhandlung über die Stadienmaaſse der Alten; ein Gegenstand, der seit d'Anvilles Schrift *des mesures Itineraires* etc. manchen Gelehrten auf Abwege geleitet hat. Man fand, daſs die Angaben der Alten mit den neuern nicht immer richtig zusammentrafen, und schloſs daraus — etwa, daſs sie keine richtige Kenntniſs des Abstands von vielen zumal entfernten Orten, oder vollends von der Gröſse eines Grads, von dem Umfange der Erde hatten? — nein, sondern daſs sie richtig gemessen, und nur eine verschiedene Art von Stadien zum Grunde gelegt hätten. Da brachten de[n] nach d'Anville mehrere immer neue Gattungen v[on] Stadien heraus; auch unser Vf. berechnet ihrer vie[le] und bleibt endlich bey der Mittelzahl stehen, d[ie] man gewöhnlich solche Stadien als Reisemaaſs a[n]wendete, von denen 718 auf den Grad des gröſst[en] Kreises gehen. Er hätte noch jede andere belieb[ige] Gröſse herausbringen können, wenn er mehrere d[er] die Alten gegebenen Entfernungen, zumal in groſs[en] Abständen und in entfernten Gegenden, in Berech[]nung genommen hätte. Bloſse Reisemaaſse trügen im[]mer, und ⅛ Abzug für die Beugungen der Wege, [wie] sie Hr. R. annimmt, ist nicht zureichend für die Be[]stellung der geraden astronomischen Linie. Oeft[ers] nimmt man auch Zahlen des Abstands zur Vergleichun[g] an, die nicht ohne Verfälschung auf uns gekommen sind. Hr. R. baut z. B. einen Theil seines Systems auf die Entfernung von Olympia nach Sparta in der Peutingerischen Tafel, auf d'Anvilles Autorität; aber die Angabe dieser Entfernung findet sich gar nicht in der Peut. Tafel, sondern ist nur aus ältern schlechtern ten Exemplaren entlehnt. Wir dürfen bey einer Recension nicht in die Widerlegung aller der einzelnen hier aufgestellten Sätze eingehen; aber offenbar würde bey einem wandelbaren Maaſse alle weitere Untersuchung in Festsetzung unbekannter Orte nach den Bestimmungen der Alten völlig wegfallen; man könnte jede beliebige Stelle wählen und seine Rechtfertigung in den selbst erschaffenen Stadienmaaſse finden. Wahr ist's, auch wir Neuern gebrauchen verschiedene Arten von Meilen; aber wir kennen ihre Verschiedenheit, und würden es einem geographischen Schriftsteller nicht verzeihen, wenn er uns vorenthalten wollte, welcher Art von Meilen er sich bediene. Bey den Alten hingegen ist von einer solchen Verschiedenheit nie die Rede. — Neu aber auffallend richtig findet hingegen Rec. die Bemerkung des Hn. R., daſs Herodot bey seinen Maaſsen in Aegypten den Schoenus durchgehends nen Fehler auf 60 Stadien schätze, daſs er ihn mit den meisten andern Schriftstellern auf 40 Stad. hätte berechnen sollen. Diese Annahme stellt wirklich die meisten Angaben Herodots in ihr gehöriges Gleichgewicht. — Nach diesen Vorbereitungen kommt der Vf. auf Herodots einzelne Angaben, welche er in der Ordnung, Europa, Asia, Afrika, auf einander folgen läſst. Von der Richtigkeit der meisten allgemeinen Bemerkungen wurde oben gesprochen, mehrere einzelne Behauptungen befriedigen vielleicht weniger. Z. B. S. 47., daſs Herodots Scythen auch Getae und Gothi genannt wurden, und die nämlichen waren, welche in spätern Zeiten das römische Reich unterjochten. S. 57., daſs das heutige Cherson so ziemlich an der Stelle des alten Olbiopolis liege. Herodot selbst muſste ihn belehren, daſs die letztere Stadt am Zusammenfluſs des Bogs in den Dnepr errichtet war; Cherson liegt aber höher. S. 73. daſs Turk, Japhets Sohn, der Stammvater der Türken und zugleich der Scythen Targitaus ist, nebst mehrern daraus gezogenen Folgen. Ueber Scythien folgen von S. 61. viele zum Theil gute Auseinandersetzungen; aber er nimmt es mit

mit dem Parallelogramm, in welches der Alte das Land einschliesst, zu streng, versteht ihn auch mit den 4000 Stad. oder 100 g. Meilen, welche er jeder Seite giebt, nicht ganz richtig. Wundern mussten wir uns, dass Hr. R., ein Kriegsmann, S. 101. etc. den Zug des Darius nach Scythien buchstäblich so nehmen kann, wie er dem Herodot vorerzählt worden war; dass er den Perser König innerhalb eines Sommers (in 60 Tagen) mit seiner Armee von 700,000 Mann, in einem Steppenlande, von der Donau bis zur Wolga und eben so weit wieder zurück ziehen läfst. Gegen den Mangel sucht er freylich die Armee dadurch zu schützen, dass er annimmt, die Flotte begleitete sie längst der Küste. Davon sagt aber Herodot nichts, und die Begleitung konnte nur kurze Zeit währen; bey weitem der grösere Theil des Zugs ging mehrere hundert Meilen durch das innere Land. Er glaubt auch, nur einige Handschriften zählten 700,000 Mann, die richtigere Lesart sey 70,000; aber allerdings hat der griechische Text richtig die grösere Zahl, und an der Spitze der kleinern wäre nie ein persischer Monarch gezogen. An die vielen grossen Flüsse, und den Mangel an Holze, gerade in diesen Gegenden des Bogs, Dnieprs, Dons, um sie passiren zu können, erinnerte er sich wahrscheinlich nicht. Aber schon die fehlenden Lebensmittel machten einen solchen Zug nur bloss für zerstreute Nomaden zur Möglichkeit. S. 115. etc. hingegen erscheint Hr. R. wieder als Meister. Die Rede ist von den Brücken des Darius und Xerxes über die beiden Meerengen zwischen Europa und Asia. Nicht bloss die Angaben der Alten, die Breite der See, werden hier untersucht, sondern auch mit der Einsicht des Kenners über die Beschaffenheit, Bauart und grössere Länge der damaligen Schiffe gesprochen, und diess alles durch sehr gute Karten erläutert. — Die Issidonen, die östlichste unter Europens Völkerschaften, setzt Hr. R. S. 129. zu den Uguren und Kalmucken an die chinesische Gränze. Er fühlt zwar selbst, dass die Angaben der Alten nicht so weit gegen Osten führen; wir wollen aber über keinen Gegenstand, welcher verschiedene Auslegungen leidet, Einwendungen machen, übergehen also auch, was er, aber mit Ungewissheit in sich selbst, über den Araxes-Fluss sagt, den er auf der Ostseite des kaspischen Meers annimmt; übergehen den See Akes und viele andere noch unentschiedene Sätze. Aber missbilligen muss Rec. die Menge von Folgerungen, welche nun aus der Lage der Issidonen gezogen, die Arimaspi oder Einäugigen, welche weiter gegen Osten, und die Hyperboreer, welche nördlich nach Sibirien gesetzt, und mit den Gog und Magog der Orientaler für einerley erklärt werden. Die ganze lange in das Weite hinein greifende Auseinandersetzung über die Hyperboreer, bey welcher man die Bekanntschaft mit den ältern Begriffen durchgängig vermisst, wünscht gewiss jeder Kenner aus einem Buche weg, das Rennells Namen an der Spitze trägt. Man vermisst öfters in dem Fortgange der Entwicklung, aber vorzüglich hier, nicht bloss die allgemeine Kenntniss der griechischen Literatur und Lectüre der Dichter, sondern auch noch die Sichtung der Quellen, aus welchen Herodot seine Nachrichten treuherzig und ohne alle Anmasung hererzählt. Die Arimaspi und Hyperborei sind bekanntlich aus dem Aristeas von Prokonnesus entlehnt, welchen der gewöhnliche Menschenschlag unter den Griechen als ein Wesen höherer Art schätzte, die Klügern aber für einen unverschämten Lügner erklärten. Von China behauptet der Vf. S. 169. das Alterthum habe vor dem 13ten Jahrh. nichts von diesem grossen Lande gewusst, und wir verlangen diesen etwas gewagten Satz nicht zu bekämpfen. Woher mag aber wohl die Behauptung kommen, dass Alexanders Züge die durch Herodot verbreiteten Kenntnisse mehr eingeschränkt als erweitert hätten? Er gesteht doch selbst, dass Herodot nichts vom Ganges wusste. Alexanders Begleiter hörten aber von diesem Flusse, und seine Nachfolger kamen wirklich bis zu ihm hin; und des Eratosthenes Thinae soll, wenn Hr. R. will, kein Ort in China seyn; aber er ist doch beträchtlich weit über die Mündungen des Ganges hinaus. — Herodot giebt zwar in den östlichen Theilen Asiens keine Maasse der Entfernungen, aber Hr. R. nimmt S. 170. wieder voraus, was er auf einen folgenden Theil hätte versparen sollen, und giebt nun nach Eratosthenes etc. ungefähr die Länge der bekannten Erde auf 70,000 Stad. an; berechnet hier 700 Stad. auf den Grad, zieht die wahre Länge, welche 4970 engl. geogr. Meilen beträgt, fügt $\frac{1}{8}$ für die Umwege der geraden Linie bey, und freut sich nun, dass die Alten mit den Neuern so hübsch zusammen treffen. Wäre das Maass der Alten grösser ausgefallen: so hätte die nach Belieben verminderte Grösse des Stadiums den Unterschied immer leicht gehoben. Und doch auch so ist die Freude vergeblich; Hr. R. rechnet bis zur Mündung des Ganges, Eratosth. setzte aber seine Ostgränze 8000 Stad. weiter hinaus. — S. 174. wird man durch eine vortreffliche Auseinandersetzung des Hauptbergrückens, welcher Asien in seiner ganzen Länge von Osten nach Westen durchschneidet, reichlich für das Missbehagen entschädigt, welches einige der eben angeführten Behauptungen etwa erregen könnten. Die Alten nannten diesen erhabenen Rücken Taurus, nach dem Gebirge dieses Namens, welches Cicilien auf der Nordseite begränzt. Aber Hr. R. beweisst aus der Richtung der Flüsse, dass selbst hier in Kleinasien der Taurus nicht die höchste Kette macht, dass diese aus dem Kaukasus gegen Südwesten durch Kappadocien sich zieht. Die Vorstellung der Haupreihen dieses Gebirgs durch das hohe Asien liefert ein unentbehrliches Gerippe für jede künftige Karte dieses Welttheils. Nur gegen einen Satz hätten wir Lust, Einwendungen zu machen, dass nach Hn. R. keine Richtung des Gebirgs von der Südseite des kaspischen Meers gerade östlich nach dem Paropamisus laufen, und die alte Provinz Aria auf der Nordseite einschliessen soll. Wahrscheinlich entlehnte Hr. R. diese von allen Alten abweichende Angabe aus Forsters Reisen, welcher auf dieser Seite bis zum kaspischen Meere keine Berge überstiegen zu haben versichert. Aber es muss irgendwo ein Fehler liegen; der Landsee Zur-

Zurrah und der Steppenfluss Hindmend fodern schlechterdings eine erhabene Fortsetzung des Landes auf der Nordseite, welche den Abzug von beiden gegen den Oxus oder die kaspische See hindert. S. 184. folgt nun die allgemeine Beschreibung von Asien, nach dem fehlerhaften Bilde, welches Herodot davon vor Augen hatte; über die Richtigkeit der Darstellung wurde schon oben gesprochen. Aber es zeichnen sich auch einzelne schätzbare Bemerkungen aus. Herodot hatte den Pontus Euxinus und das kaspische Meer viel zu weit gegen Osten gerückt; Hr. *R.* macht aber mit Recht Hn. d'Anville den Vorwurf, dass selbst er noch die Nordwestseite des kaspischen Meers um 2 Grade zu weit nach Osten ziehe. Ferner, dass Xenophon mit den zehntausenden beym Rückzuge vielleicht nur deswegen zu weit gegen Nordosten kam, weil er nach Herodot die Ausdehnung des Pontus bis in diese Gegenden erwartete. Er weist auch S. 189. den Herodot wegen falscher Angaben von Cilicien zurecht, irrt aber selbst, denn Herodots Cilicien lag in einem Theile Kappadociens gegen den Euphrat hin. Diese Verwechslung schadet dem Vf. sehr bey der Beschreibung der Strasse nach Susa, welche nicht über Cilicien nach spätern Begriffen, sondern in der Gegend von Malatia über den Euphrat ging. S. 242. kommt er selbst auf den Gedanken, dass Cilicien nach Herodots Begriffe grössere Ausdehnung haben müsse. Auch über die unrichtig angegebene Lage von Sinope, fällt die dem Alten gemachte Beschuldigung auf die Auslegung des Hn. *R.* zurück. Er kennt und rühmt unsers Hn. v. *Zachs* kritische Karte vom schwarzen Meere, so wie seine zum unverkennbaren Vortheil der Geographie gemachte Unternehmung. — Ueber die Richtigkeit des Gebirgs Imaus, über die sogenannten scythischen Völkerschaften östlich vom caspischen Meere, folgen nun weitläuftige Zusammenstellungen der Angaben Her. mit den spätern Geographen. Sie befriedigten den Rec. nicht, der aber in keine nähere Zergliederung eingehen darf. Pasargada in der Provinz Persis hält er für eine von Persepolis verschiedene Stadt. Von S. 229. beginnt die Darstellung der zwanzig durch Herodot angegebenen Satrapieen der persischen Monarchie. Niemand wird dabey die Belesenheit des Vfs., seine Kenntniss von dem heutigen Zustand dieser Gegenden verkennen, vielmehr wird jeder ihm, für viele in einzelnen Theilen gegebenen Aufklärungen danken; aber man wird auch hier wieder finden, dass er spätere Zeugnisse mit den ältern ohne hinlängliche Kritik zusammenwirft, dass er vorzüglich durch die Annahme, diese Portionen des Landes, welche gemeinschaftlichen Tribut liefern, seyen die wirklichen Satrapieen gewesen, welche das Ganze des Reichs bildeten, gegen die Wahrheit sündigt. Schon die zuweilen beträchtliche Entfernung, in welcher mehrere zu einerley Satrapi[e] rechnete Völkerschaften von einander lebten, so[llte] ihn von dem Gegentheil belehren; Hr. *Heeren* im [ersten] Theile seiner Ideen hat den Gesichtspunkt rich[tig] gefasst. Es versteht sich, dass Hr. *R.* mit Vor[liebe] bey der indischen Satrapie und den übrigen N[ach]richten Herodots von den Indiern weilt; nur Sch[ade,] dass ihrer so wenige sind. Er gesteht es dem A[lten] nicht zu, dass es je Indier geben konnte, we[lche] ohne feste Wohnung lebten, nur verzeh[rten,] was das Feld freywillig hervorbrächte, oder [so]gar ihre Kranken und Alten aufspeisten; desto m[ehr] hebt er die noch bis diese Stunde wahre Bemerk[ung] heraus, dass die meisten kein Fleisch assen, [nur] von Vegetabilien lebten, Bogen von Bambus[rohr] führten, und dass sich die Wittwen mit ihren [ver]storbenen Männern schon damals verbrannten; d[ass] aber Mannspersonen die nämliche Todesart a[us] freyem Entschlusse wählten, wie der indische [Kala]nus bey Alexanders Zug, davon kennt Hr. *R.* [kein] Beyspiel in neuern Zeiten. Herodots Padaei [...] an den Ganges, weil dieser Fluss in der Sans[krit]sprache Padda heisst; aber der Vf. sagt ja selbst, [dass] Herodot keinen Ganges kennt, und seine Padaei [...]hen ausdrücklich gegen Norden von dem L[ande] Paktyika am Indus. S. 315. beym Schlusse der S[a]trapien wundert er sich, dass die ganze Einnahme des persischen Monarchen laut der gelieferten Berechnung höchstens nur $3\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling nach englischem Gelde betrug, und sucht die Ursache einzig in dem hohen Werthe, welchen die edeln Metalle in den Zeiten der Vorwelt haben mussten. Wi[r] wundern uns, dass ihm eine andere Bemerkung ent[]ging. Die Provinzen hatten ausser dem gelieferten Tribute noch ihre Beamten, die bey ihnen stehenden Truppen etc. auf eigne Kosten zu halten; dem König blieb ausser beliebigen Geschenken beynahe keine Ausgabe übrig; daher die Sammlung der ungeheuren Schätze, welche Alexander auf seinen Eroberungen in mehrern Städten fand. Bey Babylon beweist der Vf. in der weitläuftigen, aber belehrenden, Beschreibung dieser Stadt, dass wenn sie wirklich die übertriebne von den Alten angegebne Grösse hatte, das ganze Land Babylon und Chaldaea nicht hinreichend waren, sie mit Lebensmitteln zu versehen. Die Einschränkungen, unter welchen er die griechischen Nachrichten von derselben an[nimmt,] müssen in dem Werke nachgelesen werden, [so] wie die sorgfältige, selbst in einer eignen Zeich[]nung gelieferte, Vorstellung des Belustempels, [und] der übrigen Hauptstädte Babyloniens.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 23. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

London, by G. u. H. Nicol: *A geographical System of Herodotus* — by *James Rennell* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Afrika nimmt von S. 408. nicht viel weniger als den Raum von der Hälfte des ganzen Werks ein. Gleich Anfangs bürdet Hr. R. dem Herodot mit Unrecht die Behauptung auf, dieser Erdtheil habe einen grösern Flächenraum, als die beiden übrigen zusammengenommen, nebst mehrern von dieser Vorstellung abhängenden Sätzen. Sie fliesen alle aus der oben bemerkten unrichtig übersetzten Stelle, dass Europa an Breite geringer sey. *Libya* (Hr. R. schreibt durchgängig *Lybia*) nimmt er als das Land zwischen Aegypten und der grosen Syrte an. Da noch jetzt eine Wüste in diesen Strichen *Lebeta* heisst: so könne, glaubt er, der Name gar wohl davon abgeleitet werden. Das Promont. Soloeis erklärt er für Cap Cantin, nicht für Bajador. Er kann dabey Recht und Unrecht haben, denn dieses Vorgebirg ist ein sehr wandelbarer Punkt in der Geographie der Alten. Er wundert sich, dass die Breitengrade des Ptolemäus bey Gibraltar so genau zutreffen, weiss aber nicht, dass die Gegenden an der Strasse von den Alten astronomisch bestimmt waren. — Nach seiner Meynung wurden die Aethiopier durch die von Aegypten ausgewanderte Kriegskaste mehr civilisirt. — Dass der Niger mit dem Nil nicht einerley Fluss seyn könne, beweist Hr. R. vortrefflich, weil man im umgewandten Falle dem Niger eine ausserordentlich grose Höhe bey seiner Quelle und beym Laufe im innern Lande zuschreiben müsste, wenn er die nöthige Senkung bis nach Aegypten behalten sollte; und dann auch, weil diese Flüsse zu gleicher Zeit ihre periodischen Erhebungen und Ueberströmungen haben, welches bey dem Nil viel später kommen müste, wenn beide einerley Fluss wären. Die Quellen des Nils sind also in Süden zu suchen, wo sie schon Ptolemäus nur in zu groser Ferne angiebt. Es ist der *weisse Fluss* der Neuern, nicht sein östlicherer Nebenarm, der *blaue Fluss*, welcher aus Abessynien kommt. Er nimmt, so wie d'Anville, die wahren Quellen unter dem 6ten Grad der Breite an. Eine mit Mühe und Scharfsinn angestellte Untersuchung folgt von S. 450 über die Landenge von Suez, deren Breite Herodot auf 1000 Stadien angiebt, Hr. R. aber nur 12 geogr. Meilen gross findet, und glaubt, die Alten hätten überhaupt die Gränzstadt Pelusium und den Berg Kasius viel zu weit gegen Osten gerückt. Er gründet sich zum Theil auf astronomische Beobachtungen. Es ist eine Unmöglichkeit, hier dem Gange des Vfs. im Einzelnen zu folgen, oder auch unsere Zweifel beyzubringen; vielleicht entscheiden neuere gerade jetzt an Ort und Stelle geschehene Untersuchungen nicht ganz zum Vortheil des Vfs. Die schöne Abhandlung S. 488. über das Ansetzen der Flüsse, und dadurch über die Entstehung des Delta; ferner, dass das alte Delta weiter gegen Süden reichte, als heut zu Tag, empfehlen wir zum Nachlesen. Eben so die meist nach Browne gelieferte Beschreibung der *Oasen*; die neuesten französischen Berichte konnte er noch nicht benutzen. S. 576. die Beweise, dass die heutige Oase *Siwa* wirklich die Stelle von Jupiter Ammons Tempel war. Wir halten uns von der Richtigkeit seiner schon in frühern Schriften geäusserten Annahme überzeugt, obgleich sie im Grunde Herodots Stationenangabe durch das innere Land widerspricht. — Die Beschreibung der Küstenländer Libyens bis zur grosen Syrte nach Her. ist mit vielen Hypothesen durchwebt. Die Garamantes erklärte Hr. R. schon in den Abhandlungen der afrikanischen Societät, und erklärt sie auch hier wieder, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, für die Bewohner von Fessan; nur müssen sie damals nach Her. Angabe noch gar wenig Zusammenhang mit dem innern Lande gehabt haben. Die westlichen Stationen Herodots entwickelt Hr. R. nicht; und wenn der Vater der Geschichte über die Besitzungen der Karthaginienser mit Stillschweigen weggeht: so geschah diess nach Hn. R. blos aus Nationalhass; Herodot kannte das ganze Land sehr gut, da er sogar den Atlas kennt. Aber wenige Kenner werden ihm die Wahrheit dieser Sätze zugeben; Herodots Atlas liegt südlich von Karthago, nicht weit von den Garamanten. Er schreibt dem alten Griechen mehrere Kenntnisse zu, als er selbst zu haben behauptete; alles was er hier wusste, kam von Erzählungen in Aegypten und von einigen Cyrenäern. S. 672. die auf König Necho's Befehl versuchte und ausgeführte Umschiffung Afrika's. Hr. R. scheint gegen die Wirklichkeit derselben gar keinen Zweifel gehabt zu haben, ob sie gleich Her. selbst nur als unwahrscheinliche Erzählung angiebt. Rec. ging mit freudiger Vorliebe an diese Abhandlung, weil er wünscht, sich von der Ausführung dieser Fahrt überzeugen zu können, und hier Gründe zu finden hoffte, welche seine Bedenklichkeiten völlig zu Boden werfen würden. Er sah sich betrogen. Hr. R. setzt ohne weiters die unbestrittene Wahrheit der glücklich beendigten Unternehmung voraus, und macht sichs nun zur wichtigsten Angelegenheit, die einzelnen Theile

Theile der Ausführung dem Leser recht haarklein vor Augen zu legen. Er berechnet, dass die Schiffe der Alten im Durchschnitte 35 engl. Meilen zurücklegten, dass man aber bey einer Küstenfahrt nur 23 Meilen angeben dürfe. Nach dieser Berechnung, reichen dann 585 mit Segeln zugebrachte Tage, oder 19½ Monat zur Umschiffung der Ost- und Westküste von Afrika hin; 12 Monate gehören für das Abwarten der Aernte, für den Aufenthalt in mehrern Häfen zur Erfrischung und Ausbesserung der Schiffe. Da nun Her. sagt, nach 2 Jahren seyen die Umsegler Afrika's zu Herkuls Säulen, und im dritten glücklich wieder nach Hause gekommen: so trifft seine Berechnung bis auf wenige Monate zu. Er bestimmt sogar Angola und den Senegal an der Westküste als die Orte, wo sie die Zeit ihrer eignen Aernte erwarteten, weil ihn seine genaue Kunde der Strömungen und Winde in diesen Gegenden belehrt, dass man nur in einigen günstigen Zeitpunkten des Jahrs die Küstenfahrt aus diesen Gegenden nordwärts machen kann. Bey der ganzen Berechnung wird aber vorausgesetzt, dass die Gegenden bis nach Mosambique an der Ostküste und bis nach Guinea an der Westküste schon vorläufig bekannt waren, dass man die Strömungen der See und die festen, in gewissen Monaten herrschenden, Winde kannte, und dass die Fahrzeuge bis nach Mosambique durch Empfehlungen des Königs Necho von den Bewohnern der Ostküste versorgt wurden. — Wer wird dergleichen Voraussetzungen gelten lassen, da Aegypten vor Necho jedem Fremden verschlossen war, da dieses Reich keine Flotte hatte, und auch jetzt die Unternehmung durch Phönicier ausführen liess, da erst die Ptolemäer einige Entdeckungen in den obern Theilen der Ostküste zu machen anfingen, da man von festen Winden erst zur Zeit der römischen Regierung einige Begriffe zu erhalten anfing, und da die Karthaginienser erst später den Hanno auf Entdeckungen an der Westküste ausschicken mussten. Eben durch Hn. R's. Gründe wird die Meynung, dass die Unternehmung für Leute, welche diese Seen noch nicht kannten, beynahe eine Unmöglichkeit sey, zur festen Ueberzeugung. Auch die Portugiesen trieben ihre Entdeckungen nur allmälig immer weiter. Und da die Regenzeit, oder der sogenannte Winter, zwischen den Wendezirkeln, zweymal eintritt: so mussten die Reisenden viermal die Aernte ihrer eignen Aussaat unterwegs erwarten. Darf man auch wohl überall gutwillige Leute voraussetzen, welche den Fremden den langen Aufenthalt und das Bearbeiten ihrer Erde verstatteten? Ueber den Haupteinwurf: wie kommts, dass sonst niemand von dieser Fahrt etwas erfuhr, dass alle Geographen sich ganz falsche Begriffe von der Ausdehnung Afrikas machen? schlüpft Hr. *R.* leicht hinweg; zu Ptolemäus Zeiten, sagt er, hatte man die alte Fahrt in Aegypten vergessen. Aber vom Ptolemäus ist nicht allein die Rede, sondern von allen ältern Schriftstellern, von den Königen Aegyptens, welche Entdeckungsreisen machen liessen, ohnerachtet sie Herodots Erzählung so gut als wir vor Augen hatten. Unterdessen verschafft uns diese Untersuchung eine vortreffliche Auseinandersetzung des V. über die Strömungen und festen Winde an den O. und Westküsten von Afrika.

Den Schluss des ganzen Werks macht von S. 71 *Hannos* Entdeckungsreise an der Westküste von Afrika. Um nicht über die uns vorgesteckten Gränzen auszuschweifen, bemerken wir bloss, dass Hr. *R.* bis zum Senegal mit den übrigen Auslegern zusammenstimmt; Hannos Westhorn aber für die Bissagos-Inseln, und sein Südhorn für eine Einbeugung südöstlich von Sierra Leona erklärt, folglich die Entdekungen der Karthaginienser weniger weit reichen lässt, als die übrigen Ausleger, aber auch Gossellins übertriebene Einschränkungen verwirft. Seine Gründe sind von desto grössern Gewichte, da sie mit der genauesten Kenntniss dieser Gegenden verbunden sind. Eine zu diesem Zwecke verfertigte Karte, dient dazu, die Angaben des Vfs. noch anschaulicher zu machen.

Paris, b. Laran: *Voyage dans la Troade*, ou Tableau de la Plaine de Troie dans son etat actuel. Par le Citoyen *Lechevalier*, Correspondant des sociétés littéraires d'Edimbourg, Gottingue et Madrid. *Seconde edition.* An VII. (1799.) 269 S. gr. 8.

Strabo sagt: die weltberühmte Troas giebt, auch noch in ihrem Schutt und in ihrer Verwüstung, den Schriftstellern reichen Stoff zu *vielem Reden* (πολυλογίᾳ). Diess kann man jetzt mit doppeltem Rechte sagen, da in der neuern und neuesten *Zeit so viel* von Pococke, Chandler, Wood, Lechevalier, *Choiseul* Gouffier, Dalzel, Bryant, Wakefield, Morritt, Vincent, Dallaway, Sibthorp, Hawkins, Schwartz, Helwig, Akerblad u. s. w. über jene classische Gegend gesagt und geschrieben worden, und da wir noch ferner Aufklärungen von Reisenden, vorzüglich von Hn. v. Hammer, der jetzt in jenen Gegenden reist, zu erwarten haben. Zu leugnen ist nicht, dass die πολυλογία Strabo's auch in der Bedeutung der Geschwätzigkeit mehrern Schriftstellern über Troja eigen ist, und dass namentlich Choiseul, Dalzel, Bryant, Dallaway und Morritt viele Worte machen, ja, dass auch Lechevalier mit einer grossen Umständlichkeit und Weitläuftigkeit, um nicht das Wort Weitschweifigkeit zu brauchen, seinen Gegenstand abhandelt.

Choiseul's und Lechevalier's Reisen nach Troas gaben bekanntlich vor wenigen Jahren das Signal zu neuen und wiederholten Forschungen und Wanderungen. Seitdem Lechevalier's Gemälde von der Ebene Troja's erschienen, und von Dalzel und Heyne bearbeitet worden war, trat ein Heer von Schriftstellern auf, die ihn zum Theil bestritten und berichtigten, zum Theil in seine Fusstapfen traten und bestätigten. Nun erschien auch in Deutschland aus der Handschrift von Choiseuls *Voyage pittoresque* das Kapitel über Troas, und die Aehnlichkeit dieser Schrift mit der Lechevalierischen gab zu Bedenken Anlass, wem von

iden eigentlich der Preis jener interessanten Entckungen in Troas gebühre. Diese Umstände zunmen vermochten den verdienstvollen Lechevalier einer Retractation seiner Abhandlung über Troas, e nun als ein neues Werk angesehen werden kann. as Ganze ist in eine andre Form gegossen, die Andnung ist natürlicher und gefälliger, beynahe jedes apitel ist verbessert und bereichert, zum Theil aus gner längerer Prüfung, zum Theil nach Anleitung seier Commentatoren und andrer Schriftsteller über Tro. Lobenswerth ist die Mäſsigung, mit welcher er dem eloten Bryant begegnet, wiewohl er dessen Ausfälle her aufnimmt, als sie es verdienen. Viele Zusätze id interessante Abschweifungen sind dieser Ausgabe genthümlich. Ueber seinen Antheil an den Entckungen in Troas, und sein Verhältniſs zu dem esandten Choiseul läſst er sich in folgendem Glaunsbekenntniſs aus: „Ich behaupte, daſs die Ebene on Troja ihre Gestalt seit dem Zeitalter des Homer cht verändert hat; daſs man die Vorgebirge, Flüsse, ügel, Quellen und Grabhügel der Krieger, noch mer und an denselben Stellen sieht, wohin sie der oſse Dichter gesetzt hat, und wenn es einiges Verenst ist, diese köstlichen Reste des Alterthums der ergessenheit, in die sie versunken waren, entrissen haben: *so reclamire ich dieses ausschlieſsend für Cas-s und für mich.* Aber indem wir uns diese Entdeckunn zueignen, heiſst uns zugleich die Dankbarkeit *m einsichtsvollen Eifer des Gesandten huldigen, weler unsre Arbeiten beschützte.*" Sehr human ist diese ſserung über einen Mann, der sich dem Gerücht ch nicht freundschaftlich gegen Lechevalier betran haben soll.

Der Vf. hat sein Buch bey der Umarbeitung in Theile getheilt, wovon der erste eigentlich Reiseschreibung ist, und des Vf. verschiedne Reisen nach ien, insonderheit nach Troas und in die Moldau, o er in gefährliche Lagen kam, auch in den Noren von Europa enthält. Dieser Theil ist der unterhalndste für bloſse Liebhaber und Freunde von Reiseschreibungen, und er enthält eine Menge einzelner ngaben und Nachrichten über des Vfs. Leben und hicksale, die in der ersten Ausgabe übergangen wan. Die Wärme und Dankbarkeit, mit welcher er on den Männern und Gelehrten in Europa und Asien richt, bey denen er eine freundschaftliche Aufahme fand, macht seinem Herzen Ehre.

Der zweyte und dritte Theil bezieht sich ganz f die Ebene von Troja. In jenem wird nämlich e Ebene nach dem Homer, mit Rücksicht auf die echte der Iliade (gröſstentheils nach Heyne's Abh.), rner nach dem Strabo (wo vieles nach Heyne's, zels und Bryants Winken berichtigt ist) und nach dern alten Schriftstellern dargestellt. Hier wird n überaus gelehrtes Bruchstück — wiewohl *rudis digestaque moles* — aus Villoisons ungedrucktem, d, wie man fürchtet, nie zu Stande kommenden erk über das alte und neue Griechenland; die Gehichte von Troas unter dem byzantinischen Kayserthum, nach den byzantinischen Schriftstellern, eingerückt. Dann wird die Ebene Troja's nach Pope und andern neuern Reisenden vorgestellt. Der dritte Theil betrachtet die Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustand, mit beständiger vergleichender Hinsicht auf den Homer. Der Vf. hat hier besonders viel ergänzt, genauer bestimmt, manche seiner etwas schwankenden Hypothesen mit neuen Stützen versehen, andre, die sich ihm selbst als unhaltbar darstellten, weggeworfen. In dem letzten Kap. giebt der eingerückte Brief des Gesandschaftsarztes Jumelin zuerst Aufschluſs, wie es bey der Eröffnung des angeblichen Grabmales des Achill hergegangen, und was für Curiosa man darin entdeckt hat. Zwey Vasen und das sogenannte Pallasbild, welches man darin gefunden haben will, sind, so wie 7 Tafeln, mit troischen Münzen und einem seltsamen Relief: Psyche auf einem Kameel reitend, mit der Zugabe eines jetzigen Caravanen-Kameels, und einer sehr verbesserten Karte von Troas, in Kupfern beygefügt. Man erfährt hier zuerst, daſs Lechevalier und *Cassas* im J. 1786 die Ebene von Troja gemeinschaftlich aufnahmen. Der Ingenieur Kauffer hatte später einen Plan von Troas aufgenommen, und seine Karte ist mit groſser Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet. Da er bey diesem Geschäft viele Fehler der Karte von Lechevalier oder Cassas bemerkte (welches Lechevalier selbst mit Unbefangenheit aus einem Briefe Choiseuls an ihn erzählt): so veranlaſste er Hn. Lechevalier dadurch, seiner Karte mehr Richtigkeit und Wahrheit zu geben. Noch einer schätzbaren Zugabe bey dieser neuen Ausgabe von Lech. Werk müssen wir gedenken, welche aus verschiednen merkwürdigen Steinschriften aus Troas besteht, für deren Verbesserung Einiges von Villoison, der auch sonst schon seine Geschicklichkeit im Lesen und Berichtigen von Inschriften beurkundet hat, geschehen ist. Einer weitern Prüfung des Lechevalierischen Werkes glauben wir uns überheben zu können, da in der nächstens anzuzeigenden deutschen Bearbeitung dieser Ausgabe, sowohl der gelehrte Schwede Akerblad als der Uebersetzer eine solche Prüfung bereits angestellt haben.

Berlin, b. Sander: *Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig, und von da zurück durch Tyrol und Salzburg.* Im Jahre 1798. Mit einer Karte. 1800. 8.

In der Vorrede sagt der Herausg.: „daſs diese Briefe wirklich *an* und *für* Freunde geschrieben sind." Das ist recht gut, aber daraus folgt nicht, daſs man so vieles, was nur diese Freunde angeht und angehen kann, so manches Unnütze und zum Theil für den Leser Lästige, hauptsächlich aber die süſslichen Complimente, die der Vf. seinen weiblichen Correspondenten macht, auch abdrucken muſste.

Die Reise geht von Wien über St. Pölten, Mariazell, Grätz, Marburg u. Laibach nach Triest. Hier schifft sich der Vf. nach Venedig ein. Von da geht er über Padua, Vicenza

cenza und Verona bis an den Gardasee, von wo er über Botzen, Inspruck, Salzburg und Linz wieder zurück nach Wien geht. — Der Vf. scheint auf keinen Gegenstand besondre Rücksicht zu nehmen; am wenigsten bekümmert er sich um statistische Angaben. Was er liefert, ist eine Art von dichterischer Beschreibung dessen, was ihm vorkommt. Daher nehmen auch seine Empfindungen, Betrachtungen, Declamationen und Citate fast einen eben so grossen Theil des Ganzen ein, als die eigentlichen Beschreibungen der Dinge, die er gesehen hat. Frauenzimmer und Jünglinge werden das mit Vergnügen lesen. Seine Sprache ist grösstentheils rein, und zuweilen schön. Aber eben das Bestreben, alles schön zu sagen, macht, dass er oft den Vorwurf des Gesuchten und des Spielenden verdient. S. 262. „Der Himmel müsste mir, wie ihnen, die Gabe verliehen haben, auch den leisesten Gefühlen ein Gewand zu geben, damit ich im Stande wäre, *manche Tropfen aus dem überströmenden Meere hoher Empfindungen*, worein dieses Heiligthum (die Justinenkirche zu Padua) versetzt, *zu schöpfen, und ihnen diese Tropfen in Perlen verwandelt, vorzulegen.*" — Er sucht immer dichterische Vergleichungen, und ist darin nicht eben glücklich. S. 276. die ganze Landschaft (zwischen Padua und Verona) scheint ein *grünseidenes Kleid, in dem ungeheuern Tambour des unbegränzten Gesichtskreises aufgespannt*" etc. — Seine Ausrufungen und Tiraden fallen bisweilen in das Schulmässige, und werden durch ihre Länge und ihr öfteres Wiederkommen lästig. Beym Anblicke der Höhlen bey Adelsberg ruft er aus: „Ist diess der Eingang in die tänarischen Schlünde? Sind diess die Seelen, die zur Unterwelt fliegen, die leichten Schaaren der Schatten? Sind es die heiligen Vögel Proserpinens, der Königin der Unterwelt? — Rauch und Dampf dringt aus dem Eingange der Höhlen; an den geschwärzten Felsen lecken rothe Flammen etc." — Bey der Höhle von Corgnale ruft er aus: „Irren wir in den Gängen des Dädalus, oder dem Labyrinthe Aegyptens? Sind diess die verlassenen Hallen Saturns, der über das Meer, die Erde und den Himmel herrschte, ehe sich Poseidon, Zevs und Pluto etc. Und dann kommt Eurydice zwischen den Fackeln Erinnyen, mit dem Geleite der Geister etc.

GESCHICHTE.

Eisenach, in d. Wittekindsch. Hof-Buchh.: F[...] *drick der Weise und Johann der Verständige*, [...] fürsten von Sachsen Ernestinischer Linie. [...] historischer Versuch und Beytrag zur Refor[...]tionsgeschichte von *Johann Adolph Leopold F[...]lius*, und als ein kleiner Pendant zu Moritz, [...] fürst von Sachsen, von Friedrich Schlenk[...] 1800. 146 S. 8. (9 gr.)

Zur Warnung für alle, die sich zu Biographen [...]rühmter und verdienstvoller Männer aufwerfen [...]len, hat Horaz aufgezeichnet, dass es Alexan[...] nur den grössten Künstlern in ihrer Art erlaubt [...] sein Gemälde oder seine Bildsäule zu verfer[...] Denn daraus ist so viel zu lernen, dass es wede[...] grossen Manne selbst, noch der Nachwelt gleich[...]tig sey, ob sein Bild von einem Apelles, der [...] einem Gurkenmaler, geschildert werde; und di[...] unter die seltnern Gaben gehöre, die Züge eines [...]vorragenden Geistes von edler Thätigkeit richtig [...]treffen, und würdig nachzubilden. Das hat aber [...] *Faselius* leider nicht bedacht. Offenbar glaubte [...] dass, weil von Friedrich dem Weisen und Joh[...] dem Standhaften bereits so viel gesammelt und [...]schrieben worden ist, er auch gar wohl unter de[...] Namen eines Versuchs, oder Beytrags, oder Pendant etwas über sie sammeln und schreiben könne. Dieser Wahn hat nun hier eine alltägliche Rhapsodie her[...]vorgebracht, von der man, am gelindesten zu urtheilen, sagen muss, dass sie als Denkmal jener beiden Fürsten ganz und gar verfehlt ist. Sollten wir dieses dem Vf. beweisen: so müssten wir ihm im Angesicht des Publicums die ersten Regeln der Biographie [...]dociren; und sollten wir ihm alle falsche, schiefe [...] seichte Stellen seiner Schrift vorhalten: so müssten wir schon S. 3. den Anfang machen, wo Kf. Johann der *ältere Bruder* des Kurf. *Friedrichs* genannt wird. Wer kann uns aber alles dieses zumuthen?

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Rein: *Neues moralisches Kinderbuch.* Ein Neujahrsgeschenk. (1800.) 96 S. 12. Aus dem etwas unbestimmt ausgedrückten Titel siehet man nicht, für welches Alter dieses Buch bestimmt ist. Es ist eine Sammlung von Beyspielen meistentheils guter Handlungen, die aus der wirklichen Menschenwelt entlehnt sind. Wir stimmen dem Vf. ganz bey, wenn er Beyspiele der Art am wirksamsten für die moralische Bildung der Jugend hält, und weisen daher sehr gern dieser Schrift, die sich noch überdiess durch ein [...] äusseres Gewand empfiehlt, und mit 21 illuminirten Kupf[...] versehen ist, welche sich auf die erzählten Beyspiele bezie[...] ihren Platz unter den belehrenden Unterhaltungsbüchern [...] eine schon einigermassen gebildete Jugend an. Der Inhalt der [...]gewählten Beyspiele enthält nichts für die Jugend Anstössiges, die Erzählungen selbst sind nicht zu lang, und der Vortrag [...] verständlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Januar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Gebauer: *Philosophisch-kritischer Entwurf der Versöhnungslehre von Joh. Gottf. Aug. Kroll. Nebst einigen Gedanken über denselben Gegenstand von J. Heinr. Tieftrunk.* 1799. 172 S. 8. (15 gr.)

Auch diese Schrift über die Versöhnungslehre, welche die Sache nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie untersucht, wird sicherlich ihre Leser finden. Wir wollen die unsrigen mit dem Hauptinhalt derselben kurz bekannt machen. Hr. Kroll bemerkt in der Einleitung, dass die allgemeine Uebereinstimmung der Völker in der Gewohnheit, die Gottheit durch Opfer auszusöhnen, sehr auffallend sey. Es biete sich einem deswegen die Frage von selbst dar: welche Ursache bewog die Menschheit gerade zu diesem Mittel, um Vergebung ihrer Vergehungen zu erlangen? Freylich könne man von der Allgemeinheit der Gewohnheit noch nicht auf die Realität der beabsichtigten Sündenvergebung schliessen; aber man frage doch mit Recht nach dem Grund dieser Gewohnheit und dieses Glaubens an eine Versöhnung. Viele suchten nun den Grund davon in den unrichtigen und gar zu menschlichen Vorstellungen von Gott, welcher Erklärungsgrund auch deswegen wahrscheinlich sey, weil man in der Kindheit des menschlichen Geistes die Idee der Gottheit nach dem Bild eines irdischen Monarchens bestimmte, aber deswegen könne man doch noch nicht zugeben, dass der Begriff der Versöhnung, zu deren Stiftung man sich der Opfer als Mittel bediente, dadurch als irrig und grundlos dargestellt werde; denn sonst hätte, bey nachheriger Bildung und Veredlung der Religionsbegriffe, der Glaube an die Versöhnung verschwinden müssen. Diess sey aber nicht geschehen. Die christliche Religion verwerfe zwar die Opfer als irreligiös, lasse aber die Versöhnung nicht allein stehen, sondern nehme sie gar in Schutz. Jener Erklärungsgrund sey also allein gegen die Opfertheorie gerichtet. Man könne auch nicht sagen, die Lehre Jesu von der Versöhnung mit Gott beruhe auf falschen Vorstellungen von Gott. Jesus stellt uns Gott als unsern heiligen Gesetzgeber, als unsern gütigen Versorger, und als unsern gerechten und allmächtigen Richter dar, und lehrt uns ihn überhaupt als ein so ehrfurchtswerthes Wesen verehren, dass die Vernunft mit aller Anstrengung nichts erhabeners denken kann. Jesus sage aber deutlich, er sey dazu erschienen, um den Tod für die Sünden der Menschen zu erdulden. Dieses könne kein Irrthum seyn, denn die Wahrheit und Vortrefflichkeit der Religion Jesu sey einleuchtend, man entdecke darin sonst keine Spur von Irrthum und Aberglauben, selbst die Wirkungen der Lehre Jesu hätten es bewiesen, dass die Religion göttlichen Ursprungs sey. Die Frage nach dem wahren Grund der Versöhnungslehre ist daher von äusserster Wichtigkeit. Der Vf. giebt deswegen den nach seiner Meynung einzig möglichen Weg an, auf welchem man zur richtigen Beurtheilung der Wahrheit dieser Lehre gelangen kann. Zuerst wird der Begriff der Versöhnung des Menschen mit Gott also bestimmt, dass Gott dem sündigen, aber reuevollen, und zur Gesetzgebung der Vernunft zurückkehrenden Menschen seine begangenen Missethaten nicht zurechnet, sondern verzeihet. Darauf wird gezeigt, dass man den Ursprung und die Realität dieses Begriffs nicht aus der Erfahrung ableiten könne, weil es kein sinnlicher, sondern intellectueller Gegenstand sey; sondern dieses müsse aus Vernunftprincipien geschehen, und da Religionsbegriffe ihrer Natur nach vor den Richterstuhl der praktischen Vernunft gehören: so müsse die Untersuchung über die Versöhnung nach den eigenthümlichen Grundsätzen der praktischen Vernunft beurtheilt werden. Der Begriff der Versöhnung ist kein gegebener, aber auch kein erdichteter, sondern ein geschlossener Begriff. Es muss deswegen gezeigt werden, 1) dass er der theoretischen Vernunft nicht widerspreche, und 2) dass er als Mittel zum höchsten Zweck der Menschheit dienen könne. Die Realität eines geschlossenen Begriffs könne nicht demonstrirt werden, folglich könne man nur einen vernünftigen Glauben an die Versöhnung rechtfertigen. Dieser Glaube werde aber in dem handelnden Subject der stärksten objectiven Ueberzeugung gleich, wenn der Zweck, warum es die Realität des Begriffs annimmt, objectiv-nothwendig ist. Der Vf. gehet daher zur Ableitung der Realität der Versöhnung des Menschen mit Gott über, und stellt zuerst die Principien auf, aus welcher der Beweis zu führen ist. Die Vernunft stellt uns durch ihr Gesetz einen absoluten Zweck auf. Dieser bestehet darin, dass wir als sinnlich vernünftige Wesen nur dem sittlichen Gesetze Gehorsam leisten, und nur aus Achtung gegen dasselbe handeln sollen. Nur diese Achtung ist eine reine Triebfeder des Willens. Jede andere Triebfeder setzt Lust oder Unlust an der Existenz des Objects einer Handlung voraus, und bringt Heteronomie hervor: denn der Wille bestimmt sich in diesem Fall durch das Gesetz der Sinnlichkeit. Wäre der Mensch ein reinmoralisches Wesen: so würde er das Sittengesetz ohne Rücksicht auf äussere Bedingungen befolgen, allein er ist auch sinnlicher Na-

tur. Das Gesetz der moralischen Natur gebietet Moralität, das der sinnlichen fodert Befriedigung der Neigungen oder Glückseligkeit. Die Vernunft verbindet sie beide nach dem Gesetze der Causalität. Das Verhältniss, nach welchem Glückseligkeit als Folge der Moralität angesehen wird, kann nur als richtig anerkannt werden. Weil die nothwendige reale Verbindung beider Bestandtheile des höchsten Guts für sich nicht klar ist: so setzt die Vernunft das Daseyn eines weisen und allmächtigen Welturhebers. Die Vernunft gebietet also den endlich moralischen Wesen unbedingten Gehorsam gegen ihr Gesetz, und giebt ihnen unter dieser Bedingung die Versicherung, dass der weise Schöpfer und Regierer der Natur ihnen denjenigen Antheil von Glückseligkeit werde angedeihen lassen, dessen sie sich würdig gemacht haben, und setzt eben hierin die Gerechtigkeit desselben. Gott ist also theils Gebieter, theils Vollzieher des moralischen Gesetzes, und das moralische Gesetz ist zugleich ein göttliches Gesetz. Es kann aber nur als übereinstimmend mit dem heiligen Willen der Gottheit gedacht werden, dass der moralisch gut gesinnte der Glückseligkeit theilhaftig werde. Derjenige aber, der durch unsittliche Denkungsart sich auszeichnet, muss eine verhältnissmäsige Unglückseligkeit fürchten. Hierbey bleibt aber die Vorstellung von Gott, als dem weisen Beförderer der Moralität, immer die Hauptidee. Allgemeine Ausbreitung einer moralischer Gesinnungsart ist der höchste Gegenstand seiner Weisheit, und dieser seiner Absicht gemäss kann er nur da strafen und belohnen, wo die physischen Uebel und Güter zugleich als Mittel zur Beförderung der Tugend dienen. Hingegen da, wo Strafen diesen erhabensten Zweck seiner Weisheit hindern, scheint es nothwendig, solche Anstalten zu treffen, dass dem Menschen die Furcht vor denselben benommen werde. Denn sonst würde Gott den Menschen nur als Zuchtmeister erscheinen, aber nicht als Gesetzgeber, der mit Güte und Strenge erzieht, je nachdem seine Weisheit das Eine oder das Andere zweckmäsig findet. Hierauf kommt nun der Vf. auf die Ableitung der Realität der Versöhnungslehre aus dem praktischen Bedürfniss des Menschen. Hier läst sich nun freylich ein Zustand des Menschen denken, worin er der Versöhnung nicht bedürfte, nämlich wenn alle moralisch gut wären und nur das thäten, was die Vernunft ihnen durch ihr heiliges Gesetz zur Pflicht machte. Allein das richtige Verhältniss des Begehrungsvermögens ist aufgehoben. Das moralische Gesetz beweiset zwar seine Causalität auf den Willen des Menschen, aber hält doch davon die ungestüme Macht der Begierden und Leidenschaften nicht zurück. Vernunft und Sinnlichkeit sind in immerwährendem Streit. Tugend und Laster wechseln gewöhnlich mit einander ab. Hier fragt sich's nun: ob es für die moralisch verdorbenen Menschen, zur Beforderung einer sittlichen Denkungsart, subjectiv nothwendig ist, dem Begriff der Sündenvergebung Realität beyzulegen? Der Vf. sucht diese Frage aufzulösen und zu zeigen, wie in dem menschlichen Gemüthe der Glaube an die Wahrheit der Sündenvergebung hervorgebracht w[...]de. S. 45. heisst es unter andern: Der Mensch kennt sich als strafbaren Uebertreter des morali[...] Gesetzes, und erblickt sich unter der Hand der [...]fenden Gerechtigkeit seines Richters. Natürlich br[...] diese Vorstellung in seiner Seele eine Furcht her[...] die oft nahe an Verzweiflung gränzt. Furcht erze[...] wiederum den Wunsch, der Ursache derselben e[...]hoben zu seyn. Aber weder dieser Wunsch, noch [...]ne Furcht, kann ihn berechtigen, die Erlassung [...] Strafe der Sünde als wahr anzunehmen. Daher [...]het er sich nach der Bedingung um, unter wel[...] sich die Erfüllung des Wunsches als möglich [...] wirklich denken läst. Dass eine freywillig zu [...]stende Genugthuung, sie mag durch willkürliche [...]bräuche, oder durch strengen moralischen Gehor[...] beabsichtigt werden, völlig unzulässig sey, dav[...] überzeugt ihn seine bereits gebildete Vernunft [...] Daher überlegt er weiter, und findet jene Beding[...] in derjenigen Gemüthsstimmung, wonach er [...] sich freywillig dem göttlichen Gesetze unterwirft, [...] Tilgung seiner Sündenschuld selbst aber von der We[...]heit Gottes erwartet, in so fern sie alles zur Beförde[...]rung moralischer Zwecke dirigirt. — Rückkehr [...] Gehorsam gegen das moralische Gesetz ist die ein[...] Bedingung, die der Mensch an seinem Theil erfü[...] kann, um von der Gottheit die Ergänzung sei[...] moralischen Mangels erwarten zu dürfen; und [...] diese Hoffnung der Tilgung der Sündenschuld ist wie[...]derum die Bedingung, unter der er an der morali[...]schen Cultur seiner Seelenkräfte arbeiten *kann.* [...] thut daher seine Pflicht und hofft Vergebung *der Sünde.* Indem die Vernunft so reflectirt: *so führt sie au[...]* die Realität der Sündenvergebung, folglich auch der Versöhnung des Menschen mit Gott. Dieses wi[...] nun weiter ausgeführt und gezeigt, aus welcher [...]le die Wohlthat der Sündenvergebung dem Mensch[...] zufliesse, und wie man sich Gerechtigkeit und Gü[...] im allgemeinen in Gott vereinigt denken müsse, [...] wie die Begriffe der Heiligkeit, Gerechtigkeit [...] Gnade Gottes in dem einzigen Begriffe der Weisheit enthalten seyen. Zugleich werden einige Scheinwiderspruche beantwortet. Der vollständige Begriff der Versöhnung bestehet darin 1) dass der Mensch mit Verwerfung seiner bisherigen bösen Maximen und mit herzlicher Unterwerfung unter seine Pflicht das Vertrauen zu Gott verbindet, er werde ihm gnädig se[...] und seine Sünden ihm nicht zurechnen; und 2) da[...] Gott aus freyer Gnade seine Sündenschuld tilge, [...] den Mangel eigener Gerechtigkeit an ihm ergän[...] um den höchsten Zweck endlicher moralischer We[...]sen auch an ihm zu realisiren. Dass die Versöhnungslehre sich als Mittel zur Realisirung des höchsten aller Zwecke, der Moralität, qualificire, wird S. 87. ff. ausführlich dargethan. Der Glaube an die Versöhnung bestehet in der aus der sittlichen Gemüthsstimmung des Sünders entsprungenen Ueberzeugung, dass Got[...] gegen ihn gnädig sey. Der Quantität nach ist er subjectiv; der Qualität nach moralisch, indem er sich an einen praktischen Wunsch gründet; der Relation

ist er in Absicht der Subsistenz ein Prädicat des moralischen Subjects, in Ansehung der Causalität eine Wirkung der Freyheit, und in Rücksicht der Gemeinschaft findet zwischen ihm und der moralischen Gesinnung ein wechselseitiger Einfluss statt; der Modalität nach ist er endlich praktisch nothwendig, weil der Sünder desselben bedarf, um sich sittlich zu vervollkommnen. Wenn nun die Sinnlichkeit eine solche Gewalt über die Menschen erhalten hat, dass das moralische Gesetz allen Einfluss auf den Willen verliert, und sie nichts begehren oder verabscheuen, als was angenehme oder unangenehme Empfindungen in ihnen hervorbringt: so wird eine Offenbarung und eine Versinnlichung der Versöhnlichkeit Gottes Bedürfniss. Gott muss sich Menschen unmittelbar als ihren moralischen Gesetzgeber, aber auch zugleich als ihren gnädigen Vater ankündigen, ja dieses letzte Verhältniss sogar in einem Beyspiel versinnlicht darstellen. Die christliche Religion, als göttliche Offenbarung, nimmt auf dieses Bedürfniss nicht nur Rücksicht, sondern macht uns auch mit einer Anstalt bekannt, wodurch uns Gott von der Wahrheit der Sündenvergebung sinnlich überzeugen will. Diess führet nun den Vf. auf die Lehre des N. T. von der Sündenvergebung um Christi willen. Nach der Lehre des N. T. fehle allen Menschen, als Sündern, die sittliche Qualität, und der Mensch dürfe auf die geleistete Pflichterfüllung seine Rechtfertigung vor Gott, folglich auch seine Hoffnung zur Glückseligkeit, nicht gründen. Alles was der Mensch zur Aussöhnung mit Gott thun könne, werde auf einen durch die sittliche Gesinnung angeregten, und sie befördernden Glauben an die göttliche Gnade reducirt. Zugleich werde aber der Glaube an die Versöhnung mit Gott an den Tod Jesu geknüpft. Es komme also darauf an, was man sich unter den Ausdrücken, dass Jesus uns mit Gott versöhnt, und durch seinen Tod Vergebung der Sünden erworben habe, denken solle. Der Vf. verwirft die Vorstellungsart, nach welcher man die göttliche Gnade, nebst der aus ihr fliessenden Wohlthat der Sündenvergebung, als Wirkung der Leiden und des Todes Jesu betrachtet, oder eine Stellvertretung annimmt, weil sie den Principien der praktischen Vernunft offenbar widerspricht, und mit andern Stellen der Schrift, die die Aufopferung Jesu als eine Veranstaltung der Liebe Gottes darstellen, nicht vereinigt werden kann. Er betrachtet daher die Denkungsart, welche Jesus gegen die Sünder im Tode an den Tag legte, als Symbol der gnädigen Gesinnungen Gottes. Dieses, sagt er, ist die einzige Vorstellungsart, wodurch der Versöhnungstod Jesu schrift- und vernunftmäsig, aber auch zugleich praktisch nützlich und wichtig wird; denn was kann wohl wichtiger seyn, als ein anschaulicher Erweis einer Wahrheit, die den entscheidendsten Einfluss auf die Veredlung der moralischen Kräfte des Menschen hat?

Rec. verkennet es nicht, dass der Vf. vielen Fleiss auf seine Abhandlung verwendet hat, aber gegen seine Argumentationen, und die Art, wie er seine letzte Behauptung aus der Schrift zu deduciren sucht, liesse sich mit Grund manches erinnern, wozu aber hier der Ort nicht ist. Achtet man bey den Stellen der Schrift auf die Zeitbegriffe: so bedarf es so vieler Umschweife nicht. Durch die Vorrede des Hn. Prof. Tieftrunks, die sich mit der Frage beschäftigt: ist irgend eine wesentliche Religionswahrheit nicht *a priori?* ist wenig gewonnen.

Paris, b. Moutardier: *Essai sur l'Origine du Culte religieux, et sur la necessité d'un Culte exterieur et public dans les sociétés politiques.* 1797. 152 S. 8.

Wenn Wärme des Vortrags und der Ton der Gewissheit die Bündigkeit der Gründe ersetzen könnte: so würde dieser Schrift wenig abgehen. Der Vf. giebt sich Mühe, die Wirklichkeit der Gottheit, als höchster Ursache, die Unsterblichkeit des Geistes, weil ein Geist nicht aus Elementen bestehe, und die Freyheit des Willens aus dem empirischen Bewusstseyn zu beweisen oder wenigstens den leicht überzeugten einzureden. Für die natürliche Moral findet er den letzten Grund in der Bestimmung des Menschen für die Gesellschaft. Dergleichen Gründe für Wahrheiten, welche auf andere Art so gründlich dargethan werden können, bedürfen für deutsche Leser keiner Prüfung. Der letzte Zweck des Vfs. aber ist, die Gesetzgeber seiner Nation zu bereden, dass zu Verbesserung der öffentlichen Sittlichkeit die Unabhängigkeit aller Formen des äussern Cultus vom Staat nicht gut sey, dass vielmehr *der Staat* eine unter den übrigen wählen solle. (*Parmi les cultes il faut, que l'etat en adopte un*). Und diess warum? Weil der Staat dem Volke ein Beyspiel des religiösen Glaubens geben müsse, und weil ohne diese Auctorität das Volk, in der Meynung, dass der Cultus für eine gleichgültige Sache vom Staat angesehen werde, bald jede äussere Religionsübung für belachenswerth ansehen würde. — Kaum sollte man vermuthen, dass irgend ein Schriftsteller in ganz Frankreich die Grundbegriffe über diesen Gegenstand, über welchen die ganze kirchliche Reform in Frankreich eine so laute Lection gegeben hat, sogar nicht gefasst habe? Eines der vielen Beyspiele, welche beweisen, dass sehr viele selbst unter den Wortführern in Frankreich über dergleichen Gegenstände nicht aus der Philosophie, d. h. nicht durch Eindringen in die Grundbegriffe oder durch strenges Ableiten ihrer Schlüsse aus der Natur der Sache zu schöpfen, sondern oberflächlich bey Scheingründen und unentwickelten Begriffen stehen zu bleiben pflegen. Religiöser Glaube, gebaut auf Ueberzeugung und unterhalten durch diejenigen äussern Anstalten und Uebungen, welche jede Classe von Ueberzeugten als zweckmäsig für sich ansehen kann, ist allerdings in jedem Menschen eine wirksame Unterstützung des moralischguten Wollens und Handelns, besonders für einzelne, schwere Proben der Tugend. Bey jeder Person ist daher zu wünschen, dass sie aus Ueberzeugung Religiosität annehme, in sich befestige, und angemessene äussere Askesen derselben

ſelben für ſich wähle. Wenn nun aber in einer Nation alle einzelne dieſer Einſicht fähige Perſonen, jede nach ihrer Ueberzeugung (ohne welche aller Cultus unfruchtbar iſt) in der Religiöſität ſich befeſtigen, und alle, welche in ihren Anſichten mit einander übereinſtimmen, einen mit ihrer innern Religion harmoniſchen Cultus wählen; wo bleibt alsdann der Staat, welcher einen eigenen Cultus wählen ſollte. Iſt der Staat eine Perſon? Und, wenn man ihn eine moraliſche Perſon nennen will, iſt er dann etwas von allen Individuen der Nation verſchiedenes? Kann der Staat, als ſolcher, einen religiöſen Glauben haben, ſelbſt wenn man unter dem Wort Staat bloſs die Staatsadminiſtration, das Gouvernement, verſtehen will? Es iſt die Sache des Regenten und aller Mitglieder jeder Regierung, daſs ſie ihre Moralität durch Nachdenken bis zur Religioſität ausbilden, und wer dieſs gethan hat, wird zur Belebung ſeiner individuellen religiöſen Geſinnungen, und um andere gute Einrichtungen gemeinſchaftlich zu befördern, für Pflicht halten, daſs er mit den Gleichgeſinnten in äuſsere religiöſe Verbindung, die man beſſer Religionsübungen als Cultus nennen könnte, zuſammentreffe, und hier durch geſellſchaftliche Aufmunterungen zum Guten und Wahren, und durch Ausführung dieſer Zwecke vermittelſt vereinter deſto wirkſamerer Kräfte die Gottheit verehre. Aber auch wenn der Regent und jedes Mitglied einer Regierung dieſes alles thun: ſo thun ſie es als Menſchen, nicht als Mitglieder eines Staats, noch weniger als Regierende. Religioſität iſt Sache jedes Menſchen, nach ſeiner Einſicht. Nur Einheit der Einſichten erzeugt wahrhaft vereinte Religionsgeſellſchaften zu harmoniſchen Religionsübungen. Was aber den Staat ſelbſt oder den Regenten betrifft, ſo bleibt Friedrichs des einzigen Ausſpruch: der König (als ſolcher) ſoll keine Religion haben! Auch jeder Cultus, den man herrſchende oder begünſtigte Religion irgendwo zu nennen pflegt, iſt dieſes nicht etwa, weil der Regent ſich dazu bekennt. Hievon exiſtirt oft genug das Gegentheil. Wählt die Mehrzahl in einer Nation nach ihren religiöſen Einſichten einen gewiſſen Cultus: ſo wird dieſer dadurch doch nicht Staatsreligion, ſondern iſt und bleibt die Religionsübung der Mehreren, ſo lange als ſich die Mehreren dazu halten, das heiſst, ſo lange ſie für ihre Religioſität dieſe geſellſchaftliche Ausübung am meiſten beförderlich finden. Dieſe Mehrzahl aber kann und darf hierin nicht die Minderzahl dominiren, ausſchlieſsen, zurückdrängen. Vielmehr wird gerade dadurch ganz notoriſch, daſs man in einem Staat Religion und geſellſchaftliche Religionsübungen nicht für gleichgültig halte, wenn der mächtigere Theil auf keine Weiſe einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluſs ſeiner Gewalt dazu anwendet, um die unmächtigeren Religionsgeſellſchaften zu veranlaſſen, daſs ſie den ihrer Einſicht gemäſseren Cultus gegen den, dem gröſseren Theil gefälligen, austauſchen. Nur derjenige reſpectirt den äuſsern Cultus wahrhaft, welcher ihn in jedem Mitbürger als eine Sache der Ueberzeugung behandelt, welche dieſer gegen keine Gattung äuſserer Vorl[illegible] le ohne Beyſtimmung ſeines Gewiſſens aufgeben k[illegible] ne und dürfe. Was der Mächtigſte ſogar im Unmä[illegible] tigen reſpectirt, davon kann man ſagen, daſs es [illegible] einem Staat für heilig und unverletzlich gehalten w[illegible] de. Woher im Gegentheil lernen die Völker leich[illegible] den äuſsern Cultus mit Indifferentismus anſehen, [illegible] wenn ſie die Vornehmſten denſelben wie eine Sa[illegible] behandeln ſehen, die man in jedem Lande nach d[illegible] tiger Landesart mitzumachen habe. Und dieſes gleic[illegible] gültige Betragen der Groſsen gegen die ſogenann[illegible] Landesreligionen, welche der weltkluge Mann [illegible] dem Lande zu wechſeln habe, von welchem [illegible] dern Princip geht es aus, als von dem des Vfs., [illegible] der Staat — ein in verſchiedenen Ländern und Ze[illegible] ten verſchiedenes Aggregat der politiſchen Majeſ[illegible] tät — einen gewiſſen Cultus adoptiren ſolle? Der V[illegible] wollte wahrſcheinlich bloſs behaupten, daſs die M[illegible] glieder der Regierung, als angeſehene In[illegible] andern, die ſich gerne nach Beyſpielen rich[illegible] Beyſpiel des Reſpects für zweckmäſsige geſ[illegible] liche Religionsübungen zeigen, und keine d[illegible] als gleichgültig behandeln ſollten. Da aber ſe[illegible] einer Republik, wo man mit den ächt prote[illegible] ſchen Fortſchritten der Religionsphiloſophie, und [illegible] allgemeinen Kirchenrechts bekannter ſeyn ſollte, [illegible] lich aus ähnlichen Grundſätzen von Erhebung zwey[illegible] ſehr verſchiedener Kirchen, der katholiſchen und re[illegible] formirten, zu herrſchenden Staatsreligionen die [illegible] de geweſen iſt: ſo hielt es Rec. der Zeit gemäſs, [illegible] die ſichtbare Ungründlichkeit dieſer Grundſätze zu erinnern.

Eisenach, b. Wittekind: *Verſuch einer kurzen Beſchreibung des Zuſtandes der Sitten* und Gebräuche *der Hebräer für Ungelehrte.* Von *Heinr.* La[illegible] *Pfaff.* Zweyte verbeſſerte Ausgabe. 1800. [illegible] 8. (12 gr.)

Für ungelehrte Bibelleſer ein verſtändliches, zweck[illegible] mäſsiges Büchelchen. Wäre der kurzen Erdbeſchrei[illegible] bung von Paläſtina in dieſer zweyten Ausgabe [illegible] kleiner deutlicher Nachſtich des richtigſten Kärtchens von Paläſtina, welches wir *jetzt* haben, aus Pa[illegible] Sammlung der merkwürdigſten Reiſen in den Orient [illegible] I. Th. beygefügt worden: ſo wäre im Ganzen für den angenommenen Zweck nicht leicht etwas weſentliches zu wünſchen. Der §. 4. vom Hahn im Leiden Je[illegible] gehört wenigſtens nicht in den Abſchnitt von der Le[illegible] bensart der hebräiſchen Nomaden, überhaupt a[illegible] nicht in die Archäologie des Alten Teſtaments. D[illegible] die Hebräer Griffel mit demantenen Spitzen gehabt [illegible] ben ſollen (S. 67.) folgt aus Jerem. 17, 1. nicht. Ta[illegible] (S. 66.) iſt nach dem ſemitiſchen, wie der arabiſche Dialect beweiſt, *einer*, *der Spuren*, *Zeichen* mach[illegible] — Würden bey einer andern Ausgabe, die Alterthümer, welche im N. T. vorkommen, auch eingetragen, ſo könnte jeder Prediger ein ſolches Buch wiſsbegierigen Bibelleſern in ſeiner Gemeinde mit Nutzen an[illegible] then, mancher vielleicht ſelbſt daraus über einzelne Punkte ſich orientiren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Januar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Meissner: *Asklepiades und John Brown.* Eine Parallele von K. F. *Burdach*, der Philosophie Doctor und Privatdocenten auf der Universität Leipzig. 1800. 170 S. 8.

Bey der Menge, zum Theil trefflicher, Vorarbeiten war es nicht sehr schwierig, diese Parallele durchzuführen, da die Geschichte beider Männer und ihrer Lehren so viele und auffallende Aehnlichkeiten zeigt. Doch ist der Vf. nicht bloss seinen Vorgängern gefolgt, sondern hat überall mit rühmlicher Treue die Quellen selbst benützt, und oft eigenthümliche Resultate aus denselben gezogen. Besonders auffallend war dem Rec. ausser dem pretiösen Stil, die Vorliebe des Vfs. für seine Helden. Diese verleitet ihn zuweilen zu einem nicht ganz richtigen Urtheil, z. B. wo er von Asklepiades und Browns gemeinschaftlichem Fehler, der Verachtung aller Vorgänger und dem lächerlichsten Egoismus hätte reden sollen. Er schliesst sogar seine Schrift mit einer etwas unwahren Parallele der Schicksale, welche die Lehren beider Aerzte erfahren haben. Asklepiades System sey nämlich von seinen Nachfolgern nicht gehörig ausgebildet worden; aber Browns System habe diess Glück erlebt, und werde nicht so unrühmlich untergehen. Ueber den Erfolg der letzten Weissagung mag die Nachwelt richten. Aber Asklepiades System ward von *Themison, Soranus* und andern gewiss sehr vortheilhaft ausgebildet, und blieb wenigstens zwey Jahrhunderte lang das herrschende. Wer mag jetzt prophezeyen, wie lange Browns Lehre unvergessen bleiben werde? . . . Der Vf. preiset es ferner an Brown, dass er das Ganze der Wissenschaft umfasst, und nicht am Einzelnen geklebt habe. Gerade das Gegentheil hält Rec. für den vorzüglichsten Fehler des schottischen Reformators, und für die Ursache unzähliger Irrthümer, die in seiner Lehre vorkommen; daher man, wegen der zahllosen Folgwidrigkeiten, Unrecht thut, ihm ein System zuzuschreiben. — Unrichtig ist auch die Darstellung der Corpuscular-Philosophie des Asklepiades. Nicht Epikur, sondern Heraklides von Pontus war sein Lehrer, von dem er den Begriff der ὄγκων, nicht der Atome, annahm. Mit dem Heraklides stellen ihn Galen, Sextus Empiricus und Dionysius von Alexandrien (beym *Eusebius praepar. evang.* XIV. 23. p. 773.) zusammen. Die ὄγκοι waren wirklich παθητοὶ (Veränderungen unterworfen), nicht ἀπαθεῖς, wie die ἄτομοι des Epikur. (*Sext. Empir. phys.* I. 363.). Diesem steht freylich Galens Zeugniss entgegen, der die Atomen mit den ὄγκοις für gleichbedeutend hält: aber wo Galen und Sextus Empiricus in einer philosophischen Meynung sich widersprechen, da verdient doch wohl der letzte den Vorzug. — S. 52. will der Vf. den grossen Abstand des Corpuscular-Systems des Asklepiades vor dem Cartesischen System zeigen, stellt aber das letzte ganz unrecht dar. Die ὄγκοι des Asklepiades haben die grösste Aehnlichkeit mit des *Cartesius Materia primi elementi*, und noch mehr Vergleichungen wird man in der Physiologie beider Männer machen können, wenn man weiss, dass Asklepiades, wie Cartesius, die Absonderung als eine Art des Durchseigens ansah (*Theodor. Priscian.* lib. IV. p. 105.). Eben so hat der Vf. Unrecht, den Cartesius einen ächten Dogmatiker zu nennen, weil er Hypothesen über die Figur und Bewegung der kleinsten Urkörperchen gebildet habe. Cartesius war viel zu weise, als dass er diese Spiele seiner Phantasie für etwas mehr als Hypothesen hätte halten sollen. Sehr bestimmt erklärt er sich darüber (*Princip. philos.* P. III. p. 52.). Aber der Tross seiner Nachbeter erhoben diese Hypothesen zu wirklichen Dogmen. — Unrichtig ist die Behauptung des Vfs., dass Brown, wie Asklepiades, in der Materie selbst die Ursache des Lebens gesucht, und die Erregbarkeit für das Resultat der gröbern und feinern Materie genommen habe. *Brown* hat sich mit lobenswürdiger Klugheit über diesen Gegenstand nie erklärt, wie Niemand, der die Gränzen der menschlichen Erkenntniss kennt, die Abhängigkeit des Lebens von der Materie bejahen oder verneinen wird. Bloss an einem Orte (System der Heilkunde, von *Pfaff*, S. 48.) sagt er, der Sitz der Erregbarkeit sey das Nerven-Mark und die Muscular-Substanz. Dass diess etwas ganz anders ist, sieht ein jeder ein; und Hr. *Röschlaub*, der doch Brown's eifrigster Apostel in Deutschland ist, will die Erregbarkeit, seltsam und unphilosophisch genug, ganz unabhängig von der Materie machen. — Endlich hält es Hr. B. für eine undankbare Arbeit, Spuren von *Cullens* System in Browns Schriften aufzusuchen, oder die Verwandtschaft beider Lehren zu zeigen. Rec. aber gesteht, dass er diese Untersuchung gerade für den vortrefflichsten Theil dieser Schrift angesehen haben würde, indem nur durch solche historische Prüfungen ausgemacht werden kann, was dem schottischen Reformator eigenthümlich war, und was er erborgt und nur ausgeschmückt hatte.

An eine wichtige Parallele zwischen Asklepiades und Brown müssen wir noch erinnern. Diese betrifft den Contrast zwischen der sehr ausgebreiteten und äusserst glücklichen Praxis des ersten, und dem gänzlichen

lichen Mangel an aller praktischen Erfahrung bey dem schottischen Reformator. Aber diese Seite mögen die Verehrer des letzten nicht gern berühren, weil ihr Held dadurch zu viel verliert.

Berlin, b. Felisch: *Die neuesten Entdeckungen und Erläuterungen aus der Arzneykunde*, systematisch dargestellt von *Friedrich Ludwig Augustin*, der Arzneywiss. und Wundarzneyk. Doctor, ausübendem Arzte und Privatdocenten zu Berlin u. s. w. *Zweyter Jahrgang*. Das Jahr 1799. 1800. 39 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Wir können bey der Anzeige des vorliegenden zweyten Jahrgangs zwar zu unserm Vergnügen nichts von dem Guten, was wir (A. L. Z. 1799. St. 319.) von dem ersten gesagt haben, aber zugleich auch nichts von den Erinnerungen zurücknehmen, die wir dabey zu machen uns genöthigt sahen. Vielmehr finden wir diese bestätigt, und zu jenem nichts, wie wir gewünscht hätten, hinzuzusetzen. Es mag seyn, dass die Lehre von der Geburtshülfe unter der Diätetik stehen bleibt, da die Leser sich daran gewöhnen, und eine *systematische Uebersicht* des Inhalts, die jetzt hinzugekommen ist, aber leider den ersten Band nicht mit begreift, das Nachschlagen wenigstens ziemlich erleichtert. Wenn man jedoch bedenkt, dass ein solches Werk dem, oft überhäuften, gelehrten Arzte etc. — er sey Praktiker, oder nicht — nicht zum Studium, sondern zum geschwinden Nachschlagen und Nachtragen, als Repertorium, dienen kann und soll: so leuchtet es in die Augen, dass ein blosser Conspectus, ohne Sach- und Namenregister, noch viele Unbequemlichkeiten für den Leser übrig lässt. Auch bestätigt sich dieses durch den gegenwärtigen Jahrgang selbst an mehrern Stellen. Wer z. B. vom *foetus extrauterinus* die neuern Wahrnehmungen übersehen will, findet dergleichen an zwey Stellen zerstreuet, nämlich S. 219. und S. 272. Man muss also jedesmal den *ganzen* Conspectus, einer Materie wegen, die man sucht, durchlesen. Eben so geht es mit dem Gebrauche der Säuren: ein Theil davon kommt S. 386. unter: *Salpetersäure*, ein anderer S. 389. unter *spiritus nitri acidus*, und der dritte S. 480. vor, und wenigstens an dem ersten und letzten Orte ist jedesmal die Rede von ihrer Anwendung gegen venerische Krankheiten u. s. w. Es würde übrigens mehr, als die grösseste Unbilligkeit verrathen, wenn man von einem einzelnen Manne, ob er gleich an einem Orte lebt, wo ein so grosser Zusammenfluss literarischer Producte und Hülfsmittel ist, wie in Berlin, *unbedingte Vollständigkeit* verlangen wollte, die sich nur von einer Vereinigung mehrerer Gelehrten erwarten lässt. Allein wenn man aus Werken, die der Vf. selbst in dem angehängten Bücherverzeichnisse, als benutzt, aufgeführt hat, Merkwürdigkeiten nicht angezeigt findet: so ist man zu dem Schlusse berechtigt, dass er nur flüchtig gearbeitet, oder die Werke selbst gar nicht gelesen habe, sondern selbige nur aus öffentlichen Anzeigen kenne. Diess ist, um ein paar Beyspiele zu geben, der Fall mit *Fahners Beyträgen* etc. und *Beddoes contributions* etc. Aus den ersten vermissen wir die (XXVII.) Wahrnehmung bey dem Gehirne eines secirten blödsinnigen jungen Menschen und aus den letzten zu S. 373. die Bereitung der Drake'schen Tinctur von der *digitalis purpurea*, zu S. 43[illegible] die darin von *Cooke*, *Thornton*, *Jenner* und *Jacob* enthaltenen Aufsätze über die Kuhpocken: so, wie zu S. 592. *Beddoes* Vorschlag, mit den Aerzten und Wundärzten der Hospitäler zu bestimmten Zeiten zu wechseln. Einen auffallenden Beweis von der Flüchtigkeit des Vfs. sehen wir S. 436., wo nicht: „*Hofrath Michaelis*," sondern: „geh. Hofr. *Schäfer*," zu lesen ist, und das Citat nicht: 135. S. 61. sondern 136. S. 65. heissen muss. An dem ersten Orte steht freylich eine Abhandlung von *Michaelis*, allein ganz andern Inhalts, und nicht von dem Hofrathe, sondern von dem Garnisonmedicus zu Haarburg. Die Westrumbsche Analyse des berüchtigten Gesundheitstranks für Schwangere (S. 196.) ist, in Bezug auf den ersten Jahrgang unsers Werks S. 149., nicht übereinkommend, sondern richtiger abweichend, zu nennen. Was S. 209. von der Rhachitis gesagt ist, gehört doch nicht unter die Geburtshülfe, und giebt einen neuen Beweis von der Nothwendigkeit eines jedesmaligen Sachregisters. *Reich's* Theorie und neue Behandlung der Fieber S. 395. gehörte eigentlich nicht in den gegenwärtigen Jahrgang. S. 235. fehlen nach Oxygenation, die Worte: „die Calorification." In Ansehung der Rubrik: *epidemische und endemische Krankheiten*, bleibt der Vf. seiner, bey der Anzeige des ersten Jahrgangs schon von uns gerügten Methode, getreu, und so erfahren wir denn oder lesen aufs neue, dass z. B. 1791 (?) zu Paris die Blattern, zu Kahla Katarrhe und sporadische Blattern, zu Colditz katarrhalische Krankheiten, zu Plauen Rheumatismen, zu Vlotho Katarrhe und Pleuresieen etc. geherrscht haben. Statt dessen würde eine nähere, kurze Andeutung des Tremoline S. 36. und der Akoluthschen Bereitungsart des Kupfersalmiaks weit zweckmässiger gewesen seyn. Die Dispnöe S. 255 wollen wir übrigens gern dahin rechnen, wohin Baudelorque, Asklepiades, Syphus statt Typhus u. s. w. gehören. S. 539. sollte es: Ausströmen der Luft, statt Ausströmen der Lunge, heissen.

Paris, b. Fuchs, Aubry u. a.: *De la gonorrhée bénigne, ou sans virus vénérien, et des fleurs blanches.* Par *J. L. Doussin-Dubreuil*. *Seconde édition*, revue, corrigée et augmentée par l'Auteur. An VI. — X u. 140 S. 8.

Diese Schrift soll sich an die zwey, leider schon bekannten, *über den Schleim* und *die Epilepsie*, anschliessen, weil alle diese Krankheiten eine gemeinschaftliche Ursache hätten, nämlich — unterdrückte Ausdünstung. Wer da weiss, dass der Vf. sein Buch über den Schleim schrieb, besonders um sein Arcanum gegen denselben anzupreisen, dem muss hiebey gleich bange werden, dass wohl eigentlich dieses Arcanum

canum sich an dieses Buch anschliessen soll. Hievon findet sich nun zwar nichts in diesem Werklein, aber wegen seiner grossen Dürftigkeit und Einseitigkeit ist es dennoch sehr zu bedauern, dass auch dieses Product schon einen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Mehr als ein Drittheil des Buchs ist aus *Fabre*, *Tissot* u. a. abgeschrieben, das andere Drittheil sind sehr gemeine und weitschweifige Consultationen, und das Uebrige, welches der Vf. vielleicht das Seinige nennen möchte, ist seine sehr plumpe Vorstellungsart von der Ausdünstungsmaterie, durch deren Unterdrückung selbst Onanie und zu häufiger Beyschlaf die genannten Krankheiten hervorbringen. Diese Materie macht den Schleim, und muss auf dem bequemsten Wege — durch den Darmcanal — abgeführt werden!

Koburg u. Leipzig, b. Sinner: *Archiv für medicinische Länderkunde.* I. B. 1. St. 1800. 126 S. 8. (12 gr.)

Der ungenannte Herausgeber hat die Absicht, in diesem Archiv medicinische Topographieen und Geographieen zu sammeln. Das Unternehmen ist an sich lobenswerth. Die medicinische Länderkunde wird noch immer zu sehr von praktischen Aerzten vernachläsigt: so nothwendig sie ihm auch ist. Wie manche Kranke werden nur durch Reisen in ein bestimmtes Klima, durch bestimmte Bäder u. s. w. gründlich geheilt; wie manche hingegen auch allein dadurch hingeopfert! Die Ausführung dieses Unternehmens aber befriedigt den Rec. nicht. Der Vf. sagt nichts von dem Verhältniss der medicinischen Länderkunde zu den übrigen medicinischen Wissenschaften; selbst ihren Nutzen entwickelt er nicht mit Klarheit. Uebrigens besteht diess ganze 1. Stück bloss in Compilationen aus bekannten Büchern. Der Inhalt ist folgender: I. *Clausthal*, von *Lentin.* II. *St. Andreasberg am Harze*, von *Klinge.* III. *Lautenbach und das von Riedeselsche Gebiet*, von *Thilenius.* IV. *Ilmenau.* V. *Gräfenthal*, von *Winkler.* VI. *Hof*, von *Jördens.* VII. *Weimar*, von *Hufeland.* VIII. *Das allgemeine Krankenhaus zu Bamberg.* — Dass weder die benutzten Schriften citirt sind, noch eine Inhaltsanzeige beygefügt ist, verringert den Werth des Unternehmens.

GESCHICHTE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Corpus praecipuorum medii aevi scriptorum.* — Tomus, qui speciminis loco continet *Lamberti Schafnaburgensis* annales rerum in Germania ann. 1039—1077 gestarum — Edidit notulis indicibusque instruxit *Joannes Christophorus Krause*, A. A. LL. M. et Professor Halensis. 1797. 292 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der nun verstorbene Vf. kündigte schon vor mehrern Jahren seine Absicht an, eine vollständige Suite von den *Scriptoribus Rerum Germanicarum*, wenigstens von den wichtigsten derselben, welche den übrigen als Quelle dienten, und dem Forscher der vaterländischen Geschichte schlechterdings unentbehrlich sind, in das Publicum zu bringen. Seine Absicht war unstreitig lobenswerth, in einem Werke, welches ungefähr im Ganzen auf 30 Thaler zu stehen kommen sollte, vereinigt, und immer nach der besten Ausgabe zu liefern, was man bisher zerstreut in einer Menge verschiedener Werke zusammen suchen muss; das Volumen konnte beträchtlich in das Engere gezogen werden, da nach seinem Plane die überflüssigen Auswüchse weggelassen wurden. Denn die Schriftsteller jenes Zeitalters fangen grösstentheils mit der Schöpfung der Welt, oder wenigstens mit Christi Geburt an, und überladen uns mit einer Menge übel gesammelter Nachrichten, die wir uns aus den Quellen weit besser verschaffen können. Das Probestück der ganzen neuen Sammlung sollte nun dieser *Lambertus* werden; ohne Zweifel, weil er seiner Unternehmung Eingang und Theilnahme durch diesen, in jeder Rücksicht interessanten, Schriftsteller verschaffen wollte. Chronologisch ist die getroffene Wahl nicht, da der übrigens unbekannte Verfasser zu Ende des 12ten Jahrhunderts lebte. Aber Rec. billigt sie vollkommen; denn Lambert gehört unstreitig unter die wenigen uns bekannten aufgeklärten Köpfe jener Zeiten; er erzählt zwar, wie alle übrigen, chronologisch nach einzelnen Jahren, aber mit vieler Ausführlichkeit, Präcision, scharfsinniger Beurtheilung der Thatsachen, und mit einer Reichhaltigkeit des Stoffes, die uns ein vortheilhaftes Urtheil über die Quellen, welche er gebrauchen konnte, ablocken. Er war Mönch in Hirschfeld, folglich auf Seite der Thüringer, bey allen den Streitigkeiten, welche Heinrich IV. mit diesen und den Sachsen zu führen hatte. Nur in dieser Erzählung finden wir den alten Schriftsteller partheyisch, und gegen jeden Schritt des Kaisers eingenommen, doch so, dass er sehr häufig, vielleicht manchmal, ohne es zu wollen, Vertheidigungsgründe einfliessen lässt. Als Geistlicher durfte er sich gegen die damaligen gewaltthätigen Schritte Gregors VII. nicht erklären; doch sieht man einzelnen Aeusserungen die Missbilligung der päpstlichen Anmassungen an. Sein Latein ist nicht völlig ohne Anstoss, aber gewiss der Sprache jedes andern Mannes vorzuziehen, der im Mittelalter schrieb. Ursachen genug, warum Hr. K. gerade ihn an die Spitze der übrigen stellen wollte, ob er gleich diese Gründe nicht angegeben hat. Die Verdienste bey der neuen Ausgabe bestehen hauptsächlich in der Correctheit des Abdrucks, in den geographischen, persönlichen und Inhaltsverzeichnissen der merkwürdigsten Gegenstände. Die kurzen, unter den Text gesetzten, Noten sind grösstentheils von geringem Belang, und der lateinische Stil des Hn. K. eben nicht musterhaft, doch auch nicht schlecht. Zum Abdrucke gebrauchte er die Struvische Ausgabe, kürzte aber nach dem bey allen herauszugebenden Schriftstellern gefassten Vorsatze den Anfang ab, und geht nach einer kurzen Probe von des Vfs. Vorstellungsart bey der ältesten Geschichte, gleich auf das J. 1039 oder den Antritt der Regierung Heinrichs III. über. Hier fanden wir nun

nun bestätigt, was uns gleich bey der ersten Nachricht von Hn. K. Unternehmung als Schwierigkeit aufgefallen war: dass es mit dem Abkürzen eine eigene Sache sey; dass man immer in Gefahr stehe, etwas wegzuschneiden, das der Leser vergeblich sucht, und die Ausgabe als minder brauchbar wegwirft, weil er sie mangelhaft findet. Es ist wahr, die weggelassenen Theile betreffen kurze Notizen über die Regierungsjahre der fränkischen etc. Könige, erschienene Kometen und Heilige, meistens Gegenstände, die wir anderwärts vollständiger finden, oder entbehren zu können glauben. Aber mitunter kann sichs doch treffen, dass ein Neugieriger, z. B. unter dem J. 706 nach der Stelle sucht, dass das Kloster S. Petri zu Erfurt vom König Dagobert auf dem Berge sey angelegt worden, welche in frühern Zeiten den Namen *Merrwigisburg* führte. In dieser Ausgabe findet er sie nicht. Durch den Tod des Herausg. ist die Unternehmung wahrscheinlich ins Stecken gerathen; sollte ein anderer Gelehrte sie wieder aufnehmen: so rathen wir, ja nichts wegzulassen, was irgend einen Bezug auf fränkische Regierung hat, wenn es auch von andern ausführlicher oder besser ist erzählt worden.

Freyberg, b. Craz: *Synchronistische Tabellen der Völkergeschichte*, hauptsächlich nach Hn. Hofrath Gatterers Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte, von M. *Daniel Gotthold Joseph Hübler*, Conrector am Gymnasium zu Freyberg. — Erste Lieferung, vom Ursprunge der Staaten bis zum Tode der römischen Republik. — Zweyte sehr vermehrte Ausgabe. Folio. Titel und Vorrede nebst 5 Bogen Tabellen. (12 gr.)

Die Brauchbarkeit dieser sehr vorzüglichen Tabellen rühmten wir schon bey der ersten Auflage; mit ungleich grösserem Rechte dürfen wir diese zweyte, dürfen die Tabellen, als die vorzüglichsten uns bekannten, empfehlen; sowohl in Ansehung ihrer Genauigkeit, Vollständigkeit, als auch wegen ihrer mit der genauesten Oekonomie gestellten Anordnung, welche Reichthum und Ordnung mit äusserst leichter Uebersicht verbindet. Man wird kein nur einigermassen sich auszeichnendes Volk, keinen wichtigen Mann, kein hervorstechendes Factum, auf diesen fünf Tafeln vermissen; und diess allein beweist schon die Sparsamkeit, von der wir oben sprachen. Eigene Zeichen belehren noch überdiess über die Namen, mit deren Chronologie man nicht im Reinen ist, auch wohl nie in das Reine kommen wird. Und wo die allgemeine Zusammenstellung eine wünschenswerthe Ausführlichkeit nicht erlaubte, findet sich auf der Kehrseite derselben die nähere Auseinandersetzung; auf der zweyten Tafel Assyrien, die jüdischen Reiche und Aegypten; und auf der vierten die Stammtafel der Seleuciden und Ptolemaeer noch besonders ausgeführt. Nur ist es Schade, dass diese Anordnung das Aufkleben der Blätter auf Pappe zur Unmöglichkeit macht. — Auch gegen die Richtigkeit der Angaben lassen sich nur wenige unbedeutende Erinnerungen anbringen, welche auch überdiess nicht auf Hn. H., sondern Gatterers, welcher zum Grunde gelegt ist, Rechnung zu stehen kommen. Dass z. B. Kedor Laomor von Susiana bis zum Euphrat herrschte, glaubt wohl jetzt niemand mehr; dass die Lyder ein ägyptischer Stamm sind, wird zwar von einem Compendium in das andere wiederholt; aber an einen Beweis, welcher die Angabe auch nur wahrscheinlich machen könnte, denkt niemand. Hannos Entdeckungsreise hätte Hr. H. nicht in die Zeiten vor der persischen Monarchie setzen sollen, wo die Karthaginienser den Eingebornen des Landes noch Bodenzins bezahlten, sie wurde unternommen in der blühendsten Periode der Republik. Mehrere Kleinigkeiten lohnen die Mühe des Aushebens nicht; Lybien beym J. 164 vor Chr. ist ohnehin nur ein Schreibfehler.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Kleine Geschichten für Kinder von 6—10 Jahren, die gern etwas lesen, was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist.* 4ter Th. 2te verb. Aufl. Mit 1 Kupf. 1801 279 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 286.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. Magdeburg, gedr. b. Hessenland: *Briefe über die Landschulen im Magdeburgischen, von Joh. Andr. Angern.* 1800. 76 S. 8. (6 gr.) In diesen gutgeschriebenen 10 Briefen verbreitet sich Hr. *A.* (Cantor und Schullehrer zu Schnarsleben) über die Beschaffenheit der Landschulehrer im Magdeburgischen, welche meistentheils zum Schulamte vorbereitete Männer sind, über Wohnung, Schulstube, untaugliche Bestallung, entehrende Nebengeschäfte und Einkünfte der Lehrer, so wie über die Schädlichkeit der in diesen Schulen noch jetzt gewöhnlichen, unzweckmässigen Bücher. Zugleich thut er Vorschläge zur Gehaltverbesserung der Schullehrer, zur Abstellung der für sie entehrenden Nebengeschäfte, zur Einrichtung der Winter- und Sommerschulen mit, und giebt Nachricht von einer, seit 1798 für Knechte, Gesellen und Lehrbursche, durch ihn errichteten Sonntagsschule, zu deren Fond der Ertrag dieser Briefe benutzt werden soll. Schon dieser menschenfreundlichen Absicht wegen wünschen wir dieser Schrift recht viele Käufer.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 26. Januar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, b. Göpferdt: *Materialien für die Staatsarzneywissenschaft und praktische Heilkunde.* Herausgegeben von D. *Julius Heinrich Gottlieb Schlegel*, Herzogl. Sachs. Weimar. Amts- und Stadtphysicus zu Ilmenau. *Erste Sammlung.* 1800. 12 Bog. gr. 8. (16 gr.)

Wie die mehresten solcher Sammlungen, enthält auch die gegenwärtige mehrere Auffätze von nicht immer gleichem Werthe. Gleich der I. *Medicinisches Gutachten über einen complicirten Todtschlag*, hätte füglich ausfallen können, da er bereits aus Loder's *Journal* B. II. St. 1. S. 147. ff. zur Genüge bekannt, und nur durch die vollständige Geschichte des Mords aus der *Nationalzeitung* vermehrt worden ist. Denn übrigens ist der Obductionsbericht des Vfs., sogar mit allen Anmerkungen *Gruners*, ausser der ersten S. 161. a. a. O., nebst dem Gutachten der Facultät *in extenso* hier wieder abgedruckt. Bey dem ersteren hatte *Gruner* ihm vorgeworfen, „er habe mehrere Dinge darin angeführt, die hier am unrechten Orte wären," wogegen er sich S. 11. ff. in vieler Rücksicht mit Recht vertheidigt, ob es gleich freylich in diesem Falle, wo die *absolute* Tödtlichkeit mehrerer Verletzungen dem Defensor keinen weiteren Spielraum liess, dem Richter einerley war, ob die Verstorbene z. B. einen Polypen im Herzen etc. gehabt hatte, oder nicht. Aber woher war dem Vf. das, S. 15. angeführte, Geständniss des Mörders bekannt? Diess hätte er anzeigen, und das, ihm vielleicht mitgetheilte, gerichtliche Protokoll etc. *ausdrücklich citiren* müssen: überhaupt aber gehörte diese Stelle gar nicht in den *Obductionsbericht*. Was er S. 26. gegen einen kleinen, in dem Facultätsgutachten ihm gemachten, Vorwurf, dass er die Schnitt- und Stichwunden nicht genau genug bestimmt habe, hinzusetzt, überzeugt uns nicht. Auch vermissen wir bey *der dreyeckigten* Stichwunde S. 4. Nr. 6. die bestimmte Angabe, was er als die Länge, was er als die Breite, gerechnet habe, und das Maass der dritten Seite dieses Triangels. II. *Gemüthszustandesuntersuchungen.* Unter dieser Rubrik finden wir zwey Gutachten, die beide eben nichts besonderes enthalten; 1) *über einen intendirten Selbstmord.* Das Zeugniss einiger der dortigen Einwohner und das wiederhohlte: *soll*, S. 42. 44. hat doch hier gar keinen Glauben, da der Vf. auf kein Protokoll beeidigt ist; und selbst dann hätte er doch die Zeugen namentlich aufführen müssen. Es kam hier darauf an, was er selbst sah und fand. Und *woher* kannte er *so bestimmt* den, fast alle Frühjahre wiederkehrenden, periodischen Wahnsinn des Mannes? War er, wie es doch nicht scheint, sein Arzt? Oder wusste er es aus den Acten? In jedem der beiden Fälle hätte er seine Quellen bestimmt anzeigen müssen. 2) *Gutachten über den Gemüthszustand eines Menschen, über welchen die Streitfrage entstand, ob er fähig sey, sein Vermögen selbst zu verwalten?* Ist in einem etwas gezierten Ausdrucke, den wir in der Folge öfter bemerkt haben, abgefasst. III. *Gutachten über die Unschädlichkeit eines zur chemischen Untersuchung erhaltenen Tabaksfabrikates.* IV. *Berichte über den Gesundheitszustand verschiedener Gefangenen.* Unbedeutend. V. *Diarrhoea chronica von einer ungewöhnlichen Ursache und tödtlicher Ausgang derselben, besonders durch Ailhaud's schwarzes Pulver.* Es zeigte sich nach dem Tode eine Verengerung des Mastdarms, vier Zoll über dem After, die kaum die Spitze des kleinen Fingers durchliess, und die Häute bildeten daselbst einen fingerdicken knorpelartigen Ring. Dieser Ursache schreibt der Vf. den dreyjährigen Durchfall zu. Die Ailhaudischen Pulver hatten den Brand im Blinddarme und Entzündung der übrigen Därme verursacht. VI. *Bleykolik, auch unter dem Namen Kolik von Poitu*, (Poitou,) *Malerkolik, Bergsucht, Hüttenkatze, bekannt.* (!! Der Vf. schrieb ja keine Synonymik!) Eine schauderhafte Schilderung von den Symptomen dieser Krankheit, von der wir jedoch keinen Auszug hier geben können, wiewohl wir hin und wieder etwas erinnern möchten, z. B. dass gleich Anfangs, bey säuerlichem Aufstossen und Ekel, (S. 76. verglich. S. 81.) kein passliches Brechmittel gegeben wurde; dass man mit einer Mischung aus versüsstem Salpetergeiste, Bibergeilessenz, und Thebaischer Tinctur, und einer Mixtur aus Glaubersalz, Mandelöl, *aqua rutae*, (!) bis zum dritten Tage fortfahren liess, *obgleich nach jeder Dosis derselben* (S. 79.) *die Krämpfe heftiger wurden;* dass die Sinapismen (S. 80.) erst am dritten Tage gelegt wurden, wo zugleich der Kranke alle zwey Stunden dreyssig Tropfen *laudanum liqu. Syd.* bekam, u. s. w. S. 87. wo der Vf. von *Lentin's* Satze, dass das Bley durch genossene Säuren wirksamer werde, noch Bestätigung erwartet, und das Weintrinken der Kärnther und Steyermärker dagegen anführt, hat er nicht bedacht, was er fünf Zeilen vorher von der fetten Diät derselben selbst gesagt hat. Und selbst bey seinem Kranken war ja (S. 76.) säuerliches Aufstossen. Ein Lächeln entwischte uns doch, als wir S. 81. den Hippokrates gerade nach der *metrischen* Uebersetzung von Closfius citirt fanden, bis wir es bey den Wiederhohlungen gewohnt

wohnt wurden. Der zweyte Fall von Bleykolik entstand nach trocken auf einen Chancre aufgelegtem Bleyweifse, und wurde durch drey Pulver, wovon jedes aus einem Scrupel Alaun und ; Gran (!) *laudanum pur.* (?) bestand und alle vier Stunden eines genommen wurde, geheilt. VII. *Von einem heftigen Gesichtsfchmerz.* Er fafs im Oberkinnladenbeine, war erft zwey Wochen alt, und wurde durch Belladonnablätter in Subftanz gehoben. VIII. *Krankheiten von Verfetzung pforifcher Schärfen nach innen.* 1) *Ein Empyem;* nach einem, auf täglich mehrere Wochen hindurch wiederhohltes Eintauchen der Schenkel in fehr kaltes Waffer verfchwundenen, Krätzausfchläge an den untern Extremitäten. Das Empyem wurde geöffnet und der Kranke genafs. Es fehlt übrigens hier der Beweis, dafs wirklich pforifche Schärfe, und nicht die fortgefetzte Erkältung der untern Extremitäten bey vorhandenem eingealterten Bruftkatarrh, diefem Kranken, der noch dazu ein Zeugmacher war, jenes Uebel verurfacht habe. 2) *Ein Empyem, Eiterablagerung auf die Harnblafe, und anfangende Ofteomalacie, (ramoliffement des os!)* 3) *Einfeitige Lähmung mit fchleichendem Nervenfieber:* durch wiederhervorgebrachte Krätze, die unter Erkältung und Näffe verfchwunden war, geheilt. IX. *Melaena,* (μελαινα νοσος *f. morbus niger Hippocratis!*) *Haematemefis f. vomitus cruentus (!) und diarrhoea cruenta.* Die erfte wurde durch zwey Klyftire aus zwey Quentchen Amylum in einem Pfunde Chamillendecocts mit refp. 32. und 50 Tropfen Kirfchlorbeerwaffers, und die zweyte faft auf diefelbe Art gehoben. X. *Heilfame Wirkung des Kirfchlorbeerwaffers in Lienterie, Ruhr, Tripper.* In chronifcher Diarrhoee und Lienterie laffe fich vieles, beynahe alles, von diefem Mittel erwarten, wenn fie von Krämpfen, Stockungen im Pfortaderfyfteme, Steinen in der Gallenblafe, Fehlern der Leber überhaupt, Verftopfungen in den Drüfen des Gekröfes, zu grofser Reizbarkeit im Allgemeinen und der Därme befonders, Skropheln, Fehlern der Milz oder des Pankreas, herrühren. Der Vf. gab, bey einem Falle von Lienterie, fechszig Tropfen davon in vier Unzen kalten Quaffia-Aufguffes, und zwey Unzen Pfeffermünzwaffers, dreymal täglich zu einem, hernach zu zwey, Efslöffeln voll zu nehmen, nebft Klyftiren aus anderthalb Quentchen Kirfchlorbeerwaffers und eben fo viel Amylum in einem Pfunde lauwarmen Brunnenwaffers. In der Folge gab er eine halbe Unze Kirfchlorbeerwaffers zu achthalb Unzen kalten Quaffia-Aufguffes, und liefs davon dreymal täglich zwey Efslöffel voll nehmen. Auch bey der gewöhnlichen Herbftruhr von Erkältung werde es immer, mit dem jedesmal indicirten Hauptmittel, vieles zur Heilung beytragen. In zehn Fällen derfelben, wovon hier fechs erzählt werden, bewiefs es fich fchnell heilfam: er gab das Kirfchlorbeerwaffer bis zu fechszig Tropfen mit Amylum, täglich ein- zwey- auch dreymal, in Klyftiren, und dabey alle zwey Stunden eine Mefferfpitze voll von einem Pulver aus Arabifchem Gummi, Salmiak, und Süfsholzwurzel mit Opium — (ein Gran des letzten unter einem Quentchen *ana* von den übrigen Subftan[zen] oder fünf Gran *laudan. pur.* (?) unter zwey Qu[ent]chen derfelben *ana* ? ?) — In einem Falle liefs aufser jenem Klyftire und nach einem gelinden [E]mitif aus Ipecacuanha, folgendes: *Rec. fal. herb[ae] fcrupul. unum, facch. alb. drachm. dimid. aquae font. unciam unam cum dimid. aqu. cinnam. unc. dimid. a[q.] laurocerafi gutt. triginta,* auf zwey Hälften binnen e[i]ner Stunde, jedesmal mit einem Efslöffel voll Cit[ro]nenfafts, nehmen. Die erfte Gabe bewirkte nach e[i]nigen Minuten Ekel, Angft, eine wie fiedend[es] Waffer das Geficht durchglühende Hitze, und d[ann] einen einzigen gelinden weichen Stuhl, ein Wo[hl]gefühl über den ganzen Körper. Nach der zweyt[en] Gabe fühlte die Kranke keine Befchwerden me[hr]. Vom Nutzen des Kirfchlorbeerwaffers im Tripper h[at] der Vf. nur zwey Erfahrungen. Im erften Falle liefs er am dritten Tage nach dem Ausbruche von einer Mifchung aus *emulf. papaver. unc. fex* und *aq. laurocer. gutt. fexaginta* alle zwey bis drey Stunden in die Harnröhre einfprützen, und innerlich alle drey Stunden einen Efslöffel voll von einer Mifchung aus viertehalb Quentchen Salpeters, fechs Unzen Brunnenwaffers, und zwey und zwanzig Tropfen Sydenhamifchen Laudanum's nehmen. Nach wenigen Stunden liefsen die Schmerzen nach, und drey Tage darauf war die ganze Krankheit gehoben. Im zweyten Falle liefs er täglich vier bis fünfmal Injectionen von warmer Milch, jede Portion mit zehn Tropfen Kirfchlorbeerwaffers vermifcht, machen, und als nach drey Tagen der Schmerz etwas gemindert, der Ausflufs grüngelblich geworden, und der Drang zum Harnlaffen nicht mehr fo häufig war, gab er Injectionen aus vierthalb Unzen *emulf. papaver.* und einer halben Unze Kirfchlorbeerwaffers. Zuletzt gab er wieder nach drey Tagen, bey zunehmender Befferung zwey Unzen der erften mehr auf diefelbe Quantität des letzten. Mit Recht empfiehlt übrigens der Vf. angehenden Aerzten bey der Anwendung des Kirfchlorbeerwaffers die gröfste Behutfamkeit. XI. *Brand am männlichen Gliede, mit Blutfturz, Chancre, und Phimofis,* vom Dr. *Juftus Schlegel,* praktifchem Arzte zu Sklow in Weifs-Rufsland. Den Blutfturz aus einer verletzten Arterie des fchwammigen Körpers ftillte der Vf. durch Eintauchen des ganzen Gliedes in ein mit kaltem Waffer und Eifs gefülltes Gefäfs, welches auch jedesmal wiederholt wurde, wenn der Kranke uriniren wollte, um den erzeugten Trombus feft zu halten. XII. *Gefchichte einer glücklich [ge]heilten Lungenfucht.* Von *Ebendemfelben.* Die K[ran]kengefchichte verdient ganz gelefen zu werden. [Den] Brechweinftein in gebrochnen Dofen rühmt der [Vf.] fehr: er hebe die colliquativen Schweifse in kurz[er] Zeit, mindere die grofse Empfindlichkeit im Hal[se] und das heftige Brennen in den Fufsfohlen und Han[d]tellern, erleichtere den Auswurf, und verringere d[en] Huften. Er fucht ihn nur die erften Tage reichl[ich] bey zu bringen; fetzt wieder aus, wenn die Abf[icht] fo ziemlich erreicht ift; und giebt dann ganz wenig dann mehr, in gröfseren Zwifchenräumen. Bewirkt

er mehr Stuhlgang, als er wünscht: so hebt ein Klystir aus einer Tasse voll Leinsaamenthee, allenfalls mit sechs Tropfen Thebaischer Tinctur, diese Wirkung, oder es erfolgt am andern Tage ein nicht unnützer, mit Unreinigkeiten vermischter, Stuhlgang. XIII. *Bluthusten und Faulfieber bey einer Schwangern.* Von *Ebendemselben.* Die erfolgte Geburt, Gangrän am Hüftknochen, und metastatische Geschwüre erschwerten die, dennoch in dreyzehn Wochen geendigte, Cur. Einen Auszug aus der Krankengeschichte erlaubt uns der Raum nicht. XIV. *Von einer verbrannten Hornhaut.* *Von Ebendemselben.* Mehr als die Hälfte der cornea war am Lichte verbrannt. Sie sah wie Papier aus, und hatte ihre Durchsichtigkeit verloren. Einige Tropfen von einer Mischung aus zwölf Tropfen Goulardschen und zwey Unzen reinen kalten Wassers, etlichemal des Tags über in's Auge getröpfelt, und des Nachts mit Compressen übergelegt, bewirkten, dass am dritten Tage das Auge vollkommen rein und gesund war. XV. *Fragmente über den Nutzen lauwarmer Bäder im Weichselzopf u. s. w.* Von *Ebendemselben.* Wir heben nur dasjenige aus, was, so viel wir uns erinnern, de la Fontaine nicht anführt. Bey einem Manne, der lange Zeit in den Waden einen heftigen Schmerz gehabt hatte, welcher sich zwar nach Blasenpflastern in vierzehn Tagen gänzlich verlor, aber zurückkehrte, entstand nach einem einzigen warmen Bade der Weichselzopf. (Ob hier nicht das *post hoc, ergo propter hoc*, trügt?) Die Krankheit scheint dem Vf. nichts anderes zu seyn, als eine unvollkommene Krisis eines rheumatischen Stoffes, die an und für sich einer eignen Behandlung bedarf. Folgende Ursachen hält er für die wichtigeren: den Genuss oft halb verfaulter Fische, grosse Unreinlichkeit, und die zu tiefen Wohnungen der Polen. Setzt man einen abgeschnittenen oder abgefallenen Weichselzopf einige Stunden in's Wasser; so werden die Haare, sowohl an der Wurzel, als durchgängig, ganz dick, jedes Haar wie ein dünner Bindfaden. Manche sind, wie ein Packet Kuhhaare, die man in die Stühle pfropft, trocken. Durch Blutlassen füge man grösstentheils mehr Schaden zu. Mercurialia scheinen unschicklich zu seyn, weil sie sehr schwächen; zweckmässiger möchte wohl Quecksilber mit auflösenden stärkenden Mitteln vereinigt werden. Doch müsse man bey dem weiblichen Geschlechte sich besonders davor hüten, weil durch den lange fortgesetzten Gebrauch des Quecksilbers und anderer auflösender Mittel leicht Hämorrhagieen entstehen. Zur gänzlichen Ausrottung des Weichselzopfs würde nichts mehr beytragen, als die allgemeine Einführung der Russischen Schwitzbäder in Polen. (Bleiben denn die gemeinen Polinnen, die nach S. 153. öfteren Gebrauch von den Dunst- oder Schwitzbädern machen, frey davon?) — Bey allerley um sich fressenden Geschwüren an Händen und Füssen, bey einem offnen Brustkrebs, hartnäckigen Schmerzen in der linken oder rechten Seite, die durch übel behandelte Fieber, einen Fall, einen Schlag etc. entstanden waren, bey einer venerischen Schwindsucht mit vielen Geschwüren, deren mehrere die Knochen und Sehnen schon angefressen hatten, bey Knochenfrass, bey kalten rheumatischen Kniegeschwulsten, leisteten warme Bäder dem Vf. beträchtlichen Nutzen. XVI. *Geschichte einer Vergiftung durch Mohnsaft.* Vom D. *C. F. W. Pfündel.* Ein Emigrant war seit geraumer Zeit gewohnt, gegen Schlaflosigkeit Pillen aus Opium zu nehmen, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, und zwar zu einem oder höchstens zwey Granen. In einer besonders schlaflosen Nacht nahm er aus Versehen eine zu starke Dosis, die ungefähr zwölf bis funfzehn Grane Opium enthielt. Er lebte bis in den dritten Tag. Die Zufälle waren die gewöhnlichen. Ein Skrupel Brechwurzel war doch zu wenig, wo es auf eine *gewiss wirkende* Dosis ankam. Wir wundern uns unter andern auch darüber, dass nicht gleich Vesicatorien an mehrere Theile des Leibes, auf den abgeschornen Kopf, u. s. w. und dass überhaupt die langsamer wirkenden Cantharidenpflaster, keine Sinapismen, kein Meerrettig in Essig eingeweicht, kein Sauerteig mit Cantharidenpulver etc. angewandt, nicht gleich schärfere Klystire gebraucht wurden, u. d. gl. Die bey der Section bemerkten Umstände sind die gewöhnlichen; doch fand sich am Magen etc. nicht das Mindeste von Entzündung. XVII. *Beobachtungen über die Lustseuche.* Vom *Herausgeber.* Warnung, das Verschwinden der Symptome bey dem Gebrauche von Hahnemann's auflöslichem Quecksilber nicht zu frühe für eine Radicalcur zu halten, sondern denselben anhaltend genug fortzusetzen. Vier Beyspiele zur Bestätigung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Sittenspiegel für Mädchen und Frauen* oder *Versuche über die Pflichten des weiblichen Geschlechts.* Nach dem Engl. des Dr. *Gisborne* bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von *Heinr. Ludew. Bonath.* 1800. 451 S. 8.

Wir haben eine Schrift der Madame *Wollstonecraft* über die Rechte des Weibes. Zu dieser liefert *Gisborne's* Untersuchung über die Pflichten des weiblichen Geschlechts (*Enquiry into the duties of the female Sexe*) ein Gegenstück, das weniger genialisch, aber wahrer und mehr auf die Verhältnisse der Wirklichkeit als auf ein Ideal berechnet ist. Es ist eine ernste, streng moralische, und was noch mehr ist, durchaus mit Grundsätzen der Religion und insonderheit des Christenthums tingirte Schrift. Der religiösen Stimmung der englischen Leserinnen gereicht es zur Ehre, dass in einem Jahre drey Auflagen von diesem Buche nöthig wurden. Manche Stellen der Bibel hätten doch, um Weibern, die mit dem Geist der Zeit fortgegangen, nicht anstösig zu werden, richtiger erläutert werden sollen. Z. B. „Das Weib ehre den Mann — das Weib unterwerfe sich dem Manne; dadurch unterwirft sie sich dem

dem Herrn. Der Mann ist des Weibes Oberhaupt, so wie Christus das Oberhaupt der Gemeine ist. — So wie nun die Gemeine sich dem Willen Christus unterwirft: so soll sich auch das Weib den Verfügungen des Mannes in allen Stücken unterwerfen." Einige solche den jetzigen Kenntnissen nicht mehr angemessne Vorstellungsarten abgerechnet, enthält dieses Buch, die fruchtbarste und wohlthätigste Philosophie des Lebens, welches selbst die verfeinertsten Weltdamen gelesen zu haben nicht gereuen dürfte, wenn sie anders überall ernsten und sittlichen Betrachtungen Geschmack abgewinnen. Der Vf. geht von dem grossen Einfluss des weiblichen Charakters auf das menschliche Wohl aus, handelt darauf von den charakteristischen Zügen des weiblichen Gemüths und ihrem Unterschied von den des männlichen, von der weiblichen Erziehung, der Einführung junger Frauenzimmer in die Gesellschaft, der Unterhaltung und dem Briefwechsel der W ber, von dem Nachahmungstrieb und dem Putz, v den weiblichen Vergnügungen, der Benutzung (Zeit, Betrachtungen vor der Ehe, über die Pfli ten der Gattin, der Mutter, der Frauen von mittl Jahren und der Matrone. Alles, was in der l schrift nur Interesse für das weibliche Geschlech England haben konnte, liess der gewandte und i die englische Literatur nicht unverdiente Uebersetz weg, und suchte überhaupt mehr den Geist als d Buchstaben des Werkes darzustellen. Ausserdem e warb er sich noch ein Verdienst um dasselbe durch A merkungen und Zusätze, welche von reinen sit chen Begriffen und Grundsätzen zeugen, wenn s gleich mehr flüchtig hingeworfene und angedeute Ideen, als ausgeführte und erschöpfende Betrachtun gen, sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Versuch einer Erklärung zweyer Inschriften an der Memnonsäule* nach der Pocokeschen Abbildung Tab. XXIX. p. 105. Ein philologischer Beytrag zu des Hrn Grafen von *Veltheim* Abhandlung über die Memnonsäule. Von D. *Dav. Jul. Pott*, Abt. des Kl. Marienthal und öffentl. ordentl. Prof. der Theol. zu Helmstädt. 1800. 24 S. 8. (3 gr.) Eine schöne Probe, wie dergleichen antiquarische Forschungen mit Fleiss, Kenntniss und Unbefangenheit angestellt werden müssen. Für die Inschrift Nr. 20. auf dem linken Schenkel der Memnonsäule schlägt Hr. *P.* zweyerley Auflösungen vor. Die uns minder unwahrscheinliche liest so: *Καικιλια, Τρεβουνιας ἡ δαμας, τοσσην εχομ' ὁσσον φθεγγη. Εγραψα ακουσασα τε Μεμνονος*, und übersetzt: (Ich) *Caecilia, des Trebonius Gattin, werde so oft entzückt, als du ertönst. Diess schrieb ich, als ich so eben diesen Memnon gehört hatte.* Dass Τρεβουνιας so viel als Τρεβονις sey, möchte man wohl am wenigsten wahrscheinlich finden. Sollte nicht Τρεβουνιας der Genitiv bleiben, als *Caecilia Treboniae sc. filia*, das folgende umgekehrte Π aber bedeuten Ποπλιυ *Publii?* wozu alsdann ἡ δάμας passt. Τοσσην nimmt Hr. *P.* für das dorische τοσσηνα d. i. κατα τοσσηνα *tantopere* und *toties*. ἔχομαι *teneor*, nach dem bekannten εχω την Λαιδα, ουκ ἔχομαι. Im Original findet sich weder in τοσσην noch in ὅσον ein doppeltes Sigma. Eine andere Inschrift zeigt, dass diese Caecilia mehrmals den Memnonsschall besuchte; auch finden sich Inschriften, welche darthun, dass man auf den Schall bisweilen mehrere Tage wartete s. *Jablonsky de Memnone* (1753) p. 83. Aegyptischen Alterthumsforschern liegt an der zweyten hier behandelten Inschrift Nr. 21. wegen ihres historischen Inhalts am meisten. Nach Hn. *P.* heisst sie: Εθραυσε Καμβυσης με, τον δε τον λιθον | Βασιλεως εσθλου εικονα εκμεμαγμενον | Φωνη δ' οδυρμος ην παλαι μοι Μεμνονος | τα παθη γοωσα· την αφειλε Καμβυσης. | Αναρθρα δε νυν και ασαφη τα φθεγματα. | Ολοφυρομαι της προσθεν ει ανοιη τυχης. | Diess wird übersetzt: *Kambyses zertrümmerte mich, diese Säule | das Bildniss des trefflichsten Königs darstellend. | Ein Kl*[illegible] *geton war weyland mir eigen, der Memnons | Geschick bekla*[illegible] *te. Den nahm mir Kambyses. | Ha! dumpf und undeutlich* [illegible] *jetzt diese Töne! | Wie schmerzt mich der Unfall, den Wahnwitz einst erzeugte. |* Das ganze hat das unverkennbare A[illegible] sehen eines aus sechsfüssigen Jamben bestehenden Epigramms. Verglich. *Jablonsky* am angef. Ort S. 99. Statt εσθλου steht auf der Säule, wegen eines Risses, bloss noch Ε..ϽΟΥ. Da nu das Ͻ nicht leicht aus Λ entstanden seyn kann, so möchte ΕΣΘΛΟΥ nicht die passendste Ergänzung seyn. Das vom Vf. vorgeschlagene ἐννόου oder εωου statt ηωου (vielleicht ε[illegible]) scheint treffender. ευνοου steht dem ανοια, welches Hr. P. in der letzten Zeile so glücklich entdeckt hat, wie uns dünkt, sehr schicklich entgegen. Zu γοωσα ist zu vergleichen Od. [illegible] 800. ει πως πηνελοπειαν οδυρομενην, γοοωσαν etc. Ολοφυρομαι möchten wir nicht dem Vf. der Inschrift, sondern immer noch der redend eingeführten Säule in den Mund legen. „Jetzt schmerzt mich". — Am Ende der Zeile an ανοια zu denken war, wie gesagt, sehr glücklich. Nur in den vorhergehenden Zügen des Originals, so weit wir es kennen, scheint κατ[illegible] λειν *nach Willkur* zu liegen, und deswegen möchte Rec. [illegible] als Genitiv von ανους vorschlagen. Kambyses heisst alsdann im geraden Gegensatz gegen den ευνους βασιλευς, Memnon, *toller*, ανους. Die letzte Zeile wäre demnach: ολοφυρομαι [illegible] προς θελειν ανου τυχας, jetzt schmerzt mich das nach dem Willen eines Thoren erlittene Unglück. — Nichts so sehr, als [illegible]tiquarische Versuche dieser Art bedürfen das *salvo meliori*, [illegible]ches Rec. gar gerne auch seinen hier eingemischten Vermuthungen beyfügt. Trifft eine oder die andere das Ziel: so hat doch der Vf., welcher in der That vieles richtiger als Jablonsky enträthselte, den Weg geebnet. Da gegenwärtig zu Entdeckungen über das alte Aegypten manche Hoffnung aufiebt, [illegible] seine Bemühungen doppelt willkommen seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Martini: *Joseph, ein Gedicht in neun Gesängen.* Nach dem Französischen des Hn. *Bitaubé*, bearbeitet und mit einer kritischen Abhandlung über dasselbe versehen von *Karl Heinr. Heydenreich.* Nebst einem Titelkupfer. 1800. 328 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Bitaubé rechtfertigt die Wahl seines Gegenstandes durch einleitende Vorerinnerungen über die Anwendbarkeit des Wunderbaren der christlichen Religion auf die Poesie. Gegenstände der Dichtkunst aus dem Inhalt der Bibel zu nehmen, war, gegen den bessern Geschmack und den vorurtheilsfreyen Verstand, so lange ein Wagestück, als theologistischer Aberglaube dem Dichter Schranken setzte, und, wenn er nicht die Verketzerung zum Lohn erhalten wollte, ihn nach einem unbiblischen System nöthigte, die Immoralitäten des hebräischen Alterthums, blofs weil die Geschichte derselben in einerley Buch mit der Geschichte der Religionsentwickelung erzählt war, als lauter Handlungen von Heiligen aufzustellen, den ganzen einen Dichter so willkommenen Stoff des Wunderbaren zum Beweis für die Infallibilität gewisser Propheten von sehr verschiedenem moralischem Charakter zu erheben, und überhaupt sein Gedicht der gerade herrschenden Dogmatik seiner Kirche, so viel als möglich, anzuschmiegen. So lange biblische Süjets nur unter diesen Bedingungen Gegenstände der Dichtkunst werden konnten, mufste das kritische Verbot eines Boileau Despreaux, welches Hr. B. anführt, alles aus unserer Religion (und deren Geschichte) geschöpfte Wunderbare aus dem Kreise der Dichterwelt ausschliesen. Despreaux entscheidet die Frage durch ein auffallendes Beyspiel:

> Welch widriges Gemäld für unsre Phantasie,
> *Ein Satan, dessen gräfsliches Geheul*
> *Den Himmel Gottes stürmt.* — —

Und doch ist ein folcher miltonischer Satan, weil er von dem englischen Dichter nicht als Dogma, sondern als Product einer im Gräfslichen ausschweifenden Phantasie behandelt wird, weder dem Verstande noch der Empfindung so anstöfsig, als manche andere, mehr aus theologischen als biblischen Ideen geschaffene Dichterwerke. Selbst Klopstock hat mit aller seiner dichterischen Phantasie die Schwierigkeiten *nicht* überwinden können, welche ihm das kirchliche Dogmensystem von der Versöhnungslehre und von der Dreyeinigkeit bey dem Entwurfe seiner Epopöe gelegt hatte; und gewifs würde die Messiade, wäre der Plan zu einer Zeit, wo man freyer und richtiger über das scholastische Kirchensystem denkt, angelegt worden, von vielen Inconsequenzen frey geblieben seyn, die dem Leser, nicht blofs in sofern sie dogmatisch, sondern auch in sofern sie poetisch unreimlich sind, anstöfsig werden. In diesem Fall, alle Kraft der Phantasie und poetischen Kunst an die Ausschmückung eines völlig unpoetischen Süjets, wie jedes wahre oder irrige Dogma seyn mufs, zu verschwenden, befand sich B. ganz und gar nicht, da er einen geschichtlichen, der poetischen Bearbeitung sehr empfänglichen Stoff, nicht aus der Religion, sondern aus der Bibel, als altem Geschichtbuch, wählte. Aber dafs er diesen Stoff, welcher schon in jener ungeschmückten uralten Erzählung so romantisch anziehend ist, dafs Voltaire selbst in ihm das Süjet einer Epopöe sah, und zu dessen Ausschmückung dem Dichter das an Sonderbarkeiten unerschöpfliche alte Aegypten, und, im Contraste dagegen, die nomadisch-patriarchalische Urwelt geöffnet gewesen wäre, dafs er diesen Stoff der wundervollen Vorwelt entrifs, und ihn durchaus in ein modernisirtes, weinerlich empfindsames Pastoraldrama verwandelte, darüber wird er sich weder vor Boileau, noch irgend vor einer andern Kritik jemals rechtfertigen können. Dafür bedürfte es wenigstens bey uns keiner Entschuldigung, dafs Hr. B. sein Werk nicht in Reime zwang. Seine Vermuthung mag im Ganzen wahr seyn, dafs unter dem Reim der Flug des Dichters bisweilen ermatte, ungeachtet es uns eben so unläugbar scheint, dafs der Reim nicht selten, den seiner Kunst mächtigen Dichter, zu einer Wahl von Worten und Bildern veranlasse, die er sonst unentdeckt gelassen hätte, und dafs durch den Reim, oder zum wenigsten nicht ohne Sylbenmaafs, diejenige Rundung und Harmonie entstehe, welche gar zu leicht vernachläfsigt wird, wenn man sich von den schwierigen, aber längst charakteristischen, Kennzeichen der *gebundenen* Rede lossagt. Mit oder ohne Reim; die Bearbeitung des Stoffs ist so sehr verfehlt, dafs, sobald man die hebräischen und ägyptischen Namen, zufällige, zum Theil unrichtig angebrachte, Nebenumstände, und einige aus der Bibel allzu bekannte Theile des Factums wegnimmt, jedermann die Scene in irgend einem Thal der französischen Schäferwelt suchen mufs, das Zeitalter des Gegenstandes aber wahrscheinlich nirgends zu finden im Stande seyn wird. Wir treffen gleich Anfangs Joseph als Hirten, tieffinnig, weinend und immer weinend. (Der Uebersetzer läfst ihn

ihn einmal durch die Stimmen aller seiner Lämmer *aus seiner tiefen Reverie* erwecken. Wenn sein Zweck gewesen wäre; das komisch - tragische des ganzen Werks mit Einem Wort zu schildern: so hätte es nicht treffender, als durch diese französirende Floskel geschehen können, welche übrigens, nach der wirklichen Absicht des Ueberfetzers betrachtet, für eine Hirtenscene aus der alten Welt immer unpassend bleibt). Joseph ist ägyptischer Sklave. Dennoch (wir behalten, so viel möglich, die Worte der Uebersetzung) findet er einen finstern Wald (in Aegypten?) gleichsam den Sitz der Nacht und Melancholie, verkettet die biegsamen Zweige zweyer alten Palmbäume zu einer Hütte, und weilt nun in dieser Freystätte, so oft es ihm beliebt, an einem Altar seines Gottes, wo er opfert, alles, was er konnte, nämlich Thränen des Kummers. Einst macht er einen Mitsklaven durch einen Blick auf den Sonnenaufgang zum Proselyten der trostvollsten Wahrheit: dass ein Gott ist (S. 72.). (Muss man nicht fast vermuthen, der arme Itobal sey bis dahin Atheist gewesen?) Diese Bekehrung soll nach einem Todtenfest des Apis geschehen seyn. (Jablonsky's *Pantheon aegypt.* p. 208 bis 214. zeigt, dass der Apis erst ein vier Jahrhunderte nach Josephs Zeiten zur Göttlichkeit in Aegypten erhoben wurde.) — „Das Licht der reinen Religion, welches Joseph angezündet hatte, verbreitete sich auf dem Landgute des Aegypters. Bald lockte die selige Ruhe, welche Tugend und Religion verleihen, die Harmonie des Gesangs herbey. Die Hirten und Hirtinnen sangen beym Klange ländlicher Leyern einfach und rührend. ." Welch ein idyllisches Sklavenleben! — Endlich kam in einem prachtvollen Wagen, Zaluka, Potiphars Gemalin (noch unvermält), von Memphis auf den Weg, der zu Josephs Einsiedeley führte. Ihr gleich an Reizen hatte Aegypten, wie reich auch an schönen Gestalten (von welchem Aegypten gilt diess?), kein Weib. *Lilienschimmer* pflanzt der Dichter mit einem rosigen Incarnat auf die Wangen von Zaluka (der bräunlichen Aegyptierin!). Sie kommt vom Tempel der Göttin der Liebe. Die Ehe, die ihr bevorsteht, hat sie nicht selbst gewählt. (War diess bey Aegyptierinnen nicht gewöhnlich so?) Sie betet so gefühlvoll und besonnen von treuer sanfter Liebe, dass, auch nach der kunstvollen Heydenreichischen Entwicklung im Anfang, schwerlich jemand glauben wird, dieser Charakter habe zu leidenschaftlicher Wollust übergehen können. Noch am Altar wird sie von ihrer Phantasie in eine liebliche Traumwelt entrückt. Sie sah im Geiste, wie Bitaubé dichtet, den Amor, welcher ihr ein reizendes Gemälde zeigt, oder, wie Hr. *H.* nachbessert, die Göttin der Liebe ihr nahend, an der rosigen Hand einen Jüngling von hinreissender Gestalt, wie ihr in den glücklichen Tagen ihrer noch freyen Jugend das Bild eines künftigen Gatten vorgeschwebt hatte. Eben diese Erscheinung sieht sie gleich darauf im Joseph, der an einem Tage, da alle Sklaven die Ankunft der Gattin des Gebieters feyerten — in seiner einsamen Hütte, mit einer Leyer zu seinen Füssen, geblieben war, und, der Himmel weiss wie, denno[ch] von Zaluka mitten in seinen Klageliedern aufgefu[n]den wird. Sie erfährt auf dem Landhaus viel Gut[es] von ihm, verlässt den Palast, eilt dem Walde, d[er] Hütte zu, wo Joseph sass, versenkt in seinen n[ie] schlafenden Gram u. s. w. In der Folge fleht sie z[u] ihm: „Lieber Joseph, sey wenigstens menschenfreund[]lich, lass zu, dass Liebe die Leiden vergüte, welch[e] Liebe verursacht hat. — Ich kann in diesem schreckli[]chen Zeitpunkt nicht von dir scheiden, wo ein ve[r]ächtliches Bild von mir dich in deine Heimat beglei[]ten müsste." Doch, wir wollen den ersten Gesang nicht überschreiten, um gehäuftere Gründe unsers Ur[]theils vorzulegen. Der Vf. hat so viele pastoralische Phraseologie in seiner Gewalt, und ist so reich an Decorationen der Hirtenwelt, dass er leicht für weich geschaffene Seelen etwas anziehendes in dieser Ar[t] hervorbringen muss, sobald er nur ein nach Ort und Zeit ganz unbestimmtes Schäfermährchen [illegible]zuschmücken sich begnügt, in welchem mit [illegible] Schicklichkeit jedes empfindsame Bild seinen Platz findet. Hingegen eine gewählte, bestimmte Wel[t] dichterisch zu beleben, dieser Versuch ist ihm durch[]aus mislungen. Nicht das Wunderbare, weder aus der Religion noch sonsther geschöpft, hebt seinen Stoff. Denn selbst seine Engelerscheinungen haben vom Wunderbaren nur die Unglaublichkeit an sich, und sind, diese abgerechnet, ganz alltägliche Einschiebsel. Wohl aber hat er sein Süjet mit Erfindungen von Unmöglichkeiten, die unter den angenommenen Umständen keine Stelle hätten finden sollen, oder vielmehr mit Reminiscenzen überladen. Am allerwenigsten konnte einem Dichter, welcher für alles nur ein modernes Costum, und unter allen möglichen nur das einzige französische Costum hat, ein Süjet aus dem fremden altägyptischen und patriarchalischen Zeitalter, gelingen. Schade um die schöne, wohlklingende Diction! Schon um dieser willen hätte Hr. *H.*, wenn er gleich für seine Uebersetzung das möglichste gethan hat, diess Werk seiner Ursprache nicht entreissen sollen. Auf deutschen Boden verpflanzt ist es nun, durch seine Schuld, Anforderungen der Kritik ausgesetzt, die es auf dem Boden seines Vaterlands nicht leicht zu erwarten hatte. Dass aber Hr. *H.* selbst in der angehängten kritischen Abhandlung nichts weiter als höchstens das Weinerliche des Joseph zu tadeln findet, beweist unstreitig, welch ein grosser Grad von Vaterliebe für das adoptirte Kind in dem Herzen eines Ueberfetzers entstehen könne.

Pirna, b. Arnold u. Pinther: *Die Reise nach dem Tode*, von dem Verfasser des *Guido von Sohnsdom.* 1800. 224 S. 8.

Der Vf., welcher sich lieber als Autor seines besser gerathenen Productes, Emma, ankündigen sollte, nennt diess Werkchen auf dem Schmutz - Titel selbst: *eine Posse*, und mehr ist es auch nicht.

Der Held der Geschichte, Oberhofgerichts - Ac[tua]rius, und Regisseur eines Privattheaters zu Löffelh[ei]m,

einem Städtchen am Rhein, läſst ſich aus Verzweiflung wegen einer verunglückten Liebſchaft, als Volontair bey dem Sereſſaner Freycorps annehmen, wird in einer Action von dem Druck einer Kanonenkugel, ſcheinbar getödtet, in die Gruft eines benachbarten Nonnenkloſters beygeſetzt, aber von einer jungen Nonne wieder zum Leben gebracht, mit der er entflieht, und die er nach manchem Abentheuer heirathet. Die mancherley Lagen, in welche er mit der jungen ſchönen Nonne, die ihn im Jockey Coſtum, begleitet, während der Wanderſchaft nach ſeiner Vaterſtadt geräth, führen mehrere ſchlüpfrige Scenen herbey, welche dem Vf. Gelegenheit geben, ſeine Laune auszulaſſen, worin er den Ton von Thümmels Reiſen in das ſüdliche Frankreich, bis auf die eingeſtreuten Verſe nachzuahmen ſucht. Aber eben dieſes Beſtreben zur Nachahmung iſt es, was dem Vf., dem es *nicht* an Originalität gebricht, zum Vorwurf gereicht. Wie weit er ſein Original erreicht habe, darüber wollen wir den Leſer, aus folgendem Bruchſtück des intereſſanteſten Abentheuers, ſelbſt urtheilen laſſen. Der Held der Geſchichte befindet ſich in einem Wirthshauſe in der Verlegenheit, mit ſeinem Jockey in einem Himmelbette zu ſchlafen.

„Von ſeltſamen Gefühlen ergriffen, warf ich mich „ruhelos, bald auf dieſe, bald auf jene Seite. Die „ſchlafende Agnes lag wie der ſtille Engel auf einer „Mädchen-Urne, harmlos neben mir. Ihr Odem „wehte, gleich einem lauen balſamiſchen Südwind, „über die Demarcations-Linie herüber, und ſchmei„chelte den glühenden Wangen des ſchlaflos auf die„ſer verlornen Poſt liegenden Sereſſaners."

Verlangen, Zagen, Liebe, Pflicht,
Ergriff mich um die Wette.
Durchs Fenſter goſs ſein Silber Licht
Der Mond aufs Doppel-Bette,
Und zeigte mir im Himmelsglanz,
Der jungen Sphären Wechſel-Tanz.

Imperativen, ſonder Zahl,
Beſtürmten meine Seele,
Der kategoriſche befahl;
Und träumend rief Pamele:
Hilf heil'ge Jungfrau! welche Maus!
Und ſtreckt' ein Aermchen nach mir aus.

Leipzig, b. Liebeskind: *Maximilian Hulder und Praſcha*, oder der Bund fürs Glück der Bürger. Mehr Geſchichte als Roman, herausgegeben von *Feſca*. 1800. 343 S. 8.

Der Vf. erzählt in der Vorrede, daſs er bey *Anfertigung* dieſer Geſchichte mehrere Zwecke vor Augen gehabt habe. Der wichtigſte ſey ihm geweſen, ſich in Stunden der Erholung eine angenehme und zugleich lehrreiche Unterhaltung zu verſchaffen. Dieſer Zweck ſey reichlich erfüllt worden, und nun werde es ſeiner Freude die Krone aufſetzen, wenn ſein Werk auch andern Unterhaltung und Belehrung verſchaffen werde. Nicht alles ſey Dichtung: ſondern die neuere geheime Staatengeſchichte habe ihm die Grundlinien zu dem Gebäude geliefert, die ſpielende Phantaſie habe es ausgeſchmückt, die höhere (?) Vernunft habe das Ganze geordnet, und der ausſchweifenden Einbildungskraft den Zügel angelegt. Daſs nun das Werkchen den Leſern Unterhaltung geben werde, dafür bürge er (welche Bürgſchaft kann gültiger ſeyn?), die beabſichtigte Belehrung aber könne er nicht ſo unbedingt verſprechen. Wir müſſen leider verſichern, weder das eine noch das andere gefunden zu haben. Keine Unterhaltung; denn dazu ſind die Anſtrengungen einer dürftigen Einbildungskraft, welche hohle und leere Geſtalten in eine abentheuerliche Verbindung ſetzt, keineswegs hinreichend; keine Belehrung; denn dieſe muſs in einem Werke der ſchönen Kunſt aus etwas andern, als der nackten Schulweisheit hervorgehn. Die auſserordentlichen Dinge, welche ſich hier ereignen, geſchehen auf eine ſo platte Weiſe, daſs man den Autor keinen Augenblick dabey vergiſst; und ſchwerlich iſt die abgenutzte Erfindung eines geheimen Bundes, welcher aus ſeinem unbekannten Heiligthum die Welt regiert, auf eine unfruchtbarere Weiſe gebraucht worden. Mit groſsen Menſchen iſt der Vf. freygebig genug; ſchade, daſs ſie ſo geiſtarm und leer ſind. Auch die poetiſche Gerechtigkeit wird exemplariſch gehandhabt. Der abſcheuliche Erbprinz, der ſogar ſeinen Vater im Zorne durchbohren will, wird durch Vermittelung des Bundes ſeiner Krone beraubt, und kommt in einer Schlacht um; das Werkzeug ſeiner Bosheiten aber, eine misrathene Copie von Marinelli, verbrennt in einem Hauſe, das der Blitz anzündet. Die edlern Menſchen hingegen werden durch die Liebe belohnt, und zwar insgeſammt auf die ungewöhnlichſte und abentheuerlichſte Art. Merkwürdig iſt in dieſem Roman die Uebereinſtimmung der Natur mit der jedesmaligen Situation der handelnden Perſonen. Traurige Ereigniſſe kündigen ſich durch Sturm und Regenwetter an; glückliche Zeiten hingegen werden gewöhnlich von der Sonne beſchienen. Eine andere Merkwürdigkeit iſt die Gelehrſamkeit des Vfs., welcher S. 79. ſogar eine griechiſche Stelle aus dem *Luzian* anführt, an deren Wiederherſtellung gelehrte Leſer ihren Scharfſinn üben können. — Er verſpricht in einem zweyten Bande den ganzen geheimen Bund zu zergliedern, und beſonders den Umriſs, den er hier von Huldern gegeben, weiter auszuzeichnen; endlich auch einen Beytrag zur Geſchichte der Regierungskunſt zu liefern. Wir, für unſere Perſon, ſind auf die Erfüllung dieſer Verſprechungen ganz und gar nicht begierig.

Erfurt, b. Keyſer: *Euphroſyne im Neglige.* Ein Buch für deutſche Weiber und Mädchen, herausgegeben von *Auguſt Frize*. *Erſtes Bändchen*. 1800. XX u. 206 S. 8. (12 gr.)

Ein buntes Gemiſch von *ſechs hundert* wahren und halbwahren, witzigen und unwitzigen, treffenden

den und schiefen, geistreichen und trivialen Maximen für Weiber und Mädchen, zusammengelesen aus den Werken guter und mittelmäfsiger Schriftsteller, und vermehrt mit den eigenen Geistesfrüchten des Sammlers. In einer gezierten Anrede *„an die holden Leserinnen,“* worin die Floskel: *„ich ehre ihr Geschlecht, denn ich bin kein Morgenländer,“* und andere ähnliche Floskeln bis zum Ueberdrusse wiederholt werden, worin auch die originellen Ausdrücke: *schrifteln*, *Jämmerling* u. a. vorkommen, und worin der Sammler seine „Damen“ auffodert, das Wort *Weiblichkeit*, „das sie so sehr entehre,“ aus unserer Sprache zu verbannen, — in dieser Anrede wird dem schönen Geschlechte sehr viel Verbindliches gesagt, und dasselbe dringend ermuntert, „die Barriere zu zerstören, die zwischen Menschen und Menschen einen so entehrenden Unterschied mache.“ Hr. F. bittet seine Schöne, dafs sie unser Geschlecht „die feinen Gewebe mit ihren feinen Nüancen, die selbst des tiefschauendsten Forschers Auge nie auszuspähen vermöge, aus ihrem Innern kennen lehren möchten.“ Bis diefs aber geschehen könne, müsse unser Geschlecht in gewissen Stücken für das Geschlecht der Schönen mitwirken. Dazu fühlt nun auch Hr. F. Beruf in sich. Er will den Weibern das in's Gedächtnifs zurück rufen, was sie ihren Töchtern sagen sollen, um sie zu dem zu machen, was sie seyn sollen. Er giebt ihnen darum nur kurze, und zum Theil abgebrochene Sätze zum Besten, „weil ihnen durchaus das Recht gelassen werden müsse, zu erklären und zu erweitern.“ Eine Moral wollte der Sammler nicht schreiben; „denn (sagt er) Moralen sind gewöhnlich nichts, als — *Bücher!*“ Er giebt selbst eine, „vielleicht auffallende Verwirrung und Untereinanderwerfung in dieser Schrift“ zu. Euphrosyne soll aber „nicht mit gekräuselten Haaren, mit gefärbten Wangen, mit aufgetriebenem Busen, sondern — im Morgenkleide erscheinen.“ Daher der Titel dieses Buchs! — —

Und nun einige Proben! S. 1. „Eifersucht ist immer ein Beweis von dem Selbstbewufstseyn grosser Mängel, und das Einzige, wodurch Weiber selbst sagen, dafs sie sich für schlechter, oder weniger liebenswürdig halten, als andere. Und wenn erst der Spiegel bey euch, ihr Holden, seine Kraft verliert, so ist — Alles verloren.“ S. 3. „Eine Prüde aus Kunst, ist weiter nichts, als eine Kokette, und zwar eine Kokette von der verächtlichsten Art.“ S. 7. „Das *Antizibiren* (?) der ehelichen Freuden bey Ehelustigen das, was bey Kindern das Medi[ci]niren ohne Krankheit ist. Ihre Intestina werden durch nach und nach unempfänglich für Arzney und — (?).“ S. 61. „Mutter, die Tugend braucht und leidet keine Schildwacht. Wo diese erst nöthig ist, giebts keine Tugend mehr.“ (Diesen Gedanken findet man kürzer und besser von *Oliver Goldsmith* in folgenden Worten ausgedrückt: *„That virtue which requires to be ever guarded, is scarce worth the centinel.“*) S. 71. „Eure Freuden müssen mehr den *italiänischen*, als den *lebendigen* Blumen gleichen. Was sie an Farbe und Geruch verlieren, gewinnen sie durch ihre Dauer.“ S. 34. „Tragt euch dem Manne nicht an! So will es die Mode. Auch ihr müsst man in dem, worin sie allgemein ist, durchaus folgen.“ (?) S. 45. „Ein schönes Weib in einem schmutzigen Zimmer, ist dem Wiedehopfe völlig gleich. Seine Gestalt labt das Auge; aber sein Nest?“ S. 53. „Lehre ist das Licht, Beyspiel der Schatten. Kinder haschen immer nach dem Schatten.“ S. 161. „Der gewöhnliche Quell der Tadelsucht ist Dummheit. Und doch, Tadlerin, willst du gerade das Gegentheil beweisen.“ Nun noch einige Proben, wie der V. die Aussprüche anderer Schriftsteller commentirt. „Wohin (sagt *Wieland*) kann nicht ein goldner Regen dringen?“ Unser Sammler fügt hinzu: „Doch weifs ich einen Platz, wohin er nicht Zugang hat: das Herz eines wirklich tugendhaften Mädchens; aber wohlverstanden; eines *wirklich* tugendhaften!“ „Gewöhnlich (sagt *la Bruyere*) bewahrt der *Mann die* Geheimnisse eines andern treuer, als seine eigenen; das Weib eigene treuer, als fremde.“ Hr. F. setzt hinzu: „Schön wär' es, bewahrten Beide beide gleich-treu!“

Dafs es dieser Sammlung nicht an *Mannichfaltigkeit* fehlen werde, beweisen die vielen ältern und neuern Schriftsteller, woraus Hr. F. schöpfte. Man findet hier die Namen eines *Plautus*, *Virgil*, Horaz, *Ovid*, *Tibull*, *Plinius d. j.*, *Terenz*, *Young*, Milton, *Owen*, *Marmontel*, *Locke*, *Toussaint*, *Marivaux*, *Voiture*, *Voltaire*, *Wieland*, *Soden*, *Anton-Wall*, *Seume*, *Dorat*, *Boisard*, *de St. Lambert*, *Boileau*, Pascal, *Racine*, *Malherbe*, *Montaigne*, *la Bruyere*, Meifsner und vieler andern bedeutender und minder bedeutender Autoren. Die Sprache dieses Büchleins ist ziemlich rein; nur hier und da sind die ausländischen Wörter *Attachement*, *attachent*, *rustik*, *Fat*, Etourdi, *eklat*, *salopp*, *disciplinabel* u. s. w. mit eingemischt.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Breslau*, b. Schall: *Vermächtnifs eines alten Komödianten an seinen Sohn.* Goldenes A B C für Zunftgesellen des Theaters. 1800 87 S. 8. (8 gr.) Diefs Gedicht enthält manche treffende Satire gegen die handwerksmäfsigen Kunstbegriffe mittelmäfsiger Schauspieler. Der Vf. kennt seine Zunftgenossen! Vorzüglich rügt er die sogenannte *Prunkmanier*, auf welche sie sich so viel zu gute thun. Die Versification dieses Gedichts ist sehr oft leicht und glücklich. Man mufs sich nur verwundern, dafs der Vf., dem es nicht an Witz gebricht, die seltsamen Ausdrücke: *„Stahlbeschlagene Riesenstiefel — Roheit. Urkraft — Geistesstralen“* u. a. m. für *witzig* halten konnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Januar 1801.

GESCHICHTE.

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Handbuch der deutschen Reichsgeschichte* von *Christoph Gottlob Heinrich*, Herzogl. Sachsen-Weimar. Hofrath und ordentl. Professor der Geschichte zu Jena. 1800. 763 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Nach der eignen Aeusserung des würdigen Vfs., kann dieses Werk aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden, theils als Leitfaden bey akademischen Vorlesungen, theils als Handbuch für solche Leser, die sich von Deutschlands Geschichte und von der successiven Bildung seiner dermaligen Verfassung eine allgemeine Kenntniss zu erwerben suchen, ohne sie in weitläuftigen Werken studieren zu wollen. Dass es für den ersten Zweck zu ausführlich scheinen möchte, hat er selbst gefühlt, indem er sich gegen diesen Vorwurf dadurch vertheidigt, dass ein sachkundiger und geübter Lehrer bey einem solchen Handbuche Gelegenheit genug zu Erläuterungen und Zusätzen finden werde, und in einem halbjährigen Cursus den Zuhörern bey weitem mehr sagen könne, als wenn er über ein magres Compendium commentirt, und seine Berichtigungen und Zusätze mit ängstlicher Genauigkeit in die Feder dictirt. Ob wir gleich die Wahrheit dieser Bemerkungen nicht verkennen: so würden wir doch einem kürzern Lehrbuche deswegen den Vorzug zugestehen, weil dadurch der Zweck des akademischen Vortrags über die deutsche Reichshistorie weit sichrer erreicht wird; indem dieser bloss die Darstellung der wichtigsten Veränderungen und Schicksale der deutschen Nation beabsichtigt, die durch das allzugrosse Detail dem Anfänger eher verdunkelt, als aufgeklärt, werden, zu geschweigen, dass dessen Nachdenken dadurch geschärft wird, wenn das Lehrbuch bloss aus kurzen Sätzen besteht, welche in den Vorlesungen des Lehrers erläutert werden. Auch in gegenwärtiger Schrift findet man zwar hin und wieder dergleichen kurze Angaben (so heisst es z. B. S. 62. *Vortheile und Nachtheile der Lehnsverfassung* und S. 191. wo von den Landpfalzgrafen die Rede ist, wird ihr Amt nicht wirklich beschrieben, sondern die Erläuterung hierüber durch die Worte *Beschreibung ihres Amts* von dem Lehrer verlangt), welche aber mit der gewöhnlichen Form derselben nicht übereinstimmen. Dagegen ist diese einem Handbuche vollkommen angemessen, so wie überhaupt das ganze Werk in einem sehr günstigen Lichte erscheint, wenn man es aus diesem zweyten Gesichtspunkte betrachtet, indem uns kein anderes bekannt ist, welches in so gedrängter Kürze eine so treue, richtig geordnete, und reichhaltige Uebersicht der deutschen Geschichte enthielte. Je lebhafter wir aber hiervon überzeugt sind, desto mehr halten wir es für unsre Pflicht, es bey dieser Anzeige nicht bewenden zu lassen, sondern verschiedne Bemerkungen beyzufügen, die vielleicht zu noch grössrer Vervollkommung dieses Werks in Zukunft etwas beytragen könnten.

Zuvörderst billigen wir es sehr, dass der Vf., statt der gewöhnlichen Abtheilung der Reichshistorie nach den regierenden Häusern, solche Epochen zu wählen suchte, die ihren Grund in Hauptveränderungen haben, welche den ganzen Staat betrafen; doch würden wir hin und wieder die gewählten Ruhepunkte mit andern vertauscht haben, die sich noch mehr auszeichnen als jene. So scheint z. B. der Theilungsvertrag von Verdun (843) mit welchem verschiedne Gelehrte, unter andern *Köhler*, die deutsche Reichshistorie selbst anfangen, eine noch bessere Epoche zu seyn, als die Regierung Carls des Grossen, die, ungeachtet ihrer Wichtigkeit, keine Veränderung in der Grundverfassung bewirkte. Auch wissen wir nicht, warum mit Friedrich I. eine neue Periode angefangen wird. Weit grössre Veränderungen zeigen sich nach dem Tode Heinrichs V. mit dem Regierungsantritt Lothars von Sachsen, indem doch erst seit dieser Zeit die Wahleigenschaft des deutschen Reichs ganz entschieden war, oder wenigstens, wenn dieses der Vf. noch bestreiten sollte, unter der Regierung der letzten Könige aus dem fränkischen Stamm die Macht der Stände einen sehr grossen Zuwachs erhalten hatte, der in der Folge zur Grundlage der Landeshoheit diente. S. 7. wird unter den Hülfswissenschaften die Diplomatik nicht erwähnt, die doch um so mehr hier eine Stelle verdient hätte, da in dem vorhergehenden Paragraphen, wo von den Quellen die Rede ist, zwar Urkunden-Sammlungen (unter welchen auch die von *Gerken* beygefügt zu werden verdiente), nicht aber eigentliche diplomatische Werke angeführt werden. S. 26. wo von dem ältesten deutschen Adel die Rede ist, aus dem in der Folge der Dynastenstand, nicht aber der ganze hohe Adel entsprang, würden wir diese Veränderung durch grosses Landeigenthum, (welches jener bey der Vertheilung der Ländereyen erhielt), angedeutet haben. — Auch würden wir S. 76. bemerkt haben, dass die Märzversammlungen eigentlich Musterungen waren, welche aber allmälig eine Theilnahme der Nation, besonders der Grossen, an den Staatsgeschäften bewirkten, wozu besonders die grössre Ausbildung des Lehnssystems beytrug, wie solches *Prof. Zachariä* in seiner *Diss. Origines Comitio-*

mitiorum quae in Imperio S. R. G. celebrantur. (*Viteb.* 1795.) ausführlich gezeigt hat. S. 21. hätte das Verhältnifs des Heerbanns zur Lehnsmiliz, und die Bemühungen Carls des Grofsen, erstern aufrecht zu halten, angegeben werden follen, fo wie überhaupt bey einem jeden Abfchnitt die Kriegsverfaffung wegen ihrer genauen Verbindung mit der Regierungsform eine befondre Rubrik verdient hätte. Der Urfprung der Patricier, von welchen S. 195. die Rede ift, wird nicht ganz richtig dargeftellt, indem fie der Vf. von den urfprünglichen freyen Bürgern ableitet, da fie doch vielmehr Nachkommen derjenigen Edelleute find, die fich zu Ende des zwölften und Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts aus verfchiednen Urfachen, befonders aber um Schutz gegen das Fauftrecht zu finden, in die Städte gezogen. S. 198. kann beygefügt werden, dafs die Idee von der Weltherrfchaft des römifchen Kayfers durch die Grundfätze der Hierarchie begünftigt wurde, die nicht nur ein geiftliches, fondern auch ein weltliches, Oberhaupt der Chriftenheit verlangten. — Dafs, wie S. 203. behauptet wird, der nähere Umgang der Deutfchen mit den Italiänern deswegen gar keinen Einflufs auf die Sittenverfeinerung äufserte, weil beide Nationen einander tödlich hafsten, fcheint fich durch die von dem Vf. felbft angeführte Thatfache widerlegen zu laffen, dafs eine ähnliche Abneigung auch zwifchen den Deutfchen und Franzofen Statt fand, und doch die erftern fchon in der Mitte des 11ten Jahrhunderts anfingen, franzöfifche Moden anzunehmen. S. 238. verdient *Joh. Meermanns* Gefchichte des Grafen Wilhelm von Holland beygefügt zu werden (aus dem Holländifchen. Leipz. 1787 u. 88. 2 Th. 8.), da der Vf. gewöhnlich die vorzüglichern Biographien der deutfchen Kayfer anzuführen pflegt; auch hätten S. 249. die neuen Ideen, einige Rückficht verdient, die *Gemeiner* in feinen Berichtigungen im deutfchen Staatsrechte und der deutfchen Reichsgefchichte über den Urfprung der Kurfürften vorgetragen hat. Wenn ferner S. 248. behauptet wird, dafs vor Rudolfen von Habsburg, an Landeshoheit der deutfchen Fürften nicht gedacht werden konnte, weil diefe in fo mancher Rückficht noch vom Könige abhingen, und vieles, was fie von Hoheitsrechten befafsen, noch Ufurpation war: fo möchte doch diefe Behauptung wegen der vielen fchon damals vorhandnen Conceffionen und Privilegien, welche die Fürften, befonders von Friedrich II. erhalten hatten, wohl dahin eingefchränkt werden müffen, dafs die Landeshoheit blofs unvollkommner und (befonders durch die kayferliche Concurrenz) eingefchränkter war, als gegenwärtig. S. 255., wo von der Erblichkeit der Lehne die Rede ift, hätte bemerkt werden follen, in wiefern die oben (S. 157.) angeführte Conftitution Conrad II. von der Erblichkeit der Lehne, die urfprünglich blofs für Italien beftimmt war, in der Folge auch auf Deutfchland Einflufs äufserte. S. 323. wird behauptet, dafs zur Nachfolge in der fächfifchen Kur H. Erich V. von Sachfen-Lauenburg als nächfter Agnat das gegründetfte Recht hatte, ohne dafs dabey die entgegenftehenden Zweifel, die fich vorzüglich auf die auch bey d[illegible] fächfifchen Reichslehnen üblichen Grundfätze v[illegible] der gefammten Hand gründen, berührt werden, d[illegible] erft vor kurzem mit neuer Stärke in folgender Schri[illegible] find dargeftellt worden: *Chriftl. Gottlob Biener de D[illegible] catu atque Electoratu Saxonico in Fridericum bellicof[illegible] collato. Lipf.* 1793. S. 344. verdient beygefügt z[illegible] werden, dafs man fchon unter K. Sigismunden ei[illegible] Kammergericht findet, welches aber im Ganzen kei[illegible] befsre Verfaffung hatte, als das ältre Hofgericht.

Unter den S. 383. angeführten Büchern zur Gefchichte Carls V. wunderten wir uns, *Robertfons* bekanntes Werk nicht erwähnt zu finden. S. 520. ift blofs von einer ftillfchweigenden Anerkennung der Souverainität der Niederlande von Seiten des Kayfers und Reichs die Rede, da diefe doch ausdrücklich in befondern Ratificationen von dem 53ften Artikel des Friedens zu Münfter 1648 von Seiten des Kayfers und 1654 von Seiten des Reichs erfolgt ift (f. *Dumont Corps Diplom.* T. VI. p. 429. 446.). Da S. 569. der von dem Kayfer einfeitig vorgenommenen Abfaffung der Reichshofrathsordnung und des Decrets von 1714 gedacht wird: fo hätte zugleich die zuerft in der W. C. Karl VII. enthaltne proviforifche Anerkennung beder Gefetze beygefügt werden können. Endlich ift es unrichtig, wenn S. 590. von dem Ryswicker Frieden gefagt wird: „Der Kaifer und das Reich traten an Frankreich ab die Stadt Strafsburg nebft allem, was am linken Rheinufer dazu gehört, mit völliger Souverainität; *und damit* wurde dann der alte Streit wegen der Oberhoheit über die zehen vereinigten Reichsftädte und die Reichsritterfchaft im Elfafs, ganz zu Frankreichs Vortheil entfchieden." Im Gegentheil follte man vielmehr daraus, dafs Frankreich für nöthig fand, fich in dem Ryswicker Frieden die Stadt Strafsburg und ihr Gebiet befonders abtreten zu laffen, auf die Beybehaltung der Souverainität des Reichs über die übrigen reichsunmittelbaren Gebiete in Elfafs fchliefsen. Die entgegengefetzte Meynung mufs alfo aus andern Gründen dargethan werden, die man am beften in folgender Schrift ausgeführt findet: *Jufti Chriftoph. Leift Tractatus juris publici de pacis Ryswicenfis articulo quarto.* Gött. 1796. 8.

BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Hiftorifches Journal* Herausgegeben von *Friedrich Gentz.* 1799. 8. *Erfter Band* 498 S. *Zweyter Band* 472 S. *Dritter Band* 478 S. 8.

Seit Anfang des J. 1799 erfcheint bekanntlich von diefem Journale monatlich ein Heft, deren viere einen Band ausmachen. Wenn bey der Anzeige und Beurtheilung einer Zeitfchrift hauptfächlich auf drey Gegenftände Rückficht zu nehmen ift, auf die Wahl der Materien, die Gründlichkeit und Unpartheylichkeit, und den Vortrag: fo glauben wir, dafs die Schreibart des Herausg., der auch Vf. der meiften Abhandlungen ift, durch frühere Schriften, und vorzüglich durch feine Ueberfetzungen aus dem Franzöfifchen und Englifchen demjenigen Publicum, welches an poli-

politischen Discussionen Theil nimmt, zu bekannt geworden sey, um einer Empfehlung zu bedürfen. Was hingegen den Inhalt betrifft: so ist diese Zeitschrift ganz der Geschichte des Tages gewidmet, und zwar beschäftigt sie sich fast ausschliessend mit Frankreich und England; und mit Untersuchungen, die auf die neueste Geschichte und Verfassung dieser Staaten Bezug haben. Die Materien hat der Herausg., nach unserm Urtheile, sehr glücklich gewählt, wenn es ihm darum zu thun war, das kleinere Publicum, das ausführlichere und durchdachte Abhandlungen über die wichtigsten Ereignisse unserer Tage mit Vergnügen und Interesse liest, zu befriedigen. Die durch viele Monatsstücke hindurch laufende Abhandlung: *Ueber den Gang der öffentlichen Meynung in Europa in Rücksicht auf die französische Revolution, und über die Entstehung derselben;* die Abhandlungen: *Ueber den Plan der Vereinigung zwischen England und Irland; über den jetzigen Zustand der Finanz-Administration und des National-Reichthums von Grossbrittannien*, wird der unbefangene Leser, wenn er auch nicht immer gleicher Meynung mit dem Vf. ist, doch nicht leicht unbefriedigt aus der Hand legen. Aus des Herausg. früheren Schriften, der Wahl der Schriftsteller, die er ins Deutsche übersetzt, und den Anmerkungen, welche er diesen Uebersetzungen beygefügt hat, und selbst aus der Ankündigung dieser Zeitschrift sind zwar die politischen Meynungen des Herausg. bekannt genug; da aber jeder billige Mann behutsam in seinem Urtheile über die Partheylichkeit oder Unpartheylichkeit eines dritten ist: so muss es einem gewissenhaften Rec. um so schwerer werden, ein solches Urtheil über einen Schriftsteller zu fällen. Hn. G. ist von dem Herausg. eines andern Journals, das Rec. von seiner Entstehung an mit Vergnügen gelesen hat, und noch liest, nicht nur der Vorwurf der Partheylichkeit gemacht; sondern es ist auch als eine Versündigung gegen die Neutralität des preussischen Staats angesehen worden, dass er in der Ankündigung seiner Zeitschrift erklärt habe: „Das was gewisse Schriftsteller Unpartheylichkeit und Neutralität nennen, — ein unwürdiges „schnödes Capituliren mit den heiligsten Grundsätzen „des Rechts, der bürgerlichen Ordnung und der „Menschlichkeit, ein unverständliches, charakterloses, oft geflissentlich verworrenes, Hin- und Herschwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, „und alle andere Manieren oder Künste dieser Art, „würde man hier vergebens suchen", dieser Vorwurf veranlasste Hn. G. im Juliusstücke die Frage aufzuwerfen und zu beantworten: *In wiefern kann man Unpartheylichkeit und Neutralität von einem politischen Schriftsteller verlangen?* In dieser Abhandlung wird der Unterschied zwischen beiden gut auseinander gesetzt und gezeigt, dass zwar Unpartheylichkeit, nicht aber Neutralität, eine Pflicht des politischen Schriftstellers sey. Das Urtheil ist unpartheyisch, auf welches Gunst oder Ungunst keinen Einfluss gehabt haben, und hiernach zu streben, gebietet schon die Würde eines Menschen. „Wenn sich der Richter (oder Schriftsteller) bewusst „ist, dass keine Rücksicht auf Liebe oder Hass seinen „seinen Ausspruch bestimmte: so hat er der Pflicht der „Unpartheylichkeit Genüge geleistet; obgleich dieses „Bewusstseyn ihn nicht gegen Irrthümer zu schützen „vermag, in welche eine falsche oder unvollkommene „Sache ihn führen kann." Wir sind überzeugt, dass Hr. G. diese Unpartheylichkeit habe, die man wohl die innere nennen könnte. Es ist aber eben so wenig zu verwundern, wenn sein vertrauter Umgang mit Schriftstellern, die zu den heftigsten ihrer Parthey gehörten, *Burke* und *Mallet du Pan*, von welchen er mehrere Schriften in das Deutsche übersetzte, ihn für das Interesse dieser Parthey gewann, als dass die überall wiederhallenden, schiefen Urtheile über Englands Regierung und Finanzen, welche Schriftsteller ohne Sachkenntniss einander nachschreyen, und bey denen selbst der gemässigteste Freund Englands unwillig werden muss, ihn zuweilen in der ruhigen und kalten Untersuchung stören und zu Urtheilen veranlassen, die ein grosser Theil unbefangener Leser für einseitig halten wird. Diess scheint z. B. der Fall S. 190. des 1ten Bands zu seyn, wo Hr. G. sagt, dass man noch beträchtlich unter der Wahrheit bleibe, wenn man Englands jährliche Einkünfte auf 200 Millionen (S. 67. des 3ten Bandes, werden sie sogar auf 231½ Million angegeben), und nach diesem jährlichen Ertrage *das Kapital der brittischen Nation auf viertausend Mill. Pf. Str.* schätze. Da bey Aufzählung der Einkünfte nicht etwa der Ueberschuss über die Bedürfnisse, sondern der ganze Lohn mit in Anschlag kommt, welchen Advocaten von ihren Geschäften, Handwerker von ihrem Gewerbe, Taglöhner von ihrer Arbeit beziehen: so kann Rec. den Rückschluss von den Einkünften auf das Capital nicht für richtig erkennen. Bey einer solchen Berechnung des Staats-Capitals würden sich sehr irrige und sonderbare Folgerungen ergeben. Eben so unrichtig scheint Rec. das zu seyn, was S. 164. des 3ten Bandes bey Gelegenheit der Vortheile, die das Anleihe-System gewährt, gesagt wird: „Die Zinsen werden durch Abgaben aufgebracht, die ein Theil der Einkünfte des Volks, „oder, um es bestimmter auszudrücken, ein Theil „des Ueberschusses dieser Einkünfte über das unmittelbare Bedürfniss der Consumtion desselben sind. „Dieser Ueberschuss kann nun doppelten Ursprunges „seyn. Entweder das Volk schränkt, ohne seine Einkünfte wirklich zu vermehren, seine Consumtion „nur um so viel mehr ein, als nöthig ist, um den „Zuwachs seiner Abgaben, welchen die Verzinsung der Staatsschuld erfodert, bestreiten zu können. Oder es weiss sich durch erhöhte Thätigkeit „und Industrie neues Product, neue Einkünfte zu verschaffen, und bezahlt mit diesen den Zuwachs seiner „Abgaben." Rec. glaubt, dass ein dritter Fall eintreten könne, dass nämlich ein grosser Theil der Contribuenten nicht im Stande sey, die Abgaben von dem Ueberschusse zu zahlen, sondern von dem Capital-Vermögen zahlen müsse. Und dass dieser Fall wirklich in England selbst häufig eintrete, scheinen die, nach unverwerflichen Zeugnissen, sich sehr mehrenden Armen-Taxen zu beweisen.

Den

Den Aeufserungen Hn. G. über die Vortrefflichkeit des Amortisations-Fonds giebt Rec. vollen Beyfall; dessen ungeachtet kann er sich aber nicht überzeugen, dafs derselbe hinreichend sey, den National-Credit aufrecht zu erhalten, wenn mehrere Jahre hindurch weit gröfsere Summen erborgt, als abgelegt werden. Uebrigens beweifst das grofse Steigen der öffentlichen Fonds während eines, seit mehrern Jahren mit den gröfsten Anstrengungen geführten, Kriegs mehr, als jede Demonstration, wie sehr sich diejenigen geirrt haben, die mit so vieler Zuversicht den nahen Sturz der englischen Finanzen vorherverkündigten.

Rec. wünscht recht sehr, dafs dieses Journal, in welchem er viel Unterhaltung und Belehrung gefunden, und das der Herausg. durch ein beygefügtes Register dem Statistiker und künftigen Geschichtschreiber brauchbarer zu machen gesucht hat, möge fortgesetzt werden. Wenn es gegründet seyn sollte, dafs es nicht den Abgang finde, den es nach der Wichtigkeit der Materien und dem allgemeinen Interesse, welches das Publicum billig an der neuesten Geschichte nimmt, finden sollte: so ist der Grund davon wohl darin zu suchen, dafs der grofsen Lesewelt weniger mit einer ausführlicheren und, zuweilen ihrer Natur nach, nothwendig trockenen Darlegung der wichtigern Gegenstände, als mit Mannichfaltigkeit derselben gedient ist; denn dafs die Vorliebe für die französische Revolution, und die Abneigung gegen England noch jetzt in Deutschland so stark und allgemein seyn sollte, um nichts lesen zu wollen, was die bisherigen Begriffe berichtige, kann Rec. seinen deutschen Mitbürgern nicht zutrauen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Deutschland (Gotha, in d. Beckerschen Buchh.): *Nationalzeitung der Deutschen. Jahrg.* 1798. S. 1 bis 1086. Nr. 1 — 52. (2 Thaler.) — *Jahrg.* 1799. S. 1 — 1176. Nr. 1 — 52. — *Jahrg.* 1800. Nr. 1 — 52 (in gespaltenen Columnn. S. 1172.) 4.

Der gute Fortgang dieses Instituts, dessen beiden ersten Jahrgänge in Nr. 74. März 6. 1799. der A. L. Z. mit verdientem Lobe angezeigt wurden, bewährt die *hundertjährige* Erfahrung, dafs Thüringen und insbesondere Gotha eine sehr wohlgelegene Stadt für Zeitungs-Industrie ist. Ihre Lage in der Nachbarschaft vieler andern Städte, an einer Hauptstrafse zwischen Frankfurt und Leipzig, und in der Mitte von Deutschland, so wie das auf 10 Meilen im Umkreise sich erstreckende Meviusfche Botenamt, sind bekanntlich Beförderungsmittel des dortigen Betriebs. Dadurch wird es erklärlich, dafs, neben der Nationalzeitung, ein täglicher *Reichs-Anzeiger*, die politische Zeitung des Hn. Raths *Hamberger* bey den Meviusschen ben, eine *Handlungszeitung* und ein *Intelligenz*[illegible] zugleich bestehen können.

Der Geist und das Wesen dieser Zeitung ist bis an den Schlufs des Jahrhunderts gleich geblieben. Eine zweckmäfsige Freymüthigkeit, aber mit Namhaftmachung der Quellen, und eine gute Auswahl der vielfachen Correspondenz, die sich auf die literarisch unbekanntesten Gegenden Deutschlands, [illegible] Westphalen und die österreichischen Erblande erstreckt, erhielt sich bey allen, selbst den delicatesten, Gegenständen. Die Ministerial-Schicksale des von *Wöll*[illegible] und die Correspondenz des Grafen *Münster-Meinhövel*, wegen des Johanniter-Ordens (1800. Nr. 3[illegible]) sind davon Beyspiele aus der neuesten preufsischen Staatsgeschichte. Im innern Haushalt erfolgte die geringe Abänderung, dafs die, als 2ter Theil mit den Jahrgängen 1796 und 1797 verbunden gewesene Staatengeschichte nicht weiter fortgesetzt, sondern die politischen (auswärtigen) Staatsbegebenheiten jedem Wochenstücke in einer Beylage angehängt wurden. Ein zwey Bogen starkes wohl ausgearbeitetes Register, vertrat dabey die Stelle des vorigen, das im historischen Gebrauche sehr nothwendig ist, und macht von den Jahrgängen 1799 und 1800 die letzte 53[illegible] Nummer aus. Ihre Versendung in alle europäischen Staaten wurde selbst nicht in Rufsland durch landesherrliches Verbot suspendirct. Diese Vorzüge verdankt die N. Z. dem Fleifse und Unternehmungsgeiste des Hn. Rath *Becker*, der das vierfach nützliche Verhältnifs des Reisenden, des Schriftstellers, des Buchhändlers und Geschäftsmannes in sich vereinigt. Fast unverdienter Weise erhoben sich im J. 1798 sowohl von Seiten einzelner Privatpersonen als ganzer Landescollegien, jedoch ohne rechtliche Form, mehrere Klagen gegen die Zeitung, so, dafs die Herzoglich Sachsen-Gothaische Regierung, um einen unnützen und unbequemen Schriftwechsel abzukürzen, keine andere Beschwerden, als in Form einer nach der Landes-Procefsordnung eingeleiteten Klage mehr annahm.

In der Form des Vortrags, und selbst in der Abtheilung des sub- und objectiven Inhalts, war jedoch eine gewisse Ungleichheit und Einseitigkeit bemerklich. Von Kirchen- Schul- und Armensachen, und von Unglücksfällen, so wie aus Schwaben und Obersachsen, wurde im Verhältnisse zum Ganzen zu viel geliefert. Ingleichen pafst der politische Abschnitt zu der Anlage nicht gut; er ist einerseits oft zu veraltet, um den ihm gegönnten Raum einzunehmen, und anderseits oft zu gedrängt, um für alle Leser verständlich zu seyn. Das Nachtwächterlied zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts ist sehr gut gerathen. Für das neue sind jedoch auch hierin wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen angekündigt worden. Hr. Rath *Lenz* giebt die Redaction ab.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Januar 1801.

GESCHICHTE.

1) LONDON, b. Cadell u. Davies: *Review of the Origin, Progress and Result of the decisive War with the late Tippoo Sultan of Mysore* etc. by *J. Salmond* and *M. Wood.* 1800. 88 S. 8. Ausser den nichtpaginirten Anhängen.

2) Ebend., b. Bulmer u. Nicol: *View of the Origin and Conduct of the War with Tippoo Sultan, and the Siege of Seringapatan*, by *A. Beatson.* 1800. 265 S. 4. ohne die Anhänge von 172 S. Kupfer u. Karten.

Von den neuesten Veränderungen in den von Europäern am meisten besuchten oder theilweise beherrschten Provinzen von Hindostan und Decan sind wir, trotz *Rennels* unermüdetem Bestreben, jene Länder geographisch aufzuklären, und den in England gelegentlich erscheinenden Staatsschriften, Reisen und Pamphlets, wenig unterrichtet. Wir wissen die Ursache und den Erfolg des Krieges nicht, den die Maratten 1794 mit dem Nizam von Decan führten, noch weniger die wahre Veranlassung, warum der mächtigste Maratten-Fürst, Madaji Scindeas Nachfolger, 1798 aus Noth oder Uebermuth den Peischwa in Punah und seine Minister ausplünderte. Die Unruhen, welche ein zahlreiches, meist von Franzosen befehligtes, Corps in den Ländern des Nizam von Decan vor 1798 anrichtete, sind uns nur theilweise und einseitig bekannt, und die letzte Revolution in Auhd, wodurch der bisherige Nabob abgesetzt, und den Engländern die wichtige Festung Elhabad, als eine nordwestliche Schutzwehr ihrer bengalischen Besitzungen zu Theil ward, kann man nur aus den seltenen, weitläuftigen Acten und Zeugenverhören über diese Revolution am Obergánges erfahren. Dass hingegen der letzte glückliche mysorische Krieg nicht unbeschrieben bleiben würde, war leicht zu erwarten, wenn gleich Ormes Fortsetzung der brittischen Kriege in Hindostan kaum zu hoffen ist, und ähnliche, mehrmals in Calcutta und London angekündigte, Bemühungen anderer Zeitgenossen, bisher die Presse nicht verlassen können.

Die obengenannten Geschichtschreiber des letzten mysorischen Krieges, *Wood, Salmond* und *Beatson*, nahmen sämmtlich an diesem Kriege Theil, wodurch nicht nur Tippo Saheb sein Leben verlor, sondern es auch dahin kam, dass alle seine Länder zertheilt, und aus einem unabhängigen Reiche in eine ganz von England abhängige Provinz verwandelt wurden. Hr. *Wood*, vormals Ingenieur-Oberster in Bengalen, hat nur geringen Antheil an der Uebersicht Nr. 1., denn er hat darin grösstentheils eine beträchtliche Menge Correspondenzen, Staatsschriften und andere Papiere, diesen Krieg betreffend, abdrucken lassen, welche der brittische Generalgouverneur, Lord Wellesley, vor oder nach demselben, den Directoren der Londner ostindischen Compagnie übersandte, und grösstentheils durch fliegende Blätter und englische periodische Schriften dem Publicum bekannt geworden sind. Die eigentliche Kriegsgeschichte hat Hn. *Salmond* zum Verfasser.

Diese ertheilt, wie der Titel besagt, eine zweckmässige Uebersicht über den Anfang und das Ende dieses Kriegs, von dem wir in Deutschland noch lange nicht völlig unterrichtet sind. Hr. *S.* zeigt des Sultans Bestreben, die 1792 verlornen Länder wieder zu erlangen, seine Bemühungen, die indischen Mächte gegen England aufzuhetzen, und dessen Alliirten, die Maratten und den Nizam, von ihrem alten und natürlichen Bundsgenossen zu trennen, und vorzüglich mit französischen Hülfstruppen, deren er 40,000 Mann mit der erfoderlichen Artillerie verlangte, die Engländer aus Ostindien zu vertreiben. *Ripaud*, ein französischer Caper-Capitain von Isle de France, ein eifriger Jacobiner, der zufällig in seine Staaten vertrieben ward, unterstützte ihn in seinen Planen, und er wusste dem Sultan die Siege der Mutter-Republik über ihre Gegner und ihre Macht zu Lande und zu Wasser, weil dieser vom Revolutionskriege noch nichts erfahren hatte, so geschickt zu übertreiben, dass er mit ihm, aller Einwendungen seiner Minister ungeachtet, eine förmliche Allianz gegen England unterzeichnete, und Gesandten nach Isle de France abgehen liess, um dort die Ueberfahrt, wenigstens eines Theils, der versprochenen Hülfstruppen zu beschleunigen. Allein zu bald fanden die mysorischen Gesandten, dass Ripaud ihrem Fürsten mehr versprochen hatte, als er leisten konnte; der Gouverneur wollte die Allianz nicht unterzeichnen, weil er sie vorher nach Frankreich übersenden musste, und die Besatzung der Insel war nicht einmal vollzählig, weil man davon 1000 Mann nach Batavia zur Unterstützung der Holländer gesandt hatte. Er ermunterte jedoch die Einwohner durch eine gedruckte Proclamation, in des Sultans Dienste zu treten, von denen aber nur 99 an Weissen, Schwarzen und Mulatten zusammengebracht werden konnten. Aber eben diese Proclamation verrieth den Engländern des Sultans Unterhandlungen mit ihren Gegnern, die er so geheim als möglich zu halten suchte. Sie waren vorher

her schon wegen des Sultans Kriegsrüstungen und Bonaparte's Landung in Aegypten auf ihrer Hut, und setzten ihre Truppen auf den Kriegsetat, die überdem von Europa und Bengalen Verstärkungen erhielten. Doch suchten sie den Frieden in Indien durch Unterhandlungen mit dem Sultan zu befestigen. Da er aber ihren Beschwerden über Erneuerung der Feindseligkeiten, ihren Vorschlägen, die Ruhe in Decan zu befestigen, listig auswich, ihre Briefe gar nicht oder sehr spät beantwortete, und seine Rüstungen fortsetzte: so suchten die Präsidentschaften Madras und Bombay durch einen Einfall in sein Gebiet von zweyen Seiten seinen Streifereyen zuvor zu kommen, und d. 3. Febr. 1799 rückte die Armee in Mysore ein. Da der ganze Feldzug nur zwey Monate dauerte, und des Sultans Hauptstadt schon den 4. May mit Sturm erobert ward: so hat Hr. *Salmond* die Vorfälle vor und nach dem 4. May nur kurz behandelt. Er beschreibt zwar darin des Sultans Tod, die Eroberung seines ganzen Landes nach dem Fall von Seringapatan, und die Zerstückelung seiner Länder, doch ohne sich in ein ausführliches Detail einzulassen.

Darüber aber geben die Urkunden im Anhange, welche über drey Viertel des ganzen Werks ausmachen, desto gründlichern Unterricht. Sie bestehen aus der Correspondenz des indischen Generalgouverneurs mit den Londner Directoren, den Berichten der englischen Befehlshaber über einzelne Kriegsvorfälle, Tippos Briefwechsel mit dem brittischen Generalgouverneur, den ausführlichen Theilungstractaten seiner Länder, worin jeder District nebst seinem Ertrage aufgeführt ist, und was den Engländern, den Maratten, dem Subah von Decan und dem neuen Rajah von Mysore, von des Sultans Ländern 1799 zu Theil ward, ausser einer Menge wichtiger Papiere, die nach des Sultans Tode in dessen geheimen Kanzeley gefunden, und von den Siegern nach England geschickt wurden. Diese geben die deutlichsten Beweise von des Sultans feindseligen Gesinnungen gegen England, und dessen rastlosen Bestreben, durch fremden Beystand seine 1792 verlornen Provinzen wieder zu erlangen, und die Ungläubigen (so heissen in seinen Briefen die Engländer), Maratten und deren Alliirte, von Grund aus zu vertilgen, oder sie unter das Schwerd des Glaubens zu beugen. Man findet hier seine ganze Correspondenz mit dem Könige von Kandahar, Zemaun Shah, um ihn zum Zuge nach Delhi zu bewegen, der aber aus unbekannten Ursachen unterblieb; seine ganze Verhandlung mit der französischen Regierung in Isle de France, und dem Directorium in Paris. Der Sultan verspricht ihnen die Festungen Madras und Bombay, wenn sie ihm schleunige Hülfe leisten wollen, die Engländer aus Indien zu vertreiben, und die portugiesische Hauptstadt Goa zu erobern. Ferner eine kurze Geschichte der alten Rajahs von Mysore seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Sie bestehen aber grösstentheils aus den unbekannten Namen der verschiedenen Fürsten, die dieses Land als Unmündige und Weichlinge beherrschten; auch wird darin Hyder Allys Usurpation des mysorischen Reichs nicht aufgeklärt. Dieser wies indessen dem von ihm vom Thron verdrängten Rajah, Chick KiSna, der schon 1766 jährl. 200,000 Rupien an, die aber Tippo Saheb dessen Nachfolgern, bis auf 7000 Rupien verminderte. Auch über die ansehnliche Beute, welche die Engländer in der Hauptstadt fanden, sind hier mehrere Verzeichnisse abgedruckt, aber vorzüglich von den Kriegsbedürfnissen; denn über des Sultans Baarschaften, Juwelen und andere Kostbarkeiten, sind uns keine detaillirten Angaben unter diesen Actenstücken aufgestossen, deren Werth, wie Augenzeugen versichern, nahe an zwey und zwanzig Millionen Thaler betragen haben sollen, welches alles unter die Truppen, nach indischem Kriegsgebrauch, vertheilt ward. Den Beschluss macht ein Brief aus dem Lager vor Seringapatam, welcher das Verhalten des Sultans am Tage des Sturms, seinen Tod, und die mühsame Auffindung seines Leichnams unter vielen hundert Erschlagenen beschreibt; aber, hierüber haben wir seitdem genauere Nachrichten erhalten. Der Sultan hinterliess zwölf Söhne, von denen der jüngste funfzehn Jahr alt war, die ältern aber während dieses Krieges besondere Corps anführten.

Hr. *Beatson* konnte in seiner Lage, als Ober-Ingenieur der brittischen Hauptarmee, die sichersten und genauesten Nachrichten, über den Anfang und das Ende dieses Krieges erfahren, er versichert auch in der Vorrede, dass ihn der Generalgouverneur von Ostindien, Marquis von Wellesley, mit wichtigen Beyträgen unterstützt habe. Sein Werk ist eine sehr genaue, und für Militärpersonen äusserst lehrreiche Kriegsgeschichte. Er detaillirt nicht nur die Stärke beider Armeen (Tippos ganzes Heer bestand nur aus 48,000 Mann), und die Anstalten, welche getroffen wurden, die brittischen Heere mit Lebensmitteln, Zugvieh, und andern Bedürfnissen zu versehen, sondern er zeigt auch, warum die östliche Hauptarmee 1799 gerade die von ihr genommene Strasse wählte, um nach der Hauptstadt vor der Regenzeit zu gelangen, und sehr ausführlich alle bey der Belagerung von Seringapatan getroffenen Maassregeln. Bloss an Belagerungsgeschütz führte die erwähnte Armee 37 schwere Kanonen und Mörser mit. Aber Hr. B. hat nicht bloss für militärische Leser geschrieben. Jeder Freund der Geschichte wird bey ihm mannichfaltige Belehrung über den Ursprung dieses Kriegs, die zum Theil missliche Lage der Engländer vor demselben (daher sie dem Sultan zuvorkommen mussten), über Tippos Regierung, seine Lebensart und den letzten Theilungstractat seiner Länder finden, und aus welchen politischen Gründen die Engländer ganz Mysore nicht für sich behielten, oder mit ihren beiden Alliirten, dem Nizam und den Maratten theilten.

Von den feindseligen Gesinnungen des Sultans gegen Grosbrittannien vor dem Kriege, hat Hr. B. bessere Beweise gesammelt, als vor Erscheinung seiner Geschichte bekannt waren. Tippo cabalirte am Hofe des Nizam, um dessen Allianz mit England zu trennen, und stand mit dessen französischen Befel-

habern, vor denen sich der Nizam selber fürchten musste, in Verbindung, und ohne den Schlag, wodurch die Engländer den Kern der Infanterie des Nizams 14000 stark, und von französischen Officiers disciplinirt und befehligt, mit Bewilligung des Nizams 1798 entwaffneten, würde dasselbe beym Ausbruch eines Krieges des Sultans Armee verstärkt haben. Eben so suchte er durch geheime Negotiationen die freundschaftlichen Verbindungen der Engländer und Maratten zu zerstören, und er brachte es zum Theil durch Geschenke und Versprechungen am Hofe zu Punah dahin, dass die Maratten am letzten Kriege gar keinen thätigen Antheil nahmen. Kein noch so kleiner indischer Fürst entging seiner Aufmerksamkeit, um ihn gegen die Engländer aufzuhetzen, und er suchte daher die kleinen Rasbutten Fürsten in Agimere, ja sogar den unbekannten Rajah von Nepal, der in Gebirgen an den nördlichen Gränzen von *Bengalen* herrscht, in sein Interesse zu ziehen.

Mit Unrecht werden von ihm die mysorischen Gesandten angeklagt, dass sie alle Vorkehrungen der Franzosen, dem Sultan Hülfe zu leisten, durch ihre Gegenwart gut geheissen hätten. Nach ihrer Instruction und den Gesandschaftsberichten, die man bey Wood finden kann, sollten sie für ihren Herrn ein ansehnliches Truppen-Corps zusammenbringen. Sie wollten aber incognito auf der Insel Frankreich landen, und alle ihre Geschäfte insgeheim abmachen, um alles Aufsehen zu vermeiden, und nur der übergrosse Eifer des Gouverneurs, den Sultan gegen die Engländer zu unterstützen, zwang sie öffentlich zu erscheinen. Der Marsch der Hauptarmee nach Seringapatan war von keinen merkwürdigen Vorfällen begleitet, auch wagte der Sultan während der Belagerung, die den 22. April ihren Anfang nahm, keinen Hauptangriff auf die Feinde, wenn er gleich durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen suchte. Beym Sturm am 4. May, durch den die Engländer Meister der Hauptstadt wurden, blieben über 8000 von des Sultans Truppen, und, wie längst bekannt, war er selber unter dieser Anzahl. Er konnte sich, aller Versicherungen seiner Befehlshaber ungeachtet, nicht überreden, dass die Engländer bey hellem Tage einen Sturm wagen würden. Auch seine Astrologen wiederholten es ihm, dass jener Tag für ihn unglücklich seyn würde. Diese, vorzüglich die Hindus, suchte er durch Geschenke, die eine mystische Deutung erlauben, an Elephanten, schwarzen Ziegen und Kühen, auch an baarem Gelde zu bewegen, das ihm bevorstehende Unglück durch Gebet abzuwenden, und vergebens spiegelte er sich in einem mit Oel gefüllten Gefässe, welche Handlung, nach indischem Aberglauben, ein bevorstehendes Unglück abwenden soll. Während der Belagerung bewohnte er seinen Pallast nicht, sondern ein zugemauertes Thor seiner Festung. Seit 1792, in welchem Jahre er die Hälfte seiner Länder verlor, schlief er nicht in seinem gewöhnlichen Bette von feinen baumwollenen Zeugen, sondern ruhete in einem von Wolle, und pflegte zu sagen: er würde sich des ersten nicht eher wieder bedienen, als bis er seine Feinde besiegt hätte. Er träumte nur von Schlachten und Siegen über seine Feinde, und man fand unter seinen Papieren, ein von ihm sehr geheim gehaltenes Buch, worin er eigenhändig seine Träume verzeichnete. Einige derselben sind im Anhange aus dem Persischen übersetzt. Die Sieger fanden in den Zeughäusern und auf den Wällen der Hauptstadt 929 Kanonen von verschiedenen Caliber, eine grosse Menge Kriegsbedürfnisse aller Art, und unter diesen nahe an 100,000 Gewehre. Des Sultans Schatzkammer war nicht so angefüllt, als man vermuthete, weil er in den letzten Jahren, seines Bestrebens ungeachtet, die Einkünfte zu vermehren, gewöhnlich ein Deficit von zehn Lac Pagoden hatte. Daher berechnet Hr. *Beatson* die erbeuteten Baarschaften und Kleinodien nur zu 2,535,804 Pagoden, oder 1,143,216 L., die unter die Truppen vertheilt wurden, welches er aber mit Stillschweigen übergeht. Des Sultans Bibliothek bestand aus 2000 Bänden in allen Fächern der asiatischen Literatur.

Von dem Theilungstractat von 1799, und von den Grundsätzen, nach welchen derselbe geschlossen wurde, spricht der Vf. ausführlich. Die Engländer und ihre Alliirte erhielten von des Sultans Ländern, nach ihrem jährlichen Ertrage und Umfang gerechnet, etwas mehr als die Hälfte, oder verschiedene Provinzen und Districte an der Seeküste und an den Gränzen ihres Gebiets, aus denen der verstorbene Sultan 4,945,377 Rupien gezogen hatte. Die Engländer erhielten den ansehnlichsten Theil, weil sie ihre ganze Macht zur Bezwingung des Sultans ins Feld gestellt hatten, und ihre wichtigsten Acquisitionen waren, die Küste von Canara, nebst dem Kriegshafen Mangalore, die fruchtbare Provinz Coimbettore und die Hauptstadt Seringapatan. Dem Subah von Decan fielen mehrere Districte zu, die an dessen südlichen Gränzen lagen, und ihm jährlich 1,821,000 Rupien Einkünfte versicherten. Die Maratten aber, welche bey diesem Kriege neutral geblieben waren, erhielten etwa den dritten Theil der englischen Eroberungen. Was übrig blieb, ward einem Abkömmling der alten Rajahs von Mysore abgetreten, der in Seringapatan mit seiner Familie in der Gefangenschaft lebte. Sein Gebiet war ansehnlich genug, und hatte dem letzten Besitzer über vier Millionen Rupien eingetragen. Allein es ward durch brittische Provinzen vom Meere abgeschnitten, und der neue Rajah musste in seinen Hauptfestungen brittische Garnisonen unterhalten, die ihm jährlich 281,000 Pf. St. kosteten, auch musste er einen ihm von den Engländern empfohlnen Braminen als Finanzminister annehmen, und mehreren von des Sultans vornehmsten Civil- und Militärbeamten Pensionen zahlen. Des Sultans Söhnen und übrigen Familie, ward die carnatische Festung Vallora zum Aufenthalt angewiesen, wo sie von einer Pension leben, die ihnen die Engländer auszahlen lassen. Hr. B. hat den Theilungstractat durch eine illuminirte Karte erläutert; da sie aber nicht zugleich anzeigt, was England und dessen Alliirte 1792 von Mysore erlangten, oder des Sultans Länder nicht nach ihrem ehemaligen Umfange

fange darstellt: so hat Rennels Karte, welche er 1799 in London in eben dieser Absicht herausgab, wesentliche Vorzüge vor dieser spätern.

Der Anhang enthält 49 Beylagen, sämmtlich den mysorischen Krieg betreffend. Sie waren gröfstentheils, wie die Correspondenz des Sultans mit den brittischen Befehlshabern, die Listen der Stärke der Armeen, die kurze Geschichte von Altmysore, und der letzte Theilungstractat aus andern Sammlungen bekannt. Indefs erscheinen hier die Instructionen der englischen Commissarien, die neue Einrichtung von Mysore betreffend, und Major Allans Bericht von der Uebergabe des Pallastes in Seringapatan, nebst Unterwerfung der Familie des Sultans zum erstenmal.

Aufser der vorher angeführten Karte, ist das Werk noch mit Tippo Sahebs Bildnifs, einigen Planen von der Gegend um Seringapatan, und den Angriffspunkten während der Belagerung, versehen. Hr. *Wood* hat seiner Arbeit ebenfalls ein Titelkupfer von einem Kunstwerke beygefügt, das uns vorher schon aus deutschen Zeitungsnachrichten bekannt war. Es stellt einen Tiger vor, der einen brittischen Seapoi zerfleischt. Durch ein Orgelwerk sollen sich beide bewegen, der Tiger brüllen, und der zu Boden gestreckte Seapoi Klagetöne ausstofsen. Es ward in des Sultans Musiksaal gefunden, und war, wie Hr. *W.* schrieb, noch nicht in England angekommen. Nach dem Kupfer zu urtheilen, war das Ganze eine sehr mittelmäfsige Arbeit, und ist vielleicht gar eine Misgeburt der Einbildungskraft, deren die Eroberung von Seringapatan so viele hervorgebracht hat. Noch müssen wir bemerken, dafs wir hier die zweyte Ausgabe von *Woods Review* angezeigt haben. Da wir aber die erste, welche schon 1799 in 4to. erschien, nicht gesehen haben, auch der Vf. nirgends anzeigt, wodurch sich diese von der frühern unterscheidet: so können wir nicht angeben, ob die neue Ausgabe Zusätze oder Verbesserungen enthält. Jedoch scheint der Anhang einige neu hinzugekommene Actenstücke zu enthalten.

FRIEDRICHSSTADT, gedr. b. Rade u. Fischer: *Beschreibung und Erläuterung zweyer in der Nähe von Schleswig aufgefundenen Runensteine.* Ein Versuch, als Beytrag zur vaterländischen Alterthumskunde, von zweyen Freunden. 1799. 4 Bog. 8. (Mit 3 Kupf.) (8 gr.)

Je seltner bekanntlich bisher im Herzogthume Schleswig dergleichen Denkmäler des Alterthums gefunden worden sind, desto angenehmer wird dem Kenner und Liebhaber die Bekanntmachung der gegenwärtigen seyn. Wir wenden uns sogleich zu denselben, indem wir die unvollständige Abhandlung von den Runen überhaupt, die, wie die Vff. selbst sagen, für den Geschichtsforscher nichts Neues und Unbekanntes enthält, übergehen. Der erste Stein, ein rother Granit, mit dicken schwarzen Schieladern durchwebt, wurde in der Nähe von Schleswig gefunden, und von dem Prinzen Carl von Hessen-Cassel, in seinem Garten zu Louisenlund, aufgestellt. Der Platz, wo er aufgegraben wurde, liegt zwischen zwey mäfsig grofsen Grabhügeln, in deren einem man nichts, in dem andern aber nur sehr wenige verbrannte Knochen und Kohlen fand. Ein dritter, kleinerer, nicht weit davon entfernter, Hügel ist bis jetzt noch nicht untersucht. Der zweyte Stein, ein blauer Granit, wurde in zwey Stücken in dem südwestlichsten Arme des Schleystromes, im Süden der Haddebyer Kirche, gefunden. Die Vff. vermuthen, er sey von einem, jetzt abgetragenen, Grabhügel auf dem hohen Ufer herabgewälzt, um als ein Zeichen bey dem Durchwaten des Wassers zu dienen. Er liegt noch am Ufer; doch hoffen die Vff., dafs er ebenfalls werde nach Louisenlund gebracht werden. Beide sind, wie gewöhnlich, Leichensteine, von denen die Geschichte wenig oder keinen Zuwachs erwarten darf. Der erste ist einem gewissen Erik, welcher bey einem Heerlager vor oder in der Nähe von Schleswig gestorben, von einem gewissen Durlf zum Denkmal errichtet. Schwerlich wird man jener Person auf die Spur kommen können, wenn andere nicht ganz specielle Chroniken etwa dahin leiten möchten. Inzwischen bringen die Vff. S. 49—55. verschiedene Data dazu bey, aus denen allen sich jedoch nichts folgern läfst. Gegen die *erste* Vermuthung derselben S. 50 ff. 55., scheint sogar das Lob, das den Belagerern durch die Worte: *harda kuth*, beygelegt wird, zu streiten. Der zweyte *Stein* erhält das Andenken eines gewissen Sutri. Allein für die Sprache der damaligen Zeit und deren Dialecte, ist jener erste Stein von etwas mehrerer Bedeutung, denn er liefert ein, so viel wir wenigstens wissen, bisher unbekanntes Wort: *Himdigi Svins.* Die Vff. muthmafsen, dafs *hia-mdigi* zu lesen sey, von dem isländischen *hia*, neben, bey, und *digi*, Graben, Teich, wobey das *m* eine *litera prosthetica* vorstelle, so, dafs es in der Uebersetzung dann: „neben dem Sven's Graben," heissen würde. Wir gestehen, dafs wir uns von der Richtigkeit dieser Conjectur noch nicht überzeugen können, und bedauern um so mehr den, von den Vf. selbst eingestandenen und beklagten, Mangel an mehrern Hülfsmitteln, der uns auch wie es scheint, allein eines Versuchs zur Erklärung der, auf der Südseite des ersten Steins, nach unten hin befindlichen, abbreviirten Runenschrift beraubt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. Januar 1801.

OEKONOMIE.

Weimar, b. d. Gebr. Gädike: *Der Wintergärtner, oder Anweisung, die beliebtesten Modeblumen und ökonomischen Gewächse, ohne Treibhäuser und Mistbeete, in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten*, nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von *Fried. Gottl. Dietrich*, Fürstl. Sächs. Weimar. Hofgärtner etc. 1801. 258 S. 8. (20 gr.)

Dieses Buch hilft einem wahren Bedürfniss sowohl in der schönen als nützlichen Gartenkunst ab. Man fand unter andern bisher wenig befriedigendes, und nur zerstreut, von der Art und Weise, mancherley Blumen im Winter im Zimmer blühen zu machen, und die bequeme Ueberwinterung vieler Blumengewächse und anderer Zierpflanzen ohne kostspielige Gewächshäuser wurde auch selten gelehrt. Was die *zweyte Abtheilung* zum ökonomischen Behuf betrifft: so gehört solche mehr zur Treibkunst, und lehret die Gemüsearten etc. im Zimmer auszusäen und zu ihrer Versetzung ins freye Land vorzubereiten, um frühe Gemüse zu erhalten. Sie kann als eine Fortsetzung der nützlichen Schrift angesehen werden: *die Gemüse- und Fruchtspeisenwärterin*, oder Anweisung, alle Arten von grünen und trockenen Gartengewächsen lange Zeit aufzuheben, und vor dem Verfaulen und Erfrieren zu bewahren. — In der *ersten Abtheilung* der ästhetischen Pflanzenkunst giebt der Vf. zuvörderst zur Ueberwinterung der zärtlichen Gewächse, die in unsern Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, einige Behälter an: 1) Ein Zimmer, welchem bey strenger Kälte 1—5—8 Grad Wärme Reaum. gegeben werden kann. 2) Ein im Freyen angelegter Pflanzenbehälter, in welchem die ausländischen schönblühenden Hölzer, Stauden, Zwiebeln und Knollen-Gewächse überwintert werden können. — Dieser Behälter hat eine Loh- oder Mistbeetähnliche Gestalt: wird mit Läden bedeckt, auf welche bey eintretendem starken Frost Pferdedünger gelegt wird etc. — Der *erste Abschnitt* dieser Abtheilung von der ästhetischen Pflanzkunst begreift die Gewächse, *die der Zierde wegen in den Gärten gezogen, und im Winter in einem Zimmer zur Blüte gebracht werden können. Die Familie der hyacinthenartigen Gewächse.* — Bey der Treibung der Hyacinthen-Zwiebel im Wasser auf Gläsern lehret der Vf. auch eine wenig bekannte und artige Weise, sie auch in ausgehöhlten Kohlrabi, rothen Rüben etc. zu ziehen, da bey denn die zugleich blühende Kohlrabi, oder die schwarzrothen Blätter der rothen Rübe die Zierde der Hyacinthenblume verschönern. Ferner wird die Treibung in feuchtem Moos gelehret. — Die *Lachenalie*, (*Lachenalia*). Die *Mayblume*, (*Convallaria*.) — *Familie der narcissenartigen Gewächse.* Die *Hakenlilie*, (*Crinum*.) *Narcisse*, (*Narcissus*.) *Amarille*, (*Amaryllis* auch *Iris suecica* genannt.) *Tuberose*, (*Polyanthes*.) *Alstromerie*, (*Alstromeria*.) — *Familie der Schneelilien. Schneetropf*, (*Galanthus*.) *Knotenblume*, (*Leucoium*.) — *Familie der Gartenlilien. Lilie*, (*Lilium*.) — Schade, dass der Vf. mit der *gemeinen weissen Lilie* keine eigenen Versuche gemacht hat. — *Tulpe*, (*Tulipa*.) *Königskrone, Schachblume*, (*Fritillaria*.) — *Familie der Schwerdtlilien. Iris*, (*Iris*.) *Safran*, (*Crocus*.) *Siegwurz*, (*Gladiolus*.) *Familie der orchisartigen Gewächse. Knabenkraut, Zweyblatt*, (*Ophrys*.) *Frauenschuh*, (*Cypripedium*.) — *Familie der scharfblättrigen Gewächse. Hundszunge*, (*Cynoglossum*.) *Lungenkraut*, (*Pulmonaria*.) *Mauseohr, Vergissmeinnicht*, (*Myosotis*.) *Skorpionschwanz*, (*Heliotropium*.) — *Familie der vielschotigen Gewächse. Adonis*, (*Adonis*.) *Anemone*, (*Anemone*.) — *Familie der jasminartigen Gewächse. Jasmin*, (*Jasminum*.); wobey verschiedenes von den Blattläusen (*Aphis*, nicht *Avis*, wie ein Druckfehler hier angiebt,) und den Mitteln dawider gesagt wird. — *Flieder*, (*Syringa*.) *Welscher Jasmin, Pfeifenstrauch*, (*Philadelphus*.) — *Familie der geisblattartigen Gewächse. Lonicere Geisblatt*, (*Lonicera*.) *Ixore*, (*Ixora*.) *Schlingenbaum, Schneeballstrauch*, (*Viburnium*.) — *Familie der Rosenarten. Rose*, (*Rosa*.) *Mandel*, (*Amygdalus. Amygd. pumila fl. pleno, Am. nana, persica*.)

Zweyter Abschnitt. Schönblühende Gewächse, die in unsern Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, sondern in einem Zimmer, Gewölbe, oder in einem andern Behälter überwintert werden müssen. (Pflanzen, welche die Gärtner den Winter über in einem Gewächshause von 5—9—12 Grad Wärme Reaum. unterhalten.) — A. *Gewächse mit einblättriger Blumenkrone. Glockenblume*, (*Campanula*.) *Halskraut*, (*Trachelium*.) B. *Mit trichterförmiger gefaltener Blumenkrone. Jalappe, Wunderblume*, (*Mirabilis*.) *Bleywurz*, (*Plumbago*.) C. *Mit einblättriger Blumenkrone, gewunden. Sinngrün, Wintergrün*, (*Vinca*.) *Oleander, Lorbeerrose*, (*Nerium*.) — D. *Mit zweylippigen Blumenkronen, gehäuft beyeinander. Salbey*, (*Salvia*) *Phlomis*, (*Phlomis*.) *Lavendel*, (*Lavandula*.) E. *Larvenblumen. Hemimeris*, (*Hemmimeris*.) *Lantana*, (*Lantana*) F. *Mit vielen einblätterigen Blumen in einem gemeinschaftlichen Kelch. Rasselblume*, (*Catananche*.) *Cacalis, Pestwurz*, (*Cacalia*.) *Ruhrkraut*, (*Gnaphalium*.) *Aschen-*

Aschenpflanze, (*Cineraria.*) *Wucherblume*, (*Chrysanthemum.*) *Gorterie*, (*Gorteria.*) *Bärenohr*, (*Arctotis.*)— *Gewächse mit einer vierblättrigen Blumenkrone. Levkoje*, (*Cheiranthus.*) *Mehrkohl, Gabelblume*, (*Crambe.*) *Fuchsie*, (*Fuchsia.*) *Bohnblume, Knollwicke*, (*Glycine.*) *Blasenstrauch*, (*Colutea.*) *Schotenklee*, (*Lotus.*) — *Gewächse mit einer fünfblättrigen Blumenkrone. Ibisch*, (*Hibiscus.*) *Hermannie*, (*Hermania.*) *Mahernie*, (*Mahernia.*) *Kamellie*, (*Camellia.*) — *Familie der Schnabelfrüchte. Storchschnabel*, (*Geranium.*) *Sauerklee*, (*Oxalis.*) *Capuzinerkresse*, (*Trapacolum.*) — *Familie der orangenartigen Gewächse. Orange, Agrumenbaum*, (*Citrus.*) *Myrte*, (*Myrtus.*) *Weissbaum, Schwarzweifs*, (*Melaleuca.*) *Passionsblume*, (*Passiflora.*)— *Familie der Rosenbäume. Alpbalsam, Rosenbaum*, (*Rhododendron*). *Kalmie, Löffelbaum*, (*Kalmia.*) — *Familie der heidenartigen Gewächse. Heide*, (*Erica.*) *Cyrille*, (*Cyrilla.*) — *Familie der Franzenblumen. Zaserblume, Mittagsblume*, (*Mesembryanthemum.*) *Fackeldistel, indianische Feige*, (*Cactus.*) — *Familie der gewürzartigen Gewächse. Renealmie*, (*Renealmia.*) *Blumenrohr*, (*Canna.* *Strelitzie*, (*Strelitzia.*) — *Familie der Pfefferpflanzen. Aronswurz*, (*Arum.*) *Drachenwurz*, (*Calla.*) — Dann folgt ein alphabetisches Verzeichniss einiger Ziersträucher und perennirenden Gewächse, welche in dem Behälter überwintert werden können: nebst einem Nachtrag von der *Hortensie*, oder *japanischen Rose*.

Zweyte Abtheilung. *Oekonomische Pflanzkunst. Erster Abschnitt. Gewächse, deren Früchte in einem Zimmer frühe zur Reife gebracht werden können.* — A. Gewächse, deren saftige Früchte zur Speise dienen. — *Erdbeere*, (*Fragaria.*) — Zum Treiben in Töpfen empfiehlt der Vf. nur vorzüglich die Walderdbeere, die Virginische oder scharlachrothe, und ihre Abarten. — Es taugen aber auch vornehmlich dazu, die *Monats-Erdbeere* oder die immerblühende, wie auch die *weisse Erdbeere*, die einen gar vortrefflichen Geruch hat, und auch beym Treiben behält. Zugleich hätte der Vf., wie bey allen Treibereyen in Töpfen mit Erde, die Belegung mit etwas Moos empfehlen sollen, als welches die Erde feucht und rein erhält, und sonsten viele Bequemlichkeit und Vortheil gewähret. — *Himbeerstrauch*, (*Rubus.*) — Zum Treiben hätte hier der Vf. besonders den doppelttragenden rothen und weissen Himbeerstrauch empfehlen sollen. Vorzüglich dienet dazu der erst seit wenigen Jahren ins Reich gekommene *Chilische Himbeerstrauch*, dessen Frucht trefflich von Geschmack, und von besonderer Grösse ist, und der auch im freyen Lande in seinen Früchten niemals Würmer bekommt. — Die *Johannisbeeren* (*Ribes Ribrum L.*) läfst sich zwar etwas leichter in Zimmern erziehen, was aber den *Weinstock*, (*Vitis Vinifera L.*) betrifft: so ist zwar die Behandlungsweise des Vf. ganz gut, aber die Grade der Luftgebung, zumal bey der Blüthe, die eine Hauptsache ist, hat er nicht erörtert. Rec. kann dabey nicht unerinnert lassen, dafs die Fruchttreiberey in Stuben eine sehr missliche Sache sey, und einen geschickten Kunstgärtner im Glashaus und im Treibebeet erfodere. — *Zweyter Abschnitt.* Gewächse, die in einem Zimmer, oder im Gewölbe aufbewahret, und in demselben für den offenen Garten zubereitet werden. A. *Hülsenfrüchte. Erbse*, (*Pisum.*) — eine sehr zweckmäfsige schöne Methode, um recht frühe Erbsen, Zuckererbsen etc. zu bekommen, zumal da sie einen nicht allzuheftigen Grad von Frost nicht scheuen. — *Bohne*, (*Phaseolus.*) — Nach der Meynung des Rec. gehöret diese Sommerfrucht mehr ins Treibebeet mit Fenstern, als in die Stube. — *Kicher*, (*Cicer.*) — B. *Wurzelgewächse.* — Hier kommt zuvörderst etwas vom *Kartoffelbau*, (*Solanum tuberosum*) vor. — *Erdmandel*, (*Cyperus esculentus.*) — Das ist wohl die beste Methode, die Pflanzen frühe in Mistbeeten zu erziehen, und dann, wenn kein Frost mehr zu befürchten ist, sie zu versetzen. — *Sellerie*, (*Apium graveolens.*) *Rapuntika*, (*Oenothera biennis L.*) — C. *Kohlartige Gewächse.* D. *Gewächse, welche als Salat in der Küche gebraucht werden. Lattig, Kopfsalat*, (*Lactuca sativa L.*) *Endivien*, (*Cichorium endiva L.*) — E. *Kürbisartige Gewächse.* — *Melone*, (*Cucumis melo.*) *Gurke*, (*Cucumis sativus L.*) F. *Specerey-Pflanzen. Lavendel*, (*Lavendula Spica.*) *Gartenmelisse, Zitronenkraut*, (*Melissa officinalis L.*) *Weinraute, Gartenraute* (*Ruta graveolens L.*) *Sauerampfer*, (*Rumex acetosa L.*) — Das beygefügte alphabetische lateinische und deutsche Namenregister erleichtert das Aufsuchen der Gewächse mehr, als wenn in der Abhandlung die systematische Zusammenstellung der natürlichen Familien wäre getrennet worden, das viele Wiederholungen würde verursacht haben. — Zu baldiger Herausgabe der *physiologischen Beobachtungen über die Krankheiten der Pflanzen*, glauben wir den geschickten Vf. aufmuntern zu müssen.

Marburg, in der neuen Akad. Buchh.: *Anweisung zur Holzzucht für Förster* von *Georg Ludwig Hartig*, Fürstl. Solmsischen Forstmeister, jetzt Fürstl. Oranien - Nassauischen Forstrath und Landforstmeister, etc. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1796. 160 S. und 16 S. Vorrede und Inhalt. (14 gr.) — Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 1800. 210 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift, welche die ersten Gründe der Forstwirthschaft enthält, ist schon aus der ersten Auflage und zwar so vortheilhaft bekannt, dafs sie keiner weitern Empfehlung bedarf. Sie mufs billig in jedes Forstmanns Händen seyn. Alle Vorschriften zum Anholzen und zur Fortpflanzung der Wälder sind auf Natur und Erfahrung gegründet, und Rec. findet blofs bey dem Abtrieb der Nadelwaldungen die Methode zu allgemein angegeben, weil die Weisstanne keine kahlen Schläge leidet, sondern fast so dunkel gehalten seyn will, wie die Buche, wenn der Anflug gedeihen soll. Der reine Abtrieb dieser Holzart ist die Ursache, warum man in den mehrsten Gegenden Deutschlands, wo ganze Distrikte schöner Weisstannen standen, jetzt statt derselben junge Rothtannen-

nenbestände findet, welches in mancherley Hinsicht nicht einerley ist. Noch ist Rec. aufgefallen, dass die dritte Auflage, die doch schlechteres Papier und schlechtern, nur etwas weitläuftigern, Druck hat, theurer ist, als die zweyte. Solche gemeinnützliche Bücher müssen so wohlfeil als möglich seyn, da ohnehin diejenigen, denen sie eigentlich bestimmt sind, für keinen Aufwand die Kosten mehr scheuen als für Bücher.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dortmund, b. den Gebr. Mallinckrodt: *Der Westphälische Anzeiger.* Monat Julius — December. 1799. Monat Januar — Junius. 1800.

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieser nützlichen Zeitschrift an, deren Plan im Wesentlichen noch unverändert ist; (s. A. L. Z. 1800. Nr. 74.) die aber mit jedem Jahrgang an Reichhaltigkeit und Zweckmässigkeit der Beyträge zu gewinnen scheint. Besonders war es uns angenehm, dass die Herausgeber nach ihrer J. 2. S. 304. enthaltnen Erklärung in Zukunft alle bloss politischen Begebenheiten übergehen, und dagegen heilsame Verordnungen, neue Entdeckungen, edle Handlungen und merkwürdige Naturerscheinungen auch aus andern Ländern als Westphalen aufnehmen wollen. Unter den das vaterländische Interesse betreffenden Gegenständen bestehen noch immer die nämlichen Rubriken, nach welchen wir auch diejenigen Aufsätze ordnen wollen, die wir für bemerkungswerth halten. 1) *Moralität.* In diese Classe gehört ein Aufsatz über die in Westphalen bey Bauern-Hochzeiten und Leichenbegängnissen vorkommenden Missbräuche, welcher die Aufmerksamkeit der Polizey verdiente. (J. 1. S. 1086.) So ist es unter andern bey ersten gebräuchlich, den Bräutigam aus der Kirche bis zum Hochzeithause mit Knütteln zu verfolgen, und den Schulmeister als Aufwärter der Hochzeitgäste zu gebrauchen. — Ferner über die Schwelgerey der Handwerker, die an verschiedenen Orten bey Amts-Veränderungen in den Zünften, getrieben wird. (J. 1. S. 1334.) — Den Demagogen verdient der J. 1. S. 1364. bemerkte Einfluss bürgerlicher Freyheit auf die Sitten des Städtchens Lennep zur Beherzigung empfohlen zu werden, indem viele Bürger daselbst sich so sehr mit den Angelegenheiten ihrer Stadt beschäftigen, dass sie darüber ihre eigenen Berufsarbeiten versäumen, und ihre Mittags- und Abendstunden, die sie ihren Kindern widmen könnten, lieber in der Weinschenke zubringen. — Erfreulich ist die in verschiedenen Beyträgen als z. B. J. 2. S. 198. S. 338. und S. 743. erwähnte gegenseitige Toleranz der Lutheraner und Reformirten; so wie auch die in einem Schreiben Lavaters, (J. 2. S. 562.) gepriesene Wohlthätigkeit des Herzogthums Berg, besonders der Städte Barmen und Elberfeld, gegen die durch den Krieg verunglückten Helvetier. — An Lebensbeschreibungen merkwürdiger Westphälinger ist noch immer ein grosser Mangel, denn die J. 1. S. 1027. u. ff. enthaltene Lebensbeschreibung Adolphs, ersten Herzogs zu Cleve, die uns noch überdiess eigentlich mehr in das Magazin für Westphalen zu gehören scheint, ist die einzige, die wir gefunden haben, indem die J. 1. S. 1214. von dem reformirten Prediger zu Leipzig *Wedag* (einem gebohrnen Neuenrader) mitgetheilten Nachrichten zu unvollständig sind, um Anspruch auf den Namen einer Biographie machen zu können. 2) *Erziehung.* Die Beyträge zu diesem Artikel waren eben so ergiebig, wie das vorigemal, und enthalten theils Nachrichten von Erziehungsanstalten, unter welchen die Bemühungen des würdigen Predigers *Meuer* zu Lüdenscheid, (J. 1. S. 974.) so wie auch die Nachrichten von der neuen Einrichtung des Schulseminariums zu Wesel (J. 1. S. 792.) ausgezeichnet zu werden verdienen; theils Vorschläge zur Verbesserung der Erziehung. Unter andern wird J. 1. S. 976. die Frage aus triftigen Gründen verneinet: ob es in Westphalen für Aeltern aus den gesitteten Ständen rathsam sey, das Hochdeutsche zur Anfangssprache ihrer Kinder zu machen; auch findet man J. 1. S. 1550. den Entwurf eines Schema für angehende Schullehrer. Ueberdiess verdient eine historische Abhandlung über die Volksschulen in der Grafschaft Mark bemerkt zu werden, (J. 1. S. 1143. u. ff.) die einen interessanten Beytrag zur Geschichte des deutschen Schulwesens enthält. 3) *Vorurtheile.* Noch jetzt werden im Kreutzbrüderkloster an der Beyenburg, im Franziskanerkloster zu Lennep, und bey dem katholischen Pfarrer zu Schwelm Mittel gegen behextes Vieh ausgetheilt, (J. 1. S. 1060.) und in Rittershausen soll ein Hexenprocess bey den dasigen Gerichten anhängig seyn. 4) *Gute Volksbücher, Bekanntmachung und Empfehlung derselben.* Diese Rubrik enthält die Anzeige verschiedener Schriften, die ausser Westphalen nicht leicht bekannt seyn dürften. Auch findet man (J. 2. S. 786.) einige allgemeine Bemerkungen über die Volkslectüre, die Aufmerksamkeit verdienen. 5) *Gesundheitskunde.* Z. B. Ueber die Quacksalberey der Chirurgen und Apotheker (J. 1. S. 1328.) Unter dem Titel *populäre Arzneykunde* werden (J. 2. S. 121. u. ff.) allgemein verständliche Erhaltungsmittel der Gesundheit mitgetheilt. 6) *Oekonomie.* Hierbey verdient ausgezeichnet zu werden, ein Aufsatz über das Wiesenhüten bis zum 1sten May, und über das Hüten in Gehölzen, (J. 1. S. 915.) welcher Gegenstand auch im Reichsanzeiger Nr. 104. dieses Jahrgangs zur Sprache gekommen ist. Ueber die Steinkohlenasche und ihre Bestandtheile (J. 1. S. 928.) Von der Benützung der Seifensiederasche. (J. 1. S. 992.) Ueber die Taubenfluchten (J. 1. S. 1502.) Der Vf. dieses Aufsatzes sucht zu zeigen, dass nach dem Beyspiele einiger Länder die zur Taubenflucht Berechtigten durch ein Provincialgesetz angehalten werden sollten, während der Saatzeit und kurz vor der Aerndte die Feldtauben einzusperren. Ueber die beste Art, den Klee zu säen. (J. 1. S. 1598.) Ueber die Winterwicken (J. 2. S. 2. und 279.) Ueber den Mangel des Nadelholzes in Westphalen (J. 2. S. 769.) Auch gehört zu dieser Rubrik der J. 2. S. 82. hinzugekommene Artikel

gras-

praktische Landwirthschaft, der wirkliche Thatsachen enthalten soll, wie die Oekonomie von denkenden und thätigen Landwirthen in Westphalen getrieben wird. 7) *Handlung und Fabriken.* Die unter dieser Rubrik eingegangenen Beyträge sind, wie in den vorigen Jahrgängen, nicht sehr bedeutend, daher wir bloss die J. 2. S. 625. befindliche Abhandlung über den Zustand der Handlung und Fabriken im Kirchspiel Voerde auszeichnen können. 8) *Nützliche Erfindungen aller Art.* Z. B. über die Erfindung eines neuen Papierstoffes (der Wasserwolle) vom Hn. Prediger Senger zu Reck. (J. 1. S. 903.) 9) *Nützliche Anstalten.* In diese Classe gehören folgende Beyträge: Von der Hebammenanstalt im Veste Recklinghausen, die man dem Hn. Grafen von Nesselrode verdankt. (J. 2. S. 149.) Ueber die Militair-Versorgungsanstalt in Wesel, (J. 2. S. 491.) Ueber die seit 1789 in der Stadt Lüdenscheid bestehende Einrichtung des Armenwesens (J. 2. S. 711.) 10) *Vaterlandsliebe.* Einen unmittelbar hieher gehörigen Auffatz haben wir in den gegenwärtigen Stücken nicht gefunden. 11) *Geographische und statistische Veränderungen* (und Nachrichten.) Ueber die Benennung *Sauerland*, welche dem südlichen Theile des Herzogthums Westphalen und der Grafschaft Mark beygelegt wird. (J. 1. S. 910. und 998.) Es wird mit *Kindlingern* behauptet, dass es *Surland*, *Süderland* oder *Suerland* heissen sollte. Berichtigungen und Zusätze zu der jüngst erschienenen Abhandlung über den Märkischen Pachthof. (J. 1. S. 1091.) Der Vf. dieses Aufsatzes erinnert mit Recht, dass bey der bemerkten Abhandlung *Mösers* patriotische Phantasien hätten benutzt werden sollen. Ueber die Benennung *Westphalen* statt *Westfalen*, (J. 1. S. 1208.) Ueber die Aufsätze des Hn. E. von Dyk und des Hn. Harkort in dem 1sten Bande des Westphälischen Anzeigers, die Verbesserung des Cantonwesens in der Grafschaft Mark betreffend. (J. 1. S. 1246. u. ff.) Beytrag zur nähern Kenntniss der Verfassung der Grafschaft Mark. (J. 1. S. 1585.) Lag Verden an der Ruhr in Altsachsen oder in Altfranken? (J. 2. S. 370.) Ein interessanter Aufsatz, in welchem aus den von *Leibnitz* herausgebenen Verdenschen Traditionen die letzte Meynung erwiesen wird. Sind Lehne in Cleve und Mark in der Regel Mannlehne? (J. 2. S. 482.) Witzige Ausdrücke und Sprüchwörter des Westphalischen Volks. (J. 2. S. 667.) 12) *Justiz, Polizey und Camerale.* Auffallend waren dem Rec. die vielen in allen Stücken des Westphälischen Anzeigers vorkommenden Nachrichten, von nächtlichen Einbrüchen und Gewaltthätigkeiten in verschiedenen Gegenden, woraus man unstreitig auf beträchtliche Mängel der Polizey in diesen Ländern schliessen muss. Verschiedene Ursachen dieses Uebels findet man J. 1. S. 200. Anstalten dagegen, die besonders im Herzogthum Berg sind getroffen worden, J. 2. S. 664. — Noch müssen wir bemerken, dass sich (J. 1. S. 855.) das Criminalgericht zu Altena wegen der Kettentortur seiner Gefangenen gerechtfertigt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Braunschweig*, b. Fauche: *Memoire sur la guerison d'une sciatique universelle* par *J. Girault*, (Chirurgien Dentiste.) 1800. 54 S. 8. mit 1 Kupfer. Der Werth dieser Schrift liegt bloss in den darin mitgetheilten Thatsachen, aber keineswegs in dem eingeschalteten Raisonnement. Der Vf. hatte sechs Jahr lang an einer hartnäckigen Gicht gelitten, die alle Gelenke seines Körpers angriff. (Es war folglich keine Ischiadic, wie sie der Vf. unrichtig benennt.) Er begab sich hierauf nach Pyrmont, um die dortigen Eisenquellen zu benutzen, die aber seinen Zustand mehr verschlimmerten. Diess veranlasste ihn, die daselbst befindlichen Kochsalzquellen unter Anleitung des Hn. Hofr. Trampel zu gebrauchen. Er nahm davon täglich zwey Bäder lauwarm, trank täglich 32 Unzen des Salzwassers, und liess alle acht Tage trockene Schröpfköpfe auf die weniger schmerzhaften Stellen, alle zwey Tage aber auf die schmerzhaften setzen. Schon nach fünf Tagen bemerkte er auffallende Besserung, und nach sechswöchentlichem Gebrauch war er völlig hergestellt, bemerkte auch eine ausnehmende Verbesserung und Belebung seiner ganzen Constitution. Sehr wichtig ist es, dass der Vf. seit der Zeit keinen Anfall der Gicht wieder gehabt hat, und folglich eine Radikalcur bewirkt zu seyn scheint. Es folgen hierauf Erklärungen der Wirkungsart dieses Mittels und Regeln zu seinem Gebrauch, wovon wir aber die ersten als unzureichend, und die letzten als bekannt, und zum Theil unrichtig übergehen können. So ist z. B. der Rath, das Salzwasser nicht zu saturirt zum Bade zu gebrauchen, und zwar weil es sonst zur Einsaugung zu dicht werde, gar nicht allgemein zu empfehlen, und am wenigsten aus dem angegebenen Grunde, da gewiss bey der Wirkung mehr auf den Reiz, den dieses Mittel auf die Hautnerven erregt, als auf die eingesaugten Theile ankommt. Die richtigere Bestimmung ist, dass zwar bey grosser Reizbarkeit eine angemessene Verdünnung der Salzsohle nützlich ist, hingegen bey grosser Reizlosigkeit gewiss ein beträchtlicher Grad von Saturation des Wassers mit Salztheilen eine weit vollkommnere Wirkung hervorbringen wird. Die Beschreibung einer vom Vf. erfundenen Bewegungsmaschine, die die Erschütterung des Reitens nachahmt, und einige Zeugnisse von Aerzten, die die Wahrheit dieser Cur bestätigen, machen den Schluss. Der Vf. verdient immer Dank für die Bekanntmachung dieser Erfahrung, und wir wünschen, dass sie die Aerzte aufmuntern möge, das so wirksame, und bisher viel zu sehr vernachlässigte Kochsalz, sowohl innerlich als äusserlich mehr in Gebrauch zu ziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 30. *Januar* 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Tübingen, b. Cotta: *Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht* von *Schiller. Erster Theil. Wallensteins Lager; die Piccolomini*, in fünf Aufzügen. 238 S. *Zweyter Theil. Wallensteins Tod, ein Trauerspiel*, in fünf Aufzügen. 1800. 250 S. gr. 8.

Eine hochgespannte Erwartung hat dieses dramatische Product empfangen. Wer war nicht begierig, das lange gereifte Werk eines Dichters, der sich schon zu den Zeiten seiner jugendlichen Rohheit einen Platz unter den ersten tragischen Genies erwarb, endlich an das Licht treten zu sehen? Welchen Freund der Kunst interessirte es nicht, nach dem Uebergang von *den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe*, zum *Don Karlos*, nunmehr den, in einer langen Reihe von Jahren vorbereiteten und entwickelten Uebergang zu einer dritten Epoche in der Manier und dem Geiste dieses Dichters zu erblicken?

Mit Schillers Wallenstein ist denn auch wirklich unserer dramatischen Kunst ein grösserer Gewinn zugewachsen, als sie sich seit geraumer Zeit zu erfreuen gehabt hatte: die Sache der Kritik ist es nun, nach ihrem Vermögen einer doppelten Gefahr vorzubauen, die nach solchen Erscheinungen einzutreten pflegt, und im gegenwärtigen Zeitpunkt unserer Literatur mehr als jemals zu befürchten ist. Ueberhaupt treffen Werke, die den Stempel des Vorzüglichen tragen, bey dem grösten Theil des Publicums bey weitem nicht die Bildung an, welche zu einer allgemeinen Anerkennung ihres Werths, und zu einer Rückwirkung solcher Kunstproducte auf den Kunstsinn der Nation gehörte. Wenn sie also nicht gleich mit Kälte aufgenommen werden — was seit mehreren Jahren, wegen des Ueberflusses an leichter Nahrung für das gemeine Unterhaltungsbedürfniss, am häufigsten der Fall ist: — so tritt Kälte und Vergessenheit doch nach einiger Zeit an die Stelle einer im Verstand und im Gefühl der Menge ganz unmotivirten Bewunderung. Die Minderzahl aber, welche mit Sachkenntniss urtheilt, zerfällt in zwey Partheyen: die eine sucht an der Kunst das Mechanische zu ihrem Augenmerk, und empfindet das inwohnende Schöne und Grosse nicht, oder hat gegen dasselbe gar einen Instinct von Hass; die andere hingegen schafft diesen oder jenen feurigen Erguss des Enthusiasmus für Kunst, in mystische Formeln um — sie bestrebt sich, den unendlich mannichfaltigen Sinn für die unendliche Mannichfaltigkeit der Kunst, der allen feiner organisirten und höher gebildeten Menschen gemein ist, in den engen Kreis einer Secte zu bannen, und indem sie, so wie sie es vorgiebt, vielleicht auch wirklich wähnen mag, aus diesem Kreise ein goldenes Zeitalter der Kunst wieder hervorzuzaubern, vermehrt sie im Gegentheil, durch eine ganz neue Art von Pedanterey, um vieles die bleyernen oder ehernen Bestandtheile des gegenwärtigen.

Uns wird in dieser Arbeit die Ueberzeugung leiten, dass eine strenge, Form und Mechanismus nicht übersehende Kritik gerade bey Werken des Genies, welche in unserem Zeitalter zu Vorbildern bestimmt sind, am besten angebracht ist, dass aber eine solche Kritik zugleich darauf bedacht seyn muss, den Sinn für das Genialische eines Kunstproducts lebendig zu erhalten. *Ungeachtet* der Fehler, die es begehen mag, thut das Genie sich kund; es kann sich sogar auch *in* Fehlern kund thun — allein der Irrthum, dass es sich *durch* Fehler kund thue, dieser Irrthum, in welchen mehrere Künstler von Genie verfallen sind, hat meistens auf ihre ganze Laufbahn einen nachtheiligen Einfluss gehabt: es kam die Zeit, wo sie nach Vollendung strebten, und ihnen die erste jugendliche Energie des Geistes fehlte, die in frühen Ausschweifungen desselben verschwendet worden war, und da verfielen sie künstelnd auf Bizarrerien, die auf einem andern Abwege sie wiederum von ihrem Ziele entfernten.

Von den äusseren Charakteren dieses Werks spricht uns zuerst der *Titel* an. Es heisst *ein dramatisches Gedicht*, und besteht aus zwey Theilen, von denen der zweyte *ein Trauerspiel* genannt wird. Den Namen *dramatisches Gedicht* gab zuerst *Lessing* seinem *Nathan*, hauptsächlich wohl, weil dieser weder *Lust* - noch *Trauer* - noch *Schauspiel* heissen konnte, und weder das Zeitalter noch das Publicum denkbar waren, für welche es sich zur *theatralischen Vorstellung* qualificirt hätte. Aber die Behandlung des *Wallensteins* ist durchgängig *theatralisch*, und ist es sogar, wie wir in der Folge zu bemerken Gelegenheit haben werden, zuweilen bis zum Nachtheil des *Gedichts*; der zweyte Theil steht ganz in dem nämlichen Zusammenhang mit dem ersten, wie die letzten Acte eines jeden Drama's mit den ersten; wie konnte also das Ganze mit dem Namen eines dramatischen Gedichts, und wie der zweyte Theil besonders mit dem eines Trauerspiels bezeichnet werden? — Sollte demnach hier nicht bloss eine Verlegenheit zum Grunde liegen, in welche den Dichter die von ihm bey der Eintheilung seines Stücks ausgeübte Willkür gebracht hatte?

Eigentlich besteht das Stück aus *drey* Theilen, die zusammen eine dramatische Handlung ausmachen. Es ist also nicht der Fall von *Shakespeare's* historischen Schauspielen, deren Abtheilungen wenig andern Grund haben, als die Abtheilungen von Geschichtswerken in Bücher oder Bände. Eben so wenig findet eine Vergleichung mit den griechischen Trilogieen statt: Agamemnons Fall, Klytemnestras Ermordung, das Gericht über ihren Sohn und Mörder, machten jedes eine für sich bestehende, geschlossene Handlung aus, wie etwa Wallensteins erster Sturz auf dem Reichstag zu Regensburg, und die Handlung des Schillerschen Drama's, hätten machen können. *Wallensteins Lager* ist durchaus Exposition, zu vergleichen der Exposition in den ersten Scenen von *Göthe's Egmont; die Piccolomini* und *Wallensteins Tod* können als Schürzung und Entwickelung des Knotens betrachtet werden: wobey es aber wiederum ein Zeichen von absoluter Willkür des Dichters ist, dass er diese beiden Theile für den Druck und für die Bühne verschieden absondern konnte, indem er den ersten Theil, oder vielmehr die zweyte *Vorstellung*, mit dem zweyten Aufzug des zweyten Theils vom gedruckten Wallenstein, also mit der Scene, in welcher die *Piccolomini* zum letztenmal zusammenkommen, schloss, und hierdurch freylich dem *Titel* dieser Vorstellung wörtlicher entsprach, dagegen aber so viel Interesse in derselben zusammendrängte, dass es das Interesse der dritten und letzten nothwendig schwächen musste. Dieser Uebelstand fallt bey der Abtheilung für den Druck weg; bey jener für die Bühne war aber die Scheidungslinie zwischen der Schürzung des Knotens und dessen Entwickelung, als anzunehmender Grund für die Abtheilung überhaupt, besser beobachtet, indem man nach *Octavio Piccolomini's* Abgang vorzüglich damit beschäftigt ist, Wallensteins Sturz, zu welchem jenes Ereigniss so viel beyträgt, vor sich gehen zu sehen. Immer bleibt, wenn man von jener Verschiedenheit absieht, die uns hier bey Beurtheilung des gedruckten Wallensteins nicht weiter angeht, *Wallensteins Abfall und Sturz* die *einzige* Handlung des ganzen Drama's, in welcher die Piccolomini nichts anders sind, als was man episodische Personen zu nennen pflegt, und wenn dieser Ausdruck hier, wo diese Personen der Handlung so vortrefflich eingewebt sind, wo ihr eigenes hohes Interesse so innig mit dem Interesse der Hauptperson verschmolzen ist, etwas Falsches und Uneigentliches hat: so sind gerade wegen dieser vorzüglichen Schönheit in der Anlage des Werks, die von dem Dichter gewählten Benennungen der beiden Haupttheile desselben um so weniger angemessen.

Auch diese Widersprüche müssen wir aus einer Verlegenheit des Dichters erklären, die daraus erwuchs, dass es ihm nun einmal gefallen hatte, aus einer ähnlichen dramatischen Handlung, wie jedem gewöhnlichen Stück *von fünf Acten* zum Grunde liegt — ein Stück *von eilf Acten* zu machen. Ungeachtet es Ein Stück und Eine Handlung war, konnte es doch nicht in Einer Vorstellung aufgeführt werden: ein *Theaterstück* war es nichts destoweniger, und so musste es zu drey Vorstellungen abgetheilt werden, von denen die eine an einem Abend die Exposition, die zweyte und dritte an einem zweyten und dritten Abend den Fortschritt und die Entwickelung der Handlung, dem Zuschauer vor Augen brachten. Diese Neuerung nun konnte, gerade als Neuerung, einen Augenblick pikant seyn, und sie empfahl sich empfänglichen Zuschauern durch die zahlreichen und grofsen Schönheiten des Dichters; sie liegt aber in unausgleichbarem Streit mit der wesentlichen und nothwendigen Beschaffenheit theatralischer Vorstellungen, mit der Natur der Menschen aller Nationen und Zeitalter, die jemals als Zuschauer vor einer Bühne standen und stehen werden.

Bey der Wahl des altdeutschen komischen Reimes für den Expositionsact hat der Dichter noch am meisten Consequenz und Motiv in seine Willkürlichkeit hineingelegt. Indessen war die gemeine Natur, die er allerdings auf diese Weise am angemessensten *poetisch* darstellte, wohl nicht hinlänglich mit der folgenden Handlung verbunden, wo die persönliche Stimmung der verschiedenen Korps vom Wallensteinischen Heere wenig mehr, sondern fast nur die Stimmung ihrer Chefs etwas gelten konnte. Demnach wäre von diesen in dem Vorspiel zu wenig vorbereitende Erwähnung geschehen, man müsste denn, was auch wirklich wohl angeht, in jenem Bilde der groben Masse des Heers den Grund der Zuversicht finden, welche ihr Oberhaupt täuscht, und in das Verderben stürzen hilft. Nur vermehrt die *Manier* dieses Vorspiels, in so fern es immer auch als Theil eines und desselben Drama's betrachtet werden muss, die ohnediess auffallende Ungleichheit im *Ton* und in der Sprache des Ganzen; denn es ist *in der* That nicht Mannichfaltigkeit, oder Abwesenheit von Manier, sondern Mangel an Haltung, wenn bald griechisch-*göthischer*, bald altfränkischer, mit dem Costume harmonirender, bald eigener Stil des Dichters, und zwar auch dieser bald mehr seiner früheren Epoche ähnlich, bald in seiner neueren, von Schwulst freyeren, aber trocknen und unharmonischen Art, mit einander abwechseln.

Die Willkür des Dichters in der ungewöhnlichen Ausdehnung seines Stoffs hat sich durch mehrere Fehler in der Oekonomie des Stücks ganz natürlich selbst bestraft. So hätte er schwerlich bey einem Stück von fünf Acten in eine zur Katastrophe führende Scene, solche Züge von des Helden historisch-poetischer Physiognomie, welche in eine Exposition gehörten, eingemischt, wie er in der zweyten Scene des vierten Acts von *Wallensteins Tod* gethan hat. Ueberhaupt aber liegt der wenfentlichste Nachtheil, den er sich dadurch, dass er seinen Stoff nicht concentrirte, zugezogen hat, in dem Auseinanderreissen der Katastrophe. Diese ist keine andere als Wallensteins Sturz, nach seinem Entschluss zum Abfall: dieser Sturz ereignet sich aber in viel zu vielen,

u—

unter einander, und in ihrer Behandlung fast ganz gleichen Sprüngen, und es ist ein, gegen so manchen Meisterzug unangenehm abstechender Nothbehelf, den man nur einem von den recht eigentlich so genannten *Schauspielen*, nachsehen könnte, wie Bothschaft auf Bothschaft herbeykommt, um immer nur dieselben Wirkungen bey denselben Personen, Verwunderung, Bestürzung, Unentschlossenheit, bey Wallensteins Anhängern, und was am schlimmsten ist, bey Wallenstein selbst, hervorzubringen.

Zu jenen, aus einer und derselben Quelle geflossenen Inconsequenzen muss auch der *Prolog* gerechnet werden, der zwar als *poetische Vorrede* zu einem *dramatischen Gedicht* nichts Unschickliches haben würde, und als solche viel Schönes hat, aber eben deswegen als *Prolog* eines *Theaterstücks* das in sich widersprechendste Ding ist, das man sich denken kann. Als solcher musste er einer *Person* in den Mund gelegt werden, und auf der Weimarschen Bühne, wo der Vf. selbst die Anstalten getroffen hatte, sprach der Schauspieler, welcher *mehrere Tage nachher* die für den Zuschauer inzwischen völlig unbekannte Rolle des jüngeren Piccolomini spielen sollte, im Costume dieser Rolle gekleidet, diese schlechterdings im Namen und Geiste des Dichters verfasste Rede! Schwer ist es freylich, dem Prolog eine andere Persönlichkeit zu geben, als im griechischen Trauerspiel, wo er als Hauptperson des Stücks die Mühe der Exposition über sich nimmt, oder auf gut gothisch, wie in *Tieks Genovefa*, (diesem Meisterstück von Haltung im gothischen Stil,) der *heilige Bonifacius;* aber ärger konnte wohl der Knoten nicht zerhauen werden, als durch jenes Auskunftsmittel.

Am gedachtesten ist des Dichters Verfahren mit dem Charakter seiner Hauptperson: die Prüfung dieses Verfahrens, und der Motive zu demselben, muss also, welches Resultat sie auch geben möge, vorzüglich lohnen, und selbst der Tadel muss hier ganz besonders an Achtung für die Absicht des Dichters gebunden seyn. Deutlich ist diese Absicht in den folgenden Worten des Prologs angekündigt:

> Von der Partheyen Gunst und Hass verwirrt,
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
> Doch euern Augen soll ihn jetzt die Kunst,
> Und euern Herzen, menschlich näher bringen. u. s. w.

Schiller wollte nicht, wie ohne Zweifel einem französischen Dichter eingefallen wäre, die Inconsequenzen des historischen Wallensteins wegwischen, und einen schulgerechten Tragödienhelden aus ihm machen. Er wollte und musste aber einen Sammelpunkt für diese Inconsequenzen finden; er wollte und musste sie an einen Faden reihen, jedes *Aeusserste* in dem *schwankenden Charakter*, wie es im Prolog heisst, zur *Natur zurückführen*. Zu diesem Behuf gab er seinem Wallenstein einen mehr spielenden als materiellen Ehrgeiz; sein Wallenstein hat in hohem Grade die Liebe und den Trieb zur Herrschaft und Macht, aber wie *Göthe's Egmont*, obgleich aus einer sehr verschiedenen Gemüthsart, *will* er keinen bestimmten *Zweck*: Wallensteins negativer Wille ist sogar, seinem nervöseren Charakter gemäss, bestimmter als Egmonts, bis ihn sein Schicksal, grösstentheils durch das von ihm getriebene Spiel zubereitet, mit seinem ganzen Bewusstseyn zum *Ernst* nöthigt. Die Scheidewand ist genau bezeichnet im grossen Monolog: *Wallensteins Tod* Act. 1. Sc. 4. Die Verhältnisse des Feldherrn mit dem Hofe sind als Motive seines Handelns, sowohl wo dieses frey als wo es der Nothwendigkeit unterworfen ist, vortrefflich ausgehoben. Schön untergeordnet der Lage und dem Charakter des Helden ist seine Neigung zur Astrologie, mehr Puppe eines genialischen Humors als beherrschender Wahn, mehr Bizarrerie als wesentlicher Charakterzug.

Je lebhafter wir aber so viele Vorzüge anerkennen, die so ganz jener besonnenen Behandlung verdankt werden; desto mehr fühlen wir uns aufgefodert, zu ergründen, warum dieser Charakter dennoch so weit entfernt ist, ein befriedigendes poetisches Ganzes zu bilden, warum der Zweck, ihn auf diese Weise *durch die Kunst den Augen und Herzen der Zuschauer menschlich näher zu bringen*, dennoch verfehlt ist. Wallenstein erscheint durch das Medium seiner Nebenpersonen, Gegner sowohl als Anhänger, stets äusserst glänzend, und dieses ist unstreitig die wahrhaft dramatische Weise, einen grossen historischen Charakter herauszuheben. Wenn er aber selbst auftritt, entspricht er diesem Glanze oft zu wenig; ja in mehreren Momenten verdunkelt er ihn weit mehr, als die Absicht des Dichters, das Schicksal, welches den Mächtigen in Schatten stellt, lebendig zu schildern, es je mit sich bringen konnte und durfte. Immer wiederholte Täuschung immer wiederkehrender Zuversicht, gänzlicher Mangel an solchen Ressourcen, die, wenn auch das Schicksal sie vereitelt, doch den Geist und die Kraft des ausserordentlichen Menschen bezeugen: das ist es, was man am poetischen Wallenstein um so ungerner sieht, als man es im historischen nicht findet, oder wenigstens dramatischer motivirt findet. In der Scene mit dem schwedischen Obersten erblickt man ihn als einen Neuling in politischen Verhandlungen, und wie einen solchen demüthigt und züchtigt ihn ein einziges Wort aus *Wrangels* Mund. Keinen besseren Eindruck machen die Künste, die er in dem Auftritt mit den *Pappenheimer* Deputirten anwendet, und in dem Erfolg seines nachmaligen Entschlusses, sich den stürmenden Kriegern selbst zu zeigen, kommt die Würde, welche der Dichter ihm zu erhalten verbunden war, am allerschlimmsten weg. Das, sagt er, (*Wallensteins Tod*, Act. 3. Sc. 20.)

> Das konnten sie sich freventlich erkühnen,
> Weil sie mein Angesicht nicht sahn — sie sollen
> Mein Antlitz sehen, meine Stimme hören —
> Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
> Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?

Lass

Lafs fehn, ob fie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht.
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer, und fchnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
In's alte Bette des Gehorfams wieder.

Aber es währt nicht lange, fo erzählt *Terzky* (Sc. 22.) den kläglichen Ausgang, den jenes kühne Vertrauen hatte:

Man liefs ihn nicht einmal zum Worte kommen.
Als er zu reden anfieng, fielen fie
Mit kriegerifchem Spiel betäubend ein.

Eines neueren, fehr bekannten Falls nicht zu gedenken, redete auch *Montezuma* feine Unterthanen vergebens an, und ohne dafs fie ihn zum Worte kommen liefsen, als fie feine Refidenz belagerten, in welcher die Spanier ihn gefangen hielten; aber ein mexikanifcher Pfeil fchofs den unglücklichen Fürften nieder, und ein folches Ende mufs eine folche Situation haben, wenn fie nicht einem Helden etwas geben foll, das in keines tragifchen Dichters Abficht liegen kann — Lächerlichkeit.

(*Der Befchlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Ueber deutfche Vornamen und Gefchlechtsnamen,* von *Tileman Dothias Wiarda,* Secretär der oftfriefifchen Landfchaft. 1800. 17 Bog. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. diefes, in feiner Art dem Genealogen, Diplomatiker, Literator, Sprachforfcher, und Juriften gleich wichtigen, Werkchens verdient den gerechten Dank des Publicums für die gefchickte Ausfüllung einer Lücke, die bisher in unferer Literatur noch übrig geblieben war. Nach feiner eignen Angabe foll es nur ein Verfuch feyn, diefes noch fo fehr unbebauet liegende Feld einigermafsen urbar zu machen; allein es wird nunmehr, bey einer hinreichenden Menge von Materialien, an denen kein Mangel feyn kann, leicht feyn, auf der, von dem Vf. mit fo grofsem Fleifse und fo vieler Mühe und Sorgfalt geebneten, Bahn weiter fort zu fchreiten, ja kleine Fehler zu entdecken, die bey dem erften Aufräumen faft unvermeidlich waren, und ähnliche felbft zu vermeiden. Die ganze Abhandlung theilt fich in drey Abfchnitte, deren erfter *von den Vornamen oder Taufnamen der Deutfchen,* der zweyte *von deutfchen Stammnamen oder Gefchlechtsnamen,* und der letzte *von dem erlaubten und unerlaubten Gebrauche der Vornamen und Gefchlechtsnamen* umftändlich handelt. Näher in's Detail der einzelnen untergeordneten Sätze und Materien uns hier einzulaffen, verbietet der Raum diefer Blätter. Jedoch find wir fchuldig, unfer obiges Urtheil durch einen Beweis, dafs wir das Buch von Anfang bis zu Ende mit Aufmerkfamkeit durchgelefen haben, zu unterftützen, und in diefer Abficht wählen wir folgende kurze Bemerkungen aus mehreren, die fich uns während der angenehmen Lectüre freywillig darboten. Wenn der Vf. S. 83., wo er von den, von den Heiligen etc. entlehnten, Namen redet, fagt: „Nicodemus war zwar ein treuer „Anhänger des Heilandes, aber ein Nachtfchleicher, „und durfte nicht rein mit der Sprache heraus; — „daher trifft man *nirgends* in Deutfchland einen Ni„codemus an:" fo hat er z. B. nicht an unfern berühmten Landsmann Nicodemus Frifchlin gedacht. Bey S. 88., wo er behauptet, dafs, aufser dem Jeremias, Daniel, Jonas, *keiner* der übrigen Propheten die Ehre genoffen habe, feinen Namen zum Taufnamen herzuleihen, fielen uns doch z. B. Efaias *Pufendorf,* Joel Langelott, Enoch Zobel, Malachias *Geiger,* Ezechiel Meth, der Fanatiker des vorigen Jahrhunderts, der bekannte Johann Amos Comenius, etc. ein. Zu S. 100. bemerken wir im Vorbeygehen, dafs Nanne ein, Männern und Weibern gemeinfchaftlicher, Vorname bey den Einwohnern des Landes Wurften fey, ohne dafs wir uns jedoch zu entfcheiden getrauen, welchem Gefchlechte felbiger urfprünglich zugehört habe. Ebendafelbft findet man Abel, als weiblichen Vornamen, Pecke, als Mannsnamen, und Becke, als Frauennamen, wenn anders letzter keine verdorbene Ausfprache oder Verkürzung für Rebecca feyn follte. Der Urfprung vieler Gefchlechtsnamen aus den Taufnamen der Väter S. 122. fällt am deutlichften in die Augen, wo derfelbe Name zugleich als Vorname bey einerley Perfon gefunden wird, wie z. B. im Lande Wurften Adike Adikes, Johann *Elbe* Johanfs, u. f. w. S. 165. ff. 168. 173. würden wir doch die Namen Bader, Bartfcher, etc. eben fo gern in die Claffe deren fetzen, die von Aemtern oder Gewerben hergenommen find, die Namen Backhaus und Baumgarten eben fo gern von einzelnen Plätzen im Wohnorte des Stammvaters, als von Bachhaufen in Bayern und Baumgarten ebendafelbft oder in Brandenburg und Schwaben, fo, wie den Namen Ball von irgend einer zufälligen Begebenheit, den Namen Bohl von dem alten Vornamen Bole oder Bolle, ableiten u. f. w. Doch genug zu unferer Abficht. Es würde ungerecht feyn, abfichtlich etwanige kleine Mifsgriffe, die übrigens dem Werthe und der Gründlichkeit des Ganzen nichts entziehen können, weiter auffuchen und verfolgen zu wollen. S. [illegible] mufs es, ftatt Pfike und Feuken, Fike oder Fiken heifsen. *Feftiglich,* (S. 8.) für *feyerlich,* und S. 14[illegible] *vor und nach,* für *nach und nach,* find vielleicht Provinzialismen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 31. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Tübingen, b. Cotta: *Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht* von *Schiller* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Der Streich, welchen Wallenstein *Buttlern* gespielt hat, wäre allerdings auch unter die Züge zu rechnen, die diesen poetischen Charakter herabwürdigen; doch spricht man ihm ungern das Urtheil, weil er den schönen und ächt tragischen Contrast zwischen Wallensteins fantastischem Vertrauen auf *Octavio Piccolomini*, und seiner, vom Gewissen eingegebenen, widrigen Ahndung gegen Buttlern gründet, weil er die Quelle der grossen, leisen Situation ist, wo Wallenstein in diesem von ihm beleidigten Menschen sein Verderben umfasst. Allein die obigen Bemerkungen berechtigen uns schon hinlänglich zu dem Zweifel, ob nicht endlich die Idee, welche die Geschichte selbst zur Auflösung der Widersprüche in Wallensteins Betragen angiebt, auch dem Dichter bessere Dienste gethan hätte, als der von ihm eingeschlagene Weg. Die Geschichte setzt es ziemlich ausser Zweifel, dass die böhmische Krone wirklich Wallensteins Augenmerk war, und dass er von lange her seinen Abfall, um sie an sich zu reissen, vorbereitet hatte; zugleich aber gewährt sie Data zu der Vermuthung, dass sein Hang, die Sterne zu befragen, von dem Wiener Hofe gehandhabt worden sey, und dass ihm dieser in der Person seines Astrologen *Seni* eine seiner Kreaturen an die Seite gestellt habe, um ihn wirklich zu verleiten, wie *Illo* im Schauspiel sagt: *dass er auf die Sternstunde wartete, bis ihm die irdische entflöhe.* Die glückliche Behandlung dieser Neigung zur Astrologie, welche in der Art, wie Wallenstein Octavio's Abfall bestimmt, eine der ersten Schönheiten des Stücks hervorbringt, hätte auch dann, wenn der Vf. sich an jene Idee gehalten hätte, die nämliche bleiben können; unstreitig aber giebt der historische Wallenstein, aus jenem Gesichtspunkt betrachtet, ein weniger *blendendes Charakterbild* als der poetische, und in ihm ist die Würde des Helden eines tragischen Schicksals besser gerettet.

Wollte der Dichter auch seinem Wallenstein kein bestimmtes Complott zur Last legen: so war doch die alberne Idee, ihn kindlich rein zu schildern, fern von ihm, und er gab ihm daher *Velleitäten* von Ehrgeiz, und zu diesen den Wahn, *dass er stets könne wie er wolle* (*Wallenst. Tod*, A. 1. Sc. 4.). Sehr schön also, in diesem Sinne seines Charakters, sagt er in der letzten Scene des nämlichen Akts, nachdem jener Wahn ihn verlassen hat, zu seiner Schwester:

> Frohlocke nicht!
> Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte,
> Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
> Den Saamen legen wir in ihre Hände;
> Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

Aber um so mehr scheint es fast kindisch an ihm, dass er sich im dritten Akt, Sc. 4., von Träumen künftiger Grösse gegen seinen Willen überraschen lässt, und in eiteln Grosssprechereyen wie:

> — meinen Eidam
> Will ich mir auf Europens Thronen suchen —

gegen seine Gemalin verräth, was er ihr verbergen möchte.

Indem der Vf. Wallensteins Ehrgeiz, und die Ansprüche, zu welchen ein solcher Mensch sich erheben konnte, mehr in seine Vertrauten und Anhänger als in ihn selbst legte, gerieth er, um den Grund jener Ansprüche zu bauen, durch Reminiscenzen oder angewöhnte Begriffe und Gefühle aus unsern neuesten Zeiten, in eine falsche Ideenverbindung. Unter andern ist diess der Fall in den Reden der *Gräfin Terzky*, in der wichtigen siebenten Scene des ersten Akts von *Wallensteins Tod*. Allein damals waren die Zeiten noch nicht fern, wo glückliche *Condottieri* in Italien Fürstenthümer erworben hatten; die militärische Verfassung während des dreyssigjährigen Kriegs erweckte bey Grossen, die sich dem Kriegshandwerk widmeten, noch leicht die Hoffnung, dass ihnen gleiches Glück zu Theil werden könnte: *Mannsfeld*, *Christian von Braunschweig*, *Bernhard von Weimar*, hatten jene Urbilder im Auge, so gut wie *Wallenstein*, und der Geist jener Zeit war das Streben der souverainen Macht gegen solche Entwürfe bey Dienern sowohl, als bey Gegnern; der Uebergang aus Verhältnissen, in welchen dem Ehrgeiz solche Ziele noch vorschwebten, zu den neueren, wo auch das Höchste des Ehrgeizes nur Grade aus den Händen der souverainen Macht war. *Schiller* hat sich mit der Geschichte mehrere erlaubte Freyheiten herausgenommen, die sogar als lehrreiche Muster für Dichter, welche historische Gegenstände dramatisch bearbeiten, gelten können, — z. B. indem er den von Wallenstein gespielten Streich, durch welchen dieser nach der Geschichte *Illo's* an sich fesselte, auf *Buttlern* übertrug, um des Letzteren Theilnahme an Wallensteins Verderben zu motiviren. Allein in jenem Falle hat er sich falsche Ansicht seines Stoffs,

Stoffs, oder doch Vernachläfsigung der wahren Anficht deffelben, zur Schuld kommen laffen. Auch hätte der Dichter nicht überfehen dürfen, dafs Wallenftein fich um fo mehr berechtigt glauben mochte, wider des Kayfers Willen und felbft auf des Kayfers Koften, eine Souverainität an fich zu reifsen, als ihn der Kayfer ehemals mit dem Befitz einer folchen, den er ihm nicht ertheilen konnte, und fchwerlich auch nur ertheilen wollte, gekörnt hatte.

Die Behandlung des Hauptcharakters gegen den Schlufs, da wo Verderben fchon unabwendbar den Unglücklichen umringt, ift fehr fchön. Dem Vf. mögen *Macbeth's* letzte Augenblicke vor dem Sinn gefchwebt haben, aber Nahrung dem *eigenen* Genie war hier *Shakefpear* unferm Dichter. Ueberdrufs am Leben, Ermattung der ehemaligen Triebe des Ehrgeizes in dem Moment, wo die Summe deffen, was fie eintrugen, zufammengezogen wird; das find die gemeinfchaftlichen Züge beider Helden. So gefchieht es, dafs Wallenftein in einem fpäteren Zeitpunkt feiner Laufbahn faft wörtlich fpricht, wie es Macbeth, der gröfsere Verbrecher, früher that (*Wallenft. Tod,* A. 5. Sc. 3.):

Er ift der Glückliche. Er hat vollendet,
Für ihn ift keine Zukunft mehr, ihm fpinnt
Das Schickfal keine Tücke mehr — fein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet:
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg ift er über Wunfch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O ihm ift wohl! Wer aber weifs, was uns
Die nächfte Stunde fchwarz verfchleyert bringt?

Wallenftein fagt diefs in der Fortdauer jener düftern Zerftreuung, die ihn feinen verfchwundenen Glücksftern und feinen gefallenen Freund fo fchön verwechfeln machte. Macbeth hat einen neuen Mord befchloffen, und fich verfchworen: „eher foll fich der Weltbau aus einander fügen, als dafs ich mein Brod mit Zittern effen, und von den fchrecklichen Träumen, die mich allnächtlich erfchüttern, geplagt bleiben möchte." — „Beffer, fällt er ein, wäre es bey den Todten zu feyn, die ich in die Ruhe fchickte, um ihren Platz zu füllen, als auf diefer Seelenfolter auszuhalten in raftlofer Spannung. *Dunkan* liegt in feinem Grabe: nach des Lebens wechfelvollem Fieber fchläft er wohl — Verrath hat fein Aergftes an ihm gethan; nicht Eifen, nicht Gift, weder häusliche Tücke, noch fremde Feindfchaft, können ihn mehr berühren."

Diefelbe Aehnlichkeit und diefelbe Verfchiedenheit ift durchgängig gehalten. Unverrückten, geraden Schritts war Macbeth dem trüglichen Hexenwort von Verbrechen zu Verbrechen gefolgt: wie der höllifche Doppelfinn nach and nach ans Licht tritt, bleibt ihm von feinen edeln Anlagen noch das Coloffalifche im Fallen. Er fieht fein Verderben: aber eben da wird der furchtfam argwöhnifche, blutige Tyrann wieder zum Manne. Wallenftein hatte in richtige politifche Berechnungen, in Verhältniffe, die er nicht felbft fchuf, die fantaftifche Zuverficht auf die Gunft der Sterne eingemifcht. Nun reifst es ihn auf einmal verwirrend fort — zwar ift ihm der Abgrund verborgen, an deffen Rand er fteht; aber er fühlt fich feines Thuns nicht mehr mächtig, und in diefem Gefühl zerfliefst vor feinem eignen Blick das Meteor feiner Gröfse: es liegt darin, ftatt Macbeths finftrer Verzweiflung, für ihn nur fchwermüthige Ahndung, in welcher doch noch Spuren feines heitern Selbftvertrauens hervorglänzen. Wie fchön ift der Uebergang von jener zu diefen in feiner Rede gegen *Gordon*! (*Wallenft. Tod,* A. 5. Sc. 4.):

So bift du fchon im Hafen, alter Mann?
Ich nicht. — Es treibt der ungefchwächte Muth
Noch frifch und herrlich auf der Lebenswoge u. f. w.

Noch bemerken wir einen Zug in der Behandlung diefes Charakters, der unftreitig pfychologifchen Werth hat, aber mehr noch durch den Gedanken, als durch den Ausdruck, ganz der Komödie angehört; es find die Worte (*Wallenft. Tod,* A. 2. Sc. 3.), nachdem Wallenftein den Grund feines Vertrauens auf *Octavio Piccolomini* gegen *Illo* und *Terzky* offenbart hat,

Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beftändig
Zurück nur kommen auf ihr erftes Wort,
Wenn man *Vernunft* gefprochen ftundenlang.

Von den übrigen Perfonen haben wir, um dem Zweck diefes Auffatzes zu entfprechen, nur wenig hinzuzufetzen. Ueberhaupt finden wir in diefem ganzen Drama, und zwar befonders durch die Anlage der Charaktere,

das grofse gigantifche Schickfal,
Welches den Menfchen erhebt, wenn es den Menfchen zermalmt,

wirklich wieder, über deffen Entfernung von unfrer Bühne der Vf. anderswo ein fo kräftiges Lied gefungen hat*): der Geift der wahren Tragödie, und mit diefem die höchfte Moralität, lebt in allen diefen Perfonen, die nicht gut oder böfe handeln, nicht Lohn oder Strafe empfangen, über welche aber in ihren gegebnen Charakteren nothwendige Verhängniffe ergehen.

So wie einft *Moliere*'n, als feine Kunft in Frankreich noch in der Wiege lag, zugerufen wurde: *Courage, Moliere, voilà la vraie comedie*: fo gebührt auch ein ähnlicher Zuruf, zwar hoffentlich nicht am *Grabe* der tragifchen Kunft, aber doch im Augenblicke eines vorübergehenden Verfalls derfelben, dem Vf. des *Wallenfteins*.

Eine ganze Schule der verfchiednen moralifchen Motive, nach denen verfchiedne Charaktere handeln, ift in den Contraften zwifchen *Octavio* und *Max Piccolo*-

*) *Shakefpears Schatten*: f. *Schillers Gedichte*, erfter Theil, S. 275.

colomini, zwischen *Buttler* und *Gordon*, erschöpft. Ja, an der Vollkommenheit selbst dieser Contraste könnte man es tadeln, dass sie mehr von Schule als von lebendiger Poesie zeugt, dass die Absicht und die Darstellung nicht genug in einander verschmolzen sind, dass jene nicht genug *zufällige* Folge von dieser scheint. Diess hiesse aber eine bestimmte Manier nach den Gesetzen einer andern beurtheilen, oder an den scharf ausgedrückten Compositionen und Figuren eines Malers, dessen Eigenthümlichkeit dieser scharfe Ausdruck wäre, *Raphaelischen* Charakter vermissen — und was würde wohl eine *solche* Kritik noch einwenden dürfen, wenn andre, durch das Anschauen der stark hervorstechenden Züge, und der höchst vernehmlich ausgesprochnen Gedanken in den Compositionen jenes Malers verwöhnt, gerade *diesem* Charakter keinen Geschmack mehr abzugewinnen vermöchten?

Octavio und *Max* gewinnen ausserordentlich durch die Mischung von Herzlichkeit in ihrem gegenseitigen Verhältniss als Vater und Sohn, und besonders nüancirt dieser Zug *Octavio's* Charakter äusserst schön. So geschieht es, dass wir, jeden Augenblick bereit, mit des Sohnes stets eben so richtigem als warmen Gefühle zu sympathisiren, dennoch dem Vater nie übel wollen, und in seine sophistischen Gründe zu der zweydeutigen Rolle, die er gegen Wallenstein spielt, eingehen mögen. So geschieht es, dass der unsterbliche Zug am Schlusse:

Dem *Fürsten* Piccolomini!

indem er alle die Wirkung thut, welche die gemeine tragische Lohnaustheilung immer verfehlt, uns zugleich in des unglücklichen *Octavio's* Seele verwundet. Das, das ist der Genius der *ächten Tragödie*, der sich mit derselben Kraft in *Buttler's* und *Gordon's* Antagonismus sichtbar ist. Indem wir *Buttlern* das Recht nicht streitig machen, eben sowohl den „schwachsinn'gen Alten" *Gordon* wegzudrängen, um zu vollenden, was er begonnen hat, als auch *Octavio's* Abscheu mit stolzen Recriminationen zu strafen, verehren und lieben wir dennoch in *Gordon* den menschlichen, einfach rechtlichen Mann — gewissermaßen den militärischen *Klosterbruder*.

In einem weniger auffallenden, und darum nicht weniger schönen Contrast, der, wenn man von der Verschiedenheit der Verhältnisse und Personen abstrahirt, ein vollkommnes Seitenstück zu dem Contrast zwischen *Gordon* und *Buttler* ist, stehen die *Gemalin* und die *Schwester* Wallensteins gegen einander, und ein noch schöneres Drittes macht *Wallensteins* Tochter, die auch ihrer *Mutter* Tochter ist, und an welcher die Idee, das Grosse des Vaters in der weiblichen Natur zu veredeln, und gleichsam zu versittlichen, so eben reizend hervorleuchtet.

Wie jeder dieser Charaktere, in sich selbst vom höchsten Interesse, mit den andern in Beziehung steht; wie sie alle, sowohl zusammen als einzeln, der in den Contrasten und Verhältnissen, durch welche sie gepaart sind, sich stets auf die Haupthandlung und den Gang derselben beziehen: das sind eben so ehrwürdige, als für das Studium der dramatischen Kunst lehrreiche Zeugnisse von einem lange durchdachten und gereiften Kunstwerke.

Eine unerklärliche Vernachlässigung ist es (*Wallenst. Tod*, A. 2. Sc. 1.), dass *Octavio Piccolomini* in einem gleichgültigen Gespräch mit Wallenstein begriffen, den Akt eröffnet: die wirkliche Darstellung des Verhältnisses zwischen diesen beiden Personen, konnte allenfalls im Plane des Dichters keinen Platz finden, gewiss aber durften sie alsdann auch nicht zu einer so unbedeutenden Statisten-Erscheinung zusammengestellt werden.

Octavio's Verhältniss gegen seinen Sohn *Max* erweckte einmal sehr natürlich bey dem Dichter eine Reminiscenz aus einer ähnlichen Situation in *Göthe's Iphigenie*. *Octavio* sagt zu *Max* (*die Piccolomini*, A. 5. Sc. 1.), der sein Betragen gegen Wallenstein nicht gutheissen kann:

> Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich,
> Im Leben sich so kinderrein zu halten,
> Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.
> In steter Nothwehr gegen arge List
> Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr —
> — — — — — — — —
> — — — — — — — —
> Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht:
> Der Kayser schreibt mir mein Betragen vor.
> Wohl wär' es besser, überall dem Herzen
> Zu folgen, doch darüber würde man
> Sich manchen guten Zweck versagen müssen.
> Hier gilt's mein Sohn, dem Kayser wohl zu dienen,
> Das Herz mag dazu sprechen was es will.

So redet *Pylades Iphigenien* zu (A. 4. Sc. 4.), als sich ihr Gefühl gegen den Betrug sträubt, der dem König *Thoas* gespielt werden soll:

> So hast du dich im Tempel wohl bewahrt!
> Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
> Und andern strenge seyn: du lernst es auch.
> So wunderbar ist diess Geschlecht gebildet,
> So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
> Dass keiner in sich selbst noch mit den andern.
> Sich rein und unverworren halten kann.
> Auch sind wir nicht bestellt, uns selbst zu richten;
> Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehen,
> Ist eines Menschen erste, nächste Pflicht.

Die Stellen Th. 1. S. 101 — 107., wenn sie auch zuletzt etwas überladen sind, werden wohl jedem Leser des Wallensteins unvergesslich bleiben; um so mehr wäre aber zu wünschen, dass der Dichter die Gemüthsbewegung seines Lieblings, *Max Piccolomini*, nicht zunächst mit

> Dem ersten Veilchen, das der März uns bringt,
> Dem duftigen Pfand der neuverjüngten Erde,

so schäfermäsig angekündigt hätte.

Ausnehmend schön vertritt *Thekla* am Schluss des dritten Akts *der Piccolomini* das Amt des griechischen Chors.

Aber in *Wallensteins Tod*, A. 4. Sc. 12. ist derselbe Ton in ihrem Munde dem Dichter weniger gelungen.

Was übrigens diesen vortrefflichen Charakter im Ganzen betrifft: so scheint ihn der Dichter durch einige Pinselstriche im dritten Akt *der Piccolomini* etwas *Lessingisch* auf die Spitze gestellt, und die Striche nicht mit völlig sicherer Hand angebracht zu haben: sie sollten ohne Zweifel mädchenhafte Freyheit und Gewalt des Geistes ausmalen, haben sich aber mit dem zarten Glanz dieses Gemäldes schöner weiblicher Originalität nicht genug verschmelzen wollen.

Wir glauben kaum hinzusetzen zu müssen, dass unter dieser Bemerkung *Thekla's* kühne Klugheit in der Wahrnehmung der geheimen Absichten ihrer Tante, und der Offenbarung derselben an ihren Geliebten, *nicht* mit begriffen ist. Es wäre ein mehr als böotischer Sinn, der das:

Trau ihnen nicht. Sie meynen's falsch, u. s. w.

nicht unter die ersten Schönheiten des Stücks rechnete.

Buttlers Scene mit *Deveroux* und *Macdonald* im letzten Akt, wird wohl wenige Leser treffen, die sie nicht sehr abgekürzt wünschten: auch sie gehörte in ein sehr gewöhnliches Theaterstück und nicht in ein Drama von diesem hohen Stil.

Mit dem Vers ist der Vf. an vielen Stellen mit so geflissentlicher Härte und Geringschätzung der Regeln umgesprungen, dass einzelne Kritiken über diesen Punkt sehr unnöthig seyn würden. Die Ursachen, die man bey ihm voraussetzen kann, reichen schwerlich hin, die öftere Disharmonie in der Sprache dieses Stücks zu entschuldigen, und vielleicht rächten sich die Musen, indem sie ihm überhaupt diesmal die Gabe des Wohllauts, auch wo er sie nicht verschmähte, karger verliehen als sonst.

FREYMAURER SCHRIFTEN.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Blüthen der Maurerey. Erstes Bändchen.* 1800. 212 S. 8. (16 gr.)

Dieser bescheidene Titel verspricht nur *Blüthen*, ganz dem Inhalte gemäss. An Floskeln, Tiraden und Gemeinplätzen, Declamationen und Exclamationen fehlt es diesen, in der Loge zur Weltkugel von einem, wie es scheint, noch jugendlichen Br. Redner gehaltenen, Vorlesungen oder Reden nicht, wohl aber an innerm Gehalt und an Energie. Einiges aus der zweyten Rede, welche die den geheimen Gesellschaften und besonders dem Fr. M. O. gemachten Einwendungen und Vorwürfe widerlegen soll, aber auch nicht einen einzigen von denen, die in der ersten Rede vorgetragen werden, gehörig widerlegt, wird hinreichend seyn, unser Urtheil zu bestätigen. Nach einem langweiligen und faden Eingange gesteht der Redner zwar, dass im O. sich menschliche Leidenschaften eingeschlichen, Heucheley die Larve der Wahrheit angenommen, Herschsucht und Ränke, Ueppigkeit und Kleingeisterey und das gesammte Götzenheer fauler Begierden ihr gefährliches Spiel getrieben, schlaue Köpfe den *gutmüthigen und blöden Haufen* gegängelt, und auf schlüpfrige Abwege geführt hätten; aber er meynt, man dürfe den *Orden* nicht mit seinen *Genossen* verwechseln. Der O. wolle diesen Unfug nicht, *er habe ihn nicht veranlasst* (was oder wer denn sonst hat den blöden Haufen auf Abwege geführt, als der Orden durch seine Symbole, die zu verstehen auch dieser fromme und gutmüthige Redner noch weit entfernt zu seyn scheint?), vielweniger gebilliget, er züchtige jeden Frevler, steure jede (n) Unart, tilge des Lasters Keime. (Wenn er das alles kann, wie kommt es, dass er, seit seiner mehr als funfzigjährigen Existenz in Deutschland, der schädlichen Geheimnisskrämerey und dem gefährlichen Spiele schlauer Köpfe mit dem blöden Haufen noch bis jetzt kein Ziel setzen konnte? An diesem Geschwätze ist kein wahres Wort, und der Heiligenschein, mit welchem hier der O. umgeben ist, ein Werk der Unkunde und des Wahnes). Das *hohe, ehrwürdige Alter* des Os. beweisen dem Vf. die Mysterien der Alten, die, obgleich in Absicht des Zweckes und der Arbeiten von dem Fr. M. O. verschieden, doch *wahrscheinlich* denselben *vorbereitet* hätten, und von dem Zeitgeist nach dem *Willen* unserer Bedürfnisse umgeformt worden wären. (Der Schluss ist ausnehmend bündig: weil in den ältesten Zeiten Mysterien oder geheime Gesellschaften existirt haben: so ist der Fr M. O. sehr alt. Dass dieser eine blosse Umformung der alten Mysterien, nach dem Geiste unserer Zeit und gemäss unsern Bedürfnissen, sey, ist eine Unwahrheit). Und nun fährt der Vf. fort: „So uralt diese *Vorliebe* für geheime Verbindungen ist, eben so ausgebreitet auf der Erde sind sie geworden. — Soll dieses *Alterthum*, diese Verbreitung des O. nichts für seinen Werth beweisen? (Nein!) Soll nur blinde Nachahmungssucht, nicht allgemein gefühltes Bedürfniss nach einem reinen *Lichtgenuss* (nein!), nicht sichtbarer Gewinn (ja! aber für wen und auf wessen Kosten?) sein Bürge und Vertheidiger seyn? Fliesst nicht daraus die freudige Hoffnung, der O. sey heilsam, er sey ein Baum von Gott gepflanzt, den keine Hand kein Sturm ausreissen wird, der Blüthe, Frucht und Schatten dem Gärtner schenket?" (ja wohl!). Die Frage, wozu geheime Gesellschaften nöthig wären, wird unter andern so beantwortet: „Herrschende gestempelte Thorheiten und Laster, Unglauben und Frechheit führten die Menschen in eine sichere Abgeschiedenheit. Sie setzten dem schwellenden Heerstrom haltbaren Damm, sie kämpften den grosen ehrenvollen Kampf mit dem Fürsten der Finsterniss; sie erlegten den gewaltigen Riesen, wenigstens fesselten sie seine Fäuste, dass er nicht verheerte die Tempel der Wahrheit, zertrümmerte die Altäre der Tugend." Wie ärmlich ist das alles! und wäre es nicht gerathener, wenn es der Vf. bey diesem ersten Bändchen solcher Blüthen bewenden liesse?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. Januar 1801.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritsch: *Herodis Attici* quae supersunt adnotationibus illustravit *Raphael Fiorillo*, bibliothecae regiae academ. Georg. Augustae a secret. Praefixa est Epistola Chr. G. Heynii ad auctorem. 1801. XXVI u. 215 S. 8.

Diese Schrift enthält, ausser den zwey bekannten Triopeischen Inschriften, die zuletzt Visconti besonders herausgegeben hat, noch eine Sammlung von Fragmenten des Herodes Jambographus, und die Declamation *de Republica* (*Orator. graeci* T. VIII. p. 32. *ed. Reisk.*). Da dem Herodes Atticus, wie der Herausgeber wenigstens steif und fest behauptet, weder die Inschriften, noch die Declamation, zugehören, (von den Fragmenten versteht sich dieses von selbst), und der beste Theil des Commentars andern Gelehrten, namentlich dem Visconti, Ruhnkenius und Reiske zugeschrieben werden muss: so sieht man hieraus, dass der allgemeine Titel dieser Schrift nicht allein unschicklich gewählt ist, sondern dass auch der Zusatz: *adnotationibus illustravit*, eine grosse Einschränkung leidet. Was indessen den letzten Umstand betrifft: so ergiebt sich bey einer nähern Untersuchung dieser Arbeit freylich gar bald, dass der Vf. hierbey wenigstens consequent verfuhr. Denn so wie er seine Gewährsmänner auf dem Titel nicht nennt: so hat er die Namen auch bey den von ihnen entlehnten Anmerkungen grösstentheils verschwiegen, und auf diese Weise seiner Schrift einen Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben verstanden, der den Nichtkenner blenden könnte. Rechnet man aber diese fremde Zuthat ab: so bleibt ihm von demjenigen Theil des Commentars, der sich auf die oben genannten vier Stücke selbst bezieht, nur wenig; wohl aber bleiben eine Menge kritischer Bemerkungen über andere Schriftsteller übrig, die hier mit solcher Weitschweifigkeit vorgetragen werden, dass die wahre Absicht des Vfs., seinen Herodes zu einem blossen Vehikel für diesen zu machen, gar nicht zu verkennen ist. Freylich war es nicht zu erwarten, dass uns Hr. Fiorillo über die nur so oft commentirten Inschriften viel neue Aufschlüsse geben würde. Aber ein verdienstliches Unternehmen wäre es an sich schon gewesen, wenn er den gelehrten und geschmackvollen Commentar von Visconti, durch eine gute und zweckmässige Uebersetzung gemeinnütziger gemacht, und so die Wünsche vieler Gelehrten, die jenes Buch ungern entbehren, befriedigt hätte. Bey der gegenwärtigen Zubereitung hingegen sind nicht allein manche schätzbare Untersuchungen jenes italiänischen Gelehrten ganz übergangen, sondern das Mitgetheilte ist auch dergestalt mit eigenen Zusätzen vermengt und gleichsam zusammengeknetet, dass man Mühe haben würde, jenes von diesen zu scheiden, wenn sich nicht auch hier das Sprichwort: *sorex indicio suo perit*, bestätigte.

Die Einrichtung der Schrift im Ganzen ist folgende. Voran steht die Abhandlung *de Herode Attico et ejus scriptis*, mit Hn. *Eichstädts* Zusätzen, aus dem Harlesischen Fabricius T. VI. p. 4 sqq. wörtlich abgedruckt. Hierauf die Inschriften selbst. Der Commentar geht von S. 49—170. Nun folgt: *Diatribe in Herodis Jambographi fragmenta*, von S. 171—180. Den Beschluss macht die Declamation *de Republica* mit den Reiskischen Anmerkungen. Vorzüglich lesenswerth ist die vorangeschickte *Epistola Heynii ad auctorem de finibus studii critici regundis*. Hier wird ganz eigentlich ein Wort zu seiner Zeit gesprochen. Man sieht es deutlich, dass Heyne dieses für junge Philologen überhaupt, und für Hn. *Fiorillo* insbesondere so lehrreiche Thema mit Absicht wählte, da er dem Publicum eine Schrift empfehlen sollte, die nicht allein, wie sich der vortreffliche Mann ausdrückt: *in eo rerum genere versatur, ad quod ego juvenilia ingenia hortatu meo raro instigare, saepius ab eo avocare soleo*, sondern die auch zugleich ein warnendes Beyspiel abgeben kann, wie sehr sich junge Leute, denen es noch an richtiger Sprachkenntniss fehlt, vor derjenigen Klippe zu hüten haben, an der Hr. Fiorillo gescheitert ist. Auch bey einer flüchtigen Durchsicht mussten ihm die auffallenden Proben einer verunglückten und sprachwidrigen Wortkritik in die Augen springen, die diese Schrift so sehr verunstalten. So will z. B. der Vf. S. 72. ein Fragment des Castorion bey Athen. X. p. 455. A. emendiren, und bringt Verse, wie folgende, heraus:

Σὲ τὸν βόλοις νιφοκτύποις
δυσχείμερον ναίονθ' ΟΡΟΣ
θηρονόμε Πὰν, χθόν' Ἀρκάδων
κλείσω γραφῇ ἐνὶ τῇδε σοφῇ
πάγκλειτ' ἔπη συνθεὶς ἄναξ
δύσγνωστα μὴ σοφοῖς κλύειν·
μουσοπόλε θὴρ, ΧΑΡΙΤΟΤΑΤΟΝ
μείλιγμ' ἱεὶς. — — —

Welch eine Sprache! Beym Athenäus lauten die ersten Zeilen so: Σὲ τὸν βόλοις ν. δ. ναίονθ' ἕδος. Anstatt ἕδος wollte Casaubonus ὄρος, Scaliger ἔδος lesen. H. F.

schlägt ὄρος vor, sieht aber nicht, dass in diesem Fall auch der vorhergehende Artikel τὸν in τὸ, und das Participium ναίονθ' nun in ναίοντ' ὄρος verwandelt werden müsste. Arg genug! Aber noch ärger ist doch (um nichts von den Zwischensätzen zu sagen), am Ende die Verbesserung: χαριτοτατον, statt κηροχίτωνος, wie bey Athenäus steht. Für einen Druckfehler kann man es nicht erklären. Denn die Worte sind S. 74. noch einmal eben so abgedruckt, und da sagt der Vf. in vollem Ernst: *Casaubonus non male χαριέστατον emendat.* **Non infeliciter tamen mihi** ΧΑΡΙΤΟΤΑΤΟΝ *restituisse videor!!!* —

Ein ähnliches Beyspiel kommt S. 92. vor, wo das durchaus verdorbene Fragment des Pratinas (Athen. XV. p. 617.) *in extenso*, aber mit den vermeyntlichen Verbesserungen des Vfs. aufgeführt wird. Hier wird man in der That zweifelhaft, ob man griechische oder arabische, mit griechischen Buchstaben geschriebene Worte vor sich sieht, wenn man z. B. anstatt des verdorbenen Vers. 25.:

Θυπατρυπάνω δέμας πεπλασμένον γηιδόνα,

nun folgenden von Hn. Fiorillo *emendirten* Vers liest:

λαλοβαρυπαραμελορυθμοβάταν
ΘΥΠΤΕ ΤΡΥΠΑΝΩι δέμας πεπλασμένον ΑΝΑΙΔΕΙΑι.

Was in aller Welt soll das bedeuten? Schade, dass es dem Vf. nicht gefallen hat, eine lateinische Uebersetzung hinzuzusetzen, dass man wenigstens sehen könnte, was für einen Sinn *er* mit solchen Worten zu verknüpfen im Stande ist. So viel merkt man wohl, dass das θύπτε so viel heissen soll, als das vorhergehende παῖε, *pulsa*. Das Wort ist übrigens ganz richtig abgedruckt. Denn auch diese Stelle wird S. 100. auf eben die Weise wiederholt. Hier hat also das verrufene τύπτω dem Hn. Fiorillo einen ganz fatalen Streich gespielt.

S. 89. führt er, als etwas besonders an, dass die Präpositionen ἐπὶ und παρὰ von ihren Verbis getrennt werden können, und führt fort: *multa alia exempla occursant. Sic in Antigoni Carystii versibus apud Athenaeum* Lib. III. p. 82. B. *legendum:* ἦχί μοι ὡραίων πολὺ φίλτερος ἠδ' ἄρι μήλων πορφυρέων. — — Bey Athenäus steht ἀριμήλων, wofür Casaubonus ἄρα μ. oder ἐριμήλων vorschlägt. Dafür wird er nun von Hn. Fiorillo gestraft: *non observavit* (man denke!) *verba* ἄρι *et* πορφυρέων *conjungenda esse i. e.* ἀριπορφυρέων. Wo mag er es gelernt haben, dass die *particula inseparabilis* ἄρι eben so von ihrem Adjectiv getrennt werden kann, wie die Präpositionen ἐπὶ und παρὰ von ihren Verbis? Und wo hat er das Wort ἀριπορφύρεος aufgetrieben?

Bey so bewandten Umständen sollte nun niemand vermuthen, dass in dieser Schrift auch scharfsinnige und elegante Verbesserungen vorkommen. Und doch finden sich dergleichen. Hier ist gleich ein Beyspiel. S. 164. wird ein Fragment des Choerilus (Athenäus Lib. XI. p. 464.) so gelesen:

— — — — — χερσὶν
ὄλβον ἔχω κύλικος τρύφος ἀμφὶς ἐαγὸς
ἀνδρῶν δαιτυμόνων ναυάγιον· οἷά τε πολλὰ
πνεῦμα Διονύσοιο πρὸς ὕβριος ἔκβαλεν ἄκτας.

Ueber den ersten Vers weiss uns Hr. F. (wir werden bald sehen, warum?) nichts zu sagen, ob er gleich keinen Sinn giebt, und um einen ganzen Fuss zu kurz ist. Beym vierten Vers erinnert er uns blos an Athenäus: *male erat in Athenaeo* V. 4. πρὸς ὕβρεος ἔκβαλ' ἄκτας. Recht gut! Schade nur, dass sich der Vf. hier auf einem kleinen Unterschleif ertappen lässt. Schade, dass diese Emendation schon lange bekannt ist, dass sie zuerst von *Canter* N. Lect. IV. c. 5. vorgeschlagen, hierauf von *Martini* V. Lect. III. c. 2. erläutert, und endlich von *Valckenaer* zu Herodot. VIII. p. 624. bestätigt worden ist. Valckenaer's Anmerkung scheint indessen unser Kritikus nicht entdeckt zu haben. Sonst hätte er uns gewiss noch mit einer eben so meisterhaften Verbesserung des ersten Verses, worüber er leider! keine Auskunft bey Martini fand, überrascht. Valckenaer liest vortrefflich:

Χερσὶν ἔχω κολοβοῦ κύλικος τρύφος ἀμφὶς ἐαγός.

Wir haben weiter oben von dem unerlaubten Gebrauch gesprochen, den Hr. Fiorillo sich in Ansehung des Viscontinischen Commentars erlaubt hat. Das angeführte Beyspiel zeigt, dass er mit andern Schriftstellern nicht viel glimpflicher umgegangen sey. Ein paar Beweise mehr, und es würde genugsam erhellen, dass fast die ganze Schrift, sofern sie etwas Gutes enthält, — eine Compilation ist. Um indessen Raum zu ersparen, begnügt sich Rec., nur noch ein Wort über die angehängte *Diatribe in Herodis Jambographi fragmenta* zu sprechen, um zugleich die Methode anzuzeigen, *wie* Hr. Fiorillo im Ganzen compilirt hat. Hier stösst man überall, theils in der Einleitung, theils in den Noten auf Bemerkungen, die gar nicht gemein sind. Bald wird Casaubonus, bald Wesseling zurecht gewiesen. Die Sammlung der Fragmente des Jambenschreibers Herodes hat an sich schon etwas Auszeichnendes. Kurz, es ist das gelehrteste Stück der ganzen Schrift. Allein weder diese Sammlung, noch die *gelehrten* Noten, noch die Ausdrücke, mit welchen diese vorgetragen werden, sind ein Eigenthum des Vfs. Alles ist aus der *Historia critica Orat. graecor.* (p. XCIX seq.) von Ruhnkenius, dessen Name, wie gewöhnlich, verschwiegen wird, abgeschrieben, nur etwas verschoben und verdreht. Um den Leser die Vergleichung zu erleichtern, wollen wir den Anfang beider Stellen gegen einander absetzen.

F. p. 171.	R. p. 100.
Gravissimo enim errore Interpretes ad Plinii Epistol. Lib. IV. ep. 3. et Fabricius, Bibl. Gr. T. VIII. p. 710. ed. vet. confudere Herodem Atticum cum antiquo et incognito fere Herode Jambographo. Plinius, Aristarchi summi critici judicio neglecto, qui Simonidem et	*Denique Herodem Jambographum cum Herode Attico gravissimo errore confundunt Interpretes Plinii, et Fabricius Bibl. Gr. Vol. VIII. p. 710. — Nobis (p. 99.) satis certum videtur, Simonidem et Hipponactem fuisse, quos cum Archilocho conjungunt Lucianus Pi-*

F. p. 171.	R. p. 100.
Hipponactem Jambographorum principes esse ait, vid. Proclus Chrestom. p. 342. et Grammat. Bibl. Coislin. p. 597. palmam in hoc poeseos genere tradit Herodi. — Multa ad laudatum locum Plinii moliuntur Interpp. satisque ostendunt, se de Herode Jambographo, ne fando quidem quidquam audivisse. — Fragmenta, quae in antiquis scriptoribus observavi, hic a me proferentur.	*delog. p. 163. Proclus Chrestomath. p. 342. et Grammaticus Bibl. Coisl. p. 597. Sed ecce! Plinius, neglecto Aristarchi judicio, jambographorum principem ponit Herodem. — Interpretes multa ad hunc Plinii locum moliuntur, satisque ostendunt, se de Herode Jambographo ne fando quidem quicquam audivisse. Ex ejus Choliambis fragmenta supersunt apud — —*

Nun folgen die von Ruhnkenius angezeigten Fragmente auch bey Hn. Fiorillo, der sie in *alten* Schriftstellern bemerkt haben will, aber blofs in eine andere Ordnung gestellt, und nur um ein einziges Stück vermehrt hat. S. *Schol. Nicand. Theriac.* p. 41. b. vergl. *Toup. Emend. in Hesych.* T. IV. p. 44. Alle übrigen Bemerkungen und Verbesserungen jenes Gelehrten find, ohne jemals auf die Quelle hinzuweisen, von ihm gelegentlich eingeschaltet, aber auch mit eigenen Zusätzen vermehrt worden, die wenigstens Fleifs und guten Willen zeigen, etwas zu leisten. Davon liefert diese Schrift allerdings auch anderwärts mehrere Beweise. So ist z. B. S. 112. recht gut gezeigt worden, dafs in einem Fragment bey Athen. XIII. p. 595. F., wo die Rede von dem Monument der Pythionice ist (S. Jacobs in Att. Museum II. S. 178.), auf eine Stelle des Sophokles Electr. 6. angespielt wird. S. 70. scheint ein Fragment des Pindar glücklich verbessert zu seyn. Aber Rec. würde dem Vf. rathen, den ganzen kritischen Plunder vor der Hand an den Nagel zu hängen, sich erst um eine gründliche Kenntnifs der griechischen und lateinischen Sprache zu bewerben, und überhaupt bey seinem künftigen philologischen Studium, den ihm von Heyne vorgezeichneten Plan fest im Auge zu halten. So wird sich die Neigung zum Schleichhandel nach und nach von selbst legen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Unger: *Asiatische Perlenschnur*, oder die schönsten Blumen des Morgenlandes, in einer Reihe auserlesener Erzählungen dargelegt, von *Anton Theodor Hartmann*, Prorector des Friedrichs-Gymnasiums in Herford. 1800. XCV und 321 S. 8. (2 Rthlr.)

In den Vorerinnerungen liefert der sachkundige Vf. die Literatur morgenländischer Erzählungen, indem er ächte, wahrscheinlich ächte, auch wahrscheinlich und offenbar unächte Producte dieser Gattung unterscheidet, und sie, theils blofs nach den Titeln, theils in weitläuftigern Notizen, aufzählt. Er giebt darauf einige Proben in vollständigen und abgekürzten Uebersetzungen, und zwar: 1) Die Geschichte des Naerdan und der Guzulbec, des Derwisch Abunadar und des Greifs, alle drey verflochten in die *Geschichte Naurs*, Königs von Kaschemir. 2) Die Geschichte des *Sultans Nurgehen*, und der schönen, weisen Damake. 3) Die Geschichte des *Chalifen Vathek*. Ueberall durch allgemeine Bemerkungen und durch Noten unter dem Texte selbst den Leser in das Eigenthümliche dieser Erzählungen einzuführen, hat Hr. H. keine Mühe gespart. Wer orientalische Erzählungen liebt, findet sie hier in ihrer ganzen Fülle. Die Uebersetzung ist genau und lesbar. Die Erläuterungen beweisen Fleifs, verdienen Dank, und können für viele ähnliche Lesereyen zur Vorbereitung dienen. Der zweyte versprochene Theil ist daher einer günstigen Aufnahme werth. Da Hr. H., der Vf. des Versuchs über die Ideale weiblicher Schönheit bey den Morgenländern, mit diesen morgenländischen Erzeugnissen so sehr bekannt ist: so würde er der Lesewelt in der Folge einen wahren Dienst erweisen, wenn er aus dem grofsen Vorrath, der gar nicht, oder nicht gut übersetzten, blofs die unterhaltendsten auswählen, selbst diese aber gedrängter erzählen, und sie, weil wir kaltblütigen Occidentalen, auch sogar seit Brown und Conf. regieren, nicht so viel Opium geniefsen, und nicht so oft im Zustand zwischen Schlafen und Wachen leben, wie der Orientale, von langweiligen und gedehnten Auswüchsen befreyen wollte. Auch könnten unmafsgeblich die meisten Anmerkungen, damit sie nicht bey mehrern Veranlassungen wieder gegeben werden müssen, am Ende jedes Bandes in alphabetischer Form und in möglichster Kürze mitgetheilt werden. Eine solche verkürzte, aber desto reichhaltigere, Schnur asiatischer Perlen, blofs vom ersten Wasser, oder eine streng ausgelesene Sammlung orientalischer Blumen ohne Nebengeschosse, verkümmerte Blätter und allzu grofse Stiele, würde zwar nicht das historisch wahreste Bild von orientalischem Geschmack, desto gewisser aber eine anziehende Leserey werden. Schon hier hat Hr. H. für gut gefunden, die zweyte Geschichte vor ihrem Schlufs merklich zu verkürzen, und noch etwas mehr Kürze würde sie noch mehr empfehlen. Der Morgenländer nur liebt es, seine Blumen sammt der fetten Erde, ohne welche sie freylich nicht wachsen konnten, neben sich hinzustellen. Selbst einige Nachbesserungen, wenn sie in morgenländischem Geiste, und nach Wielands Muster versucht würden, sollten für uns dergleichen Perlen nicht gerade unächt machen. Ohnehin aber würde die Verführung zu gedehnten Phraseologieen (wie S. 127. ein Tanz, welcher . . nach ihrer Weise, nicht von allen Annehmlichkeiten entblöfst war, oder, eine Geschichte, nach S. 163. von allem Interesse und aller Anmuth entblöfst), welche aus morgenländisch gedehnten Erzählungen leicht entstehen kann, wegfallen. Selbst aus den Einleitungen und Anmerkungen würde, der Deutlichkeit unbeschadet, manches wegbleiben können, da man dem Leser das Vergnügen, irgend etwas aus dem Context erklärbares sich selbst zu erklären, nicht zum Voraus rauben soll.

Rec. erlaubt sich noch einige besondere Anmerkungen. Die orientalische Weise, durch Mâne's (Geschenke) oder

oder Salem's (Grüfse, d. h. zum Grufs geschickte Zeichen) mit einander zu reden, kommt auch hier S. 9 bis 13., und der bekannte Liebesbrief der Lady Montague, welcher blofs aus einem Beutelchen voll allerley kleiner Naturproducte bestehen kann, S. XCII. vor. Erklärt aber fand Rec. diese Art von Correspondenz weder hier, noch sonst wo. Lady Montague deutet sie blofs in einer Zeile an, welche man meist überfehen zu haben scheint. Dafs dergleichen Naturproducte an sich sinnbildlich seyn können, versteht sich ohnehin. Hier aber ist nicht von der natürlichen Sinnbildlichkeit, sondern von einer zufälligen, die Rede, welche aus ihren Namen entsteht. Dieser beginnt etwa ein bekanntes türkisches Lied, und dann will der türkische Liebhaber, „dafs bey Anblick der Sache, welche jenen Namen trägt, die Geliebte an diefs Lied denke, so gut, als wenn er selbst es ihr vorgesagt oder geschrieben hätte. Häufiger liegt die Sinnbildlichkeit noch tiefer versteckt. Das überschickte soll durch den Klang seines Namens an einen türkischen Vers erinnern, welcher zu jenem Klang das Echo, den Reim enthält. Der Liebhaber schickt eine Münze. Diese heifst Pul, bedeutet aber hier, an sich betrachtet, nichts. Aber irgend ein bekannter Dichter hat auf Pul im nächsten Reim gesetzt: Derdimene Derdan bul. An diese Worte nun und ihren Sinn denkt die Geliebte, und erfährt dadurch das Girren ihres Liebhabers. Denn die Reimzeile sagt: habe Mitleiden mit meiner Liebe. — S. 141. löst Damake die Räthselfrage: welches Thier der Einöde aus sieben verschiedenen Thieren zusammengesetzt sey? durch die Antwort: Diefs ist die Heuschrecke. Diese hat den Kopf eines Pferdes, den Hals eines Ochsen, die Flügel eines Adlers, die Füfse eines Kameels, den Schwanz einer Schlange, die Hörner eines Hirschs, und den Leib eines Scorpions. Nach diesem Beyspiel wird man die Ausmalung der Heuschrecken in der Apocalypse Kap. 9, 3—11. ächt orientalisch finden. — S. 320. wird die morgenländische Art, Frauenzimmer zu transportiren, angeführt. Auf jeder Seite wird einem Kameel eine Kiste übergehängt, in welcher die Schöne, nebst mancherley Bedürfnissen für sie, Raum hat. Gegenüber in der andern Kiste sitzt eine andere von den Töchtern des Serails, oder eine ihrer Zofen, so dafs sie sich mit einander unterhalten können. Gegen die drey übrigen Seiten und von oben her, sind diese Sänftenkisten mit schönen, aber undurchdringlichen, Teppichen bekleidet. In der Moallakah des Zoheir heifst es: Sie sind gestiegen in Sänften, mit kostbaren Teppichen und rosenfarbenen Vorhängen, deren Leinwand die Farbe des (carmesinrothen) Andemholzes trägt. Nach einem Beyspiel, das aus einem Gedichte des Amralkeis bekannt ist, weifs oft der Liebhaber diese Hüllen selbst zu seinem Vortheil zu gebrauchen. An der Stelle anderer Bedürfnisse, welche bey seiner Schönen in der Sänftenkiste noch Platz gehabt hätten, schob sich Amralkeis in den Kasten seiner Onaiza. Ein näheres *Tete à Tete* läfst sich kaum ausdenken. Nur pflegt meistens der Mangel am Gleichgewicht zwischen den Kisten auf beiden Seiten den vieläugigen Eunuchen die eingeschlichene fremde Last zu verrathen, und der verliebte Frevler ist, wie hier S. 301., in Gefahr, das Schicksal jener Misgünstigen zu erfahren. Favoritinnen hingegen werden oft blofs in einer solchen Sänfte getragen, welche zwischen zwey zusammengewöhnten Kameelen schweben. Eine *Märkaba* dieser Art scheint sich im Hohenlied III, 9. zu finden. Eine andere Stelle S. 332.: „Schlangen sah man zischend aus ihren Hölen fahren, indefs die Pferde wiehernd gegen den Boden stampften, ihre Nase in die Höhe warfen und taumelnd zur Erde sanken," hat den Rec. an Genes. 49, 17. erinnert. Auch Bibelerklärer dürfen, nach diesen Proben, nicht Anstand nehmen, auf eine solche asiatische Perlenschnur einen Blick zu werfen. Alles, was sie anschaulicher in den Orientalismus hinein zu versetzen vermag, darf ihnen willkommen seyn; und nicht nur ihnen, sondern in der That allen, welche die für den Occident eigentlich exotische Pflanzen des Morgenlands, Judenthum und Urchristenthum, gerne in ihren climatischen Umgebungen sich denken wollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Maurer: *Taschenbuch für junge Zeichner auf das Jahr* 1801. Nach dem englischen Werke the compleat drawing-book bearbeitet, und mit eigenen Blättern vermehrt von *C. A. Hirschmann* mit 33 Kupfertafeln und 20 S. gedrucktem Text. 16. — Ueber das Mittelmäfsige erhebt sich dieses Büchelchen nicht, und wenn das englische Werk, welches zum Grunde liegt, nicht von weit besserm Gehalt ist: so hätte dasselbe nur immer uncopirt bleiben mögen. Die neu hinzugekommenen Blätter sind vermuthlich die Landschaften: zwey Ansichten von Berlin, eine aus dem Colliseum zu Rom, und eine aus dem Garten zu Tieffurt bey Weimar; die schwarzen Abdrücke von denselben sehen erträglicher aus als die illuminirten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Lange: *Geschichte der Religionsphilosophie*, oder Lehren und Meynungen der originellsten Denker aller Zeiten über Gott und Religion, historisch dargestellt von *Immanuel Berger*. 1800. VIII. und 450 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die neuern strengern Untersuchungen der Religionsphilosophie und ihre zum Theil Anstoss erregende Gestalt, mussten das oft zurückgewiesene Bedürfniss eines Rückblicks auf frühere ähnliche Versuche erneuern. Opferten solche Vergleichungen nicht selten die Unbefangenheit auf: so waren doch auch die bisherigen einseitigen Compilationen einer Historie der sogenannten natürlichen Gottesgelehrsamkeit von Bieleke, *Kipping*, *Krebs*, und selbst die bekannte (S. A. L. Z. 1788. III. 29.) Geschichte der sämmtlichen Lehren von Gott, dem wissenschaftlichern Geiste, welchen die Geschichte der Philosophie gewann, nicht mehr angemessen. Schon eine leichte Uebersicht der neuern besten Vorarbeiten in diesem Fache dem grössern Publicum gebildeter Liebhaber zu gewähren, und mit den zeitgemässern Ansichten einer Geschichte von Ideen in einige Verbindung zu setzen, konnte als einladendes Unternehmen erscheinen, und der Vf. des gegenwärtigen Versuchs wollte sich demselben auch nicht als blosser Sammler unterziehen. Er suchte nach einem sichrer leitenden Standpunkt, von welchem aus er über die einer solchen Geschichte zukommenden Stoffe entscheiden, sie richtiger auffassen, und zugleich treffender würdigen konnte. Indem er durch die Wahl eines solchen Kriteriums für seine Geschichte bestimmtere und engere Gränzen erhielt, dabey wenigstens zuweilen auf die historischen Quellen Rücksicht nahm, war er auch im Stande, einzelne eigenthümliche Bemerkungen und mehrere glückliche Urtheile einzuflechten. Dahin rechnet Rec. z. B. einige einleitende Grundsätze, wie die Bestimmung des Verhältnisses einer Geschichte der Ideen zu einer Geschichte der Thatsachen in der Vorrede, Urtheile wie jenes über den mehr vortheilhaften als nachtheiligen Einfluss der Religion der Griechen auf die Sittlichkeit, Darstellungen eines Systems, wie die der natürlichen Theologie des Raymund von Sabunde und des Spinozismus. Von einem Schriftsteller, der mit einigen schicklichen Rücksichten jetzt an die Darstellung einer solchen Geschichte gehen wollte, hofft man gern, dass er über Sichtung und Behandlung der zu verarbeitenden Materialien streng mit sich zu Rathe gegangen seyn werde. Zwar scheint unser Vf. durch den Zusatz zu dem Haupttitel: *Lehren und Meynungen* der originellsten Denker u. s. w. bereits auf die Würde eines historischen *Forschers* selbst Verzicht geleistet zu haben; doch findet sich auch bald, dass er sich sowohl die Auffassung der Idee, wie die Anlage des Ganzen, als auch die Läuterung und Verbindung des Details leichter machte, als man anfangs erwartete. Wollten wir ihm auch das einen grössern Aufwand von Nebenuntersuchungen und von Zeit fodernde unmittelbare Schöpfen aus den *Quellen* in manchen Gegenden dieses historischen Gebiets willig erlassen (da er selbst S. 217. bekennt, es mache jenes Schöpfen ihm da, *wo es möglich sey*, mehr Vergnügen): so durfte man doch überall eine Andeutung der *classischen* Schriften oder Stellen, und Winke über den Grad ihres Gewichts ohne Unbilligkeit wünschen. Eine festere Kritik gehört ja zu den ersten Ansprüchen unsers Zeitalters an Historiker jeder Classe; am wenigsten darf aber die Anleitung zu ihrem Gebrauch einer Geschichte geistiger Phänomene mangeln. Wie Manches hat insbesondre den frühern Darstellern dieser Geschichte hier der fromme Betrug, dort Schwärmerey oder Selbsttäuschung, als ehrwürdige oder ächte Quellen aufgedrungen! Ungern giebt Hr. B. die Unächtheit des Ocellus S. 132. zu, jedoch ohne hinreichend ausgeführte Gründe, wenn wir auch die vorsichtiger einlenkende Kritik neuerer Schriftsteller achten, welche manchen Resten des Alterthums wenigstens eine ächte Grundlage zugestand, und gegen sie nicht so kühn, als früherhin zuweilen *Meiners* auf eben diesem historischen Felde that, den Ausrottungskrieg erklärte. Bloss allgemeine Angaben sind nur Machtsprüche, wie z. B. S. 85. die Bemerkung, dass er auf *mehrere Gründe* gestossen sey, welche es *höchst wahrscheinlich* machen, dass die *Schreibkunst* weit älter sey, als die *Homerischen* Gesänge. Man vermisst aber in dieser Schrift bald noch fühlbarer die kritische Benutzung einer andern Quelle, der *Sprache*. Es drang sich Hn. B. wenigstens bey den Scholastikern auf, dass die Barbarey der Sprache ihrem Selbstdenken die grössten Hindernisse in den Weg gelegt habe; hätte er doch auf diesen Einfluss schon bey den Griechen sorgfältiger geachtet, deren Phantasie, wie überhaupt, so insbesondre bey dem Uebersinnlichen, dem Geiste zu einer höhern Thätigkeit durch Bilder ihrer Sprache Vorschub leistete. Wie früh bestimmte nicht schon der Geist der Sprache die Gestalt der religiösen Vorstellungen! Wie belohnt sich der Blick auf die allmäliche Bildung einer nachher so wichtig gewordenen theologischen Formelsprache! Auch ist erst nach dieser Vergleichung der Darstellungsform mit dem System de-

der ganze originelle Charakter deſſelben einleuchtend und beſtimmbar. Fragt man weiter nach *leitenden Grundbegriffen*: ſo fühlt man ſich von dem nur im Allgemeinen darüber räſonnirenden Vf. ebenfalls verlaſſen. Bekanntlich ging man lange, und noch bis in unſre Zeiten mit der Emanationshypotheſe ſchon zu den theologiſchen Ideen der Griechen: mit welchem Recht? verdiente eine eigne Unterſuchung, wozu das S. 328. Bemerkte nicht hinreicht. Andre Bearbeiter wollten Definitionen zum Grunde legen. Der Vf. erklärt in der Einleitung, er wolle *keine Definition von Religion und Religionsphiloſophie* vorausſchicken, weil ſie nur Gelegenheit zur Uneinigkeit gebe; er findet es hinlänglich, wenn Jeder mit ihm darüber einig ſey, „daſs die *Idee einer Gottheit,* ſie möge nun als Einheit oder Vielheit gedacht, als Abſtractum oder Concretum beſtimmt werden, die Grundlage aller Religion ausmache. Bey wem ich, fährt er fort, *dieſe* (?) Idee finde, ſie mag aus einer Quelle flieſsen, aus welcher ſie will, den halte *ich* für einen *Theiſten.*" Man bemerkt bald, daſs der Vf. ſich unter Religionsphiloſophie theils *mehr* dachte, als man gewöhnlich darunter begreift, nämlich das freye *Nachdenken* über jene Idee der Gottheit, theils *weniger,* indem er nicht allein alle Offenbarungsphiloſophie, ſondern auch beynahe auch ganz die Idee der Unſterblichkeit davon ausſchloſs. Man ſieht ferner, er ſuchte die *höchſte* Idee, um einen *zu beſchränkten* Begriff zu vermeiden, und fiel dadurch in einen unbeſtimmten und ſchwankenden, der auf die Darſtellung der Erſcheinungen nothwendig einen ungünſtigen Einfluſs haben muſste. Das ferner hier ſo feſt zu haltende *Verhältniſs der Religion und Religionsphiloſophie* iſt eben ſo unbeſtimmt geblieben, als die *Gränze*, in welcher beide Gegenſtände ſich von verwandten Objecten trennen. Hr. *B.* ahndete zwar, daſs in dem Volksglauben ſchon eine gewiſſe Religionsphiloſophie im Keime läge: er läſst nämlich *alle* religiöſen Ideen *durch Nachdenken* entſtehen, und *ſo* auch philoſophiſchen Urſprungs ſeyn. Allein eben hier verſchwindet wieder der Unterſchied zwiſchen Religion und der ſie begründenden Philoſophie, wenn man die *Religionsphiloſophie* mit dem Vf. bloſs als Nachdenken über Religion, und die *Religion* bloſs als Annahme und Vorſtellung eines Gottes faſſen wollte. Wiederum will er S. 43. Spuren des Nachdenkens über Religion nur in den *urſprünglichen Religionsmeynungen* eines Volkes geſucht haben. Offenbar iſt hier der erſte Gebrauch des Verſtandes, von dem räſonnirenden und nach Vernunftgründen verfahrenden Nachdenken zu wenig unterſchieden worden. Auch hat Hr. *B.* es unterlaſſen, ſchärfer zu beſtimmen, wo der Volksglaube aufhöre und die Religionsphiloſophie anfange, und wie weit jener in einer Geſchichte der letztern berührt werden dürfe. Alle in dem Werke ſelbſt (S. 72. 161. f. 173.) bloſs zerſtreut darüber vorkommenden Aeuſserungen laſſen mehrere entſcheidende Fragen unbeantwortet: in wiefern hatte ein Volksglaube, der ja, wie bekannt, früherhin nicht *Lehre* im Jugendunterricht, ſondern höchſtens nur herabgeerbte, blind angenommene Vorausſetzung war, in den griechiſchen Philoſophen ſich mehr oder minder zum deutlichen Bewuſstſeyn erhoben? Wiefern *wollten* ſie bey ihren Forſchungen auf ihn Rückſicht nehmen? Wiefern *konnten* ſie als Philoſophen über die Volksreligion gelten; und ihre Abweichungen von jener ahnden? Hätte ſich der Vf. mit dieſen und ähnlichen Rückſichten vertrauter gemacht: ſo würde er an die Beſtimmung des Verhältniſſes der jedesmaligen Religionsphiloſophie zu der Naturphiloſophie wie zu der Metaphyſik, zu der Moral wie zu dem religiöſen Cultus gedacht, ſo würde er theils geforſcht haben, ob ſich nicht von Thales bis zum Ariſtoteles vielleicht mehr Phyſik als Theologie in den Syſtemen der philoſophirenden ältern Griechen fand, theils an das Problem gekommen ſeyn: warum begann die in einem ſtrengern Sinne, als Sokrates ſie nehmen konnte, gefaſste Religionsphiloſophie ſo ſpät? Aus dem Mangel ſolcher *Beſtimmungen* erklärt ſich Rec., daſs ſo manche heterogene Bemerkungen wichtigere Stoffe aus dieſer Geſchichte verdrängten, daſs man namentlich vergebens das Befugniſs erörtert wünſcht, warum hier die Hebräer und Chaldäer aufgenommen, dort die Inder, Perſer, Sineſen übergangen wurden. Doch der Vf. verweiſst uns auf den Hauptbeſtimmungsgrund ſeiner Auswahl der Materialien. „*Originalität,* ſpricht er (Vorr. S. III.), war überhaupt der Grund, welcher mich beſtimmte, Etwas in dieſer Geſchichte aufzunehmen." Kurz vorher erfährt man, daſs er diejenigen Gedanken der Philoſophen über religiöſe Gegenſtände weggelaſſen, bey denen dieſe nur ihren Vorgängern folgten, daſs er vielmehr überall nur das *Neue* ausheben wollte. Nachher entdeckt er, „daſs manche Ideen von originellen Köpfen oft unmittelbar aus ihrem *Genie* producirt wurden, *wovon ſie oft nicht einmal ſelbſt* Grund *angeben können.*" Durch dieſes Kriterium konnte ſich nun zwar der Vf. die Entwicklung mehrerer die Religion betreffenden Philoſopheme und Philoſophieen erſparen, auch ſich eine leichte Entſchuldigung wegen des geringen Umfangs ſeiner Schrift, ſo wie der Dürftigkeit in ſeiner Darſtellung mancher Syſteme (vgl. S. 339.) vorbereiten. Allein es fehlt dem Kennzeichen ſelbſt ſchon die genauere Beſtimmung. Will Hr. *B.* originelle Erſcheinungen ſchon die bloſsen Keime von Ideen oder gar die erſten blinden Einfälle nennen, oder die vollſtändiger entwickelten Ideen? Dann ſetzte ſchon das *Entſcheiden* über das, was original war, weit tiefere hiſtoriſche Forſchungen voraus und das Urtheil über Originalität wäre ſo leicht nicht, als es ſcheint. Allein Originalität kann auch nicht als das einzige Befugniſs der Aufnahme gelten. Ungerechnet, daſs man mehrern Denkern der ältern Zeit Unrecht thun würde, von denen uns keine, oder doch nicht ihre originellen, Schriften übrig blieben, ſo hängt doch jeder Selbſtdenker mit ſeiner Zeit, wie mit den Ideen ſeiner Vorgänger, zuſammen. Nicht ſowohl das auffallende *Neue*, als das *Wahre*, die hellere Entwicklung, die tiefere Begründung, das Aufſteigen zu einer einfacheren und allgemein gültigern Wiſſenſchaft, muſs als das Object eines pragmatiſchen

Hin

Historikers erkannt werden. Zum Glück hat der Vf. selbst sein Kriterium nicht überall fest gehalten, ob man gleich wieder aus der Annahme desselben mehrere Mängel seines *Pragmatismus* ableiten kann. So ist im Ganzen viel zu wenig auf das Verhältniss der einzelnen Vorstellungen der Philosophen unter sich, und der verschiedenen Systeme zu einander geachtet worden.

Diess führt noch zur Darstellung des Planes dieser Schrift. Nach der als Einleitung angegebenen Vorrede, wird die Geschichte in *vier Bücher* getheilt. I. *Historisch - philosophische Untersuchung der Grund-Ideen der Religionen der ältesten Völker.* Ausser vier älteren Völkern, sind in zwey andern Kapiteln die frühern Griechen und ihre Dichtertheologen abgehandelt. Von den grossen Mysterien hat Hr. B. noch hohe Begriffe, namentlich von den Religionslehren, die sie enthalten sollten. Zwar will er nichts Näheres bestimmen, dennoch ist es ihm S. 82. sehr wahrscheinlich, dass man in ihnen die *Lehre von einem höchsten und in sofern einzigen Gott in einer vollkommneren Gestalt* vorgetragen habe, als sie die Volksreligion enthielt. Weniger wahrscheinlich sey es, „dass man sie mit Gründen unterstützt, dass man reine Begriffe von Gott, insbesondere als Schöpfer der Natur, gelehrt habe. Allein auch so beschränkt bleibt jene Behauptung von den ältern Mysterien mehr als problematisch, vollends wenn der Vf. keine frühere Zeugnisse als die S. 80. f. angeführten aufbringen konnte. Dahin *dürfte* auch die sinnreiche Behauptung S. 86. gehören, dass Orpheus ein ziemlich neologischer Theologe gewesen zu seyn scheine. II. *Vorbereitungen der Religionsphilosophie bey den Griechen.* S. 96. f. wäre der Vf. mit sich einiger worden, wiefern die ältern Naturphilosophen, die dieses Buch eröffnen, Religionsphilosophen seyn konnten: so würde er das ihn nachher verführende Urtheil S. 98. berichtigt haben: „Es scheint eine Art von Ketzerey gegen die griechische Volksreligion gewesen zu seyn, nach einem *Urprincip der Dinge* zu forschen, da man die Götter hatte, von denen man sonst Alles (?) ableitete." Jedes Bauen auf die von Diogenes v. L. compilirten Sentenzen, wiess schon *Meiners* zurück. Gegen des Epikuräers Vellejus Aussage über den Begriff eines *vernünftigen Bildners* aus Wasser vermisst man hier historischen Skepticismus. Ohne vorhergegangene nähere Bestimmung des Atheismus, ist Parmenides S. 144. *als erster Atheist* bezeichnet, obgleich der Vf. S. 166. *selbst* unschicklich findet, die unvollkommenen und, wie Rec. hinzufügt, aus ihren Systemen uns nur einseitig bekannten, religiösen Ideen mit jenem immer zweydeutigen Namen zu brandmarken. Das letzte, [illegible]nte Kap. dieses Buchs führt den Titel: *Sophisten und Atheisten*, nachdem vorher die pythagoraischen, [illegible]atischen und atomistischen Systeme durchgegangen waren. Den *Diagoras* von Melos nahm bekanntlich unlängst der Prediger *Thienemann* gegen die Beschuldigung des Atheismus in Schutz. Unser Vf. lässt ihn dagegen wieder gar keine Religion haben und zwar, weil es sich nicht zeigen lasse: *woher* D. andre Religions-*Begriffe* erhalten konnte, wenn er seine Volksreligion aufgab. Wer erinnert sich hier nicht an Wielands scharfsinnige Bemerkungen im Attischen Museum 2, 3. ? III. *Geschichte der ältern Religionsphilosophie.* S. 175 — 373. Ein vielumfassender Abschnitt, von Anaxagoras bis auf die Scholastiker. Es ist zu bemerken, dass der Vf. die *platonische* Religionsphilosophie einer verschiedenen Darstellung fähig hielt. „Sie liesse sich als metaphysische Theologie, als Kosmotheologie, als Psychotheologie, als Moraltheologie und als politische Theologie darstellen." Er selbst wollte sie aus den einzelnen Schriften ihres Urhebers nach der Reihe durchgehen. Wäre dabey auch auf das, was frühere und spätere Aeusserung des Plato war, mehr gesehn worden: so war diese erste Aufstellung roher Materialien noch nicht Alles. Wollte man auch die Tiedemannschen Argumenta in Auszug bringen: so wäre diess noch keine Geschichte der platonischen Philosophie. Wollte er es nach S. 217. nicht wagen, die letztere in einen systematischen Zusammenhang zu bringen: so war wenigstens nach den oben angeführten Gesichtspunkten derselben derjenige auszuzeichnen, der Plato's eigenthümlichen Geiste am nächsten kam. Mit etwas mehr Recht verzweifelte er wieder S. 249. bey den Stoikern, ein eigentliches, genau zusammenhängendes, und von Widersprüchen freyes System der Lehren (*aller* Stoiker zusammen !) entwerfen zu können. Das, was *römische* Philosophen für Religionsphilosophie lieferten, berührt der Vf. nur bey den Skeptikern. Auf das Eigenthümliche, welches sie schon durch die Darstellung in einer andern Sprache und durch die Völkerverbindungen der Römer erhielt, lässt er sich nicht ein. Nach Betrachtung der Neu-Platoniker eilt er zu den Scholastikern, ohne vorher auf einige philosophirende Kirchenväter Rücksicht genommen zu haben. Ein Blick auf den Zustand der Religion des Mittelalters, welche schon Meiners in s. historischen Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters im zweyten Bande beschrieb, hätte *seinen* Darstellungen mehr Licht gegeben. IV. *Geschichte der neuern Religionsphilosophie.* S. 374. f. Sie ist bis auf die Erscheinung der kritischen Philosophie und die durch den Urheber der Wissenschaftslehre entstandenen Bewegungen herabgeführt, ohne jedoch die vielen neuern wissenschaftlichern Bearbeitungen der Religionsphilosophie zu charakterisiren oder zu erwähnen, wahrscheinlich, weil der Vf. die letzteren nicht für originell hielt. Ueberhaupt lässt dieser unvollständigste Abschnitt noch viel zu wünschen übrig, und ist nur kurz behandelt, was jedoch der Vf. selbst eingestanden hat. — Uebrigens erhellt schon aus dieser Anordnung von Materialien nach Büchern und Schulen, dass man hier keine innern Hauptepochen geschieden, keinen festen Blick auf den Fortschritt des wissenschaftlichen Geistes in diesen Untersuchungen, keinen genug zusammenhängenden Faden durch das Ganze gezogen findet. Schon C. Chr. Erh. *Schmid's* Grundzüge zur Geschichte der Theologie in dessen philos. Journale für Religion, enthiel-

lichten einige bessere Unterscheidungen und Ueberblicke. Es wäre indessen schon ein Gewinn, wenn durch den eingestreuten, im Ganzen liberalen Pragmatismus in der historischen Darstellung unsers Vfs., der Geist der Prüfung in Untersuchungen der frühern und heutigen Philosophie der Religion in seinen Lesern wach erhalten würde!

GESCHICHTE.

Jena, b. Mauke: *Denkwürdigkeiten des Cardinals von Retz; verflochten mit den wichtigsten Begebenheiten der ersten Jahre Ludwigs XIV.* 2ter Th. 1799. 1 Alph. 4 B. 3ter Th. 1800. 1 Alph. 4 B. gr. 8.

Wir müssen diesen Theilen der Uebersetzung der *Retzischen* Memoiren eben das Lob ertheilen, das wir dem ersten Theile gaben. Der Vf. ist im Ganzen seines Originals mächtig, und sein Stil ist rein, fliesend und edel. Der einzige merkliche Anstofs entsteht oft durch das Einschieben vieler Wörter, ja ganzer Sätze, zwischen den Anfang einer Periode und den Schlufs derselben z. B. Th. 2. S. 26. „Das Parlament bestätigte den Beschlufs, der an sich rechtmäfsig war, weil ohne Bewilligung des Fürsten gehaltene Versammlungen immer unrecht sind, in der That aber das Uebel in Schutz nahm, weil er das Mittel dagegen verhinderte, bey der Zurückkunft der grofsen Kammer am Martinsfeste." Die Memoiren des C. v. Retz sind nicht leicht zu übersetzen. Die feinen Bemerkungen des Cardinals sind zuweilen auch sehr fein gesagt, seine Sprache ist häufig muntrer Conversations-Ton, zuweilen sind aber auch die Ausdrücke sehr gewählt. Rec. war oftmals neugierig, wie der Vf. Stellen übertragen würde, bey denen er selbst anstiess. So stehet im 2ten Bd. p. 118. *J'aperçus que les grands noms, quoique peu remplis et même vuides, sont toujours dangereux.* Der Vf. übersetzet wenigstens dem Sinn nach richtig: „Ich machte die Bemerkung, dafs grofse Namen immer gefährlich sind, selbst dann, wenn (man) sie wenig oder gar nicht mit Würde trägt." Immer scheint aber der Sinn nicht so glücklich getroffen zu seyn. Z. B. S. 2. wird sehr fein von den Ministern gesagt: *Leurs ennemis ne les doivent jamais mepriser, parce qu'il n'y a au monde que ces sortes des gens, à qui il ne convienne pas quelque fois, d'être meprisés.* Der Vf. übersetzet: „Verachten sollte sie ihr Feind nie. Denn sie sind in der Welt die einzige Gattung Menschen, die in keinem Falle mit Vortheil verachtet werden kann." Wir würden gesetzt haben: „Sie machen den einzigen Stand in der Welt aus, mit dem es sich nicht verträgt, auch nur zuweilen verachtet zu werden." S. 9. *Le pis de cette affaire étoit le procedé de Jerzai, qui ne pouvoit avoir de mauvaise suite, parceque sa naissance n'étoit pas fort bonne.* Der Vf. übersetzt: „Das misslichste bey der ganzen Sache war die *vermuthliche Gegenantwort* des Jerzai, die, da er nicht von guter Herkunft war, *für ihn selbst* keine nachtheiligen Folgen, *destomehr aber fur andre haben konnte.*" Dieses ist völlig missverstanden. Die Stelle hat allerdings Schwierigkeiten; um den Sinn hinein zu bringen, den der Vf. darin fand, sah er sich genöthigt, Zusätze zu machen, von denen das Original nichts weifs. Der richtige Sinn läfst sich aber wohl finden. Retz unterrichtete seine zu einem Angriffe auf Jerzai abgesandten Edelleute, wie sie verfahren sollten, um keinen in desselben Gesellschaft befindlichen Vornehmen zu beleidigen, und fügt hinzu: Das Schlimmste bey der Sache war (alsdann) das Verfahren von Jerzai, welches keine widrigen Folgen haben konnte, da er von keiner vornehmen Geburt war. — Man sieht aus diesen Beyspielen, dafs der Vf. wenigstens nicht bey leichten Stellen angestossen sey. Manche zu harte Wörter des Originals hat er glücklich mit anständigern vertauscht, ob es gleich die Frage ist, ob es bey einem Buche, das ein Cardinal schrieb, hätte geschehen sollen. Wenigstens verdient er nicht, wenn er von seiner *libertinage* spricht, dafs dieses durch: freyes Leben, übersetzt wird. Einige andre Wörter hätten auch verdient beybehalten zu werden. Z. B. S. 28. Der Franzose sagt: „*Si nous le la revelions d'un grain, qui fut de plus haut gout que les formes du Palais.*" Mit einem *Zusatz* vom hohern Geschmacks sagt sein Uebersetzer. Warum nicht das hier sehr charakteristische *Körnchen* vom höhern Geschmack. S. 133. *un levain de parti*; „Ein Satz der Parthey"; Nein! ein *Sauerteig* der Parthey, sagt Retz nicht ohne Grund. Ganz unrecht ist, *Compagnie*, wenn von dem Parlement die Rede ist, stets durch Gesellschaft übersetzt; es mufs Versammlung heissen. Man sagt nicht die Rathsgesellschaft, sondern die Rathsversammlung. Dem dritten Bande ist eine kurze Lebensbeschreibung des C. v. Retz hinzugefügt. Uebrigens macht diese Uebersetzung der Retzischen Memoiren auch den 19 und 20ten Band der *Schiller*schen Memoiren aus. Dafs sie besonders verkauft werden, billigen wir sehr. Es wäre wünschenswerth, dafs wir von den Intriguen der jetzigen französischen Revolution Entwicklungen von einem Manne erhielten, der von demjenigen, was hinter dem Vorhange vorging, so unterrichtet war, als Retz von den Intriguen der Fronde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Februar 1801.

NATURGESCHICHTE.

Braunschweig, b. Reinhard: *Olivier's Entomologie oder Naturgeschichte der Insecten,* übersetzt mit Zusätzen u. Anmerkungen von *Karl Illiger. Erster Theil.* 1800. 309 S. 8. m. Kpf.

Ein Unternehmen, welches den Dank und die Unterstützung aller Entomologen verdient. *Olivier's* Werk gehört unstreitig zu den vorzüglichsten und wichtigsten, welche in den neuern Zeiten in der Entomologie erschienen sind. Es ist aber so kostbar, dass es von vielen deutschen Entomologen nicht benutzt ist, und dass manche Art als neu beschrieben wurde, deren O. schon längst erwähnt hatte. Das Werk verdiente schon lange einen Uebersetzer, und es hätte vielleicht keinen bessern bekommen können, als Hn. I. Er vereinigt Thätigkeit und Genauigkeit in einem hohen Grade, hat dabey das Glück, die vortrefflichen Insecten-Sammlungen *Hellwigs* und des Grafen von *Hoffmannsegg*, nebst einigen andern benutzen zu können, und er scheint dieses mit vielem Fleisse gethan zu haben. Wir erhalten hier den französischen Text unverstümmelt übersetzt, mit der einzigen kleinen und zweckmässigen Veränderung, dass er aus der kurzen lateinischen und französischen Beschreibung eine einzige gemacht hat. Die Kupfer sind meistens weg geblieben (Rec. hat bey seinem Exemplare gar keine gefunden), um das Werk nicht zu vertheuern, überdiess sind viele der von Olivier abgebildeten Insecten schon anderwärts und besser abgebildet worden. Rec. kann sich hier auf die Beurtheilung des Originals nicht mehr einlassen; er würde sonst rügen, dass die Einleitung in die Entomologie überhaupt sehr mager ausgefallen ist: so wie auch die Nachrichten von der Lebensart der Insecten sehr mangelhaft sind. Der Uebersetzer hat zu diesen Artikeln wenige oder gar keine Zusätze geliefert. Aber die Zusätze, wodurch er die äussern Beschreibungen im Original vermehrt und ergänzt, sind vortrefflich, und für die Entomologie von grosser Wichtigkeit. Die Berichtigung der Synonymie von dem Uebersetzer giebt ebenfalls diesem Werke einen Vorzug vor dem Originale, und vermehrt die Brauchbarkeit sehr. Dieser erste Theil enthält die Gattungen *Lucanus, Lethrus* und *Scarabaeus Oliv.* Mit *Lucanus Cervus* verbindet Hr. I. den *L. Capra Oliv.* oder *L. Capreolus Fabr. L. Hircus Hbst.* Die Gründe überzeugen Rec. nicht. Uebergänge von einer Art zur andern findet man auch bey deutlich verschiedenen Arten. Dass die Kinnbacken sonst bey den Männchen dieser Käfer variiren, ist kein Grund; denn einige Merkmale sind bald veränderlich, bald nicht. Ueberhaupt lässt sich nie im allgemeinen angeben, was zur Unterscheidung einer Art hinreiche oder nicht. Es scheint Rec., als ob der Uebersetzer in diesem Stücke zu weit gehe: so rechnet er z. B. sehr oft alle Kennzeichen eines Käfers her, findet, dass ein jedes derselben in andern Fällen abändere, und folgert nun daraus, der Käfer sey eine Abänderung einer andern Art. Ausser dem, was Rec. so eben angeführt hat, dass ein Merkmal oft veränderlich sey, oft nicht, können auch viele Merkmale einzeln unbedeutend seyn, in Verbindung hingegen für die Unterscheidung der Arten sehr wichtig werden. Manche Arten, welche der Uebersetzer in seinem Verzeichnisse der Käfer Preussens vereinigt hatte, trennt er auch in dem vorliegenden Werke wieder, z. B. den *Scarab. conspurcatus* und *inquinatus*, die *varietates Scar. contaminati*, den *Scar. fracticornis* und *nuchicornis*. Dass *Lucanus Capra* in manchen Gegenden gar nicht, in manchen sehr häufig, wiederum in andern mit *Luc. Cervus* vermengt, in andern abgesondert gefunden wird, sind Rec. hinreichende Gründe, beide zu trennen. Im Ganzen ist es weit sicherer, die Arten zu trennen, als zu vereinigen. Mehr mit dem Uebersetzer einverstanden ist Rec., wenn er *Lucan. rufipes* mit *L. caraboides* vereinigt; denn Rec. erinnert sich nicht, ihn anders, als nur einzeln zwischen dem gewöhnlichen *Luc. caraboides* gefunden zu haben. *Passalus interruptus* ist von einer damit verwechselten Art, *disjunctus*, getrennt worden. Indem der Vf. den *Scarab. testaceus* mit *Scar. mobilicornis* vereinigt, argumentirt er auf die oben angezeigte Weise. Die Gründe überzeugen also auch hier Rec. nicht, doch will er das Factum selbst unentschieden lassen. Er trennt *Scar. Aeneas Panz.*, welcher einerley ist mit *Sc. quadridens* desselben und *Sc. Unicornu Schrank.* von dem eigentlichen *Sc. quadridens*, worin ihm gewiss alle Entomologen beyfallen werden. Vortrefflich ist die Kritik über Linnés *Scarab. pilularius.* Es wird gezeigt, dass Linné zuerst *Copris levis*, aus Nordamerika, darunter verstand, dann, dass er den *Scar. hemisphaericus* unter diesen Namen beschrieb, zu welchem hier auch *Scar. pilularius* als Synonym kommt. Löfling verstand *Copris variolosa* darunter, welche sich am Wege, zwischen Madrid und Lissabon, in grosser Menge findet. Zuletzt noch eine Bemerkung über die Trennung der Gattung *Scarabaeus* in mehrere. Niemand wird leugnen, dass diese Trennung der blossen Trennung in Familien vorzuziehen sey; denn die besondern Namen, welche den Gattungen gege-

gegeben werden, prägen diese Trennung dem Gedächtnisse besser ein. Aber dann darf keine Gattung *Scarabaeus* heissen, sondern dieser Name muss ganz wegfallen, erstlich, damit keine Sprachverwirrung entstehe, und dann, damit ein jeder die verschiedenen Gattungen annehmen, oder auch die alte, *Scarabaeus*, beybehalten könne. Denn da die Trennung bloss der Bequemlichkeit wegen geschah: so muss man auch der Bequemlichkeit, alle Gattungen als verbunden anzusehen, nicht vorgreifen. So trennten die Botaniker die Gattungen *Geranium*, *Lichen* in mehrere, aber die genauern verwarfen den Namen *Geranium* und *Lichen* nun ganz. Uebrigens sieht Rec. der baldigen Fortsetzung dieses ungemein brauchbaren Werks mit Begierde entgegen.

Gotha, b. Ettinger: *Naturgeschichte der Stubenthiere*, oder Anleitung und Wartung derjenigen Thiere, welche man in der Stube halten kann, von *J. M. Bechstein. Erster Band.* Die Stubenvögel. Mit (5 illuminirten) Kupfern. Zweyte vermehrte und verbesserte Aufl. 1800. 658 S. 8. (2 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses Bandes erschien 1795 unter dem Titel: *Naturgeschichte der Stubenvögel* (A. L. Z. 1796. Nr. 224.). Sie enthält auf 488 S. 115 Arten, diese auf 658 S. 180, doch ist die Zahl der letzten nicht so sehr vermehrt, als es hiernach scheinen möchte, indem einige Vögel, die sich nicht sehr, oder gar nicht zu Stubenvögeln qualificiren, aber doch zu Zeiten gehalten werden, wie manche Sumpfvögel und Schwimmvögel, die Brachlerche und Berglerche, deren in der ersten Ausgabe mit Recht nur in einer Note gedacht, und also denen keine Numer gegeben war, hier in den Text unter die Stubenvögel aufgenommen sind. Wir können sie als solche auch dem Vf. lassen, obgleich wir schwerlich je Störche, Schwäne, Gänse und Enten zu unsern Contubernalen machen werden. Aber doch ist die Zahl der neu-aufgenommenen beträchtlich, und viele, wenn gleich nicht alle, wie z. B. die Raubvögel, haben ihren Platz verdient, manche kommen indess doch wohl so selten nach Deutschland in die Zimmer selbst grosser Herren, dass sie kaum hieher gehören, wenn man nicht alles unter Stubenvögel aufnehmen will, was sich von Vögeln in Stuben ziehen läst, und in ihnen Vergnügen und Belehrung gewähren kann. Die neuen Ankömmlinge sind: der Thurmfalke, das Käutzchen, der grössere Würger (*Tanius Excubitor*), der Tannenheher, der gemeine Kukuk, mehrere Papageyen, drey Tukans, der Grünspecht, die inländischen Buntspechte, der Eisvogel, der Purpurfink, der Wasserschwätzer (*Sturnus Linches*), der Sommer-Zaunkönig, die Waldschnepfe, Heerschnepfe und mittlere Wasserralle (*Rallus Porzana*), und in einem Anhange ein inländischer und mehrere ausländische Stubenvögel, die der Vf. erst nach Endigung des Drucks dieser neuen Ausgabe kennen zu lernen Gelegenheit hatte und die meistens sich in des Herzogs von Sachsen-Meinungen Stubenmenagerie befinden. Sie sind die Mandelkrähe, die Hr. B. bisher für unzähmbar hielt, Hr. D. *Meyer* in Offenbach aber aufgezogen hat, mehrere Papageyen, der Turako, *Loxio Orix*, *capensis*, *caffra*, *caerulea*, *flaviventris?* *punctatoria*, *fasciata?* *canora* und *Malacca*, *Tringilla Bengalus*, *hepatica*, *Melba* und *angolensis*, deren Beschreibungen, so wie manche Bemerkungen über sie dem Naturforscher willkommen seyn werden. Zu einer französischen Uebersetzung dieses Buchs sollen ihre Abbildungen kommen, diese werden noch willkommner seyn, wenn sie besser, als die bey diesem Werke, oder die *eigenen* Abbildungen des Vfs. bey *Lathams* Uebersicht ausfallen, am willkommensten aber, wenn sie Hr. *B.* besonders herausgeben, und diejenigen, die seine Arbeiten schätzen, und diess Werk jetzt schon zweymal besitzen, nicht zwingen wollte, es noch zum drittenmal französisch zu kaufen.

Der übrigen Zusätze sind nicht viele. Die wichtigsten sind in der Diätetik ein neues Universalfutter für Insectenfressende und zärtlichere Vögel; in der Vögeltherapie die Angabe der Brunnenkresse, als eins der sichersten Mittel gegen die Auszehrung, ein ausgedrückter, und mit Leinöl und Saffran gefüllter Mehlwurm für die Würmerfressenden Vögel, als Laxirmittel, und ein laues Bad als Beförderungsmittel des Wachsthums der Federn; und in ihrer Pathologie das Liebesfieber. Der Trankheerd, als ein bequemes Mittel, Vögel zu fangen, ist hier näher beschrieben, und bey manchen Arten z. B. dem Holzheher, den Drosseln, der Braunelle, den Meisen und Holztauben bemerkt, dass sie sich darauf fangen lassen. Bey den Krähen ist der Fang mit Papierdüten angegeben. Von der Dohle erzählt Hr. *B*: „Wenn „sie im Winter wilden Knoblauch frisst: so stinkt sie „ganz ausserordentlich, und behält den Geruch eine „ganze Woche lang in der Stube." Ein ähnliches Beyspiel einer zahmen Elster, wie hier mitgetheilt wird, ist auch Rec. bekannt, nur war sie auch gegen fremde Personen freundlich, auch sie entfernte sich oft weit mit ihren Cameraden, und kehrte zurück, blieb aber doch zuletzt aus, woran vermuthlich ein Liebesfieber schuld war. Auffallender war Rec. das Beyspiel der von Hn. von *Schauroth* eben so gezähmten Wendehälse.

Die wichtigsten Verbesserungen bestehen 1) darin, dass neben den lateinischen Linnéischen, noch die französischen Namen der Vögel nach *Büffon*, und die englischen nach *Latham* (hier wäre es wohl zweckmässiger gewesen, bey inländischen Arten, die in der *British-Zoology* gebrauchten, zu wählen), beygefügt sind. 2) Dass der Vf. statt des *Linnéischen* das *Blumenbachische* System mit diesen wesentlichen Verbesserungen angewandt hat, dass, wie bey Pennant, die Vögel in Land- und Wasservögel, und dass die Blumenbachischen *Passeres* in Sperlingsartige Vögel und Singvögel, und dessen *Gallinae* in Tauben- und Hühnerartige Vögel eingetheilt sind. 3) Dass die Vögel jetzt in inländische und ausländische (welches gewöhnlich bey

bey den Ordnungen, bey den Sperlingsarten aber bey den Gattungen geschehen ist, und wobey wir nur bemerken, dafs der Canarienvogel und die Lachtaube zu den ausländischen hätten gezählt werden müssen), und die ersten in altzähmbare und jungzähmbare eingetheilt werden.

Der Artikel: Wiedehopf, ist ganz neu ausgearbeitet, und *Motacilla alpina* heisst hier *Accentos alpinus*, so, dafs Hr. B. daraus eine eigene Gattung zu machen scheint, zu welcher vielleicht mehrere Linnéische *Alaudae* und *Motacillae* gezählt werden könnten.

Unsere Leser sehen hieraus, dafs Hr. B. dieser neuen Ausgabe grofse Vorzüge vor der alten ertheilt hat.

Hof, in Comm. b. Grau: *Cryptogamische Gewächse des Fichtelgebirgs.* Gesammelt von *Heinrich Christian Funck.* *Erstes Heft.* 1800. 4.

Ohne weitern Text, aber mit auf Zetteln gedruckten Namen, liefert der Herausgeber in diesem Heft 25 Arten cryptogamischer Gewächse, die recht gut gewählt und aufgetrocknet sind. Es sind folgende: 1) *Lycopodium complanatum Lin.* An unserm Exemplar durchaus mit einfachen Aehren. 2) *Lycopod. inundatum* L. Von besonderer Gröfse. 3) *Lycopod. Selago L.* 4) *Burbaumia foliosa L.* 5) *Polytrichum unigerum L.* 6) *Gymnostomum Hedwigia Schrank.* 7) *Bryum strumiferum Hoffm.* 8) *Bryum aciculare L.* 9) *Bryum flagellare H.* 10) *Bryum rugosum H.* Mit schönen Capseln. 7. 9. 10. verdienen alle drey als Seltenheiten des Fichtelgebirgs, einer besondern Aufmerksamkeit. 11) *Bryum undulatum L.* 12) *Bryum heterostichum H.* 13) *Mnium laterale H.* Das vor uns liegende Exemplar scheint eher die *Bartramia hercynicia Flörke* zu seyn, die also auch auf dem Fichtelgebirge so gut zu finden wäre, als das wahre *Mnium laterale* auf dem Harze. 14) *Hypnum bryoides L.* 15) *Hypnum pennatum H.* 16) *Hypnum undulatum L.* Beide Arten mit den selthen Capseln. 17) *Peltigera venosa Hoffm.* 18) *Umbilicaria [illegible]erbora H.* 19) *Umbilicaria corrugata H.* Mit schönen Scutellen. 20) *Stereocaulon paschale H.* 21) *Lo[illegible]ia furfuracea H.* Mit Schildchen, welche so äufserst [illegible]en an dieser Flechte gefunden werden. 22) *Loba[illegible] saxatilis H.* Mit Schildchen. 23) *Psora Muscorum* [illegible] 24) *Psora Hypnorum H.* 25) *Verrucaria tarta[illegible]H.* Alle Exemplare sind vollständig, und jedes [illegible]ders auf einen Quartblatt mit Gummi-Tragant [illegible] befestigt. Auf der Rückseite des letzten Bo[illegible] ist das Inhaltsverzeichnifs gedruckt. Wir fin[illegible]es bequemer auf der Innenseite des Titelblatts, [illegible] bey den Ehrhartischen Decaden. Man erhält [illegible] Umschlagen eine schnelle Uebersicht, ohne erst [illegible]ganze Sammlung umkehren zu müssen. Zur Fort[illegible]ng derselben muntern wir den Herausgeber in [illegible] Ueberzeugung auf, dafs Wohlfeilheit und in[illegible]ctive Auswahl recht viele Liebhaber anlocken [illegible]den, auf die beste und leichteste Art cryptogami[illegible] Gewächse einer merkwürdigen Gegend *in natura* [illegible] mit sichern Benennungen kennen zu lernen.

Leipzig, b. Gräff: *Herbarium vivum Muscorum frondosorum* cum descriptionibus analyticis ad normam Hedwigii. *Pars II.* *Curante Alberto Hofe.* 1800. 89 S. 8. (8 gr.)

Der bald nach Herausgabe dieses zweyten Hefts verstorbene Vf., war nach der Vorrede Willens, auch die Flechten auf gleiche Art, wie die Laubmoose, zu behandeln. Bey unserm Exemplare fehlen die natürlichen Muster, wir führen also nur die Namen nach dem Inhalt an: 1) *Bartramia pomiformis.* 2) *Dicranum purpureum.* 3) *Grimmia apocarpa.* 4) *Gymnostomum truncatum.* 5) *Hypnum cupressiforme.* 6) *Hypnum lutescens.* 7) *Hypnum myosuroides.* 8) *Hypnum striatum.* 9) *Leskea sericea.* 10) *Koelreutera hygrometrica.* 11) *Sphagnum capillifolium.* 12) *Tortula subulata.* — Die äufsere Einrichtung war für den eigentlichen Botaniker etwas zu kostspielig, und nicht auf die Dauer berechnet.

Zürich, in Comm. b. Ziegler u. Söhnen: *Gallerie der merkwürdigsten Säugethiere.* Ein lehrreiches und unterhaltendes Bilderbuch für die Jugend. Ohne Jahrzahl (1800). 124 S. und 24 illum. Kupfer. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Kupfer, welche eine bis vier Abbildungen enthalten, sind gut gestochen und illuminirt, und, so wie der Text, aus bekannten Werken entlehnt. Die Thiere, welche hier abgebildet sind, folgen in alphabetischer Ordnung; dem deutschen Namen ist der lateinische, doch nicht immer nach Linné, und der französische beygefügt, gewöhnlich eine kurze, oft gar keine Beschreibung, und einige Züge aus ihrer Lebensart. Aufser den Hausthieren sind verschiedene der bekanntesten und merkwürdigsten Thiere, z. B. der Affe, der Armadill (von diesen beiden nur einige allgemeine Nachrichten von der Gattung, nicht von den abgebildeten Arten), der Bär, der Biber u. s. w. aufgeführt. Da sich nur wenige Unrichtigkeiten eingeschlichen haben (obgleich der Vf. offenbar kein Naturforscher ist), und sich das Buch ziemlich gut lesen läfst: so kann es Kindern eine nützliche Unterhaltung gewähren.

SCHÖNE KÜNSTE.

Schneeberg, in d. Arnoldischen Buchh.: *Handbuch für Zeichner.* *Erster Heft.* Mit VII Kupfern. 1797. Querfol. Die besonders abgedruckte Erklärung der Kupfer ist 19 S. stark. gr. 4.

Nicht für Anfänger, sondern für solche, die schon einige Geschicklichkeit im Zeichnen erlangt haben, ist dieses Handbuch von den Vff. bestimmt.

Das erste Blatt zeigt, nach *Klengels* Gemälde von *Stölzel*, in punktirter Manier gestochen, einen Knaben, in halber Figur, der nach einem Gypsbild zeichnet; sein jugendliches Gesicht ist angenehm, vom weichen Haar umflossen, voll, rund und natürlich, der

der Ausdruck der Aufmerkſamkeit wohl getroffen, auch verdient die Wirkung Lob. Eine Originalſkizze, von *Siegkart*, wurde für das zweyte, von *Seiffert* geſtochene, Blatt benutzt: daſſelbe ſtellt mehrere Figuren von verſchiedenem Alter und Geſchlecht, in einer Landſchaft dar. Wir, unſers Orts, haben nicht, wie der Vf. der Erklärung: „*Wahrheit in den angegebenen Muſkeln*,“ und: „*Ueberall die Hand eines vollendeten Künſtlers*,“ darin gewahr werden können. Das dritte Blatt iſt eine leicht radirte Landſchaft, von *Veith*, und das vierte ſtellt eben dieſelbe mit Aquarellfarben ausgemalt, dar. Sie ſind zwar nicht in einer groſsen Manier, aber mit ſauberer Hand gemacht. Das gemalte Stück iſt an einigen Stellen zu bunt, und die entfernten Berge, wenigſtens in unſerm Exemplar, zu ſtark angelegt. Im fünften Blatt ſind leichte Umriſſe von Arabeſken enthalten. Sechſtes Blatt, Diogenes ſitzt an der Quelle und ſchöpft Waſſer mit der holen Hand, von *Kubinsky* gezeichnet und von *Krüger* brav geſtochen. Die Stellung der Figur iſt, ſo wie ein Theil der Falten ihres Gewandes nicht übel gewählt. Der Grund, wild und felſig, thut eine ſchöne maleriſche Wirkung. Siebentes Blatt, *Veiths* Skizze, nach einem Gemälde von *Potter*, in der Dresdner Gallerie. Zwey Karren mit Pferden und ihren Führern vor einer Schenke, machen ein trefflich componirtes Ganze aus, natürlich, geiſtreich, kunſtgerecht: möchten doch die Herausgeber des Handbuchs für Zeichner, allenfalls in den künftig zu erwartenden Heften deſſelben für mehrere gute Nachahmungen von Meiſterwerken der herrlichen Kunſtſammlung zu Dresden ſorgen, um ihren Zweck, *junge Kunſtfreunde einer höhern Anweiſung entgegen zu führen*, ſicherer zu erreichen.

Hamburg, in d. Buchhandl. der Verlagsgeſellſchaft: *Satyriſch-äſthetiſches Hand- und Taſchen-Wörterbuch für Schauſpieler und Theaterfreunde beides Geſchlechts*. Nebſt einem lehr- und ſcherzreichen Anhange, von *J. F. Schütze*, königl. dän. Kanzleyſecretaire. 1800. 223 S. 8. (21 gr.)

Der Vf. will den Schauſpielern einen ächtern und anſtändigern Begriff von ihrer Kunſt und ihrem Berufe *dadurch* beybringen, daſs er das tadelnswürdige und fehlerhafte ihres Spiels, bewundert und anpreiſt. Der Ton der Ironie, der in dieſem Wörterbuche und deſſen Anhange herrſcht, iſt aus einer ältern Zeit; doch darum keineswegs verwerflich. Wir heben hier ein Beyſpiel als Probe aus: *Anmerkung zum Worte manierirt*. „Man kann dieſs *manieriren* ſehr gut mit *mariniren* verwechſeln, ohne dem Begriffe zu ſchaden. Ein marinirter Aal, Hecht, Hering, heiſst ein mit ſcharfen Ingredienzen zu einer pikanten Speiſe zubereiteter Fiſch. Ein *manierirter* Acteur läuft beynahe auf daſſelbe hinaus.“

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Göttingen*, b. Dieterich: *Chr. Guil. Mitſcherlich Tentamen criticum in aliquot Tibulli loca:* ad audiendam orationem pro loco — invitat etc. 1800. 12 S. 4. Ein kleiner, aber ſchätzbarer Pendant zu des Vfs. *Lectionn. in Catullum et Propertium*, welcher denſelben kritiſchen Scharfſinn, daſſelbe feine Gefühl für Dichterſchönheit, aber eine minder überſtrömende Fülle der Beleſenheit zeigt. Da dieſe wenigen Blätter nicht durch den Buchhandel in Umlauf gekommen ſind: ſo hoffen wir den Leſern einen Dienſt zu erzeigen, wenn wir, ſtatt *einige* Conjecturen weitläuftig zu kritiſiren, ſie *ſämmtlich* in einer gedrängten Anzeige mittheilen. I, 2. v. 38. lieſt Hr. Prof. *M.*: *Is Venerem e rabido ſentiet iſſe* (ſt. *eſſe*) *mari.* — I, 4. v. 25. *Perque ſuas impune ſinet Dictynna ſagittas Aſſirmes, criſtas* (ſt. *crines*) *perque Minerva ſuas.* Andere wollten *Clipeos*. Vergl. Sidon. X, 13. *Pallas tum criſtis* etc. — I, 4. v. 69. *Et tercentenis erroribus implicet* (ſt. *expleat*) *urbes*, wie bey Lucan. VIII, 4. *implicitus errore vias*. Vgl. Sil. XV, 618. — II, 5. v. 76. *Ipſum etiam Solem defectum lumine vidit Jungere pallentes nubilus ortus* (ſt. *annus*) *equos.* — III, 1. 3. *Et vaga nunc crebra* (ſt. *certa*) *diſcurrunt undique pompa* etc. — III, 6. 11. *At ſi quis vini certamen inire* (ſt. *mite*) *recuſat*, zur Unterſtützung der *Heyniſchen* Verbeſſerung im 13. Vers: *ille facit mites* (ſt. *dites*) *animos Deus*, weil ſonſt daſſelbe Wort zweymal in zwey Diſtichen vorkommen würde. — Es bedarf keiner Erinnerung, daſs dieſe Vorſchläge ſich ſämmtlich durch Leichtigkeit und Eleganz empfehlen: zur Aufnahme in den Text aber ſcheint uns keiner geeignet. Schön und wahr zugleich iſt die Bemerkung, daſs I, 5. 68. das *plena eſt* (*ianua*) *percutienda manu* nicht von Fauſtſchlägen, wie die Interpreten annehmen, ſondern von einer *mit Gold gefüllten* Hand zu verſtehen ſey. Dioſcorides Anal. Brunck. I, 493. Βλέψει ἐς Ἑρμογένην χ[...] ρει χερί. So χεῖρα ἐπιπλήσαι in Leonidas Epigramm Anal. [...] 222. Plautus (Pſeudol. III, 1. 19.) ſagt in demſelben Sinn *gravior manus*. Entgegengeſetzt werden χεῖρες κεναί, Eurip. Helen. 1296. Apollon. III, 126. *manus vacuae*, Martial. VI, [...] 5. Appulej. IX, 666. — Hier und da hat Hr. *M.* auch [...] Verſe aufmerkſam gemacht, welche ihm *untergeſchoben* d[...]ken. Dergleichen vermuthet er I, 2. 35. 36. *Nec ſtrep*[...] II, 5. 31. 32. *Fiſtula cui ſemper* (wo wir gern beyſtimm[...] I, 3. 69—72. *Tiſiphoneque impexa* etc. Vorzüglich beleid[...] ihn hier die beiden Pentameter I, 6. 42. *aut alia ſtet p*[...] *ante via*. I, 8. 53. *et lacrimi omnia plena madent*, wenn [...] für das letzte vielleicht *natent* herzuſtellen ſey. — Ueber[...] iſt noch beyläufig eine Rechtfertigung zweyer von *Mark*[...] angefochtenen Stellen im *Claudian* (de VI. Conſ. Hon. 5[...] und *Statius* (Silv. I, 2. 145.), mit beygefügter Erklärung [...]ſelben, eingeſchaltet worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Februar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Sommer: *Physisch-medicinisches Journal* nach D. *Bradley* und D. *Willich* für Deutschland bearbeitet, und mit Originalbeyträgen vermehrt, von D. *Carl Gottlob Kühn*. 1800. VI Stücke Januar bis Junius. gr. 8. m. K.

Ungeachtet der grossen Menge medicinischer Journale, womit Deutschland bis zum Ueberflusse versehen ist, behauptet doch vorliegendes eine würdige Stelle. Es umfasst die ganze Arzneywissenschaft, so wie ihre nächsten Hülfswissenschaften, Chemie, Physik, Naturgeschichte und Botanik, so weit die Entdeckungen in denselben Einfluss auf die Ausübung der medicinischen Kunst selbst haben. Die Grundlage desselben macht ein englisches Journal von D. *Bradley* und D. *Willich* aus, das seit dem März 1799 in regelmässigen monatlichen Heften erscheint. Diese ersten sechs Hefte scheinen blosse Uebersetzungen des englischen Journals zu seyn, wenigstens haben wir nirgends Originalbeyträge finden können, welche der Titel verspricht. Die meisten Artikel sind von englischen, mehrere auch von nordamerikanischen Aerzten. Wir erhalten durch dieselben interessante Notizen von neuen Erfahrungen und Bemerkungen in allen Theilen der Arzneywissenschaft, von neuen Curmethoden, Arzneymitteln, mitunter auch Auszüge aus neuen wichtigen medicinischen Werken. Es ist mancherley, freylich nicht nach einem festen bestimmten Plane, aber doch, wenn man es auch gleich nicht immer erwartet, willkommen des Inhalts wegen. Die drey Rubriken jedes Heftes sind: I. Auffätze. II. Kurze Nachrichten über Gegenstände der Medicin und Physik. III. Kritische Uebersicht der neuesten medicinischen und physischen Literatur. Unter den kurzen Nachrichten finden sich manche Notizen von Entdeckungen französischer, holländischer, italiänischer Naturforscher und Aerzte. Die Literatur ist in diesen Heften ausländische, nämlich englische, nordamerikanische, französische, so wie sie in dem englischen Journale enthalten ist; der Herausgeber verspricht in den spätern Heften auch kurze Uebersichten der deutschen Literatur beyzufügen, die wir ihm gerne erlassen wollen. Zu wünschen wäre es, dass er bey den Auffätzen jedesmal namentlich das Heft des englischen Journals angezeigt hätte, aus welchem sie entlehnt sind.

Januar. 1) D. *Bradley* über die Kuhpocken. Ein Auszug aus *Jenners* erster Schrift über die Kuhpocken, und aus D. *Pearsons* Schrift über denselben Gegenstand. Beide sind in Deutschland nun hinlänglich bekannt. 2) W. *Dyer* über das Ausziehen der Zähne, nebst Beschreibung eines neuen dazu dienlichen Instruments und eines verbesserten Scarificators mit einer Abbildung. 3) Versuche über die Zergliederung der atmosphärischen Luft. Enthält eine Widerlegung der Schlüsse, die D. *Priestley* aus seinen neuesten Versuchen gegen die antiphlogistische Theorie gezogen hat. 4) *Eustis* über den Gebrauch der kalten Luft und des kalten Wassers in Fiebern. In der heftigern Form des gelben Fiebers fand der Vf. es nach *Jacksons* und *Curries* Vorgange nützlich. 5) D. *Mease* über den medicinischen Gebrauch und die Wirkungen des rothen Fingerhutes. 6) *Delarive* über eine besondere Abänderung des Veitstanzes. Die Kupfersalmiakpillen bewiesen sich heilsam. *Februar.* 1) Fortgesetzte Geschichte der Kuhpocken, enthält *Pearsons* neuere Nachrichten darüber, die durchaus der neuen Einimpfungsmethode günstig sind, *Lawrens* über den Ursprung der Kuhpocken nebst einigen Bemerkungen über die Schweinepocken, *John Walker* über einen besondern Fall der eingeimpften Kuhpocken. 2) Aeusserst besondere Heilung eines Blasensteines. Der Kranke, ein Obrist Martin, zerstörte allmälig seinen Blasenstein durch eine wie ein Strohhalm feine Feile, welche er durch die Urethra in die Blase brachte. 3) Ueber das *Brownsche* System. 4) *Isaak Chapmans* Nachricht von einer neuen Art spanischer Fliegen nebst Bemerkungen über ihre medicinischen Eigenschaften. 5) *A. Carlisle* über eine neue Methode, das Turniket zu brauchen, um Blutungen aus den Schlagadern der untern Gliedmassen zu hemmen. 6) *S. L. Mitchill's* chemische Bemerkungen über Düngerarten. Ein Auszug aus einem in dem zu Newyork erscheinenden *Medical Repository* enthaltenen Auffätze. 7) *E. Miller* über die Wirkungen der Enthaltung von Nahrungsmitteln bey der Annäherung hitziger Krankheiten. Ebenfalls ein blosser Auszug. 8) Ueber einige Heilmittel gegen die fallende Sucht. Unter andern wird das salpetersaure Silber empfohlen, das von englischen und amerikanischen Aerzten mit Erfolge gebraucht worden ist. *März.* 1) Fortgesetzte Geschichte der Kuhpocken. 2) *Sims* über die Einimpfung der Kuhpocken. Keiner von beiden Auffätzen enthält neue Thatsachen. Sims hatte einen Fall bekannt gemacht, wo die Kuhpocken, ungeachtet sie in einem schrecklichen Grade statt gefunden, doch den Kranken nicht gegen Blatternansteckung gesichert hatten, und davon Gelegenheit genommen, bey der neuen Einimpfungsmethode Vorsicht zu empfehlen. Hier vertheidigt er sich gegen eine

eine Kritik ſeiner Bekanntmachung. 3) *Boſtock* über den Gebrauch des ſalpeterſauren Silbers in der Fallſucht. Die Erzählung eines Falles, in welchem dieſes Mittel ſchnelle Hülfe leiſtete. Aus zwey Granen des ſalpeterſauren Silbers wurden 40 Pillen gemacht, und der Kranke muſste jeden Tag vier Stück davon in zwey Gaben, und in der Folge fünf Stücke nehmen. Jedoch wurde der Gebrauch der Fieberrinde damit verbunden. 4) *Mitchills* Skizze einer mediciniſchen Geographie nebſt Bemerkungen über den Einfluſs des kalkartigen Bodens oder der Kalkſchichten auf die Verhütung fauliger, fieberhafte oder peſtilentialiſche Krankheiten erzeugender, Ausdünſtungen. Man will in Nordamerika die Bemerkung gemacht haben, daſs peſtilentialiſche und fieberhafte Krankheiten in Gegenden, welche auf ihrer Oberfläche weit ausgedehnte Kalkſchichten beſitzen, verhältniſsmäſsig gelinder ſind, oder ſeltener vorkommen. Eben ſo zeichnen ſich ihm zufolge diejenigen Grafſchaften in England, deren Boden kalkigt iſt, durch beſondere Geſundheit der Einwohner aus. Der Vf. erklärt, nach ſeiner Hypotheſe von der ſauern Natur des fieberhaften Anſteckungsſtoffes, dieſen wohlthätigen Einfluſs des Kalkbodens auf den allgemeinen Geſundheitszuſtand, durch Einſaugung und Neutraliſation der anſteckenden Dünſte. 5) *J. Barker* über die fiebervertreibenden Kräfte des Kalkes, der Bitterſalzerde und alkaliſcher Salze bey der Ruhr, dem gelben Fieber, und dem mit Bräune vergeſellſchafteten Scharlachfieber. Das Scharlachfieber gehörte zu den bösartigen, da die Halsentzündung bald eine brandige Beſchaffenheit bekam. Alkaliſche Mittel reichlich gebraucht, ſollen aufs augenſcheinlichſte heilſame Wirkungen gehabt haben. Zum Gurgeln gebrauchte er Kalkwaſſer. Von 50 Patienten verlor er unter dieſer Behandlung nur zwey. In der Ruhr gebrauchte er Muſchelſchaalen, Bitterſalzerde oder Kreide in Gaben von einer bis zwey Unzen alle 24 Stunden. Die Krankheit ſelbſt war mit gaſtriſchen Zufällen complicirt, und in Anfange verordnete er daher Ipecacuanha, und reinigte dann die Gedärme durch Rhabarber und Wermuthſalz. 6) *Redfearn* über einen Fall der zuckerigen Harnruhr. Die Behandlung geſchah ganz nach Rollos Methode, und war mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt. 7) Ueber die mediciniſchen Kräfte des Stechapfels. Das Extract aus den Saamen wirkt als ein beruhigendes Mittel in ausgezeichnetem Grade, und wurde von King mit gutem Erfolge in einer Entzündung der Hirnhäute verordnet. 8) Wirkſamkeit des rothen Fingerhuts gegen die Lungenſucht. Aus *Beddoes* bekannten *Contributions to medical and phyſical knowledge* etc. *April.* 1) Fortgeſetzte Geſchichte der Kuhpocken. Ein Auszug aus D. *Jenners Further obſervations on the variolae vaccinae.* Ferner *Hughes* über einige Fälle der Kuhpockeneinimpfung, und ein Auszug aus *Woodwilles* bekannter Schrift über eben dieſen Gegenſtand. 2) Ueber den Gebrauch der Brechmittel beym Scheintode. 3) *J. F. Davis* über einen merkwürdigen Fall der Geberloſen Peteſchen. Die Krankheit war ſehr nahe mit dem Skorbute verwandt, wich aber dennoch durch einige Umſtände von ihm ab. 4) *Thom. Wainwright* über fremde in die Luftröhre gerathene Körper. 5) Ueber die Mittel, das Gift der Geſchwüre und anſteckende Krankheitsſtoffe zu zerſtören. Ausgezogen aus D. *Rollos treatiſe on the diabetes mellitus,* und den *Annales de Chimie* Nr. 86. 87. *May.* 1) *H. Leigh Thomas* über ein Lamm mit beiderley Geſchlechtstheilen. Nebſt einer Abbildung. Mit vollkommen gebildeten männlichen Geſchlechtstheilen, wovon jedoch die Hoden in der Unterleibshöhle verborgen lagen, war ein wahrer Uterus, mit ſeinen Hörnern, Trompeten und Bändern, und eine unvollkommene Vagina, die keine Oeffnung nach auſsen hatte, verbunden. 2) Ueber die Leberentzündung, von *Thom. Chriſtie,* Wundarzte zu Trincomale in Zeylon. 3) *Wilkinſon* über die mediciniſchen Kräfte der Elektricität. Ein Fall einer glücklichen Heilung eines Waſſerbruches durch verſtärkte Elektricität. 4) *Thom. Denmann* über einige Frauenzimmerkrankheiten. 5) *Redfearn* über eingeimpfte Kuhpocken. Drey regelmäſsige Fälle. 6) Bemerkungen über die Kuhpocken von *John King.* 7) Ueber die Wirkung des Gelbholzes (*Xanthoxylon*). Aus dem 5ten Bande der *Memoirs of the med. Society of London* ausgezogen. 8) *Rob. Jackſon* über das idiopathiſche Fieber. Ausgezogen aus deſſen Werke: *An Outline of the Hiſtory and Cure of Fever endemic and contagious.* Lond. 1798. Der Auszug iſt ſehr ausführlich, wie es auch ein Werk von ſolcher Wichtigkeit verdient. *Junius.* 1) *R. Jackſon* über das idiopathiſche Fieber. 2) *Brieude* über den aus dem Körper ausdünſtenden Riechſtoff, als ein Symptom des geſunden und kranken Zuſtandes betrachtet. Aus dem *Recueil periodique de la Société de Medecine de Paris.* 3) *Rich. L[illegible] bock* über *Mayows* Entdeckungen. 4) *G. D. Y[illegible]* über *Mayows* Entdeckungen. 5) *M. C. Lombards* [illegible]rurgiſche Beobachtungen. 6) *F. L. Dumas* über [illegible] Wirkungen des Sauerſtoff- und des kohlenſau[illegible] Gas auf die Lungen. Der Vf. lieſs einen Hund ei[illegible]ge Wochen hindurch täglich mehrere Stunden Sau[illegible]ſtoffgas athmen. Es ſtellten ſich am Ende alle Sy[illegible]ptome einer ſich nähernden Schwindſucht ein. B[illegible] der Oeffnung des Hundes fand er die rechte Seite [illegible] Bruſt mit einem ſcharfen Waſſer gefüllt, worin [illegible] groſse Menge geronnenen Blutes ſich befand, [illegible] Bruſtfell war roth, angeſchwollen und entzün[illegible] die Lungen zum Theil verwachſen röthlicht, beſa[illegible] eine anſehnliche Härte gleich den Organen, we[illegible] an einer chroniſchen Entzündung gelitten haben, [illegible] in den Bronchien entdeckte man eine kleine W[illegible] deren harte und ſchwielige Ränder andeuteten, [illegible] dieſelben in kurzer Zeit zu ſchwären angefangen [illegible]ben würden. Der Vf. vergleicht dieſen Zuſtand [illegible] dem Zuſtande der Lungen derjenigen, deren A[illegible]zehrung auf einem heftigen Reize der Lungen be[illegible]het, und ohne Zweifel eine ähnliche Urſache hab[illegible] Bey einem Hunde, der ſechs Wochen hindurch tä[illegible]lich einigemal kohlenſaures Gas geathmet hatte, [illegible] zuletzt während des Verſuches ſtarb, fand der Vf. [illegible]

Lungen zum Theil am Brustfelle anhängend, die übrigen nicht anhängenden Theile waren mit einer lymphatischen und serösen Materie gefüllt, worin verschiedene Lappen gallertartiger, oder vielmehr häutiger Substanzen schwammen. Die Lungen waren mit schwarzen Flecken bedeckt, besafsen ein breyartiges Gewebe, und hatten sehr an Gröfse abgenommen. Es war ein Zustand verwandt mit demjenigen in der atonischen Schwindsucht, zu der vorzüglich eine erbliche Anlage statt finde, und das Einathmen einer verdorbenen Luft beytrage.

Erfurt, in der Henningsschen Buchh.: *Theoretisch-praktische Abhandlung über Geburtshülfe. Nebst den Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden und neugebornen Kinder.* Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen von *J. C. Starke*, Hofr. und ord. Prof. der Arzneyw. zu Jena. *Erster Theil.* 1800. 560 S. gr. 8. ohne Vorr. (3 Rthlr. 16 gr.)

Das hier angezeigte Werk, dessen Vf. der, einst so berühmte, Wundarzt *Petit* ist, verdiente allerdings durch eine treue und fleifsige Ueberfetzung dem Publicum bekannter gemacht zu werden. Daher können denn auch Hr. Dr. *Eichwedel*, welcher die Ueberfetzung, und Hr. Hofr. *Starke*, welcher die Durchsicht derselben besorgte, und Anmerkungen hinzufügte, um so gewisser auf den Dank der Geburtshelfer rechnen, da der gröfste Theil der neuesten hebärztlichen Schriften, gewöhnlich unbedeutenden Inhalts, oder mit Sacombeschen und Voglerschen Unsinne angefüllt sind. Ueberdiess hat auch die Uebersetzung, theils durch die eingestreueten schätzbaren Bemerkungen und Zusätze, theils dadurch unläugbare Vorzüge vor der Urschrift erhalten, dafs manches, für die jetzigen Zeiten unbrauchbare weggelassen, die grofse französische Weitschweifigkeit zusammengedrängt, dem Stile mehr Rundung und Festigkeit gegeben, und alle spätere Erfindungen gehörig benutzt und eingeschaltet worden sind.

Bey einer näheren Kritik darf sich jedoch Rec. nur auf die Anmerkungen und Zusätze, und in wiefern der Ueberfetzer seiner Pflicht Genüge geleistet hat, einlassen. Die Ueberfetzung, welche Rec. mit dem Originale zu vergleichen Gelegenheit hatte, ist treu und fliefsend, die Sprache rein, und der Vortrag ohne französische Weitschweifigkeit. Unter den Anmerkungen und Zusätzen scheinen dem Rec. folgende einer besondern Aufzeichnung werth zu seyn. Mannspersonen, sagt der Herausg. S. 26. werden gewifs niemals die Geburtshülfe ausschliefslich bekommen. Und so lange alles natürlich geht, und die Hebammen gut unterrichtet sind, ist es auch gar nicht nöthig. Blofs die widernatürlichen Geburten bedürfen der Hülfe eines Mannes, und dazu können die Obrigkeiten die Hebammen und Gebärerinnen anhalten. — Auch die grofsen Schaamlefzen reifsen bisweilen bey Erstgebärerinnen, bey einem grofsen Kindskopfe, und bey schlechter Behandlung und weniger Hülfe in die Quer ein, obwohl solches S. 58. bezweifelt wird. — Dafs die Frucht im Mutterleibe durch den Mund genährt werden könne, scheint dem Ueberfetzer nach S. 110. deswegen unwahrscheinlich zu seyn, weil die Deglutitions-Organe derselben noch zu schwach und zu unvermögend wären. Eine Beobachtung in Osianders Denkwürdigkeiten beweiset das Gegentheil. Ueberschwängerung kann, nach S. 147. nur bey einer doppelten Gebärmutter statt finden. Die Culbüte des Kindes soll man, nach S. 165. nicht mehr annehmen, da neuere Erfahrungen erwiesen haben, dafs das Kind schon früher, und vielleicht gleich vom Anfange der Schwangerschaft mit dem Kopfe nach unten hängt, und also nicht erst nöthig hat, sich späterhin umzustürzen. — Abführungsmittel soll man im vierten Monate der Schwangerschaft nicht geben, weil die Gebärmutter, welche zu dieser Zeit aus dem kleinen Becken in die Höhe steigt, dadurch consensualisch gereizt werden kann. — Opium, im Uebermaafse gegeben, schadet allerdings, aber der grofse Schaden, welchen auch neuere Aerzte davon befürchten, als: Dummwerden u. s. w. entsteht nicht davon. Bey der *Inadpetentia* in der Schwangerschaft wird S. 182. das *Elixir vitriol. Mynsicht.* empfohlen, und bey Ekel und Erbrechen der Schwangern soll sich, nach S. 193. ein Pulver aus *Magnesia* und *Cremor Tartari* sehr heilsam erwiesen haben. — Machen Blutadergeschwülste den Schwangern, durch Gröfse und Schmerzen, das Gehen beschwerlich: so sey es erfoderlich, die Schenkel und Füfse oft mit adstringirenden Decocten zu waschen, wozu S. 282. Weidenschaale, Castanien- und Eichenrinde besonders angerathen werden. Die Riverische Potion, mit einem aromatischen Waffer versetzt, hat sich, nach S. 301. bey Sodbrennen verbunden mit Magenschmerz, stets sehr nützlich bewiefen. — Aderlafs trägt zur Cur der Lustseuche nichts bey, erschwert vielmehr die Heilung derselben, und verlängert solche ohne Noth. Kindern, die mit venerischen Uebeln behaftet zur Welt kommen, soll das Gift, nach S. 306. weniger im Mutterleibe, als während des Durchganges durch die Geburtstheile, durch unmittelbare Berührung mitgetheilt werden. Dieser Behauptung scheinen aber die neueren Erfahrungen des Hn. *Osianders* völlig zu widersprechen. — Die Ursachen, warum Weiber mehreremale nach einander in einem bestimmten Monate abortirten, soll nach S. 325. theils in einer fehlerhaften Beschaffenheit der Gebärmutter, theils darin liegen, dafs sich der Uterus nur bis auf eine bestimmte Weite ausdehnen läfst, alsdann sich zusammenzieht, und so die Frucht austreibt. Hat sich nun dieser Vorfall mehreremale ereignet: so entsteht daraus ein *habitus*, von welchem sich die Natur schwer entwöhnen läfst. Von S. 378 bis 382. folgt ein schöner Zusatz des Ueberfetzers, nach Vorschrift des Herausgebers, über die bey einer natürlichen Geburt zu leistende Hülfe; in einem zweyten Zusatz über das Nachgeburtsgeschäfte, von S. 393 bis 410. sind manche treffliche Vorschriften und richtige Anweisungen ent-

enthalten. Die S. 421 bis 426. gegebenen Unterweisungen, um eine Fufsgeburt schnell, und ohne Nachtheil für die Mutter und das Kind zu beendigen, sind mehrentheils nach Steins Grundsätzen, und also völlig richtig angegeben; nur wünscht Rec., dass der Uebersetzer auch mit den Vorzügen der Osianderschen Manualoperationen bekannt gewesen wäre, um davon bey dieser Gelegenheit einen zweckmäfsigen Gebrauch machen zu können. Wenn die Hinterbacken schon durch den Muttermund in die Beckenhöhle getreten sind, soll man, nach S. 464. die Wendung nicht mehr unternehmen, sondern die Zange anwenden, im Falle man das Kind noch nicht mit dem Zeigefinger in die Weichen fassen könne. Hier würde Rec., besonders da der hier angezeigte Umstand den hohen Stand der Hinterbacken beweiset, unbedingt die Wendung vornehmen, so wie er dieselbe überhaupt bey dieser widernatürlichen Geburt allemal für angezeigt hält. Die Zange soll man jedesmal so anlegen, dass die Zangenblätter über die Ohren zu liegen kommen, und dann den Kopf so drehen, dass dessen groser Durchmesser in den schiefen Durchmesser des Beckens zu stehen komme. Der ausführlich, von S. 529. bis ans Ende fortlaufende Aufsatz über die Zange und deren Anwendung, empfiehlt sich durch Wahrheit, Präcision im Vortrage, und durch Richtigkeit der Anweisungen der Nachachtung jedes Geburtshelfers.

PHILOSOPHIE.

Dresden, b. Gerlach: *Die Religion des Philosophen und sein Glaubensbekenntnifs*, entworfen von M. *Joh. Christian Zwanziger*, Privatlehrer der Mathematik und Philosophie auf der Univers. Leipzig. 1799. XLIV. und 168 S. 8.

Diese Schrift ist nichts anders als natürliche Religion, nach dem alten dogmatischen Zuschnitte, mit dem Unterschiede, dass es dem Vf. mehr um die Herleitung praktischer Folgerungen aus den theoretischen Sätzen, oder der Religionspflichten eines Philosophen zu thun ist, als um die Begründung der Religionslehre selbst. Billig sollte die Religion des Philosophen mit philosophischem Geiste behandelt seyn; leider vermissen wir diesen gröfstentheils. Der Begriff der Religion ist sehr oberflächlich entwickelt; ohne alle Untersuchung über den Grund, die Möglichkeit und Umfang der Religionserkenntnifs, werden die Sätze der natürlichen Religion meistens ohne Beweis hingestellt. Aus der ganzen Abhandlung erhellet, dass der Begriff Religion des Philosophen in einem sehr wagen Sinne genommen ist. Das erste Hauptstück handelt von dem Begriff der Religion viel zu kurz und oberflächlich. Nach dem Vf. ist Religion im weitläuftigen Sinne so viel als Erfüllung der Pflichten überhaupt, und darnach, meynt er, S. 9. gebe es nach der bekannten Eintheilung der Pflichten, nicht nur eine Religion gegen Gott, sondern auch eine Religion gegen sich selbst, und gegen andere Menschen! In der engern Bedeutung bezieht sich Religion bloss auf die Erfüllung der Pflichten gegen Gott. Das zweyte Hauptstück von der Erkenntnifs Gottes, zerfällt in drey Abtheilungen, von der Wirklichkeit, von der Unsterblichkeit (!) und von der Allwissenheit und dem Willen Gottes. Die Erkenntnifs Gottes wird als die erste Religionspflicht betrachtet; denn, heifst es S. 21. da eine gewisse bestimmte Kenntnifs von Gott ein bestimmtes Betragen gegen ihn erst möglich mache: so müsste man jene Kenntnifs mit eben dem Rechte unter die Religionspflichten bringen, als das dadurch möglich gemachte Betragen gegen Gott selbst. Einen Beweis für das Daseyn Gottes hat Hr. Z. nicht versucht, er postulirt dasselbe. Gleichwohl heifst es in dem aus den beiden ersten Abschnitten gezogenen Glaubensbekenntnifs des Philosophen Art. 1. S. 40. „Ich glaube und bin gewifs, dass Gott wirklich, und nicht blofs in meiner Einbildung da sey — seine Existenz keinen Anfang habe, sondern schlechterdings ewig sey. Diesen meinen Glauben gründe ich auf *unwiderlegbare* und *untrügliche Gründe*, die mir eine ernsthafte Betrachtung der Welt und ihrer Form an die Hand gegeben hat.“ Warum ist hier nur von Glauben die Rede, wenn die Existenz Gottes durch untrügliche Beweise aus der Natur bewiesen werden kann? Und wenn sie ein Gegenstand des Wissens ist, warum wird sie zur Religionspflicht gemacht? Das dritte Hauptstück handelt von der göttlichen Vorsehung. Das vierte von den Pflichten eines Philosophen als Unterthan einer Civilregierung, und das fünfte von den Kirchen und den Kirchenlehrern, gehören eigentlich gar nicht hieher, sondern jenes in die Moral und dieses in eine Religionslehre oder Staatswissenschaftslehre; jenes enthält nämlich die Pflichten eines Gelehrten nach seinen verschiedenen Verhältnissen, als Staatsbürgers, als Schullehrers, als akademischen Lehrers; dieses das Verhältnifs der Kirche zum Staate. Das sechste Hauptstück kommt dem eigentlichen Gegenstande wieder näher; es handelt vom Wachsthum in der Erleuchtung des Verstandes, Heiligkeit des Willens, und daraus entspringenden Fortschritten in der philosophischen Tugend. Die Vorrede, welche eine Prüfung der in den Annalen der Philosophie befindlichen Recension von des Vf. Erläuterung der Kantischen Lehre von den Ideen und Antinomieen enthält, müssen wir mit Stillschweigen übergehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Februar 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Erlangen, b. Palm: *Entwickelung des Begriffs und der rechtlichen Verhältnisse deutscher Staatsrechtsdienstbarkeiten*, von *Nic. Thaddäus Gönner*. 1800. 215 S. 8. (14 gr.)

Der Vf., ehedem Prof. zu Bamberg, jetzt kurpfälzischer Hofrath und Professor auf der neuerlich von Ingolstadt nach Landshut verlegten Universität, erwirbt sich ein nicht geringes Verdienst um die Aufklärung des deutschen Staatsrechts, indem er den Begriff und die rechtlichen Verhältnisse der deutschen Staats-Rechtsdienstbarkeiten, worüber die älteren Schriftsteller nicht ganz einig waren, ins Reine zu bringen sucht, und das, was andere von diesen Verhältnissen nur Stückweise erörtert hatten, in einem zusammenhängenden System darstellt. Die Verfassung des deutschen Reichs hat die Besonderheit vor allen übrigen Staatsverfassungen, dass die Souverainität, unter dem Namen von Landeshoheit, auf vielfältige Art modificirt und eingeschränkt ist, dass Landeshoheit wiederum von blosser Reichsunmittelbarkeit sich unterscheidet, und dass alle die verschiedenen Regierungsformen der einzelnen Staaten Deutschlands, wegen ihrer allmäligen grösstentheils zufälligen Entstehungsart, in einander greifen, wodurch nicht selten ein Staat dem andern etwas entzieht, was derselbe hinwiederum von einem dritten erhält. Der Begriff und die verschiedenen Gattungen von Staatsrechtsdienstbarkeiten sind daher auf deutschem Boden entstanden, und der verwickelten deutschen Reichsverfassung eigen. Sie sind, nach der Definition des Vfs., besondere Hoheitsrechte, wodurch die landesherrliche Gewalt eines deutschen Staats, zum Besten eines andern, beschränkt wird. Der Vf. unterscheidet sie sehr richtig von den Völkerrechtsdienstbarkeiten, als welche zwischen ganz freyen Völkern statt finden, daher blos nach den Grundsätzen des Völkerrechts, mit Ausschluss aller positiven Gesetze, zu beurtheilen sind, wobey die streitenden Theile keinen höheren Richter über sich erkennen. Nur da, wo die Reichsgesetze aufhören, und die Stände sich als unabhängig betrachten, treffen beide Dienstbarkeiten zusammen. *Engelbrecht* (*de servitut. jur. publ. Sect. I. §. 1. seqq*) hatte beide Gattungen vereiniget, und die Völkerrechtsdienstbarkeiten auch mit dem Namen: *servitutes juris publici* belegt, ja sogar eine Gattung derselben angenommen, welche, ohne einen besondern Vertrag, schon aus dem natürlichen Rechte unter Völkern entspringen sollte, die er *servitutes juris publici universalis* nannte. Der Vf. hingegen zeigt, dass eine Völkerrechtsdienstbarkeit, ohne einen besondern Vertrag, nicht statt finden könne. Die Beyspiele, welche *Engelbrecht* anführt, sind auch gar nicht haltbar, nämlich: *a*) der Durchzug durch ein fremdes Land wegen der Handlung oder eines Krieges; *b*) der unschädliche Durchgang durch fremde Meere; *c*) das Recht eines Volks, während eines Krieges Festungen oder Verschanzungen in einem benachbarten friedlichen Lande anzulegen, und *d*) die Exterritorialität der Gesandten. Eben so berichtiget der Vf. den Irrthum, welchen *Engelbrecht* und andere, aus Vorliebe gegen das römische Recht, begehen, indem sie die Eintheilung in *servitutes reales et personales* auch auf Staatsrechtsdienstbarkeiten anwenden. Denn diese können ihrer Natur nach nur reale Dienstbarkeiten seyn, und von einem Staat auf den andern ausgeübt werden. Das Beyspiel, welches *Engelbrecht* von dem in einem Stück Landes bestehenden Witthum anführt, ist nicht passend, weil diese Art des Witthums aus dem Privatfürstenrecht fliesset, und einen Theil des deutschen Privatrechts ausmacht. Noch mehreren Tadel verdient die Eintheilung der Staatsrechtsdienstbarkeiten *in servitutes urbanas et rusticas*, welche *Schilter* und *Rhetius* annehmen, wogegen schon *Engelbrecht* und *Neumann* geeifert haben. Die Eintheilungen *in servitutes continuas et discontinuas, in affirmativas et negativas* sind zwar unschädlich, und die letztere wurde auch von neueren Schriftstellern, *Pütter* und *Häberlin*, gebraucht; sie haben aber keinen praktischen Nutzen, und der Vf. warnt mit Recht vor der Anwendung der damit verbundenen römischen Rechtsgrundsätze, welche nur in sofern passen, als sie überhaupt bey deutschen Staatsrechtsstreitigkeiten statt finden, z. B. die confessorische und negatorische Klage, die Lehre von der Verjährung. Wegen ihres germanischen Ursprungs, können deutsche Staatsrechtsdienstbarkeiten auch in *faciendo* bestehen. Nach dem obigen eingeschränkten Begriff derselben, werden S. 35. f. manche Auswüchse beschnitten, welche *Moser* u. a. denselben beygefügt haben. Wenn die Ausübung blos auf einem *precario* beruhet, wenn dabey nicht ein *einzelner* Staat, sondern das ganze Reich als Staat in Betrachtung kommt, z. B. bey den Rechten des kurfürstlichen Collegiums in der Wahlstadt, auf Wahl- und Krönungstagen etc., wenn es kein *besonderes*, sondern ein allen Reichsständen zustehendes Recht, z. B. die Zollfreyheit der Reichsstände und ihrer Gesandten; wenn eines von beiden Territorien nicht unmittelbar ist; wenn die Servitut kein *Hoheitsrecht* betrifft: so ist es keine wahre Staatsrechts-

dienstbarkeit. Zu dieser Unmittelbarkeit werden jedoch weder Reichsstandschaft, noch andere Eigenschaften erfodert, und es bedarf nur der *dinglichen Unmittelbarkeit*, so dass auch mittelbare Personen wegen unmittelbaren Besitzungen dergleichen Dienstbarkeiten ausüben können. Blosse *Privatrechte*, z. B. Zehenten, Gülten, Huth- und Weidgang, Einforstungen etc. gehören nur dann in diese Classe, wenn sie von einem Auswärtigen mit dem Rechte der Unmittelbarkeit besessen worden, welches aber bewiesen werden muss. Einen besondern Fall einer Staatsrechtsservitut bey Mediatgütern findet der Vf. S. 88. im *Osnabr. Fr. Instr. art. V. §. 47.* bey dem nach dem Normaljahr bestimmten Genuss auswärtiger Klostergüter, wo aber die Dienstbarkeit nur in dem Rechte, das Eigenthum solcher Güter sich zuzueignen, als einer Beschränkung des landesherrlichen Fiscus — keinesweges aber in dem Mediatgut selbst besteht. (Eigentlich verdient diess auch den Namen einer Dienstbarkeit nicht, die sich nicht in einem einzigen Act auflösen, sondern perennirend seyn soll). Auch *ganze*, ja sogar *mehrere* Hoheitsrechte können als Dienstbarkeit besessen werden, S. 94. fg., welches *Engelbrecht* nicht zugeben will. (Rec. würde hiervon jedoch die gesetzgebende Gewalt ausnehmen). Die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe ist nach katholischen Grundsätzen kein Hoheitsrecht, mithin auch kein Gegenstand der Staatsrechtsdienstbarkeiten. Lehen gehören nur dann dahin, wenn die Lehnsgerichtsbarkeit (und zwar ganz unabhängig) dem auswärtigen Lehnherrn zustehet. Auch allerhand Territorialleistungen an Geld und Naturalien, gewisse Freyheiten und Beschränkungen der Hoheitsrechte, vermehren die Zahl dieser Dienstbarkeiten.

Nach dieser sehr mühsamen Entwickelung des Begriffs, handelt der Vf. im IIten Th. die *Rechtsgrundsätze* ab, welche 1) bey der *Erwerbung*, 2) bey der *Ausübung*, und 3) bey der *Endschaft* derselben statt finden. Er hält den Consens der Landstände S. 134. nicht für nothwendig. (Bey wichtigen Territorialpräftationen, welche eine Abgabe enthalten, oder bey solchen Dienstbarkeiten, welche in die Freyheiten der Stände eingreifen, möchte solches wohl eine Ausnahme leiden). Nur Reichsstädte bedürfen kays. Einwilligung: andere Reichsunmittelbare, selbst bey Lehnen, nicht. Die Tradition, welche *Engelbrecht* und andere in *servitutibus affirmativis* erfodern, verweiset der Vf. in das römische Recht zurück. Er läst die Verjährung zu S. 152. fg., wegen der W. K. art. I. §. 2. (Der Ausdruck *hergebracht* scheint nur einen rechtlichen Besitz, nicht aber eine völlige Verjährung zu bedeuten); jedoch nicht die Verjährung der römischen Servituten, sondern der Rechte überhaupt, die entweder die gewöhnliche oder die unordentliche ist, je nachdem sie schon gangbare Hoheitsrechte betrifft, oder solche Rechte, welche als Gegenstände des Privateigenthums und nach dem Verhältniss ihrer ersten Besitzer, der landesherrlichen Gewalt entzogen werden sollen. (Dieser Unterschied ist sehr passend, und den Meynungen anderer Rechtslehrer vorzuziehen, welche hierbey geprüft werden). Bey der *Ausübung* dieser Dienstbarkeiten findet überall die *strenge Auslegung* statt, weil sie Ausnahmen von der Regel sind. Den *Missbrauch* dürfe zwar der Landesherr abstellen, aber nicht die Dienstbarkeit deshalb aufheben, weil selbst Privatservituten durch den Missbrauch nicht verloren gehen.

GIESSEN: *Sammlungen der den kayserl. Reichshofrath betreffenden Ordnungen und Verordnungen*, wie auch Reichskanzleyordnungen und Gemeinen - Bescheide des Reichshofraths (als Beylagen des *Herchenhahnischen* Werks über den Reichshofrath), nebst einer insonderheit literarische Nachrichten enthaltenden Vorrede, wie auch Register. Herausgegeben von *Renatus Carl Freyherrn v. Senkenberg*. 1800. 468 S. 8.

Der Herausg. entlediget sich hierdurch seines, in der im vorigen Jahre erschienenen Abhandlung *über Senate bey dem Reichshofrath* gethanen Versprechens, eine möglichst vollständige Sammlung aller den Reichshofrath betreffenden Verordnungen zu veranstalten. Seine Beweggründe dazu sind folgende: 1) dass die drey einzelnen Auflagen der neuesten Reichshofrathsordnung von 1654, 1673 und 1730 sich äusserst selten gemacht haben, 2) dass keine kritisch genaue Auflage dieser Ordnung existirt, 3) dass nirgends, selbst in den grössten Werken nicht, alle den Reichshofrath betreffende Gesetze zu finden sind. Den Besitzern des *Herchenhahn*schen Werks *über den Reichshofrath*, muss gegenwärtige Sammlung sehr willkommen seyn; sie kann gleichsam als der vierte Band desselben betrachtet werden, da *Herchenhahn*, wenn er nicht zu frühzeitig gestorben wäre, eine ähnliche Sammlung, zur Verständlichkeit seines Buchs, beygefügt haben würde. Die Vollständigkeit und Genauigkeit, wovon Hr. v. *Senkenberg* in seinen älteren Schriften mehrere Beweise gegeben hat, sind auch in dieser Sammlung sehr sichtbar; und wenn es ihm gleich an Gelegenheit fehlte, den Zutritt zu dem Archiv und der sogenannten alten Registratur des Reichshofraths zu erlangen, — welche sich in ziemlicher Unordnung befinden soll, und wo manche schätzbare Urkunden über die Geschichte und Verfassung des Reichshofraths unbenutzt liegen mögen: — so haben ihm doch die Sammlungen seines verstorbenen Vaters, des Reichshofraths v. *Senkenberg*, und andere mühsam erlangte Nachrichten, zu einigen glücklichen Verbesserungen und Ergänzungen gute Dienste geleistet. Es schmerzt ihn sehr, dass er nicht mit der unter Kayser Karl V. wahrscheinlich vor dem J. 1548 entworfenen *lateinischen Ordnung für den Hofrath*, anfangen konnte, deren Existenz von Moser in der Geschichte der Reichshofrathsordnung und von Herchenhahn Th. II. S. 213. bezeugt wird, welcher letztere anführt, dass sie nie gedruckt, und auch sonst nicht bekannt geworden, sondern einem Protocoll beygeschrieben gewesen, und auch dort nicht mehr zu finden sey. Dass der Vater des Freyherrn v. *Senkenberg* eine Abschrift von dieser late-

lateinischen Ordnung besessen habe, kann dieser aus einem von ersterem hinterlassenen Bogen Papier, mit der Unterschrift: *Hierin ist die Hofrathsordnung von Karl V.* beweisen. Der Verlust dieser Abschrift rührt aber von dem bekannten unglücklichen Schicksal her, welches die Sammlung des Reichshofraths v. *Senkenberg* 1779 betraf. Die Gesetze, welche hier von 1559 an in chronologischer Ordnung zusammengestellt werden, sind mehrentheils aus Uffenbach, einige auch aus Londorps, Lünigs, Limnaei und anderen Sammlungen genommen, und die älteren schlechteren Abdrücke, so viel es möglich war, verbessert worden. Ein Decret Ferdinands III. an den Reichshofrath v. J. 1638, die Referirart und Ordnung der Acten betreffend, welches vorher nie ganz gedruckt war, wovon Uffenbach nur einen Auszug liefert, und welches Herchenhahn nur beyläufig, Moser aber gar nicht erwähnt, — ist aus einem Manuscript entlehnt, welches 15 den Reichshofrath angehende Stücke von d. J. 1559 — 1664 enthalten soll. Aus eben diesem Mscpt. wird a) ein Gutachten des Reichs-Vicekanzlers v. Stralendorf v. J. 1624 mitgetheilt, welches verschiedene Vorschläge zur Verbesserung der Reichshofraths-Ordnung enthält, und woraus nachher das kayf. Decret vom 13. April 1626 unter dem Titel: *Neue Reichshofrathsordn. wie es mit Uebergeb- und Erledigung der gerichtlichen Producten* etc., *desgleichen bey der Reichshofkanzley und mit den Sachwaltern, Agenten und Procuratoren gehalten werden solle*, geschöpft worden ist. b) Eine noch wichtigere Urkunde, *das kurfürstl. Gutachten den Reichshofrath betreffend, v. J. 1636*, wovon nur die darauf gefolgte kayserliche Resolution durch den Druck bekannt war. Diese beiden Gutachten fügt der Herausg., um die Gesetze dadurch nicht zu unterbrechen, der Vorrede bey. Unter den Reichshofrathsordnungen macht er den Leser auf die des Kaysers Matthias v. J. 1614 mit Recht aufmerksam, weil sie, als die Hauptquelle der neuesten anzusehen, und diese zum Theil mit solcher Nachläsigkeit daraus abgeschrieben ist, dass man letztere, ohne Zusammenstellung mit der erstern, nicht recht verstehen kann. Die neueste Reichshofrathsordnung von 1654 erscheint hier nach dem Original, von dem Reichshofrath v. *Senkenberg* selbst verbessert, mit einigen Anmerkungen des Herausg., welche gröfstentheils typographische Verbesserungen, jedoch auch einige wesentliche Zurechtweisungen enthalten, z. B. S. 151. Tit. II. §. 3. wo die Appellationssumme nur auf 300 fl. rhl. bestimmt, und S. 180. Tit. V. §. 7. wo das *remedium restitutionis in integrum* mit dem *remedio supplicationis* verwechselt wird. Diese wenigen Noten kann man als Zusätze zu den weitläuftigen Moserischen Anmerkungen betrachten. Die sehr vollständige Sammlung der Verordnungen und Decrete, welche den Reichshofrath betreffen, schliesst sich mit der kayserlichen Resolution v. J. 1769 über das Verfahren des Reichshofraths in Klagsachen der Unterthanen gegen ihre Landesherrn. Der Herausg. hat jedoch, während des Abdrucks, noch ein Decret v. 19. Jun. 1770 wegen Erledigung der Religionsbeschwerden, gefunden, welches auch in *Herrichs* Fortsetzung von *Schauroths Concl. Corp. Ev.* S. 600. steht, und dasselbe der Vorrede beygefügt. Auf diese den Reichshofrath selbst angehenden Gesetze, folgen diejenigen *Verordnungen, welche die Reichshofrathskanzley betreffen*, und sodann *sämmtliche gemeine Bescheide*, so viel deren aufzufinden waren, wovon die neuesten von d. J. 1797 und 1798 dem Herausg. erst während des Abdrucks zugekommen, und daher der Vorrede angehängt sind. Diese Vorrede enthält über die Geschichte und den Werth der angeführten Gesetze, die älteren Sammlungen, in welchen solche anzutreffen sind, und den kritischen Gebrauch derselben, mehrere nützliche Bemerkungen.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Ueber die Hochstift Hildesheimische Staatsverwaltung*, in Bezug auf die, bey Gelegenheit der *Brabeckischen* Angelegenheit, gegen dieselbe gemachte Beschuldigungen von *Carl August Malchus*, Domsecretär, Hofgerichtsassessor und Schatzactuar. 1800. 206 S. Text und 94 S. Anlagen. 8.

Die gegen den Freyherrn v. *Brabeck*, vor der Hildesheimischen Regierung, von dem Fiscal erhobene Anklage der beleidigten Majestät, wegen gedruckter Bekanntmachung der Bemerkungen, die ersterer der Ritterschaft am 20. April 1799 vorgelegt hatte — bewog denselben, sich in einigen bereits in diesen Blättern angezeigten Flugschriften öffentlich zu vertheidigen. Jetzt tritt ein Gegner auf, welcher die Sache des Hn. Fürstbischofs und des Domkapitels gegen denselben in Schutz nimmt, und um solches desto unpartheyischer mit allen nöthigen Belegen thun zu können, tief in die Geschichte und Finanzverfassung des Hochstifts eindringt. In der Vorerinnerung sucht er die Absicht des Freyherrn v. *Brabeck* dadurch verdächtig zu machen, dass derselbe mit seinen Bemerkungen, wie er doch wohl hätte thun können, nicht an einem verfassungsmäsigen Rittertage, sondern nur bey einer zufälligen Versammlung einiger Ritter, hervorgetreten sey, auch eine doppelt stärkere Anzahl Exemplare habe drucken lassen, als Rittergutsbesitzer vorhanden wären; dass ferner derselbe, nachdem schon eine Anzahl Exemplare in der Stadt ausgetheilt gewesen, erst zwey Tage nachher eins derselben dem Domkapitel zugeschickt, und auf die ungünstige Antwort desselben, welche doch nur in einem Privatbillet bestanden, seine Bemerkungen öffentlich bekannt gemacht habe. Der Fürst, welcher bis dahin so manches während des Bauernprocesses erschienene anonyme Pamphlet übersehen, sey auf die Verbreitung jener durch den vorgedruckten Namen eines Landstandes, einen Schein von Wahrscheinlichkeit gewinnenden Schrift, aufmerksam worden, und habe sie nicht ungeahndet lassen können. (Dieser fiscalische Process hat noch keinen Fortgang. Der v. *Brabeck* suchte zwar dagegen beym Reichskammergericht ein *Mandatum cassatorium* nach, erhielt aber am 8. Jul. v. J. ein abschlägiges Decret, mit dem Vorbehalt der, von

der

der Regierung ohnehin angebotenen, Vertheidigung und Actenverschickung *pro avertenda inquisitione speciali*). Die Quelle der schon seit dem Westph. Fr. entstandenen, und besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts lebhafter gewordenen Irrungen zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen im Hochstift Hildesheim, ist bekanntlich die Religionsverschiedenheit. Der gröfste Theil des Landadels, auch der Städtebewohner, ist der protestantischen Lehre zugethan, dadurch aber von den Dom- und übrigen Stiftern ausgeschlossen; so wie auch die Hofbedienungen und ein Theil der Landesdikasterien, welche aus den Domainen des Fürsten besoldet werden, sich in den Händen gröfstentheils fremder Katholiken befinden. Der Vf. sucht die Uebertreibung der jenseitigen hierauf sich beziehenden Klagen sehr umständlich darzuthun. Wenigstens kann diess, durch den Zufall des Normaljahres entstandene Unverhältnifs der bürgerlichen Rechte, die Verfassung des Hochstifts an sich nicht verwerflich machen. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über die Lage und die inneren Verhältnisse desselben, in Bezug auf die angeblichen Ursachen des Misvergnügens der Unterthanen, handelt der Vf. im IIten *Abschn.* über die Hildesheimische Staatsverwaltung bis zum Vergleich von 1793, und dann im III *Abschn.* über den zwischen den Exemten und den sieben Stiftsstädten am 26. März 1793 geschlossenen Vergleich, und über die zur Aufbringung der Quote der ersteren veranlafste Bonitirung. Diese sehr in das Detail gehende Erörterung enthält merkwürdige Notizen über das Staatsrecht, die Statistik und die Finanzverwaltung des Hochstifts, welche noch in keiner andern Abhandlung so vollständig und verständlich gesammelt sind, und die durch XXXI Anlagen erläutert und bescheiniget werden.

Erfurt, b. Keyser: *Theoretisch-praktisches System der Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden* etc. von *Johann Gottfried Möfslern.* Zweyter Theil. 1800. 646 S. 8.

Auch unter dem besondern Titel:

D. J. G. Möfslers System der Lehre von allgemeinen präparatorischen und Präjudicial-Klagen.

Der erste Theil dieses Systems ist in der A. L. Z. 1799. Nr. 79. I. 625. angezeigt worden, und der Rec. bezicht sich auf das, was dort im Ganzen über den Werth desselben geurtheilt worden ist. Der gegenwärtige zweyte Theil handelt, wie auch der besondere Titel anzeigt, von den allgemeinen, den präparatorischen und Präjudicial-Klagen. Eine *allgemeine* Klage, *actio communis*, nennt der Vf. diejenige, „welche in vielen besondern und ganz verschiedenen „Fällen Statt findet, und unter deren Benennung „oder Begleitung viele besondere oder specielle Klagen angestellet werden können;" kürzer erklärt er sich auch dahin: „eine allgemeine Klage ist diejenige, „welche viele besondere Klagen unter sich begreift," und trägt unter dieser Rubrik folgende Arten der Rechtsverfolgung vor: 1) die ordentliche Klage, 2) die summarische Klage, 3) die Executivklage, 4) und 5) die bedingte und unbedingte Mandatsklage, 6) die Wiederklage, 7) die Interventionsklage. Dann folgen die Präparatorien-Klagen, und unter diesen a) die Provocationsklage *ex lege diffamari*, b) *ex lege si contendat*, c) die Provocation zur Fortstellung (Fortsetzung) einer angestellten Klage, die aber mit dem Begriff, den der Vf. von Präparatorienklagen überhaupt giebt, nicht füglich übereinstimmt. d) Die Provocation der Gläubiger überhaupt, besonders e) der Erbschaftsgläubiger, f) bey Veräusserung eines Grundstückes wegen vermeyntlicher dinglicher Ansprüche. g) Die Provocation der bey Cassationen alter Consense und Hypotheken etwa interessirten Gläubiger. h) bey der Amortisation eines verlornen Instruments, besonders i) verlorner Pfandbriefe, oder landschaftlicher Obligationen k) die Provocation unbekannter Handlungs- und Societätsgläubiger, l) unbekannter Bau- und Cassengläubiger, m) unbekannter Gläubiger eines Verschwenders, n) unbekannter und vermeynter Erben, o) der Verschollenen, p) der Gläubiger eines gemeinen Schuldners ausser dem Concurs q) die Provocation zur Absonderung des Lehns vom Erbe. Hierauf wird von der Klage *ad exhibendum*, von der *Actio in factum de edendo*, von Arrest und Sequestrationsgesuchen, von der Imploration um ein Verbot gegen Zahlungen, desgleichen gegen Veräusserungen, und dann von Präjudicialklagen, sowohl überhaupt, als nach den verschiedenen Arten des natürlichen und bürgerlichen Zustandes besonders gehandelt. Man siehet aus dieser Inhaltsanzeige, dass der Vf. sorgfältig bemüht gewesen ist, dem Praktiker, der hier Manches zusammen antrifft, was er sonst in mehreren Büchern zerstreut suchen müfste, die Sache möglichst zu erleichtern. Von dieser Seite betrachtet, verkennt auch Rec. den Nutzen nicht, den das Werk für gewisse Leser haben kann, wenn gleich der Vf. sich von den Erinnerungen, die schon bey dem ersten Theile gemacht worden sind, nicht überzeugt hält.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, im Industrie-Compt. u. Wien, b. Mo[illegible] u. Comp.: *Neueste englische und französische Mu[illegible] zu aller Art der Stickerey für Damen wie auch f[illegible] Fabrikanten.* Gesammelt von *Emilie Berrin* u[illegible] *Jacques Savin.* Mit 20 doppelt abgedr. Kupfer[illegible] von denen die Hälfte illum. ist. Quersol. (3 Rt[illegible]

Eine Sammlung wie diese, die, so scheint es, [illegible] wirklichen Stickereyen gezeichnet worden, kann [illegible] türlicher Weise nicht durchaus von gleich gutem [illegible] schmacke seyn. Ein niedliches Dessein von Blätt[illegible] und Perlengehängen Tab. 4. ein eben so leichtes u[illegible] gefälliges Tab. 7. die von Tab. 9. 10. 11. 14. u. 15. ne[illegible] der Weinranke Tab. 18. haben uns sehr wohl gefalle[illegible] hingegen können wir das Füllhorn und den Blume[illegible] korb Tab. 8. nicht loben, eben so wenig den ganze[illegible] Inhalt von Tab. 3., am wenigsten aber die schlech[illegible] Landschaften Tab. 17.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Kramer: *Populäre Anthropologie* oder Kunde von dem Menschen nach seinen sinnlichen und geistigen Anlagen, nebst einer Abhandlung: über das Verhältniss des neuern Skepticismus zur wissenschaftlichen Anthropologie, für den Unterricht auf Gymnasien und Akademien, entworfen von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ord. Prof. d. Moral und Gesch. auf d. Ritterakademie z. Dresden. 1800. XLII. und 211 S. 8. (20 gr.)

Wenn wir diese Anthropologie ohne alle subjective Beziehungen, als Lehrbuch und Leitfaden für die eigenen Vorlesungen des Vf., welche ausser dem Bezirke der Kritik liegen, blos als wissenschaftliches Werk betrachten: so enthält es weder *neue* Beobachtungen und Ansichten von den Erscheinungen der menschlichen Organisation und des Gemüths, noch zeichnet es sich durch die Bearbeitung des bereits gesammelten Stoffes aus. Sie hat also von *dieser* Seite kein eigentliches Verdienst, wenn wir gleich damit nicht leugnen, dass sie als kurze in Aphorismen geschriebene Uebersicht der merkwürdigsten Phänomene, zur Belehrung über diesen interessanten Theil menschlicher Kenntnisse gleich andern Werken dienen könne. Indessen zeichnet der Vf. in der auf dem Titel erwähnten Abhandlung, welche die Stelle einer Vorrede vertritt, so manches Neue und Eigenthümliche aus, womit er die Herausgabe dieser Anthropologie rechtfertiget, dass Rec. noch etwas länger dabey verweilen muss, als es nach seiner Ueberzeugung bey Werken, die bey ihrer Brauchbarkeit zu gewissen Zwecken, doch für die Wissenschaft keinen Gewinn enthalten, geschehen sollte.

Die Philosophie hat nach dem Vf. die Aufgabe, zu [illegible]: was der Mensch nach seinen gesammten An[illegible] ist, und was er nach diesen werden kann und [illegible]. Jenes ist die theoretische, Anthropologie, die[se] die praktische Philosophie, Moral im Allgemei[ne]n. Anthropologie ist die Lehre von den äussern [und] innern bleibenden Erscheinungen an dem Men[sche]n, in wie ferne sie Erscheinungen sind. In dem [erste]n Theile handelt er von den äussern, in dem [zwe]yten von den innern Erscheinungen. In dem er[sten] findet man, nach dem eigenen Geständniss des [Vf.], nichts Neues, weil er zu wenig Physiolog war, [un]d er begnügte sich, die von andern gemachten Be[obac]htungen mit zweckmässiger Auswahl, mit Deut[lich]keit, und mit Vermeidung aller Hypothesen vorzutragen. Mehr Aufmerksamkeit erweckt er für den zweyten Theil, worin, wie er sagt, die Lehre von den Temperamenten, die Begründung der Theorie des Gefühlsvermögens (Begründung des Gefühlsvermögens, wie es hier heisst, ist wohl nur ein Druck- oder Schreibfehler), die Darstellung der Bestimmung des Menschen, so wie die ihm eigenthümliche Ansicht des Skepticismus und seines Verhältnisses zu den übrigen philosophischen Systemen ganz neu seyn möchte. Hierin können wir nun dem Vf. nicht ganz beystimmen. Was erstens die Lehre von den Temperamenten und ihre Classificirung betrifft: so ist sie nichts anders als die Platnersche, mit etwas veränderten Ausdrücken (viel Geist wenig Körper; viel Körper wenig Geist; viel Geist und viel Körper; wenig Geist und wenig Körper). 2) In der Theorie des Gefühlvermögens, welche sehr kurz behandelt ist, finden wir nichts Neues als die Erklärung des Gefühls. Gefühl ist, sagt der Vf. S. 180., das Wahrnehmen des jedesmaligen Zustandes, wie sich derselbe im Bewusstseyn ankündiget; es unterscheidet sich von Empfindung, Vorstellung und von dem Triebe (wenn es aber ein Wahrnehmen ist: so wäre es in so fern doch von Vorstellung nicht zu unterscheiden); es wird durch das jedesmalige Bewusstwerden der Gränzen und Schranken, die unsern Zuständen, sowohl den sinnlichen als den geistigen, gesetzt sind, erregt. *Das Gefühlsvermögen ist also die Fähigkeit unsers übersinnlichen Wesens sich der Begränztheit unsers ganzen jedesmaligen Zustandes bewusst zu werden.* Dass durch diese Erklärungen eine Theorie des Gefühlsvermögens begründet sey, will uns noch nicht einleuchten, und wir wünschten, der Vf. hätte hier Gebrauch von der skeptischen Methode gemacht. Entsteht ein Gefühl blos durch das Bewusstwerden oder Wahrnehmen der Gränzen und Schranken der Zustände? Und gesetzt, dieses wäre der eigentliche Ursprung und Grund der Gefühle, darf man das, wodurch das Gefühl entspringt, sogleich in die Erklärung aufnehmen, und zum wesentlichen Merkmal des Gefühls selbst machen? Ist das Gefühl ein Wahrnehmen der Gränzen und Schranken? Es ist zum wenigsten von dem Vf. mit keinem Grund erwiesen, ungeachtet das *Also* den Schein davon erregt. Am meisten aber haben wir uns gewundert, dass der Vf. diese Erklärung nicht einmal benutzt hat, die zwey Arten von Gefühlen daraus abzuleiten. Uebrigens sind die Gefühle nach drey Classen sinnliche, übersinnliche, gemischte classificirt. Anstatt des letzten zweydeutigen Ausdrucks hätte der Vf. immer den gewöhnlichen, moralische beybehalten können. — Die Bestimmung des Menschen besteht nach dem Vf. in dem

dem Gleichgewichte der Realisirung des sinnlichen und übersinnlichen Zwecks. Dieses nennt er das *gemischte Princip der Moral*, und er behauptet, dass es unabhängig von diesen Zwecken kein Sittengesetz gebe. Wir enthalten uns aller Kritik über dieses Coordinationssystem, welches auch keine Kritik aushält, sondern bemerken nur, dass diese Untersuchungen, selbst nach dem Begriff des Vf., kein Gegenstand der Anthropologie sind. — Die skeptische Behandlung der Anthropologie, welche der Vf. als sein eigenthümliches Verdienst betrachtet, ist nichts anders, als die einzig richtige Methode der empirischen Psychologie, welche sich aus der Gränzbestimmung des Erkenntnissvermögens ergiebt, und von *Schmid*, *Jacob* und andern schon mit philosophischen Geist, und mehr Consequenz angewendet worden ist. Denn skeptisch können wir das Verfahren wenigstens nicht nennen, wenn der Vf. in dem 73 §., welcher überschrieben ist: *was wir von dem übersinnlichen Wesen in uns wissen*, behauptet, man könne *mit Gewissheit* aussagen, a) *dass es entstanden ist, (es kann nicht von Ewigkeit seyn,)* b) *dass seine Thätigkeit mit dem ersten Bewusstseyn in uns begonnen hat.* Und wie stimmt diese Behauptung damit überein, dass nach S. 7. sich weder behaupten noch leugnen lässt, dass den Erscheinungen des Gemüths, ausserhalb unserer Vorstellungen, etwas zum Grunde liege? Ueberhaupt können wir nicht einsehen, dass die Anthropologie oder empirische Psychologie, wenn sie ihre Gränzen nicht übersteiget, in der Sphäre des Skeptikers liege, und was der Vf. daher von S. 62—85. von den verschiedenen Systemen über das Verhältniss der Organisation zum Gemüthe, Materialismus, Idealismus u. s. w. von den Kriterien des neuern Skepticismus, von dem Verhältniss dieser verschiedenen Systeme gegen einander in Ansehung der Lehre von den Dingen an sich, und von dem Einfluss derselben auf die Bestimmung des Menschen und die Begründung der Moralphilosophie sagt, ist eine unmethodische Digression, die man in einem Lehrbuche nicht finden sollte. Was übrigens hier und in der Vorrede über den *neuern Skepticismus* d. i. nach S. XIV. die Versuche denkender Zeitgenossen (Aenesidemus, Platner, Reinhard) das als objectiv gültig dargestellte System der kritischen Philosophie zu erschüttern, und die darin befolgten Hypothesen, (z. B. Raum und Zeit als subjective Bedingungen der Anschauung, Kategorien) bloss als subjectiv darzustellen, gesagt ist, scheint uns nicht durchdacht genug. Wenn er z. B. sagt, dass dieser Skepticismus nicht ohne Principien sey; auf die Thatsachen des Bewusstseyns als die von der Natur selbst angelegten Principien des Skepticismus baue. der Skeptiker *das kleine Gebäude von Ueberzeugungen*, in dem er für die gegenwärtige Epoche seines Denkens wohnt, in welchem *nichts untrüglich, nichts einzig möglich, sondern alles bloss subjectiv sey*; wenn er ferner unter den Sätzen, welche den allgemeinsten Umriss dieses Skepticismus ausmachen sollen, folgenden aufführt: „der Skeptiker leitet die Bestimmung des Menschen aus den Thatsachen seines Bewusstseyns ab, und nimmt bey einem gemischten Princip ein Gleichgewicht zwischen den letzten Zwecken der beiden Theile der menschlichen Natur, durch stufenweise Annäherung erreichbar" an: so vermisst man Bestimmtheit und Präcision der Begriffe. Principien, aus denen nicht eine einzige untrügliche Folgerung abgeleitet werden kann, und ein Skepticismus mit einem System von Ueberzeugungen (zumal wenn sie so precär, wie die angeführte sind,) sind versteckte Widersprüche. Wir übergehen, dass dieser Skepticismus hier mit nichts begründet ist.

GESCHICHTE.

Elberfeld, im Comptoir für Literatur: *Edle Griechen. — In den Revolutionszeiten des alten Syrakus. — Erster Theil*, von den ältesten Zeiten bis zur grossen Revolution unter Dion. — 1800. 257 S. 8. m. 1. Kpf.

Gedoppelt ist die Mitgabe dieses Buchs; es erzählt schön, und erzählt getreu. Unter dem der Sache nicht ganz entsprechenden Titel, erhalten wir eigentlich die älteste Geschichte Siciliens, in welcher Syrakusens Gründung und schnelles Wachsen, vorzüglich aber die Männer, welche in derselben eine glänzende Rolle spielten, die hervorstechenden Theile sind. Die Mythologie der Urzeit findet ebenfalls als Einleitung ihre Stelle; und gerade hier zeigt sich die Kun[illegible] des Vf. in glücklicher Zusammenstellung, in der ge[illegible]nauesten Oekonomie der heterogenen Theile am meisten; der Liebhaber von bloss unterhaltender Lectüre findet Befriedigung seines Bedürfnisses, so wie der ernstere Forscher der Wahrheit. Unter den Männer[illegible] der historischen Zeit wird wohl Gelons Schilderu[illegible] allgemeinen Beyfall ezwingen; man beurtheilt wen[illegible]ger den Mann nach der Schilderung des Vf. als nach seinen Handlungen, welche reichlich die Stelle ein[illegible] überflüssigen Raisonnements ersetzen; man glaube[illegible] [illegible]nen glücklich verketteten Roman zu lesen, und w[illegible]dert sich bey näherer Untersuchung, dass jede ei[illegible]zelne Angabe auf das Ansehen eines alten Schriftst[illegible]lers gestützt ist. Als Hauptquelle musste seiner Au[illegible]führlichkeit wegen natürlich Diodor von Sicilien d[illegible] häufigsten Dienste leisten; aber bey Behauptunge[illegible] wo seine Glaubwürdigkeit zweifelhaft, seine Vorli[illegible]be für das Vaterland zu sichtbar wird, bey Begebe[illegible]heiten, welche Erläuterung aus andern Schriftstell[illegible] erhalten konnten, sind auch diese nicht vernachläss[illegible] und man hätte Ursache, in mehrern Fällen die [illegible] ausgebreitete gründliche Belesenheit des Vf. zu [illegible]wundern, wenn nicht nähere Prüfung fast imm[illegible] zeigte, dass *Wesseling* in seinen Noten der Hinwei[illegible] auf diese Stellen war. Die Syrakusaner Diokles, Di[illegible]nysius der ältere, und die Jugendjahre Dions, m[illegible] welchen dieser Theil schliesst, werden nicht wenig[illegible] Unterhaltung und Belehrung gewähren. Der Tota[illegible]eindruck, welchen das Buch auf den Rec. gemach[illegible] hat. und vielleicht auf den grössten Theil der Les[illegible] machen wird, ist also gut; es kann viel dazu bey-

tr

tragen, fade Romane aus den Händen künftiger Männer zu verbannen; aber unbedingten Beyfall schenken wir der Arbeit bey allem dem nicht. Mit leichterem Muthe übergeht Rec. den Mangel einer strengen Kritik; er weiss es, dass das Interesse des Lesers dadurch gewinnen kann, wenn man in die freygebigen grossen Zahlen Diodors kein Misstrauen setzt, für baare Wahrheit annimmt, dass die Karthaginienser, sie, welche in den Kriegen auf Leben und Tod gegen die Römer, nie eine Armee von 100000 Mann in Sicilien aufstellten, gegen das einzige Syrakus in frühern Zeiten immer mit mehrern hunderttausenden angezogen kamen, diese Menge auf Fahrzeugen übersetzen mussten, und meistentheils total geschlagen wurden. Er will auch nichts dagegen einwenden, wenn der Vf. der Gemalin des Gelo eine goldene Krone von 100 Talenten schenken lässt, und dieses Geschenk auf 135000 Rthlr. schätzt, ob er gleich die arme Frau bedauert, welche eine Last von mehr als 200 Pfund auf dem Kopfe tragen musste, wenn sie auch nur einmal in ihrem Leben von dem Präsente Gebrauch machen wollte. — Die Sicilischen Talente sind gar viel kleiner als die Attischen. — Oder wenn der Vf. von einem goldenen Dreyfuss 50000 Talente an Werth spricht. Aber dem Manne, welcher *belehrende* Unterhaltung geben will, erlaubt Rec. äusserst *ungern*, wenn er Leute ganz anders sprechen lässt, als es ihr allgemein bekannter Charakter, der auch absichtlich ausgedrückt werden sollte, mit sich bringt. Z. B. die Griechen schicken beym Einfalle des Xerxes eine Gesandtschaft an Gelo, um sich seine Unterstützung zu erbitten. Er verspricht sie unter der Bedingung, Anführer des verbündeten Heers zu seyn. Um einen Anführer sind wir nicht verlegen, sagte der Spartanische Gesandte, sondern um Hülfstruppen. Diese Angabe der Geschichte leitet der Vf. in einen Dialog zwischen dem König und dem Gesandten ein; lässt er den letzten viel schwatzen, ganz gegen den Charakter seines Volks, und statt der beabsichtigten Bündigkeit und des Treffenden der Antworten, werden sie derb. Da Gelo sich als Anführer vorschlägt, bricht der Spartaner S. 48. ein: „Ha! so sollte der wichtigste Staat im Peloponnes den Schatten des grossen Pelops erzürnen, dass er sein Heer dem Kommando des Gelo und der Syrakuser übergäb! — Nein, nein, so tief kann Sparta nicht sinken. Entweder gehorchen deine Subsidien unserm Kommando gehorsam, oder — du magst sie behalten." In diesem Tone das Uebrige. Der nämliche Dialog liefert zugleich eins von mehrern Belegen, welche sich aus dem Vortrage dieser Geschichte sammeln lassen, dass der Vf. einzelne wirklich angegebene Sätze der Alten zum Eigenthum nimmt, und sie dann nach der Wahrscheinlichkeit, nach dem Bilde, welches er sich über den einzelnen Zusammenhang der Dinge entworfen hat, ausmalt. Der Vf. fühlt den Vorwurf, welcher ihm zur Last fallen könnte, selbst, und ergreift dessen wegen die Gelegenheit einer andern Ausführung von welchem Gehalte, zu einer kurzen Apologie am Ende des Werks, in welcher er behauptet, dass die Historiographie den Geschichtschreiber berechtige und verpflichte, lebhafte dichterische Darstellung in so weit mit der historischen Gründlichkeit zu verbinden, dass er die dokumentirten Motive der handelnden Personen etc. in Briefe, Reden und Scenen einkleidet. So schrieb nach seiner Meynung Livius die römische Geschichte. — Wir wissen wohl, dass schon mehrere unserer neuern Geschichtschreiber, wenn auch nicht öffentlich sich zu diesem Grundsatze bekannten, doch nach demselben handelten; das durch eine lebhafte Einbildungskraft zu ergänzen, sehr schön zu ergänzen wussten, wozu die bestimmten Angaben in den Quellen fehlten; aber wir wissen auch, dass ein solches Verfahren sehr bald den Grad der Zuverlässigkeit, welchen die Geschichte noch besitzt, gänzlich vernichten, Misstrauen auch gegen wirkliche Thatsachen erregen würde, weil nur wenige in der Lage sind, das was man wirklich weiss, von der willkürlichen Ergänzung, und was jeder Schriftsteller nach seiner Denkungsart auf eine andere Art ergänzen würde, zu sichten. Der Vf. spricht freylich von dokumentirten Motiven, aber seine eigene Art der Behandlung zeigt, wie wenig streng man sich an dieselbe bindet, sobald der Imagination die Thüre geöffnet wird. Livius wäre nie der berühmte Geschichtschreiber geworden, wenn er eine solche Maxime befolgt hätte; er verfolgt ruhig den Gang der Begebenheiten; nur die bekannten, nicht erst von ihm ausgesponnenen Beweggründe, welche diesen Ereignissen ihr Daseyn gaben, das *pro* und das *contra*, welches man für oder gegen die Rechtmässigkeit vieler Schritte angeführt hatte, verwebte er, verwebten auch der gedrängte Tacitus und andere Römer, in ihre Reden, um sich in dem Zusammenhange nicht zu unterbrechen. — Das Titelkupfer stellt den Diokles vor, der sich tödtete, weil er einem Gesetze zuwider, das er selbst gegeben hatte, aus Unvorsichtigkeit bewaffnet in der Volksversammlung erschienen war, um einen entstandenen Tumult zu unterdrücken. Er sieht im Kupfer noch ziemlich unbärtig aus, und so unbefangen, wie jemand, der die gleichgültigste Handlung verrichtet, ob man ihm gleich nicht nachsagen kann, dass er sich den Tod zu erleichtern suche; denn er stösst sich das Schwert von oben herab durch den Thorax der rechten Brust. Der zweyte Theil, welcher die ausgezeichneten Syrakusanischen Männer späterer Zeit enthalten wird, folgt dem ersten nahe auf dem Fuss. Rec. freut sich der schnellen Erscheinung.

Paris, b. Treuttel: *Bonaparte's Feldzug nach Egypten* (Aegypten). *Officielle Actenstücke.* Aus dem Französischen übersetzt. Erster Abschn. *Besitznehmung von Malta.* im J. VIII. 94 S. 8.

Der Titel: Officielle Actenstücke, ist nicht buchhändlerische Speculation. Man findet hier mehrere auch durch die besseren Zeitungen und andere Nachrichten in Deutschland nicht bekannt gewordene Aufschlüsse, vornehmlich 1) eine *Uebersicht des Betragens von Malta gegen Frankreich während der Revolution,*

tion, belegt durch Befehle des Grofsmeisters zur Beförderung der Englischen Armatur gegen Frankreich und durch ein Manifest desselben vom 10. Oct. 1793, nach welchem blofs die dem Orden zum Grundgesetz gemachte unverbrüchliche Neutralität ihn vom activen, unmittelbaren Krieg mit Frankreich zurückhielt; 2) *zwey Verträge zwischen Rufsland und dem Orden*, welche noch *vor der französischen Besitznehmung* theils zur Ratification gebracht, theils völlig redigirt waren, und von welchen der eine die Erhaltung des polnischen Grofspriorats für den Orden unter Russischem Schutz, der andere aber die neue Stiftung einer Niederlassung von Malteserrittern *griechischer* Religion in Rufsland betrifft, durch die vermittelst einer jährlichen Summe von 200,000 Rubeln 84 Comthuren für russisch - griechische Edelleute fundirt wurden, deren Competenten entweder auf den Flotten des Ordens *oder in den russischen Armeen gegen die Ungläubigen* ihre vier gewöhnliche Caravanen zu machen haben sollten. Diese Actenstücke machen die mächtige Protection, welche der Orden sogleich nach Eroberung der Insel bey dem russischen Kaiser gefunden hat, völlig erklärbar, da schon hier der Kaiser sich *Beschützer* des Malteserordens nennt, die Einrichtungen desselben, als solche, welche das Gefühl der Ehre und die Liebe zum Ruhm vorzüglich einflösen, ganz besonders zu schätzen versichert, und diese Gesinnungen sehr werkthätig beweist. Ob die Schwierigkeit, Malteser-Ritter von der griechischen Kirche zu haben, schon vor der französischen Besitznehmung ganz gehoben war, wird in so fern zweifelhaft, als der zweyte Vertrag hier noch nicht Unterzeichnungen hat. — Aufser diesen Actenstücken finden sich hier die Befehle, durch welche sowohl der Anfang der Expedition als die Maltesische Besitznehmung regulirt worden ist, in extenso. Auch daraus wird mancher kleinere Zug dem Geschichtsforscher, welcher den Geist solcher Unternehmungen zu beurtheilen strebt, denkwürdig auffallen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Zürich*, b. Orell und Füfsli: *Ueber ein Wort, das Franz I. von den Folgen der Reformation gesagt haben soll.* Eine historische Untersuchung, von *J. G. Müller* Prof. zu Schaffhausen. 1800. 52 S. gr. 8. Diese kleine aber sehr inhaltsreiche Schrift ist ein Anhang zum *siebenten Briefe über die Wissenschaften* (Zürich 1798) worin der Vf. den Ausspruch Franz I. „dafs die Neuerung der Reformation auf nichts an„ders abziele, als auf den Umsturz der göttlichen und mensch„lichen Monarchie" historisch zu widerlegen sucht. Er zeigt ganz richtig, dafs die gute Sache der Reformation sich wohl vertheidigen lasse, wenn man nur die Grundsätze derselben, worin gar kein Umsturz der Monarchie liegt, von den Zufälligkeiten, welche leidenschaftliche oder fanatische Menschen mit der Religion in Verbindung setzten, gehörig absondert. Die Bauernunruhen zur Zeit der Reformation hingen so wenig mit der Religionsverbesserung zusammen, als die Schwärmereyen der Wiedertäufer mit den Grundsätzen der Reformatoren, die sich eben so wenig für inspirirt hielten, als sie an den Chiliasmus auf Erden glaubten. Jene Bauernunruhen waren durch wirklichen oder vermeynten Druck motivirt, und es wurde blofs eine Scene allgemeiner erneuert, die man schon vielfach in einzelnen Gegenden vor dem Anfange der Reformation wahrgenommen hatte. (Alles dieses ist auch schon in *Plank's* Reformationsgeschichte bemerkt, und es wundert den Rec., dafs Hr. *M.* sich nicht darauf bezogen hat.) Eben so waren die Unruhen, welche Grofsbritannien zerrütteten, nicht eigentlich von der Religion veranlafst, wenn sie gleich die Maske wurde, wohinter man politische und andere Absichten versteckte. Diefs ist auch psychologisch gar nicht zu verwundern, denn der menschlichen Unart ist nichts zu ehrwürdig, um es nicht allenfalls zu schlechten Absichten zu gebrauchen. Aus jenen Zerrüttungen gieng *Sidney's Essay on civil Government* hervor, worin eine Staatsverfassung theoretisch ausgesponnen wurde, deren Ausführung man leider in unsern Tagen versuchte, und dadurch die ganze gebildete Welt in Verwirrung setzte. Von England gieng ferner der Deismus aus, wenn gleich vielleicht der erste Stoff dazu in der Freydenkerey Italiens, wohin die englischen Grofsen so fleifsig reisten, zu suchen ist, fand seine berühmten Apostel bald auch in Frankreich und untergrub überall den Glauben an die Offenbarung des Christenthums, wodurch ein grofses Unheil gestiftet wurde. (Dieses wäre noch immer nicht so nachtheilig gewesen, wenn man nur nicht die moralische Religion des Christenthums zugleich mit untergraben hätte. Allein eine traurige Verwechselung des Cultus mit der Religion selbst that der guten Sache den gröfsten Schaden!) — Doch „Irrthum vergeht, die Wuth des Fanatismus „verzehrt sich selber, die Heucheley wird enthüllt, aber Wah„heit bleibt. Durch Kämpfe und blutige Erschütterungen ring „sich die Menschheit zu neuer Entwickelung, zu einer reinen „Erkenntnifs der Wahrheit hindurch in unserm — oder we „dieser zu einer neuen Barbarey verdammt seyn sollte — g „wifs in einem andern Welttheile!" Dieses Urtheil unte schreibt Rec. von Herzen; denn es ist das Resultat eines un fangenen philosophischen Zuschauers der Weltbegebenheit Weil nun aber Hr. *M.* die Quellen von den religiösen Ersch nungen der Zeit, die nicht in Deutschland liegen, sehr rich bezeichnet hat: so mufste es dem Rec. doppelt auffallen, deutschen Theologen ganz unerwartet mit hinein gezogen zu hen. S. 49. „Die würdigsten Theologen Deutschlands setzten „den neuern Zeiten dieses ruhmwürdige Werk der Remonstr „ten fort. Eine von ihnen ausgegangene Parthey, *die man „besten theologische Revolutionärs nennt*, glaubt indessen, es „noch nichts geschehen, so lange vom altchristlichen Glau „noch eine Spur übrig bleibe." u. s. w. Rec. bedauert, ein so guten historischen Schriftsteller, als der Vf. ist, in den historischen Ton eines *Barruel* und *Robison* versinken zu hen, und mufs zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit hin zufügen, dafs man eine solche theologische Parthey in Deutsch land selbst nicht kennt, welche es verdiente, mit einem so häfsigen Namen gebrandmarkt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 6. Februar 1801.

GESCHICHTE.

Angeblich zu LONDON, b. le Bouffonnier: *Précis historique de la vie et du pontificat de Pie VI.* par M. *Blanchard*, Bachelier de Sorbonne et Curé de Saint-Hippolyte, Diocèse de Lisieux. („Pontife révéré, Souverain magnanime, Noble et touchant spectacle, et du monde et du ciel, Il honore à la fois, par sa vertu sublime, le malheur, la vieillesse, et le trône et l'autel." Par M. l'Abbé Delille.) 1800. 298 S. gr. 12. (12 gr.)

Schon Titel und Verfasser dieser Schrift kündigen eine Lobrede auf *Pius VI.* an; sie ist aber auch zugleich eine eifrige Schutzschrift für ihn wider die Lebensgeschichte desselben, welche im J. 1799 unter der Aufschrift: *Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. et son Pontificat, etc.* zu Paris in zwey Bänden erschienen ist, und von welcher bereits eine deutsche Uebersetzung (Pius VI. und sein Pontificat, etc. mit Anmerkungen des Uebersetzers, Hn. D. *Meyers* zu Hamburg, nebst einem Nachtrage von Fragmenten, Hamburg, 1800. 8.) in jedermanns Händen sich befindet. Hr. *Bl.* gesteht, dass sein Freund, an den er hier eine Reihe von Briefen richtet, den Vf. jenes Buchs für unterrichtet und gemäfsigt, mithin für glaubwürdig halte; warnt ihn aber desto mehr, auf seiner Hut zu seyn, wenn *ein Schriftsteller, der sich ausdrücklich für einen Philosophen ausgiebt*, das Leben eines durch seine Tugenden und seine Religion ausgezeichneten Mannes beschreibt. „Er will vielmehr zeigen, dass dieser Papst über alle unsere Lobsprüche, und über alles unser Bedauern erhaben sey;" dem Biographen aber wirft er Unwissenheit in den ersten Begriffen der Moral, und seinem Werke lauter Unordnung, Verwirrung, beständige Widersprüche und einen Umsturz aller Grundsätze vor. Wir haben es in der deutschen Uebersetzung gelesen, und finden freylich, dass es nicht ganz unpartheyisch geschrieben ist; sich öfters zu merklich auf französische Seite neigt; nicht selten einen witzig spöttischen Ton annimmt, der in der neuesten Geschichtschreibung so sehr gefällt, und einige andere kleinere Flecken hat. Sowohl, wenn ja die Zeit schon gekommen seyn sollte, (woran wir doch zweifeln,) da eine möglichst treue, billige und von Leidenschaften freye Biographie *Pius VI.* geschrieben werden kann: so macht diese mehr Anspruch an solche Eigenschaften, als jede andere. Unser Baccalaureus der Sorbonne hingegen ist ein kläglicher Panegyrist, dem Abwechselung von Lob und Tadel für klarer Widerspruch gilt, und der sich selbst am besten, durch folgende Stelle im Eingange zu dem Leben des Papstes (S. 25. fq.) charakterisirt hat: „*Die neuere Philosophie*, welche lange Zeit im Dunkeln verborgen gelegen hatte, hob bereits damals, als er auf den päpstlichen Thron gesetzt wurde, ihr Haupt etwas empor. Um jene gewaltsamen Umkehrungen zu versuchen, welche Europa erschreckt haben, bewaffnete sie, unter dem scheinbaren Vorwande, nützliche und erwünschte Reformationen vorzunehmen, fast alle katholischen Mächte wider ihn. — Dieser grosse Papst hat das ihm anvertrauete geheiligte Gut des Glaubens und der Kirchenzucht, ohne einige Verfälschung, wider alle Anstrengungen *dieser unruhigen und zum Aufruhr geneigten Philosophie*, welche, um sich zu rächen, seine weltliche Macht niedergestürzt hat," u. s. w. Eben diesen Gesang, das den emigrirten Priestern, so wie der ganzen curialistischen Parthey, so eigene Klaglied wider die Philosophie, stimmt der Vf. in der Folge immer von neuem an, wenn er Angriffe auf die Macht des Papstes und seines Clerus zu erzählen hat. So schreibt er S. 191. „*Die Unternehmungen, welche die Philosophie den Fürsten gegen das Christenthum angegeben hatte*, waren nur ein schwacher Versuch von dem Plan, welchen sie entworfen hatte. *Die Philosophen setzten sich nichts Geringeres vor, als alle Altäre von Europa, und sogar in der ganzen Welt, umzustürzen*," u. s. w. Mehr wird man von dem Vf. nicht zu wissen verlangen, um den Geist seiner Lebensbeschreibung zu beurtheilen. Wie bekannt er mit der Geschichte unserer Zeiten sey, kann die Stelle S. 239. zeigen, wo er versichert, *die Fürsten von der Coalition* gegen Frankreich hätten *nicht die Absicht gehabt, dem Könige von Frankreich wieder auf den Thron zu verhelfen; sondern sich zu vergrössern, und eines Theils der Provinzen seines Reichs zu bemächtigen.* Dass der Vf. die schändlich unwürdige Art, mit welcher *Pius VI.* von den Franzosen behandelt worden ist, freyer und richtiger abgeschildert hat, als es in jenen Mémoires geschehen ist, leidet keinen Zweifel; aber das wusste man schon längst aus andern Nachrichten.

LEIPZIG, in d. Wolf. Buchh.: *Allgemeine Geschichte der berühmtesten Königreiche und Freystaaten in und ausserhalb Europa. Dritte Abtheilung. Die Schweiz. Erstes Bändchen.* 1800. 18 Bog. 12. (12 gr.)

Auswahl der Begebenheiten, und Richtigkeit der Erzählung im Ganzen, ist die lobenswürdige Eigenschaft auch dieses Bändchens; ja wir haben es in dieser Hinsicht fast mit noch mehrerer Zufriedenheit gelesen,

lefen, als die vorigen. Nur die Befchreibung der deutfchen Regierungsform S. 81. u. f. enthält manchen Irrthum; das Lob, das S. 386. dem deutfchen Könige Adolf gegeben wird, verdient er nicht, und fo könnte man noch einige andere kleine Fehler anführen. Aber der gröfste Tadel trifft noch immer die Schreibart, in der man nicht allein alle Suevismen wieder findet, welche wir in den vorigen Theilen getadelt haben, fondern die auch noch eben fo weitfchweifig, ekelhaft wortreich, gefucht, und der Erzählung unangemeffen ift, wie ehemals. So liefet man hier, ferners, weit (bey weitem) wenigft (zum wenigften), zwoen, fonderheitlich, fo faft (fo fehr) jener (derjenige, der) u. a. m. S. 17. „Er fagte — er werde es fchlechterdings nicht angehen laffen;“ ift ganz undeutfch; der Satz: „An der Spitze des Herz. von Schwaben, Welfs aus Bayern, und Berchtold aus Zähringen hielten die Mifsvergnügten wiederholte Zufammenkünfte;“ ift, fo wie es da fteht, ohne Sinn, wenn man gleich wohl fieht, was der Vf. fagen will. „Ungeduldige Sehnfucht,“ hat man wohl nach einem entfernten Gegenftande, oder nach einer fchwer zu erhaltenden Sache. Der Vf. lafst aber K. Albrecht Soldaten „mit ungeduldiger Sehnfucht nach Sieg,“ gegen das erfchrockene Zürch anrücken. Er verwirft Wörter, die den Sinn auf das befte ausdrücken, und die ihm völlig zur Hand liegen, und wählt anftatt derfelben andere, die das nicht fagen, was er andeuten will. Anftatt S. 408. zu fagen: „Nachdem Albrecht bereits fo viele Oerter Helvetiens unter feine Herrfchaft vereinigt hatte, erwachte in ihm der *Verdrufs*, dafs mitten unter ihnen die drey Waldftädte frey waren; fagt er: erwachte in ihm *der Aerger*. Die Verfchiedenheit beider Wörter ift doch hinlänglich bekannt. Die Erzählung mit Gleichniffen aufzuputzen, möchten wir dem Vf. nicht ferner rathen. Der Verfuch dazu S. 144. ift gar zu fehr mifslungen. Noch einmal, eine fehlerlofe, gefällige Schreibart, ift eine unerläfsliche Bedingung für Verfaffer hiftorifcher Bücher, die für die grofse Lefewelt gefchrieben find. Man verzeiht ihnen eher Fehler gegen die hiftorifche Wahrheit, wenn fie nicht zu wefentlich find, als einen mifsfälligen Vortrag.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZITTAU und LEIPZIG, b. Schöps: *Allgemeine Beyträge zur Beförderung des Ackerbaues, der Künfte, Manufacturen und Gewerbe.* Herausgegeben von *J. G. Geifsler. Erfter Theil.* 1800. 130 S. 8. m. 7 Kpfr. (12 gr.)

Die lobenswürdige Abficht des Vfs. ift: alle Erfindungen, die zur Vervollkommnung des Ackerbaues, der Künfte, Handwerker, Manufacturen und mehrerer Gewerbe des bürgerlichen Lebens abzwecken, zu fammeln, und fie nach und nach dem Publicum vorzulegen. Ein folches Unternehmen verdient allen Dank, da Induftrie und Kunftfleifs in den Gewerben einen entfchiedenen Einflufs auf Völker- und Länderglück haben. Diefer erfte Theil enthält nachftehende Abhandlungen: 1) *J. G. Praffe Flachsfpinnrad mit fortrückender Spule.* Es foll dadurch nicht nur die Arbeit befchleunigt, fondern auch der Faden regelmäfsiger aufgewickelt werden. In wie fern diefe Vortheile mit den Koften einer ziemlich componirten und daher theuern Mafchine im Verhältnifs bleiben, kann Rec. nicht entfcheiden. 2) *T. Hayes, über die Gefahr, fich in Milchhäufern der Gefäfse von Bley, Kupfer oder Meffing zu bedienen.* H. zeigt, dafs man zwar dann, wenn man metallene Gefäfse zur Aufbewahrung der Milch nimmt, mehr Rahm, folglich auch mehr Butter erhalte, als wenn man irdene oder hölzerne wählt, allein dafs man doch Gefahr laufe, den Rahm entweder mit Bleyzucker oder Grünfpan zu vergiften. Hierin hat *H.* allerdings Recht, ja die Gefahr wird defto gröfser, je höher die Temperatur, folglich je mehr die Milch zum Sauerwerden geneigt ift. In Deutfchland hat man indeffen diefe Vergiftung fo leicht nicht zu befürchten, da man fich der gläfernen Gefäfse bedienen kann, die koftbaren metallenen hingegen bey uns wohl fo leicht nicht eingeführt werden möchten. Die Ausdünftungen eines Milchhaufes entftehen, wie *H.* ganz richtig darthut, von einer Säure. 3) *Desmond's Verfahren, alle Arten von Häuten und Leder zu gerben, desgleichen verfchiedene vegetabilifche und animalifche Subftanzen, als Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide, Haar, Wolle, etc. fo wie die Materialien, die davon gemacht werden, dichter und im Waffer weniger verderblich zu machen.* Diefe, auf richtige chemifche Grundfätze gebaute Abhandlung kann Rec. mit Ueberzeugung als lehrreich empfehlen. 4) *Hooper's Verfahren, aus Abgänglingen von Leder, ein Leder zur Bekleidung der Kutfchen, etc. zu verfertigen, desgleichen um allerhand Gefäfse, Formen und andere Verzierungen in Zimmern zu machen; ferner zum Einbinden der Bücher, und zu Verfertigung verfchiedener Arten von Papier.* Die Abgänge werden in eine Mafchine gebracht, der Unrath wird fortgefpült und die Maffe mit Waffer fo lange bearbeitet, bis, unter einem Zufatz von Kalkmilch, ein feiner Teig daraus geworden. Sodann wird fie in Formen gefchüttet, und, um alle Wäfferigkeit fortzufchaffen, ftark geprefst. Bey dem Leder, welches zum Einbinden der Bücher beftimmt ift, bleibt die Kalkmilch weg. Um Papier daraus zu erhalten, verfetzt man die Abgänge mit dem vierten Theil von alten Schiffsfeilen, abgängigem Hanfe und etwas feinem Theer. Diefs giebt ein braunes Papier. Ein feineres erhält man, wenn man zu der Breymaffe drey Viertheil und mehr Lumpen hinzufetzt, und dann alles, wie bey der gewöhnlichen Papierfabrication, behandelt. Bey der gegenwärtigen ftarken Confumtion und zunehmenden Theuerung des Papiers, verdient diefer Vorfchlag allerdings Aufmerkfamkeit. 5) *Glenny's Esq. Verfahren, aus der Holzafche eine gröfsere Menge Potafche zu erhalten, als gewöhnlich.* Die Afche, welche von dem Verbrennen des Holzes entfteht, mufs vorher im Ofen zu feinem Pulver calcinirt, und dann, wie gewöhnlich, behandelt

den. 6) *Verfahren, dem Theriac seinen unangenehmen Geschmack zu benehmen, und ihn zu verschiedenen Absichten anstatt des Zuckers anwendbar zu machen.* Ein Theil Theriac, *ein* Theil Wasser, und ¾ Theil guter Kohle unter einander gemischt; diese Mischung wird eine halbe Stunde gekocht, filtrirt und sodann der Theriac bis zur Syrupsdicke eingedickt. Bey diesem Verfahren erhält man fast eben so viel Syrup, als Theriac verwendet worden. 7) *Tatin's Zusammensetzung eines Wassers zur Vertilgung der Raupen, Ameisen und anderer Insecten.* Es werden 1¼ Pfund schwarze Seife, 1¼ Pfund Schwefelblumen, und 2 Pfund Erdschwamm von irgend einer Art mit 15 Gallonen Wasser vorschriftsmäsig behandelt, und mit diesem Wasser die Gegenstände besprengt. Raupen, Käfer, Wanzen, Blattläuse und mehrere andere Insectenarten werden, durch eine einzige Injection mit diesem Wasser getödtet. Rec. findet diess Mittel zweckmäsig, und glaubt, seine Wirkung bestehe in dem entwickelten Schwefelwasserstoffgas. 8) *Fourcroy über den Einfluss der Lebensluft auf die Färbung vegetabilischer Substanzen, und über eine neue Zubereitung fester Farben zum Malen.* Rec. kann wohl voraussetzen, dass diese Abhandlung sich schon in den Händen aller derer befindet, für welche dieser Theil der technologischen Chemie Interesse hat. S. 61. steht Schaale statt Scheele. Die braunen, rothen und violetten Farben der Vegetabilien werden dadurch fixirt, dass man sie mit einer gewissen Menge Sauerstoff vermittelst der (oxygenirten) Salzsäure anschwängert. 9) *Valeys horizontales Butterfass.* Ist zu componirt. 10) *J. A. Chaptal's Bemerkungen über die Wirkung der Mordenten beym Rothfärben der Baumwolle.* Dass Hr. G. als verständlicher Uebersetzer dieser Abhandlung das französische Wort *Mordent* beybehalten, und nicht lieber den bessern und verständlichern deutschen Ausdruck *Beitze* gewählt? das mag er verantworten. Uebrigens ist dieser Aufsatz, der auch schon dem Schererschen Journal einverleibt worden, unstreitig einer der vorzüglichsten in seiner Art. C. zeigt, dass man [illegible] ungeheurer Menge von Beitzen, die man vormals brauchte, um die Färberröthe auf Baumwolle [illegible] tragen, entübrigt seyn könne. Man gebraucht [illegible] 1) *Oel*, worin die Baumwolle getränkt wird, [illegible] die Farbe anzunehmen. Um das Oel gleichförmig zu vertheilen, setzt man demselben Natron, oder, [illegible] die Dienste leistet, und nicht so kostbar ist, [illegible] zu. In der richtigen Menge des Oels und des *Kali* liegt das ganze Geheimniss. 2) *Galläpfel;* diekönnen durch kein adstringirendes Princip ersetzt werden. Die Gallung muss heiss, und so schnell wie möglich, geschehen, und darauf schnell getrocknet werden. Hiedurch wird das Oel auf dem Zeuge befestigt, indem die entstandene Seife zersetzt wird. 3) *Alaun.* Er erhöhet das Roth der Färberröthe, und durch die Verbindung der Thonerde mit der Baumwolle wird die Haltbarkeit vermehrt. Nun erst wird das Roth aufgetragen. 11) *Guyton's Versuche über die Mittel, die Farben zu verbessern, deren man sich zum Malen bedient.* Wegen der grossen Reichhaltigkeit ist dieser Aufsatz eines Auszuges nicht fähig, er muss ganz gelesen werden. — Rec. glaubte dem ersten Bande dieses nützlichen Buchs eine ausführlichere Anzeige schuldig zu seyn, um Liebhaber auf die hier abgehandelten Gegenstände aufmerksam zu machen.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Sammlung von gesellschaftlichen Gartenspielen und ländlichen Vergnügungen, die mit Leibesbewegung verbunden, Personen, deren Beruf ist, viel zu sitzen, vorzüglich zu empfehlen, und dem Hufelandischen System, die Gesundheit durch Bewegung und frohen Muth zu erhalten, ganz angemessen sind.* Herausgegeben von *Joh. Gottfr. Grohmann,* Professor zu Leipzig, mit XII. Kupfern. 7 Bog. Text. gr. 4.

So weitläuftig dieser Titel ist, und so augenscheinlich manches darauf steht, was eben nicht darauf zu stehen brauchte, so giebt doch der Herausgeber ihm im Vorbericht noch eine beträchtliche Erweiterung. Er versichert nämlich: dass in diese Sammlung alle Spiele aufgenommen werden sollten, „*die im Freyen gespielt werden können* (!) *oder müssen, so viel deren ihm bekannt würden, sie möchten nun aus diesem oder jenem Land und Zeitalter seyn.*" Wenn diess dem Herausgeber und der Verlagshandlung ein Ernst ist und bleibt; wenn sie sich gehörig überdacht haben, wie vielerley Spiele im Freyen gespielt werden *können*, wenn sie alle diejenigen aufnehmen wollen, die auch in andern Ländern, unter andern Klimaten gespielt werden; ja, wenn sie es sogar auf die Spiele schon vergangner Epochen ausdehnen — wahrlich, dann ist dieser erste Heft der Anfang eines fast unübersehbaren Werkes; dann dürften wenigstens einige tausend Blätter nöthig seyn, das Ganze zu umfassen.

Doch wahrscheinlich wird das gar bald sich abändern. Der Entwurf überhaupt wird entweder seiner Weitschichtigkeit halben aufgegeben oder bloss auf eine Auswahl beschränkt werden; und um so mehr wäre es zu wünschen, dass man dieselbe — schon jetzt getroffen, und nicht so nachsichtig Kinder- Volks- und Gesellschafts-Spiele zusammen vermischt hätte. — Wie kann man z. B. das *Strohmanns Spiel* Nr. XII. womit die Mädchen in Madrit auf der Gasse im Karneval sich belustigen, hieher ziehen? Warum musste das *Sacklaufen* Nr. XI., das freylich in England zuweilen ein Vergnügen der niedrigsten Volksclasse ausmacht, hier erst weitläuftig beschrieben und abkonterfeit werden? Wie sollte wohl, dem Versprechen auf dem Titel zu folge, das *Hahnschlagen* Nr. IV. zur Gesundheit etwas beytragen? Bewegung ist freylich dabey, aber gewiss nicht von der Art, wie das Hufelandische System sie begehrt. — Am Ende erhielten wir nicht nur alle Kampfspiele und Tänze alter Völker, sondern auch aus unsern Zeiten Schnellkäulchen und Kräuseldrehen hier in Kupfer gestochen; denn Spiele in freyer Luft sind es allerdings. Nur wenn der Herausgeber die Sache ein wenig schwerer sich macht; wenn er bloss solche Spiele aufnimmt, die angenehm, nützlich, auch wohl

wohl aus andern Ländern auf unsere Heimath zu verpflanzen sind, nur dann dürfte sein Vorhaben Unterstützung finden, und Dank verdienen.

Die Kupfer, von verschiedenen Künstlern gezeichnet und gestochen, sind auch von sehr verschiedenem Gehalt. Ein paarmal sind Fehler der Unachtsamkeit eingeschlichen. Dahin gehört die ungeheuere Grösse des Strohmanns Nr. XII. die zwar der Herausgeber selbst rügt, die aber durch das Widrige des Anblicks beynahe eine Abänderung der ganzen Platte verdient hätte; dahin auch Nr. IX. der Verstoss, dass jeder der zwey Spielenden fünf Kegel vor sich hat, da ja die Ungleichheit der Kegel den Anfang des Spiels bestimmen soll. — Ausser den Spielen sind auf den Kupfertafeln immer noch kleine Lusthäuser, Kabinetter, Lauben, chinesische Glockenthürmchen u. s. w. angebracht. Eine Idee, die an sich selbst recht gut und löblich zu nennen ist, weil der Zeichner hierdurch Gelegenheit erhielt, kleine allerdings brauchbare Garten-Parthieen anzugeben. Nur hätte einigemal die Wahl passender getroffen werden können. So z. B. sehn wir nicht recht ein, wie sich zum *Hahnschlagen*, von welchem der Vf. selbst sagt: „dass es wohl schwerlich ein Spiel für „Menschen von der gebildeten Classe, sondern ein „Fest fürs Landvolk gegeben seyn dürfte," — der chinesische Sonnenschirm schickt; und der Ziehbrunnen Nr. III. bey der *sehenden Blindekuh* nimmt sich zwar malerisch genug aus; schickt sich aber schlecht zu dem vornehmen Häuflein, das sich mit dieser Kurzweil erlustigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) Ohne Druckort: *Erklärung einiger Individuen des Ritter- und Adelstandes in Bayern auf das Circular-Schreiben der landschaftlichen Verordnung von 16. May, die Einberufung eines Landtags betreffend.* 1800. 48 S. 8.

2) *Nur ein Landtag kann Bayerns Selbstständigkeit und Glück für die Zukunft gründen.* Ein ernstliches Wort an die landschaftliche Verordnung, ein wohlmeynender Rath an die Stände, und eine dringende Bitte an den Fürsten. 1800. 85 S. 8.

Die Stände des Herzogthums Bayern hatten von Alters her einen wichtigen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, und behaupteten sogar, dass ohne ihre Beystimmung kein Kammergut veräussert, kein Bündniss eingegangen, kein Krieg unternommen, kein Friede geschlossen werden dürfe. Die ständischen Angelegenheiten wurden auf gewöhnlichen Landtägen verhandelt. Zu Ende eines solches Landtags bestimmte man die Zeit, da die Stände sich wieder versammlen sollten, und wählte einen Ausschuss (Landschaftliche Verordnung betittelt) welcher in der Zwischenzeit ihre Gerechtsame und Geschäfte zu beobachten hatte. So wurden auch auf dem letzten Landtage im Jahre 1669. landschaftliche Verordnete auf 9 Jahre bestellt. Allein nach Ablauf dieser 9 Jahre, und bis auf diese Stunde, wurde kein neuer Landtag gehalten; der bestellte Ausschuss setzte sein Geschäft (*ex praesumto mandato*) fort, und ergänzte durch eigene Wahl die Zahl der abgehenden Mitglieder. Derselbe fühlte jedoch selbst den Abgang einer gültigen Vollmacht, und die Nothwendigkeit eines allgemeinen Landtags, und gab solches seit dem Jahre 1794 mehrmalen zu erkennen. Nach dem Regierungsantritt des jetzigen Herrn Kurfürsten wurde derselbe durch mehrere Mitstände an die Erlöschung jener Vollmacht förmlich erinnert; und da hierzu noch die neuen Federungen der Regierung kamen, welche den Ständischen Ausschuss in die grösste Verlegenheit setzten: so erliess derselbe am 16 May dieses J. eine Zuschrift an seine sämmtlichen Committenten, worin er erklärte: dass er unter gegenwärtigen Umständen seine Function nicht fortsetzen könne, sondern auf die baldige Einberufung eines Landtags antragen müsse. Er verlangte hierüber, und auf die Frage: ob ihm nicht etwa eine Interimsvollmacht für dieses Jahr, oder bis zum Eintritt des Friedens, zu ertheilen wäre? — eine schriftliche Erklärung der Mitstände. Mehrere Mitglieder der Ritterschaft, ingleichen die Stadt Straubing und das Collegiatstift St. Martin zu Landshut stimmten auf die alsbaldige Zusammenberufung der Stände. Die letzte wollte jedoch, wegen des Kriegs, den Landtag auf die Wahl und Bevollmächtigung eines neuen Ausschusses zu den dringenden Geschäften einschränken. Die Universität zu Landshut hingegen wollte den Landtag erst nach dem Schluss eines allgemeinen Reichsfriedens eintreten lassen, immittelst aber dem dermaligen landschaftlichen Ausschuss eine neue Vollmacht ertheilen. Diese vierfache Erklärung, ingleichen das Circularschreiben des landschaftlichen Ausschusses, machen den Inhalt der mit Nr. 1. bemerkten Abhandlung aus, die übrigens mit vieler Mässigung geschrieben ist.

Der Vf. von Nr. 2. zweifelt, ob die Mitglieder des Ausschusses die Erfüllung ihres Begehrens ernstlich gewünscht, und die gehörigen Mittel dazu angewendet hätten? — Sie scheinen ihm den Zeitpunkt abgewartet zu haben, wo der Hof, wie sie gewusst hätten, gegen einen Landtag gestimmt gewesen. Und warum, fragt er, blieben sie noch versammelt, nachdem der Hof ihrem Begehren nicht nachgegeben hatte, da sie doch nach ihrem eigenen Geständniss, keine ausserordentlichen Beyträge mehr bewilligen konnten? Warum sagten sie ihren Committenten kein Wort? Warum erklärten sie diesen nicht, dass ihnen die gehörige Vollmacht mangele? — Er glaubt daher, dass seine ernstlichen Worte an die Verordneten auch gegenwärtig noch nicht überflüssig seyn werden. — Mit einem etwas unsanften Ton wirft er ihnen vor, dass sie ohne Vollmacht gehandelt hätten, dass daher ihr ganzes Geschäft null sey, und beweiset ihnen aus dem gemeinen Recht und dem bayrischen Landrecht, dass sie nicht nur ihre Principalen, sondern auch den dritten, mit welchem sie gehandelt, schadlos halten müssten. So weitläuftig werden die Einwendungen beantwortet, welche einige ungenannte Vertheidiger des gegenwärtigen Ausschusses gemacht hätten, um die stillschweigende Einwilligung der Stände, ingleichen den Nutzen darzuthun, welchen der Ausschuss durch seine patriotische Verwendung bey verschiedenen Vorfällen geleistet habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Februar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Rosenbusch's Wittwe: *Materialien zur Erregungstheorie.* Von D. L. H. C. *Niemeyer*, weiland praktischem Arzte in Hannover. Herausgegeben von D. *Georg Friedrich Mühry*, praktischem Arzte in Hannover. 1800. XVI u. 214 S. 8.

Unter den mancherley Schriften, welche durch die neuere Theorie der Heilkunde veranlasst worden sind, behauptet vorliegende eine der ausgezeichnetsten Stellen. Sie behandelt zwar nur wenige Gegenstände, aber sie ist darum doch reicher an Gehalt, als manche dickleibige Bände, die es mit nichts geringerm, als einem ganzen Systeme der Wissenschaft zu thun haben. Der Beytrag, den sie zur Aufklärung nicht bloss der Erregungstheorie, sondern der Heilkunde überhaupt, liefert, besteht zwar nicht in neuen Experimentaluntersuchungen und Entdeckungen, die Masse des Factischen wird durch sie nicht geradezu vermehrt, aber demungeachtet ist dieser Beytrag eben so reell, und überdiess von einer höhern Art; denn der Beobachtungen und Experimente haben wir bereits einen unermesslichen Ueberfluss, aber nicht jedem ist es gegeben, durch Zusammenstellung derselben Resultate, die für Wissenschaft und Kunst gleich wichtig sind, herauszubringen, und die rohe Masse zur ächten naturgemäsen Theorie hinaufzuläutern. Ein solches glückliches Talent besitzt der Vf. vorliegender Schrift; sie selbst ist der vollgültigste Beweis davon, und er hat durch sie einen eindringenden Scharfsinn, verbunden mit einer glücklichen Combinationsgabe, und denjenigen philosophischen Geist, den die Bearbeitung der Medicin erfodert, bewährt. Doch Rec. eilt zur Anzeige des Inhalts selbst, welcher der beste Beleg für sein Urtheil seyn wird.

Aus der Vorrede des Herausgebers erfahren wir, dass der Vf. seine praktische Laufbahn frühe durch den Tod geendigt hat. Rec. beklagt diess als einen wahren Verlust für die Heilkunde. Nach der vorliegenden Probe, und nach dem unermüdeten Eifer, mit welchem der Vf. die Theorie, der er huldigte, am Krankenbette zu bewähren suchte, wovon er zu frühe das Opfer wurde, durfte man sich noch die schönsten Früchte von ihm versprechen. Auch soll er ausser diesen Materialien zahlreiche und interessante Beobachtungen über den nützlichen Gebrauch des Opiums, in den verschiedenartigsten Krankheiten, hinterlassen haben, die für einen zweyten Band bestimmt waren, und zu deren Bekanntmachung der Herausgeber uns Hoffnung macht. Von den drey Abhandlungen, die diesen Band ausmachen, behandeln die zwey ersten einen verwandten Gegenstand unter verschiedenen Ansichten. Ihr Zweck ist zu beweisen, dass der Wille nicht, wie es bis jetzt die allgemeine Meynung der Aerzte von allen Secten und Theorieen gewesen war, als ein Reiz, sondern als eine den Reiz mindernde Potenz wirke, und dass er durch diese Verminderung alle Erscheinungen, die unmittelbar oder mittelbar von ihm abhängen, im Körper hervorbringe. 1. *Ueber die willkürliche Bewegung.* Die Theorie des Vfs. von derselben ist folgende: Auch ausser der Einwirkung des Willens haben die Muskeln einen bestimmten Grad der Erregung, eine Thätigkeit, die unter der Form von Zusammenziehung vor sich geht, die nur im Verhältniss der grössern Zusammenziehung, die durch den Willen veranlasst wird, Erschlaffung genannt werden kann. Warum diese ursprüngliche Zusammenziehung der Muskeln sich im gewöhnlichen Zustande nicht sehr merklich zeiget, davon ist der Grund in der Entgegenwirkung der Antagonisten zu suchen, wodurch die ursprünglichen Thätigkeiten der einzelnen Muskeln durch entgegengesetzte im Gleichgewichte erhalten werden. Bey Lähmung des Antagonisten offenbart sich daher diese in dem Muskel immer wirksame Kraft durch Zusammenziehung. Der Wille soll nun die Action der Muskeln durch Verminderung der Erregung in den Antagonisten hervorbringen, welche die stärkere Contraction der Muskeln, durch welche die beabsichtigte Bewegung ausgeführt werden soll, zur unmittelbaren Folge hat, eine Contraction, die keine vermehrte Erregung in den Muskeln anzeigt, sondern nur eine Aeusserung desselben Erregungszustandes auf eine andere Weise. Die Art, wie der Wille diese Erschlaffung in den Antagonisten hervorbringe, sey vielleicht eine Verminderung des Nerven-Einflusses in die Muskeln, der als ein habitueller Reiz auf dieselben wirke. Die vorzüglichsten Gründe, durch welche der Vf. diese Erklärungsart wahrscheinlich zu machen sucht, sind: 1) Die Zufälligkeit des Willens, sowohl seiner Stärke als Richtung nach, die sich mit den nothwendigen Gesetzen des Organismus nicht vertrage, wenn der Wille nach Art der Reize wirken solle, da hingegen diese Zufälligkeit, sobald man eine reizmindernde Einwirkung des Willens annehme, weniger im Wege stehe, weil der Erfahrung zufolge, die Verminderung der Erregung durch Entziehung von Reiz, ohne Nachtheil für den Organismus, bey weitem mannichfaltigerer Grade fähig sey, als die Vermehrung der Erregung durch Zusatz von Reiz. 2) Die Erschlaffung

fung gewiſſer Muskeln, z. B. des Schlieſsmuskels der Urinblaſe durch unmittelbaren Einfluſs des Willens, welche die Idee einer reizenden Wirkungsart auf andere Mukeln völlig ausſchlieſse, indem eine und dieſelbe Potenz auf nicht verſchiedene Organe keine entgegengeſetzte Wirkungsart haben könne. 3) Der Nichteinfluſs des Willens auf die ſogenannten unwillkürlichen Muskeln, die ſich von den willkürlichen vorzüglich durch ihren Mangel an Antagoniſten unterſcheiden. 4) Die Entſtehung von Krämpfen und Convulſionen nach Entziehung der allgemeinſten Reize, z. B. nach einem beträchtlichen Blutverluſte. 5) Der Nachtheil willkürlicher Bewegungen in den meiſten aſtheniſchen Krankheiten, die doch Reize, z. B. Opium, ſehr gut vertragen. 6) Endlich die ähnliche Wirkungsart des Willens in einer andern Wirkungsſphäre, in der des freyen Denkens, in welcher er offenbar eine beſchränkende Macht äuſsere. Die *zweyte* Abhandlung, *über den Schlaf*, enthält fernere Beweiſe für die reizmindernde aſtheniſche Wirkungsart des Willens, und eine darauf gebauete äuſserſt ſinnreiche Theorie des Schlafes. So wie die Muskeln, ſo muſs auch das Gehirn als ein in einem Zuſtande von ewig reger Bewegung befindliches Organ angeſehen werden. Dieſs beweiſet vornehmlich die Wahrnehmung unſers Auſsenverhältniſſes gegen die Sinnenwelt, welche uns die Reize kenntlich macht, von welchen jene Thätigkeiten des Gehirns urſprünglich geweckt und nachmals unterhalten werden. Dieſe Reize ſind die Sinneseindrücke, und die Erregungen der Gehirnthätigkeit ſelbſt. Ihnen entſprechen die ſinnlichen Vorſtellungen, und die Vorſtellungen der bewuſstſeynloſen reproductiven Einbildungskraſt, z. B. in der wachenden Träumerey, die ſich uns von ſelbſt aufdringen, und denen ähnliche Gehirnthätigkeiten entſprechen. Nie ſtehen aber dieſe Vorſtellungen und die Gehirnthätigkeiten einzeln da, jede muſs mit allem bisher vorgeſtellten in Verbindung ſtehen, durch dieſes beſtimmt werden, denn nur ſo kann man das Erinnerungsvermögen erklären. Keiner unſerer Vorſtellungen kann daher nur eine einzelne Gehirnthätigkeit, ſondern ihr muſs mit den geſammten mitverbundenen Vorſtellungen die geſammte Hirnthätigkeit entſprechen. Wir ſind uns aber dieſer mitverbundenen Vorſtellungen nur nach vorhergegangenen Willensanſtrengungen bewuſst. Auſser dieſem Einfluſſe des Willens ſtehen ſie in einem gewiſſen Gleichgewichte, und können wechſelſeitig durch entgegengeſetzte, gleichſam gebunden, nicht zum Bewuſstſeyn gelangen. Durch den Willen muſs dieſes Gleichgewicht der Gehirnthätigkeiten, das freylich nur ein relatives iſt (weſswegen uns dann auch diejenigen Vorſtellungen, die ſich uns aufdringen, zum Theil als einzelne und beſtimmte erſcheinen können), wirklich aufgehoben werden, wenn hervorſtechende, zum Bewuſstſeyn gelangende, Actionen entſtehen ſollen, und dieſs kann nur dadurch geſchehen, daſs einzelne Theile des Gehirns mehr oder weniger erregt werden, als andere ihnen entgegenſtehende. Die Aufhebung des Gleichgewichts kann im Wachen nie aufhören, da wir in demſelben nie aufhören, nach Innen oder nach Auſsen zu handeln. Da der Wille nicht als Reiz wirkt: ſo muſs die Aufhebung des Gleichgewichts auf directer Aſthenie gewiſſer Theile beruhen. Dieſe Reizminderung und die davon abhängige directe Aſthenie entſteht zwar urſprünglich nur in einzelnen Theilen; aber ſie muſs ſich doch immer mehr über das ganze Gehirn verbreiten, nach einem bekannten Geſetze der Verbreitung des Zuſtandes der Erregung einzelner Theile über das ganze Syſtem. Ferner muſs dieſe Reizminderung, da von einer beſtimmten Summe von Reizen die Rede iſt, nothwendig eine Gränze haben. Hat ſie daher einen gewiſſen Grad erreicht: ſo muſs ſie ohne Nachtheil und ohne das Gefühl von Schwierigkeit nicht weiter fortgeſetzt werden können; und es muſs daher das Bedürfniſs eines nachfolgenden Zuſtandes entſtehen, in welchem die freye Einwirkung der natürlichen Reize die angehäufte Erregbarkeit, die während des Wachens eintrat, auf den Mittelgrad zurück führt. Der Schlaf iſt daher, in Vergleichung mit dem Wachen, ein Zuſtand von vermehrter Erregung, und am beſten kann man den Charakter von beiden dadurch beſtimmen, daſs jener auf directe Vermehrung, dieſes auf directe Verminderung der Gehirnthätigkeit ausgehe. Im Schlafe treten neue Reize hinzu, deren freye Wirkung durch den Willen nun nicht mehr beſchränkt wird. Dieſe Reize ſind theils Sinneseindrücke, theils ſind ſie organiſche allgemeine Reize, theils ſind ſie die Erregungen des Gehirns ſelbſt, welche, wenn ſie nur einmal den geringſten Grad von Verſtärkung gewonnen haben, eine unerſchöpfliche Quelle von neuer Reizmehrung werden. Zu dieſen letzten gehören nun ganz vorzüglich die äuſserſt merkwürdigen Phänomene im Schlafe, die Träume, die ſich leicht erklären laſſen, wenn man annimmt, daſs im Gehirne beſtändig Thätigkeiten rege ſind, die durch den Willen nur beſchränkt werden. Dieſe Beſchränkung hört im Schlafe auf, das Spiel der Organe wird wieder frey, und gewinnt allmälich immer mehr an innerer Stärke. Daher ſind unſere Träume gegen Morgen am lebhafteſten, daher ſind unſere Traumbilder überhaupt lebhafter, und wechſeln ſchneller a[ls] unſere Vorſtellungen während des Wachens, dah[er] ſind wir ſo ſelten im Stande, uns des Zuſammenhang[s] unſerer Träume wieder zu erinnern, da ſie nur vo[n] dem freyen Spiele der Organe, und nicht von d[er] Beſchränkung durch den Willen, d. h. von uns ſel[bſt] abhängen. Hat der Schlaf ſeine gehörige Zeit f[ort]gedauert: ſo entſteht ein Gefühl des Mangels, ein [Be]dürfniſs, das den Willen wieder zu neuen Aeuſs[erun]gen veranlaſst, und den Schlaf aufhebet; im Sc[hlafe] nimmt nämlich die Erregung zu, und es droht [in]directe Schwäche, es muſs alſo, um dieſem vorz[u]beugen, ein Zuſtand erfolgen, durch welchen das z[u] ſehr angewachſene Incitament wieder verminde[rt] wird, ein Bedürfniſs, welchem die Wirkungsart de[s] Willens während des Erwachens vollkommen ent[]ſpricht. Mit dieſer Theorie des Schlafes ſtimmen nu[n] eine Menge von Erſcheinungen ſehr gut überein, z. B.

die

die so häufige Erregung des Schlafes durch Entziehung oder Verminderung der Reize, welche die Gehirnthätigkeit unterhalten, z. B. durch Dunkelheit, Stille etc., das Verhältniss des Schlafes zum Wachen in den verschiedenen Lebensaltern, der häufige Schlaf im kindlichen Alter, das sich offenbar durch directe Schwäche auszeichnet, gegen welche der Schlaf gleichsam ein heilsames Gegenmittel durch Vermehrung der Erregung ist, der ebenfalls häufigere Schlaf im Greisenalter, in welchem er ein Lebenserhaltungsmittel ist, indem dasselbe eines Zuwachses von Reiz bedarf, und bey einer Reizentziehung, wie die durch den Willen um so schneller verglimmen würde, die Erscheinungen, die sich während des Schlafes im übrigen Organismus zeigen, und die auf vermehrte Erregung hindeuten, der kritische Schlaf in Nervenfiebern und andern Krankheiten von gröster directer Schwäche. Gegen diese ganze Theorie liessen sich nun allerdings erhebliche Einwendungen beybringen, für welche hier aber nicht der rechte Ort ist; nur muss Rec. die allgemeine Bemerkung machen, dass der Vf. überall die sogenannte Erregungstheorie als eine sichere feste Grundlage, auf welche er seine Argumente baut, behandelt, wogegen man erinnern kann, dass manche Sätze von dieser selbst noch sehr im Streite liegen. Die *dritte* Abhandlung, *über den Ersatz der Erregbarkeit*, ist weniger wichtig. Der Vf. sucht darzuthun, dass alle die für den Ersatz der Erregbarkeit gebrauchten Gründe, keine vollgültigen Beweise dafür seyen. Die Deutung, welche der Vf. den Erscheinungen, auf welche sich jene Behauptung *gründet*, zu geben versucht, scheint Rec. zum Theil so gekünstelt und hypothetisch, dass die Erklärungsart, welche der Vf. in Anspruch nimmt, doch immer ein grosses Uebergewicht von Wahrscheinlichkeit behält. Zeigt nicht jede Action im menschlichen Körper offenbar, dass das erregbare Organ durch jede Erregung selbst verändert, und nach der Erregung früher oder später in seinen vorigen Zustand wieder hergestellt wird? Muss diess der Vf. nicht selbst zugeben, [illegible] alle Erscheinungen, welche auf den Ersatz der Erregbarkeit gedeutet werden, durch Veränderungen, welche der Reiz durch seine Einwirkung erleide, erklärt, da eine solche Veränderung des Reizes sich gar nicht ohne eine zugleich mit erfolgende Veränderung [illegible] erregbaren Organs, mit welchem der Reiz in Wechselwirkung stehet, denken läfst. Und was ist Veränderung des Organes anders, als Veränderung der Erregbarkeit, die ja in objectiver Rücksicht nichts anders, als das Organ selbst nach seiner ganzen Form und Mischung ist. Wenn also durch Erregung die Erregbarkeit verändert, und nach einiger [illegible] das Organ in seinen vorigen Zustand wiederhergestellt wird: so muss auch die Erregbarkeit [illegible]der hergestellt worden seyn. Der Vf. meynt, [illegible] man auch einen Ersatz der Erregbarkeit annehmen wolle: so könne doch derselbe der Verminderung nicht gleich seyn, weil man sonst nie dahin gelangt seyn würde, über die Verminderung der Erregbarkeit durch die Einwirkung der erregenden Potenzen auch nur eine Erfahrung zu machen, indem mit dem Aufhören der Erregung auch die Herstellung der Erregbarkeit gegeben seyn würde. Läfst es sich denn aber nicht denken, und bestätigt es nicht die Erfahrung, dass zum vollkommenen Ersatze der Erregbarkeit einige Zeit nöthig ist, und dass eben darum eine zu schnell wiederholte Application des Reizes eine geringere Erregung als die erste hervorbringt? Endlich möchte Rec. dem Vf. nicht zugeben, dass die Frage nach dem Ersatze der Erregbarkeit für die Erregungstheorie, welche eine bloss praktische Tendenz hat, und haben muss, kein wahres Interesse habe; denn offenbar wird der Heilplan, der gegenwärtig in der Erregungstheorie auf Bestimmung des richtigen Verhältnisses der Reize zur Erregbarkeit bloss durch Einwirkung auf die Reize hinzielet, dadurch eine Erweiterung erhalten, dass man auch auf eine unmittelbare Einwirkung auf die Erregbarkeit ohne das Medium der Erregung bedacht ist.

Amsterdam, b. Elwe, und Wesel, in Comm. b. Röder: *Anatomische Kupfertafeln des B. Eustachius nebst derselben Erklärungen.* Verfertigt unter der Aufsicht von *A. Bonn.* Aus dem Holländischen von *J. C. Krauss*, Dr. zu Amsterdam. 1800. XX u. 224 S. Text. 8. und 47 Foliotafeln. (9 Rthlr.)

So anerkannt gross auch *Eustachs* Verdienste um die Zergliederungskunde sind: so könnte es doch ein sehr überflüssiges Unternehmen scheinen, seine Tafeln aufs neue stechen zu lassen, da jetzt die Kunst der Nachbildung viel weiter gediehen ist, wovon wir auch durch die schönsten anatomischen Werke eines *Albin*, *Haller*, *Vicq d'Azyr* u. a. hinlängliche Beweise erhalten haben. Aber diese und andere Werke sind sehr kostbar, und begreifen auch nicht alle Theile der Anatomie. *Loders* anatomisches Kupferwerk wird, ungeachtet seiner Gemeinnützigkeit, dennoch für sehr viele Leute zu kostbar seyn, welche Anatomie erlernen müssen. Wenn man diess in Erwägung zieht: so kann die Herausgabe des vorliegenden Werks schon weniger befremdend seyn. Der deutsche Herausgeber sagt in der Vorrede, dass er so oft den Mangel an Abbildungen anatomischer Gegenstände gefühlt habe, wenn er das in den anatomischen Vorlesungen Gesagte zu Hause wiederholen wollte, und wir glauben ihm gern, dass die Vorstellung solcher Gegenstände nach blossen Beschreibungen, ihm unendliche, und oft doch fruchtlose, Mühe machte. Da der berühmte Bonn nun *Eustachs* Tafeln des Nachstichs und einer eigenen Erklärung gewürdigt hatte, welche 1798 in holländischer Sprache erschien: so glaubte der Uebersetzer vorzüglich deutschen Wundärzten durch die Uebersetzung jener Erklärung, und durch neue Abdrücke der von Bonn besorgten, wo es nöthig war, wieder retouchirten Tafeln, nützlich werden zu können, und Rec. glaubt, dass diess allerdings der Fall seyn werde. Eustachs Tafeln sind im Ganzen doch genau, und selbst hin und wieder nicht ohne Schönheit; der Verleger liefert dieselben hier ziemlich wohlfeil,

feil, so dass jeder Wundarzt sie anschaffen kann, wenn er sonst Lust hat, irgend etwas an seine Kunst zu wenden; und wenn auch hie und da die Abbildung keine ganz genaue und deutliche Vorstellung des Gegenstandes giebt: so ist sie doch besser, als blosse Beschreibung, und bessere Muster in dieser Art konnte der Herausgeber bey der beabsichtigten Wohlfeilheit wohl nicht finden. Was die Uebersetzung des Textes betrifft: so ist dieser freylich nicht in der reinsten und gebildetetsten Schreibart gegeben; der Uebersetzer ist aber auch bescheiden genug, deswegen um Nachsicht zu bitten, welche, da er sechzehn Jahr in Holland gelebt hat, ihm wohl gestattet werden mag. Die Erklärungen der Kupfer nach genauer Bezifferung sind dadurch recht brauchbar gemacht worden, dass der Uebersetzer, so viel möglich, *Sömmerings* deutsche Namengebung angewandt hat; ausser, wo er sich nach Eustachs damals noch nicht ganz berichtigten Kenntnissen bequemen musste. So sind die Hirnnervenpaare noch nach der ältern Zählung aufgeführt: in diesem Falle hätte der Uebersetzer wohl der Deutlichkeit unbeschadet, die neue Zählung anwenden, und den Gehörs- und Gesichtsnerven als besondere Nervenpaare anführen können u. s. w. Neuere Entdeckungen hätten wohl für den angegebenen Preis in einigen neuen Tafeln nachgeliefert werden können, z. B. eine Uebersicht der vorzüglichsten Saugadern, wodurch das Ganze an wünschenswerther Vollständigkeit gewonnen haben würde.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Saint Clair und Stephanie, oder das unbewohnte Eiland*, aus dem Englischen des Parlaments-Redner *Sheridan*. 1801. 282 S. 8. m. 1 Kupf.

Wenn anders dieser Roman im Original von dem berühmten Sheridan, dem Vf. der Lästerschule und furchtbaren Gegner des fast allmächtigen Pitts herstammt, — woran doch Rec. noch sehr zweifelt, da es der Sheridans unter den englischen Schriftstellern mehrere giebt: — so muss er nothwendig eine seiner jugendlichen und flüchtigsten Arbeiten seyn; denn sowohl die Erfindung als die Ausführung des Werks hat äusserst wenig Verdienst.

Schon die Art, wie St. Clair auf das Eiland kommt, ist höchst unwahrscheinlich. Ein Schiffscapitain, — der ihn bereits als seinen zukünftigen Schwiegersohn betrachtet, — setzt ihn, während dass ein Fieberparoxismus ihm das Bewusstseyn raubt, auf einer wüsten Insel aus; versieht ihn fast bis zum Uebermaass, mit allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten; entschuldigt sich in einem zurück gelassenen Briefe mit dem Zwange, den ihm sein Schiffsvolk aus Furcht der Ansteckung auferlegt habe; verspricht baldige Wiederkehr; und — verschwindet nun auf immer aus der Geschichte. Wie schlecht ist diess erfunden! Wie unwahrscheinlich ist diese gezwungene That des Capitains! Und wie weit unwahrscheinlicher noch die Genesung eines in solchen Umständen Preisgegebenen! — Der Sturm wirft nachher ein schönes todtscheinendes Mädchen ans Ufer, das durch seine Sorgfalt ins Leben zurückkehrt. Dass zwischen ihm und ihr eine Liebe sich anspinnt, ist freylich sehr natürlich, oder vielmehr so nothwendig, dass der Vf. in diesem Punkte eher zu zögernd als zu schnell fortschreitet. Aber dass nachher, als sie ihm eine Tochter geboren, und sich, einige Jahre darauf zum zweytenmal schwanger fühlt — dass dann beide nicht nur ganz gewiss schon wissen, ihr künftiges Kind werde ein Knabe seyn, werde seine Schwester heirathen, werde die Insel bevölkern; sondern dass der Vater nun bereits das Gesetzbuch dieses so vielfach embryonischen Volks schon zu entwerfen beginnt, und (S. 195.) sogar schon seine Bücher verbrennt, seine eisernen Geräthschaften vernichtet, seinen Kahn zerstört, *damit das künftige Geschlecht nicht die schädlichen Metalle kennen lerne, und mit der übrigen Welt in Verbindung trete* — das ist doch ungeheuer weit getriebene Thorheit! St. Clair kennt den Robinson, hat dessen Lebensbeschreibung mit auf dem Eiland. Aber wie höchst dürftig sticht seine Thätigkeit gegen jene ab; wie unbedeutend sind — bis auf den Tod seiner Gattin — alle die Begebenheiten, die ihm zustossen! Wie uninteressant die Charaktere, die aufgeführt werden! Ein paar Beschreibungen von der Höle und dem Wasserfall dienen offenbar bloss zur Erweiterung. Auch der Schluss ist höchst unbefriedigend. Kurz! Deutschlands Romanen-Literatur hat an dieser Verdolmetschung wenig oder gar keine Bereicherung erhalten. — Das Kupfer stellt St. Clairen vor, wie er Stephanien bewusstlos am Strande findet und aufhebt. Warum ein Körper, von welchem der Vf. ziemlich geziert sagt: „Ein junges Frauenzimmer, schön wie die „Lieblinge der Gottheit, lag hingestreckt auf dem „Sande; selbst die Wellen schienen auch nach ihrem „Tode ihrer Blösse mit Ehrfurcht begegnet zu haben, „indem sie (!!) Meerpflanzen über sie gespühlt hatten" — warum dieser als der Körper einer *Negerin* vorgestellt ist, können wir durchaus nicht begreifen.

* * *

Leipzig, b. Baumgärtner: *Predigerarbeiten*, *M. G. H. Schatter*. 3tes Bändch. 287 S. 8. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 279.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Februar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Eusebia*. Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke*. *Dritten Bandes drittes und viertes Stück*. 1800. S. 325 bis 645. 8. (1 Rthlr.)

Drittes Stück. XIII. *Was muss, bey aller Verschiedenheit der Bestimmung einzelner Lehren der Religion, der höchste Zweck des Predigers seyn, auf den er immer zurückkomme, den er in jeder Predigt bis zu Ende vermerken lasse, und gleichsam fest halte, so dass er, ohne streng orthodox zu seyn, doch gewiss nie der Heterodoxie werde beschuldiget werden können?* Diese Frage ist im neuen Magazin für Prediger, welches Hr. D. Teller in Berlin herausgiebt, zur Beantwortung aufgestellt worden. B. 1. St. 1. S. 38. Der Vf. dieser Abhandlung sucht sie zu beantworten. Er findet diesen *höchsten Zweck* für alle Fälle, „in einer solchen Darstellung der Wahrheit, durch die sich nach fester Ueberzeugung des Geistes das Herz des Zuhörers erweckt fühlt, für die Tugend freywillig sich zu erklären, und ihr bis zur Aufopferung alles andern treu zu seyn. Praktisches Interesse, gegründet auf eine Vernunfterkenntnisse, könnte man vielleicht kürzer sagen." — Ganz gut. Aber wie hat es der Prediger anzufangen, dass er der Heterodoxie nicht beschuldiget werde? Er wird doch die Unterscheidungslehren des Christenthums nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können, ohne sich schon durch dieses Verschweigen mancher Lehren der Heterodoxie verdächtig zu machen. Wie hat hat er sich in dieser Rücksicht zu benehmen? Dieser Punkt hätte wohl erörtert werden sollen, um die aufgegebene Frage befriedigend zu beantworten. XIV. *Ueber die Vorzüge angeordneter Texte vor selbst gewählten. Ein homiletischer Versuch von Z.* Unter angeordneten, oder bestimmten, Texten versteht der Vf. nicht bloss die gewöhnlichen Evangelien und Episteln, sondern Texte, welche den Predigern von den Consistorien vorgeschrieben worden, über die sie im künftigen Jahr ihre Vorträge halten sollen, wie z. B. in der Schleswig-Holsteinischen neuen Agende Texte auf 6 Jahre vorgeschrieben sind. Unter die Vortheile dieser Einrichtung rechnet der Vf. mit Recht, dass sie ein dienliches Mittel wider die Trägheit derer seyn kann, die, wenn sie jährlich über dieselben Texte zu predigen haben, ihre Zuhörer mit einigen, wohl gar nur mit einem Jahrgange von Predigten abfertigen. — Richtig! Eben deswegen kann Rec. nicht mit der Meynung derer übereinstimmen, welche die gewöhnlichen Perikopen immer beybehalten wissen wollen, ohne dem Prediger die allergeringste Abwechselung zu erlauben. XV. *Versuch einer Beantwortung der Fragen: Ist es rathsam, Kinder frühzeitig mit den Aelternpflichten bekannt zu machen, und wann und wie dürfte diess am füglichsten geschehen?* Kinder sollen allerdings mit diesen Pflichten bekannt gemacht werden; aber nur erst alsdann, wenn sie dem Schulunterricht entzogen werden, und zur Wahl einer Lebensart schreiten sollen. Es werden auch Regeln empfohlen, welche der Lehrer beym Unterricht über diesen Gegenstand zu befolgen hat. XVI. *Anreden und Gebete bey der Taufe eines Kindes gebildeter Aeltern, das von seinen würdigen Aeltern selbst und zweyen seiner nahen Verwandtinnen zur Taufe gebracht wurde; wie auch bey der gleich auf die Taufhandlung folgenden Einsegnung der Wöchnerin gesprochen v. F. L. v. Kalm*, Past. zu Betmar und Sierse im Braunschw. XVII. *Rede bey einer Trauung, von J. F. W. Koch*, Prediger in Magdeburg. Beide gut und zweckmäfsig. XVIII. *Predigttexte auf Fest- Sonn- und Feyertage, in einem zwiefachen Jahrgange für die Kirchen in der Reichsstadt Heilbronn.* Die Prediger in Heilbronn hatten schon seit einiger Zeit die freye Wahl, entweder über die alten Perikopen, oder über selbst gewählte Schriftstellen, zu predigen. Das letzte geschah am häufigsten. Hierauf wurde diese Einrichtung getroffen, welche Nachahmung verdient. XIX. *Ueber Monogamie, Polygamie, Concubinat und Kirchenbusse*, von *Joh. Friedr. Telge*. Der Vf. hat es vornehmlich mit Hn. *Ritter* zu thun, dessen sonderbare Einfälle hier ausführlich geprüft und widerlegt werden. An sich ist es freylich nicht der Mühe werth, Zeit und Mühe mit der Bestreitung solcher Hypothesen zu verderben, die sich selbst widerlegen. Für manche Leser möchte jedoch diese Arbeit nicht überflüsig seyn. Es kann manchen befremden, dass auch *Kant* die *Erzeugung* und *Erziehung* der Kinder nicht zum Wesen des Ehevertrags rechnet; diess geschieht aber bloss in *rechtlicher*, nicht in moralischer Hinsicht. XX. *Gesänge zur Feyer des Confirmationsfestes.* Der Vf. ist der Inspector des Ev. Luth. Ministeriums im Herzogthum Cleve, und Prediger zu Dinslacken, Hr. *Nebe*. Sie verdienen als Muster einer würdigen und rührenden Anstellung eines Confirmationsfestes empfolen zu werden. XXI. *Zur Taufe des Erstgebornen eines Amtsgenossen im Predigtamte.* Am 6ten May 1799. Kurz und gut. XXII. *Ueber Jesum den Christ oder seinen göttlichen Charakter*, von *E. L. Krüger*, Prediger zu Steinhöfel in der Uckermark. Diese Abhandlung verstattet keinen Auszug, ist aber lesenswürdig.

Viertes Stück. XXIII. *Ueber die Mittel, die Moralität eines Volks zu begründen, eine in Frankreich jetzt aufgegebene und auswärts beherzigte Preisfrage* 1800. Das Christenthum in seiner Lauterkeit würde Moralität am sichersten begründen. Diess wird in dieser Abhandlung schön und gründlich gezeigt. XIV. *Vermischte Bemerkungen bey Gelesenem*, von *Johannes Tobler*, Archidiakon in Zürich. Rec. hat diese Bemerkungen mit Vergnügen gelesen. Ein Veteran, wie der ehrliche, selbstdenkende Tobler ist, wird bey den neuen Schriften, die er gelesen hat, immer eines und das andere bemerken, was er seinen Zeitgenossen zur Beherzigung empfehlen kann. XV. *Fragmente aus dem Antwortschreiben eines Landpredigers an seinen Freund über Schulsachen und Confirmation.* Der Vf. überführt seinen Freund, dass er mit Unrecht einer übertriebenen Strenge, in Rücksicht auf den Schulgang seiner Gemeindekinder beschuldiget werde, und berichtet ihm, was er für eine Form bey der Confirmation der Katechumenen halte. Die Einrichtung der Confirmation ist zweckmäsig und erbaulich. XV. *Versuch eines Trauungsgebets*, von *Joh. Friedr. Telge*, Pastor zum Büttel. Es wird oft von gebildeten Personen verlangt, dass die Trauung möglichst kurz gehalten werde. Sie verbitten sehr jede Trauungsrede, und wollen, dass man das kürzeste Formular gebrauchen soll. Hierdurch wurde Hr. T. bewogen, dieses Gebet zu entwerfen, in welchem allen Eheleuten zu beherzigende Punkte vorgetragen sind, die sonst im Formulare stehen müssen. Wir würden lieber eine kurze Anrede wählen, und mit einem Gebete schliessen. Es scheint nicht schicklich zu seyn, persönliche Umstände und Pflichten der Eheleute in die Form eines an den Allwissenden gerichteten Gebets einzukleiden, und vielleicht würde eine kurze Anrede von dem nämlichen Inhalt weit mehr Eindruck machen, als ein so langes Gebet. — Die Veränderung der so genannten *consecrirten* Formeln, des Segens, Vater Unsers etc. wird übrigens in einer Anmerkung mit guten Gründen vertheidiget. XVI. *Worin soll die Thätigkeit der Prediger bestehen, und wie kann man dieselbe befördern?* Von *Christian Dassel*, Prediger zu Schloss Rücklingen bey Hannover. Nach einer kurzen historischen Uebersicht einiger gewöhnlichen Beschäftigungen unter Predigern wird der Begriff derjenigen Thätigkeit, welche der Bestimmung des Predigers am meisten angemessen zu seyn scheint, aus dem Brgriff des Predigers selbst hergeleitet, und dann werden Mittel vorgeschlagen, durch welche sich die Thätigkeit der Prediger dürfte befördern lassen. In eine ausführliche Beurtheilung dieses Aufsatzes können wir uns nicht einlassen. Der Vf. bekennet zuletzt selbst, dass die Ideen desselben nicht durchgehends neu sind, dass einige von ihnen einen angehenden, noch jungen, Prediger verrathen, und dass ihre Ausführung nur unter gewissen Umständen möglich ist. Nur einen Punkt wollen wir kürzlich berühren. Der Vf. ist der Meynung, die Landwirthschaft hindere den Prediger, die gehörige Thätigkeit in seinem Amte zu beweisen. „Wer vom Morgen bis zum Abend sich mit ökonomischen Angelegenheiten persönlich beschäftigen, und an vieles selbst Hand mit anlegen muss (heisst es S. 536.), für den ist ein systematisches Studium der Wissenschaften, wo nicht ganz unmöglich, wenigstens sehr schwer." Freylich! aber sollte denn der Prediger genöthiget seyn, bey einer noch so grosen Landwirthschaft, selbst Hand anzulegen? Ist es nicht genug, wenn er nur gute Aufsicht führt? Und diess kann ihn doch am Studieren nicht hindern, wenn er seine Zeit einzutheilen weiss. Nur muss die Frau die Landwirthschaft verstehen, und sich gerne damit beschäftigen. Allenfalls können ja, wie der Vf. nachher selbst anräth, die Ländereyen bis auf einige Morgen verpachtet werden. Aber die Verwandlung der liegenden Gründe in baares Geld und Victualien ist schlechterdings nicht anzurathen und zu wünschen, weil die *Pretia rerum* so sehr veränderlich sind. In einem gewissen Lande war wirklich die Realisirung dieses Vorschlags vor einigen Jahren im Werke, und es sollte jeder Prediger 500 fl. rhn. jährliche Besoldung an Gelde bekommen. Aber wie weit würde ein Mann, der eine zahlreiche Familie hätte, in diesen theuern Zeiten damit kommen? XVII. *Unter welchen Umständen kann ein Prediger einem Menschen, der ihm auf seinem Sterbebette bekennt, dass er einen Diebstahl, einen Ehebruch, einen Mord, einen Meineid begangen habe, das heilige Abendmahl reichen?* Eine Synodalfrage. Sie ist so beantwortet, wie sie Rec. in seinen Pastoralvorlesungen immer beantwortet hat. XVIII. *Gesetzt, es würde Jemand zu einer verwilderten Gemeinde berufen, was hat er alsdann zu thun?* Synodalfrage. Die Beantwortung enthält zwar manches Gute, sie ist aber doch zu kurz ausgefallen. Es wäre noch viel mehr darüber zu sagen. XIX. *Ausschreiben des Consistoriums in Hannover an alle General- und Special-Superintendenten, Stadt-Ministerien, Stifter und Klöster, Veränderungen der liturgischen Formulare betreffend.* Das Consistorium hat bisher Anstand genommen, eine neue Kirchen-Agende zu verfassen, weil die *allgemeine* Einführung in den Kirchen noch nicht überall genugsam vorbereitet seyn dürfte. Inzwischen werden den Predigern nützliche und zweckmäsige Veränderungen beym Gebrauch der alten liturgischen Formeln unter gewissen Einschränkungen verstattet. Es bleibt ihnen auch unbenommen, dass sie, vorzüglich vor einem gebildetern Auditorio, und bey Verrichtung eines oder andern *Actus ministerialis* in Häusern, auch wohl anderer liturgischen Formulare, die im Wesentlichen dasselbe enthalten, was die in der K. O. befindlichen Formulare ausdrücklich beachtet und absichtlich bemerkt wissen wollen, desgleichen einiger in den neuesten Zeiten öffentlich eingeführten Kirchen-Agenden, wie z. B. die Kurpfälzische, die Schleswig-Holsteinische sind, wie auch einiger von bekannten und geschätzten Gottesgelehrten, z. B. dem weyl. Generalsuper. Pratje zu Stade, dem Geh. Kirchenrath Seiler zu Erlangen veranstalteten Privatsammlungen von liturgischen Aufsätzen, sich bedienen." Vortrefflich! Möchten doch alle Consistorien diesem rühmlichen

lichen Beyspiel nachfolgen! Ueberall fühlt man das Bedürfniss verbesserter Liturgieen, und manche Prediger, welchen wahre Erbauung am Herzen liegt, wagen es auch wohl, sich besserer Formulare zu bedienen, oder auffallende Stellen in den alten wegzulassen, oder zu verändern. Darüber führen aber manche Superintendenten oder Collegen bittere Klagen, die sie auch wohl an Consistorien gelangen lassen, woraus allerhand Verwirrungen entstehen. Es wäre daher sehr zu wünschen, dass diesem Unheil durch solche Ausschreiben, wie dieses Hannöverische ist, gesteuert würde. Es ist traurig, dass manche Superintendenten den Schaden Josephs so wenig beherzigen, und wahre Erbauung zu hindern suchen, anstatt dass sie zur Beförderung derselben alles mögliche beytragen sollten. XX. *Rede bey der Hausconfirmation eines jungen Frauenzimmers von Stande*, von J. W. G. Wolff, Domprediger in Braunschweig. Nach unserer Einsicht gut, nur etwas zu lang! XXI. *Ueber gutartige Hierarchie*, von Johannes Tobler, Archidiak. in Zürich. Ein Paradoxon, welches man selbst lesen muss, um die Tendenz desselben zu verstehen! Das Resultat ist: „Beide Stände, (der geistliche und weltliche), haben die gröste Zeit, zu erkennen, was ihre interessirte Feindschaften und Freundschaften für unbeschreiblichen Schaden angerichtet haben. Und biete dann jeder dem andern die Hand mit Treue. Wie in guter Ehe, bleibe es lebenslang unentschieden, wer den grösten Einfluss aufs Wohl der ganzen Haushaltung habe. Aber Jeder gehe dem andern mit Zutrauen entgegen. Traue man doch beiderseitig der Kraft der Religion und den zusammengesetzten volkliebenden Bemühungen. Jeder Fürst und Regent lasse sichs nicht genügen, hier und da ein Wort zu Gunsten der Kirchendiener fallen zu lassen, und um des Beyspiels Willen etliche Predigten zu hören; und das Abendmahl zu empfangen; sondern er nehme an allem Antheil, was bey Jungen und Alten die Lust und Liebe zur göttlichen Belehrung und zu frommer Ausübung des Sittlichschönen und Guten glaubhafter und eindrücklicher machen kann. — Und ihr Väter und Brüder im Kirchendienst! — Seyd eingedenk eurer guten Vorgänger im Amte bis an die Apostel hinauf. — So zusammenwirkend könnt ihr die Staats- und Kirchenverfassung unabgeändert lassen, oder mit [illegible] würdiger Männer sie ändern. Ihr werdet ein [illegible]mes, dankbares, edles Volk in kurzer Zeit er[illegible]." XXII. *Ueber das höchste und bestimmteste Ge[illegible] der religiösen Aufklärung, wenn sie aufhören soll, [illegible]lich zu seyn.* Der Vf. sagt ganz richtig: die *ne[gative]* Aufklärung (Einreissen und Schuttwegschaf[fen]), sey ohne die *positive* (Herbeyschaffung der neuen [Bau]materialien) mehr schädlich als nützlich. *Jene* [he]isst es ferner), hat man zeither am stärksten betrie[ben], und den Menschen war sie auch gröstentheils [wi]llkommen; diese aber ist noch nicht so ausgebreitet, als zu wünschen wäre, und es scheint, leider! [au]ch, als ob sie schweren Eingang fände, weil sie, [sta]tt des eingesehenen Falschen und Lächerlichen, [stat]t des verdrängten blinden Glaubens, *auf eigenes Thun und Handeln dringt.* — Aber wie weit soll nun die religiöse Aufklärung gehen? Des Vfs. Behauptung, als das *möglichste bestimmte Princip der religiösen Aufklärung* ist diese: *Statutarischer Kirchen- und rein moralischer Religionsglaube sind nicht einerley, jener kann mit allen seinen Gebräuchen aufgegeben werden, dieser aber ist ein Bedürfniss des Menschen.* Zu dem statutarischen Kirchenglauben rechnet er aber auch den Glauben an eine übernatürliche göttliche Offenbarung (ganz nach *Kants* Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft). Der *reinmoralische Religionsglaube* ist ein dringendes, ja das dringendste geistige Bedürfniss für uns. (Welcher von den neuern Theologen leugnet diess?). Können wir seiner eben so leicht, als des statutarischen Kirchenglaubens entbehren? fragt der Vf. „Was weiss doch dieser (fährt er fort) von einer moralischen Welt? (Die Bibel weiss also nichts davon?) spricht er nicht von einer im Argen und in Sünden liegenden Welt, in welcher der Fürst der Finsterniss herrscht? (*Quae, qualis, quanta?*). Woher nimmt er seine Beweise für das Daseyn Gottes und für die Gewissheit der Unsterblichkeit? Nimmt er sie nicht aus einer übernatürlichen Offenbarung, welche *für uns* unmöglich ist, und deren Ursprung von Gott er *entweder* ganz und gar nicht, *oder* höchstens durch Hülfe eines Zirkels beweisen kann? O wahrlich, *jener*, nicht *dieser*, ist der Anker unserer Glückseligkeitshoffnung, *jener*, nicht dieser, ist süsse Lebensquelle, *jener*, nicht dieser, ist *Todestrost.*" — Kein Wunder, dass der Vf. von der Offenbarung, die er mit dem Kirchenglauben (mit den kirchlichen Bestimmungen der alten Kirchenväter, der Synoden und der symbolischen Bücher für einerley hält), eine so schlimme Meynung hat. Denn der statutarische *Kirchenglaube* lehrt, wie er sagt, dass unsere eigne Sittlichkeit, welche ein unflätiges Kleid sey, durchaus nicht die formale Bedingung unserer Glückseligkeit seyn könne, sondern diese werde durch die gläubige Annahme und Ergreifung eines ganz fremden Verdienstes einzig und allein bewirkt, er stellt die Gottheit als zürnend und rächend vor etc. Sollte man doch denken, der Vf. habe, gleich seinem Führer Kant, keine einzige neue theologische Schrift gelesen, sondern seine ganze theologische Kenntniss aus alten Tröstern des 16ten Jahrhunderts geschöpft. Die Bibel (diess folgt aus seiner ganzen Abhandlung), soll antiquirt werden; keine gottesdienstlichen Ceremonien sollen mehr Statt finden, die er, wie es scheint, alle für geistlos und mechanisch erklärt. Nichts soll übrig bleiben, und zur Religion gerechnet werden, als *Achtung gegen die Vernunft und ihr Sittengesetz, moralisches Gefühl, gestärkt und erweitert durch den Glauben an eine moralische Welt, an Gott und Unsterblichkeit.* — So weit soll also die Aufklärung gehen, dass alle eigenthümliche Lehren des Christenthums (die doch, wenn sie richtig verstanden und vorgetragen werden, dem reinmoralischen Religionsglauben gewiss nicht entgegen sind, sondern ihn vielmehr unterstützen und beleben), als Schutt eines alten eingerissenen Gebäudes weggeschafft werden sollen. Werden sich das ge-

mei-

meine Bürger und Landleute gefallen lassen? Wohin werden unsere jungen Philosophen noch gerathen? Sie mögen doch erst die Welt besser kennen lernen, und sich auch ein wenig in den Schriften neuer Theologen umsehen; dann erst mögen sie es wagen, Vorschläge zu thun, wie religiöse Aufklärung nicht nur unschädlich, sondern auch nützlich gemacht werden könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Die Wirthschaft zu Apenflur.* 1801. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

An romantischen Ingredientien hat es der Vf. wahrlich nicht fehlen lassen! denn man findet hier eine alte feste Burg, deren ermordeter Besitzer, ein wollüstiger Abt, noch jetzt dem Volksglauben gemäss, seinen Umgang hält — einen Schwächling von Gutsbesitzer, der sein Vermögen durch ökonomische Versuche zersplittert — seine Schwester, eine reiche, ahnenstolze Wittwe, die alles regieren will, und sich immer beschwert, *dass ihre besten Absichten verkannt würden* — eine gezierte, stets im Ritter-Romanton sprechende Nichte — einen Menschenfeind, der auf jener alten Burg sich einmiethet, und herkommt, man weiss selbst nicht: woher? — seine engelschöne Tochter, die den Haupthelden, gleich beym ersten Anblick, während eines Hagelschauers, zum Sterben in sich verliebt macht — einen feurigen Jüngling, der seinen Aeltern durchgeht — Bösewichter, die unschuldige Mädchen verführen, und dann durch Abortus-Tränke tödten — Verleumder, die ihre besten Freunde um Gut und Leben bringen wollen — abgedankte, einbeinigte Hauptleute, die stets in Kriegsausdrücken sprechen, und trotz ihrer Gebrechlichkeit noch mit Freywerbersplanen umgehn — einfältige, sich doch gewaltig klug dünkende Bediente, ungerechte Gerichtsverwalter und ähnliche Charaktere mehr. Es fehlt eben so wenig an verliebten Kunstgriffen, an politischen Planen, an Irrthümern und Glückwechseln. Aber leider ist doch durch alles dieses noch kein guter, geschweige ein vorzüglicher Roman hervorgebracht worden. Das Bestreben des Vfs., gefühlvoll und witzig zu schreiben, ist auf jeder Seite sichtbar; aber die grosse Kunst, alle seine Materialien in passende Verbindung zu bringen, und bey dem Leser dadurch Täuschung, oder wenigstens Rührung zu bewirken, ist ihm noch ganz fremd. Kein Triebrad in seiner Maschine ist neu; man entsinnt sich immer sogleich, es schon *irgendwo* und grösstentheils *oft* benutzt gefunden zu haben. Der Jünglinge, die ihre nachmaligen Geliebten von einer Lebensgefahr retten — der Brüder, die von rascher Eifersucht für einen zweyten beglücktern Buhler gehalten werden, — der emigrirten Väter, die ihrer Güter verlustig, dem Menschenhass sich überlassen haben, giebt es nun schon so viele in unsern Romanen, dass sie bald eben so verrufen, wie in Gedichten die Reime: *Sonne, Wonne, Lust* und *Brust*, werden dürften. Wem sein Genius nicht bessere Erfahrungen oder Erfindungen darbeut, der vermehre doch nicht erst die ohnedem überzähligen Kohorten unserer sogenannten Unterhaltungsschriftsteller!

WIEN, ohne Angabe des Verlegers: *Sagen der ungarischen Vorzeit*, ein Gegenstück zu den Sagen der Vorzeit von Veit Weber. 1800. 112 S. 8. m. 1 Kupf. (10 gr.)

In dieser Sammlung sind zehn, auch auf dem gestochenen Titel einzeln angegebene Geschichten befindlich: 1) Mazarna oder die Wunderhöle; 2) der Drachenfürst; 3) der Erdgang zu Herrengrund; 4) die Wassernixe zu Trentschin; 5) das Schloss Theben; 6) der Räuberberg; 7) Theodor von Hatvan; 8) das tobende Gespenst zu Madar; 9) die kristallne Kette; 10) die Wassernixe zu Trestnick. — Kein Wörtchen Vorbericht sagt uns: ob diese Erzählungen wirkliche Landessagen oder nur Erfindungen sind. Doch sollten wir fast das erste, wenigstens grund- und theilweise glauben. Denn einige derselben unterscheiden sich merklich von einander, tragen so ziemlich das Gepräge eines *localen Volksglaubens*, und weichen im Gang der Ideen von den gewöhnlichen, am Schreibetisch ersonnenen Geistermährchen ab. Dahin rechnen wir den *Drachenfürst*, *Theodor von Hatvan*, die *Wassernixe zu Trestnick* und das *Schloss Theben*, — welches letzte wir überhaupt für das Beste in der ganzen Sammlung, zumal da es geisterlos ist, halten. Die Uebrigen mögen wenigstens manchen romantischen Zusatz bekommen haben, und ein paarmal stösst man auf Uebertragungen aus andern schon bekannten Wundergeschichten. Der Ton der Erzählung ist, wenn man hier und da einen falschen Provinzialausdruck wegnimmt, nicht unangenehm; aber die Orthographie und Interpunction ist so nachlässig, dass oft sogar das Verständniss im Lesen dadurch erschwert wird.

BUDISSIN u. LEIPZIG, in d. Arnoldschen Buchh.: *Beyträge zu Künstlerbiographieen*, gesammelt von *Christian Carl Oswald.* 1800. 196 S. 8. (12 gr.)

Eine Sammlung Anekdoten von Schauspielern, Musikanten, Poeten und bildenden Künstlern, aus Archenholz, Meusel, Volkmann und andern ausgezogen, unterhaltend zu lesen für diejenigen, die in der Literatur der Kunst Fremdlinge sind; wer aber mit derselben bekannt ist, wird kein grosses Vergnügen an diesem Werke finden, weil ohne verständige Wahl so viele anerkannt märchenhafte und unwahrscheinliche Geschichtchen darin aufgenommen worden, oft auch die Namen unrichtig geschrieben sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 9. Februar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Kiel, b. Mohr: *Einige Bemerkungen über den Begriff einer theologischen Encyklopädie*, nebst einer kurzen Anzeige des *Plans*, welchen der Vf. zu einem neuen Lehrbuch derselben sich entworfen hat. Von D. *Joh. Fr. Kleuker*, ord. Lehrer der Theol. auf d. Univ. Kiel. 1799. 27 S. 8.

2) Hamburg, b. Perthes: *Grundriss einer Encyklopädie der Theologie* oder *der christlichen Religionswissenschaft*. Erster Band. von D. *Joh. Fr. Kleuker etc.* 1800. LII. und 424 S. 8.

Der Vf. will unter dem Namen einer *theologischen Encyklopädie* nicht eine methodologische Einleitung in alle Theile der dem Theologen nöthigen Kenntnisse, sondern Abrisse dieser Kenntnisse selbst liefern. Niemand wird sich über den Namen streiten wollen, da er allerdings einen Unterricht nicht bloss von sondern auch in allem dem, was in dem κυκλος παιδειας eines Theologen liegen soll, sprachrichtig bezeichnen *kann*. Für die Sache selbst aber wäre es gewiss sehr nützlich, wenn ein Mann, welcher alle Fächer der theologischen Kenntnisse mit Gelehrsamkeit, consequentem Scharfsinn und partheylosem Wahrheitsliebe umfasst, alle Theile dieses grossen Ganzen, das längst von den meisten nur stückweise betrachtet, und vorzüglich auf Akademieen allzu sehr in dem gewöknlichen Lauf der Vorlesungen zerstückelt werden muss, zu einem vollständigen Ganzen in einander ordnen, eben dadurch also jedem Satz seine passende Stelle anweisen, allen Folgesätzen ihre höheren und höchsten Prämissen vorausschicken, die vielfachen Wiederholungen abschneiden, das nicht erweisliche verbannen, von andern wahren und unentbehrlichen Sätzen über den Sinn, in welchem sie zu beweisen sind, und die Beweise selbst ergänzen wollte, welche häufig deswegen fehlen, weil man bey Behandlung einzelner Theile dieses Ganzen behaupten kann oder anzunehmen pflegt, dass sie in einem andern Fach, wovon man jetzt nicht rede, bereits gegeben seyen. Von allen diesen Vortheilen eines wahrhaft systematischen, kürzeren Abrisses der gesammten Theologie finden wir in dem *Kleukerischen* Schema des Ganzen (theologische Wissenschaftskunde betitelt) und in diesem ersten Theil der Ausführung kaum eine Ahnung. In der Ausführung giebt diese Encyklopädie nichts als Compendia im verkürzten Maasstab, die eben so leicht einzeln erscheinen könnten, als sie hier in zwey Bände zusammengefasst werden sollen. Mehr die Heftlade des Buchbinders, als die innere Anlage macht sie zu einem Ganzen. Nicht die Auswahl des Wesentlichen, sondern das bloss tabellarische Andeuten der Materien, welches dem Lehrer beym Erklären destomehr Zeit wegnehmen müsste, macht sie kürzer. Eine planmässigere Ausführung kann man auch kaum erwarten. Gelehrsamkeit, in so fern sie mehr auf dem angehäuften als genau untersuchten Besitz vieler Kenntnisse beruht, auch Scharfsinn in einzelnen Bemerkungen, sind in dem Vf. unverkennbar. Statt der Proben eines unpartheyischen Untersuchungsgeistes aber werden wir sehr unangenehme Beyspiele leidenschaftlicher Polemik anführen müssen. Und was den zur Anordnung eines grossen Ganzen erfoderlichen logischen Scharfsinn, und die im einzelnen nothwendige Bestimmtheit in Gedanken und Ausdruck betrifft: so findet sich davon gerade das Gegentheil. Von der letzten fast in jedem Hauptsatz, in Hinsicht auf das zuerst genannte unentbehrlichste Talent des Encyklopädisten aber zeigt sich zwar der Vf. im Bestreben zu classificiren und zu numeriren unermüdet, erreicht aber nie das Ziel einer logisch wahren Anordnung, welche nichts willkürliches und zufälliges zulässt, vielmehr bey jedem Ganzen von Belehrung durch die Fragen, aus welcher Absicht und über welche Art von Gegenständen man die Belehrung zu geben für nöthig hält, zum voraus fest zu bestimmen ist.

Da der Vf. die gesammte Theologie in zwey mässigen Bänden abhandeln will: so müsste, wenn nicht Unvollständigkeit im Einzelnen entstehen soll, ihm nichts wichtiger scheinen, als Vermeidung aller Wiederholungen. Dennoch füllt er die 22 ersten Seiten mit einem sogenannten Inhaltsverzeichniss des ersten Bandes, worin er nichts als die Ueberschriften der Paragraphen eben dieses Bandes noch einmal abgedruckt giebt. Diese Wiederholung war um so überflüssiger, weil jede Seite des Werks (nach einer löblichen Einrichtung) eine fortlaufende Hinweisung auf den Inhalt in der Rubrik oben angiebt, auch bey jedem Paragraphen die Ueberschriften im Druck sich auszeichnen; noch mehr aber, weil sogleich das erste Fach, die theologische Wissenschaftskunde, ohnehin einen Abriss von dem Inhalt des ersten und zweyten Bandes liefern musste.

Das Ganze der christlichen Religionswissenschaft, welchen Ausdruck der Vf. mit Theologie identisch gebraucht, zerfällt ihm in vier Hauptstücke. 1) Die Wissenschaft des schriftlichen Erkenntnissgrundes in Ansehung seiner Gültigkeit und eigenthümlichen Inhalts („kritisch - exegetisch - apologetische Fundamental Theologie"). 2) Die Wissenschaft des allgemeinen

nen und befondern fyftematifch geordneten und gerechtfertigten Inhalts diefes Erkenntnifsgrundes, fo weit derfelbe die geoffenbarte Religion angeht, (die „fyftematifch - elenchtifche“ Theologie.) 3) Die Wiffenfchaft der Anwendung diefes Inhalts (die „anwendende oder applicative“ Theologie.) 4) Die Wiffenfchaft der Gefchichte diefer Anwendung (welcher kein befonderer Name beftimmt wird, da dem Vf. der Ausdruck historifche Theologie „etwas unfchicklich“ fcheint). Die beiden erften Fächer bearbeitet der erfte Band ausführlich. Unter der *anwendenden Theologie* verfteht nach S. 61. der Vf. 1) die *Lehrkunft*, oder die Kunft des gelehrtern, belehrendrührenden und des unterweifenden (katechetifchen) Vortrags, und dann 2) die *Ausübungskunft* oder die Kunft kirchlicher Anordnung und Verwaltung und die Paftoralklugheit, bey welcher Hr. *Kl.* den mit Recht veralteten Ausdruck *cura animarum*, einen Ausdruck, den nur diejenigen Paftoren, welche blofse Seelen (nicht Geifter) zu hüten haben, fich zueignen mögen, mit Nachdruck hervorzieht. Ift nun diefes angegebene der Inhalt der anwendenden Theologie, wie vermag ein logifcher Encyklopädift unter Nr. 4. in die „Gefchichte diefer Anwendung“ das heifst: in die Gefchichte des fyftematifchen, homiletifchen und katechetifchen Vortrags, der kirchlichen Verwaltungskunft, und der „*cura animarum*“ auch die Gefchichte vom Urfprung, Fortgang und der Ausbreitung der chriftlichen Religion, auch die Gefchichte der Dogmen, der Härefen (der fprachgelehrte Vf. fchreibt Härefien) der Symbolen oder öffentlichen Bekenntnifsfchriften fyftematifch einzufügen? Ift nicht Gefchichte des *Vortrags* d. h. der *Lehrart*, etwas ganz anderes, als Gefchichte des zu verfchiedenen Zeiten verfchiedentlich vorgetragenen *Inhalts* d. h. *der Lehren felbft?* Für Gefchichte der Dogmen, der moralifchreligiöfen Sätze, und der vom herrfchenden Syftem materiell verfchiedenen Meynungen von beiderley Art, auch für den Inhalt der Symbole, hat demnach Hr. *Kl.* trotz all feiner fcheinbaren Ordnung, keine logifch gerechtfertigte Stelle. Und gefetzt dafs man Dogmen - Härefen - und Symbolengefchichte, nebft der Gefchichte der Ascetik, der Hierarchie, und der „Seelenführung,“ wie der Vf. will, als Gefchichte der anwendenden Theologie annähme, was würde denn nun für die von ihm unter diefem Fach vorangeftellte „Gefchichte des Urfprungs, Fortgangs und der Ausbreitung des Chriftenthums“ übrig bleiben? Ift nicht für den Vf. einer Encyklopädie logifcher Ordnungsgeift die erfte Erfodernifs? Wie war es nur möglich, dafs dem Vf. das Chaotifche feines Plans fich fo fehr verbarg, da er felbft in der Ausführung des erften Bandes auf den gewöhnlichen und beffern Weg gekommen war. Nach feinem Entwurf (I. Bd. S. 195.) follen auf die Exegetik Bemerkungen über die Gefchichte der Auslegung und Auslegungskunft, „auf die Apologetik (S. 226.) Bemerkungen über die Gefchichte der chriftlichen Apologetik in den ältern, neuern und neuften Zeiten“ folgen. Bey der Gefchichte der Exegetik numerirt er fechs Epochen, von den Synagogen der Juden bis auf die „neuern und allerneuften Zeiten.“ Hier ift demnach einem Haupttheil von der Gefchichte der gelehrtern Lehrkunft feine Stelle (paffend) angewiefen. Wie kann nun die übrige Gefchichte der Lehrkunft ein befonderes Hauptftück der theologifchen Encyklopädie ausmachen? Rückt der Vf. nach der Exegetik die Gefchichte derfelben ein, warum fand er es nicht diefem (richtigen) Beyfpiel angemeffen, auch nach der Moraltheologie etc. die Gefchichte von dem Vortrag oder der Behandlungsart diefes Fachs u. f. w. folgen zu laffen? Darf man in logifcher Anordnung eines Ganzen bald dem einen, bald einem andern Eintheilungsgrund folgen?

Nichts finden wir richtiger, als dafs Hr. *Kl.* dem vierten Haupttheil feiner Theologie nicht den Namen hiftorifche Theologie geben will, ungeachtet er keinen andern dagegen angiebt. Allerdings ift diefs der wahre Name für die *ganze* hier aufgeftellte Theologie. Nach der Kleukerifchen Methode kann von Anfang bis zu Ende nur eine hiftorifche Theologie entftehen, deren Sätze, weil fie nirgends fonfther als aus der Hiftorie ihre Beweife erhalten follen, auch in einer folchen Behandlung nicht überzeugender feyn können, als die Hiftorie überhaupt ift. Aufrichtig fagt (S. 201.) der erfte Paragraph der *Apologie* des Chriftenthums: die *Göttlichkeit* des Chriftenthums beruht auf der Zuverläffigkeit der evangelifchen *Gefchichte. Beruht* die *Göttlichkeit* des Chriftenthums auf einer Gefchichte: fo beruht nicht blofs der *factifche* Theil der Religionskenntniffe eines Chriften, fondern die ganze Wiffenfchaft über die chriftliche Religion auf einer Gefchichte. Die ganze chriftliche Religionswiffenfchaft wird folglich eine gefchichtliche Sache. Man hat nichts als eine hiftorifche Ueberzeugung, eine *hiftorifche Theologie.* Bedächte man doch endlich allgemein, auf welcher Bafis nach diefer Weife die ganze Ueberzeugung von den Religionswahrheiten der Chriften gegründet werden foll. Sage man dem Einfältigften den Satz vom Reiche Gottes, auf welchen Hr. *Kl.* in feiner religiöfen Sittenlehre vieles (fehr richtig) zurückführt. Mache man ihm den Sinn klar und frage: ob er nicht denken müffe, dafs, wenn alle Menfchen in ihrer Gefinnung nichts, als was fie dem heiligen Willen der Gottheit gemäfs finden können, annehmen wollten, alsdann die ganze Menfchheit in Rechtfchaffenheit und wechfelfeitiger Beglückung mit einander leben würde? So bald er nur die Frage verfteht, wird er fie bejahen, weil er unmittelbar überzeugt ift. Und immer wird er davon ohne alle Umwege überzeugt feyn, weil er diefen Gedanken immer leicht aufs neue überdenken kann. Will man hingegen dem nämlichen Menfchen fagen: der Satz vom Reich Gottes, eben fo, wie zuvor, erklärt, foll dir, als Chriften, deswegen gewifs feyn, *weil* er ein Theil des Chriftenthums ift, und *weil* die Göttlichkeit alles deffen, was zu diefem Chriftenthum gehört, auf einer gewiffen Gefchichte beruht, in welche Umwege und Ungewifsheiten verwickelt man hierdurch feine Ueberzeugung! Nach

Hn.

Hn. Kl. Grundsätzen behauptet man gerne, die Gewissheit von Religionswahrheiten aus den Begriffen selbst (die philosophische Ueberzeugung) sey den meisten Menschen zu schwer, und daher die historische der leichtere, kürzere Weg. Wie viel schwerer aber ist, in Vergleichung mit der unmittelbaren Gewissheit des Satzes vom Reiche Gottes, die Aufgabe, dass jeder erst historisch überzeugt werden solle, jener Satz, in dem oder jenem Sinn, sey ein Theil des Christenthums! Um nicht nur den Satz, sondern auch den Sinn dieses Satzes, ohne welchen der Satz leer wäre, im N. T. mit Sicherheit zu finden, wie vielerley Kenntnisse und Bemühungen sind selbst für den nothwendig, welcher sich auch mit blossen Uebersetzungen des N. Ts. befriedigen lassen kann? Wie viel mehr für den, welcher aus Gründen gegen jede Uebersetzung gewissermassen misstrauisch ist? Hat er dann aber den Satz als Theil des Christenthums gefunden und verstanden; wie viel mühsamer ist nun erst der Weg, die Aufgabe, diesen Satz deswegen, weil er im ursprünglichen Christenthum sich findet, für gewiss zu halten! Sie kann nicht anders gelöst werden, als durch die Ueberzeugung, dass durch eine gewisse Geschichte die Göttlichkeit des Christenthums gewiss werde? Muss denn aber, wenn alles auf diess Eine ankäme, nicht jeder Kenner der Apologetik des Christenthums bloss darauf rechnen, dass tausende und aber tausende die Schwierigkeiten und Einwendungen, welche die Gelehrten mannichfach und auf mancherley Weise zu heben bemüht sind, glücklicher Weise nicht kennen? Und eine Ueberzeugung, welche *nur durch* Unkenntniss der Schwierigkeiten Ueberzeugung wurde, soll dieses wichtigen Namens würdig seyn? Gesetzt endlich, dass man alle diese Schwierigkeiten überwunden und gelöst hätte, ist alsdann der Satz, welcher auf der historischen Gewissheit von der Gottlichkeit des Christenthums beruht, mehr als historisch gewiss: wer kann von ihm auf diesem Wege in einem höhern Grade überzeugt werden, als derjenige ist, in welchem man von ehmaligen Begebenheiten überzeugt seyn kann? Nehme man nun irgend ein nicht bezweifeltes Factum älterer oder neuerer Zeit, und frage man sich selbst mit ernster Prüfung: ob die Verpflichtung der Menschen, dem Urbild eines heiligen oder göttlichen Willens gemäss zu [...], in dem menschlichen Gemüth gegen alle So[...]reyen des Lasters, zum Wohl der Menschheit [...] der Staaten hinreichend befestigt sey, wenn sie [...] mehr nicht als historisch-gewiss, wenn sie [...] Beyspiel so gewiss wäre, als das Leben des Ju[lius] Cäsar? — — In diese Classe von Wahrheiten [s]etzt man, mit Hartnäckigkeit, die Wahrheiten [der] christlichen Religion, wenn man, wie diese Kleu[ke]rische Schrift, welche sich überall als Wiederher[stel]lerin eines in seiner Inconsequenz längst enthüll[te]n, bloss vermeyntlichen Systems ankündigt, ge[fl]issentlich alle Hinweisung der theologischen Jugend [au]f unmittelbare Ueberzeugung von den Dogmen und [Pf]lichtfoderungen der christlichen Religion übergeht, [u]nd dagegen die wichtigsten Religionswahrheiten von einer historischen, das heisst bloss mittelbaren Ueberzeugung abhängig macht, ungeachtet sie das Ganze der christlichen Theologie zu umfassen verspricht. Wer die zu einer historischen Ueberzeugung unentbehrlichen Mittel nicht hat, für den bleibt das Behauptete ein Fürwahrhalten auf Treu und Glauben des Lehrers. Darf man noch fragen, warum eine solche *ganz historische* Theologie zur Sittenverbesserung so wenig wirke? Warum durch sie weder das Volk, noch der grösste Theil der Volkslehrer, ein kräftiges Gegenmittel wider die Irreligiosität in sich finden? In der christlichen Theologie keinen auf Thatsachen beruhenden, historischen Theil annehmen, wäre ein Extrem, welches uns von der Wirksamkeit des Christenthums als Religionslehre für Jedermann sehr entfernen würde. Aber dieser Irrweg ist allzusehr gegen den Augenschein, um lange zu verführen. Muss denn nun dagegen das andere Extrem gesetzt werden, die ganze christliche Religionswissenschaft auf Geschichte zu bauen? *Die Göttlichkeit Jesu* kann niemand ohne Geschichte kennen oder beurtheilen. Muss aber deswegen die *Göttlichkeit des Christenthums* allein auf der Geschichte beruhen? Wäre diese nicht gewisser als alle Geschichte: so wären Stufen von Gewissheit den Menschen bekannt, welche der Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums bey weitem nicht erreichen könnte.

In einem „Inbegriff der hauptsächlichsten und unentbehrlichsten Kenntnisse von allen Theilen der Theologie nebst ihren Gründen und Beweisen" — wie Hr. Kl. seine Encyklopädie definirt, werden die Hauptfragen: wie und warum sich der Mensch die Gottheit als reell zu denken habe? Und welche Foderungen eine Religionsoffenbarung, wenn sie von den vorgeblichen sicher unterschieden werden solle, in sich selbst erfüllen müsse? gar nicht berührt. Da alle sonstige Lehrbücher der Theologie diese Fundamente aller Religionslehre wenigstens unter dem Namen *Prolegomena* zu betrachten pflegten: so beginnt Hr. Kl. in seinen sogenannten vorläufigen Grundsätzen S. 70. von Gott und Offenbarung gleich als von Gegenständen, welche nur in einem einzigen Sinn gedacht werden könnten und allgemein so gedacht würden. Gehört ein solches Ueberspringen der ersten Grundbegriffe etwa auch zu dem schon in dem Plan erklärten Vorsatz, dass ein „solches Lehrbuch nach einer *mehr positivlehrenden als skeptisch oder schwankend* (sind diess Synonyma?) *räsonnirenden und allerley Meynungen für und wider abwägenden Methode* abgefasst seyn müsse? Kein guter Lehrer einer *praktischen Kunst* beginne mit Räsonnements über die Geschichte seiner Kunst, die Verschiedenheit der Meynungen darüber, und der Manieren darin zu arbeiten. Mit dem Vortrage *wissenschaftlicher* Elemente sey es, überhaupt genommen, nicht anders. Das wahre gute Räsonnement finde sich bey dem, der zuvor richtige Kenntnisse und *feste* Begriffe von den *Sachen* selbst sich erworben habe, am Ende von selbst." Erblickt denn nicht auch Hr. Kl. den Unterschied von *Kunst* und

und *Wissenschaft* „überhaupt genommen," darin, dass man in der letzten nichts (keine „Sachen") hat, als was durch Gründe, und zwar durch die höchsten möglichen Gründe gegeben ist? Entstehen *feste* Begriffe dadurch, dass man gerade das schwerste als bekannt voraussetzt? Bey dieser positivlehrenden Methode kann man unstreitig sicher seyn, dass am Ende bey den Meisten kein Räsonnement, sondern ein träges Nachbeten der festgesetzten, obgleich nicht festen Begriffe, bey den denkenden hingegen ein desto heftigeres, und wegen Mangel an Auflösungen gefährlicheres Zweifeln kommen werde.

Alles will der Vf. darauf bauen, dass die von den Christen als Offenbarungsurkunden anerkannten Schriften historischen Werth und kritische Gültigkeit haben. Die Data hievon giebt er daher zu allererst als *biblische Schriftkunde*. In diesem Fach hat Hr. *Kl.* bekanntlich viel gearbeitet. Seine Schriftkunde enthält deswegen so vielerley, dass sie, wenn nur die wesentlichen Punkte (vieles biographische, antiquarische etc. ist ohnehin unzweckmässige Ueberfüllung) begründet werden sollen, leicht ein halbjähriger Cursus von täglich einer Stunde dazu nöthig seyn möchte. Hierauf beginnt er die *Exegetik* mit dem Begriff von Theopneustie. Er giebt die Schwierigkeiten derjenigen Theorie zu, welche von einer Einwirkung des heiligen Geistes die Irrthumsfreyheit des ganzen Inhalts ableitet, und ist dagegen in seiner Thesis zum Erstaunen nachgiebig. Für das Historische in dem Inhalt der Schrift sind auch ihm historische Beweise der Glaubwürdigkeit hinreichend. Nur bey Entdeckungen zukünftiger Dinge „kann man eine göttliche Inspiration im eigentlichsten Verstande, selbst den Worten nach annehmen" (S. 150.). Für das prophetische und evangelische Lehramt aber nimmt er bloss eine Obhut, Leitung, Tüchtigmachung durch den heiligen Geist an. — In einem andern System würde von diesen Bestimmungen vieles als wahr sich erweisen lassen. Aber wie Hr. *Kl.* auf diese aus einem ihm fremden Ganzen geborgte Bruchstücke bauen, wie er die *Göttlichkeit* der alt- und neutestamentlichen Religionsoffenbarung für erwiesen halten könne, wenn bloss die Schriftsteller, die von künftigen Dingen — folglich nicht von Religionswahrheiten — handeln, eigentlich inspirirt sind, wenn die Inspiration der ersten Stifter und Lehrer des Christenthums bloss in einer gewissen „Tüchtigmachung in dem, was sie bloss sich selbst überlassen, nie vermocht hätten" bestehen soll, diess ist wohl allein daraus zu begreifen, dass Hr. *Kl.* einmal *feste* Begriffe von der Göttlichkeit des Christenthums hat, und daher auch alsdann, wenn er Prämissen aus einem ganz andern Lehrsystem herüber nimmt (wo die Göttlichkeit der Lehren aus ihrem *Inhalt* dargethan wird, wo man also die ausserordentliche von der göttlichen Weltregierung geleitete und beförderte Wirksamkeit der prophetischen und evangelischen Lehrer als historische Thatsache, ohne etwas weiteres darauf zu bauen, historisch findet und anerkennt) seine zum voraus gefassten Conclusionen für bewiesen hält, wenn gleich eben diese Prämissen, ohne Verbindung mit dem Beweis der Göttlichkeit aus dem Inhalt, auf ein ganz anderes Resultat führen müssten. Hier wird in der That das Sprichwort Jesu anwendbar, dass ein neuer Lappen (denn die hier von *Kl.* zugegebenen Begriffe von Inspiration sind, in so fern sie den Lehrinhalt und den historischen Inhalt der Schrift betreffen, gerade die philologisch erweisslichen der sogenannten Neuerer!) auf einen alten Rock geflickt den Riss nur desto grösser mache.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, (soll eigentlich heissen PRAG,) b. Michaelis: *Spiegel menschlicher Leidenschaften* von *August Lafontaine*. 1800. 154 S. 8. (10 gr.)

Unter diesem Titel — der allerdings einen weiten, bequemen Deckmantel für mancherley geraubtes oder erborgtes Gut abgeben kann — sind hier drey Erzählungen, die Hr. *Lafontaine* einzeln in Almanache und Monatsschriften einrücken liess, neu abgedruckt worden. Sie sind 1) der *leukadische Felsen*, 2) die *Folgen einer Unvorsichtigkeit*, und 3) die *Dankbarkeit*. Da es nun einmal gleich unnütz ist, einen Mohren zu waschen, und einem Nachdrucker ins Gewissen zu reden: so wollen wir uns auch ganz diese letzte Mühe ersparen, und uns lieber darüber wundern, dass ein so speculativer Kopf zu gleicher Zeit doch so — unwissend war. Denn da die zweyte dieser Novellen eine erdichtete Situation aus dem Leben des Diogenes in sich enthält, und da Hr. *Lafontaine* diesen Cyniker noch in mehrern Erzählungen aufgeführt hat, so wäre es wenigstens vollständiger, und zum Gewinnst von mehrern Bogen erspriesslich gewesen, diese auch hier abdrucken zu lassen. Uebrigens muss man noch eine Schlauheit der östreichischen Nachdrucker hier bemerken: da der K. K. neuern Verfügung zufolge, alle Ritter- und Geister-Geschichten in dortigen Staaten verboten sind, so lässt man nun bey solchen (scilicet) *neuen* Auflagen die Meldung Prag und *Wien* hinweg, und schiebt das unschuldige *Leipzig* vor. Wahrlich, das gleicht gewissen falschen Münzern, die sich wenigstens wohl hüten, ihre Münzstätte anzuzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Februar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Kiel, b. Mohr: *Einige Bemerkungen über den Begriff einer theologischen Encyklopädie, etc.* Von D. *Joh. Fr. Kleuker* etc.

2) Hamburg, b. Perthes: *Grundriss einer Encyklopädie der Theologie* oder *der christlichen Religionswissenschaft.* Erster Band. von D. *Joh. Fr. Kleuker* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Eben so bunt und unzusammenhängend ist Hn. *Kl.* Theorie in einigen andern Punkten, welche man in seiner bloss historischen Theologie ganz anders erwarten müsste. Nur, weil Hr. *Kl.* eine solche Orthodoxie haben will, bey welcher er sich in dem Ton der Begünstigten, die eine herrschende Kirche für sich zu haben glauben, gegen Andersdenkende harte Ausfälle erlaubt, kann die Frage nicht übergangen werden, ob denn etwa seine im §. 193. gegebene Vorstellungsart von Gott als Vater, *Sohn* und *Geist* die symbolisch angenommene athanasianische sey? ob durch seine §. 287. S. 386. angeführten Ausdrücke und Gründe eine *solche* göttliche Natur in Christo behauptet werde, wie derjenige sie annehmen müsste, welcher unter den Fittigen der kirchlichen Orthodoxie mit Ausschliessung anderer Platz genommen haben, und sogar andere von dortaus befehden will? Auch §. 204. spricht er davon mit einer an sich lobenswürdigen, aber an einem so heftig elenchtischen Mann ganz unerwarteten und von den „*festen*" Begriffen der Kirchenlehre offenbar abweichenden Zurückhaltung. Erst in den Schriften der Apostel findet der Vf. „solche Erklärungen, wonach die ältere Lehre unserer Theologen von der *Vereinigung* zweyer Naturen in Christo, und das was *sie* daraus gefolgert haben, *erklärbar* wird." Ist *erklärbar* hier soviel als *erwiesen?* Kurz zuvor schreibt Hr. *Kl.* „*wenn* (!) Christus hierüber auch mehr zu sagen gehabt *hätte*, so konnte er unter den Juden und zu der Zeit, da er redete, doch nicht mehr sagen, wenn er nicht etwas zweckwidriges sagen wollte. Denn die Erklärung, dass er der Messias und Sohn Gottes sey, war vorerst zu seiner Anerkennung zureichend und das einzig Nothwendige, wovon alles übrige abhieng." Eben so wenig ist es der symbolischen Orthodoxie von der Erbsünde gemäss, wenn §. 267. die Natur und den Grund des angebornen Verderbens nur in ein gewisses *Missverhältniss* der Kräfte, der Vernunft und Sinnlichkeit, setzt.

Wer selbst vor dem Richterstuhl der kirchlichen Rechtgläubigkeit gleich andern Abweichenden Toleranz und Schonung bedarf, wer also sich selbst die Freyheit eigener Untersuchungen und Aenderungen im symbolischen Lehrbegriff vorbehält, wie kann ein solcher gegen Andersdenkende mit der bittern Heftigkeit, mit den gehässigen Insinuationen sprechen, mit welchen §. 305. unter der Aufschrift: falsche Behauptungen derer, die das Moralsystem der neuen Philosophie statt der christlichen Sittenlehre in die Theologie eingeführt wissen wollen, dieses erste Bändchen beschliesst. Hr. *Kl.* eifert dagegen: „dass „auch die christliche Sittenlehre durchaus *Kantisch* „werden solle." Fürs erste sieht man hieraus, dass seine philosophisch-theologische Lectüre schon vor einigen Jahren einen Stillstand gemacht haben muss. Denn wem ist es nicht bekannt, dass gegen die künstliche Umbildung der christlichen ganz populären Sittenlehre zu einem der Kantischen Moral gleichförmigen System gerade von den mit Kantischer Philosophie vertrauteren Theologen, welche Hn. *Kl.* Neuerer scheinen, und von noch neueren Philosophen aus mehreren andern Gründen vielfältig protestirt worden ist? Fürs zweyte aber sollte am allerwenigsten der Vf. dagegen eifern, dass in der christlichen Sittenlehre *alles Kantisch* werde, da in seiner hier vorgetragenen Moraltheologie alle Hauptgedanken der reinen und angewandten Ethik aus der Kantischen Philosophie genommen, und selbst mit einem Theil der Kantischen Terminologie herübergetragen sind. Selbst die Verbindung der Moral mit der religiösen Sittenlehre bildet Hr. *Kl.* gerade so, wie Kant dazu den Weg geöffnet hat, durch die Begriffe vom heiligen Willen, und vom Reiche Gottes. Der christliche Glaube ist ihm S. 273. ein *moralischer* Gemüthszustand. Nach den Worten des §. 236. setzen Jesus und die übrigen göttlichen Gesandten die wahre Tugend in denjenigen Seelenzustand, wonach *der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, sich verbunden achtet,* Gott als seinen Herrn und Schöpfer über alles zu lieben und seinen Willen zu thun. Und dieser Mann, welcher den Verpflichtungsgrund der Moraltheologie als ganz *eigentlich moralisch* angiebt, und auf das *Vernünftige* des Menschen baut, führt §. 306. als die erste Anklage gegen seine sogenannten Kantianer an, dass nach ihnen „keine christliche Sittenlehre möglich sey, ohne dass ihr die jedesmalige philosophische Moral des Zeitalters zum Grunde gelegt werde." Ist diess eine Anklage: so hat Hr. *Kl.* zunächst die Sünde begangen, die er an andern denuncirt. Alles, was S. 296—324 zur Begründung der christlichen Sittenlehre gesagt ist, woher anders hat es Hr. *Kl.*, als aus der philosophischen Moral der Kantischen Periode, und aus Kants Reli-

Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft? Ueberdiefs wird die ganze Beschuldigung nur durch die Wendung und Einkleidung des Vfs. zur Anklage. Hat je ein mit dem Christenthum historisch bekannter Philosoph, er sey Wolfianer oder Kantianer, behauptet, keine christliche *Sittenlehre* sey ohne die Philosophie des Zeitalters möglich? Ist nicht vielmehr der klar ausgedrückte Sinn der Wolfischen so wohl als der Kantischen Schule, so oft sie beide auf die christliche Sittenlehre Rücksicht nahmen, dieser gewesen, dass, da die praktischen Lehren und Foderungen des Christenthums nicht systematisch, sondern zerstreut, populär und ohne Entwickelung der allgemeineren Gründe in der Schrift ausgedrückt seyen, eine *wissenschaftliche, systematische Darstellung* derselben in jedem Zeitalter, so oft man eine solche wünscht, nicht in der Schrift selbst gefunden werde, folglich nach dem Maasstab vom systematischen Wissen, welchen das Zeitalter erreicht habe, entworfen werden müsse. Die *christliche Sittenlehre* ist, ohne Wolf und Kant und Kleuker, nicht nur möglich, sondern längst wirklich; aber, wer sie *in systematischer Form vortragen will*, muss ihr entweder selbst eine geben, wie Kant, oder unter denen, die er vorfindet, eine wählen, wie Kleuker, welcher — in der Hauptsache erst die Kantische wählt, und sie dann am Ende des Buchs verschreyt. Ob dieser als Ankläger, absichtlich den längst vorhandenen *Inhalt* der christlichen Moraltheologie nicht von der zu jeder Zeit anders gewählten gelehrten *Darstellung* unterschieden habe, oder ob diese und mehrere ähnliche auf Zweydeutigkeit des Ausdrucks gebaute Anklagen gegen die sogenannten Kantianer aus angewohnter Unbestimmtheit im Denken und Ausdrücken, aus verblendender Rechthaberey oder sonst woher zu erklären seyen, mag Hr. *Kl.* selbst bestimmen. Mit welcher Erbitterung jene Anklagen entworfen sind, beweist ihr Ton. S. 388. sagt: Einige, welche den Scholastikern die *Theses* und *Antitheses* abgelernt haben, spielen mit den Sätzen: die Welt hat einen Anfang, die Welt hat keinen Anfang, *wie wenn es Kegel oder Brettsteine wären.* Ein anderer Vorwurf ist S. 419. so ausgedrückt: „die christliche Sittenlehre brauche als Wissenschaft ein Moralprincip (*wie gleichsam jede Windmühle wenigstens auf einem Pfahl ruhen muss, damit sie Windmühle sey.*)" u. s. w. Und doch ruht auch Hn. *Kl.* christliche Sittenlehre auf dem nämlichen Grundpfeiler. Auch er leitet den Verpflichtungsgrund zu dem in der religiösen Sittenlehre zu fodernden Gehorsam gegen den heiligen Willen Gottes aus etwas ab, was vor und ausser der ganzen religiösen Sittenlehre vorhanden ist, aus einer *im Gewissen* anerkannten Schuldigkeit §. 236. Nr. 2. oder wie Nr. 1. nächst vorher sich ausdrückt *aus dem Menschen, in so fern er ein vernünftiges Wesen ist.* Sobald aber die Kantianer das nämliche thun, und nur dadurch verschieden sind, dass sie, nicht bloss, wie Hr. *Kl.*, behaupten, sondern zeigen, der Mensch könne seine Pflichten *vor* aller dogmatischen Theorie anerkennen, und daraus die wichtige Folgerungen ziehen, dass alle dogmatische Verschiedenheiten keinen von seiner moralischen oder christlichen Verpflichtung losmachen, auch alle theoretische Irrthümer, Zweifel u. dgl. im praktischen ferner niemand irre machen können, alsdann wird ein antikantischer Klagepunkt daraus. Denn die Kantianer sind nach S. 416. Leute, „*die nie so weit gekommen waren, um die Gründe einzusehen*, warum die *wahre* Theologie, ihrer Natur und Beschaffenheit nach, über alle philosophische *Meynungen* erhaben ist, so dass sie keines einzigen philosophischen Systems Beyhülfe oder Stütze an sich bedarf." etc. Die *wahre* Theologie! Wer freylich im authentischen Alleinbesitz von dieser ist, mag auf (theologische und) philosophische *Meynungen* hoch herab sehen, mag (S. 424.) gegen „das leere Schaum- und Schattenwesen von Cultur-Humanitäts- und Religionsphilosophie" lauter Realität setzen, und den „Quell des *wahren* christlichen Glaubens" allein lauter vertheilen. Ein solcher müsste denn aber unstreitig bey Sätzen, die er für Hauptlehren hält, selbst von dem verhassten „*skeptischen* Schwanken" frey seyn. Bey der Erbsünde, auf welcher „die ganze Heilslehre der Bibel beruht" müsste er nicht selbst zwischen zwey Vorstellungen (das heisst doch — Meynungen?) mitten inne stehen, wovon die eine „in der heiligen Schrift allerdings, jedoch nicht nothwendig, gegründet scheine." (S. 254.) Er, der Besitzer der wahren Theologie, müsste bey der Lehre vom Abendmahl (§. 218.) die kirchlichen verschiedenen Vorstellungsarten nicht übergehen, vielmehr aus seinem Schatz der *wahren* Theologie entscheiden, welche die unwahren seyen, um als „positivlehrend feste" Begriffe zu verbreiten, wenigstens um sich selbst durch das strengste Festhalten an der kirchlichen Orthodoxie zu dem Verketzerungsrecht zu legitimiren, das Hr. *Kl.* sich so rüstig zu eigen gemacht hat.

LÜBECK, b. Bohn: *Versuch einer Hermeneutik des Alten Testaments.* Von *Gottlob Wilh. Meyer*, D. d. Philos. und Repetenten der theolog. Fakultät zu Göttingen. *Erster Theil.* 1799. XVI. und 52[illegible] S. *Zweyter Theil.* 1800. XXII. und 672 S. (4 Rthlr.)

Eine der nützlichsten Schriften für das ächte Studium der Schrifterklärung, welche Rec. den Bedürfnissen der Zeit ganz vorzüglich angemessen findet. Sie sucht die Mittel, welche der Schrifterklärer anzuwenden hat, nicht nur vollständig zu sammeln, deutlich zu beschreiben, und durch Beyspiele hinreichend zu erläutern, sondern bestrebt sich auch, die letzten Gründe, warum diese und keine andere Mittel anzuwenden, und warum sie gerade in der vorgeschriebenen Ordnung zu gebrauchen seyen, aufzusuchen. Der Vf. leitet diese Mittel theils aus der Natur des menschlichen Verstandes ab, aus dieser allgemeinen Quelle aller Interpretation überhaupt, theils aus der besondern Beschaffenheit der den Schriften des A. Ts. eigenen Art, die Gedanken zu bezeichnen, und miteinander zu verknüpfen. Und was endlich das seltenste ist, er findet und beweist nicht bloss

gewisse Vorschriften als nothwendig, sondern er bleibt sich auch getreu genug, um das als richtig anerkannte nicht wieder einer herkömmlichen Inconsequenz, der Pflegerin so vieler aus altem und neuem zufällig zusammengestoppelten Schriften, aufzuopfern. Ueberdiess wird auch der Ungeübtere den Vortrag dieser wahrhaft systematischen Auslegungsgesetze so herablassend, und den Bedürfnissen der Meisten sich anschmiegend finden, dass sich Rec. von der Verbreitung dieser Auslegungskunst für die wirkliche Auslegung des A. Ts., und mittelbar auch für die des N. Ts., sehr gute Wirkungen verspricht.

Das ganze System zerfällt in zwey Haupttheile. Nach einer Einleitung über Hermeneutik überhaupt, und über die Ursachen, weswegen diese Schriften des Alterthums eine zwar mit jeder Hermeneutik übereinstimmende, doch aber durch die Besonderheiten ihres Inhalts und Ausdrucks besonders modificirte Auslegungskunst erfodern, verbreitet sich der eine Haupttheil über das, was zur eigenthümlichen Art der Auslegung aller Schriften des A. Ts. gehört (allgemeine Hermeneutik des A. Ts.) der andere aber über solche Modificationen hermeneutischer Vorschriften, welche wegen gewisser specieller Beschaffenheiten einzelner Theile dieser uralten Aufsätze angenommen werden müssen (specielle Hermeneutik des A. Ts.). Um jene althebräische und zum Theil chaldäische Schriften überhaupt zu verstehen, ist fürs erste die Kenntniss des Ausdrucks, folglich die sichere Erforschung theils der Wortbedeutungen, theils der Wortfügungen und Formen, welche nach einer verschiedenen Zusammenstellung einen verschiedenen Sinn geben, nothwendig. Und bekanntlich ist die Erforschung der Wortbedeutungen in einer solchen ausgestorbenen Sprache nur durch eine Menge von Combinationen möglich, weswegen hier von den nähern Hülfsmitteln, Etymologie, Context, Parallelstellen, und den verschwisterten Dialecten; alsdann von den entfernteren, nämlich den alten Uebersetzungen und den Ueberlieferungen durch Kommentare und Wörterbücher viel vollständiger, als bey andern in ihrem ganzen Reichthum auf uns gekommenen Sprachen gehandelt ist und werden musste. Die Kenntniss des Eigenthümlichen der Sachen im A. T. überhaupt, ist das [illegible]te Erfoderniss im allgemeinen Theil einer alttestamentlichen Hermeneutik. Man muss die Geographie und [illegible]graphie jener Gegenden, die Kunde ihrer natürlichen Lage, Erzeugnisse, ihre eigene Chronologie, ihren [Syn]chronismus mit andern Nationen, die Geschichte [von] den Schicksalen der Nation und ihrer Hauptpersonen, von ihren Sitten und deren Aenderungen von [de]n bey ihr mehr oder minder deutlich gewordenen Universalbegriffen, oder wie man sich auszudrücken pflegt, von ihrer Philosophie, aus Werken kennen, welche diese Gegenstände aus Vergleichung aller Quellen im Ganzen darstellen, damit jeder bey einer Betrachtung einzelner Stellen jene an mehreren Orten anwendbare Resultate mit dem, was hier [u]n besondern statt findet, zusammen zu halten, und eines durch das andere zu erläutern oder zu berichtigen vermöge.

Diese Erfodernisse nahmen, der Ausdehnung nach, den grösseren Theil dieses Werks weg. Da nun ferner die Schriften des A. Ts. sich in speciellere, als historische, poetische, prophetische und philosophische unterscheiden: so musste für jede dieser Classen das aus der angezeigten Eigenthümlichkeit entstehende specielle Resultat hermeneutischer Vorschriften ausgemacht werden, und dadurch der erste Hauptabschnitt der speciellen alttestamentlichen Auslegungskunst entstehen. Der zweyte Hauptabschnitt von dieser aber betrachtet die verschiedenen Arten des Vortrags oder der Darstellung, welche in jeder von diesen vier Classen von Aufsätzen gebraucht werden konnten. In einer nämlich, wie in der andern, kann bald unter der Form von Mythen, bald in Parabeln, Allegorien und Symbolen, bald durch die Einkleidung in Visionen der Sinn des Schriftstellers uns überliefert seyn. Auch ist die Räthselpoesie eine dem orientalischen Stil eigenthümliche Art der Darstellung. Was in der Auslegung jeder von diesen Darstellungsarten besonders zu beobachten sey und warum? diess wird im zweyten speciellen Hauptabschnitt beantwortet. Ein kurzer Anhang spricht von alttestamentlichen Uebersetzungen und Commentarien, um durch Regeln die Auswahl der brauchbaren zu leiten. Zum Schluss ist die Zeitmaterie von der moralischen Schriftauslegung kurz und gut so entwickelt, dass offenbar aller Zank aufhören müsste, sobald nur die Streitenden sich selbst hinreichend verstünden und verständlich zu machen wüssten; ein Requisit, welches so vielen Wortführern in der literarischen Welt jetzt durch das Schicksal, oder vielmehr durch den Drang, durch gesuchte und durch unwillkürliche Dunkelheit originell und unerhört zu seyn, mehr als gewöhnlich versagt zu werden scheint.

Man sieht das vielumfassende, zugleich aber auch das zusammenhängende und consequente des Plans, welchen sich der Vf. vorgezeichnet hat. Die Ausführung beweist, dass er kenntnisreich und fleissig genug war, um den ganzen angegebenen Umfang sehr befriedigend, und mit ausdauernder Sorgfalt auszufüllen, und Rec. kann ein gleichförmiges Streben nach consequenter Ableitung und Entwickelung auch in den schwierigsten einzelnen Theilen nicht ohne besonderes Lob erwähnen. Zugleich zeigt sich durchaus eine nicht bloss zum Citiren zusammen geraffte, sondern durch prüfende Lectüre entstandene genaue Bekanntschaft mit den besten zu jedem Fach gehörigen Schriften. Dass im ersten Theil besonders der Beweis des Vfs., die Dialecte seyen das Hauptmittel, hebräische Wortbedeutungen zu begründen, hie und da Widerspruch fand, hat den Rec. am wenigsten gewundert. Wie ehemals in der neutestamentlichen Kritik die Anhänglichkeit an den *textus receptus* alle Consequenz lange hinderte, und die Foderung, dass man von diesem gewöhnlichen Text nur im äussersten Nothfall abgehen dürfe, zum Gesetz machte, bis man histo-

historisch unläugbar zeigte, dass gerade der so zufällig entstandene Text der gewöhnlichen Ausgaben fast unter allen möglichen der schlechteste oder unsicherste sey, eben so geht es noch bey der Wiederherstellung der Bedeutungen althebräischer und chaldäischer Worte. Die meisten meynen, die Bedeutung eines Worts wirklich zu haben, wenn sie finden, dass sie in unsern, grösstentheils doch von den Wörterbüchern der Rabbinen abhängigen Lexicis ziemlich allgemein angenommen ist. Dass aber alle jene Rabbinische Ueberlieferung, weil für die Rabbinen selbst, die wir kennen, das Hebräische schon eben so, wie für die Vff. der alten Versionen, ausgestorbene Sprache gewesen ist, keinen philologisch gültigen Erweis für irgend eine Wortbedeutung gebe, dass jede bloss um ihretwillen recipirte Wortbedeutung, gerade, wie jener *textus receptus N. T.*, völlig unerwiesen, folglich jeder Wortsinn erst seines Erweises bedürftig sey, dass folglich der consequente Sprachforscher bey den bekanntesten hebräischen Worten, im Erweisen ihrer Bedeutung, eben den Gang einschlagen müsse, wie bey den selteneren, dass er deswegen nicht nur in hoher Noth, sondern in allen Fällen, wo Significate lexicographisch zu erweisen sind, die Dialecte vergleichen, und sich durch die vielen Beyspiele, wie die Rabbinen und alte Versionen, die Wortbedeutungen bloss fingirt, oder durch willkürliche Spielereyen zu errathen versucht haben, von dem blinden Glauben an diese Führer abhalten lassen sollte, diess sind Sätze, welche noch einige Zeit lang den Schlendrian gegen sich haben werden, um so mehr, als die neuesten hebräischen Lexica so äusserst ungleich, in dem einen Artikel nach diesen angegebenen Grundsätzen, in drey andern dagegen nach dem alten, bequemen Herkommen, bearbeitet sind. Eine so ruhige, überweisende Darstellung der bessern Grundsätze, wie sie Hr. *M.* entwickelt hat, wird zur Verbreitung der richtigeren Methode ohne Zweifel vieles beytragen. (Die etymologische Zergliederung hätte vielleicht später, nach den erst die Bedeutung des Etymon selbst betreffenden Hülfsmitteln (vor §. 113.) folgen sollen. Doch, diess ist eine Nebensache.) Rec. freut sich nach dieser Probe von vielumfassendem und systematisch ordnendem Fleiss, dass in der Geschichte der Wissenschaften seit ihrer Wiederherstellung, dem Vf. die Geschichte der Exegese übertragen worden ist. Möchte er an dieser Beschäftigung so viel Vergnügen gewinnen, dass er späterhin eine Geschichte der Schriftauslegung, im allgemeinen und besondern, seit der babylonischen Deportation, und vornehmlich durch alle Perioden des Christenthums herab, zu liefern sich entschlösse. Ein lang vermisstes Seitenstück zu der schon weit mehr bearbeiteten Geschichte der Dogmen und der Dogmatik unter Juden und Christen!

PAEDAGOGIK.

Hof, b. Grau: *Die geöffnete Schule für das erste Jugendalter.* Nach dem Zeitbedürfniss herausgegeben von *J. S. Klinger.* 1800. (XII.) und 333 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Verstandesübungen, oder erste Erweckung und Uebung der Aufmerksamkeit und des eigenen Nachdenkens durch Unterricht, mit Beyspielen und kurzen sokratischen Unterredungen. *Fünftes und letztes Bändchen.* etc.

Hr. *K.* ist und bleibt ein beharrlicher literärischer Sünder (vgl. A. L. Z. 1799. Nr. 5. und 264.) Auch diessmal schont er auf seiner pädagogischen Raubjagd weder Todte noch Lebendige, und er will uns sogar (Vorr. S. III.) überreden, dass die von ihm geplünderten Schriftsteller Ursache hätten, sich dieser Beraubung zu freuen. Da Hr. *Pflaum*, dessen Vorbereitung zum Unterricht in der Religion mehrere Blätter zur Ausfüllung der vor uns liegenden Schrift hergeben musste, sich nicht darüber freuen kann: so mögen die Hn. *Salzmann*, *Funke*, *Thieme*, *Resewitz*, *Dolz* u. a. dem Hn. *K.* danken, dass er ihnen die Freude gemacht hat, einen grossen Theil ihrer Schriften, Fibeln, Kinderfreund, Versuch über den Schulunterricht und katechetische Anleitung zu den ersten Denkübungen etc. wörtlich abzuschreiben. Doch hat er diessmal an einigen Orten, wie wohl nicht überall, einige seiner Quellen genannt, andere aber wohlbedächtig ganz verschwiegen. Welch ein ganz planloser *Compilator* noch überdiess Hr. *K.* sey, siehet man daraus, dass er Materialien für Schüler und Anleitungen zur Methodik für Lehrer zusammenwirft. Wie geschickt er aber bey aller Geistesarmuth, in der Kunst, Worte zu verdrehen sey, davon giebt die Vorrede einen auffallenden Beweis. Zwar ist seiner eigenen Erklärung (S. I.) zu folge, das, was er gegen seinen Rec. sagt, zur Beherzigung für den Rec. in der Erl. L. Z. geschrieben. Allein, dass Hr. *K.* die Vorrede zum vierten Band seiner Verstandesübungen von Hn. *Marcus* wörtlich entlehnt hatte, diess ist ihm in unsern Blättern handgreiflich bewiesen worden. Wenn er nun in der irrigen Voraussetzung, dass diess in der Erl. Z. geschehen sey, darauf erwiedert: „Bey der Vorrede zum vierten Band giebt Rec. Hn. *Marcus* als *Erfinder* der dort vorgetragenen *Grundsätze* an, und Hr. *M.* bekennt S. 10., dass sie aus dem Thiemischen Buch sind, so fragen wir ihn: wo wir mit einer Sylbe gesagt haben, dass Hr. *M.* die — *Grundsätze erfunden habe*? und; ob es einerley sey: nach eines andern Grundsätzen eine Vorrede *selbst* ausarbeiten, und: diese Vorrede eines andern wörtlich abschreiben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Februar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, im Vandenhök - Ruprecht. Verlage: *Handbuch der praktischen Medicin*, von *J. Arnemann*. 1800. XVI u. 296 S. 8.

Dieser Band hat die acuten Krankheiten zum Gegenstande. Die geringe Seitenzahl zeigt schon hinlänglich, dass hier alles nur höchst compendiarisch vorgetragen seyn kann. Nach einer Einleitung und allgemeinen Uebersicht der Krankheiten handelt der Vf. im I. Abschnitte von den Fiebern im allgemeinen, im II. Abschnitte von den sthenischen Krankheiten, und zwar von dem sthenischen Fieber, im III. Abschnitte von den asthenischen Krankheiten, und zwar vom asthenischen Fieber oder Nervenfieber, und dem Wechselfieber, im IV. Abschnitte von den complicirten Fieberkrankheiten, sthenischer oder asthenischer Art, unter folgenden Rubriken: A) Mit krankhafter Veränderung der Säfte: das Faulfieber. B) Mit Fehlern oder besondern Zufällen des Verdauungssystems: *Febres gastricae*, Schleim, Wurmfieber, *Dysenteria*, *Cholera*. C) Mit Hautausschlägen, die verschiedenen hitzigen Ausschlagskrankheiten. D) Mit localen Entzündungen. E) Die Catarrhalkrankheiten. F) Die Rheumatismen und Gicht. Das wichtigste von jeder Krankheit ist jedesmal unter folgende Artikel gebracht: 1) Diagnosis; 2) Verlauf; 3) Crisen; 4) Ausgang; 5) Enstehung: a) Anlage, b) Gelegenheitsursachen; 6) Prognosis; 7) Heilung; 8) specielle Mittel; 9) Lebensordnung.

Das Eigenthümliche dieses Handbuchs besteht darin, dass der Vf. die Hauptideen des Brownischen Systems überall zum Grunde gelegt hat, wie auch schon die gewählten Ueberschriften beweisen. Er ist ein abgesagter Feind der sogenannten Humoralpathologie, und sucht alles auf Lebenskraft und Erregung zu reduciren. Dieses Unternehmen möchte lobenswerth seyn, wenn die vom Vf. angewandten Grundsätze mehr Bestimmtheit und Uebereinstimmung unter sich selbst hätten. Aber Rec. muss gestehen, dass ihn die meisten Erklärungen mit neuen Worten nicht mehr befriedigten, als die alten Erklärungen durch Schärfen, Krankheitsmaterie u. s. w. Vielleicht liegt die Schuld an der Kürze, die sich der Vf. vorgesetzt hatte, und die ihm nicht erlaubte, seine eigenen Meynungen vollständiger zu entwickeln, und mit der ganzen Stärke ihrer Gründe vorzutragen. Rec. will nur einiges ausheben, was zur nähern Würdigung des eigenthümlichen Gehalts dieser Schrift dienen kann. Lebenskraft ist dem Vf. das höchste und letzte Princip aller Erscheinungen im gesunden, so wie im kranken, Zustande. Richtiger hätte der Vf. diese Lebenskraft, Lebensvermögen genannt, da das Leben, ihm zufolge, nur ein Product dieser sogenannten Lebenskraft mit dem Reize ist. Diese Lebenskraft selbst, wenn man sie festhalten will, entschlüpft als ein leerer Dunst, denn §. V. der Einleitung heisst es: „Es „ist ein unerklärbares, *unmaterielles* Etwas übrig, wo„von das Leben zunächst abhängt, und worauf im „gesunden und kranken Zustande alles ankommt." Und darin sollen, dem Vf. zufolge, am Ende alle Aerzte zusammenstimmen. Hier scheint der Vf. das blosse Gedankending Kraft im Auge zu haben, und ihren realen Grund in der Organisation zu übersehen. Kraft selbst ist freylich etwas Immateriales, wiefern es ein blosser Begriff ist, aber daraus folgt nicht, dass das Leben selbst, wenn von seinem objectiven Grunde die Rede ist, von etwas Immateriellen abzuleiten sey. Wenigstens wird nur der geringere Theil der jetzt lebenden stimmführenden Physiologen mit dieser Aeusserung des Hn. *A.* übereinstimmen. Sthenische Krankheiten sind, dem Vf. zufolge, solche, wo die beiden Aeusserungen der Lebenskraft Erregbarkeit und Erregung widernatürlich stark sind. Erregbarkeit wird wohl hier etwas uneigentlich eine *Aeusserung* der Lebenskraft genannt. Sie ist vielmehr nur der Grund der Möglichkeit einer Aeusserung der Lebenskraft, und macht den wesentlichen Charakter dieser selbst aus. Im sthenischen Fieber soll sich vermehrte Thätigkeit und Stärke in allen Organen äussern. Davon möchten denn doch die willkürlichen Muskeln eine Ausnahme machen. Beym asthenischen Fieber wäre es wichtig gewesen, die zwey Hauptformen desselben, ob es nämlich auf directer oder indirecter Schwäche beruhet, besonders auszuzeichnen, um so mehr, da die Behandlung selbst hiernach eine wesentliche Modification erleidet. Die Mineralsäuren sollen im Nervenfieber nicht bekommen, weil sie zu sehr kühlen. Einen solchen Ausdruck, ohne eine genauere Bestimmung, wie er verstanden werden soll, sucht man in einer Erregungspathologie nicht. Bey Gelegenheit des Rothlaufs ereifert sich der Vf. sehr gegen die Hirngespinste der Schärfen, und nimmt gegen sie sogar die *kritische Vernunft* zu Hülfe. Was anders sind aber die Gallenpartikeln, die *pikanten Stoffe*, womit die Ausdünstung geschwängert, und dadurch mehr reizend werden soll, als diese Schärfen in einem andern Gewande? Grosse Asthenie der Gefässe soll in allen Fällen Schuld an den Petechien haben, und doch stets ein Krampf der kleinen Hautgefässe die Ursache seyn! So ist wenigstens in diesen keine

keine wahre Asthenie. Die Pest wird allgemein definirt als ein epidemisches asthenisches Fieber. Hat man aber nicht auch Erfahrungen von Fällen einer offenbar sthenischen Pest; ja von ganzen Epidemieen von dieser Beschaffenheit, wo Aderlass das dienlichste Mittel war. Dem Vf. zufolge, soll das Pestmiasma als ein heftiger Reiz wirken. Wird es nicht eben dadurch unter gewissen Umständen eine sthenische Krankheit hervorbringen können? — Die Schmerzen im Kindbetterinnenfieber sollen sich durch die ganze Beckengegend verbreiten. Diess ist doch nur sehr selten der Fall, sondern meistens sind die Schmerzen in der Gegend der Gedärme. Unter den Gelegenheitsursachen des Kindbetterinnenfiebers hätte billig die epidemische Constitution bemerkt werden sollen, da das Kindbetterinnenfieber in grosen Accouchierhäusern öfters epidemisch herrscht. Die allgemeine Veranlassung aller Katarrhalkrankheiten soll die Luft seyn, welche zu Zeiten so modificirt ist, dass sie die Mündungen der exhalirenden Gefäse und Poren besonders afficirt, und die Erregbarkeit der Haut umändert! Haben solche *Qualitates occultae* etwa einen grössern theoretischen Werth, als die Schärfen, mit denen der Vf. so unbarmherzig Krieg führt? Man habe ein eigenes *Miasma catarrhale* angenommen, und diess sey nicht zu leugnen, da die chemischen Bestandtheile der Luft oft sehr verschieden seyen. Ein solcher Grund möchte doch nicht Jeden überzeugen. Rheumatismus und Gicht sieht der Vf. als identische Krankheiten an, und theilt dieselben in drey verschiedene Formen ab, nämlich: 1) Rheumatismus und Gicht mit Fieber; 2) chronischer Rheumatismus und chronische Gicht, 3) örtlicher Rheumatismus und örtliche Gicht. Die Gründe dieser Abweichung von den bewährtesten praktischen Schriftstellern, die Gicht und Rheumatismus als zwey wesentlich verschiedene Krankheiten betrachten, sucht man vergebens. Das Wesen der Gicht und des Rheumatismus soll in einem veränderten Zustande der Erregung einzelner Organe oder der ganzen Constitution bestehen, welche durch Reize, durch Schwächungen oder durch schädliche Eindrücke aller Art hervorgebracht worden, und nach Maassgabe der Constitution und ihrer Wirkung mehr zur Sthenie oder Asthenie neige! Mit solchen Erklärungen dürfen sich die crassesten Humoralerklärungen immer noch messen. Ist nicht beynahe jede Krankheit nach dieser Erklärung Rheumatismus und Gicht? Ist nicht in jeder Krankheit veränderte Erregung? Und was ist denn diese Veränderung, wenn sie weder Sthenie noch Asthenie ist. Etwa das Hirngespinst der Anomalie, das noch hypothetischer ist, als irgend eine Schärfe der Humoralpathologie! Worin besteht denn der eigenthümliche Charakter dieser rheumatischen Anomalie? Und wie bringen so heterogene Potenzen, als die vom Vf. angezeigten, eine und dieselbe Krankheit hervor? Unter den diagnostischen Zeichen der Gicht und des Rheumatismus führt der Vf. an, dass hauptsächlich die Functionen des Magens und der Eingeweide gestört seyn sollen. Diess passt doch wohl in den wenigsten Fällen auf den hitzigen Rheumatismus, ist für diesen etwas bloss zufälliges, für die Gicht aber etwas charakteristisches. Unter den durchdringenden Reizmitteln gegen die chronische Gicht, werden auch *drastische Purganzen* empfohlen, und das Opium, *Extractum Hyosciami* etc. unter eine eigene Classe, *narcotische Reizmittel*, gebracht! Was ist denn dieses Narcotische, in welchem Verhältnisse steht es gegen die Erregbarkeit? davon sagt der Vf. nirgends etwas. Vielmehr behandelt er überall das Opium schlechthin als weiter nichts, denn ein durchdringendes Reizmittel, und nur erst hier wird eine solche Distinction gemacht. In der örtlichen Gicht sollen *kalkartige* Concretionen entstehen; doch wohl nur dem äussern Ansehn nach, denn die chemische Analyse zeigt eine ganz andere Beschaffenheit derselben. Welchen Gewinn die praktische Medicin durch dieses Handbuch erhalten habe, wagt Rec. nicht zu entscheiden. Für seine Vorlesungen mag es dem Vf. nothwendig seyn, und ihm besonders Gelegenheit geben, recht vieles noch hinzuzusetzen, und dadurch diese Vorlesungen selbst lehrreicher zu machen. Rec. vermisst überall jene feinern, aus der eigenen medicinischen Privatpraxis geschöpften, Winke, wozu die Beobachtungen in grossen Hospitälern, auf welche sich der Vf. beruft, nicht hinreichen, und *Selles medicina clinica* möchte mit allen ihren Mängeln und ihrem *humoralen Sauerteige* immer noch praktisch brauchbarer für Lehrer und Schüler bleiben. Wie viel die eigentliche Theorie der Krankheiten an Aufklärung durch des Vfs. Bemühungen gewonnen habe, darüber geben die beygebrachten Proben sattsame Entscheidungsgründe an die Hand.

Wien, b. Schaumburg u. C.: *Handbuch der Toxicologie oder der Lehre von Giften und Gegengiften.* Nach den Grundsätzen der *Brownschen* Arzneylehre und der neuern Chemie bearbeitet, von *Jos. Frank*, Primararzte im allgemeinen Krankenhause zu Wien. 1800. 144 S. 8.

Das wichtigste, was besonders in neuern Zeiten in der Lehre von Giften gearbeitet worden ist, [illegible] hier kurz zusammengetragen, und in einer passenden Ordnung abgehandelt. Neues, was dem Vf. eigene Untersuchungen an die Hand gegeben hätten, [illegible] Rec. nichts von Erheblichkeit finden können. Bl[illegible] die Anwendung der Grundsätze des Brownischen Systems auf die Erklärung der Wirkungsart der G[illegible] könnte als ein neuer Beytrag zur Toxicologie angesehen werden, wenn nicht auf der einen Seite auch hier dem Vf. schon vorgearbeitet worden wäre, und der andern Seite diese Erklärungen selbst nicht [illegible] grossen Zweifeln und Schwierigkeiten unterworfen wären. Die nöthige Literatur haben wir in dieser Schrift, die zu einem Handbuche dienen soll, [illegible] gerne vermisst. Da der Vf. seinen Gegenstand [illegible] kurz abhandelt: so wäre eine Hinweisung auf d[illegible] Quellen, aus denen er geschöpft hat, um so zweckmässiger gewesen. Dieser Mangel an Nachweisungen auf Schriften, aus denen man sich noch genauer belehren kann, fällt um so mehr auf, wenn man an Stel[illegible]

Stellen im Buche stöfst, wo der Vf. die eigenen Worte anderer fremder Schriftsteller anführt, und sie sogar noch durch Epitheta, wie z. B. das eines wahrheitliebenden, genievollen Mannes etc. charakterisirt, ohne ihre Namen selbst und ihre Schriften zu bemerken. Der Grund der Abkürzung entschuldigt diese Unterlassung auf keine Weise. In der Einleitung handelt der Vf. von der Wichtigkeit der Toxicologie, von der Definition und Classification der Gifte. Er unterscheidet dreyerley Arten von Giften, nach Verschiedenheit ihrer Wirkungsart, nämlich: 1) solche, welche den Organismus in Form und Mischung der Materie zerstören, *eindringende;* 2) solche, welche blofs die Erregbarkeit afficiren, *incitirende;* 3) solche, welche auf beide Arten zugleich wirken. Die incitirenden Gifte sollen nach Art der Reize wirken, denselben Gesetzen folgen, und somit bald Krankheiten von vermehrter Erregung, bald von verminderter Erregung, und zwar von indirecter Asthenie, hervorbringen. Die eindringenden Gifte sollen blofs örtliche Uebel, d. i. Krankheiten der Organisation verursachen. Endlich sollen die Gifte der dritten Classe complicirte, theils örtliche, theils sogenannte allgemeine Krankheiten veranlassen, einige derselben sollen eher eindringen und dann incitiren, andere aber erst incitiren und dann eindringen. Wie wenig scharf diese Gränzlinie zwischen den verschiedenen Arten der Gifte sey, mufs der Vf. selbst zugeben, da ihm zufolge, ein und dasselbe Gift, nach Verschiedenheit der Dosis und der körperlichen Constitution des Individuums, bald eindringend, bald incitirend wirkt. Ueberhaupt sind wohl beide Wirkungsarten nothwendig und unzertrennlich mit einander verbunden; denn es läfst sich wohl keine Affizirung der Erregbarkeit denken, die nicht durch Veränderung der Form und Mischung vermittelt würde, und bey den eindringenden ist diese Wirkungsart nur auffallender. In der Abhandlung der einzelnen Gifte selbst, befolgt daher auch der Vf. diese Eintheilung nicht, sondern legt die von den verschiedenen Wegen, auf welchen die Gifte in unsern Körper gelangen, hergenommene zum Grunde. I. Abtheilung. Von verschluckten Giften. Nachdem der Vf. im I. Kap. dieser Abtheilung von den Kennzeichen und der Behandlungsart der verschluckten Gifte überhaupt gehandelt hat, geht er in den folgenden XII. Kapiteln die Gifte selbst einzeln durch. Bey den mineralischen ... giebt er die chemischen Kennzeichen, an welchen sie erkannt werden, an, bey den vegetabilischen ... ist zum Theil eine höchst dürftige Beschreibung ... Pflanzen, welche sie enthalten, beygebracht, die ... ihm gerne erlassen hätten, da sie durchaus nicht ... reicht, um diese selbst darnach zu erkennen. Unter den Gegengiften gegen den Schierling und die Kirsche, hätte der Kaffee, einer wohlgegründeten Analogie nach, empfohlen werden sollen. In den ...ungen der Nachtschatten soll man, dem Vf. zufolge, keine giftige Gattungen haben entdecken können. Dieser Behauptung widersprechen bewährte Erfahrungen. Das Bittersüfs soll ganz unwirksam seyn, da das Decoct desselben Pfundweise getrunken, keine andere Wirkung äufsere, als die dem Wasser überhaupt eigen ist. Diesem mufs der Vf. aus eigener Erfahrung widersprechen, der das Bittersüfs in flechtenartigen Ausschlägen sehr nützlich fand, und Schwindel danach bemerkte. Die Schwämme sollen theils eindringend, jene nämlich, welche Magenschmerzen, zuweilen auch Schlund- und Magenentzündung verursachen, theils incitirend wirken, jene nämlich, welche Mattigkeit, Schlafsucht, Zuckungen bewirken. Ist aber Entzündung nicht vielmehr Folge einer reizenden Einwirkung, deutet sie nicht auf eine verstärkte Erregung hin, und könnte man die Schwämme nicht vielmehr in solche eintheilen, die etwa durch ein scharfes Princip als heftige Reize wirken, während eine andere Classe derselben durch ihr narcotisches Gift die Erregbarkeit unmittelbar deprimiren, und somit jene Zufälle von Schwäche hervorbringen? In der II. Abtheilung handelt der Vf. in drey Kapiteln von den äufserlich angewandten Giften. Die III. Abtheilung endlich begreift die Gifte, die unter der Form von Dünsten, Gasarten, eingeathmet werden, oder sonst auf eine unsichtbare Weise auf den Organismus wirken. I. Kap. Von den eingeathmeten Giften überhaupt. Die schädlichen Gasarten sollen in keinem Falle durch einen Schlagflufs tödten. Zu allgemein behauptet wohl der Vf., dafs bey allen Todesarten, welche die Folgen des Erstickens sind, die Gefäfse im Kopfe nicht nur nie vom Blute strotzen, sondern vielmehr blutleer sind. So will er namentlich in den Leichen zweyer, durch Kohlendampf erstickter, Personen die Gefäfse des Gehirns weniger als gewöhnlich mit Blute angefüllt gefunden haben. In den Sammlungen eines Pyl, Scherff u. a. zur gerichtlichen Arzneywissenschaft finden sich genug Fälle vom Gegentheile. Warum der Vf. die Elektricität nicht unter den Heilmitteln der Asphyxien von schädlichen Gasarten aufzählt, begreifen wir nicht. II. Kap. Von ätzenden sauern Dünsten oder Gasarten. III. Kap. Von dem kohlensauren Gas, dem Wasserstoffgas und Stickgas. Von diesen Gasarten behauptet der Vf. ohne Ausnahme, dafs man sie in reichlichem Maafse, ohne die geringste Beschwerde einathmen könne, wenn sie nur mit etwas Sauerstoffgas gemischt seyen. Diefs gilt wenigstens nicht von dem kohlensauern Gas, das sogar eine Luft, die mehr Sauerstoffgas als die atmosphärische enthält, zum Athmen untauglich machen kann, wie Humboldts merkwürdige, im II. Bande seiner Versuche, über die gereizte Muskel- und Nervfaser etc. erzählten Versuche und Erfahrungen beweisen. Die positiv schädlichen Eigenschaften des kohlensauern Gases, leitet der Vf. von andern Stoffen, die demselben beygemischt seyen, vielleicht von etwas empyreumatischem her, und erklärt daraus unter andern die eigenthümlichen Wirkungen des Kohlendampfes, die mit denen eines incitirenden vegetabilischen Giftes so viele Aehnlichkeit haben. Das reine kohlensaure Gas, meynt er hingegen, wirke nicht anders als der Strick bey Erwürgten, das Wasser bey Ersäuften. Woher aber die Zerstörung der Erregbarkeit, die höchste indirecte Schwäche derjenigen

gen Thiere, die im kohlensauern Gase erstickt worden sind, wie *Humboldts*, und der zur Untersuchung der Erscheinungen des Galvanismus niedergesetzten Commissarien, Versuche aufs deutlichste beweisen, wovon auch Rec. durch eigene Versuche belehrt worden ist. Hr. Frank begeht einen sehr grossen Irrthum, wenn er das kohlensaure Gas, in Rücksicht auf seine Wirkungsart, in einen Haufen mit dem Wasserstoffgase und Stickgase wirft. Er lese doch noch einmal aufmerksam S. 321—337. im II. Bande von Humboldts Versuchen, und er wird zu solchen hypothetischen Stoffen, als das empyreumatische des Kohlendampfes ist, nicht weiter seine Zuflucht nehmen. Noch hätte Hr. Frank wenigstens mit ein paar Worten vom gekochten Wasserstoffgase und geschwefelten Wasserstoffgase handeln können, da wohl diese es vorzüglich sind, welche bey Reinigung der Schleusen, Kloaken, stinkender Pfützen, beym Abzuge faulartiger Wasser, in Grüften u. s. w. so nachtheilig sind.

Weimar, in Industrie-Comptoir u. London, b. Remnant: *Tabulae anatomicae* quas ad illustr. hum. corporis fabricam collegit et curavit *J. C. Loder*. Fascic. IV. Splanchnologiae. Sect. II. Taf. LVIII—LXIV.

Diese Abtheilung des jetzt rasch fortrückenden Werks ist vorzüglich in sofern schätzbar, als dieselbe durchaus neue Abbildungen enthält. Ein paar kleinere Figuren der letzten Tafel ausgenommen, stellen sie verschiedene Eingeweide der Brust und des Unterleibes, in ihrer natürlichen Lage dar. Die Tafeln sind von ungleichem Werthe; Rec. will dieselben etwas genauer durchgehen. Die erste Tafel dieser Lieferung, nämlich die 58ste, stellt die erste Ansicht der Eingeweide der Brust- und Bauchhöle vor, nachdem blos das Brustbein mit einem Theile der Rippen und die Bauchbedeckungen weggenommen sind. Je weniger bey dieser Ansicht anatomisches Verdienst erfodert wird, desto mehr musste der nachbildende Künstler alles aufbieten, um das weiche, das bey diesem Subjecte sehr fetten Netzes, der Lungen u. s. w. gehörig herauszubringen. Rec. würde zu dieser Darstellung ein weniger fettes Subject vorgezogen haben. Das Netz ist gut gerathen. Taf. 59. dasselbe Subject, nur das Fett, welches die grossen Gefässe in der Brust bedeckte, der Herzbeutel und der grösste Theil des Netzes weggenommen, und die Leber nach der rechten Seite und aufwärts zurückgeschlagen, so dass man das kleine Netz ganz sieht. Die untere Leberfläche ist zu hart, der untere Magenmund zu stark aufgetrieben, die *Appendices epiploicae* zu hart. Taf. 60. Der Grimdarm zurückgeschlagen, so dass das *Mesocolon* zu sehen ist. Taf. 61. Herz, Lungen, alle Därme bis auf das *Duodenum* und *rectum* weggenommen; Das *Pancreas* und die Krümmungen des *Duodeni* in der Lage. Der Magen ist zu platt und hart. Die obern Darmbeinränder, von welchen der *Quadratus lumborum* entsteht, treten zu weit vor, so dass der Rumpf hier nach hinten eingeknickt erscheint. Der *Psoas* ist zu platt. Taf. 62. Enthält in zwey sehr gut gerathenen Figuren die Eingeweide, der Brust und des Unterleibes an einem neugebornen Kinde. Taf. 63. Dieselben ungefähr, so wie Taf. 61. es an Erwachsenen zeigt, nur dass auf Tafel 63. auch die Harnblase zu sehen, und an Fig. 1. der dünne Darm grösstentheils weggeschnitten ist, so dass man den Uebergang desselben ins *Colon*, *Coecum* u. s. w. sieht, auch an dieser wohlgerathenen Tafel wüsste Rec. nichts wesentliches auszusetzen. Taf. 64. enthält auf zwey Figuren Ansichten der Eingeweide, der Brust- und Bauchhöle, von hinten her. Bey Fig. 1. ist auch das Rückenmark mit seinen Häuten bedeckt, in der Lage zu sehen; bey Fig. 2. aber das ganze Rückgrat weggenommen, so dass diess bey der Erhaltung aller weichen Theile, Nerven ausgenommen, und bey der Darstellung der Gefässe eine vorzüglich interessante Figur ist. Das linke *Colon*, welches neben der linken Niere zu sehen ist, hat durch die Behandlung des Künstlers zu viel Aehnlichkeit mit der Niere selbst erhalten. Die übrigen vier Figuren dieser letzten Tafel stellen Stücke der Brust- und Bauchhaut vor. Mit der ersten, zweyten und vierten Tafel dieses Hefts ist Rec. im Ganzen weniger zufrieden; dagegen sind die übrigen meistens sehr gut.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien u. Pressburg, b. Doll: *Emmerich von Wolfsthal, oder das Pressburger Schlossgespenst.* Eine Sage aus den Zeiten Mathias Korvinus, vom Vf. des schwarzen Ritters und Waldrof des Wandlers. 1800. 136 S. 8. m. 1 Kupf. (12 gr.)

Auch eine von den häufigen Nachahmungen des Spiessischen *Ueberall und Nirgends!* Aber wenigstens eine von denen, die nicht mit gänzlicher Verachtung zu bestrafen sind. — Es wimmelt freylich in ihr von Unnatürlichkeiten mancher Art. Aller Augenblicke geschieht ein Wunder; Menschen, die zwey bis dreymal schon umgebracht worden waren, kommen wieder zum Vorschein. An Durchführung eines Charakters, an Bereicherung ächter Menschenkunde ist nirgends zu denken. Aber der *Plan* des Ganzen ist ziemlich interessant und gefällig. Dadurch, dass der Held die Bedingnisse der versprochenen Erlösung ihm selbst unbewusst erfüllt, dass er bereits für den *Geist* arbeitet, indem er blos mit sich selbst beschäftigt zu seyn glaubt, gewinnt er unsere Theilnahme. Ein paar Situationen sind einfach und doch wirksam. Unter den Händen eines Musäus würde ein angenehmes Volksmärchen daraus geworden seyn. Nach gegen das Ende krausen sich die Begebenheiten zu sehr ohne Noth durch einander. — Der Stil des Vf. ist zwar von Provinzialismen nicht ganz rein; er schreibt zum Beyspiel *selbes*, *selbe*, *die Lichte* u. s. w. Dennoch ist er, überhaupt genommen, ziemlich richtig und männlich. Er scheint das ächte Hochdeutsche mehr studiert zu haben, als es gewöhnlich der Fall bey seinen Landsleuten ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Februar 1801.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industrie-Compt.: Hn. *De la Cepede's Naturgeschichte der Amphibien*, oder der eyerlegenden vierfüssigen Thiere und Schlangen. Eine Fortsetzung von Buffon's Naturgeschichte. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Johann Matthäus Bechstein*. *Erster Band.* 1800. XXXII und 524 S. und 28 Kupf. *Zweyter Band.* 1800. XX u. 552 S. und 40 Kupfer in 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

Nicht selten haben ausländische Werke das Glück, dass sie von Männern ins Deutsche übersetzt werden, die selbst etwas bey weitem besseres hätten liefern können. Auch diess ist hier bey *de la Cepede's* Werk der Fall, welches zwar, als es erschien, das vollständigste und beste, welches man über die ganze Classe der Amphibien hatte, aber von der Vollkommenheit, die man mit Recht erwartete, weit entfernt war. Es ist gleichwohl immer noch eins der besten, der brauchbarsten für Leser, die nicht gelehrte Naturforscher sind, und Hr. B. verdient daher unsern Dank für seine Uebersetzung, Vermehrung und Be... ...tigung dieses Werkes, welches in seinem deut... ...en Gewande in jeder Rücksicht grosse Vorzüge vor ...m Originale hat; und noch mehrere durch den in ...r Vorrede versprochnen fünften Band vom Hn. Prof. ...eider erhalten soll, „welcher nicht nur neue Ab... ...ildungen, Zusätze, Berichtigungen und Verbesse... ...ngen, sondern auch eine kurzgefasste Physiolo... ...e, eine neue systematische Aufstellung und eine ...nopsis der Amphibien enthalten wird." Hr. B. ... dieser Uebersetzung gerade den Zuschnitt der Ber... ...chen des Buffon, deren Fortsetzung sie seyn soll, ...eben. „Auf eben diese Art, setzt er hinzu, sind ... meine Bemerkungen und die Zusätze in Hin... ... der Beschreibungen und Abbildungen eingerich... ... Ich habe dazu alles gesammelt, was mir, fern ... grossen Bibliotheken und Cabinetten, zu sam... ... möglich war, und diejenigen Berichtigungen ... Verbesserungen beygefügt, die ich entweder ...rch Anschauung und Vergleichung der natürlichen ...rper in Cabinetten oder der Natur selbst, oder ...rch die Schriften anderer, vorzüglich eines *Schnei...rs*, mit Zuverlässigkeit aufzustellen im Stande war." ...s alles muss auch hier unser Urtheil leiten. Die ...ersetzung von *la C.* ist nicht nur in derselben Form, ...d enthält nicht nur ähnliche Anmerkungen und Zu...ze, wie die Buffonsche, sondern hat auch den we...tlichen Vorzug einer grössern Anzahl dem Uebers. eigner Beobachtungen, und den Umstand für sich, dass die aus andern entlehnten Abbildungen von Amphibien, wovon keine illuminirte vorhanden sind, keinen Farbenanstrich nach der blossen Beschreibung erhalten haben. Uebrigens sind aber Kupfer und ihre Illumination bey weitem besser, wie bey der deutschen Ausgabe des Buffon, und da, wo bessere Abbildungen, wie die *de la C.* nach andern oder der Natur gegeben werden konnten, ist diess geschehen. Hr. B. scheint den grossen Vortheil, ein illuminirtes Exemplar des *Seba* vor sich gehabt zu haben, denn die aus dessen Thesaurus entlehnten Figuren sind alle illuminirt. Nur selten sind unnatürliche und zu grelle Farben aufgetragen, wie beym Schleuderschwanz, wo wir die Schuld dem Seba beymessen, nur selten vermissen wir die Illumination, wo sie nach der Natur, wie beym langrüsslichen Krocodil, wovon Hr. B. nach seiner Angabe selbst ein Exemplar besitzt, oder nach andern, wie bey *Lacerta Monitor*, *L. Calotes*, *L. Ameiva* etc. hätte gegeben werden können, oder die Abbildungen gänzlich, wie bey *Laurenti's Iguana chamaeleontica*, *Linné's Lacerta aurata*, des dreyzehigen Salamanders, der *Lacerta mauritanica*, und *Beireis Rana leucophyllata*, wo der Uebers. die Werke, die ihre Abbildungen enthalten, benutzte; denn dass sie bey *Schneiders Stellio perfoliatus*, *Bose's Lacerta exanthematica*, *Boddaert's Rana bicolor*, *Shaw's Rana australis* fehlen, das wird, so wie der Umstand, dass Hasselquist's *Lacerta aegyptia*, bey der trefflichen Beschreibung, die dieser Schüler Linné's davon gab, als eine unbestimmte Art aufgeführt, und ohne Beschreibung gelassen ist, durch Hn. B. Entfernung von grossen Bibliotheken entschuldigt.

Die Uebersetzung ist im ganzen genommen treu, und liest sich angenehm. Hier davon eine Stelle zur Probe, die wir einer Anmerkung des Hn. B. wegen, welche wir in der Folge anführen wollen, ausheben.

La forme générale du crocodile est assez semblable, en grand, à celle des autres lézards. Mais si nous voulons saisir les caractères qui lui sont particuliers, nous trouverons que sa tête est alongée, aplatie, et fortement ridée, le museau gros et un peu arrondi; au-dessus est un espace rond, rempli d'une substance noirâtre, molle et spongieuse, où sont placées les ouvertures des narines; leur forme est celle d'un croissant, et leurs pointes sont tournées en arrière. La gueule s'ouvre jusqu' au-delà

Die Gestalt des Krocodills gleicht im Ganzen genommen, den übrigen Eidechsen, wenn man aber die einzelnen Merkmale, die es unterscheiden, heraushebt: so findet man, dass sein Kopf gestreckter, glatter, und voll starker Runzeln ist. Die Schnautze ist dick und etwas gerundet. Drüber ist eine runde Höhlung mit einer schwärzlichen, weichen und schwammigen Materie ausgefüllt, worin sich die Nasenlöcher befinden. Sie sind halbmondförmig, und ihre Spitzen des

des oreilles; ses mâchoires ont quelquefois plusieurs pieds de longueur; l'inférieure est terminée de chaque côté par une ligne droite; mais la supérieure est comme festonnée, elle s'élargit vers le gosier, de manière à déborder de chaque côté la mâchoire de dessous; elle se retrécit ensuite, et la laisse dépasser jusqu'au museau, où elle s'élargit de nouveau, et enferme, pour ainsi dire, la mâchoire inférieure.

Il arrive de là, que les dents placées aux endroits où une mâchoire déborde l'autre, paroissent à l'extérieur comme des crochets ou des espèces de dents canines: telles sont les dix dents qui garnissent le devant de la mâchoire supérieure. Au contraire, les deux dents les plus antérieures de la mâchoire inférieure, non seulement s'enfoncent dans la mâchoire de dessus, lorsque la gueule est fermée, mais elles y pénètrent si avant, qu'elles la traversent en entier, et s'élèvent au-dessus du museau, où leurs pointes ont l'apparence de petites cornes; c'est ce que nous avons trouvé dans tous les individus d'une longueur un peu considérable que nous avons examinés. Cela est même très-sensible dans un jeune crocodile du Sénégal, de quatre pieds trois pouces de long, que l'on conserve au cabinet du Roi. Le caractère remarquable n'a cependant été indiqué par personne, excepté par les Mathématiciens Jésuites, que Louis XIV. envoya dans l'Orient, et qui décrivirent un crocodile dans le Royaume de Siam.

nach hinten gekehrt. Der Rachen ist bis hinter die Ohren gespalten, und die Kinnbacken sind oft mehrere Fuss lang. Die untere Kinnlade ist auf beiden Seiten gerade abgeschnitten, die obere hingegen ist wellenförmig ausgerandet, nach der Kehle zu ist sie weiter und geht über den Rand der untern hinaus, von da schmälert sie sich allmälig, und läfst die untere hervorgehen, bis zur Spitze der Schnautze, wo sie wieder weiter wird, und die untere gewissermafsen einschliefst. Daher kommts, dafs die Zähne an den Stellen, wo eine Kinnlade über die andere herragt, wie Haken oder Hundszähne aussehen. So stehen die zehn vordern Zähne der obern Kinnlade. Die beiden vordersten Zähne der Unterkinnlade hingegen gehen nicht allein, wenn das Maul geschlossen ist, in die obere hinein, sondern sogar hindurch, und ihre Spitzen stehen über die Schnautze wie zwey kleine Hörner hervor. So habe ich es bey allen etwas grofsen Krokodillen gefunden, die ich untersuchte. Sogar bey einem jungen Krokodill vom Senegall, das sich im königl. Cabinette befindet, und 4 Fuss und 3 — 4 Zoll lang ist, ist es schon merklich. Dennoch ist niemand auf diefs besondere Kennzeichen aufmerksam gewesen, als einige Mathematiker, die Ludwig XIV. nach dem Orient schickte, und die im Königreiche Siam ein Krokodill beschrieben.

Wir wollen bey dieser Stelle nicht rügen, dafs Hr. B. immer unrichtig *Krokodill* statt *Krokodil* schreibt. glauben aber doch bemerken zu müssen, dafs er sich einigemal bey den Namen der von *de la C.* beschriebnen Amphibien, Freyheiten erlaubt hat, die nach unserm Dafürhalten einem Uebersetzer nicht zukommen. Linnés *Testudo Caretta* nennt Hr. *de la C.* aus guten Grüden *Caouane* und *T. imbricata, Carette*; Hr. B. aber jene *Karett-Schildkröte*, diese *schieferartige Schildkröte*. Es ist wahr, beiden Arten kommt der Name *Carette* zu, und von mehreren, besonders Linné und seinen deutschen Commentatoren und Epitomatoren ist er der erstern gegeben; da aber Hr. *de la C.* ausdrücklich der zweyten diesen Namen giebt: so glauben wir, Hr. B. hätte um so mehr darin seinem Originale folgen müssen, da fast alle ausländische Reisebeschreiber, und viele deutsche treffliche Schriftsteller ihr denselben beylegen. Ueberdem ist der Name *Schieferartige Schildkröte* verwerflich, und nichts weniger als eine richtige Uebersetzung von *imbricata*. Die Benennung Schuppenschildkröte, die ihr andre gegeben haben, ist bey weitem besser. Eben so wenig hätten die Benennungen *geäderter* und *gänsefüfsiger Laubfrosch*, *Seekröte*, *Perlenkröte*, für *La Cepede's Reticulaire*, *Patte d'oie*, *L'Epaule armée* und *La Perlée*, obgleich sie richtig sind, zu Ueberschriften müssen genommen werden, da sie *de la C.* unrichtig zu den Fröschen zählt, und ein Uebersetzer die Fehler des Originals mit übertragen muss, und es genug war, wie ohnehin geschehen ist, dieselben in Anmerkungen zu berichtigen.

Die Berichtigungen und Ergänzungen sind theils in Anmerkungen unter dem Texte, theils in Zusätzen hinter den Arten, theils in Anhängen am Schlusse jeder Abtheilung beygebracht. Hr. B. hat in denselben nicht nur bey den einzelnen Arten die Synonymen berichtiget, und ansehnlich vermehrt (wobey doch manchmal Bücher angeführt sind, die kaum dieser Ehre werth waren), sondern auch bey jeder Abtheilung und der allgemeinen Einleitung selbst die wichtigsten dahin gehörigen Schriften genannt. Die allgemeine Geschichte der Amphibien und ihrer Gattungen, hat die wenigsten Anmerkungen und Zusätze erhalten, sondern es ist dabey vorzüglich auf die Schriften des Hn. Prof. *Schneider* verwiesen; und da dieser eine allgemeine Physiologie in einem fünften Bande versprochen hat: so glaubte Hr. *B.* vermuthlich demselben nicht vorgreifen zu müssen. Ueberdem enthalten die Anmerkungen bessere und vollständigere Beschreibungen der von *de la C.* aufgeführten Thiere, wo die seinen mangelhaft oder unrichtig waren, die entweder aus andern, vorzüglich *Seba*, *Schöpf*, *Schneider* u. s. w. entlehnt, oder wie beym langrüsslichten Krokodil, der grauen Eidechse, den Wassersalamandern, dem braunen Grasfrosche, dem Laubfrosche, und den inländischen Kröten von ihm selbst verfertigt sind, oder er hat in denselben auch wohl eine fremde und eigne Beschreibung geliefert, wie bey der Riesenschildkröte, der Cauane, der geometrischen und europäischen Schildkröte. Endlich sind sie ein Schatz trefflicher Beobachtungen und Bemerkungen, von denen wir hier die wichtigsten ausheben. Nach Hn. B. ist bey den Amphibien das Gehör schärfer wie das Gesicht, wenn gleich schwächer, wie bey den Säugthieren und Vögeln, auch ihr Geruch und Geschmack nicht so stumpf, wie *de la C.* angiebt. Er besitzt eine gemeine Flufsschildkröte, deren Hinterleib mit Beinen und Schwanz schon so gestorben und in Fäulnifs übergegangen ist, dafs er abscheulich stinkt, deren Vordertheile sich aber noch lebhaft bewegen. Die *Schlammschildkröte* (*La Bombeuse*), hält Hr. *B.* mit Linné's *Testudo lutaria orbicularis*, und *de la C. Tortue jaune* für Eine Art, sucht diefs durch die Beschreibung der Abweichungen, die er unter acht Exemplaren, welche er besitzt, bemerkt hat, zu beweisen, doch ohne fest davon überzeugt zu seyn, wie diefs auch bey Rec. der Fall ist, welcher einst Gelegenheit hatte, eine deutsche Schlammschildkröte zu sehen, die der *de la C.* sehr ähnlich war, aber in vielen Stücken von der europäischen der Hn. *Schöpf* und *Bechstein* abwich, die hier in einem Zusatze nach dem erstern beschrieben und ab-

bildet ist. Die *Tortue ronde* des Vf. hält Hr. B. für ganz verschieden von Linné's *T. orbicularis*, dagegen dessen *Terrapene*, Brown's *Terrapin* mit *Schöpfs Testudo Terrapin* für einerley. Bey dem *gemeinen Krokodil* (*Le Crocodile proprement dit*), worunter *de la C.* das Nilkrokodil, das amerikanische, das indianische des Hn. Prof. *Schneider's*, das schwimmende des seel. Meyer's und das afrikanische des Laurenti zusammenfasst, hat Hr. *B.* diejenigen Synonymen angeführt, die sich vorzüglich auf das Nilkrokodil beziehen, und bemerkt in einer Anmerkung zu der eben als Probe der Uebersetzung angeführten Stelle: „Diese die obere „Kinnlade durchstechenden Vorderzähne sind an dem „*indischen Krokodil* angegeben, das Hr. *Schneider* als „eine neue Art angesehen wissen will." Es scheint dem Uebers. also entgangen zu seyn dass die Beschreibung des Hn. *de la C.* die *eben dieses* Krokodils sey, dem Hr. *Schneider*, wie aus eben dieser angeführten Stelle erhellet, unrichtig den Namen des *indischen* beygelegt hat, da seine unterscheidenden Kennzeichen dem afrikanischen gleichfalls zukommen. Vielleicht, und höchst wahrscheinlich, sind beide einerley, und Rec., der nur junge Krokodile genauer untersuchen konnte, gehts wie Hn. *B.*, der in der Folge in einer Anmerkung sagt: „Ich weiss nicht, was es „mit dem Durchgehn solcher Zähne für eine Bewandniss hat." Das *schwarze Krokodil* sieht Hr. *B.* mit Schneider und Meyer von rechtswegen als nicht verschieden vom langrüsslichten an. Unter dem Namen *la Dragonne* hatte Hr. *de la C.*, wie hier nach Hn. Schneider richtig bemerkt wird, nicht, wie er selbst glaubt, Linné's *Lacerta Dracaena*, sondern dessen *L. bicarinata* beschrieben und abbilden lassen. Hr. B. hat daher bey der *Dragonne* Seba's Figur der *L. Dracaena*, und bey *L. bicarinata* die *la Cepedi*sche Figur, die im Originale zur *Dragonne* gehört, nachstechen lassen. Es wäre besser gewesen, wenn diess nicht geschehen wäre, da *de la C.* Abbildung zu seiner Beschreibung gehört und passt, und bey der letztern nicht angeführt ist, das sich jene Taf. 26. befinde. Uebrigens ist es gewiss wohl gethan, dass Hr. B. hier die Sebaische Figur und Beschreibung geliefert hat. Edward's blue *Lizard*, die Hr. *de la C.* als eine Varietät der *Agame* ansieht, hält Hr. B. für Sparrmanns zweystreifige Eidechse; dagegen mit *de la C. Lacerta viridis* für eine von *L. agilis* verschiedne Art; zu der letztern zählt er die Laurentischen *Seps sericeus* (woran er zweifelt) *Seps Argus* (gleichfalls), *S. muralis* (zuverlässig eine eigne Art, die sich durch Bildung des Kopfs, der Bauchschilder u. s. w. wesentlich unterscheidet), *S. terrestris*, *S. ruber* (vielleicht auch eine eigne, dem *S. surinamensis* sehr ähnliche Art) und *S. virescens*. Hr. B. will bemerkt haben, dass sich der Schwanz der grauen Eidechse nie ganz wieder reproducire, sondern, wenn er am Ende des Körpers abgebrochen wird, nicht drey Linien länger wachse, sondern sich nur zurunde; und dass der ergänzte Theil keine Wirbelknochen enthalte; eben diese Eidechse verschluckt auch Salamander und Junge ihrer eignen Art. Hr. B. fand sie in Thüringen immer in Wäldern, Rec. in der Gegend seines Aufenthalts nie in Wäldern, sondern stets und häufig zwischen Hecken, dagegen Laurenti's *Seps muralis* stets im Walde. Pallas *Lacerta velox* wird hier mit der Eidechse beym Seba I. t. 53. (durch einen Druckfehler steht im Buche 93.) Fig. 9. verglichen. Bey der *Goldeidechse* (*Le Doré*) bemerkt Hr. B. sehr wahr, dass Hr. *de la C.* unter diesen Namen Laurenti's *Stincus Stellio*, nicht aber, wie er glaubt, Linné's *Lacerta aurata* abgebildet und beschrieben habe; von der letztern wäre aber Abbildung und Beschreibung, etwa aus Seba beyzufügen gewesen. Die *Mops-Eidechse* (*Roquet*) wagt Hr. B. nicht so gewiss, als Hr. *Schneider* es thut, für die breitzehige anzusehn, ob er gleich überzeugt ist, dass sie keine Varietät der bunten sey, wofür sie Hr. *Donndorf* hält. In Absicht der fliegenden Eidechsen stimmt er dem Vf. bey, dass es nur Eine Art derselben gebe; Rec. ist noch zweifelhaft, ob nicht zwey vorhanden sind, die er beide in einer deutschen Naturaliensammlung antraf, aber, da er sie sah, nicht genau genug untersuchen konnte; Linné's *Draco volans* und *praepos* aber, machen nur Eine Art aus. Die Erd- und Wassersalamander hält Hr. B. auch für zwey Familien derselben Gattung, wie Hr. Schneider, wagt es aber nicht, mit demselben und Hn. *de la C.* Laurenti's *Salamandra atra* als blosse Varietät des gemeinen Erdsalamanders anzusehen. Den letzten sah er Regenwürmer und nackte Schnecken verschlucken. Er leugnet, dass derselbe ein bestimmtes Loch zur Wohnung habe, und bemerkt, dass er zur Begattungszeit stärker rieche. Schwimmen sahe er die alten nie. Die Geschichte der *inländischen Wassersalamander*, die Hr. *de la C.* alle unter dem Namen des glattschwänzigen Salamanders vereinigt hat, und worin noch so viele Verwirrung herrscht, hat durch des Uebs. Bemühungen ungemein viel gewonnen. Er nimmt nur drey Arten derselben an, nämlich 1) den *grossen Wassersalamander*, zu welchem *Triton cristatus Laur.* und *Salam. cristata Schn.* als Männchen; *Tr. Utinensis* und Gesneri *Laur.* und *Salam. pruinata* Schn. und überdem *Lacerta palustris Linn.* und wahrscheinlich Houttuyns *Salam. americana* und *cristata* gehören. 2) Der *mittlere* oder *Brunnen-Salamander*, wohin *Lacerta Triton Merrem.* und *Trit. Salamandroides Laur.* als Männchen, *Trit. alpestris Laur.* und *Salam. alpestris Schneid.* als Weibchen gebracht sind; 3) der *kleine* oder *Teich-Salamander*, wozu *T. parisinus Laur.* und *S. taenitata et palmata Schneid.* als Männchen, *T. palustris*, *carnifex* und *Salam. exigua Laur. Salam. palustris* und *carnifex Schn.* und *Lacerta vulgaris Linn.* (?) als Weibchen gezählet werden. Alle drey Arten sind hier sehr gut beschrieben und neu abgebildet, wobey wir, besonders da das Werk auch für Liebhaber bestimmt ist, wünschten, dass Hr. B. auch die Larven hätte abbilden lassen, welches gleichfalls bey den Fröschen hätte geschehen müssen. Ueberdem sind hier viele treffliche Bemerkungen über ihre Lebensart mitgetheilt, die ganz auf eigne Erfahrungen gegründet sind. Eben so reich daran ist die Geschichte der inländischen Frösche und Kröten, eben so sehr ein Beweis des unermüdeten und scharfen Beob-

achtungsgeiftes des Ueberfetzers. Beym *gemeinen Frosch* (*Rana esculenta*) ziehen fich während des Winterfchlafs die Augen tief in den Kopf, und einen, der in demfelben begriffen, in einer Mufchel gefunden wurde, liefs Hr. B., ohne dafs es ihm fchadete, mehr wie zwanzigmal erwachen und einfchlafen, ja die Beine feft wie Eis frieren. Im Oberkiefer hat er Zähne, die ihm Hr. *de la C.* fälfchlich abfpricht, und fein Gefühl ift nicht fo fein, wie der franzöfifche Naturforfcher behauptet. Während des Paarens häuten fie fich, und die Witterung beftimmt die Dauer ihres Larvenzuftandes, der bey warmen Wetter zwey, bey kalten Sommern oft 3½ Monat währet. Bey dem *braunen Grasfrosch* find die Veränderungen feiner Farben nach den verfchiednen Perioden der Häutung fehr genau befchrieben; er frifst aufser Infecten auch Schnecken und Regenwürmer, auch den Lein aus den Knoten, und häutet fich gleichfalls während der Begattung, die 3 bis 4 Tage dauert. Von Linné's *Rana Rubeta* vermuthet Hr. *B.*, dafs fie eine junge Kreutzkröte, und von *de la C. Sonnante* zeigt er richtig an, dafs fie nichts anders als die Feuerkröte, des Vfs. *Couleur-de-feu* fey. Den braunen Laubfrosch fo wie den bucklichten, fcheint Hr. B. für blofse Varietäten des gemeinen Laubfrofches zu halten, und vom orangefarbnen vermuthet er, dafs er das Weibchen des flötenden fey. Die *Kröten* halten keinen eigentlichen Winterfchlaf, fondern liegen, wie Nattern und Blindfchleichen, in der Erde nur in einem Zuftande der Unthätigkeit. Nach Hn. *Bs.* Erfahrungen machen *Bufo viridis, variabilis, fitibundus*, und *Schreberianus* nur eine einzige Art aus, welches durch genauere Befchreibung wahrfcheinlich gemacht wird,

Die Zufätze enthalten Befchreibungen folcher Arten, die entweder in dem Werke felbft unvollftändig oder gar nicht befchrieben find, wie die der Schlangen- und Penfylvanifchen Schildkröte nach *Schöpf*, der blauen Eidechfe nach *Seba*, des Baftardfrofches nach *Schneider*, — oder folche, die von denen im Werke abweichen, wie die der Zwergfchildkröte von *Edwards*, und der amboinifchen Eidechfe von *Hornftedt*; oder wo es zweifelhaft ift, ob die von andern befchriebnen Arten diefelben, wie die *de la C.* find: fo ift bey der *Schlammfchildkröte* Schneiders europäifche, bey der *Terrapene* Schöpfs *Teftudo Terrapin*, beide nach *Schöpf*, bey der breitzähigen Eidechfe Sparrmans zweyfleckigte, bey der *bandirten* Bartrams Skorpion-Eidechfe, bey *Lacerta Plica* Pallas *L. Helioscopia*, beym *orangefarbnen Laubfrosch* Linné's *Rana boans* befchrieben — oder folcher Arten, die den *de la C.* verwandt find, oder von andern für diefelben, oder wenigftens für Varietäten gehalten werden: fo finden wir hier bey der *gezähnelten*, Wallbaums petfchirte Schildkröte, beym *Leguan* Laurentis *Iguana chamaeleontina*, bey der *grünen Eidechfe* deffelben *Seps caeruleus* und *murinus* nach *Seba*, beym *grünen Laubfrosch* Boddaerts *Rana bicolor*, bey der *brafilifchen Kröte* Schneiders *Bufo fcaber*. Endlich find da, wo Hr. *de la C.* unter Einem Namen mehrere Arten zufammenfafst, diefe in den Zufätzen jede befonders befchrieben; diefs ift der Fall bey der *breitrandigen* und *griechifchen Schildkröte*, die im Original unter dem Namen *la Grecque* verbunden waren; daher find beym *Chamäleon* die verfchiednen von *Laurenti* angegebnen Arten deffelben aufgezählt, und bey der Eidechfe *Mabuya* Laurenti's *Stincus Stellio* nach *Seba*, und Thunbergs *L. lateralis*, beym *Gecko* Haffelquift's *L. Gecko* und Bontius *Salamandra indica*, beym *Seps*, *Anguis Quadrupes*, *Lacerta anguina* und *abdominalis*, beym *Grasfrosch* Pallas *Rana vefpertina* und Gmelins *R. gigas*, beym *Krokodil* das amerikanifche und das fchwimmende, Meyer *Crocodilus natans*, das letztere aber unrichtig befchrieben, fo wie auch Figuren des *Seba* dabey angeführt find, die nicht dahin gehören. *Gronov*, nach deffen Befchreibung *Meyer* die Art beftimmte, führt dabey Seba I. t. 103. f. 1. Hr. *B.* dagegen derfelben Tafel Fig. 2. 3 und 4. an, von welchen die letzte *Gronov* felbft zweifelhaft beym Nil-Krocodil citirt. Nach Hn. *B.* foll der Rücken mit ebnen viereckten Schuppen bedeckt, und alle Zehen mit Krallen bewahrt feyn; *Gronov* fagt aber ausdrücklich: „*Squamae in dorfo et lateribus ouatae, carina elevata levi longitudinali.* — *Quartus digitus . . . inermis et muticus.*" Aber freylich verführte Hn. *B.* das von *Meyern* angeführte Laurentifche Synonym, welches nicht hieher gehört.

Die drey Anhänge endlich enthalten die Befchreibungen von Hn. *de la C.* ganz übergangner, fowohl beftimmter als unbeftimmter Arten. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir diefe alle hier aufzählen wollten, und bemerken daher nur, dafs Hr. B. mit dem gröfseften Fleifse diefe Anhänge aus einer grofsen Anzahl von Schriftftellern gefammelt, und der Menge bereits in den Zufätzen befchriebner, in *de la Cepedifchen* Werke fehlenden Arten ungeachtet doch noch die Gefchichte der Schildkröten mit 26, der Eidechfen mit 24, und die der Frösche ebenfalls mit 24 Arten bereichert habe.

Wir glauben nichts mehr hinzufetzen zu dürfen, um zu beweifen, dafs diefe Ueberfetzung eines der vollftändigften, beften und, auch beym Befitze des Originals, unentbehrlichften Werke über die Gefchichte der Amphibien fey.

* * *

GOTHA, b. Ettinger: *Tägliches Tafchenbuch für Stände auf das Jahr* 1801. 8. (16 gr.) (S. d. A. L. Z. 1800. Nr. 306.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Februar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Braunschweig, b. Reichard: *Elisas Schwestern, eine Schule für die Jünglingswelt*, von *Otto Conrad Christiani.* 1800. I. Th. 188 S. II. Th. 192 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Ebend.: *Ceciliens Flucht nach Berlin, eine Schule für die Mädchenwelt*, von *Otto Conrad Christiani.* 1800. 223 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

O nein! o nein! das wolle der Himmel nicht, dass in diesen zwey Schulen unsere Jünglinge und Mädchen sich bildeten! Denn beide Romane sind Werke, die noch beträchtlich tief unter der Mittelmässigkeit stehen. Am vorzüglichsten schlecht ist der erste. Dieser *August*, den der Vf. nach der Residenz schickt, um ihn allda Weltkenntniss und Männerklugkeit beyzubringen, und den wir anfangs für einen Joseph halten sollten, der vor der Potiphara flieht, ist nachher der abgeschmackteste Bube, der überall Anspruch auf ächte Liebe macht, ohne durch seine eigene Denkart sie zu verdienen; dessen Schicksale eben so abgenutzt, als schlecht erfunden, eben so unnatürlich als langweilig in der Erzählung sind; ein Wollüstling, dem noch sehr glimpflich mitgespielt wird, wenn eine Buhlerin ihm aus der Börse von funfzig Louisd'ors nur — *vierzig* stiehlt, und wenn der Hahnrey, der ihn bey seiner Frau ertappt, denselben nur — *prellen* lässt. Nichts kann wohl unschicklicher seyn, als die Schilderung des Hoflebens und derjenigen Art, mit welcher sein Held den Fürsten behandelt; nichts schaamloser, als wie der Vf. alles, wenigstens fast alle Frauen, schildert. Schon das dünkt ihm *eine* heroische Tugend, dass eine dieser Damen, da er *öffentlich* befragt: ob sie des andern Tages nicht *für fünfhundert Ducaten* eine Stunde allein zu Hause seyn wolle? es ihm abschlägt; oder vielmehr abreisst, um von diesem gefährlichen (!) Menschen nicht verführt zu werden. Dass es in einem solchem Buche auch Sprachschnitzer giebt, sollte man kaum erst rügen; denn wer kümmert sich an einem Krüppel noch um Sommersprossen? Indess wollen wir nur ein paar von denjenigen angeben, die uns gleich beym ersten Lesen entgegen kommen. S. 5. „Warum hör' ich nicht *meinem* Stolze. S. 9. Umsonst ist mir die Ehre. S. 11. *Sein Kosen entgegen zu nehmen*, war ihre grösste Wollust. S. 34. Jetzt *kündet* (statt entdeckt) mir die Gefühle eures Herzens! S. 54. sieht er ein Mädchen mit dem Blute eines ehrlosen Schurkens befleckt, *der sein trauriges Daseyn zu ihren Füssen ausgehaucht hat*, und ihre schöne Unordnung ist ihm ein *Sonnenstrahl im Gewölke der Mitternacht.*" — Ein Sonnenstrahl in der Mitternacht! Wahrlich, der müsste sich noch sonderbarer ausnehmen, als ein originell-schöner Gedanke in den Werken mancher Schriftsteller!

Ein klein wenig besser ist doch der zweyte Roman: *Ceciliens Flucht nach Berlin.* Er hat zum mindesten einige Verwicklung, obschon von höchst unwahrscheinlicher Art. Diese Kaufmannstochter, die mit ihres Vaters Buchhalter durchgeht, ohne zu merken, dass dieser Buchhalter selbst ein Frauenzimmer sey, — die dann zu Berlin in ein Bordell kommt, wo man so mühsam ihren Geist zu verführen sucht, und doch ihren Körper so keusch erhält — wo man sie nach so langer Pflege, nach so vielen auf sie verwandten Unkosten, an einen reichen Wollüstling für nicht mehr als fünfhundert Thaler erb- und eigenthümlich verkauft — wo dieser neue Besitzer sich auf die reinste, platonischste Art gegen sie beträgt — wo sie sich wieder veredelt, man weiss nicht recht warum, und wodurch? — wo gegen das Ende die allersonderbarsten Entdeckungen, zum Theil ganz unnöthig sich häufen, — diese Cecilie ist ein sehr unwahrscheinliches Geschöpf, und wird es gerade dadurch noch mehr, dass der Vf. in der Vorrede versichert: er erzähle eine wirkliche Geschichte. — Hr. Christiani betheuert fast auf jeder Seite: es sey ihm um Belehrung seiner Nebenmenschen zu thun. Wo diese hier herkommen soll, ist schwer einzusehn. Die lieben, blossen Moralien, Leuten in Mund gelegt, deren Leben oft das Gegentheil lehrt, nützen wenig oder nichts. Nur diejenigen Romane sind ächt belehrend, wo aus der Reihe der Begebenheiten, oder aus der Darstellung getroffener Charaktere, Beobachtungen von selbst sich darbieten. Wenn gegenseitig junge Frauenzimmer (zu deren Mentor Hr. Christiani auf dem Titelblatte sich aufwirft) hier lesen: dass ein Mädchen aus väterlichem Hause entläuft, in die Hände einer Kuplerin sich wirft, an einen Mann sich wissentlich verkaufen lässt, und doch — Jungfrau bleibt, die schon verlorne geistige Sittsamkeit wieder erhält, und endlich zum neidenswerthesten Wohlstand gelangt — dann dürften doch wahrlich die Leserinnen eher Lust bekommen, auch durchzugehen, als vor ähnlichen Fallstricken sich zu hüten? Wie trefflich übrigens der Vf. seine Ereignisse zu motiviren weiss, davon nur ein einziges Beyspiel! Als die Kuplerin Ceciliens Seele verderben — durch Lectüre verderben will, so giebt sie (S. 52.) *Wielands Musarion. Liebe um Liebe, Aspasia, den Mönch und die Nonne*, endlich (ein vortreffli-

trefflicher Sprung) die *Gedichte nach Grecourt;* als ihr nachmaliger Liebhaber sie wieder zu veredeln strebt, giebt er ihr (S. 96.) zuerst *Wielands Oberon*, *Herrmann und Ulrike von Wezel*, *Langbeins Schwänke* und *Feyerstunden*, *Cramers Werke* (!) *Guido von Sohnsdom*, und endlich *Müllers* sowohl als *Lafontaines* (!) *Schriften*. Eine treffliche Stufenleiter! Durch Langbeins Schwänke verbessern zu wollen, was Musarion — verdorben hat? Das sieht doch selbst einem Schwank so ähnlich, wie ein Wassertropfen dem andern. Gleichwohl ist es des Vfs. bitterer Ernst.

Altenburg, b. Fiedler: *Kenotaphien. Dichtungen, dem Andenken verdienter Menschen gewidmet*, von *Friedr. Aug. Christ. Moerlin*. 1800. 104 S. 8. (8 gr.)

Die Idee, dem Verstienste berühmter alter und neuer Helden, Dichter oder Weltweisen ein poetisches Denkmal zu setzen, ist löblich an sich selbst, und auch die Art, wie es Hr. *M.* hier versucht hat, verdient — wenigstens dem grössern Theil nach — Beyfall. Denn er hat durch Abwechselung der Form, indem er seinen Stoff bald in Dialogen, bald in Selbstgespräche, bald in Erzählungen einkleidete, diejenige Einförmigkeit zu vermeiden gesucht, die sich sonst bey Gegenständen dieser Art, wenn sie bloss lyrisch behandelt werden, bald einschleicht. Auch gelingen ihm gerade die Einkleidungen in Gespräche und Monologen am besten; denn zur eigentlichen Ode gebricht es ihm noch am hohen Dichterschwung, an kühnen Verbindungen, und an ächt genialischen Planen; dagegen ersetzt er durch classische Literaturkenntniss, durch gefällige Schilderung, durch klüglich benutzte Belesenheit oft das, was ihm an eigenthümlichem Feuer abgeht. Er entzückt nicht, aber er gefällt.

Nur müssen wir ihn freundschaftlich ermahnen, auf den Wohlklang seiner Gedichte künftig noch mehrere Rücksicht, als bisher, zu nehmen. Der Hiatus scheint bey ihm für gar keinen Fehler zu gelten; denn er erlaubt sich denselben fast auf jeder Seite fünf, sechs und mehreremale. Wie unerträglich für ein feines Ohr zischen Stellen, wie folgende S. 60.:

Ach, Darius ists,
Des erschlagnen Königs Leiche ists!

Auch der Gedanke, auf welchen dieses ganze Gedicht abzielt: „Die Thränen, welche Alexander auf den „Leichnam des Darius und Cäsar beym Anblick des „abgeschlagenen Hauptes vom Pompejus weinten, „söhnten den Erebos, die Menschen und Götter für „ihre Weltzerstörung aus" — auch dieser Gedanke ist gewiss nichts weniger als richtig, ist selbst nicht poetisch-schön. Mehr, als mancher erfochtene Sieg konnte so eine Thräne (wenn sie aufrichtig floss) allerdings werth seyn. Aber weh uns allen, die wir keine Helden sind, wenn man die frevelnde Aufopferung von Millionen Menschen so leicht aussöhnen könnte! Schmeicheleyen dieser Art sollte kein Dichter, selbst gegen Lebende, sich jemals erlauben. Das Gedicht S. 84.: *Dem vergessnen Verdienst*, überschrieben, passt nicht ganz (wiewohl es an sich betrachtet, eines der gelungensten ist) in diese Sammlung; denn es trägt mehr den Charakter der Idylle an sich. In dem *Anakreon vor dem Richterstuhl Minos*, ist die Idee: *Auch der Dichter, der Freude verbreitet, hat Verdienst*, gut und passend ausgedrückt; aber die unweisliche Wiederholung der ersten Strophe schwächt ganz den Eindruck, den sonst das Lob des Dichters aus dem Munde des Todtenrichters machen würde. Denn was kann wohl eine Stanze, wie folgende ist:

Geister kamen, Geister schieden
von des Minos Richterstuhl;
schwebten zu dem Blumen-Ufer,
das des Lethe Welle netzt;
schleichen zu dem Tartarus;
rastlos tönt des Richters Spruch.

zum Ruhm Anakreons beytragen! Als Eingang stand sie am rechten Orte; als Wiederholung am Schluss müsste sie wenigstens eine Verstärkung bewirken. Am besten gefallen uns, *Homers Tod* (S. 48.), *Aeschylus unter den Manen* (S. 50.) und *Conradin* (S. 68.). — *Orpheus bey Euridizens Todtenfeyer* (S. 34.), nähert sich schon zu sehr der höhern Epopöe; und beym *Galiläi* S. 21. erinnert man sich ein wenig allzu oft an *Engels* bekannten Traum Galiläis.

Wien, b. Pichler: *Gleichnisse von Carolina Pichler, gebornen von Greiner*. 1800. 134 S. 8. (16 gr.)

Die *Chaumière Indienne* von St. Pierre war (wie die Vfn. selbst im Vorbericht angiebt) die erste Veranlassung dieses Werkchens. Die Geschichte des unglücklichen *Paria*, der von den Menschen ausgestossen, an die Natur sich wendet, und im Umgange mit ihr, in Beobachtung ihrer Erscheinungen, die reinsten erhabensten Sittenlehren entdeckt, machte einen *unvergesslichen* (sollte wohl heissen: unauslöschlichen) Eindruck auf sie. Da sie das Landleben sehr vorzüglich geliebt hatte, und einen Theil des Jahres auf dem Lande zuzubringen pflegte: so benutzte sie jenen Fingerzeig des guten Paria, begann die Pflanzenwelt und die Naturbegebenheiten in gleicher Rücksicht zu betrachten, und die Lehren der Moral im Buche der Natur zu suchen. Durch die spätere Lectüre von *Herders Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit*, kam sie noch mehr auf die Gedanken, dass dieselben heiligen unabänderlichen Gesetze in der physischen, wie in der moralischen Welt herrschen, und dass die erste ein treuer Spiegel der letzten sey. Bäume und Blumen gewannen nun für sie eine ganz andere Ansicht. Sie fand in ihren Eigenheiten ein treues Bild der menschlichen Eigenheiten, und glaubte nun aus diesen Beobachtungen eine Lehrer der Sittlichkeit und Klugheit abziehen zu können, die um so reiner und unzweifelhafter wären, da sie aus den, allen Wesen gemeinschaftlichen, Naturgesetzen entsprangen.

So entstanden diese (*dreyssig*) kleinen Aufsätze. Dass die Vfn. nicht ganz bestimmt sich ausgedrückt hat, wenn sie dieselben *Gleichnisse* betitelt, ergiebt sich aus dem jetzt Gesagten schon; denn es sind offenbar *Vergleichungen*. Auch der Gedanke selbst ist unter deutschen Schriftstellern nichts weniger als neu. In Engels Philosophen für die Welt, in Meissners Skizzen, Anton Walls Bagatellen u. a. m., finden sich viele dergleichen Anwendungen der *unbelebten* Natur auf philosophische und moralische Sätze; ja, allen diesen ist sogar längst schon *Scriver* in seines *Gottholds zufälligen Andachten* — ein Buch, das zu unserer Urgrossväter Zeiten Ansehn und Nachahmer genug hatte! — vorangegangen. Indess, neu, oder nicht neu! Sobald nur die Idee gut an sich selbst und auch hier gut gerathen in der Ausführung ist, sobald wäre es unnöthige Kritteley, jetzt eine genauere Untersuchung der frühern Versuche in dieser Art anzustellen; und wirklich herrscht in diesen kleinen Aufsätzen ein so edler gefühlvoller Ton, verbunden mit einer so gewählten Sorgfalt des Ausdrucks; sie haben durchgängig einen so ächt moralischen Endzweck und eine solche Gefälligkeit im Vortrag, dass die Vfn. nicht nur den grösern Theil der *männlichen* Schriftsteller ihrer Vaterstadt (was freylich noch nicht viel sagen will) beschämt; sondern auch unter den deutschen Schriftstellerinnen überhaupt einen nicht unbedeutenden Platz sich erwirbt. Zwar sind die Vergleichungen selbst nicht alle von einerley Gehalt. Manche der gewählten Gegenstände, z. B. das *Vergissmeinnicht* (S. 20.), der *Sturmwind* (S. 14.), der *entblätterte Baum* (S. 120.), sind nun schon so oft betrachtet und angewandt worden, dass sich ihnen durchaus keine neue fruchtbare Ansicht abgewinnen lässt; bey noch andern, z. B. bey dem *Berggipfel* S. 91., beym *Küchengarten* S. 33. u. a. m., ist die Vergleichung etwas gezwungen; aber selbst diese sind wenigstens nicht ganz fruchtlos; und andere ersetzen die Reichhaltigkeit, die jenen abgeht. Am besten gefallen uns die *ausländischen Gewächse* S. 45., *der sterbende Schmetterling* S. 50., *die Pflanzen im Schatten* S. 87., und *der Garten im September* S. 94. Dass der grössere Theil dieser *Lehrbilder* — wie wir vielleicht am liebsten die ganze *Gattung* benennen würden — das weibliche Geschlecht betreffen; deshalb bittet die Vfn. selbst, als wegen *Einseitigkeit*, um Verzeihung. Wir würden es eher für eine weisliche Bescheidenheit halten.

Leipzig, b. Linke: *Panorama häuslicher Freuden und ehlicher Glückseligkeit. Als Muster der Nachahmung für junge Eheleute.* 1800. 300 S. 8. (20 gr.)

Wie froh doch manche unserer Schriftsteller seyn mögen, wenn bey dem starken Verbrauche der gewöhnlichen Büchertitel, diese oder jene Entdeckung in der physischen Welt, in der Mechanik oder andern Künsten, eine neue Benennung zum Gebrauch ihnen darbeut! Ob diese den Inhalt ihres Werkchens gehörig bezeichnet, — ob sie nicht vielleicht zu einer unpassenden, wohl gar ungünstigen Vermuthung Anlass geben könnte — darum kümmern sie sich wenig. Genug, sie haben einen *neuen* Titel; hoffen dadurch die grössere Menge zu reizen, und willfahren nicht selten zu gleicher Zeit dem Eigensinn ihrer Verleger.

Ein deutliches Beyspiel von diesem Contrast zwischen Titel und Inhalt giebt gegenwärtiges Büchlein. Seinem Aushängeschild nach, schlossen wir auf einen reichhaltigen, abwechselungsvollen Inhalt, auf glänzende Gemälde, auf eine Ansicht von *allen* Seiten; wir lasen es, und fanden: dass gerade Mannichfaltigkeit ihm abgeht, und dass es noch am ehesten durch das Einfache seiner Gegenstände sich empfiehlt. Als Einleitung sind ihm sogenannte: *allgemeine Betrachtungen* über Liebe, Ehe und häusliche Glückseligkeit vorangeschickt. Was der Vf. da auf drey Bogen sagt, ist alles an sich wahr und gut; aber es ist auch so allgemein, dass niemand, der nur ein wenig über die genannten Gegenstände nachgedacht und Erfahrungen gesammelt hat, etwas *neues* darin finden wird. Dann folgen vier Erzählungen. In der ersten wird ein schon vierzigjähriger Mann, den in jüngern Jahren allzu grosse Anfoderungen, und ein paar kleine Unfälle, vom Heirathen abhielten, und der nun unter der häuslichen Tyranney seiner zänkisch-geizigen, gleichfalls unverheiratheten Schwester steht, durch seinen Freund — einen noch viel ältern, aber reuevollen Hagestolz — verhindert, ein völliger Mysogyn zu werden. Er schaut um sich; findet ein braves Landmädchen, gewinnt wieder Zutrauen zur weiblichen Liebe, und heirathet, seinem schwesterlichen Satan zum Trotze. In der zweyten steht ein braver Vater, der aber zugleich ein leidenschaftlicher Kaufmann ist, im Begriff, seine einzige geliebte Tochter unglücklich zu machen, indem er sie nöthigen will, auch einen Kaufmann zu heirathen; da ihr Herz längst an einen würdigen jungen Gelehrten verschenkt ist. Doch ein Freund von ihm lehrt ihn beide Freywerber besser kennen, und da er in seinem Günstling einen Unwürdigen entdeckt, lässt er endlich seiner Tochter ihren freyen Willen. In der dritten Erzählung gelingt es einem Ehemann, seine Gattin, die schon den Irrweg einer modischen Sittenverderbniss eingeschlagen, durch ernstliche Maassregeln und durch Beschränkung auf ein ländliches Leben zu bessern. In der vierten endlich wird gegenseitig ein Gatte, der schon im Begriff steht, seiner Gattin untreu zu werden, durch die edelmüthige Geliebte, um deren Gunst er sich bewirbt, zu seiner Pflicht und zum wahren ehlichen Glücke zurück geführt. — Unter diesen Erzählungen ist, unserm Bedünken nach, die dritte am schlechtesten gerathen. Eine schon so eitel gewordene, schon öfters umsonst gewarnte, Mode-Thörin pflegt auch bey dieser Cur-Art nur äusserst selten sich zu bessern. Die übrigen drey haben zwar auch weder in der Materie noch in der Form ein ächt-originelles Verdienst; ihre Schreibart ist oft allzu blumicht, und sie sind, bis zum Ueberdruss, mit Moralien durchwebt. Aber sie lesen sich doch ziemlich leicht und gefällig. Ihr Endzweck ist löblich; und man legt das

das Buch, wenn man es nun durchgelesen hat, wenigstens nicht mit Unmuth aus der Hand. Nur für ein *Panorama des Ehestands* kann man es durchaus nicht ansehn. Denn es betrachtet stets diese Verbindung von seiner guten Seite, und übergeht tausend und aber tausend Situationen, die in ihr vorkommen, und die viel wirkender als die hier aufgeführten sind, oder seyn können.

Meissen, b. Erbstein: *Erminia, die Einsiedlerin unter Romas Ruinen*, von dem Verfasser der Heliodora. 1800. 235 S. 8. (20 gr.)

Gehörte in diesen kleinen, vor uns liegenden Roman dem deutschen Verfasser alles eigenthümlich an; wäre das ganze Büchlein ein Erzeugniss seiner Einbildungskraft oder Erfahrung: so würden wir ihn dreist zu Deutschlands vorzüglichern Romanen-Dichtern zählen; denn seine Erminia hat sehr schöne Situationen, ein paar, wenn auch nicht durchgesetzte, doch gut geleitete Charaktere, eine die Aufmerksamkeit spannende Verwicklung, und eine ziemlich befriedigende Auflösung. Aber freylich befindet man sich bey Lesung derselben auch sehr oft in einer schon bekannten Gesellschaft; entdeckt hier und da ganze Gliedmassen anderer Schriftsteller, und wird endlich geneigt, das Product selbst nicht für einen *neuen*, sondern nur für einen *neuzusammengesetzten* Körper anzusehen. Denn nicht gerechnet, dass derjenige Bonaventura, der hier den Helden künstlich genug in sein Netz verstrickt, eine grosse Familien-Aehnlichkeit mit dem Schillerischen Armenier, und manchen andern ihm nachgeformten Gauklern an sich trägt: so ist auch nachher die Beschwörung in der Grotte (S. 84.) der Erfolg derselben, der Heldenmuth des jungen Mannes, das ihn von nun an begleitende weibliche zweifelhafte Wesen, der Kampf seiner Leidenschaft und seiner Vernunft, sammt dem Sieg der ersten, mit dem bekannten Roman von *Cazotte*, *Biondetta* oder *Teufel Amor* betittelt, so ganz übereinstimmend, dass uns ein paarmal der Gedanke aufstieg: die ganze Erminia solle wohl eine Ueberarbeitung, eine Natürlichmachung jener Biondetta seyn, und dass wir uns nur wunderten, diesen Endzweck nicht durch irgend einen Vorbericht, irgend eine Note wenigstens angezeigt zu finden. Selbst der eingewebte Charakter von Faustinen dünkt dem Rec. schon an einem andern Orte aufgestossen zu seyn, wenn er gleich das Wo nicht bestimmt anzugeben vermag.

Wer diess alles nicht weiss, oder nicht *achtet*, der wird wahrscheinlich mit dieser Lectüre ein paar müssige Stunden nicht unangenehm sich verkürzen; denn an Interesse, wie wir schon vorhin angaben, fehlt es der Geschichte keineswegs; auch der Stil ist lebhaft, und grösstentheils gutgewählt; nur dann und wann strebt er allzu sichtlich nach Kürze und Ründung. Ueber einige kleine Unwahrscheinlichkeiten, über Vorfälle, die so haarscharf in einander passen, als es in der Wirklichkeit kaum während eines Seculums sich zuträgt, setzt man sich überhaupt in Romanen dieser Art gutmüthiger als bey manchen andern Schriften hinweg, denn ihr Hauptzweck ist ja auf — *Wirkung* berechnet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Braunschweig: Ueber die gelben Körper im weiblichen Eyerstocke.* Nebst einem Glückwünschungsschreiben an Hn. Leibmedicus *Pott*, bey desselben Uebernahme des Decanats im fürstl. Obersanitätscollegium zu Braunschweig, von D. *Th. Georg. Aug. Roose*, Professor u. s. w. 1800. 20 S. 8. (2 gr.) Der Inhalt dieser kleinen Schrift, welche der Vf. im vorigen Jahre auch der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegt hat, betrifft hauptsächlich die Prüfung der von *Haighton* und *Brugnone* über die *corpora lutea* geäusserten, und sich einander völlig widersprechenden Meynungen. Jener behauptete nämlich, dass die Gegenwart der gelben Körper ein unumstösslicher Beweis sey, dass Befruchtung statt finde, und statt gefunden habe, und dieser erklärte jene Meynung geradezu für irrig, und nahm an, dass man die *corpora lutea*, die sich nicht eher bildeten, als bis das weibliche Geschöpf zur Fortpflanzung reif und fähig sey, als eine von den mancherley Erscheinungen anzusehen habe, welche diesen Zeitpunkt anzeigten. Nachdem der Vf. die Gründe beider Gelehrten mit Bescheidenheit und Sachkenntniss untersucht und geprüft hat, bestimmt er sich en[illegible]lich für die *Blumenbachische* Theorie, welche *Brugnone* in [illegible]ner Schrift lächerlich gemacht hatte, und zieht aus der g[illegible]zen Untersuchung folgende Resultate: 1) Die Meynung, [illegible] wären die gelben Körper im weiblichen Eyerstocke untrügli[illegible] Merkmale vorhergegangener Empfängniss und Befrucht[illegible] ist irrig. 2) Die Meynung, als habe man die gelben Kö[illegible] bloss als Merkmale der Reife und des Fortpflanzungsver[illegible]gens des weiblichen Geschlechts anzusehen, hat eben so we[illegible] Grund als jene. 3) Es ist im hohen Grade wahrschein[illegible] dass die gelben Körper nicht allein durch Befruchtung, [illegible]dern auch durch Einwirkung der Phantasie, und durch ör[illegible]che Reizung der Geschlechtswerkzeuge gebildet werden [illegible]nen. Am Schlusse wirft der Vf. noch die Frage auf: ob [illegible] durch weibliche Onanie, oder durch unnatürliche Arten [illegible] Begattung bey sehr reizbaren Weibern allmälich alle Graaf[illegible] Bläschen in gelbe Körper verwandelt, und so eine unheilbare U[illegible]fruchtbarkeit bewirkt werden könne.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 13. Februar 1801.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Duprat: *Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du Méridien*, par *J. B. J. Delambre*, Membre de l'Instit. Nat. et du Bureau des Longit. l'un des deux Astronomes, chargés de la mésure de l'arc compris entre Dunkerque et Barcelonne; précédées d'un *Mémoire sur le même sujet* par *A. M. Legendre*, Membre de la Commission des poids et mésures de l'Instit. Nat. An VII. (1799.) 176 S. gr. 4. sammt 3 Bogen Tafeln und Anmerkungen, und 2 Kupfert. (6 Francs.)

Die bereits unter den Auspicien der constituirenden Nationalversammlung im J. 1791. entworfene, im J. 1792. angefangene, unter mancherley Stössen der Revolution theils unterbrochene, theils fortgeführte, und im J. 1798. durch Bestimmung der Länge einer gedoppelten Basis im Jun. und Sept. desselben Jahrs glücklich vollendete Messung von 9⅔ Graden der Erdfläche zwischen Dünkirchen und Barcellona ist die unmittelbare Veranlassung der gegenwärtigen Schrift. Von den Resultaten dieses grossen und in seiner Art einzigen Unternehmens für die Gestalt der Erde, und für das neue Maass- und Gewichtsystem finden die Leser der A. L. Z. im Jahrg. 1800. Nr. 125. bey Gelegenheit der Anzeige der *Connaiss. des tems pour l'an X.* weitere Nachrichten. *Delambre*, der Vf. der vor uns liegenden Schrift, schon längst als einer der vorzüglichsten Astronomen Frankreichs bekannt, war einer der beiden würdigen Gelehrten, welchen die Gradmessung aufgetragen war, ein Geschäft, dem er sich nebst seinem Gehülfen *Méchain*, wie man aus dem Erfolg erhellet, mit einem ausserordentlichen Grade von Geschicklichkeit, und mit Erwerbung eines bleibenden Verdienstes um die geographischen und astronomischen Wissenschaften unterzogen hat. Bekanntlich wurde schon 1798. in Paris eine besondere Commission von französischen sowohl als ausländischen Gelehrten niedergesetzt, welche theils die Arbeiten beider Astronomen aufs genaueste prüfen, theils aus denselben mittelst gemeinschaftlicher Untersuchungen und Berechnungen die näheren Bestimmungen für die Figur der Erde und für die neuen Maasse ableiten sollte. Dieser Commission, die jetzt ihre Geschäfte geendigt hat, überlieferte auch *Delambre* bey seiner Zurückkunft seine Register und Tagebücher, und legte ihr Rechenschaft ab, nicht nur über alle bey Beobachtung der Polhöhen und Azimute, so wie bey Vermessung der Dreyecke und beider Grundlinien gebrauchten Rücksichten, sondern auch über die verschiedenen Methoden, deren er sich zur Reduction jener Beobachtungen bedient, und die Formeln, nach welchen er vorläufig daraus die Länge der gemessenen Strecke des Meridians berechnet hatte. Da mündliche Erörterung dieser Methoden und Formeln zu unbequem und weitläuftig schien: so wurde der Druck derselben beschlossen. So entstand demnach gegenwärtiges Werk, dessen einzelne Bogen, so wie sie gedruckt waren, unter die Commissarien vertheilt wurden. Noch alle Astronomen, die sich mit Messung eines Meridiangrades beschäftigten, haben in gedruckten Schriften über ihre Arbeit dem Publicum Bericht erstattet; allein man wird diese neueste Schrift um so weniger für überflüssig halten, da jene ältern, den historischen Theil und die Berichtigung der Werkzeuge ausgenommen, in der Hauptsache alle einander ganz ähnlich sind, und in allen die nämlichen Methoden des Calculs vorkommen. Letzte Methoden, wenn schon lauter Näherungen, mochten zu ihrer Zeit immerhin befriedigen; sie standen im Verhältniss mit der Güte der Werkzeuge, bey denen sich Irrthümer in den Beobachtungen, weit grösser als jene des Calculs, nicht vermeiden liessen. Aber bey der grossen und bisher unerreichten Vollkommenheit, welche den bey der neuesten Gradmessung gebrauchten Werkzeugen eigen war, suchte der Vf. mit Recht Methoden auf, welche genauer und schärfer wären, als die gewöhnlichen; schon in einigen Bänden der *Connaissance des tems* hatte er deswegen vorläufig gewisse Tafeln und Formeln zur Reduction der Winkel geliefert. Er überzeugte sich insbesondere von der Unzulänglichkeit der Art, wie man bis jetzt die Convergenz der Meridiane in den Calcul gezogen hatte, und bey dem Verfolg seiner Operationen wurde er immer mehr auf die Nothwendigkeit geleitet, durchaus alle in diess ganze Geschäft einschlagende Probleme einer besondern Prüfung zu unterwerfen, und für neue, theils schärfere, theils einfachere, Auflösungen zu sorgen, zumal solche, welche durch blosse Veränderung der algebraischen Zeichen mit Leichtigkeit auf alle vorkommenden Fälle sich anwenden liessen, und den Rechner der beschwerlichen Mühe entledigten, für jeden besondern Fall erst eine eigene Figur zu entwerfen. Der Vf. hat indessen die ausführlichen Beweise seiner durchaus analytischen Formeln in ihrer ganzen Ausdehnung eingerückt; ausserdem, dass nicht jeder praktische Geometer mit den Voraussetzungen, auf denen diese Beweise ruhen, gleich vertraut ist, hat diese Umständlichkeit noch den wesentlichen Vortheil, dass die in den Formeln selbst etwa eingeschlichenen Fehler um so eher verbessert

bessert werden können. — Der Delambreschen Arbeit geht von S. 9. bis 16. ein kurzer Aufsatz von *Legendre* voran, dessen Inhalt ebenfalls die Methode betrifft, die genaue Länge des Meridianquadranten zu bestimmen. Die Hauptsache davon steht schon in den *Mém. de l'Acad.* 1787; hier ist einiges noch weiter erläutert, und mit Beweisen begleitet. Der Vf. kam, zum Theil auf verschiedenen Wegen, auf ähnliche Formeln mit *Delambre*; in andern Stücken geriethen beide auf sehr abweichende Methoden. Es ist nützlich, bey so delicaten Rechnungen verschiedener Methoden sich bedienen, und sich um so mehr von der Richtigkeit des Calculs versichern zu können; inzwischen ist *Delambre's* Verfahren zum Theil genauer, zum Theil auch auf strengere Beweise gegründet. *Legendre's* Methode beruht kürzlich darauf, dass er zuerst die Winkel auf den Horizont zu reduciren, alsdann ihnen a priori, wie ers nennt, die nöthigen Verbesserungen zusetzen lehrt, damit die Summe der drey Winkel 180 Graden + dem kleinen von der Fläche des Dreyecks herrührenden Ueberschusse gleich werde. Indem in dieser Hypothese das ganze Netz von Dreyecken auf eine sphärische oder sphäroidische Fläche entworfen wird, und die Seiten als Kreisbogen betrachtet werden: so schlägt Leg. vor, diese Seiten der Dreyecke nach folgender Regel zu berechnen: man setze die Summe der 3 Winkel eines sphärischen Dreyecks mit sehr kleinen Seiten gleich $180^{0} + w$, ziehe von jedem der beobachteten Winkel $\frac{1}{3}$ w. ab: so werden die Sinus der so verminderten Winkel ihren gegenüberstehenden Seiten proportional seyn, und man wird das Dreyeck als geradlinicht behandeln können. Dann folgt die Art, wie die Perpendicularlinie auf den Meridian berechnet wird, und wie durch Vergleichung der berechneten Azimute mit den an beiden Enden der Triangelkette beobachteten die Operation verificirt werden kann. Gegen obige Regel, die aus gehäuften Näherungen abgeleitet, an Genauigkeit nothwendig verlieren musste, haben schon *Kästner*, und neuerdings *Burkhardt* gegründete Erinnerungen gemacht; auch *Delambre* fand dafür keine directen Beweise. Am Ende des Buchs stehen noch einige Seiten Anmerkungen, worin Leg. seine Formeln und Methoden gegen gewisse Stellen der Delambreschen Schrift zu rechtfertigen sucht. — Das Werk von *Delambre* selbst zerfällt in zwey Theile, einen theoretischen von S. 17. bis 112. und einen praktischen von S. 113. bis 176. sammt einem Anhange von Tafeln. — Im *theoretischen Theile* entwickelt der Vf. die Formeln und Verfahrungsarten, die er bey Berechnung der gemessenen Meridiangrade gebraucht hat. Da die Vollkreise, deren man sich bey der Messung bedient hat, in 400 statt in 360 Grade, der Quadrat also in 100 Decimalgrade getheilt war: so wird vor allen Dingen gezeigt, wie auf eine sehr leichte Art Decimalgrade in die gewöhnlichen, nach dem Verhältniss wie 10 zu 9, und umgekehrt im Verhältniss wie 9 zu 10, zu verwandeln sind; ferner, wie die Excentricität des untern Fernrohrs zu verbessern ist; nach *Borda's* Bemerkung ist übrigens die vereinigte Wirkung einer solchen Excentricität auf alle drey Winkel eines Dreyecks gerade gleich Null. Unter den Aufgaben, deren vollständige Auflösung nun gegeben wird, ist die erste: die Winkel auf den Mittelpunkt einer Station zu reduciren. Was für Vorzüge die von dem Vf. gewählte Auflösungsart schon wegen ihrer analytischen alle mögliche Fälle in sich schliessenden Form vor den ältern Methoden hat, ist augenscheinlich. Man werfe zur Vergleichung nur einen Blick auf die *Méridienne vérifiée*, und auf die verwickelten Regeln, die für eben diese Reduction daselbst vorgeschrieben werden; dort muss man elf Figuren durchlaufen, um zu sehen, welche für jeden bestimmten Fall gehört, und dabey erst noch über die Zeichen des gedoppelten Theils der Reduction sich verständigen. Noch andere Beobachter hielten für das beste, zu jedem besondern von ihnen aufgeführten Winkel eine eigene Figur zu zeichnen, um den Rechner ja vor allen möglichen Verirrungen sicher zu stellen. Weit einfacher geht Del. zu Werke; eine Figur und Formel leistet bey ihm alles. Er giebt eine doppelte Auflösung, theils durch eine endliche zweygliedrigte Formel, theils durch eine Reihe, wovon aber das erste Glied schon jedesmal Genüge thut. Dabey zeigt der Vf., wie man, wenigstens auf Gebirgen oder sonst einem günstigen Local, eine solche Stellung nehmen kann, dass jene Reduction Null wird, wenn man schon ausserhalb des Centrums beobachtet, oder wie man, auch unter weniger günstigen Ortsumständen, doch der Verminderung auf Null sich sehr nähern kann. Verhalten, wenn das Centrum entweder unsichtbar und unzugänglich, aber mitten auf einer Diagonale, deren Enden bemerkbar sind, gelegen ist, oder auch, wenn das Centrum innerhalb einer regulären Figur liegt, wovon man bloss eine Aussenseite beobachten kann, oder wenn das unsichtbare Centrum auf dem Perimeter einer Figur von bekannten Dimensionen fällt. — Aufgabe: wenn das Signal einen merklichen Durchmesser hat, aber ungleich erleuchtet wird, so dass irgend ein beobachteter Punkt nicht genau in der Richtung der Axe liegt, den daraus entstehenden Irrthum zu verbessern. Dieser sehr häufig sich ereignende Umstand ist von andern Schriftstellern meist übergangen worden; der Vf. giebt Formeln für alle Fälle, die ihm selbst vorkamen, oder die er voraus bestimmen konnte. — Wie in geneigten Ebenen beobachtete Winkel auf den Horizont zu reduciren sind. Statt der bisherigen, im Verhältniss der geringen Grösse der gesuchten Verbesserung sehr beschwerlichen Formeln giebt der Vf. weit kürzere und einfachere. *Legendre* hat eine Formel, die nur bey sehr kleinen Dreyecken anwendbar ist, und in einem gewissen Falle einen Irrthum von 12 Secunden zuliess. Unterschied zwischen einem sphärischen durch zwey Kreisbogen gebildeten Winkel, und einem geradlinichten, welchen die Sehnen dieser zwey Bogen machen. Unterschied zwischen der Seite eines geradlinichten Dreyecks, und der Summe der zwey übrigen Seiten, durch eine Reihe von sehr einfachem Ge-

setz ausgedrückt; eine Veranlassung, diesen Unterschied zu suchen, ist, weil man öfters die geradlinichte Distanz der zwey Enden einer Basis nicht unmittelbar messen kann, sondern blos zwey abgebrochene Linien, die miteinander einen von 180° wenig verschiedenen Winkel machen. Reduction der Basis auf die Meeresfläche. — Verbesserungen, welche der *astronomische* Theil der Gradmessung erfodert. Wie Zenitdistanzen, ausser dem Mittagskreise beobachtet, auf diesen zu reduciren sind; der Vf. giebt dafür eine stark convergirende Reihe, deren zwey erste Glieder jedesmal hinreichen, und lehrt zugleich, diese zwey Glieder in einer einzigen bequemen Tafel darzustellen. (Man findet ausführliche Tafeln, nach eben denselben Formeln berechnet, für den Polarstern bis auf 45 Zeitminuten Abstand vom Meridian in der *Conn. des tems pour l'an VI.* und für β im kleinen Bären bis auf 27 Min. Abstand in der *Conn. d. t. pour l'an VIII.*) Untersuchung des Einflusses geringer Ungewissheiten in der Abweichung des Sterns, dem Stundenwinkel und der Polhöhe, desgleichen, wenn der Kreis, womit die Distanzen gemessen worden, von der verticalen Lage in etwas abweicht, oder wenn man nicht genau im Durchschnittspunkte der zweyen Fäden beobachtet, oder wenn der Horizontalfaden eine Neigung hat. Nicht nur die Theorie zeigt, sondern auch *sehr* häufige von dem Vf. mit dem Borda'schen Vollkreise angestellten Beobachtungen haben es hinlänglich bewährt, wie unbeträchtlich im Ganzen alle diese verschiedenen Irrthümer sind, denen diess Werkzeug unterworfen ist, wenn man es nur gut zu behandeln weiss. Aus 1800 Beobachtungen, an zweyen Sternen in einem Winter angestellt, fand *Delambre* durchaus beynahe die nämliche Grösse für die Polhöhe, und die kleinen noch übrigen Unterschiede von einem Tage zum andern lassen sich füglich den Unregelmäsigkeiten der Strahlenbrechung zuschreiben. Die mittlern Grösen aus beiden Sternen sind kaum um 0,2 Sec. unterschieden, (eine für Bestimmung der Polhöhe in der That bisher äusserst seltene Genauigkeit!) und das nämliche Resultat ergiebt sich eben so aus einer Anzahl von 400 bis 500, wie aus der gesammten Summe von 1800 Beobachtungen. — Formeln, um die Beobachtungen des Azimut zu berechnen, mit besonderer Rücksicht auf die Bordaschen Kreise. — Die Correctionen sowohl des geodätischen als astronomischen Theils der Messungen vorausgesetzt, lehrt nun der Vf. vorerst, in der Hypothese der *sphärischen* Gestalt der Erdkugel, die einzelnen Theile des Meridianbogens zu bestimmen; er schickt daher Formeln voraus, wie in dieser Hypothese für eine ganze Dreyeckskette die Differenzen der Breiten, der Azimute und der Längen zweyer äusserster Signale, und daraus nach und nach der dazwischen liegende Bogen des Meridians selbst gefunden wird. Nun folgen mehrere allgemeine und bequeme Formeln zusammengestellt, woraus, in der *elliptischen* Hypothese, alle Stücke des Erdmeridians blos mittelst der Function der Breite sich bestimmen lassen. Dahin gehört: Werth eines Bogens zwischen dem Aequator und einem gegebenen Parallel, Werth des Meridianquadranten aus einem gemessenen Bogen und den Polhöhen seiner beiden Enden hergeleitet, Bestimmung des Metre auf eine von der Abplattung unabhängige Weise, Unterschied zwischen dem scheinbaren und wahren Zenit, eine zur Berechnung der Parallaxen dienliche Aufgabe. Nähere Anleitung, wie die Berechnungen in der sphärischen Hypothese durch Zuziehung der Abplattung der Erde verbessert werden müssen, und wie die Grösse dieser Abplattung aus den Beobachtungen selbst gefunden werden kann. — Probleme, die *Nivellirung* der Dreyecke, oder die Erhöhung ihrer Spitzen über die Meeresfläche betreffend. Die Borda'schen Kreise geben auch die besten und sichersten Mittel an die Hand, eine Gegend genau zu nivelliren; der Vf. hat auf allen Stationen ohne Ausnahme sich derselben zu diesem Endzwecke bedient. Zwar bleiben immer kleine Ungewissheiten wegen der Strahlenbrechung zurück; diese können aber gehoben werden, wenn zwey Beobachter sich miteinander vereinigen, an zwey Signalen zu gleicher Zeit correspondirende Wahrnehmungen anzustellen; daraus findet sich der Unterschied des Niveau der zwey Stationen. Um diesen Unterschied zu berechnen, giebt der Vf. für alle in der Ausübung sich darbietende Fälle theils endliche Reihen zu ganz genauer Auflösung des Problems, theils stark convergirende, wo gemeiniglich das erste Glied zureicht. Wie die Erhöhung über der Meeresfläche zu finden für den Fall, dass sich der Meerhorizont beobachten lässt. — Art, die terrestrische Strahlenbrechung zu bestimmen. Verbesserungen, welche die Abplattung der Erde für das Nivellement nöthig macht; sie sind gemeiniglich sehr unbedeutend. — Directe, und auf keine *Positio falsi* sich gründende Formeln der astronomischen Strahlenbrechung, für den Abstand sowohl vom scheinbaren als wahren Zenit; Verbesserungen durch das Barometer und Thermometer. Um die Refraction am Horizonte, und in der Höhe von 45 Graden genauer festzusetzen, legte der Vf. eine grosse Anzahl Beobachtungen von *Bradley*, *Piazzi*, *Méchain*, und seine eigenen zum Grunde; einige derselben gaben für 45 Grade eine kleine Vermehrung, andere eine Verminderung der gewöhnlich angenommenen Grösen; er formirte sich daraus vier Tafeln der Refraction, die er nach einander bey seinen Beobachtungen anwandte, und da die Tafel von *Bradley* unter allen beynahe das Mittel hielt: so gab er ihr den Vorzug. Indess kann die Refraction in den Differenzen der Polhöhen, welche für die Gradmessung beobachtet worden sind, nirgends einen merklichen Irrthum verursachen. Weil es bey Azimutalbeobachtungen auf die Refraction für die wahren, nicht für die scheinbaren, Zenitdistanzen ankommt, so suchte der Vf. seine Formeln auch für die ersten insbesondere einzurichten. — Zuletzt Methoden, das über dem eigentlichen Ort der Beobachtung erhabene Stück eines Signals zu bestimmen, nebst einer Reihe, um in einem geradlinichten Dreyeck, wo man zwey Seiten und den eingeschlossenen Winkel kennt, einen der

der unbekannten Winkel zu finden. — Der zweyte durchaus *praktische Theil* des Werks beschäftigt sich mit Rechnungsbeyspielen, und Anwendung der im ersten vorgetragenen Formeln auf wirkliche bey der Gradmessung vorgekommene Fälle. Auch dieser Theil ist reich an trefflichen Bemerkungen für den ausübenden Geometer, und kann denen, die zu ähnlichen Operationen im Grossen oder auch zu geodätischen Arbeiten von geringerem Umfange berufen sind, nützliche Dienste leisten. Den Gebrauch Borda'scher Vollkreise hält der Vf. bey allen künftigen geographischen ins Grosse gehenden Unternehmungen für unentbehrlich, und macht einige Anmerkungen über die bequemste Manier, die vervielfachten Beobachtungen am Werkzeuge abzulesen. Dann kommen, mit Rücksicht auf die verschiedenen möglichen Fälle, numerische Beyspiele von Reduction der Winkel auf das Centrum der Station und auf den Horizont, von Verwandlung sphärischer Winkel in Chordenwinkel, von Bestimmung der Polhöhe mittelst ausser dem Mittage beobachteter Zenitdistanzen der Circumpolarsterne, von Berechnung der Azimutalbeobachtungen, der Nivellirungsdifferenzen, der Neigung des Meerhorizonts, der irdischen und astronomischen Strahlenbrechung. Auch noch einige analytische Methoden für allgemeine topographische Probleme. Die Art, wie man bestimmen kann, ob ein aufzurichtendes Signal sich auf der Erde oder am Himmel projiciren wird. Bequemste Figur und Beschaffenheit der Signale; der Vf. giebt im Allgemeinen der viereckten Pyramidalform den Vorzug. — Den Beschluss macht eine Reihe *Tafeln*. Die vier ersten dienen, theils einen beobachteten Winkel auf den Horizont, theils horizontale und sphärische Winkel auf Chordenwinkel, zu reduciren. Tafel für die mittleren Refractionen, auf die wahre Zenitdistanz gestellt; Correctionstafel für den Stand des Barometers und Thermometers; letzte ist weit geschmeidiger als die gewöhnlichen eingerichtet. Zwey allgemeine Tafeln zur Reduction der Zenitdistanzen auf den Meridian; sie dienen dazu, die Construction besonderer Tafeln für einzelne Sterne zu erleichtern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG und LEIPZIG, b. Polt: *Abendtheuer und Reisen Martin Engelbrechts, als Seitenstück zum Englischen Robinson, eine der interessantesten Robinsonaden aus dem siebzehnten Jahrhundert.* m. e. Kpfr. 1801. 174 S. 8. (12 gr.)

Diese hier gleich auf dem Titel so hochgepriesene Robinsonade mag allerdings manchen unserer Leser bereits vor dreissig oder vierzig Jahren einige angenehme Stunden gemacht haben, und würde mit der grossen Empfehlung der *Jugendfreundschaft* in ihr Gedächtniss zurückkehren, wäre sie ihnen hier nicht mit einer nutzlosen Firmelung aufgeführt. Denn dieser Martin Engelbrecht ist niemand anders, als der ehemals so berufne *Martin Speelhoven*, einer der vielen Romane des sogenannten Dresdner Thürmers, und vielleicht der Beste von dieser ganzen Familie. Zwar sah man ihm von Anfang bis zu Ende die Nachahmung des unendlich verdienstvollern Robinson Crusoe an; zwar hatte er der flachen Begebenheiten, der platten Einfälle, und der weitschweifigen Stellen sehr viele; aber es befanden sich auch manche glückliche Situationen in demselben. Sein unerwartetes tragisches Zusammentreffen mit seinem Vater auf einem wüsten Eiland — die Anlandung eines entführten, an ihrem Räuber sich blutig rächenden Mädchens — die Lebensrettung, die er ihr bald darauf gegenseitig verdankt — ihre züchtige Liebe, die vielleicht noch züchtiger ist, als die Natur in einer solchen Lage es mit sich bringen dürfte — diess alles, und noch manches andere gab Stoff zu interessanten Situationen. In so fern war auch allerdings das Büchlein einer neuen Ueberarbeitung, einer verbesserten Sprache, und einer kleinen Nachhülfe an mehrern Stellen nicht unwerth. Doch der ungenannte Herausgeber hat es sich sehr leicht gemacht. Sein Hauptverdienst ist *Zusammenziehung*, die nicht selten in *Skelettirung* übergeht. Vorzüglich dann, wenn Martin vom Eilande wieder nach Europa zurückkehrt, wenn man ihn unwürdig genug seine Braut entwenden will und wirklich entwendet, wäre manche Abänderung heilsam für die Wirkung, und auch verträglich mit der poetischen Gerechtigkeit gewesen. Auch der Schluss ist drollicht. Nachdem der Held des ganzen Werks doch endlich noch seine Jenny, und zwar (was mit der Chronologie sich ziemlich schwer verträgt!) als ein *blühendes reizendes Weib* zur Frau bekömmt, sagt er: „Schon zehn Jahre lebe ich mit ihr froh und zufrieden. Liebliche Kinder schaukeln auf meinen „Knieen, und es bleibt mir kein Wunsch übrig, als „der eines seligen Ende." — Das klingt sehr fromm. In einer so glücklichen und erst so kurzen Ehe pflegt man sich sonst noch nicht nach dem Querstrich zu sehnen, der hienieden alles endet. — Doch nun genug von einem Werke, das schon seiner Bestimmung nach keiner strengen Kritik unterliegt, und das um so mehr auf glimpfliche Behandlung Anspruch machen darf, da unsere Bekanntschaft mit ihm bereits so alt ist.

BERLIN, in d. Königl. Preuss. akad. Kunst- u. Buchh.: *Raspo von Felseneck, oder der Gottesgerichtskampf aus dem elften Jahrhunderte.* Vom Vf. des Konrads von Kaufungen. Neue unveränderte Auflage. 1 Th. 1800. 236 S. 8. (18 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Ueber die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker*, nebst Zusätzen einige scholastische Theorieen betreffend von *W. L. G. Freyherrn von Eberstein*. 1800. 152 S. gr. 8. (14 gr.)

Die Geschichte der neuern Peripatetiker, welche seit der Reformation die Philosophie zwar nur grösstentheils zum Behuf der Theologie cultivirten, dennoch mit freyerem Geiste forschten, und zum Theil die leeren Speculationen der Scholastik verwarfen, ist bisher, wie der Vf. in der Vorrede zeigt, vernachlässiget worden. Zwar hat *Brucker* fleissig gesammelt, was das Leben dieser Männer betrifft, aber ihre Lehren, ihre Bemühungen für die Philosophie selbst, und die Folgen derselben für die Wissenschaft, pflegen aus dem Grunde übergangen zu werden, weil man voraussetzt, dass ihnen kein anderes Verdienst gebühre, als das System des Aristoteles, gereinigt von allem scholastischen Wuste, in seiner lautern Gestalt aus dem Originale hervorgezogen zu haben. Diesen Wahn verbreitete und bestärkte auch der Name der reinen oder ächt peripatetischen Schule, unter welchem diese Männer von Brucker aufgeführt worden. *Tiedemann* ist durch seinen Plan entschuldiget, dass er diesen ganzen Zeitraum nur kurz berührte. Auch von der scholastischen Philosophie behauptet der Vf. in der Vorrede, und, wie Rec. dünkt, vollkommen wahr, dass sie noch keinesweges eine vollständige, gründliche, aus den Quellen geschöpfte, historische Untersuchung erhalten habe, so gross auch das Verdienst ist, welches sich *Tiedemann* um diesen Theil der Geschichte der Philosophie erworben hat. Es giebt [illegible] auf diesem Felde Strecken, welche noch nicht gehörig angebauet sind, und der Vf. der vor uns liegenden Schrift hat eine verdienstliche Arbeit unternommen, dass er durch seine lehrreichen Untersuchungen nicht nur eine pragmatische Geschichte der Logik und Metaphysik seit der Reformation bis auf Leibnitz, und der Veränderungen, welche diese Wissenschaften in diesem Zeitraume durch die Bemühungen der sogenannten ächten Peripatetiker erlitten haben, geliefert, sondern auch zugleich einige Lehren der Scholastiker aufgeklärt, und durch beides die Geschichte der Philosophie wirklich bereichert hat.

Der grössere Haupttheil der Schrift über die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker, zerfällt in fünf Abschnitte. I. Allgemeine Uebersicht der reinen peripatetischen Philosophie im 16. und 17ten Jahrhundert. Ungeachtet Luther alle Philosophie und besonders die Aristotelische verachtete, (eigentlich doch nur die ausgeartete scholastische; auch milderte sich sein Urtheil in spätern Jahren, wahrscheinlich durch Melanchthons Einfluss, sehr): so wurde doch von Melanchthon, dem Stifter dieser Schule, Aristoteles zum Hauptführer in der Philosophie erhoben. Die Ursachen davon sind hier sehr gut erklärt. Darauf giebt der Vf. eine kurze, aber treffende, Schilderung der sogenannten reinen Peripatetiker, aus welcher sich ergiebt, dass ihnen die Autorität des Aristoteles doch nicht alles galt, dass sie die Kirchenväter und Scholastiker oft zur Erklärung des Aristoteles, und zur Entscheidung mancher Streitigkeiten, von denen Aristoteles nichts wusste, zu Hülfe nahmen, dass sie also in einigen Punkten mit den Scholastikern übereinkommen, in andern von denselben abweichen. Sie können daher nicht mit allem Recht ächte Peripatetiker genannt werden. (Nur hätte der Vf. selbst nicht diese Benennung auf dem Titel wählen sollen). II. Beschaffenheit der Logik; III. Beschaffenheit der Metaphysik und vorzüglich des allgemeinen Theils (Ontologie). IV. Besonderer Theil der Metaphysik, insbesondere Theologie. V. Körper- und Seelenlehre. In allen diesen Abschnitten charakterisirt der Vf., mit vieler Einsicht, die Veränderungen der Logik und Metaphysik überhaupt und nach einzelnen Theilen, mit steter Hinsicht auf den Zustand derselben in dem scholastischen Zeitalter, entwickelt daraus die Ursachen des Fortschreitens und Zurückbleibens, hebt diejenigen Begriffe, Sätze und Streitpunkte heraus, welche in diesem Zeitraume mehr bestimmt, entwickelt, und der Entscheidung näher gebracht worden sind. Es ist nicht zu leugnen, dass auf diese Art und durch diese Behandlung eine andere Ansicht von diesen Denkern und ihren Bemühungen gewonnen wird, als man in den grössern und kleinern Werken über die Geschichte der Philosophie findet. Man bemerkt mit Vergnügen, dass auch in diesem Zeitraume der menschliche Verstand nicht stille stand, sondern bey aller Anhänglichkeit an dem Aristoteles und dem positiven Religionssysteme, dem die Philosophie dienen musste, dennoch immer mehr Selbstständigkeit und Freyheit zu erringen suchte. Besonders merkwürdig sind in dieser Hinsicht einige von *Taurellus* angeführte Aeusserungen, z. B. S. 17. *humanae menti non Aristoteli philosophia est adscribenda. Non is enim philosophiam peperit, nec ipsi nomen indidit, ut a philosopho philosophia denominaretur, cum non credere, sed intelligere potius philosophiae sit dignitas,* und S. 82. wo er die Ableitung der rationalen Erkennt-

kenntnifs aus den Eindrücken der Sinne verwirft, und die Spontaneität des Verstandes anerkennt. Uebrigens erklärt fich auch der Vf. wie in feiner Gefchichte der Logik und Metaphyfik, für die Leibnitz-Wolfifche Philofophie. Indeffen hat diefe Vorliebe keinen Einflufs auf das Gefchichtliche, vielmehr den Vortheil gehabt, dafs er die Quellen, woraus Leibnitz und Wolf fchöpften, die Unterfuchungen, zu welchen fie durch das Studium der ältern Philofophen veranlafst wurden (z. B. dient S. 84. die Bemerkung, dafs Leibnitz durch Thomafius Beftreitung der *tabula rafa* auf feine Theorie vom menfchlichen Verftande geleitet worden), in helleres Licht fetzte, und dadurch keinen unbedeutenden Beytrag zur pragmatifchen Gefchichte diefer Philofophie lieferte. Und wenn fich auch zuweilen die Bemerkung aufdringt, dafs fich aus dem Standpunkte jener Philofophie, welchen der Vf. gewählt hat, nicht jedes Phänomen auf die befriedigendfte Weife aufklären läfst, fo wird man ihm doch um fo eher verzeihen, dafs er bey feinen Verdienften nicht nach einem höhern rang, da es der Gefchichte gemäfs ift, jenen Zeitraum blofs in Beziehung auf das zunächft vorhergehende und nachfolgende zu betrachten. Diefes ift auch von dem Vf. vollkommen geleiftet worden. Der Vf. hat nicht nur in diefer Abhandlung da, wo es nöthig war, Rückficht auf die fcholaftifche Philofophie genommen, fondern auch noch zwey auf diefelbe fich beziehende Zufätze angehängt, in welchen er felbft aus den Werken der Scholaftiker gefchöpft hat. Der erfte Zufatz betrifft *die Syfteme der vorzüglichften Nominaliften und Realiften.* Der Streit der Nominaliften und Realiften, der durch Platos Ideen und Ariftoteles Beftreitung derfelben veranlafst, in dem Mittelalter aber wahrfcheinlich durch einen Wink in Porphyrii Ifagoge von neuem wieder angeregt worden, hätte fchon längft eine mit philofophifchem Geifte aus den Quellen bearbeitete Gefchichte verdient, und eine folche Arbeit ift auch nach Tiedemann's für die fcholaftifche Philofophie claffifchem Werke noch nicht überflüfsig geworden. Eine folche Gefchichte liefert nun zwar unfer Vf. nicht, aber doch eine fehr gut gerathene Darftellung der merkwürdigften nominaliftifchen und realiftifchen Vorftellungen, vorzüglich des *Thomas*, *Scotus* und *Occam*; denn über *Roscelin*, *Champeaux* und *Abälard* konnte der Vf. aus Mangel an hiftorifchen Datis auch nicht mehr Licht verbreiten, als fich fchon bey andern fand. Defto verdienftlicher ift die Darftellung der Behauptungen jener Männer; denn fie ift nicht allein vollftändig, fondern auch deutlich, fo fchwer es auch oft war, den Sinn aus der dunkeln, fchwerfälligen Sprache herauszufinden. Es ift uns nur eine Stelle aufgeftofsen, wo der Sinn eines Worts verfehlt ift, nämlich S. 124. wo es von *Occam* heifst: „Er hielt alfo dafür, dafs man wahrfcheinlicher fagen könne; das Allgemeine habe zwar weder in noch aufser der Seele ein reales Dafeyn als ein Subject; aber es komme ihm doch ein Dafeyn in der Seele als Object zu. Es wäre nämlich eine *Fiction*, die auf diefe (diefelbe) Weife, als ein Gegenftand in der Seele vorhanden wäre, wie die Sache aufserhalb derfelben als ein Subject wirklich fey." *Occam* fagt nicht, das Allgemeine fey eine Fiction, fondern *quoddam Fictum*, etwas von der Seele gebildetes, ein Product des Verftandes, würde man fagen können. Das Wort Fiction führt auf einen hier nicht anwendbaren Begriff. In dem zweyten Zufatz giebt der Vf. *die Philofopheme des Thomas von Aquino über das Böfe, die Vorfehung und Freyheit*, weit vollftändiger, als fie in *Werdermann's* Gefchichte der Meynungen über Schickfal und menfchliche Freyheit, und in *Tiedemann's* Geift der fpeculativen Philofophie zu finden find. Wodurch diefe Zugabe vorzüglich interessant wird, ift, dafs hier die Hauptgedanken von Leibnitzens Theodicee vorkommen, z. B. die Sätze, dafs Gut und Ding (Wirklichkeit, Realität) gleichbedeutend; das Uebel, als dem Guten entgegengefetzt, nichts Wirkliches, fondern nur eine Privation des Guten fey; die Vollkommenheit der Welt fodere eine Ungleichheit in den Dingen, weil nur dadurch alle Grade der Vollkommenheit, die unmöglich alle in einem Subjecte wirklich feyn können, in dem Weltall möglich find, u. f. w. — Eine ähnliche Bearbeitung mehrerer Theile der fcholaftifchen Philofophie, zu welcher der Vf. in der Vorrede Hoffnung macht, wird ein um fo verdienftlicheres Gefchenk feyn, je mehr Gelehrte, die in diefem Fache arbeiten, die Mühe des Selbftforfchens fcheuen, und lieber den bequemern Weg wählen, ihre Notizen aus *Tiedemann* zu nehmen.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetfchke: *Grundrifs der Erfahrungsfeelenlehre,* entworfen von *Ludwig Heinrich Jakob,* D. u. Prof. der Philofophie. *Dritte* verbefserte Ausgabe. 1800. XXII. u. 462 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. fagt in der Vorrede, dafs er in diefer dritten Ausgabe wenig zu ändern gefunden habe; doch habe er einige Begriffe näher, einige anders beftimmt, zuweilen die Anordnung verändert, auch einige Zufätze gemacht, wozu er theils durch feine Recenfenten theils durch eignes Nachdenken beftimmt worden fey. Wir haben indefs keine Veränderungen von Bedeutung gefunden; die vermehrte Seitenzahl (die zweyte war 408 S. ftark) rührt grofstentheils von dem veränderten Druck her; mehrere §§. welche uns einer Berichtigung zu bedürfen fcheinen, find unverändert geblieben. Selbft in dem Inhaltsverzeichniffe ift des 1. Th. 2 Abtheil. 2 Hauptft. 3ter Abfchnitt wie in der zweyten Auflage ausgelaffen. Bey der Vergleichung haben wir nur einen einzigen neuen §. 45. von den Sa... der Gefäfse gefunden, und die Anmerkung zum ... der 2ten Ausg., welche blofse Logomachie enthält, ift weggelaffen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Kopenhagen: *Von gefchnittenen Steinen und Kunft felbige zu graviren,* von *Chriftian Ramus* ... der Philofophie. 1800. 35 S. 8. (3 gr.)

Man erfährt aus diefer kleinen Schrift nur das ... kannteste. Irrthümer aber können ihn eben ...

nicht vorgeworfen werden. Wenn S. 14. gesagt wird, *die Neuern hätten mehrere Cameen als Intaglien geschnitten*: so ist solches dahin zu berichtigen, dass im Verhältniss zu der ganzen Masse geschnittener Steine unter den Neuern mehr Cameen als unter den Antiken vorhanden sind; die Anzahl der Intaglien oder tiefgeschnittenen Steine aber ist unter den Neuern, so wie unter den Alten, bey weitem die grössere.

Zürich, b. Füssli u. Comp.: *Sammlung historisch merkwürdiger Schweizergegenden.* 4ter Heft. 1799. Mit 4 illuminirten Kupfertafeln u. 153 S. Text längl. 4. (6 Rthlr. 16 gr.)

Der drey ersten Hefte dieses Werks ist in Nr. 114. der A. L. Z. 1799 gedacht worden. In dem vor uns liegenden vierten Heft, stellen die in Aberlischer Manier sauber ausgemalten Kupferstiche 1) die Capelle bey Sempach, 2) das Schlachtfeld zu Näfels, 3) Gersau am Vierwaldstätter See, und 4) die Capelle am Stoss im ehemaligen Canton Appenzell (nun Senlis) dar. — Nr. 3. nach einem Gemälde von Hess gearbeitet, scheint uns das Vorzüglichste, diesem kömmt Nr. 2. nahe, am wenigsten möchte wohl das letzte interessiren.

Die Erzählung der denkwürdigen Vorfälle, welche sich an den abgebildeten Orten zugetragen, ist, einige Provinzialismen ausgenommen, gut und gedrängt geschrieben; hier und da bemerkt man indessen einen unbilligen Widerwillen des Vfs. gegen Fürsten und Adel, so wie auch gegen die Stadt Bern, welches ihm, da er als Geschichtschreiber vollkommen unparteyisch seyn sollte, zum Vorwurf gereicht.

[illegible], b. Arnold u. Pinther: *Deutsche Kunstblätter.* Ersten Bandes, zweytes Heft. 1800. 60 S. 8. und 1 Kupf.

Vorliegendes Heft enthält 1) die Fortsetzung der *Anzeige des Journals der Romane*, welchem Lob [illegible] wird. 2) *Oeser* am Tage vor seinem Tode. [illegible] würdige Künstler entschlief, so zu sagen, mit dem [illegible] in der Hand. 3) Die *Kunstausstellung zu Dresden im Jahre* 1800. Fortsetzung der im ersten Stück [illegible]brochenen kritischen Anzeige der Bilder, welche [illegible] dieser Ausstellung zu sehen waren. 4) *Fragmente [über] bildende Kunst*, ebenfalls Fortsetzung eines schon [im ers]ten Stück befindlichen Aufsatzes. 5) *Recension*. Das gute Zeugniss, welches wir schon in Nr. [illegible] der A. L. Z. vom vorigen Jahre den deutschen [Kunst]blättern bey Gelegenheit der Anzeige des ersten [Hef]ts derselben ertheilten, verdienen sie noch immer [illegible] und Eifer für das Wahre, das Gute und ein lö[bl]würdiges Erkühnen gegen hergebrachte Irrthü[mer], zeigen die Verfasser überall; wir müssen indessen, selbst um die Achtung zu bethätigen, die wir für [sie] haben, gegen einzelne Stellen, wo unsere Mey[nu]ng mit der ihrigen nicht zusammentrifft, Ein[w]ürfe machen. In dem Aufsatz über die Kunstausstel[lun]g zu Dresden, wird S. 33 u. 34. eines Hautreliefs von Hn. Demmler erwähnt, welches den Kindermord zu Bethlehem darstellt, und, nachdem der Vf. das Werk gewürdigt, sagt er: „*Was endlich den Gegenstand des Hautrelief betrifft, so möchte er sich schwerlich rechtfertigen lassen.*" Und warum nicht? Freylich ist er grausam; aber ist er nicht auch im höchsten Grade rührend? Dass die Darstellung nicht grässlich, nicht empörend werde, dafür mag der Künstler sorgen; wenn der Kindermord kein günstiger Gegenstand für die bildende Kunst wäre, wie viel weniger konnte es die Medea seyn, von welcher doch eine im Alterthum sehr bewunderte Darstellung existirte, und wir würden durchaus alle tragischen Sujet's, ja die Tragödie selbst, aufgeben müssen. Den Vf. von den Fragmenten über bildende Kunst, der sich gegen die Darstellung von Thieren zu erklären scheint, erinnern wir bloss an die antiken Löwen vor dem Arsenal zu Venedig und im Pallast Barberini, an den Eber zu Florenz, die Hunde im Clement. Museum, und an die herrlichen Gemälde von Sneyders.

1) Leipzig, b. Baumgärtner: *Neueste englische Muster zum Sticken für Damen.* 60 Blätter in längl. 8. von welchen die Hälfte ausgemalt, die andere Hälfte aber aus schwarzen Abdrücken ebenderselben Muster besteht.

2) *Neueste englische Muster zum Sticken für Damen.* Zweyte Sammlung. 20 Blätter in fol. und Blätter in 4., wovon ebenfalls die Hälfte ausgemalt, die andere Hälfte aber bloss schwarz abgedruckte Wiederholungen von jenen sind.

In beiden Sammlungen haben wir manche Stücke von gutem Geschmack gefunden, welche verdienen, den Liebhabern der Stickkunst empfohlen zu werden.

Leipzig, im Industrie Compt.: *Neueste englische Muster zur Weissen-Stickerey für Damen.* Dritte Sammlung, zweyte vermehrte Aufl. Mit XXV Kupfertafeln. kl. Querfol. (10 Rthlr.)

Die Ranken T. VI. drey von den Mustern Tab. XII. ein paar andere Tab. XIII., und zwey Tab. XVII. nehmen sich vor andern gut aus.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Le Dessinateur de Fleurs, etrennes pour les Dames qui savent broder, ou qui veulent l'apprendre.* I. Livraison avec vingt-deux planches, dont treize sont enluminées. II. Livraison avec trente-deux planches dont seize sont enluminées et seize en noir. (6 Rthlr.)

Vollkommen kunstgerecht sind zwar die in diesem Werk vorkommenden Blumen nicht gezeichnet, und überdem meistens ein wenig zu grell illuminirt; doch verdient das Ganze in soferne Billigung, als es seinem bescheidenen Zwecke angemessen ist, und wir dürfen es daher empfehlen, jedoch mit Ausnahme der äusserst missrathenen Landschaft Liv. II. Tab. 16. wie auch einiger andern Modestücken von Urnen, Altären, gebrochenen Säulen etc.

Die

Die jeder Lieferung beygelegten gedruckten Blätter enthalten, zur ersten, einiges für angehende Zeichner Brauchbare, über die Behandlung der im Werk selbst dargestellten Namen. Bey der zweyten Lieferung aber erhält man wenig mehr, als ein blosses Inhaltsverzeichniss.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Die Kunst zu Stricken in ihrem ganzen Umfange*, oder: *vollständige und gründliche Anweisung, alle, sowohl gewöhnliche als künstliche Arten von Strickerey nach Zeichnungen zu verfertigen.* In systematischer Ordnung bearbeitet von *Netto* und *Lehmann*. *Zweyter Theil.* 1800. Mit zwanzig illum. u. schwarzen Kupfertafeln und Text in fortgesetzten Seitenzahlen von 39—58. quer fol. (4 Rthlr.)

Den ersten Theil dieses Werks, dessen eigentliches Titelblatt erst jetzt nachgeliefert worden, haben wir A. L. Z. in Nr. 240. vom vorigen Jahre angezeigt. Auch in dem gegenwärtigen zweyten Theile sind die dargelegten Muster fast alle zierlicher Art und dürfen sich Beyfall versprechen; nur haben Tab. XXII. welche einen Tempel, Bäume, gebrochene Säulen etc. und Tab. XXIII. die gar eine Landschaft zeigt, wenigstens von uns keinen zu erwarten, denn diese Gegenstände sind von schlechtem Geschmack, und würden sich, wenn sie auch besser wären, doch nie für die Strickkunst eignen. Die praktische Beschreibung im Texte scheint uns die Foderungen der Deutlichkeit und Vollständigkeit hinlänglich zu befriedigen.

Pest, b. Leyrer: *Vollkommene Anweisung zum Miginaturmalen, worinnen alle in diese Kunst einschlagenden Gegenstände und Regeln genau und deutlich beschrieben werden. Nebst einer Vorschrift von guter und wohlfeiler Zubereitung einiger zum Miniaturmalen nöthigen Farben* etc. von einem *Kunstfreunde.* 1800. 94 S. 8. (6 gr.)

Auch dem Fähigsten wird es schwer werden, ohne Lehrer das Praktische der Kunst, sey es in welchem Fach es wolle, sich gehörig anzueignen; indessen wollen wir den Nutzen nicht leugnen, den fasslich geschriebene Regeln fürs Praktische allenfalls haben können; ja, es wäre sehr zu wünschen, dass ein Buch vorhanden wäre, welches die bewährtesten Verfahrungsarten anzeigte. Allein das gegenwärtige erfüllt auch die mässigsten Foderungen nicht. Der Vf. mag wohl ein behender, aber schwerlich kann er ein geschickter Maler seyn. Er lehrt auch Farben bereiten, vergolden etc. und dieses sind vermuthlich seine besten Künste.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alte Kunstgeschichte. *Weimar*, a. d. Gädickischen Officin: *Prolusione Deum ex machina in re scenica veterum illustrante* orationes — indicit *Carolus Augustus Böttiger*. 1800. 18 S. 4. Auch aus dieser neuen und scharfsinnigen Aufklärung einer öfter genannten als verstandenen Sache gehet hervor, wie wenig Zuverlässiges wir von den Gegenständen des alten Theaters, die wir am häufigsten im Munde führen, eigentlich wissen. Weil die Schaubühne der Alten unter freyem Himmel, ohne alle Bedachung, und spät erst, zu den Zeiten der Römer, bloss derjenige Theil des Theaters, wo die Zuschauer sassen, mit Segeltuch überspannt war: so liess sich an solche Maschinen, mittelst welcher, wie bey uns, Götter und Genien an Seilen oder Drath von der Decke herabgelassen werden, gar nicht denken. Eine Frage wär's indessen immer, ob, wenn dergleichen ihnen bekannt gewesen wären, sie die allzu sichtbare Armseligkeit des Nothbehelfs, über die selbst *Rousseau* bey seiner auch in diesem Stücke weit sinnreicheren und geschmackvolleren Nation sich lustig machte, mehr zur kunstvollen Täuschung veredelt haben würden. *Die Alten* mussten sich in ihrem Theater einer doppelten Maschine bedienen; vermittelst der einen sah man Götter und Heroën, ohne Bewegung vom Ort, in der Höhe erscheinen; durch eine andere bewegten sie sich in den Lüften, schwebten herab auf das Proscenium, und kehrten von da in die Höhe zurück. Mehrere Stellen der Alten, besonders auch des Aristophanes, führen den Vf., was jene erste Maschine betrifft, auf folgende Vorstellung: Im Hintergrunde des obern Stockwerks (*postscenium*) waren die Maschinen entweder, nach Pollux, zur Linken, oder, wie andere sagen, zu beiden Seiten angebracht; eine Art von Dach oder Fronton, womit die Façade des eigentlichen Theaters wahrscheinlicher Weise verziert war, verbarg den Zuschauern die Maschinen, welche erst dann mit den darauf thronenden Göttern zum Vorschein kamen, wann die Breter jenes Frontons weggeschoben waren. Bekannter ists, dass die Scene selbst durch dergleichen Rollmaschinen verändert wurde, und Hr. *B.* nimmt daher Gelegenheit, von den oft misverstandenen Worten ἐκκυκλεῖν, ἐκκύκλημα, παρεκκύκλημα richtige Begriffe zu geben. — Eine andere Vorrichtung mussten die Alten gebrauchen, wenn Götter und Heroën in ihren dramatischen Stücken sich in der Luft hin und her bewegten. Hier waren Haken (κράδη), hier waren Seile (αἰώραι) nöthig, woran die Schauspieler schwebten, und man musste Winden haben, mittelst deren man die Schwebenden bald in die Höhe zog, bald wieder herabliess. Nur entsteht die Frage, woran jene Seile befestiget worden sind, da, wie oben bemerkt, keine Bedachung über der Scene war. Hr. *B.* nimmt daher an, dass man die Seile an den Giebeln der zu beiden Seiten der Scene stehenden Wände, Häuser, oder an großen Felsen, dergleichen oft in den Trauerspielen sichtbar waren, fest gemacht habe, so dass sie von dem einem Ende bis zu dem andern über die Scene wegliefen. — Anstatt jenes ἐκκύκλημα bedienten sich übrigens die Römer, wiewohl erst in spätern Zeiten, der *pegmata per se furgentia et tabulata in sublime crescentia*, welche Tacitus Annal. XIV. erwähnt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Februar 1801.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, in d. Helwing. Buchh.: *Betrachtungen über das Verhältniss des Kriegsstandes zu dem Zwecke der Staaten.* Von *F. von der Decken*, Hauptmann beym königl. kurfürstl. Generalstaabe und Oberadjutant bey S. K. H., dem Prinzen Adolph Friedrich von Grosbrittannien. 1800. 370 S. 8.

Man würde dieser Schrift nicht die ihr gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sie eine Apologie der stehenden Heere, (gegen die immer mehr rege werdenden Zweifel an deren Zuträglichkeit und Nothwendigkeit,) nennen wollte; sie entspricht vielmehr völlig ihrem Titel, an dem wir jedoch den Ausdruck „Kriegsstand“ nicht billigen können; (es liessen sich, in dieser Verbindung gebraucht, wenn nicht von *Miliz* die Rede ist, selbst gegen die zweyte Sylbe Erinnerungen machen.)

Ein lebhafter und sehr correcter Vortrag, (Wir haben nur einen einzigen Flecken S. 23. gefunden,) ladet den *Leser* zu eigener Fortsetzung der scharfsinnige und zusammenhängenden Betrachtungen des Vfs. ein, deren weitere Ausführung von ihm selbst man mehrmalen wünschen möchte, wo er mit einem treffenden Vorgange aus der Geschichte plötzlich abbricht.

Wir können hier nur kürzlich den Leitfaden seiner Betrachtungen angeben: Wenn bey zunehmender Cultur eines Volks nicht mehr alle waffenfähigen Männer zur Rettung des Vaterlandes freywillig aufstehen: so bedarf der Staat zu seiner Vertheidigung gegen innere, und äussere Feinde, schon einer *Miliz*, unter einem (asiatisch) despotischen Regimente einer *gezwungenen*, bey guter republikanischer Verfassung einer *freywilligen*. Erste widersteht nie einem stehenden Heere, letzte erfodert eine seltene Energie des [illegible]es. Die griechische Miliz artete zur Zeit des [illegible]lls der griechischen Staaten in eine gezwungene [illegible], und unterlag dem macedonischen Phalanx, die [illegible]ische wurde früher in ein stehendes Heer ver[illegible]delt.

Wenn eine Classe der Nation durch Ertheilung [illegible]n Land und andern Vorzügen zur Vertheidigung [illegible]es Staats?) verpflichtet wird: so entsteht ein unse[illegible]es Mittelding von Miliz und stehendem Heere; der[illegible]eichen ist das Vasallenheer des angehenden, noch [illegible]hwachen Landesherrn, und die (gewöhnlich über[illegible]müthige), Leibwache des Despoten (Janitscharen, Mamelucken).

Die stehenden, auch in Friedenszeiten zweck[illegible]ässig geübten und besoldeten, Armeen sind jeder Miliz entschieden überlegen; sie führen die Waffen geschickter, gehorchen unbedingt, und bringen es dadurch zu dem passiven Muthe, auf den man unter allen Umständen, auch im Unglücke, sichere Rechnung machen kann; sie finden aber nur in gemässigten (d. h. ihrer unwiderstehlichen Macht im Innern *selbst* gesetzmässige Gränzen vorschreibenden) Erbmonarchieen eine gute Statt; denn ohne eine zum voraus bestimmte Anhänglichkeit der ganzen Nation an eine Person und Familie, und ohne einen festen, durch mehrere Generationen unverrückt befolgten Organisationsplan, können stehende Heere nie auf den Grad der Vollkommenheit und der immer willenlosen Brauchbarkeit gebracht werden, mit dem sie auf dem europäischen Kriegstheater von Zeit zu Zeit erschienen sind. Nur die Mässigung der Erbregenten kann es verhindern, dass sich die ausübende Gewalt dieses theuern und unwiderstehlichen Zwangsmittels nicht vorzüglich im Innern zur Unterdrückung der Unterthanen bedient; überdem ist in Wahlreichen, Aristokratieen und Despotieen das stehende Heer auf der einen Seite, durch eigenen oder fremden Partheygeist gefährlich, und auf der andern selten in brauchbarem Stande; die wesentlichsten Erfodernisse hierzu werden durch blinde Gunst, schwankende Grundsätze der ausübenden, und absichtliche Herabwürdigung der Landtruppen von Seiten der gesetzgebenden (auf ihre politische Freyheit eifersüchtigen) Gewalt zu oft gestört. (Letztes ist auch in England der Fall; doch scheint uns der Vf. S. 131. zu irren, wenn er die Befreyung des Engländers von Einquartierung, wodurch die Truppen genöthigt werden, auf Märschen in den Wirthshäusern ihr Unterkommen zu suchen, auch auf Rechnung der eifersüchtigen Legislatur schreibt. Auf dem festen Lande ist man freylich der Bequartirung von Feind und Freund längst gewohnt, und man hat es fast vergessen, welcher schätzbare Theil der *bürgerlichen* Freyheit dadurch beeinträchtigt wird; aber der freye Insulaner, den noch nie ein Feind besuchte, müsste es unstreitig für eine Verletzung des ersten aller geltenden Rechte, des *Hausrechts*, ansehen, wenn ihm ungebetene Gäste aufgedrungen würden.)

Die stehenden Heere haben unsere europäischen Lehnsstaaten nach und nach in ihre jetzige Verfassung und Lage gebracht, und die Kriege sind seit ihrer Einführung seltener und weniger verheerend, (auf der andern Seite aber freylich auch langwieriger, und zugleich in mehrere, auch die fernsten Länder gespielt,) worden. Ihr nachtheiliger Einfluss auf Sitten, Religion und Staatsausgaben, wird vom Vf. wohl

mit Rechte geringer, als man gewöhnlich thut, angegeben, und dagegen die mehrere dem Bürger verschaffte Ruhe und Sicherheit, und besonders die, sonst nicht wohl zu vermeidende, Zügellosigkeit der nach jedem Kriege gänzlich aus der Subordination zu entlassenden Miliz, in die andere Waagschaale gelegt.

Ein stehendes Heer muss zum Angriffskriege immer bereit (und solchen bis zum Frieden fortzusetzen im Stande, also nicht unverhältnissmässig gross) seyn; die Art und Weise, wie es angeworben und vollzählich erhalten wird, ist daher sehr wichtig, und die *Cantons*-Einrichtung gewährt den sichersten und bequemsten Ersatz der abgehenden Mannschaft. (Dieses ist so wahr, dass auch wirklich in denjenigen deutschen Ländern, welche wirkliche Provinzen eines auswärtigen Staates sind, (an den *Vortheilen* der Vereinigung beider Staaten gleichen Antheil, den Regenten in ihrer Mitte, und *daher* gleiche, vom deutschen Staatskörper getrennte Politik haben,) die Cantons bereits eingeführt sind. Ob aber die Einführung der Cantons auch in den übrigen deutschen Staaten nothwendig, oder nur zuträglich sey, ist wohl so lange zu bezweifeln, als deutsche Fürsten deutsche Soldaten *vermiethen* können (also, bey schwankender Politik, deren mehrere halten als gut und nöthig ist) und ihre kleinen, dem Meistbietenden zu Gebot stehenden, Heere doch von der Reichsarmee absondern dürfen, wodurch denn diese freylich jeden Rest von Ansehen verlieren muss. Unter solchen Umständen wären bloss deutsche (zu Vorstellungen und dergleichen berechtigte) Unterthanen sehr leichtsinnig, wenn sie in die Einführung der Cantons einwilligen wollten. Bey freywilliger Werbung ersetzt das ganze Land (zum Theil das Ausland) den beträchtlichern Abgang dieses oder jenes Regiments, bey gezwungener fällt er den einzelnen Cantons zur Last, die bravsten Regimenter entvölkern ihre Geburtsgegend am meisten, und dürfen also billig nur für das gemeine Wesen gebraucht werden. Ein deutscher, nicht durchaus selbstständiger Staat, der an Truppen mehr als sein jedesmal erfoderliches Reichscontingent hält, ist daher wohl nicht zu gewaltsamer Werbung berechtigt, denn die überflüssigen Truppen hält er nicht gegen seine eigene, sondern gegen die Feinde seiner Alliirten, die er allererst durch die Allianz (sey sie Subsidientractat oder habe sie anscheinend ein selbstständigeres Ansehen) zu den seinigen machte. Es hätte den Betrachtungen des Vfs. nicht entgehen sollen, dass durch die Cantonseinrichtung wieder eine erzwungene Miliz, *selbst im Frieden*, als stehendes Heer aufgerichtet, und diese verpflichtet wird, ohne Widerrede auch an Expeditionen im Auslande Antheil zu nehmen, zu deren Entschuldigung man das Interesse des Vaterlandes oft bey den Haaren herbeyziehen muss. Ein militärischer Staat (wo der Unterthan auch *als solcher* den Krieger abgeben muss) darf nicht ohne Staatsraison Krieg führen; er verspricht *selbstständigen* Schutz, und nur, wenn er den, und nicht gar zu viel mehr leistet, kann er, dann aber auch gewiss, auf den Diensteifer selbst der unbegüterten Unterthanen rechnen; es verliert aber ein Heer, wiewohl unverdient, eben sowohl sein Ansehen, wenn es zu weit, oder überhaupt nicht gut, geführt wird, als wenn es feig oder widerspenstig ist. (So ging es den Franzosen im siebenjährigen Kriege in Deutschland.)

Es versteht sich, dass jedes stehende Truppencorps eine eigene Gesetzgebung verlangt, von welcher der Ungehorsam im Dienste das höchste Verbrechen ist; denn kein Heer kann ohne strenge, auf Subordination gegründete, Disciplin (für welche die Civilformen zu umständlich sind) bestehen. Zu einer willenlosen Unterwürfigkeit muss sich aber beym Soldaten ein erhebendes Gefühl der Wichtigkeit seiner Bestimmung und seiner vorzüglichen Geschicklichkeit, solche zu erfüllen, gesellen; er muss die militärischen Fähigkeiten für die höchste Tugend erkennen, wenn sie bey ihm Fertigkeiten werden sollen. (Dieses Gefühl nennen die ausgebreiteten Nachkommen der alten Deutschen das *Ehr*gefühl, und wenn man, auf gut deutsch, das Erhabene vorzüglich im Cerimoniösen sucht: so wird man (wie auch der Vf. thut) für den Soldatenstand den *ersten Rang* fodern. Diesen letzten wird er aber in einer gemischten oder gemässigten Verfassung im Frieden nie erlangen, denn die mit politischer Freyheit oder hohen Staatsämtern begabten Unterthanen, können den blossen Verfechtern der executiven Gewalt diesen entschiedenen Vorzug nicht zugestehen. In einer Erbmonarchie erhält das Militär aber allezeit einen ihm von mehrern Seiten günstigen und zu gönnenden Vorzug, wenn die Regentenfamilie sich der Kriegertugenden befleissigt, und den Degen zu *führen versteht*; ohne diese (bey *Staatsgeschäften* selten vorkommende) Theilnahme würde aber der erste Rang des Kriegers immer ein leerer Titel seyn; durch die Ranglisten scheint alles ziemlich in die gehörige Ordnung gebracht: nur der Oberbefehlshaber der Armee kann, nebst dem Premierminister und ersten Hofbedienten, wegen unmittelbarer Stellvertretung des Regenten, den ersten Rang fodern; unter diesen *dreyen* weist dann die Subordination einem jeden Betitelten von selbst seinen niedrigern Platz an, und irgendwo müssen die dreyerley Subordinirten doch mit einander zu roulliren anfangen. Aber freylich müssen die Officiere, und selbst der Gemeine, auf jeder der vielen, und also *weit unter*laufenden, militärischen Stufen der öffentlichen Achtung so gewiss, als werth seyn, und die Aufgabe ist eigentlich nicht die, wie dem Militär der erste Rang zu verschaffen, sondern wie es dahin zu bringen sey, dass der gemeine Mann sich und seine Cameraden nicht selbst gering schätze, und der Officier das ihm gebührende Ansehen nicht selbst verscherze, und nicht *bloss* auf das Port d'Epée oder gar den Stock gründe. Den Militärpersonen, von denen unter Hunderten kaum einer ungezwungen, ohne Reue aber redet, oder in Jahren und Umständen, wo von freyer Wahl die Rede seyn kann, das ehrhafte Gewerb ergreift, kann es nicht oft genug gesagt werden, das

sie selbst etwas aus sich machen müssen (wie bekanntlich unser Vf.), wenn es ihnen erlaubt seyn soll, zu glauben, dass friedliche Beschäftigungen bloss lucrativ, aber nicht ehrenvoll, seyen. Bey diesen folgt doch allezeit dem fleissigen guten Willen und der Geschicklichkeit die That, beym Militär, bleibt es aber in längern Friedenszeiten immer möglich, dass erste wieder verloren gehen können, ehe sie auf die ernsthafte Probe gestellt werden.)

Der Vf. schliesst mit sehr interessanten Bemerkungen über die active oder passive Art, mit welcher das Militär (bey einem zu hohen oder zu geringen Grade von *Esprit de Corps*) an dem Untergange eines sich ohnedem auflösenden Staats Antheil nehmen kann. Die Schrift wird auch hier zu Berichtigung manches vorlauten, und nur halbwahren, Urtheils beytragen, und es sind ihr, in jedem Betrachte, recht viele Leser zu wünschen.

Berlin, b. Maurer: *Das preussische Fabrik- und Manufacturwesen*, von einem Patrioten beleuchtet. 1800. 142 S. 8.

Der Vf. stellt Prämissen auf, die er durch nichts beweist, und auf diese bauet er eine ganze Schlussfolge, und glaubt den bündigsten Beweis geführt zu haben. Es wäre daher leicht, dem Vf. Punkt für Punkt zu widerlegen; da diess aber der Raum nicht verstattet: so begnügen wir uns mit einigen Proben. S. 59. Für Wollen-Manufacturen soll der preussische Staat keine Aufmunterung geben. Weiss denn der Vf. nicht, welche Summen für Walk-Mühlen, zu den Wollmagazinen, zu Prämien für Spinnmaschinen und Kniestreicher-Tücher angewendet worden? — Dass übrigens die Waaren, wovon der erste Stoff im Lande erzeugt wird, gut und wohlfeil sind, beweist sich am besten dadurch, dass der Staat seine Consumtion an Wein, Kaffee, Zucker etc. mit feiner Leinwand und feinen Tüchern im Auslande saldirt. — Dass aber für Baumwollen- und Seidenfabriken noch mehr geschieht, ist natürlich, weil sie einer grössern Aufmunterung bedürfen, und der Staat nicht, wie der Vf. den Schluss macht, dass, weil der erste Stoff nicht im Lande gewonnen werden könne, man auch den Arbeitslohn im Auslande bezahlen müsste. Dass die Seidenfabriken um Absatz verlegen wären, ist unerwiesen; noch kürzlich haben sich vier grosse Seidenfabriken in Berlin getheilt, und es sind daraus acht entstanden, welches nicht geschehen konnte, wenn obige Behauptung richtig gewesen wäre. — Ob es nun rathsam sey, in einem solchen Staate, wie der Preussische ist, eine Messe, wohin fremde Waaren strömen, und von dort aus heimlich abgesetzt werden können, zu gestatten, ist daher wohl nicht so ausgemacht entschieden, als der Vf. glaubt. — Übrigens werden bekanntlich nicht die, die dem Fabrikensystem anhängen, Oeconomisten genannt; sondern man versteht darunter, so wie unter Physiokraten, diejenigen, die alle Auflagen auf die rohen Producte des Landes legen wollen.

TECHNOLOGIE.

Dessau, b. d. Vf. u. Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Ausführliche Anleitung zur Zimmerkunst*, in allen ihren Theilen, von *Leopold Lüderitz*, Zimmermeister in Dessau. *Erster Band.* 1800. XVI und 151 S. 4. m. XVIII Kupfertaf. (3 Rthlr.)

Schübler und *Reuss* haben beide durch ihre Schriften über die Zimmermannskunst vieles dazu beygetragen, dass die Bearbeitung und Verbindung der einzelnen Holzstücke eines Gebäudes, nach bestimmten Regeln ausgeführt wird. Nur haben sie die wesentlichen Fehler, dass der Schüblersche Text höchst undeutlich, die Reussischen Kupfer aber so nachlässig und theils so klein gezeichnet sind, dass schon längst der Wunsch entstand, eine bessere Zimmermannskunst an ihre Stelle treten zu sehen, welche ausser der erfoderlichen Deutlichkeit auch die zweckmässigste Bearbeitung und Anordnung der Bauhölzer, mit Rücksicht auf die möglichste Holzersparung, enthielte. Durch eine neue, den gegenwärtigen Verhältnissen angemessene Zimmermannskunst, wird also einem wahren Bedürfniss abgeholfen, und da der Anfang dieses Werks schon einen Theil der Erwartung befriedigt, die man mit Recht von einem so erfahrnen Praktiker, als der Vf. ist, hegt; so ist zu hoffen, dass durch diese Schrift jener Zweck grösstentheils werde erreicht werden.

In dem vorliegenden ersten Bande, welcher sich nur mit den Bauhölzern und deren Behandlung im Einzelnen beschäftigt, wird von den Schwellen, Unterzügen, Balken, Säulen (Stielen) und Wandbändern, gehandelt, indem der Vf. von den kleinsten Gegenständen stufenweise zu den zusammengesetztern fortzuschreiten, und sich so über *alle* Theile der Zimmerey zu verbreiten gedenkt. — Bey dem Vortrage, welcher deutlich und der Sache angemessen ist, geht der Vf. gewöhnlich von der Erklärung der eingeführten Benennungen aus, und erläutert noch besonders durch deutliche Kupferstiche, wo auch selbst die fehlerhafte Construction abgebildet ist. Ueberall kann man jedoch nicht mit dem Vf. zufrieden seyn. So wird zu den Schwellen Eichen-, demnächst Rüstern-, Ulmen- und Eschenholz, als das beste empfohlen; gleich darauf heisst es aber, dass gutes kiefernes oder fichtenes Holz unter allen andern Hölzern am besten der Nässe widerstehe. Welches ist nun das beste Holz? — Was vom Stosspunkte der Schwellen gesagt wird, ist zwar gut, und man darf gewöhnlich nicht weit um sich sehen, um Fehler, die hier vermieden werden sollten, aufzufinden; wenn aber gesagt wird, dass Schwellen von 10, höchstens 12 Ellen Länge die besten sind; so wäre es doch sonderbar, wenn man ein gutes, 24 Ellen langes Schwellholz, zu einem Gebäude verwenden könnte, solches dieser Regel wegen zu zerstücken. — Gegen die Schwellen von Halbholz erklärt sich Hr. *L.*, weil die Holzersparung unbeträchtlich wäre, weil sie eiserne Schraubenbolzen beym Zusammenstossen erfoderten, stärkere Grundmauern nöthig machten, und endlich, wenn

wenn sie der Witterung ausgesetzt sind, nicht so lange dauern sollen, als Schwellen von ganzem Holze. So sehr aber auch Rec. aus Erfahrung den Nachtheil kennt, welcher aus dem Bau hölzerner Wände ohne Schwellen entsteht: so ist dennoch die Holzersparung wirklich beträchtlich, wenn man nicht, wie Hr. *L.*, den Schwellen von Halbholz eine grössere Breite, als den von ganzem Holze, giebt. Die eisernen Bolzen beym Zusammenstossen sind entbehrlich; auch wird eine Grundmauer, welche im Stande ist, ein Gebäude mit einer Schwelle von Ganzholz zu tragen, bey einer Schwelle von Halbholz hinreichen, weil in beiden Fällen das Fundament für die Last des ganzen Gebäudes stark genug seyn muss. Nur bey Bauerhäusern, wenn der Wirth selbst, wie diess häufig der Fall ist, sein Fundament durch Einlegung einzelner Feld- oder Bruchsteine, ohne allen Verband, verfertigt, wird sich keine Schwelle von Halbholz annehmen lassen, weil alsdenn Nachtheil für das Gebäude daraus entstehen kann. Auch ist der Einwand nur scheinbar, dass Schwellen von Halbholz nicht so lange dauern sollten, als wenn sie aus Ganzholz verfertigt sind, weil, wenn beide wenigstens ein 16 bis 18 Zoll hohes Fundament haben (Hr. *L.* nimmt 12 bis 16 Zoll an), nicht leicht von unten verfaulen, der Witterung aber nur halb so viel Fläche entgegensetzen. — Die Fälle, in welchen es vortheilhaft ist, die Saumschwellen gänzlich abzuschaffen, sind gut auseinandergesetzt, und besonders beym Thurmbau ist die Weglassung der Saumschwellen zu empfehlen. — Nachdem bey der nöthigen Stärke, welche die Balken erhalten sollen, de la Hire und Parent angeführt sind, fährt der Vf. fort: „Wenn ein Balken 10 Zoll stark (breit) und 14 Zoll hoch ist, so enthält er 140 Quadratzoll Holz in sich, und hat 1728 Theile Stärke; ist er aber 9 Zoll stark und 15 Zoll hoch: so enthält er nur 135 Quadratzoll, und hat 2205 Theile Stärke; also: hat der 9 Zoll starke und 15 Zoll hohe Balken 303 Theile mehr Stärke (2205 — 1728 = 477?) ob er gleich 5 Quadratzoll weniger Holz braucht." Dass diese Zahlen nicht leicht Druckfehler seyn können, ist daraus abzunehmen, weil solche mit Buchstaben gedruckt sind. Es ist aber 14. 14. 10 = 1960 und 15. 15. 9 = 2025, also 2025 — 1960 = 65, welches ganz andere Verhältnisse giebt, weshalb wir dem Vf. empfehlen, sich mit diesen Lehren genauer bekannt zu machen, besonders da er (S. 94.) verspricht, dergleichen Berechnungen in einem andern Theile auszuführen. Eben so ist es unrichtig, wenn auf einen 16 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Balken, 2408 Theile Stärke gerechnet werden, denn 16. 16. 8 = 2048. Bey dem Verschnitt der Oberbalken (Dachbalken) wird diejenige Methode als die beste empfohlen, bey welcher der Schnitt mit der äussersten Seite des Sparrens in einerley Linie fällt, oder wo der Schnitt *dachrecht* ist. Hierbey ist aber zu wenig darauf Rücksicht genommen, dass nur eine geringe Holzstärke für das Zapfenloch des Sparren übrig bleibt, und dass, wenn ein Einregnen Statt findet, die Balkenköpfe zu leicht verfaulen, weil die Traufe am Hirnholze abläuft.

Obiger Erinnerungen ungeachtet, ist diese Schrift ein schätzbarer Beytrag zur Zimmermannskunst, und wir wünschen, dass Hr. *L.* mit eben der Vollständigkeit die übrigen Bände seiner Anleitung bearbeiten möge.

Chemnitz, b. Tasché: *Mineralogie der Baukunst*, oder Beschreibung aller zum Bauen anwendbaren Stein- und Erdarten, für angehende Baumeister, Kameralisten, und solche, welche die Kunst erlernen wollen, dauerhafte Häuser zu bauen, von *K. C. G. Sturm*, der Soc. f. d. ges. Mineral. zu Jena Mitgliede. 1800. XXXXIV und 193 S. 8. (15 gr.)

Diese Schrift, welche der Vf. als seine erste literarische Arbeit angiebt, ist ein angenehmes Geschenk für den Baumeister, da die Mühe unverkennbar ist, mit welcher sämmtliche beym Bauen vorkommende Stein- und Erdarten beschrieben, auch die Quellen zum weitern Nachschlagen angeführt sind. Jeder Artikel enthält, ausser der Beschreibung der äussern Kennzeichen und Bestandtheile, auch noch den Gebrauch des Materials, bey welcher Gelegenheit mehrere für den angehenden Baukünstler nicht unwichtige Bemerkungen vorkommen. Die Ordnung und Beschreibung der äussern Kennzeichen ist nach dem Lenzischen Handbuche; ausserdem sind Emmerling, Kirwan, Cronstadt und Succow benutzt worden. Warum Topfstein und Lava im Thongeschlecht aufgeführt sind, da erster weit angemessener zum Talkgeschlechte, letzte aber zu den vulkanischen Gebirgsarten gehört, sehen wir nicht ein. Auch wünschten wir, dass Trivialnamen, wie russisches Glas, für Glimmer u. dgl. vermieden wären. Der Vf. hat übrigens seinen Gegenstand mit möglichster Ordnung, Kürze und Deutlichkeit behandelt, so, dass wir diese Schrift jedem Baukünstler und Liebhaber der Baukunst empfehlen können. — Wir wünschen, dass es dem Vf. seinem Versprechen gemäss, gefallen möge, seine Versuche über die Festigkeit der Steine mitzutheilen, dabey aber nicht allein auf relative Festigkeit Rücksicht zu nehmen, sondern auch Versuche über das Zerdrücken der Steine beyzubringen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 16. Februar 1801.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. u. in Commiss. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1803, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Mit Genehmhaltung der k. Akademie der Wissensch. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. 1800. Mit 2 Kupfertafeln. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Im Jahre 1803 fällt Ostern am 10. April. Nur eine sichtbare Sonnenfinsterniss ereignet sich den 17. Aug., die in Deutschland nicht über 2 bis 3 Zoll stark seyn wird. In der Sammlung astronomischer Abhandlungen ist die erste von dem Herausg.: Ueber die veränderliche Erscheinung des Saturnrings im J. 1803. Seit dem Oct. 1789 war des Rings südliche Seite erleuchtet; im Jun. 1803 geht die Sonne durch die Ebene des Rings und fängt wieder an, dessen nördliche Seite zu erleuchten. Inzwischen geht des Rings Ebene dreymal durch die Erde, und der Ring wird, von der Erde aus betrachtet, zweymal innerhalb einiger Monate sichtbar und zweymal unsichtbar. Der Ring verschwindet das erstemal am 1. Nov. 1802, erscheint wieder um den 7. Jan. 1803, verschwindet ein andermal am 15. Jun. und erscheint aufs neue [illegible] der Mitte des Augusts; alles diess ist durch eine Figur genauer erläutert. Auch bey dem Verschwinden, oder, wenn die Sonne den Ring nur der Dicke nach beleuchtet, zeigen doch Herschelsche Reflectoren ihn noch als eine zarte Linie. 2) Gedanken über die Natur der Kometen von *De Luc*. Der Vf. geht [illegible] diesen bloss hingeworfenen, aber interessanten, [illegible] von dem Satze aus, dass das Licht einen Bestandtheil der leuchtenden Körper ausmacht, und [illegible] eine Art chemischer Zersetzung von ihnen entbunden wird. Die Sonne leuchtet, indem in ihrer Atmosphäre lichthaltige Dämpfe erzeugt und wieder [illegible] sie zurückgeführt werden, eine Operation, die [illegible] der Sonne nur innerhalb bestimmter Gränzen der Entfernung von ihrer Oberfläche vorgeht. Analogisch werden Kometen, die wir gewöhnlich nicht sehen, alsdann leuchtend, wenn in ihrer Sonnennähe Lichtdämpfe Gelegenheit bekommen, sich zu zersetzen, aber sich zugleich, ohne in solche enge Gränzen der Expansion, wie bey der Sonne, eingeschlossen zu seyn, beträchtlich vom Hauptkörper entfernen; daher die unförmlich leuchtende Hülle, womit gewöhnlich der Kern umgeben ist. Die Sichtbarkeit eines Kometen hängt also auch davon ab, ob der Komet mehr oder weniger vorbereitet durch vorhergegangene chemische zu jener Zersetzung dienliche Processe zu seiner Sonnennähe gelangt; vergeblich zurückerwartete Kometen haben, für diese Operation noch unreif, vielleicht ihr Perihelium erreicht. Der Schweif des Kometen mag eine elektrischartige Ausströmung eines unbekannten Fluidums seyn, die nur in der Schattenseite des Kometen Statt findet. 3) Beobachtungen des ersten Kometen von 1799 und Berechnung der Elemente seiner Bahn von *D. Olbers* in Bremen. Dabey gelegentliche Berichtigung der Oerter einiger Sterne im Schlangenträger. 4) Astronomische Bemerkungen vom Erblandmarschall *von Hahn* in Remplin. Mira Ceti ist nicht von der gewöhnlichen Gattung Fixsterne, sondern mehr ein planetarischer Nebelfleck; ein dicht an seiner Scheibe befindlicher Gefährte mag vielleicht zu seiner Verdunklung beytragen. In dem berühmten Sternringe bey β Leyer, sind seit einigen Jahren merkliche Veränderungen vorgefallen, da das Innere des Rings indess mit feinen Wolken bedeckt worden, und ein teleskopischer Stern, den Hr. v. H. noch vor kurzem darin fand, jetzt nicht mehr sichtbar ist; es wäre aber auch möglich, dass nur der Ring seine Stelle am Himmel verändert hätte. Der planetarische Nebel bey μ Wasserschlange fährt fort, eine veränderte Gestalt zu zeigen. *Herschel* hat (nach einer hier vom Hn. v. H. mitgetheilten Nachricht) über den Wärmestoff eine Entdeckung gemacht, die, wenn sie sich bestätigt, seinen wichtigsten an die Seite gesetzt zu werden verdient; er glaubt nunmehr beweisen zu können, dass die Sonne ausser leuchtenden Stralen uns auch zugleich *wärmende* zusende; letztere seyen weniger brechbar als die andern, und dem Auge völlig unsichtbar; die Versuche hierüber wird eine Abhandlung *Herschel's* enthalten. 5) Nachträge zur Beobachtung des Merkurs in der Sonne am 7. May 1799, vom Inspector *Köhler* in Dresden. Daraus bestimmte scheinbare Conjunction und kleinster Abstand. 6) Wahrnehmungen über die Sonnenflecken, die Sichtbarkeit der Venus mit blossen Augen, die Streifen Jupiters, und Mira im Wallfisch, von Pastor *Fritsch* in Quedlinburg. Auch etwas aus einem Briefe *Melanchthons* an *Martin Chemnitz* über den grossen Kometen von 1556. 7) Merkurs Durchgang durch die Sonne 1799 auf der k. Sternwarte in Berlin beobachtet von dem *Herausg.*, nebst berechneten Resultaten dieser Beobachtung. Von einem lichtbraunen Ring um den Merkur, den mehrere gesehen haben wollen, hat *Bode* nichts wahrgenommen; auch bemerkt *Eimbke* in Hamburg ausdrücklich,

lich, dafs dieser Ring blofs, wenn die Luft dunftig wurde, nicht aber in heitern Zwifchenräumen, zu Geficht kam. 8) Die Breite und wahre Zeit aus Höhenmeffungen zu finden, von Prof. *Hennert* in Utrecht. Sehr umftändliche Erörterungen und Auflöfungen diefes vielfeitigen Problems. Zuerft Unterfuchung der Fälle, wenn man vom nämlichen Geftirn nur eine oder auch zwey Höhen kennt, wovon die eine die Mittagshöhe ift; hiedurch kann die Polhöhe fehr genau, aber weniger ficher die Zeit gefunden werden; Tafel für die vortheilhafteften Bedingungen der Höhen und Stundenwinkel; welche die Zeit zu beftimmen am dienlichften find; einfachere Darftellung von *Douwes* Methode. Ferner Beurtheilung und Auflöfung der Aufgaben, um aus zwey ungleichen Höhen verfchiedener Sterne, oder aus gleichen Höhen zweyer Sterne, eben fo aus drey verfchiedenen Höhen deffelben Sterns, oder aus gleichen Höhen dreyer Sterne die Breite oder die Zeit zu finden. Der Vf. hat mehrere Beyfpiele wirklicher Beobachtungen nach feinen Formeln berechnet; diefe, verbunden mit genauerer Betrachtung der Formeln, leiten auf praktifche Vorfchläge, welche Methoden eher für die Beftimmung der Zeit, und welche für die Erfindung der Polhöhe zu gebrauchen find. 9) Beytrag zur Berechnung der Durchgänge der untern Planeten durch die Sonne, vom Collegienrath *Schubert* in St. Petersburg. In der erften Abtheilung diefes Auffatzes wird auf einem kürzern und einfachern Wege, als dem von *La Grange* in den Berliner Ephemeriden 1782 gewählten, das Problem aufgelöfst: aus der wahren Entfernung zweyer Himmelskörper ihre fcheinbare für einen gegebenen Ort und Zeit zu finden. *Sch.* braucht dazu lauter geocentrifche Winkel, die geocentrifche Länge und Breite des Planeten, fammt der Länge, dem wahren Zenitabftande und parallaktifchen Winkel der Sonne. Die zweyte Abtheilung enthält allgemeine Formeln für die gröfsten und kleinften Werthe, welche bey Durchgängen durch die Sonne in Anfehung der Totaldauer des Durchgangs auf dem ganzen Erdboden, der Dauer für einen beftimmten Ort; und endlich der Zeit zwifchen der äufsern und innern Berührung Statt finden; alle diefe Werthe, die für Jahrhunderte dienen können, find für Merkur und Venus befonders berechnet. 10) Ueber die Störung des Uranus durch Jupiter und Saturn, vom Prof. *Klügel* in Halle. Der Vf. vergleicht die von ihm nach feiner Methode angeftellten Berechnungen mit andern von *Schubert*, *Burkhardt* und *Wurm*. 11) Ueber den angeblichen Unterfchied der Nebelfterne und Nebelflecken, von Paftor *Fritfch*. Jene find, nach *Herfchel's* Meynung, lichte Wölkchen ohne alle Spuren damit verbundener Sterne, diefe hingegen Sterne, die mit der fie umgebenden weifslichten Hülle in Verbindung ftehen. *Fr.* beftreitet hier jene erftere von einigen neuern Aftronomen (auch *Schröter* f. unten Nr. 20.) behauptete fixe Lichtnebel, oder eigentliche Nebelflecken, und glaubt, blofs die linfenförmige Figur entfernter Sternhaufen oder Milchftrafsen bilde für uns entweder Nebelflecken oder Nebelfterne, je nachdem der Sternhaufen uns feine breite oder fcharfe Seite zuwende; wirklich laffen fich auch Nebelflecke durch ftarke Telefkope in Sternfammlungen, und umgekehrt Nebelfterne, durch das Objectiv betrachtet und alfo damit weiter entfernt, in Nebelflecken auflöfen. Zur Entfcheidung zwifchen beiden Hypothefen von *Herfchel* und *Fritfch* mangeln bis jetzt, wie Rec. glaubt, noch hinlängliche von Verbefferung der Telefkope erft zu erwartende Data. Freylich ift der Pfad der Erfahrung in gar zu vielen Fällen fo fchmal, dafs mancher denkende Naturforfcher der Verfuchung unterliegt, auszubeugen und herbeyziehen zu wollen, was noch einige Schritte feitwärts liegt. 12) Fortgefetzte Unterfuchungen über Merkurs Durchmeffer, zur nähern Beftimmung diefes Elements, von Pf. *Wurm* in Gruibingen. Der Durchmeffer diefes Planeten, deffen genauere Kenntnifs insbefondere auch bey Durchgängen durch die Sonne in Betracht kommt, wird hier aus 132 einzeln unterfuchten Beobachtungen theils durch das Mikrometer, theils durch die Verweilung am Sonnenrande, zu 6,01 Secunden im Mittel feftgefetzt. Diefs ift der fcheinbare Durchmeffer, aus der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne gefehen. Rec. hat hieraus, die Sonnenparallaxe zu 8,7 Sec. angenommen, noch weiters berechnet: Verhältnifs des wahren oder körperlichen Durchmeffers der Erde zum wahren des Merkur wie 1 zu 0,3454, und kubifcher Inhalt der Erde zum kub. Inhalt des Merkur wie 1 zu 0,041207. Oder Merkur ift eine 24,267mal kleinere Kugel als die Erde und der Durchmeffer feiner Kugel ift ungefähr ein Drittheil des Erddurchmeffers. 13) Aftronomifche Nachrichten von Aufftellung zweyer Mauerquadranten, und einem 3½ füfsigen Mittagsfernrohr auf der Nat. Sternwarte in Paris, dafelbft beobachtete Jupiterstrabanten und Fixfternbedeckungen, Beobachtungen der zween Kometen von 1799 und Berechnung der Elemente ihrer Bahnen, von *Mechain*. Jene beiden Kometen find der 11 und 12, die *M.* zuerft entdeckt, und der 21 und 22, die er berechnet hat. Eine am 4 Fe[illegible] 1800 beobachtete Verfinfterung des vierten Jupiter[illegible]trabanten dauerte um 32 Minuten länger, als die [illegible]lambrefchen Tafeln angaben; fie gefchah indefs [illegible] an den Gränzen, und unter andern für die Bere[illegible]nung fchwierigen Umftänden. *Mechain*, der Sa[illegible] beobachtet in Aegypten. 14) Aftronomifche Beob[illegible]tungen und Nachrichten aus Palermo vom Prof. *Pi*[illegible] Fixfternbedeckungen vom Sept. 1799 und glänze[illegible] Punkte im dunkeln Theile des Monds. 15) Wi[illegible] Beobachtungen vom J. 1799 von dem k. k. Aftr[illegible]men, Dr. *Triesnecker*. Mehrere Verfinfterungen [illegible] Jupitersmonde, auch Sternbedeckungen, und [illegible]ftändige Beobachtung der Venus vom Monde bede[illegible] am 23. Nov. 1799. 16) Aftronomifche Beobacht[illegible]gen zu Prag von dem k. k. Aftronomen (dem jet[illegible] verftorbenen) *Strnad* und (feinem Nachfolger) *Davi*[illegible] Gegenfcheine des Jupiters 1798 und des Uranus 17[illegible] nebft andern Beobachtungen. 17) Etwas über d[illegible] relative Bewegung der Fixfterne, nebft einem A[illegible]hange über die Aberration derfelben von *Söldn*[illegible]

Berlin. Der Vf. geht von der Hypothese aus (von etwas anderem kann man hier wohl nicht ausgehen), ein ganzes Sternensystem sey eine kreisförmige Scheibe von gleicher Dicke, worin sich die Sterne, gleichförmig vertheilt, und ohne Centralkörper (den man sonst bey seiner ausgezeichneten Grösse wohl sehen müste, und der nothwendig eine stärkere Bewegung der Sterne, als man wirklich wahrnimmt, hervorbringen würde) nach einerley Richtung, um einen gemeinschaftlichen durch sie selbst gebildeten Central- und Schwerpunkt bewegen. Untersucht er nun nach geometrischen Gründen, wie sich die Winkelgeschwindigkeiten der Sterne in verschiedenen Abständen vom Mittelpunkte des Ganzen untereinander verhalten müssten: so findet er, dass die dem allgemeinen Schwerpunkte am nächsten liegenden Sterne sich kaum merklich schneller bewegen, als die weiter entfernten, und dass nur an der äussersten Gränze des Systems die Bewegung fast um die Hälfte geringer wird. Da wir nun, nach *Herschel*, mit unserer Sonne sehr nahe am Mittelpunkte eines Sternhaufens uns befinden: so folgt, dass alle mit blossen Augen sichtbare Sterne nur eine äusserst geringe relative Bewegung unter sich und gegen unsere Sonne haben können; alles diess ist im Ganzen den Beobachtungen gemäss. Dass die Geschwindigkeit des Lichts bey verschiedenen Sternen sehr verschieden seyn mag, sucht der Vf. wahrscheinlich zu machen. Wir haben zu wenige Beobachtungen, um eine Gleichförmigkeit behaupten zu dürfen; und wenn das Licht in sich selbst keine Bewegung hat, sondern aus jedem leuchtenden Körper chemisch entbunden, und ihm dabey eine gewisse Schnelligkeit erst durch den Stoss mitgetheilt werden muss: so kann die Ursache einer solchen chemischen Entwicklung und eines solchen Stosses dem Grade nach sehr verschieden seyn; daher ist nicht nur verschiedene Lichtgeschwindigkeit, mit welcher die Aberration in verkehrtem Verhältnisse stehet, bey verschiedenen Sternen, sondern selbst bey dem nämlichen Sterne zu andern Zeiten möglich. Durch obiges wird auch der bekannte Satz von *La Place* einigermassen modificirt, dass es Weltkörper geben könne, die kein Licht bis zu uns ausströmen, und dass diess gerade die grössten Körper seyn müssen. 18) Etwas über die Ptolemäische Mondstheorie von *Schubert*. Ehrenrettung des Ptolemäus in Absicht auf die von ihm gemachten grossen Entdeckungen in der Theorie des Monds. Ausser der mittlern Bewegung haben die Alten des Monds noch eine schwankende von 12 bis 13 Graden, eine Gleichung, die nach *La Lande Horoccius* 1638 entdeckt haben soll; allein, wie Sch. zeigt, schon der Alexandrinische Astronom wurde zur Erklärung der Evection des Monds auf diese Gleichung geleitet, und bestimmte sie zu 13° 9'. Nach genaueren Berechnungen aus des *Ptolemaus* eigenen Angaben findet indess Sch. nur 12° 11', welches mit der neuesten Bestimmung zu 12° 18' sehr gut zutrifft. 19) Beobachtungen auf der Bresslauer Universitäts-Sternwarte von Prof. *Jungnitz*. Jupiterstrabanten und Occultationen vom J. 1799, auch der Merkursdurchgang desselben Jahrs. 20) Physische Beobachtungen über den Kometen vom Aug. 1799, Lichtnebel am Fixsternhimmel, und entdeckte Axendrehung des Merkurs vom Oberamtm. D. *Schröter* in Lilienthal. Jener Komet hatte, wie Hr. *Schr.* aus seinen Beobachtungen zu erweisen glaubt, einen festen planetenähnlichen Kern von derselben im Aug. und Sept. unveränderlichen Grösse zu 273 geogr. Meilen im Durchmesser sammt einer bald mehr bald weniger aufgeheiterten Kernatmosphäre. Letztere ist völlig verschieden von dem sphärischen den Kometen umgebenden Lichtnebel, welcher in der Sonnennähe bis auf 21797 und mit dem Schweife bis auf 604792 geogr. Meilen sich erstreckte. Der Lichtnebel, so durchsichtig wie das Thierkreislicht, und ohne Strahlenbrechung, schien, gleich andern fixen Lichtnebeln des Himmels, ein eigenthümliches Licht zu haben, und nichts weniger als ein Product atmosphärischer Dünste des viele Millionenmal kleineren Kometen zu seyn. Hr. *Schr.* hält solche Lichtnebel und Schweife der Kometen für ein fortdauerndes Meteor, welches in einer anhaltenden und manchem zufälligen Wechsel unterworfenen Modification des im Weltraum zerstreuten Lichtstoffs besteht. Für etwas ganz ähnliches erklärt er auch mehrere Nebelsterne unter den Fixsternen, die, eben so wie die Kometen, helle Kernpunkte zeigen; eine sehr merkwürdige Beobachtung hierüber hatte er an einem solchem Lichtnebel im Orion, dessen heller Kernpunkt (der scheinbaren Grösse nach von einem Durchmesser zu 418 Millionen geogr. Meilen) am 2. Febr. 1800 auf einmal an Lichte dreymal heller als gewöhnlich erschien, und nach 6 Tagen wieder zu seinem vorigen Zustande zurückkehrte. Aus der abwechselnden mehr oder weniger abgerundeten Gestalt der Hornspitzen des Merkurs entdeckte Hr. *Schr.* im März 1800, auf ähnlichem Wege, wie bey der Venus, eine Axendrehung dieses Planeten von 24 Stunden 0 Min.; die Periode wird sich nun bald auf Secunden genauer bestimmen lassen. Auch Merkur hat auf seiner südlichen Halbkugel, gerade so wie unsere Erde, der Mond, und die Venus, seine höchsten Gebirge, und verhältnissmässig noch höhere als der Mond und die Venus. 21) Ueber die einfachste Compensation des Pendels vom Prof. *Huth* in Frankfurt an der Oder. Nähere Beschreibung einer Einrichtung, wodurch der Uhrmacher *Joh. Jac. Schmidt* in Stettin, ein Schüler von *Graham*, die Compensation bewirkt; er schneidet aus einer einzigen Stahlplatte zwey Stangen, wovon er die eine zur Pendel, die andere zur Compensationsstange braucht, und beide in eine solche Verbindung mit einander setzt, dass, vermöge der ihm eigenen Aufhängungsweise des Pendels, dessen Schwingungscentrum gerade um so viel höher gerückt wird, als die Verlängerung beider Stangen durch Wärme beträgt, und gerade um so viel niedriger, als beide Stangen durch Kälte verkürzt werden. Der Preis einer solchen von *Huth* geprüften Gewichtsuhr mit 32tägigem Gang ist 200 Rthlr. einer Federuhr mit 24stündigem Gang und Schlagwerk, auch Halbsecundenpendel mit ähnlicher Compensa-

pensation und den Stangen aus Messing, 100 Rthlr. 22) Abkürzung sphärisch trigonometrischer Rechnungen durch Näherungsformeln vom Prof. *Klügel*. In den *Philos. Transact.* 1775. Vol. 65. giebt *Lyons* gewisse Näherungsformeln, die den kleinen Unterschied der gesuchten Grösse von einer bekannten enthalten und im wirklichen Gebrauche vor den directen und gewöhnlichen Formeln den nicht unbeträchtlichen Vortheil haben, theils, dass man nicht interpoliren darf, was schon viele Zeit erspart, theils dass man, ohne Nachtheil der Genauigkeit, die Logarithmen nur bis auf die vierte höchstens fünfte Stelle zu nehmen braucht. *Kl.* hat diese Formeln nicht nur bequemer eingerichtet, sondern auch die Näherung noch schärfer gegeben: einige derselben sind dem praktischen Astronomen vorzüglich brauchbar, um aus Breite und Länge die Abweichung und gerade Aufsteigung eines Gestirns und umgekehrt zu berechnen. 23) Beobachtung und Berechnung der Gegenscheine des Jupiters im J. 1799 und des Uranus 1800. Beobachtungen des zweyten Kometen von 1799 und einiger veränderlichen Fixsterne, von *D. Koch* in Danzig. Bayer's und Flamsteed's χ im Schwan sind zwey ganz verschiedene Sterne, deren Oerter K. astronomisch bestimmt hat; ersterer ist der an Licht veränderliche, und kommt sonst in keinem ältern und neuern Sternverzeichnisse vor. Die Lichtperiode von Tob. Mayer's 420 im Löwen ist 312 Tage; am 22. März 1800 war er im Mittel seiner grössten Klarheit; eben so wird er diese 1801 28. Jan. und 6 Dec. u. s. w. erreichen. 24) Verzeichniss aller im 19 Jahrhundert zu Paris sichtbaren Sonnenfinsternisse von *Du Vancel* (aus dem V. Tome der *Mém. présentés à la Acad. des Sc.* a Paris 1768 gezogen). Eine astronomische Neugierde *Ludwigs* XV. hatte Anlass zu diesen Berechnungen gegeben. Unter den 43 Sonnenfinsternissen, welche im neuen Jahrhundert zu Paris sichtbar seyn werden, sind die beträchtlichsten von 1804. 1816. 1836. 1851. 1860. 1867, welche zwischen 9 u. 10 Zolle, die von 1820. 1842. 1858. 1870, welche zwischen 10 und 11 Zolle betragen werden, und die grösste am 9. Oct. 1847, welche ringförmig erscheinen und 11½ Zolle halten wird. 25) Astronomische Beobachtungen zu Kremsmünster vom Canonicus und Astronom *Derfflinger*. Durchgang des Merkurs 1799. Gegenscheine des Uranus 1800, des Mars im Aug. und des Jupiters im Nov. 1798. Occultation am 5. May 1800. 26) Die geographischen Längen einiger Oerter, sammt dem Fehler der Mondstafeln, aus Sternbedeckungen berechnet vom Abbé *Henry*, russisch kayserl. Astronom in St. Petersburg. 27) Vermischte astronomische Nachrichten von *La Lande*, aus von *Zach's* monatlicher Correspondenz für Erd- und Himmelskunde 1800 gezogen. 28) Verzeichniss aller Sonnen- und Mondsfinsternisse vom J. 1804 bis 1812, von Pater *Kautsch*, Feldcapellan zu Leutomischl in Böhmen. Blos Anzeige der Zeiten der Conjunction und Opposition, und der Gegenden, wo jede Finsterniss sichtbar ist. 29) Noch verschiedene astronomische Beobachtungen und Nachrichten. Darunter: Preise astronomischer Vollkreise bey *Troughton* in London, kleiner Spiegelsextanten bey Ebendems. und bey *Ramsden*, guter Pendeluhren bey *Bullok* u. s. w. Der Mercursdurchgang 1799 zu Neapel beobachtet; Sternbedeckungen aus Hamburg und Schweidnitz; Neuerrichtetes Längen-Büreau und ein nautischer Almanach zu Kopenhagen. *Burja's* neue pappene Kapseln mit aufgespannten Sternkarten zur Aufsuchung der Sternbilder. Rechtfertigung abstracter Benennungen der Sternbilder: Friedrichs Ehre und Buchdruckerey. Neueste astronomische Literatur.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Lemgo: Wilhelm Fassens vorgegebener Fund von eilftausend Reichsthalern.* Ein Beytrag zur Erfahrungs-Seelenkunde für Criminalrichter und Psychologen. Aus den Acten. 1800. 84 S. 8. (6 gr.) Ein Knecht, Wilhelm Fassen, behauptete vor einigen Jahren, einen Mantelsack mit 11000 Thalern gefunden und dem Amtsrath Rodewald in depositum gegeben zu haben. Der angebliche Depositar veranlasste darüber selbst eine Untersuchung, wo sich dann aus dem Lebenslaufe Fassens, aus seinen widersprechenden Aussagen und aus den Berichten des Geistlichen und des Arztes ergab, dass ein partieller Wahnsinn Ursache dieses Vorgebens, mithin alles ein blosses Hirngespinnst des angeblichen Finders sey. In so weit ist Rec. vollkommen einstimmend. Aber das ist ihm unbegreiflich, wie man den armen Fassen — bloss um die Ehre des Amtsraths von dem Verdacht einer Untreue zu retten — bestrafen konnte. Obgleich nämlich die vorhergehenden Voraussetzungen im Urtheile als gegründet angenommen waren: so wurde doch unter andern erkannt, dass Fassen „jedoch [mit] „Vorbehalt seiner Ehre und Verschonung des Kettentrag[ens] „zum *zweyjährigen* (!!) *Civilarrest auf einer der obern Kam-* „*mern im Zuchthause, und zur Arbeit innerhalb demselben,* [so] „*hiemit geschiehet, zu verurtheilen, auch der besondern Auf[sicht]* „*des Zuchtmeisters in Absicht seines Betragens zu überge[ben],* „nicht weniger dem Denunciaten in Absicht jener falschen [Be-] „schuldigung für die Zukunft ein ununterbrochenes Stillschw[ei-] „gen — bey Vermeidung (?) einer sofortigen körperlic[hen] „Züchtigung und sonst zweckmässige Strafen, wie gleichfalls [hie-] „mit geschiehet, aufzulegen sey." Das heisst doch in der T[hat] übergrosse richterliche Zärtlichkeit für die Ehre des Beschu[ldig]ten! Wir dächten, durch den letzten Punkt des Urtheils war hin[rei]chend für diese Ehre gesorgt. Einen Menschen aber, dem [eine] Beleidigung erwiesener und eingestandenermassen gar nicht [an]gerechnet werden kann, auf *zwey Jahre* in das Zuchth[aus zu] setzen, diess ist klare Ungerechtigkeit.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 17. Februar 180[illegible].

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Nicol: *Travels in the interior Districts of Africa* performed under the direction and patronage of the African Association in the years 1795, 1796 and 1797 by *Mungo Park* Surgeon. With an appendix containing geographical illustrations of Africa by Major *Rennell* — *Second edition*. 1799. XXVIII. 372. u. XCII. S. 4.

2) Hamburg, b. Hoffmann: *Neuere Geschichte der See- und Land-Reisen. Zwölfter Band. Mungo Park's Reise in das Innere von Afrika* in den Jahren 1795, 1796 und 1797 auf Veranstaltung der Afrikanischen Gesellschaft unternommen. Nebst einem Wörterbuche der Mandingo-Sprache, und einem Anhange geographischer Erläuterungen von *Rennell*. Aus dem Englischen. Mit einer Karte und Kupfern. 1799. 543 S. 8.

Auch unter dem besondern Titel:

Mungo Park's Reise u. s. f.

3) Berlin, b. Haude und Spener: *Reisen im Innern von Afrika*, auf Veranstaltung der Afrikanischen Gesellschaft in den Jahren 1795 bis 1797 unternommen von *Mungo Park*, Wundarzt. Aus dem Engl. 1799. 325 S. 8.

Wenn die Britten Entdeckungsreisen zur See unternehmen wollen: so werden gemeiniglich [illegible]ey Schiffe ausgerüstet. Um desto mehr ist es zu [illegible]wundern, dass die in London gestiftete Afrikani[illegible] Gesellschaft nur einzelne Personen zur Unter[illegible]ung des innern Afrika absendet. Denn zu ge[illegible]eigen, dass man vollkommenere Nachrichten ein[illegible]n würde, wenn die Untersuchungen unter meh[illegible]vertheilt wären, und dass mit dem Tode eines [illegible]igen, der in den unwirthbaren Gegenden Afri[illegible] so leicht zu befürchten ist, nicht alle Entdeckun[illegible] auf einmal verloren giengen: so würde die [illegible]ubwürdigkeit der Nachrichten viel gewinnen, [illegible]n sie durch das Zeugniss mehrerer Reisenden be[illegible]get wären. Von allen bisher nach Afrika auf Un[illegible]en der gedachten Societät geschickten Reisenden keiner einen so grossen Strich von Afrika durch[illegible]ndert, und über die Geographie von Mittel-Afri[illegible] mehr Licht verbreitet als *Mungo Park*. Sein Auf[illegible] war, den Lauf des Niger Flusses zu erforschen, [illegible] er scheuete keine Gefahr, bis er sich durch An[illegible] überzeugt hatte, dass er *gegen Osten* gerichtet [illegible] An Muth, Unverdrossenheit und Eifer kommen ihm wenige gleich. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse scheinen aber nicht über die eines Wundarztes von gewöhnlichem Schlage hinausgegangen zu seyn. Und wenn er sie auch in einem höhern Grade besessen hätte; was würde er, der den grösten Theil des Weges allein, und als ein Bettler zurücklegte, und ungefähr auf der Hälfte des Weges nach dem Niger, nebst andern Habseligkeiten seines Taschen-Sextanten und Thermometers, und auf der Rückreise seines Compasses beraubt wurde, (von andern Instrumenten findet sich keine Spur bey ihm) für die Wissenschaften haben leisten können! Seine Sprachkenntnisse waren nicht weniger beschränkt. Er lernte zwar die Mandingo- und Bambarra-Sprache, vielleicht noch andere, um sich den Eingebornen verständlich zu machen. Allein ausser einzelnen Wörtern und kurzen Redensarten hat er nichts davon angeführt. Der arabischen Sprache war er so unkundig, dass, ob er gleich Richardsons Grammatik bey sich führte, er doch erst unter den Mauren die Buchstaben kennen lernte. Seine Karte ist unstreitig das schätzbarste Stück der Reise. Allein es gehörte der Kopf eines *Rennell* dazu, sie aus den unvollkommenen Datis, die er mitgebracht hatte, zusammenzusetzen. Die vielen Abentheuer, die er bestanden hat, werden sein Buch einer gewissen Classe von Lesern unterhaltend machen; diejenigen aber, die gern prüfen, ehe sie etwas für wahr halten, werden doch bey einigen stutzen, und den Tod des D. *Laidley* bedauern, der, wenn er nicht auf seiner Rückkehr aus Afrika nach England gestorben wäre, als Zeuge für die Wahrhaftigkeit der Nachrichten von Hn. *Park* hätte auftreten können. Wenn man aber auch das Schlimmste annehmen will, dass er nicht alle die Länder und Oerter, von denen er es versichert, bereiset, noch die widrigen Schicksale, die ihm begegnet seyn sollen, erlebt hat: so wird doch der stärkste Zweifler zugeben, dass er weit und breit in den Ländern zwischen dem 12 und 15° N. B. herumgeirrt, sehr angebaute, reichlich bewässerte und bevölkerte Gegenden gesehen, viele Misshandlungen unter den Mauren, und viele Gutthätigkeit unter den Negern erfahren habe. Durch sein Beyspiel aufgemuntert werden andere ins künftige in seine Fussstapfen treten, und die durch ihn erhaltene Länderkunde berichtigen und erweitern. Von seiner Privatgeschichte wird alsdann nicht mehr die Rede seyn. Jedoch es ist Zeit, dass wir seine Reise näher anzeigen.

Mungo Park erreichte 1795 in 30 Tagen von Portsmouth aus, die Ufer des Gambia, und bereitete sich in

in *Pifania*, einer brittifchen Factorey, in dem Haufe des D. Laidley, zu feiner grofsen Reife. Obgleich er fich hier vom Junius bis December aufhielt: fo find doch feine Nachrichten von dem Lande und den Einwohnern dürftig, und Rec. konnte nicht viel zur Ergänzung des fchon anderwärts her Bekannten ausheben. Nur ein Viertel der Einwohner find freye Leute, die übrigen drey Viertel erbliche Sklaren. Der Englifche Handel auf dem Gambia befchäftigt nur 2 oder 3 Schiffe, und der Werth der Ausfuhr ift unter 20000 Pf. St. Franzofen, Dänen und Amerikaner fchicken auch Schiffe hieher. Die von allen Nationen ausgeführten Sklaven follen noch unter 1000 feyn. Im Durchfchnitt koftet ein gefunder männlicher Sklave von 16 bis 25 Jahren 18 bis 20 Pf. St. auf dem Platz. Es fcheint alfo in 10 oder gar 20 Jahren der Preis nicht geftiegen zu feyn, welches gar nicht unwahrfcheinlich ift, weil durch den gegenwärtigen Krieg die Nachfrage nach Sklaven hat abnehmen müffen. Beym Vergleichen der angeführten Zahlen aus den Sprachen der Feloops, Jalofs und Mandingos mit denen, die in Oldendorp's Miffions Nachrichten vorkommen, hat Rec. bemerkt, dafs die Zahlen der Mandingos nach Park, diefelben find, welche Oldendorp den Sokkos oder Afokkos beylegt, woraus auf eine grofse Verwandtfchaft, wenn nicht gar Identität, beider Nationen zu fchliefsen ift. In Begleitung zweyer Bedienten, wovon der eine den Dollmetfcher machen follte, trat Hr. P. feine Reife gegen Nordoften von Pifania an, wie es fcheint, auf demfelben Wege, den der unglückliche Maj. Houghton vor ihm gemacht hatte. Es ftiefsen aber oft unterweges mehr Reifende zu ihm, fo dafs er die meifte Zeit in Karavanen reifte, die gewöhnlich auf feine Koften zehrten, welches bey der grofsen Wohlfeilheit der Lebensmittel kein beträchtlicher Aufwand war. Er kam bald aus dem Reiche *Walli* in das Reich *Woolli*, wo er allenthalben gut aufgenommen wurde, und in der Hauptftadt *Medina* den König fprach, der ihm das weitere Reifen widerrieth, jedoch einen Wegweifer zur Begleitung gab. *Bondu* wird von diefem Reiche durch eine Wildnifs von 2 Tagereifen getrennt. In *Kujar* auf der Gränze fah Hr. P. einem Wettringen zu, das ein in allen Mandingo Ländern gewöhnliches Schaufpiel ift, aber doch, fo viel fich Rec. erinnert, von keinem andern Reifenden erwähnt wird. Hier und anderwärts trinkt man Bier, von *holcus fpicatus* nach europäifcher Art gemacht. In *Fatteconda*, der Hauptftadt von *Bondu*, nöthigte ihn der König, ihm feinen blauen Rock zu fchenken. Aber warum kleidete fich Hr. P. auf europäifche Weife? Würde er nicht manchen Gefahren und Verdriefslichkeiten entgangen feyn, wenn er feine Kleidung mehr nach der Landesfitte eingerichtet hätte? Zum Gegengefchenk gab ihm der König 5 Unzen Gold, um fich damit Lebensmittel auf feiner fernern Reife anzufchaffen. Das Land felbft ift waldig, wird ftark bereifet, und hauptfachlich von Fulahs bewohnt, welche die mohammedanifche Religion angenommen haben. Die Namen der Zahlen, die Hr. P. anführt, find bis auf einige Kleinigkeiten diefelben, welche Oldendorp hat. Das Reich *Kajaaga*, worein Hr. P. zunächft trat, wird von den Franzofen *Galam* genannt, und jener Name ift daher unfern Geographen unbekannt. Die Einwohner find *Sarawullies*, oder nach der franzöfifchen Schreibart *Seracolets*, und dem Handel fehr ergeben. Hier fchenkte er zwar dem Könige, wie es fcheint, zu übereilt, und durch die Drohungen der Abgefandten zu fehr in Furcht gefetzt, das ihm in Bondu verehrte Gold; konnte aber nicht verhindern, dafs ihm nicht die Hälfte feiner Sachen geraubt wurde. Unter dem Schutz eines Neffen des Königes von Kaffon, den er zufälligerweife in Joag antraf, kam er in das Land *Kaffon*. Obgleich Vieh und Korn im Ueberflufs ift: fo effen doch die Einwohner Ratzen, Maulwürfe, Schlangen u. dgl. m. Den Weibern ift das Eyereffen verboten. Ein benachbarter König foderte die Einwohner von *Tifi* auf, die mohammedanifche Religion anzunehmen, und man fügte fich feinem Willen. Es wurde aber nur das Herfagen gewiffer Gebete verlangt. Unter dem Vorwand von Tribut kam er an diefem Ort um einen grofsen Theil feines Gepäckes. Zum Glück konnte ihm in *Sulo* nicht weit davon, ein Slatee- oder Sklavenhändler, der dem D. Laidley fchuldig war, den Werth dreyer Sklaven in Goldftaub bezahlen. Doch würde ihm diefes bald wieder abgenommen worden feyn, wenn fich nicht der Slatee feiner angenommen hätte. Königliche Begleiter brachten ihn in das Land *Kaarta*, das im Kriege mit Bambarra begriffen war. Weil er nun nicht auf dem geraden Wege in diefes Land kommen konnte: fo entfchlofs er fich, auf einem Umwege durch das maurifche Reich Ludamar dahin zu gelangen. In den drey zuletzt angeführten Ländern wächfet der Lotus, eine fehr gemeine Frucht in allen von Hn. P. befuchten Ländern, am häufigften, und dient den Einwohnern zur Nahrung. Er hat davon eine Abbildung in Kupfer ftechen laffen. In *Jarra*, der maurifchen Gränzftadt, wurde Hr. P. durch die Vermittelung eines dem D. Laidley bekannten Sla[illegible] aufs neue mit Goldftaub verfehen, mufste aber, als er durch Boten bey dem König (Schech) Ali um Erlau[illegible]nifs, durch fein Land nach Bambarra zu reifen, [illegible]gehalten hatte, in fein Lager bey Benown komme[illegible] Schon auf dem Wege wurde er mit Verachtung [illegible]handelt, noch fchimpflicher begegnete man ihm [illegible] Lager. Gleich Anfangs machte feine Unwiffenheit [illegible] der arabifchen Sprache einen übeln Eindruck auf A[illegible] Noch mehr verhöhnte man ihn wegen feiner eu[illegible]päifchen Kleidung. Wenn man die Mauren aus d[illegible] Befchreibungen des Briffon, Follie u. a. kennt: [illegible] wird man die Klagen des Hn. P. über die Grobhe[illegible] die Graufamkeit und den blinden Fanatismus derfe[illegible]ben nicht für übertrieben halten. Denn die Maure[illegible] durch deren Länder er, der Sprache und der Sitte[illegible] diefes Volkes ganz unkundig, zu reifen einen Ver[illegible]fuch machte, gehören zu den Stämmen, welche d[illegible] grofse afrikanifche Wüfte bewohnen, und in dere[illegible] Hände jene Schriftfteller durch Schiffbruch geriethe[illegible] Den 12ten März 1796 kam er in Benown an, und d[illegible]

1ten Julius entfloh er, von seinen bisherigen Reisegefährten verlassen, zu Pferde aus den Händen der Mauren, die ihn beständig als einen Gefangenen gehalten, und ihm bis auf einen Compass, den er verborgen hatte, und wenige Kleidungsstücke, alles genommen hatten. Sein Aufenthalt unter den Mauren ist für die Geographie nicht ohne Gewinn, weil er von den durchreisenden Fremden einige Nachrichten von dem Wege durch die Sahara einzog. Sonst hat er ausser blossen Namen nichts neues von den Mauren erzählt. So schlimm nun auch sein Loos unter den Mauren war: so würde es doch vielleicht noch unglücklicher für ihn ausgefallen seyn, wenn er nicht freywillig, sondern durch Zufall unter sie gekommen wäre. Er würde alsdann zu harten und erniedrigenden Handarbeiten gezwungen worden seyn, wovon er jetzt, wahrscheinlich aus der angeführten Ursache, frey war. Ehe er unter Leitung seines Compasses ein Dorf in *Bambarra* erreichen konnte, wurde er von Mauren eingeholt, die ihm seinen Mantel raubten, und er schätzte sich glücklich, dass sie nicht von Ali abgeschickt waren, ihn zurückzubringen. Die Hitze würde ihn bald aufgerieben haben, wenn er nicht durch Regenschauer und freundschaftliche Aufnahme von Negern erquickt worden wäre.

Je weiter Hr. *P.* in den Neger-Ländern reisete, desto seltener traf er unhöfliche Magistratspersonen und Einwohner in Dörfern und Städten an. Man gab ihm unentgeldlich Lebensmittel, und fütterte sein Pferd unentgeldlich. Vorzüglich zeichnete sich das weibliche Geschlecht durch Mildthätigkeit aus. Seine Erfahrung bestätigt also, was wir bey Isert gelesen zu haben uns erinnern, dass in den entfernteren Neger-Ländern weit mehr Gastfreundschaft und Gefälligkeit zu finden sey, als in den der Küste näheren. Von *Wassibou* an; d. i. bald nachdem Hr. *P.* aus dem Gebiet der Mauren gekommen war, reiste er in Gesellschaft von Kaufleuten und andern, auf die er unterwegens stiess. Die Knöpfe an seinen Westen halfen ihm bisweilen aus der Noth, wenn er auf Bitten nichts ohne Geld bekommen konnte. Bey *Sego*, der Hauptstadt in Bambarra, hatte er das unbeschreibliche Vergnügen, am Ufer des *Niger* oder *Joliba* zu seyn, und von seinem Wasser zu trinken. Der Niger ist so breit, als die Themse bey Westminster, und fliesst langsam gegen Osten. War Hr. P. vorher schon manchmals über den Anbau, und die Bevölkerung des von ihm durchreisten Landes in Verwunderung gesetzt worden: so erstaunte er hier noch mehr über die grosse Stadt, die seiner Schätzung nach 30000 Einwohner hat, die zahllosen Kanoes auf dem Flusse, die starke Bevölkerung und den cultivirten Zustand des umliegenden Landes. Auf seine grosse Freude folgte aber bald Traurigkeit. Auf königlichen Befehl durfte er nicht über den Fluss setzen, und musste einstweilen in einem Dorfe bey der Stadt sich aufhalten. Hier führte ihn, als ihm Obdach und Nahrung von andern Einwohnern des Dorfes versagt war, eine mitleidige Frau in ihr Haus, speisete ihn, und stimmte mit den Baumwolle-Spinnerinnen ihres Hauses ein auf ihn aus dem Stegreif gemachtes Lied an, das nachher in englische Verse und in Musik gebracht, in den Zirkeln der schönen Damen an der Themse mit vieler Theilnahme gesungen worden ist. Nachdem er hier einige Tage zugebracht hatte, verlangte der König, dass er sogleich aus der Nachbarschaft von Sego abreisen sollte, schenkte ihm aber doch 5000 Kauris, damit er sich auf seiner Reise Lebensmittel kaufen könne, und gab ihm einen Wegweiser, der, wenn er noch bis *Jenne* reisen wollte, ihn bis *Sansanding* begleiten sollte. Das Geschenk war in einem so wohlfeilen Lande sehr ansehnlich. Denn mit 100 Kauris konnte er in Bambarra und den angränzenden Ländern sich und sein Pferd einen Tag ernähren; übrigens war es, wenn man mit Hn. P. 250 Kauris auf einen Schilling St. rechnet, nicht mehr als ein Pfund St. d. i. 6 Rthlr. Sächs. werth. Ueber die Bewegursachen dieses Verfahrens werden keine befriedigende Aufschlüsse gegeben. Rec. gestehet aufrichtig, dass die Freygebigkeit des Königs, und noch mehr die Bereitwilligkeit, womit er seine fernere Reise genehmigte und unterstützte, über alle Erwartung gehen, und Bedenklichkeiten und Zweifel veranlassen, die durch *Semper aliquid novi ex Africa* noch nicht beseitigt werden. Hr. P. ist auch bey dem sehr unwahrscheinlichen Theil seiner Geschichte unserer Meynung nach zu kurz. In *Kabba*, einer grossen Stadt nicht weit von Sego, glaubte er sich mitten nach England versetzt: so schön und cultivirt war die Gegend. Die Einwohner waren mit Einsammlung der Früchte des Sheabaums beschäftiget, woraus eine Butter bereitet wird, die sich ungesalzen das ganze Jahr erhält, und angenehmer schmeckt, als Butter von Kuhmilch. Sie ist ein Hauptgegenstand der afrikanischen Landwirthschaft und Handlung. Hr. P. hat Blatt und Blüthe davon in Kupfer stechen lassen, und versetzt sie in das Geschlecht der Sapotä. Als Hr. *P.* sein Pferd vor Müdigkeit im Stich lassen musste, setzte er die Reise zu Wasser in Kanoes fort, und kam endlich bis *Silla*, das äusserste Ziel seiner Reise. Denn hier fehlte ihm der Muth, ohne Empfehlung und Waaren von Werth weiter gegen Osten zu reisen, wo er aufs neue unter die Mauren gekommen seyn würde, die er auch seit seiner Abreise aus Ludamar als fanatische, übermüthige, und gegen alle Christen sehr feindselig gesinnte Menschen kennen gelernt hatte. Doch sammelte er hier noch einige Nachrichten von den weiter gegen Osten gelegenen Ländern. Von *Houssa*, der Hauptstadt eines grossen Reichs, hörte er, dass sie grösser und volkreicher, als Tombuctou, sey.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Koburg und Leipzig, b. Sinner: *Erzählungen von Friedrich Laodes. Erster Band.* 1800. 416 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Von zehn Erzählungen, die dieser Band in sich fasst, sind fünf oder sechs auf historischen Grund und Boden

den erbaut; zwey übersetzt, und zwey *vielleicht* Hn. *L's.* eigene Erfindung. Aber in keiner derselben bewährt sich sein Beruf zum Erzähler. Sein Vortrag ist weitschweifig, oft verworren; er versteht den Kunstgriff, auf Hauptumstände auch das Hauptlicht fallen zu lassen, durchaus nicht; und selbst interessante Gegenstände verlieren ihr Interesse durch die langweilige, planlose Art, mit welcher er sie darstellt. Wer dieses Urtheil vielleicht allzuhart findet, der lese, *die beleidigten Schönen* S. 219 — 245. und vergleiche damit die zwey oder drey Seiten im Burnet, aus welchem sie genommen sind! Er wird dann das Wunder bey der Hochzeit zu Kana wiederhohlt finden, nur dass im umgekehrten Verhältniss der Wein sich hier in — Wasser verwandelt. In der *Zenobia* (S. 295 bis 269.) konnte die Schilderung von Rhadamists Charakter wahrlich nirgends unschicklicher angebracht werden, als in der Anmerkung S. 257. Auch zernichtet er die ganze Theilnahme, indem er den Helden der Geschichte als das scheufslichste Ungeheuer schildert; und das Weib, das den Mörder ihres Vaters, ihrer Mutter, ihrer Brüder *lieben* kann, das mag immerhin auch im Strom ertrinken! Wir bedauern sie nicht. Die Geschichte: *Weiberlist oder der heilige Bonifaz* S. 179. gründet sich auf ein bekanntes Fabliau, und ist gewiss an sich selbst drollicht genug; aber hier verliert sie ganz Kraft und Salz. *Irenens Ermordung* (S. 113.) der *Agnes Sorel edelmüthige Liebe* (S. 399.) ist schon von weit bessern Dichtern genüglich bearbeitet worden. — Wenn daher Hr. L. im Vorbericht sagt: „er befinde sich jetzt in einer Lage, wo er der weitern Ausführung (schriftstellerischer Arbeiten) unter den günstigsten Umständen obliegen könne" — so gönnen wir ihm solche zwar von Herzen; aber wir rathen ihm doch, das Fach der *romantischen Erzählung*, in welchem leider jetzt so viel gestümpert wird, — aufzugeben. Von kleinen Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. S. 66. die künftigen Kriege, die schon *ihres Werdens* nahe waren, wollen wir hier nichts erst erwähnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. 1) *Leipzig*, in der v. Kleefeld. Buchh.: *Bemerkungen über Thaer's Schrift von der englischen Landwirthschaft* zur Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft für die, welche ihr Ackerhandwerk und den Staat lieben. Von *H. A. v. Steindel.* (1800.) 85 S. 8. (6 gr.)

2) *Wien*, b. Wapler und Beck: *Bemerkungen über Herrn Albrecht Thaer's Einleitung zur Kenntniss der englischen Landwirthschaft* von *Georg Christian Albrecht Rückert*, Director der K. K. Salmiack- und Salz-Producten-Fabrik. (1800.) 107 S. 8.

Der Vf. von Nr. 1., ein denkender und thätiger Oekonom, hat seine Bemerkungen, vermuthlich bey Durchlesung des Thaerschen Werks, als Marginalien mit Bezug auf sein Vaterland, Obersachsen, nur flüchtig gemacht, und sie mehr zur Empfehlung als Berichtigung dieses schätzbaren Werks herausgegeben. S. 24. „Die Art des Rüben- und Möhrenbaues in England, 12. und 13 Kapitel, ist vielleicht nicht zu verwerfen. Allein in unserm Vaterlande würde es dazu an manchen Orten an hinlänglichen Arbeitern fehlen. Weil auch dergleichen Gewächse im Winter, wenn die Witterung sehr abwechselnd ist, sich oft gar nicht halten und verderben: so bin ich mehr für das gute Rauchfutter. Mit den Kraut- und Kohlgewächsen, 14tes Kapitel, ist es noch unangenehmer, zu geschweigen, dass diese auch den Boden mehr auszehren." Die wenigen Erinnerungen betreffen den Kleebau, das Parcelliren; interessanter ist ein Anhang (S. 56.) von der Möglichkeit der Stallfütterung bey der *Dreyfelderwirthschaft.* Die nachtheiligste aller Feldwirthschaften herrscht unabänderlich durch ganz Kursachsen, und steht aller bessern Cultur im Wege; um desto verdienstlicher ist es, auf dem indirecten Wege an ihrer Abschaffung zu arbeiten, da der directe, Aufhebung der Triften, nicht eher eingeschlagen werden wird, bis man die Berechtigten überzeugt, dass man auch ohne Triftrecht Vieh, und zwar in grösserer Anzahl, ernähren kann. Der Nachtrag: Vortheile bey Abschaffung der sogenann-ten reinen Brache enthält, bey allem Wahren, nichts neues, aber viel hierher nicht gehöriges.

Nr. 2. ist polemischen Inhalts; der Vf. vertheidigt seine Theorie gegen *Thaer*, und geht in dieser Rücksicht dessen Einleitung vom 4ten bis 15ten Kapitel durch, sagt auch noch etwas über das 20te und 21te; dem praktischen Theile lässt er überall die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren, sucht aber darzuthun, dass die aufgestellten theoretischen Grundsätze theils schwankend und einander widersprechend, theils zur Erläuterung der ökonomischen und chemischen Erfahrungen nicht zureichend als seine eignen seyen; in Rücksicht deren wir auf verschiedene Schriften des Vf. (selbst noch ungedruckte,) verwiesen werden. Man kann daher aus dieser Schrift auch nicht ersehen, in wie fern der Vorwurf gegründet sey, dass Thaer des Vf. Theorie nicht vollständig und richtig angeführt habe, und die einzelnen Bemerkungen sind eines Auszugs nicht wohl fähig. Die chemischen Verfahrungsarten *Thaer's* werden getadelt, dagegen die eigenen gerechtfertigt, und ihre Uebereinstimmung mit den Westrumbischen gezeigt, die Düngekraft der Kohlensäure aber mit besonderer Hinsicht auf die noch nicht befriedigend erklärte Kalkdüngung, in Zweifel gezogen. u. s. w.

Soviel scheint der Vf. (wohl auch gegen sich,) erwiesen zu haben, dass die unzulänglichen Theorieen des Pflanzenwachsthums vorerst noch in ein praktisches Handbuch der Landwirthschaft aus keinem andern Grunde aufgenommen werden sollten, als um aufmerksam auf Ereignisse und Beschaffenheiten des Bodens zu machen, die eine wirkliche Erweiterung der theoretischen Kenntnisse veranlassen können. Die Thaer'sche Einleitung scheint auch, ganz anspruchlos, nur diese Absicht zu haben, indem sie zu näherer Bestimmung der Eigenschaften des Bodens durch den *Board of Agriculture* Hoffnung macht, und sich (S. 90.) selbst für nichts weniger als unfehlbar und abschliessend ankündigt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Februar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Nicol: *Travels in the interior Districts of Africa, etc.* by *Mungo Park etc.*

2) Hamburg, b. Hoffmann: *Neuere Geschichte der See- und Land-Reisen. Zwölfter Band. Mungo Park's Reise in das Innere von Afrika* etc. Aus d. Engl. etc.

3) Berlin, b. Haude und Spener: *Reisen im Innern von Afrika, etc.* von *Mungo Park.* Aus dem Engl. etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Rückreise, welche im August angetreten wurde, war wegen der eingebrochenen Regenzeit noch beschwerlicher. Sein Pferd traf er wieder in *Madibu* an, wo er es zurückgelassen hatte. Die Einwohner in Bambarra aber waren ihm, wie er vermuthete, durch die Täuschungen der Mauren und Sla-ves abgeneigt geworden. Man versagte ihm oft das Nachtlager und hiess ihn weiter reisen. Er ritt mit Fleiss um *Sego*, die Residenzstadt des Königs herum, ...ihn vorher so reichlich beschenkt, aber doch die Stadt verboten, und jetzt, wie er hörte, Leute ausgeschickt hatte, ihn in Verhaft zu nehmen. Er verfolgte indessen seinen Weg längst dem westlichen Ufer des Niger, und kam auch hier durch viele grosse und bevölkerte Städte und Dörfer, die so wenig als die ...ehr östlichen, in Europa nur dem Namen nach be...nnt sind. Den 23sten August war sein Geld so sehr ...schmolzen, dass er nur auf wenige Tage sich da...n erhalten konnte. Er muss also nicht 100 Kauris ...n Tag, wie er gerechnet hatte, sondern über 160 ...gegeben haben. Bald darauf verlor er auch diesen ...ngen Vorrath. Er wurde in der Nähe von *Sibi*..., der Gränzstadt von Mandingo, von Fulahs an...llen, und bis auf ein Hemd und ein paar Bein...der ausgeplündert. Sein Hut, in dessen Krone er ...Tagebuch gesteckt hatte, wurde ihm zurückge...sen. Vielleicht hielten sie es für Saphies, oder ...ulete, denen im ganzen Lande von Mohammeda...n und Heiden grosse Kraft beygelegt wird. Der ...y oder die erste Magistratsperson des angeführten ...s verschaffte ihm in wenigen Tagen das Pferd und ... Kleidung wieder. Sogar sein Compass wurde ...m, obgleich zerbrochen, zurückgegeben. Er schenk...das Pferd dem Wirth in *Wonda*, der ihn der Theu...g ungeachtet gastfrey aufgenommen hatte, und ...tel und Zaum dem Duty, durch dessen Vermittelung seine Sachen zurückgebracht waren. Mit einem Speer und einem ledernen Beutel, seine Kleidungsstücke einzupacken, von seinem gütigen Wirthe beschenkt, wanderte er weiter. In *Kamalia* wurde er zu einem Sklavenhändler geführt, der sich erbot, ihn bis zur verflossenen Regenzeit bey sich zu behalten, und gegen den Werth eines Sklaven von erster Güte sicher nach dem Gambia zu führen. Hier blieb er vom 16ten Sept. 1796 bis 19ten April 1797.

Die Resultate seiner Bemerkungen hat er in vier Kap. mitgetheilt. Wir heben einiges aus. Das Zuckerrohr, den Kaffe und Cacaobaum hat er nirgends in Afrika gesehen. Die Bevölkerung ist, im Verhältniss gegen die Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Bodens, nicht sehr gross. Beide Geschlechter werden, sie mögen Mohammedaner oder Nicht-Mohammedaner seyn, wenn sie das mannbare Alter erreicht haben, beschnitten. Mit vieler Zuversicht wird behauptet, dass der Glaube an einen Gott und an einen künftigen Zustand der Belohnung und Strafe unter den Negern allgemein verbreitet ist. Hr. P. unterscheidet die Elephantiasis von der schlimmsten Art des Aussatzes, und fand beide in Afrika. Die Neger sind kein träges Volk zu schelten. Wenige Völker arbeiten, wenn es die Noth erfodert, stärker, als die Mandingos. Fast jeder kann weben, färben und nähen. Nur die Leder- und Eisenmanufacturisten werden als eigentliche Künstler angesehen. Die Zahl der Sklaven ist noch dreymal so gross, als die der Freyen, und unter den Sklaven machen die, welche durch die Geburt Sklaven sind, eine weit grössere Anzahl aus, als die, welche es nachher wurden. Viele von den letzten haben sich freywillig, um dem Hungertode zu entgehen, in die Sklaverey begeben. Sollte der Sklavenhandel von den Europäern aufgegeben werden: so wird doch dadurch, nach Hn. P. Meynung, in dem innern Zustand von Afrika wenig verändert werden. Gold wird in ganz Mandingo in grosser Menge gefunden, aber nur in kleinen Körnern, die in Sand und Thon zerstreut sind. Das meiste davon wird von den Mauren gegen Salz und andere Waaren weggeführt. Die hieher gehörigen Nachrichten scheinen die schätzbarsten in diesem Abschnitt zu seyn. Das viele Elfenbein, was in den Wäldern gefunden wird, kommt zum Theil von den vor Alter mürbe gewordenen und abgebrochenen Zähnen der Elephanten her. Da die meisten Kinder in der Schule zu Kamalia Caffern d. i. Heiden zu Aeltern hatten: so siehet man daraus, dass die mohammedanische Religion sich noch mehr ausbreitet. Der Schulmeister besass verschiedene

ne Handschriften auch von unsern biblischen Büchern. Doch scheint das von ihm genannte *Lingeeli - la - Ifa* nicht das Buch Isaiah zu seyn, wie Hr. *P.* übersetzt, und alle Journalisten in England und Deutschland ihm nachschreiben, sondern das Evangelium Jesu انجيل يسوع zu seyn. Es ist auch an sich viel wahrscheinlicher, dass dieses und nicht jenes sich in den Händen der Muslemen befinde.

Die Karavane, mit der Hr. *P.* endlich nach dem Gambia aufbrach, bestand aus 73 Personen, worunter 27 Sklaven zum Verkauf waren. Es scheint, dass die ganze Gesellschaft zu Fuss gieng; denn ausdrücklich wird es nicht gesagt. Doch wurden die trockenen Lebensmittel, die Hn. *Park's* Wirth mit sich führte, von einem Esel getragen, dessen nachher gedacht wird. Die Jallonka Wildniss, in der man auf eine Strecke von 100 englischen Meilen keine menschliche Wohnung erblickte, wurde in 5 Tagen zurückgelegt. Man setzte über mehrere Flüsse, die in den Senegal fliessen. Ueber den grössten, den Basing, war eine schwimmende Brücke gebaut, die in ihrer Bauart viel ausserordentliches hat, und in Kupfer abgebildet ist, worin wohl die hängende Lage, aber nicht das sonderbare und dem Rec. vielleicht aus seiner Schuld, unbegreifliche Fundament der Brücke zu erkennen ist. Der Weg gieng nicht weit davon über einen hohen Gebirgsrücken, dergleichen sonst Hr. *P.* selten passirte, und nachher mehrmalen durch rauhe, steinige, wilde, waldige und hügelige Gegenden. In der Nähe des Gambia senkte sich das Land und wurde eben. Am 10ten Jun. erreichte Hr. *P.* endlich *Pisania*, und hatte schon vorher erfahren, dass die beiden von ihm mitgenommenen Bedienten nicht zurückgekommen waren. Hr. *P.* schiffte sich wenige Tage nachher auf ein Schiff ein, das nach Amerika Sklaven bringen sollte, und vertrat auf demselben die Stelle eines Arztes. Zu verwundern ist es, dass er in diesem Charakter, durch den er sich Achtung und Mittel zum Fortkommen hätte verschaffen können, nirgends auf seiner ganzen Reise erscheint, und dass er auch selbst alsdann, wenn er von Krankheiten spricht, wenig von dem beobachtenden Arzt durchscheinen lässt. Das Schiff musste wegen seines schlechten Zustandes in Antigua einlaufen, und von hier kam Hr. *P.* im Dec. wieder in England an, nachdem er 2 Jahre und 7 Monate abwesend gewesen war.

Eine wichtige Frage, die Rec. aus den vorliegenden Datis in der Reisebeschreibung nicht hinlänglich beantworten kann, ist, wie Hr. *P.*, der mehrmalen ausgeplündert ward, sein Reise-Journal hat erhalten können. Ehe er nach Ludamar reiste, gab er zu Jarra seine Papiere an seinen Dollmetscher Johnson ab, behielt aber davon eine Abschrift. Dieser, ehe er nach Ludamar geschleppt wurde, hatte sie bey einer der Frauen des Slatee, an den sein Herr empfohlen war, in Sicherheit gebracht. Als sich Hr. *P.* von Johnson trennte, bat er ihn, die Papiere, die er ihm anvertraut hatte, wohl in Acht zu nehmen, und seinen Freunden am Gambia einzuhändigen. Waren diess die nämlichen, welche er vor seiner Abreise von Jarra an ihn abgeliefert hatte? Waren seit seinem langen Aufenthalt in Ludamar keine neue hinzugekommen? Und wenn dieses geschehen war, warum wird es nicht ausdrücklich gesagt? Das Journal war unter dem Deckel seines Huts befestiget, und die Fulas raubten diesen nicht, aus Furcht vor jenem. Unstreitig waren nur die vornehmsten Begebenheiten, wie sie sich an jedem Tage zutrugen, in der gedrängtesten Kürze auf den Papieren aufgezeichnet. Er musste aber doch die Schreibmaterialien dazu bey sich führen. War dieses aber der Fall: so sieht man nicht ein, warum er, als er nach dem 16ten Abschnitt ein Saß zubereitete, erst die Feder und Dinte zurecht machte. Während seines sieben monatlichen Aufenthalts in Kamalia hatte er Musse, sein Journal abzuschreiben und in Ordnung zu bringen. Die Anzeige hätte man vermuthen sollen. Hr. *P.* sagt aber nur, dass er sich hier seinen Betrachtungen überlassen, und die schon vorher gemachten Beobachtungen vermehret und erweitert habe. In Pisania konnte er das nicht nachholen, was er in Kamalia versäumt zu haben scheint. Denn daselbst hielt er sich, nach zurückgelegter Reise in dem Innern von Afrika, nur fünf Tage auf. Jedoch was andere Reisende niederschreiben müssen, das hat vielleicht Hr. *P.* in seinem Gedächtniss aufbewahren können. Eine beynahe unglaubliche Probe von der Stärke desselben findet sich in *Rennell's* Erläuterungen (S. 474. Ueb.)

Hr. *Rennell* hat Hn. *P's*. Tagebuch, das zum Theil, vielleicht grösstentheils von Hn. *Edward's* in die jetzige Form gebracht worden, vortreffliche geographische Erläuterungen angehängt. Die Ehre, die er Hn. *P.* Tagebuch und andern handschriftlichen Bemerkungen erwies, sie bey der Anfertigung zweyer Karten, auf deren einer ein Theil von Nordafrika zwischen dem 19° und 10° N. B. mit der von Hn. *P.* hin- und rückwärts genommenen Reiseroute, auf der andern ganz Nordafrika bis an den 5° S. B. abgebildet ist, zum Grunde zu legen, giebt ihnen das rühmlichste Zeugniss der Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit, beschränkt die Zweifel des Rec. nur auf den historischen Theil, und lässt den geographischen unangefochten. Hr. *R.* hat aber nicht bloss die von Hn. *P.* observirten Breiten, die schon bey Jarra auf seiner Hinreise aufhörten, sondern auch seine und anderer Reisenden Bestimmung der Entfernungen, die von Hn. *P.* bemerkte Richtung der Magnetnadel, nebst einer Menge anderer Nachrichten dabey zu Hülfe genommen. Von allen giebt er genaue Nachricht, für den Kenner interessant, für den aber, der bloss Unterhaltung sucht, nicht geschrieben ist. Silla oder das Ziel der Reisen Hn. *P.* liegt 16° östlich von Cap Verde, und in derselben Parallele. Die Distanz beträgt ungefähr 941 geographische Meilen (d. i. deren 60 auf einen Aequator-Grad gehen) oder 1090 britische oder 218 deutsche Meilen. Obgleich Hr. *P.* noch 200 britische Meilen von Tombuctu entfernt blieb: so sind doch in seinem Journale Angaben, nach welchen

in Verbindung mit andern ihr die Breite von 16° 30' und östliche Länge von Greenwich 1° 33' gegeben wird. Vorher hatte Hr. R. ihre Breite zwischen 19 und 20° gesetzt. Aus den Karten und Nachrichten, die er bey der Zeichnung der grösern Karte gebrauchte, ergab sich, dass die Küste von Guinea sich einige Grade mehr von Osten nach Westen ausdehnt, und dass die Breite von Südafrika gegen den Aequator geringer ist, als d'Anville angenommen hat. Ueber den fernern Lauf und das Ende des Nigers werden Muthmassungen gewagt, deren Bestätigung zukünftigen Entdeckungen überlassen bleibt. Wenn in den sechs ersten Kapiteln die von Hn. R. angestellten geographischen Untersuchungen wegen der unvermeidlichen Trockenheit der Materie manchen Leser zurück scheuchen sollten: so werden sie doch das letzte mit dem innigsten Vergnügen lesen, worin Nordafrika nach seinen drey Theilen, der Küste am Mittelmeere, der grossen Wüste, und dem Striche von Cap Verde in Westen und dem rothen Meere in Osten bis Südafrika sowohl in physischer als politischer Rücksicht beschrieben, und der Charakter ihrer Bewohner geschildert wird. Möchte doch dieser Gelehrte uns mit einer vollständigen Geographie von Afrika beschenken!

Die in Hamburg herausgekommene Uebersetzung ist, wie wir aus der Note S. 303. sehen, von dem Verfasser des Freystaats von Nordamerika d. i. dem Hn. von *Bülow*. Selten haben wir Unrichtigkeiten bemerkt. Dem, der nicht das Original besitzt, sondern sich mit der Uebersetzung behelfen muss, wird es lieb seyn, wenn hier einige Verbesserungen angezeigt werden, S. 141. Z. 2. *Lehrer* l. *Levee* — S. 223. Z. 10. *ihm mich vorzustellen*. Warum nicht *ihn zu sehen?* oder wenn man so nicht sprechen muss, wenn von einem Könige, sollte es auch ein Afrikanischer seyn, die Rede ist, *ihm aufzuwarten* — S. 304. Z. 4. wird die Bevölkerung in Afrika zu sehr herabgesetzt *gar nicht beträchtlich*. Das Original sagt nur *nicht sehr gross* — *not very great* — S. 371. Z. 22. ist der Uebersetzer mit der deutschen Universitätssprache zu wenig bekannt, wenn er *taking his degree* wörtlich *seine Grade nehmen* giebt. Auch ist es der Vf. von Nr. 3. angezeigten, der *den Grad empfangen* hat. — S. 378. Z. 11. v. u. ist vermuthlich aus Versehen des Setzers vor *Unbehagen* ausgelassen *kein grosses, gave me no great uneasiness*. — S. 405. finden wir *Landraum* für *district*. Das Bürgerrecht jenes Worts ist zu bezweifeln. — S. 467. Z. 18. *Leuten* l. *Punkten, points*. Noch andere Druckfehler haben wir in folgenden Stellen angezeichnet, S. 465. Z. 8. v. u. *Am* 26sten *Jul*. l. 22sten *Jul*. — S. 242. 243. 244. wird mehrmalen die berühmte Stadt *Houssa*, unrichtig *Hoursa* genannt. — S. 243. Z. 15. *Kossina* l. *Kassina*. — S. 328. Z. 5. ist vor *vergiftet* ausgelassen *nicht*. Zum Glück für die Ehre der Neger sieht man aus der Anmerkung, dass die Pfeile zum gewöhnlichen Gebrauch nicht vergiftet seyn können. — S. 513. Note **) *Tun* l. *Nun*. Der Name ist auch S. 541. falsch gedruckt. Denn für *Fl. Nue* l. *Nun*. — Eine Auslassung S. 533. könnte einen mit der Geographie Afrikas unbekannten Leser irre leiten. Von dem westlichen Theil der grossen Wüste wird gesagt, sie enthalte nur wenige Inseln. Das Original erklärt es durch *or oases*, das der Uebersetzer oder Drucker weggelassen hat. — S. 536. Note Z. 5. 6. ist der Uebersetzer aus zu groser Eile, womit er arbeiten musste, um nicht zu spät nach einer andern Uebersetzung zu erscheinen, einer Dunkelheit zu zeihen. *Es ist schwer eine andere Ursache aufzufinden, als den Goldtausch der innern Länder gegen eine so ungeheure Quantität von Kowries*. Rennell sagt: *Von der grossen Menge von Kowries lässt sich schwerlich eine bessere Ursache auffinden als den Umtausch gegen Gold. It is difficult to conceive any other adequate cause, than the exchange of the gold of the inland countries, for the introduction of so vast a quantity of kowry shells.*

Der Uebersetzer behält die englische Orthographie in den Namen bey. Selten hat er ihnen die deutsche Aussprache in Klammern beygefügt. Wenn gleich dem Rec. die Uebertragung der fremden Namen nach der deutschen Aussprache nie recht gefallen hat: so scheint ihm doch die Beybehaltung der englischen Orthographie in allen Wörtern ohne Unterschied nicht anzurathen zu seyn. Er würde nicht *Mahomet*, sondern *Mohammed* schreiben. Denn wenn gleich Hr. P. so schreibt: so haben doch andere Engländer, sogar Gibbon sich der arabischen Aussprache gefügt. Offenbar schreibt sich *Coffle* aus dem groben Munde eines Arabisch radebrechenden Negers her. Man sollte dafür *Kafila*, *Kafla*, *Kefle* schreiben. Das Englische oo, und das Französische ou sollte *u* geschrieben werden, nicht *Dooty*, *Bondou*, *Foulas*, sondern *Duty*, *Bondu*, *Fulas*. Dergleichen Regeln lassen sich leicht mehr geben, wozu hier aber der Ort nicht ist.

Da der Uebersetzer uns das Original ganz geben wollte, welches allerdings zu loben ist: so hätte er das vorangeschickte Verzeichniss der fremden Wörter mit Erklärungen, nicht übergehen sollen. Wir haben ein solches schon lange zum bessern Verständniss der afrikanischen Reisen gewünscht. Es müsste aber von einem Manne abgefasst werden, welcher der portugiesischen und arabischen Sprache so mächtig wäre, dass er auch die im Schreiben verstellten Namen in diesen Sprachen wieder auffinden könnte.

Der Uebersetzer hat auch seine Uebersetzung mit Anmerkungen vermehrt; doch dienen diese nicht zur Erläuterung der im Text vorkommenden Materien, sondern sind Ergiessungen seines Unwillens bald über die Deutschen, bald über die Engländer. Sie sind, was sie am wenigsten seyn sollten, politisch. Park freuete sich höchlich (*delighted*), mitten in Afrika bey den Negern ein Exemplar von der Kirchenagende der bischöflichen Kirche zu finden. Der Uebersetzer lässt ihn in *Entzücken* gerathen, und macht ihm in der Anmerkung den Vorwurf, dass er der herrschenden Kirche habe hofiren wollen. Denn, setzt er hinzu, was hat der Schotte Park, wahrscheinlich ein Presbyterianer, mit dem *book of common prayers* zu thun? — S. 303. Bey der englischen Colonie in Sier-

ra Leone soll nichts philosophisches seyn, als die Bücher, die darüber geschrieben sind. — Von der absprechenden und unhöflichen Manier des Uebersetzers mag diess zur Probe dienen, dass er denen, die den Satz läugnen, dass die Laster nicht sollten die Regierung veranlasst haben, gerade zu allen Verstand abspricht. — Vom kategorischen Imperativ hätten wir hier nichts erwartet, so wenig als von Kotzebues Menschenhass und Reue und dem transcendentalem Ich. Man sehe aber S. 286. 296. — Das Urtheil über Parks Reise, dass die Schnelligkeit, womit er reisete, Ursache war, dass die Länder- und Völkerkunde nicht viel dadurch gewonnen hat, scheint sehr richtig zu seyn. Doch ist sie nicht als die einzige Ursache anzusehen. Schwerlich würde der Mann bey einem längern Aufenthalt viel geleistet haben. In *Pisania* und *Kamalia* verweilte er sehr lange, und hatte Musse und Gelegenheit, Beobachtungen zu machen. Wie sind sie aber beschaffen? — S. 396. wird bey dem Namen Jallonkos bemerkt, dass es fast wie Hallunken klinge, eine Benennung, die die Nation sehr wohl verdient. Gewiss sehr gelehrt.

Die Kupfer des Originals begleiten auch die Uebersetzung, versteht sich, nach einem verjüngten Maasstab. Doch fehlen die grössere Karte, und die über die Abweichungen der Magnetnadel, obgleich Hr. *R.* in seinen Erläuterungen sich häufig auf beide beziehet.

Die andere in Berlin herausgekommene Uebersetzung hat noch weniger Fehler, als die erste, und ist geschmeidiger und fliessender. Sie ist das Werk eines im Uebersetzen schon geübten Mannes. Hier sind Proben, dass wir die Uebersetzung mit dem Original verglichen haben. — S. 9. Z. 18. Kaffeekorn ist nicht *Zea mays*, sondern Sorgsamen *holcus*. Im Original werden noch mehr Gewächse angeführt, die der Uebersetzer ausgelassen hat. — S. 21. Z. 26. *von den königlichen afrikanischen Gesellschafts - Etablissements* l. *von den Etablissements der königlichen afrikanischen Gesellschaft.* — S. 22. Z. 18. *indianischer Waaren, als Glaskorallen, Bernstein* u. s. Sind denn Glaskorallen, Bernstein indianische Waaren? Für *als* l. *nebst.* — S. 37. fiel uns der *See* in der Wüste auf. Es ist aber nur von einer Tränke, *pool* die Rede. Die sprüchwörtliche Redensart *make me sup upon the camelion's dish.* S. 230. Das Original scheint der Uebersetzer nicht recht verstanden zu haben, *wies mich auf des Camelions Gericht an.* Aerger macht es Hr. v. *Bülow: fand für gut, mich von einem Gericht Kamelion speisen zu lassen.* Des Chamäleon's Nahrung war nach der alten Meynung die Luft, und jemand diese Nahrung zum Abendessen vorsetzen, heisst, ihm nichts zu essen geben. — Der Berliner Uebersetzer hat das afrikanische Wort *baloon Balulm* beybehalten, Hr. v. B. hat es bisweilen *Hütte* gegeben. Im Original ist es in dem Verzeichniss der afrikanischen Wörter, das aber auch in der Berliner Uebersetzung weggelassen ist, *ein Zimmer, worin die Fremden gemeiniglich beherberget werden*, erklärt. Die geographischen Namen werden nicht nach der englischen Rechtschreibung, sondern nach der deutschen Aussprache geschrieben z. B. nicht *Benowm* sondern *Benaum*, nicht *Fooladoo* sondern *Fuladu* u. s. Für *J* wird fast allenthalben *Dsch* gesetzt, als *Dscharra*, für *Jarra*, *Dschenneh* für *Jenne*, *Dschohg* für *Joag;* allein in *Joliba*, *Jallonkadu* u. s. wird *J* nicht geändert. Wo aber ein G vorkommt, wird dieses beybehalten, als in *Geosurra*, *Gedinguma* u. s. Die mit den orientalischen Sprachen bekannt sind, werden diese Rechtschreibung schwerlich billigen. Sie werden auch *Maana*, *Tisheet*, *Gallam*, *Yany*, *Vintain*, die ihnen aus englischen und französischen Büchern, und den Deutschen, die ihnen folgten, bekannt sind, in *Mahna*, *Tischiht*, *Gallem*, *Jany*, *Wintain*, nicht gleich wieder erkennen. Noch weniger wird ihnen das unarabische *mahomedanisch* gefallen. Anmerkungen hat diese Uebersetzung äusserst wenige, S. 41. von K. S. 48. von W. S. 76. vom Ueb. Die Ansichten und Pflanzen sind nachgestochen.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Schuender: *Der Geist der schönen Geniev[illegible] oder Arimans Greuelthaten.* 1799. 175 S. 8. m. Kupfer. (12 gr.)

Eine sinnlosere Zusammenhäufung von Wunderdingen und Abgeschmacktheiten lässt sich kaum denken! Ganze Schlösser voll bezauberter Mädchen — Teiche, wo jeder Mann zum Fische wird — gräs[illegible]che Erscheinungen eines bösartigen Geistes, der doc[illegible] überall dem Genius der ächten Liebe unterliegt, — Verzauberungen, die der Talisman einer geweih[illegible] Rose löst, Riesen, Drachen, Abendtheuer ohne V[illegible]bindung und Maass sind hier aufgehäuft. Der T[illegible] der Erzählung ist grösstentheils poetische, oder w[illegible]nigstens poetisch seyn wollende Prosa. Wenn [illegible] vollends der Vf. scherzhafte Scenen einzuweben su[illegible] wie z. B. S. 32. wo den geprüften Schönen für je[illegible] fremden Kuss eine Sommersprosse, für jede Sch[illegible]stunde eine Warze aufschosst, oder S. 64. wo die[illegible] be bey Dagoberts Geldkasten sich wechselseitig [illegible] und hindern — dann sinkt er noch mehr zum U[illegible]träglichen herab. Warum das Buch den Titel, [illegible] der schönen Genievra (jener berühmten Gemahl[illegible] allbekannten König Artus) führt, erfahren wi[illegible] ganz am Ende. Aber fürwahr, es gehört eine [illegible] grosse Gedult dazu, wenn man mit dem Lesen [illegible] ans Ende ausdauern will!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Februar 1801.

TECHNOLOGIE.

PARIS, b. Dufart: *Histoire du Canal du Midi, connu précédemment sous le nom de Canal de Languedoc*, par *F. Andreossy*, Général de division et Inspecteur-général du Corps de l'Artillerie. an VIII. (1800.) 8.

Die Geschichte einer für den Wasserbau so wichtigen Unternehmung, als der Canal von Languedoc ist, trägt unter den Händen eines kenntnissreichen Mannes, wie unser Vf. ist, zur Vervollkommnung der Theorie sehr wesentlich bey.

In der Vorrede giebt der Vf. die verschiedenen Arten der Canäle an, und geht dann auf die Anschlämmung der Flussmündungen über. Seine Meynung, dass die Flüsse das Material, welches sie mit sich führen, in den Mündungen deponiren, hat er aus den Anschlämmungen des Nils und den in Holland, die er mit gleicher Aufmerksamkeit untersuchte, abstrahirt. So gewiss es indessen ist, dass die Flüsse ihr aus den obern Flussgegenden mitgebrachtes und abgeschliffenes Material in den Mündungen deponiren: so ist es doch nicht minder gewiss, dass in solchen Flussmündungen, in denen die Fluth einströmt, auch ein Bodensatz aus der Mischung des süssen Wassers mit dem Meerwasser entsteht; denn wie könnte wohl, wenn aus dieser Mischung nicht ein fetter Schlick oder Bodensatz entbunden würde, in denjenigen [Mee]rbusen, in welche nur eine sehr geringe Quantität Flusswasser eintritt, eine solche Anschlämmung entstehn, als wir wirklich gewahr werden, wie z. B. im Haringsliet bey Helvoet; in der Südersee und in den seeländischen Gewässern, wo die Ufer nicht ab, sondern zunehmen, also nichts zu Anschlämmungen hergeben können, und wo die ins Land gehenden Canäle beständig gereinigt werden müssen; entweder durch Spülschleusen oder mittelst Maschinen. Wie sehr ist nicht in den letzten Zeiten die [Ha]fenstrasse von Middelburg erhöht? — Dem Vf. zufolge, wurden die ersten Schleusen im 15. Jahrhundert erbauet, und zwar in Italien, auf der Brenta, [bey Pa]dua, von Ingenieuren aus Viterbo. Diese Angabe, welche fast alle Schriftsteller über Canäle und Schleusen anführen, und unter andern auch *Lalande* in seinem Werke von den Canälen, ist ganz unrichtig; denn zu Amsterdam existirten bereits im J. 1280 Schleusen. Im J. 1285 wurde zur Entwässerung in Rheinland noch eine zweyte Schleuse angelegt; es war schon zu diesem Zweck eine andere vorhanden. (*Verhandelingen over de Verbetering der Outlosting van Rhynlands Boezem-Water.* p. 62.) Der Schleusen konnte man auch in den frühesten Zeiten, sobald die Insel der Batayer bewohnt war, nicht entbehren, eben so wenig als der Deiche; denn durch sie musste das innere Land entwässert werden. Da mehrere Entwässerungsschleusen zwey paar Thore, das eine gegen das äussere — Fluss- oder Seewasser — und das andere gegen das innere — oder Bassinwasser (Schleusen, welche die Amstel und andere kleine Flüsse zu einer fahrbaren Höhe erhielten), haben mussten: so waren die alten Schleusen auch schon Kastenschleusen. Stevin ist demnach eben so wenig Erfinder der Schleusen, als die Ingenieurs von Viterbo, welche die Schleusen auf der Brenta erbauet haben, sondern er ist nur der erste Schriftsteller, welcher im 16 Jahrh. über den Bau der Schleusen schrieb.

Das ganze Werk Andréossy's ist in sechs Kapitel abgetheilt, und enthält noch einige wichtige Noten und Zusätze. — In dem *ersten* Kapitel wird das Project des Canals und die Richtung der Gewässer beschrieben; das *zweyte* zeigt die Beziehung, welche die Seen, die mit dem mittelländischen Meere in Verbindung stehen, und welche die Landseen, in der Nähe des Canals gelegen, mit dem Canal selbst haben; und diejenigen Vortheile, welche aus diesen Seen für die Speisung des Canals gezogen werden können.

Die Analyse von dem Wege des Canals, von den Flüssen, die ihn speisen, und von den Werken, die ihn formiren, ist im *dritten* Kapitel enthalten. — Die grosse Schwierigkeit bey der Anlage dieses Canals bestand in der Beyleitung des Wassers nach dem Theilungspunkte bey Naurouse. Der Urheber des Projects musste sie durch Herbeyführung der entfernten Gewässer, denen selbst die Natur einen solchen Lauf angewiesen hatte, welcher demjenigen Wege, den sie nach dem Theilungpunkte nehmen sollten, entgegengesetzt war, überwinden. Diese Gewässer, welche in dem schwarzen Berge (Montagne noire) entsprangen, mussten demnach in ein grosses Bassin, das Bassin von St. Ferriol genannt, gesammelt werden. Von diesem aus wurden sie dann, mittelst einer offenen Wasserleitung auf der Erde, nach dem Theilungspunkte des Canals in das Bassin von Naurouse geführt. Das Bassin von St. Ferriol kann 939104 Cubik-Toisen Wasser halten, und seine Oberfläche misst 175000 Quadrat-Toisen. Gegen Ende Decembers wird es trocken gelassen, um die Ausbesserungen an seinen Mauern zu bewerkstelligen; Ende Januars sind diese Arbeiten beendigt, und jetzt wird das Bassin in 38 Tagen wieder mit dem Wasser der Waldbäche

bäche und der obern Wasserleitung gefüllt. Dann sind 8 bis 10 Tage hinreichend, um den Canal mit dem zur Schiffahrt nöthigen Wasser zu versehn. In trockener Jahrszeit erfodert diess aber wohl einen vollen Monat. Von dem Bassin von St. Ferriol bis zum Bassin von Naurouse (d i. 19543 T.) fliessen die hohen Gewässer binnen 12 bis 14 Stunden. Sie haben also eine Geschwindigkeit von 0. 38 bis 0, 45 Fuss in der Secunde. Das Bassin von Lampy liegt noch oberhalb dem von St. Ferriol. Anfänglich sollte es nur allein angelegt werden; nachher wurde es aber, und zwar vor einigen Jahren nach des Ingenieurs Garupuy Plan, ausgeführt. Unter den Werken des Canals zeichnet sich das Bassin von Naurouse aus. Es ist im Felsen eingehauen, bildet ein Achteck, und hat 544 Toisen im Umfange, welcher aus einer von Quadersteinen aufgeführten Mauer besteht. Oefters wird es zu einer beträchtlichen Höhe von demjenigen Material gefüllt, welches die aus dem schwarzen Berge kommende Wasserleitung mit sich führt. Zu der erfoderlichen Speisung des Canals rechnet der Vf. 7808 Cubik - Toisen binnen 24 Stunden. Dieses Volumen ist dergestalt vertheilt, dass $\frac{2}{3}$ nach dem östlichen Canal, und $\frac{1}{3}$ nach dem westlichen, aus dem Bassin von Naurouse fliessen. Der General A. thut nun Vorschläge, auf welche Weise dieses Bassin vergrössert, und statt der andern Bassins gebraucht werden könnte. Er giebt dann die Dimensionen des Canals, beschreibt die merkwürdigsten Aquaeducte und Schleusen. Zu einem Schleusengange einer zwiefach gekuppelten Schleuse rechnet er beym Aufsteigen des Schiffs 500 Cubik - Toisen Wasser, und beym Niedersteigen nur 1958. — Als sich in dem Canal viel Material, welches die kleinen, in denselben fallenden, Flüsse brachten, gelagert hatte, wurde Vauban hingesandt, um diesem Uebel abzuhelfen, und auf dessen Vorschlag legte man 1688 vier und funfzig neue Aquaeducte, über den Canal hin, an. Demungeachtet schwoll das Wasser im Canal öfters dergestalt auf, so dass dessen Ufer zerrissen. Man führte demnach noch mehrere kleine Flüsse ab, und zwar unter dem Canal, in heberartigen Ableitungen (*epanchoirs à siphon*), wovon Rec. die Zeichnungen besitzt, und die zweckmässig gemauert sind. Auch hat der Canal eine Menge Seitenwehre (*deversoirs*), welche das überflüssige Wasser abführen. Anmerkenswerth sind die beweglichen Wehre, die der Vf. S. 185. beschreibt, welche im Flusse Orb liegen, und deren man sich zur Schiffbarmachung der Flüsse mit Nutzen bedienen kann, wie diess der Rec. bey einigen Flüssen gesehn hat. Eben so merkwürdig und anwendbar in der Praxis an andern Stellen, ist die Barke, über welche das hohe trübe Wasser des Libron hinfliesst. Man nennt sie die Barke von Libron (*la barque de Libron ou le radeau de Libron*). Sie wird abgeführt, wenn der Libron - Fluss nicht von Waldwässern angeschwollen, also klar ist, und wo er sich alsdann in den Canal selbst einmündet. Lalande hat von dieser sinnreichen und einfachen Vorrichtung keine Zeichnung gegeben; auch der Vf. nicht (Rec. hat sie in seinem Portefeuille); indessen wird man dieselbe aus dessen Beschreibung kennen lernen. Von den Häfen von Agde und Cette giebt uns der Vf. eine vortreffliche Beschreibung, welche selbst für die Häfen an der Ostsee wichtig und lehrreich ist. Sie giebt indessen einen überzeugenden Beweis davon: dass man auch in Languedoc den Faschinenbau nicht kennt, um sich desselben zur Gründung der Hafenwände zu bedienen. — Der Vf. beschliesst dieses interessante Kapitel mit Tabellen über die Wassermenge, welche in dem Bassin von Naurouse vom Sept. 1784 bis Ende Aug. 1785, und vom 20. Sept. 1785 bis Ende Aug. 1786 eingeflossen ist.

Das *vierte* Kapitel liefert wieder ganz neue und unbekannte Aufschlüsse von diesem Canal, indem es Beobachtungen über die Wassermenge der Quellen und Wasserschützen, welche den Canal speisen, aufstellt. Auch diese Materie ist mit Klarheit und Genauigkeit vorgetragen, und verdient von solchen Hydrotecten, welche den Canalbau studieren, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

Im *fünften* Kapitel sind Vorschläge enthalten, mittelst welcher die Wassermenge des Canals vermehrt werden kann. Sie zeugen von Sach- und Localkenntniss, und scheinen uns der Anwendung fähig. Ob aber derjenige Vorschlag, nach welchem die Wälder des schwarzen Berges nicht abgehauen und mehrere angepflanzt werden sollen, sich mit der Landesökonomie verträgt, ist eine Frage, die Re[c.] zu beantworten sich nicht getrauet. Da indessen d[ie] Wassermenge der Quellen und Bäche sehr abgenommen hat, seitdem einige Wälder umgehauen sind: [so] verdient auch dieser Vorschlag die Aufmerksamkeit der Regierung.

Die Administration des Canals ist (*sechstes* Kapit[el]) vollständig zergliedert. Es wird gezeigt, dass d[er] Tariff, seitdem der Canal ein Eigenthum der Nati[on] geworden ist, erhöhet ist, und dass der IV. Arti[kel] des neuen Tariffs vom Jahr 5 eine Abänderung v[er]diene. — Die Arbeiten des Canals stehen unter [ei]nem Ingenieur en Chef and sieben Ingenieurs. A[lle] Jahr wurde er von einem Commissair bereist. [Die] Ausgaben zur Unterhaltung des Canals haben in [...] Jahren 25 Mill. 670440 Livres; die Einnahme [...] 57 Mill. 455081 L. betragen. Die Familie von Ri[quet] hat also einen Gewinn von 31 Mill. 784641 Li[vres] gehabt. Noch 1791 nahm sie an Ueberschuss [...] 342328 Livres. Von den Maassen, die der Vf. [...] die Länge der Canalstücke und der Schleusen angi[ebt,] muss Rec. noch bemerken, dass er sie genau mi[t der] Karte des Ingenieurs en Chef Garupuy, in 1[...] ssen Blättern verglichen und sehr richtig befun[den] hat, ungeachtet sie von den Angaben, welche [dem] Hn. Lalande mitgetheilt worden, abweichen.

Das *siebente* Kapitel lehrt uns den eigentlich[en] Erfinder desjenigen Projects, nach welchem die[r] Canal ausgeführt ist, kennen. Es ist nicht *Paul [Ri]quet*, sondern *François Andréossy*, der Urgrossv[ater] des Vfs., der am 10. Junius 1633 zu Paris geb[oren] wurde. Er reiste in seinem 27. Jahr nach Italien,

die Canäle und Bauwerke dieses Landes zu besehn. Nach seiner Rückkehr theilte er, im 30. Jahr seines Alters, sein Project zu dem Canal Paul Riquet mit, und dieser legte es als das seinige dem Minister Colbert vor. Colbert, der für solche grosse Unternehmungen Sinn hatte, übergab dasselbe dem General-Commissair der Fortificationen, *Clerville*, zur Prüfung. Dieser bereiste nun mit *Fr. Andréossy* die Gegend, in welcher der Canal angelegt werden sollte, und überreichte dem Könige ein Memoir, an welchen er einen sehr geringen Antheil hatte. *Fr. Andréossy*, den diess sehr kränkte, dachte über sein Project weiter nach; er machte mehrere wesentliche Verbesserungen, behielt dieselben aber zurück. Als nachher *Paul Riquet* Unternehmer des Canals wurde, wusste er Andréossy'n zur Mittheilung derselben dadurch zu bewegen, dass er ihm die Ausführung seiner Entwürfe zusagte. Sie wurden auch nachher befolgt, und *Andréossy* dirigirte beynahe dreyssig Jahre lang als Ingenieur die Arbeiten des Canals. Dass er diesen Canal wirklich projectirt habe, beweisen nicht nur die in diesem Werke beygebrachten Briefe, Noten und Zeugnisse, sondern auch der Artikel *Canal* in der *Enc. method.*, ferner die *Encyclopedie Art. Languedoc.* Indessen starb *Fr. Andréossy*, ohne Reichthümer zu hinterlassen, als die Familie von *Paul Riquet* schon die Früchte seines Fleisses in hohem Maasse genoss. Wenn wir nun gleich Riquet nicht mehr für den Urheber des Projects des Languedocker Canals erklären können: so ehren wir doch sein Andenken. Gewiss war er ein grosses Genie, indem er es wagte, die Kosten der Arbeiten des Canals zu übernehmen. Es ist auch höchst wahrscheinlich, dass er einige mathematische Kenntnisse, besonders von der Anlage der Canäle, besass; denn wie hätte er sonst den grossen Männern *Andréossy's* Zutrauen schenken können? Warum aber *Lalande* in seinem Werke über die Canäle nichts von *Fr. Andréossy* erwähnt, da er ihn doch, in dem Artikel *Canal* in der Encyclopädie, einen Mitgenossen des Ruhms von *Riquet* nennt, ist uns ein Räthsel, und der Vf. sagt S. 314: *„M. de Lalande nous expliquera sans doute cette anomalie.“*

Wir schliessen die Anzeige dieses trefflichen Werks, mit den Worten Vauban's, als er 1686 den Canal untersuchte: *„Je suis surpris de n'y pas voir les noms de M. M. Riquet et Andréossy, auteurs de cette belle entreprise.“*

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Oehmigke: *Komus*, ein Taschenbuch für Freunde der Laune, des Witzes und der Satyre, herausgegeben von *X. Y. Z.*, aber nicht dem Verfasser der Fortsetzung des Schillerschen Geistersehers. m. 1 Titelkupf. 1801. 120 S. 16. (14 gr.)

Jeder Kaufmann, der mit *schlechter* Waare handelt, verdient an sich selbst schon Tadel; aber doppelten verdient er dann, wenn er noch überdiess seinen, wenigstens im Vergleich mit ihm, weit bessern Nachbar tadelt; wenn er überlaut ruft: „Hieher! hieher! dort wird Heusaamen statt chineser Thee verkauft!“ indess er selbst die unbrauchbarsten Kräuter zusammenstopft und verschachert. — Mit dieser oder mit einer ähnlichen Empfindung wird wahrscheinlich jeder Leser von Geistesbildung gegenwärtiges Taschenbuch weglegen, dessen Vf. in der Einleitung sagt: „Unsere „Liskov und Rabner sind längst gestorben, und ihnen „sind nun auch Musäus, von Knigge, Kästner und „Lichtenberg gefolgt. Was ist uns geblieben? Lei-„der nichts, als der Verfasser von Diogenes Laterne, „der Gigantomachie, und Falk. Ihr kleiner Geist, „unbekannt mit der Welt, ihren Schoossünden und „ihren Thorheiten, treibt sich gleich dem Ross in der „Mühle, unaufhörlich in einem sehr beschränkten „Kreise von Ideen herum, wiederholt ewig das schon „Gesagte in holprichten Hexametern, schleppenden „Reimen, oder ungefeilter Prosa, und aus Mangel „ächten Witzes werden — Pasquille gemacht.“

Was kann man von einem Schriftsteller, der so beginnt, und der auch im Verfolge noch einmal sagt: „er hoffe demjenigen Theil des lesenden Publicums, „der mit Recht über die Spöttereyen und pasquillan-„tischen Ausfälle im Falkischen Taschenbuche indi-„gnirt sey, und auf eine unschuldigere Art lachen „wolle, in diesem und im künftigen Jahre eine frohe „Stunde zu machen“ — was kann man minder verlangen, als dass in ihm ein *Lichtenbergius redivivus* auftreten werde? Man liest weiter, und findet ein ganz erbärmliches Stück- und Flickwerk. Von zwölf bis dreyzehn Aufsätzen und Gedichten durch einander ist — mit Ausnahme der Romanze *Jonas*, die eine leidliche Versification und ein paar ziemlich artige Einfälle hat — auch kein einziges des Druckes werth. Selbst Themata, die unter gehöriger Feder allerdings Stoff genug dargeboten haben würden, z. B. *über die verschiedenen Arten der Köpfe*, und von *der Seelenwanderung in die Pflanzen*, sind hier ganz verunglückt. Es wäre denn, dass man Schilderungen von dieser Art: „Die Passionsblume beschäftigt die Einbildungs-„kraft der Schwachen mit seltsamen Bildern. Das „Innere der Blumen, welches doch nach den Entde-„ckungen der Kräuterkundigen ihr wollüstigster Theil „ist (*wo hier wohl ein Sinn stecken mag!*), stellt den „Schwachen sehr heilige Sachen vor. In diese Blume „muss die Seele einer Betschwester nach ihrem Tode „gefahren seyn“ — für Satire halten wollte. — Ueber die *Complimentir-Briefe* ist ein Gewäsche mit Proben eingerückt, woraus man sieht, dass der Vf. nicht einmal Rabnern gelesen habe; denn sonst könnt' er doch nicht Materien, die dieser schon bearbeitete, so unbeschreiblich verpfuschen.

LEIPZIG, b. Gräff: *Der Hahn mit neun Hühnern*, von *Christian Althing*. 1800. 166 S. 8. (16 gr.)

Schon aus dem Titel werden Kunstverständige errathen können, was sie hier zu erwarten haben. — Es ist nämlich die Geschichte eines jungen reichen Wüst-

Wüstlings, der — wie er sich ausdrückt — der Vapeurs und Launen seiner vornehmen Damen überdrüssig, sich entschliesst, ein paar Classen tiefer hinabzusteigen, binnen wenigen Monaten die Gunstbezeugungen von neun Mädchen geniesst, und dann von allen neunen zu gleicher Zeit in Anspruch genommen, achte derselben durch Geld befriedigt, und der Einzigen, die ihn redlich liebt — eine Redlichkeit, die bey so bewandten Umständen noch für sehr problematisch gelten könnte! — seine Hand reicht. — Ein solches Werkchen umständlich durchzugehn, sorgfältig zu würdigen, welche von seinen Eroberungsgeschichten am feinsten, und welche am — unverschämtesten erzählt worden sey, das wäre hier eine sehr unnöthige Mühe. Dennoch sind wir der Wahrheit das Geständnifs schuldig: dafs der Vf. nicht ohne Witz, Leichtigkeit des Stils und Abwechselung schreibt; dafs er nur ein paarmal zu wahren Unanständigkeiten — z. B. in seiner Liebesgeschichte mit der Stickerin — herabsinkt, und dafs man an mehr als einem Orte Grund zur Hoffnung hat: er werde einst noch etwas — besseres schreiben. Wenn er übrigens dieses höchst muthwillige Werklein in der Maske eines — Sittenpredigers beschliesst; wenn er gegen den Schlufs ausruft: „Freunde, möchte mein Beyspiel euch belehren. Kein Libertin kann lange „glücklich seyn. Ist es nicht süfser, ein holdes treues „Weib zu haben, als der feilen Wollust nachzujagen? „Die Gebrechlichkeiten, die Schmerzen, die Vorwürfe „eines freudenlosen Alters rächen sich schrecklich für „das vergeudete Leben" — wenn wir diefs mit dem Tone der vorigen 163 S. vergleichen, dann fallen uns gewisse Candidaten des Galgens in England ein, die nach einem sehr unmoralischen Leben kurz vor ihrer traurigen Erhöhung noch sehr moralische Reden halten; oder wir erinnern uns wohl gar jener Legende, in welcher der heilige Franziscus den berüchtigten Verführer mit dem — Pferdefufse zwang, den Bufsprediger zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Magdeburg*, b. Creutz: *Der glückliche Staat, oder apodictischer Beweis, dafs die von Gott geoffenbarte Religion nur allein im Stande ist, das Wohl der Länder und Völker zu begründen.* Von *P. C. Schäffer*, königl. Inspector der Kirchen und Schulen der dritten Inspection des Jerichauischen Kreises im Magdeburgischen und Oberprediger zu Loburg. 1800. 66 S. 8. (6 gr.) Der Vf. beginnt mit einem sehr naiven Bekenntnifs, dafs „der orthodoxe Theologe „(seiner Art) von einem Verleger zum andern schicken, und, „er mag zur Vertheidigung seines Glaubens schreiben, was er „will, es bey keinem anbringen kann, weil jeder besorgen mufs, „dafs er es aus Mangel an Absatz, als Maculatur verbrauchen „müsse. Und wenn sich auch mit genauer Noth noch ein Verleger dazu findet, der, durch sein inneres Gefühl der Wahr„heit gedrungen, sich entschliesst, die Druckkosten daran zu „wagen: so darf er (der Autor) doch wenigstens an kein Ho„norar dafür, wenn es auch noch so unbedeutend wäre, ge„denken." Diefs wären denn freylich bedenkliche Zeitumstände, wenn anders dergleichen Autoren nicht, durch eigenes Gefühl der Wahrheit gedrungen, lieber ohne Honorar zu schreiben, und die Druckkosten selbst daran wagen wollen, da doch, nach dem von Hn. *S.* gewählten Motto: *tandem bona causa triumphat!* Statt diesem Motto festiglich zu glauben, bricht er in der Vorerinnerung ferner in die bittersten Klagen aus, dafs „die bey dem gröfsten Theile des Publicums in einen übeln Ruf gebrachte Orthodoxie, nur mit vieler, oft fruchtloser Mühe, über dem mächtigen Schreyen der Gegner, zum Wort kommen könne u. dgl. m.

Bey unsern Lesern mögen diese Proben von Herzenserleichterungen des Vfs. hinreichen, um zu beurtheilen, ob *er für sie* zum Wort gekommen seyn solle. Uebrigens eifert er gegen die sogenannte natürliche Religion, weil er sie sich nur in der gelehrten Einkleidung vorzustellen weifs, in welcher sie auf Universitäten gelehrt wird, wo es zunächst um wissenschaftliche Ueberzeugung der zu wissenschaftlichem Nachdenken vorbereiteten Studierenden zu thun ist. Viele andere versteh[en] glücklicher Weise schon lange die Kunst, das, was sie auf de[m] wissenschaftlichen Wege eingesehen haben, den nicht wisse[n]schaftlich gebildeten dennoch klar und überzeugend zu mache[n], und diese, weil sie der wichtigen Bestimmung eines Volksre[li]gionslehrers würdig zu handeln suchen, halten sich, gerade we[il] „eine Religion, die ein Land beglücken soll, auch den Einfä[l]tigsten glückselig zu machen im Stande seyn soll" (S. 17.) we[il] demnach jedem ohne Gelehrsamkeit ihre Wahrheit mufs gez[eigt] werden können, an diejenige Darstellung der Religion, bey welch[er] die Ueberzeugung weder von historischen, noch wissenschaftlich[en] schweren, Untersuchungen abhängt, für welche vielmehr das [Ge]wissen, auch des Einfältigsten, sobald man ihm sich nur ve[r]ständlich zu machen weifs, seine Beystimmung giebt. A[uch] verdient nur eine solche allgemein fafsliche Darstellung der [Re]ligion, wenn sie doch nicht auf blofsem Glauben, der [die] alte Geschichte nach seiner Einsicht erzählenden und erklä[ren]den Lehrer, sondern auf eigener innerer Beystimmung, [auch] des Einfältigsten, begründet wird, den Beynamen e[iner] *natürlichen*. Der Vf. kämpft gegen eine „neue, von dem [Phi]losophen erfundene sogenannte Vernunftreligion" mit a[llen] Kräften, weil „gerade die wenigsten Menschen zum sch[arfen] Nachdenken fähig sind." Rec. weifs von einer solchen e[rfun]*denen* Religion nichts. Die letzte Behauptung aber dem [Vf.] zuzugeben, nöthigt uns der ganze Inhalt seines Schriftch[ens], in welchem wir auch nicht eine Spur eigenen, wir wollen n[icht] sagen, scharfen, Nachdenkens aufgefunden haben. Unter [al]len sehr „apodictischen" Schlüfsen, schien uns folgender S[chluss] der mustermäfsigste: „*Wenn* die Lehren des Christenth[ums], wie sie unsere orthodoxen Theologen aus der Bibel gef[olgert] und in ihren Systemen vorgetragen haben, Wahrheit [sind], und *wenigstens ist das Gegentheil noch lange nicht erw[iesen], wird auch wohl, so lange die Welt steht, nicht erwiesen w[erden] können:* — so sind sie auch *keiner Verbesserung fähig.* — Uebrigens hat der Hr. Kirchen- und Schulinspector diese [Schrift ...]gen seinem regierenden König dedicirt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Februar 1801.

PHYSIK.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren*, fortgesetzt von *Gilbert*. 1799 — 1800. gr. 8.

Wir haben den 1sten Band dieser reichhaltigen Annalen in Nr. 369. Jahrg. 1800. der A. L. Z. etwas ausführlich zur Kenntniss unserer Leser gebracht, um sie so genau als möglich mit dem Geiste derselben bekannt zu machen. Da die folgenden Bände in Festhaltung des Plans dem ersten ganz ähnlich sind: so dürfen wir uns kürzer dabey fassen und uns mit einer, nur noch mehr zusammengedrängten, systematischen Uebersicht begnügen. Vorläufig bemerken wir, dass die Anmerkungen des Herausg. hier bisweilen zu ganzen Abhandlungen angewachsen sind, dass sie viel Mathematik und oft Nachträge aus ältern Werken zu verwandten Gegenständen enthalten. Die Register will der Herausg. theils als Repertorien, theils als eine Geschichte der Physik, für die Zeit, in welcher die Artikel erschienen sind, angesehen haben. Mit dem 3ten Bande ist der erste Jahrgang geschlossen, und mit dem 4ten ist *Grens* Name vom Titel weggelassen worden, da überhaupt nur das 1ste Stück von ihm hergerührt hat.

Von Gegenständen *der allgemeinen Physik* enthält des IIten Bandes 1tes Stück: *Cavendish's Versuche die Dichtheit der Erde zu bestimmen*, a. d. *phil. transact.* Michells Methode liegt dabey zum Grunde. Der Apparat desselben aber, der aus einer Art Drehwaage besteht, wo an den Enden der Arme Kugeln angebracht sind, die von benachbarten grössern Bleyklumpen gezogen werden, ist von C. sehr verbessert worden, wo lassen doch noch manches vom Einflusse des Luftzuges zu fürchten war. Die Resultate sind in einer Tafel zusammengestellt. Vieles stimmt darin gut zusammen, indessen zeigt sich doch noch manche Abweichung sowohl in der Bewegung des Arms, als in der Schwingungszeit, das noch etwas anderm, als Fehlern beym Beobachten, zugeschrieben werden muss. Das Mittel aus den Versuchen giebt dem Erdkörper eine Dichtheit die 5,48 mal grösser ist, als die des Wassers. Ebendas. *Aehnliche Versuche über gegenseitige Anziehung vom Hn. Hermbstädt.* An einem Waagbalken hängt eine völlig waagrechte Platte über einer Quecksilberfläche. Werden beide einander bis auf 1 oder ½ Lin. genähert: so sinkt nach einigen Sekunden die Platte herab und hängt mit dem Quecksilber zusammen. Auch zwey Quecksilberkügelchen auf einer horizontalen Glastafel einander bis auf ein paar Scrupel genähert werden sphärisch und vereinigen sich zu einem einzigen. Bey aller Nettigkeit dieser Versuche dürfte doch wohl dieser Apparat nicht so, wie der von Cavendish, die Anziehungen auf Maass und Gewicht bringen. Ebendas. theilt Hr. *Ritter Beobachtungen über den Galvanismus in der anorgischen Natur, und über den Zusammenhang der Elektricität mit der chemischen Qualität der Körper* mit. Die Verkalkungen, die jetzt bey der Voltaischen Säule an oxydirbaren Metalldräten, sehr in die Augen fallen, wenn sie bey Lagen aus Silber und Zink mit letztern in Berührung sind, beobachtete Hr. *R.* schon, wiewohl weniger merklich, in der geschlossenen einfachen Galvanischen Kette. Die Anbringung der Elektricität verstärkte die Galvanischen Processe, und zeigte sich positiv anders als negativ. II. 3. erklärt Hr. Prof. *Grimm den Ursprung der unterirdischen Wasser aus* einer langsamen Verbrennung des Wasser und Sauerstoffs in der Erde. Ebendas. noch ein paar andere *Bemerkungen über unterirdische Wasser von Baillet* und *Vulliamy*, a. d. *Journ. de phys.* Hier wird es als ausgemacht angesehen, dass die Grubenwasser bloss aus den obern Gebirgslagen kommen. Ebendas. *über den besondern Schein des Wassers in der Ostsee* von *Wäsström*, a. d. Schwed. Abh. Er sieht in den Buchten zur Herbstzeit im Dunkeln, wie der hellblaue elektrische Funke aus, und ist der Vorbote eines plötzlichen Ost- oder Nordostwindes mit nasser Witterung, verspricht aber einen reichlichen Fischfang. Ebend. *einige barometrische Beobachtungen* a. d. *Journ. de phys.* a) *Fleurian de Bellevue* setzt die barom. Höhe am Ufer des Meers allenthalben nahe an 28″ 2‴⅓; hiermit stimmen auch andere und ältere Beobachtungen so genau überein, dass man im Mittel 28″ 2‴⅓ dafür annehmen kann. b) *Duc-la Chapelle* tägliche Veränderung der Atmosphäre am Bar. Um 7 Uhr Morg. und 10½ U. Ab. steigt und 2¼ Uhr Nachm. so wie nach Mitternacht, sinkt es jeden Tag regelmäsig. III. 4. *Jurine über den Versuch mit geblendeten Fledermäusen*, a. d. *Journ. de phys.* Sobald ihnen ihr vorzüglich grosses *Gehörorgan* unbrauchbar gemacht wurde, wussten sie sich nicht mehr zu finden. Hr. v. *Arnim* vermuthet, dass die Atmosphäre der Körper das Empfindungsmittel gewesen sey. IV. 1. *Grey, über das Erdbeben in England* v. 18. *Nov.* 1795. a. d. *phil. Tr.* Auch hier kündigte es sich mit Rasseln und merklichem Schnee an; übrigens lässt sich nicht entscheiden, ob es eine Erd- oder Lufterscheinung zu nennen sey. Eben so ungewiss ist es, ob es aus einem Centralpunkt nach allen Seiten oder in einem geraden Strich gegangen sey. Auch schien die Elektrici-

tricität keinen Theil daran zu haben. IV. 4. *Fabroni über chemische Wirkung der Metalle auf einander bey der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre,* a. d. *J. de phys.* Sie gehören zu den nun sehr bekannten Erscheinungen des Galvanismus. Auch finden sich hier schon manche Beweise, dass die galvanischen Erscheinungen von den elektrischen verschieden sind. Zu diesen und den Aldinischen Versuchen sind auch Anmerkungen vom Hn. v. *Arnim* gekommen. Ebend. *physische Beobachtungen des* Hn. v. *Humboldt auf seiner Reise nach dem spanischen Amerika,* a. d. *Journ. de ph.* Sind in Cumana geschrieben und sehr vermischten Inhalts. Ebend. theilt Hr. v. *Buch* in einem Briefe verschiedene *geognostische Bemerkungen* mit. V. 1. sind *Spallanzanische Beobachtungen über die Scylla* und *Charybdis* aus dem 4ten Bande seiner Reisen ausgezogen. V. 2. aus der *Decade phil. Gedanken* von *Patrin über die Vulcane* nach Gründen der pneumatischen Chemie. Die vulcanischen Auswürfe wären nicht schon zuvor als feste Körper in der Erde vorhanden gewesen, sondern die Laven dürften eben so das Product eines Kreislaufs verschiedener Flüssigkeiten, wie die Flüsse ein Product des Wasserumlaufs seyn. Auch sollen die Vulcane beider Sicilien das Salz des mittelländischen Meers zersetzen, und von dessen Säure ihre Nahrung ziehen. — Mit diesem Geschwätz sind 15 Seiten verdorben worden. Ebend. *Erfindung* von *Pajot-Descharmes,* Spiegelglas zusammen zu löthen, auszuglühen und zu entfärben. V. 4. giebt Hr. v. *Buch* einen Auszug aus *Breislaks* physischer Topographie von Campanien, vorzüglich in mineral. geognost. Hinsicht, a. d. *Journ. de phys.* V. 4. und VI. 1. ein Auszug a. d. *Transact.* von den *physischen Merkwürdigkeiten* bey dem letzten Ausbruch des Vesuv den 15. Jun. 1794. Ebend. a. d. *Mem. sur l'Egypte* die *chemische Zerlegung des Nilschlamms* von *Regnault.* In 100 Th. 11 Wasser, 9 Kohlenstoff, 6 Eisenoxyd, 4 Kieselerde, 4 kohlensaure Bittererde, 18 kohlensaure Kalkerde, 48 Thonerde. VI. 1. theilt Hr. v. *Buch* Beobachtungen über die Bildung des Leucits mit, die er in den vulcanischen Gegenden um Rom und Neapel machte. Es scheint dem Vf. ganz klar, dass sich concentrische Lagen um einen Mittelpunkt gebildet haben. Die Bestandtheile des Leucits haben sich aus der fliessenden Lave abgesondert und vereinigt. Die zusammengesetzte Bewegung dieser Stoffe nach der Richtung des Stroms und nach dem Mittelpunkt — der Krystallisation ist die Ursache ihrer länglichen Gestalt. Ebend. *Cavanilles über das Erdbeben* in *Peru* 1797. Aus den Rissen der eingestürzten Berggipfel drang eine ungeheure Menge dicken, stinkenden Wassers hervor, das ganze Dörfer bedeckte. Der See Quirotoa entzündete sich so, dass seine Dämpfe die benachbarten Herden erstickten. VI. 2. *über atmosphärische Ebbe und Fluth* vom Hn. von *Humboldt.* Es giebt 4 sehr regelmässige Abwechselungen der Art. in 24 St., wovon die nächtlichen die kürzesten sind, und die schlechterdings durch nichts gestört werden. Ebend. *Vassalli* und *Bunira* tauchten ein pulsirendes Kalbsherz in das Blut eines von einer Seuche angesteckten Ochsens; ein anderes in das Blut eines gesunden. Im erstern hörten die Pulsationen immer früher auf. Ebend. Einige Zoophyten der Mollusken haschten ihren Unterhalt, ohne sehen zu können. Wenn *Olivi* eine Glastafel dazwischen sezte: so konnten sie dieses in sehr geringen Entfernungen nicht mehr. Diess deutet auf eine Aehnlichkeit mit den Fledermäusen. *Heckerwelder* hat bemerkt, dass der Neuntödter die Grashüpfer nicht zu seiner eigenen Kost an die Dornen oder Zweige eines Baums befestigt, sonden zu einer Lockspeise, um kleine Vögel zu fangen. VI. 3. sind *physikalische Merkwürdigkeiten aus la Perouse's Entdeckungsreise* vom Herausg. ausgezogen. Sie enthalten seine Instruction, Verzeichnisse seiner gelehrten Begleiter, der Instrumente und Bücher; ein Memorandum der Akademie der Wissenschaften für die mitreisenden Physiker; vermischte phys. Bemerkungen und chemische Versuche auf dem Pic von Teneriffa. VI. 4. aus dem *Bullet.* der *Soc. philomat. Berthollets* Bemerkung über das Radical der Salzsäure, dass es eine dreyfache Verbindung von Sauerstoff, wenig Wasserstoff und sehr viel mehr Stickstoff sey. Ebend. hat Hr. *Nicolai Bötcher* etwas über Kriegsschiffe mitgetheilt. Eigentlich Vorschläge, wie Masten und andere Theile des Schiffs vor Fäulniss zu schützen, und statt Kupfer ein dauerhafteres Material zu brauchen, z. B. Zinn- oder stark verzinnte Kupfer- oder Eisenplatten. Ebend. aus dem *Bulletin* der *Soc. philom.* von *Saussure,* dem Sohn, über Einfluss des Bodens auf die Bestandtheile der Pflanzen, wo die sonstige Meynung widerlegt wird, dass der Einfluss des Bodens auf die Vegetation von dem Vermögen desselben, die Feuchtigkeit an sich zu halten, abhänge.

Ueber Gegenstände der *Bewegungslehre* findet sich in II. 1. *Chladni's* Untersuchungen über *drehende Schwingungen eines Stabes,* die bereits aus den Schriften der berlin. Gesellf. bekannt sind. Ebend. die *Beschreibung eines Dynamometers* und der damit angestellten Versuche zur Schätzung der Kräfte bey Menschen, Thieren, und des Widerstandes bey Maschinen von *Regnier* a. d. *Journ.* der *Ecole polytechn.* Die Hauptsache besteht in einer Feder mit einem kleinen Hebel, Zeiger und Gradscheibe. Diese Maschine wird mit der Hand gedrückt oder gezogen. Die Kraft eines Mannes von mittlerer Stärke, der seine ganze Muskelkraft im Heben anwendet, betrug 265 Pf., und die von den Händen 102 Pf. Ein starker Mann übte im Ziehen (ohngefähr wie man sich Stiefel anzieht) eine Kraft von 755 Pf. aus. Die mittlere Stärke der Weiber ist die eines 15jährigen Jünglings, oder ungefähr ⅔ von der Stärke der Männer gleich. Die mittlere Stärke eines guten Zugpferdes gab 736 Pf. Ein Mensch von mittlerer Stärke übt auf ähnliche Art nur 102 Pf. aus, und der stärkste zieht nicht über 123 Pf. Wo es auf Gewicht ankommt, vermag der stärkere nicht viel mehr als der schwächere, hingegen bey Muskelkraft ist der Unterschied weit beträchtlicher. Bey diesen Versuchen zeigt sich auch der beträchtliche Vortheil der hohen Räder etc. sehr deutlich. Einem Wagen die erste Bewegung zu geben, erfoderte immer die doppelte Kraft

der nachherigen Unterhaltung. Ein ungeschmierter Wagen, der 222 Pf. bedurfte, brauchte nach der Schmiere nur 133. In IV. 2. stehen *mechanische Untersuchungen von Atwood* über die Schwingungszeit der Unruhen in Taschenuhren und in Mudge's Zeithaltern; a. d. *phil. Transact.* v. 1794. VI. 1. *Viceadmiral Chapman von der richtigen Form der Schiffsanker.* Schwed. Abhandl. 1796. Es kommt hauptsächlich auf den Winkel an, den die Flügel mit dem Ankergrunde machen müssen, und der als Maximum mittelst des Differenzirens auf 112° 30′ bestimmt wird, um leicht einschneiden und zugleich den gröfsten Widerstand leisten zu können. Der Arm des Ankers muss in einer logarithmischen Spirallinie gebogen seyn, deren Mittelpunkt in dem Ende des Schaftes ist, so dass der Winkel, den die Tangente mit jedem nach dem Berührungspunkte gezogenen Radius macht, 112½ Gr. beträgt. Diese Theorie war schon vorher durch verschiedene Erfahrungen bestätigt.

In Beziehung auf *tropfbare Flüssigkeiten* finden wir III. 1. *Bemerkungen über das Stein- und Glashygrometer* von *Lüdicke*, in Beziehung auf I. 3. Er glaubt, dass die Ursache, warum das Lowitzische Hygrometer vom trocknen Punkte etwas geschwinder auf den Grad der Feuchtheit der Stubenluft komme, als es nach Bestimmung des feuchten Punkts auf diesen Grad kam, — mehr in der Luft als im Steine gesucht werden müsse. Das Hochheimerische Glashygrometer würde mehr zu empfehlen seyn, wenn die Wirkung der Wärme und Kälte nicht so beträchtlich dabey wäre. Weil das Glas weit weniger, als die Luft, die Wärme leitet: so wird bey Abnahme der Luftwärme das Glas immer noch etwas wärmer seyn, und es werden sich keine Dünste aus der Luft niederschlagen. Der Schiefer hat noch nicht ⅕ dieses Fehlers, welcher gegen das starke Einsaugen der Feuchtigkeit gänzlich verschwindet. Der manometrische Einfluss beträgt höchstens 0,03 Grad an des Vfs. Bogen, welches eine verschwindende Gröfse ist. Hr. *Lüdicke* hat eine Masse erfunden, aus welcher sich eben so gute Hygrometer als der Astrachanische, verfertigen lassen. In einem Zusatz beschreibt er eine schöne Krystallisation, die sich durch Abdampfen des Wassers, worin Meifsner Adlersteine lagen, gebildet hatte. Eben derselbe liefert V. 1. fernere Beyträge zur Hygrometrie. Sie betreffen Verbesserungen des neuen Hygrometersteins nebst Versuchen mit demselben. Auch die I. 3. versprochene Wärmewirkung für das Steinhygrometer. Verfahrungsart bey Bestimmung der festen Puncte. Verbesserung des Weisers. Hr. Johann. *Voigt* beschreibt III. 1. ein *Hygrometer* aus einem Spiralförmig geschnittenen Federkiel, und Hr. Dr. *Seiferheld* im IV. 4. ein anders sehr leicht zu verfertigendes und empfindliches *Federkielhygrometer*, woran auch Hr. *Bohnenberger* Antheil hat. Ein *Hygrometer* und *Photometer* von *Leslie* aus *Nicholsons Journal*, wird V. 3. beschrieben. Das Wesentliche besteht in einer heberförmig mit parallelen Schenkeln gebogenen Glasröhre von ungleicher Länge und an beiden Enden Kugeln, wovon die eine befeuchtet und die ihr zugehörige Röhre oben eine Erweiterung hat und mit einer gefärbten Flüssigkeit gefüllt wird. In beiden Kugeln befindet sich brennbares Gas, die unbefeuchtete hat eine dunkle Farbe, die andere ist von klarem Krystallglase. Anlass dazu war eine Prüfung dessen, was vorgeht, wenn die Luft auf eine feuchte Oberfläche wirkt. Es entsteht hier Verdunstung und diese hat Kälte zur Folge, wodurch also genau die Trockenheit der Luft und der Grad, um welchen sie vom Sättigungspunkte entfernt ist, gemessen werden kann. Auf solche Art giebt das Instrument auch ein Wärmemaafs ab. Als Photometer gebraucht, wird die andere, höher stehende, Kugel wegen ihrer Schwärze das Licht verschlucken und dadurch Wärme erzeugen, in der untern hellen aber wird dieses nicht geschehen und kann das Fallen der Flüssigkeit den Zufluss des Lichts und dessen Stärke anzeigen — IV. 3. giebt Hr. *v. Arnim* einen Beytrag zur Berichtigung des Streits über die ersten Gründe der Hygrologie und Hygrometrie, welcher fortgesetzt werden soll. V. 5. steht eine *Bemerkung* des Hn. *Zylius* über Lichtenbergs Vertheidigung des Hygrometers und der Delucschen Theorie vom Regen. Hn. Z. zufolge soll der seel. Lichtenberg seine ganze Preisschrift Satz für Satz durchaus falsch verstanden haben, —; beyläufig wird auch Hr. Z. sehr bitter gegen den *Rec.* der Lichtenbergischen Schrift in der A. L. Z. 1800. No. 12. S. 89. ungeachtet dasjenige, was jener Rec. gesagt haben soll, nur als *Lichtenbergs Aeusserung* von ihm angeführt worden ist. So scheint hier allenthalben nichts als Missverständniss zu herrschen. In II. 2. steht aus den *Ann. de Chim.* die *Beschreibung eines Araeometers* von *Say*, das eine ganz neue Einrichtung hat. Es wird in einem Behältniss das Volumen der darin befindlichen Luft einmal ganz; und das anderemal nach Abzug dessen, was ein darin liegender Körper einnimmt, gemessen und berechnet. Zum leichten, gemeinen Gebrauch dient es nicht; auch verstattet es selbst nicht den höchsten Grad von Genauigkeit. Hr. *v. Arnim* hat eine *Anweisung*, wie dieses Werkzeug ohne Barometerbeobachtungen zu gebrauchen sey, auch einen allgemeinen Beweis des Mariottischen Gesetzes mit Bemerkungen darüber beygefügt. In VI. 1. wird die Frage beantwortet: Wer hat das Araeometer erfunden? — In den *Ann. de Chimie* hat *Salverte* aus einem Gedichte des Grammatikers *Rhemnius Fannius Palaemon de pond. et mens.* (am Ende von Priscians Werken) der unter Tiber. Calig. und Claud. lebte, gezeigt, dass die Senkwaage weit älter sey als Hypatia, die insgemein für die Erfinderin gehalten wird. Sehr ausführlich sind II. 4., III. 2. u. IV. 1. die *Bemerkungen von Vince über die Bewegung und den Widerstand flüssiger Körper* aus den *phil. Transact.* 1795, 98. mitgetheilt und an dieselben schliesst sich der folgende Auffatz von *Venturi* an: *über die Seitenmittheilung der Bewegung in flüssigen Körpern;* angewandt auf die Erklärung hydraulischer Erscheinungen. Hier auch verschiedenes von der Natur der Pfeifentöne. III. 1. *Venturi über Verengerung des Wasserstrahls* bey der Aus-

Ausströmung durch Oeffnungen in dünnen Platten. Ist eine Zugabe zu seinen *Recherches experim.* Es wird gegen *Lorgna* bewiesen, dass der sich verengernde Theil des Strahls nicht eine Fortsetzung der Newtonschen Catarracta, und die Geschwindigkeit in der verengerten Stelle fast die nämliche sey, welche zur Höhe des Wasserstandes als Fallhöhe gehört. Der Querschnitt der grössten Verengerung ist 0, 64 von der Oeffnung. Es schien *Venturi* nöthig, hiebey von einem gewissen Princip auszugehen, dessen Entbehrlichkeit aber Hr. *Busse* IV. 1. zeigt, indem sich die Haupterscheinung schon aus deutlichen und anerkannten Gründen der Mechanik erklären lässt. In IV. 2. stehen *einige Bemerkungen und Versuche über die von Hassenfratz erregten Zweifel gegen die Richtigkeit der gewöhnlichen hydrostatischen Bestimmung des spec. Gewichts* von Prof. *Schmidt* in Giessen. Aus den mitgetheilten Versuchen folgt, dass der von der Cohäsion und Trägheit der Flüssigkeit herrührende Widerstand allerdings einen schädlichen Einfluss auf die Gewichtsbestimmung haben kann, der desto grösser wird, je grösser die Stossfläche des eingetauchten Körpers, je kleiner sein relatives Gewicht und je unempfindlicher die Waage ist. IV. 3. *Hassenfratz über einige scheinbare Anomalien im specif. Gewicht durch Verbindung verschiedener Stoffe mit dem Wasser im Hombergischen Araeometer*, a. d. *ann. de Chemie*. Sie betreffen den Kalk in verschiedenem Zustande, Alaune, Salpeter. Die Ursachen der Abweichung werden entwickelt und auf viererley gebracht. Hierzu eine *Anmerkung des Hn. v. Arnim*, die eine Kritik der Erklärungsgründe von *Hassenfratz*, so wie der Einwendungen von Hn. *Schmidt* gegen den Hassenfratzischen Aufsatz enthält. Es wird doch der Adhärenz die Hassenfratz annimmt, das Wort geredet. Am Ende auch eine Vertheidigung des Satzes, dass die Länge der Haarröhrchen auf den Stand der Flüssigkeit in ihnen, einen merklichen Einfluss habe. V. 2. aus den Böhmischen Abhandl. *Gerstners Versuche über die Flüssigkeit des Wassers bey verschiedenen Temperaturen.* Sind auch schon in der A. L. Z. angezeigt. VI. 4. aus *Nicholss. Journ. Beschreibung der hydrostatischen Lampe* des Hn. *Keir*. Die innere Einrichtung ist ungefähr wie beym Heronsbrunnen, wo Salzwasser in einer bis an den Boden reichenden Röhre das Oel in einer andern bis zum Dacht in die Höhe drückt, das dann im umgekehrten Verhältniss seines specif. Gewichts gegen das vom Salzwasser in die Höhe tritt. Man kann hiebey jeden Dachtapparat anbringen; der vollen Erleuchtung des Lichts ist nirgends etwas im Wege und das Oel kann nie überlaufen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien: *Theoretisch-praktisches Handbuch für Maler, Illuminirer, Zeichner, Kupferstecher, Kupferdrucker und Formschneider, worinnen man den Gebrauch der Farben nebst Zubereitung derselben nach systematischen Grundsätzen bekannter Autoren sehr leicht erkennen und erlernen (?) kann. Nebst einer praktischen Abhandlung von den verschiedenen Arten der Malerey auf Leinwand, Seide, Glas, Wachs, Mauern, mit Oel, en mignature und Pastell zu arbeiten.* Zusammengetragen von einem *Liebhaber der schönen Künste.* 1800. 122 S. 8. u. Regist.

Wir haben den weitläuftigen Titel ganz abgeschrieben, weil er den Inhalt des Werks vollständig auslegt. Sonst ist von ihm nichts weiter zu sagen, als dass man überall den blossen Dilettanten, oder was hier ungefähr gleichviel sagen will, den oberflächlichen Kunstlehrer gewahr wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Linke: *An alle deutsche Hausväter und Hausmütter, ein Wort zu seiner Zeit über den Verbrauch ausländischer Produkte und Waaren*, nebst einer Anweisung, wie sich ein jeder auf die leichteste Art seine Kaffee- Thee- und Zuckersurrogate selbst bereiten kann. 1800. 60 S. 8. (4 gr.) In der Vorrede zürnt der Vf. nicht wenig mit unsern Hausvätern und Hausmüttern, dass sie jährlich für Kaffee 25, und für Thee 3 Millionen (wie viel aber noch für Zucker und andre Waaren?) an England abgeben, und empfiehlt dagegen zu Surrogaten unsre einheimischen Produkte, deren Bereitung, Würdigung und Gebrauch sehr gut dargestellt wird. Unter unsern Theesurrogaten hätte das Bergpeterlein, *Oreoselinum*, L. nicht nur nicht ausgelassen, sondern ihm sogar der erste Platz angewiesen werden sollen. Unter den Zuckersyrup-Surrogaten von Baumfrüchten hätte nebst dem von Pflaumen oder Zwetschen auch noch der Syrup von wilden oder sogenannten Feldbirnen genannt werden sollen, da unsre Bauern in den sächsischen Ein... schon längst sich einen sehr gut schmeckenden Syrup für sich und ihre Bienen daraus zu bereiten gewusst haben; ... le edle Birnarten ungerechnet, die zu diesem Zweck vor... lich geeignet sind. Sollte sich, woran bisher noch keiner ... dacht hat, aus den von Winterfrösten sehr angenehm gewordenen, Stengeln des braunen oder grünen Kohls, gemeiniglich nach verbrauchten Blättern als unnütz weg... worfen oder stehen gelassen werden, nicht gleichfalls ein gu... ter Zucker oder Syrup ziehen lassen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Februar 1801.

PHYSIK.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren*, fortgesetzt von *Gilbert* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ueber *gasförmige Flüssigkeiten* werden folgende Auffätze geliefert: II. 2. aus *Nicholson's Journ. Beschreibung eines Apparats von Pearson, durch Verbrennung der entzündbaren Luft Wasser zu erhalten.* Eine Art Gazometer, der bloss aus dem Verbrennungsballon, zweyen Flaschen für die beiderley Gasarten und einer Wasserwanne besteht, worin sich dieselben befinden. Der folgende Artikel enthält Nachrichten von verschiedenen Gazometern, und eine Beschreibung des von *Seguin* erfundenen, aus dem *Bullet. der Soc. phil.* Es ist viel zusammengesetzter, als das Cuthbertsonsche, und scheint allein zur Mischung von Gasarten unter einem gewissen Druck, nicht aber zur Wassererzeugung, bestimmt zu seyn. Es soll die Verbesserungen unnöthig machen, die beym Lavoisierschen wegen Veränderung des Barometerstandes während des Versuchs erfoderlich sind. Die Beschreibung ist nicht vollkommen genug. Ebendaselbst aus den *Ann. de Chem.* und *Nicholson Versuche der Gesellschaft Amsterdammer Physiker über drey verschiedene Arten von kohlenhaltigen Wasserstoffgas*, die sich aus Alcohol und Aether entwickeln lassen. Bereitungsart und Eigenschaften werden genau angegeben, auch mehrere verwandte Versuche mit beygebracht. Wenn dieses Gas durch Absetzung von etwas Wärmestoff dichter wird: so ist es beym Zutritt von Sauerstoff geschickt, *Oel* zu erzeugen, verliert aber diese Eigenschaft wieder durchs Erwärmen und Elektrisiren. Wirklich ist man hierdurch auf den Weg gekommen, Oel durch Kunst zu bereiten. Weiterhin stehen auch *neue Versuche der Amsterdammer Physiker über die angebliche Verwandlung des Wassers in Stickgas*, aus den *Ann. de Chemie.* Sie beziehen sich auf den *Würzerschen* Versuch, wo Wassertropfen in zwey zusammengesetzte glühende kupferne Halbkugeln waren gebracht worden, und Kohlengas, am meisten aber Stickgas entstand. Als aber die Amsterdammer die Kugel aus einem Ganzen machen liessen, so dass keine atmosphärische Luft eindringen konnte, zeigte sich weder Kohlen- noch Stickgas; zur Bildung des erstern hatte bey Würzern der Kitt, und zu letztem das Eindringen der äussern Luft beytragen. *Eine Prüfung des Würzerschen Versuchs*, vom Hn. *v. Hauch.* II. 4. Man kann es durch diese, mit dem vollkommensten Apparat angestellte Versuche, als ganz entschieden ansehen, dass blosse Hitze kein Wasser in Gas verwandeln kann, und dass da, wo sich auf diesem Wege Gas gezeigt hat, selbiges entweder aus dem Wasser ausgeschieden worden, oder von Aussen in die Geräthschaft gedrungen sey. II. 4. *Candolle über das Verschlucken verschiedener Gasarten durch die Kohle*, aus dem *Journ. de phys.* Enthält eine ausführliche Nachricht über die Versuche des D. *Rouppe* und D. *van Norden.* Eine gleiche Quantität Holzkohle verschluckt Wasserstoffgas 25 Zoll; von Sauerstoffgas aber 40 Zoll. Bringt man die Kohle, nachdem sie die eine Gasart eingesogen hat, in einen mit Quecksilber gesperrten Recipienten, der die andere Gasart enthält: so steigt das Thermometer, und der Recipient zeigt viel Wasserdunst. Die Erklärung dieses Phänomens soll in der Folge gegeben werden. Rec. erklärt es sich so, dass die Kohle auf die Basis beider Gasarten so stark wirkt, dass jetzt das Wasser aus ihnen schon bey einer *niedrigen* Temperatur entbunden werden kann, und wo zugleich die Wärme, woran das Wasser vorher gebunden war, frey wird. Ebend. wird aus den *Ann. de Chemie*, von *Guytons Verbrennung des Diamants in Sauerstoffgas* aus salzsaurem Kali, Nachricht gegeben. Die Verbrennung geschah in einem mit Quecksilber gesperrten Recipienten, durch ein Tschirnhausensches Brennglas. Der Diamant wog 3,77 Gr., und ward nach 20 Min. völlig verzehrt. Es verschwanden dabey 17,88 Kohlenstoff (vom Diamanten) und 82,12 Sauerstoff, welche gesättigte Kohlensäure bildeten. Der Diamant ist nach den angehängten Resultaten als *reiner* Kohlenstoff anzusehen. Hiermit stehen die *Guytonschen Versuche* III. 1. u. IV. 4. *mittelst des Diamanten das weiche Eisen in Gussstahl zu verwandeln*, aus den *Ann. de Chemie*, in Verbindung. Ein kleiner eiserner verschlossener Tiegel, in welchem ein Diamant mit Eisenfeil umgeben war, schmolz zu einer homogenen, dem Gussstahl völlig ähnlichen, Masse. V. 3. Hr. *Anschel* erhielt in verdünnter Luft unter einem Recipienten aus einer Mischung von Bierhefen, Wasser und Zucker, nach 4 Tagen Essig, wo gleiche Mischungen in freyer Luft keinen gaben. VI. 1. *Emmert über die Wirkung einiger unverbrennlichen Stoffe auf die atmosphärische Luft*, aus dessen Inauguraldissertation. Die Versuche wurden durch Humboldts Entdeckungen veranlasst. In der Schnelligkeit der Absorbirung übertrifft die Dammerde (*humus*) alle andere Stoffe. Dann folgen in der Ordnung: Eisenkalk, Thon, reine Kalkerde. Das Resultat der gegenwärtigen Versuche unterscheidet sich von den Hum-

Humboldtschen Bemerkungen noch durch die wahrgenommene Absorbirung der Stick- und brennbaren Luft von den einfachen Erden, wodurch der Nutzen der Brache, die Bildung der Salpetersäure ohne Beytritt organischer Stoffe, die Wirkung feuchter Oerter auf die Luft etc. noch einleuchtender erklärt wird. VI. 2. Aus *Nicholson's* Journal: *Ueber die stinkende Luft, die aus unterirrdischen Canälen hervorsteigt.* Besteht, wegen Anlaufen des Silbers, wahrscheinlich aus hepatischer Luft und faulichten Ausflüssen. Wenn nun Regen bevorsteht, und das Barometer sinkt: so kann der Druck der Atmosphäre die Elasticität dieser Gruben Luft nicht mehr zurückhalten. = Für die pneumatische Medicin. II. 4. und VI. 1. *Athembarkeit des sauerstoffhaltigen Stickgas, von Davy.* Dieser entdeckte, dass Priestleys dephlog. Salpetergas, bey völliger Befreyung von nitrösem Gas, nicht allein geathmet werden könne, sondern auch das thierische Leben länger unterhalte, als die gemeine Luft. Es bringt überdem, wie in der Folge gemeldet wird, eine Art von angenehmen und unschädlichen Delirium hervor, das bald wieder vorübergeht, heilt Lähmungen, afficirt aber hysterische und hypochondrische Personen weniger angenehm. Die Reinigkeit wird daran erkannt, dass der Schwefel darin mit rosenrother Flamme brennt. Er möchte es lieber nitröses Oxyd nennen. Es wird am reinsten aus möglichst trocknem salpetersauren Ammoniac bereitet. — Hier auch noch von Lichterzeugung unter Wasser und in mephitischen Gasarten, Zersetzung ammonicalischer Salze. VI. 2. *Beddoes Erklärung* wegen nicht geglückter Versuche mit geathmeten oxydirten Stickgas; wohin vorzüglich gehört, wenn die Lungen vorher nicht genug von atmosphärischer Luft ausgeleert worden sind. IV. 4. *Gallitzin vom Einfluss verschiedener Gasarten auf das Keimen der Saamen*, aus einer Vorlesung im Reichsanzeiger. — Von aërometrischen Werkzeugen. II. 3. *Beschreibung neuer Barometer, mit Zusätzen*, von *Arnim:* 1) *Prony's*, an einer Waage, aus dem *Bull. de la Soc. philom.* 2) *Conte's*, drey neue; bey den beiden ersten hat die Temperatur zu viel Einfluss; das dritte ist so eingerichtet, dass das Quecksilber, welches bey geringerm Luftdruck sinkt, ganz aus dem Instrument ausfliesst, und ein vorheriges und nachheriges Abwä en, giebt das Sinken genau an. 3) *v. Humboldt's* Reisebarometer, aus dem *Journ. de phys.* 4) *Gödekings* Reisebarometer, eigentlich nur eine Verbesserung des vorigen aus Scherers Journ. 5) Verbesserung des Branderischen Heberbarometers, von Mechan. *Voigt*. Derselbe in IV. 4. über das verbesserte Haasische Barometer. VI. 1. Oberst *Müllers verbesserter Barometer.* Er verkleinert die beym Gefässbarometer oben befestigte Scale um so viel, als es das Verhältniss der Oberflächen des Quecksilbers im Gefäss und in der Röhre erfodert. Das Ganze ist wirklich sehr sinnreich. VI. 1. Hn. *v. Buch über den Gang des Barometers*, aus dem *Journ. de phys.* Der Hauptsatz, der hier aufgestellt wird, ist, dass die Barometerhöhe und deren Veränderung nicht vom Zustande der Erdfläche abhänge, sondern so, wie die Tags- und Jahrszeiten eine kosmische Wirkung sey; auch nehmen die Barometerveränderungen ab, wie man sich dem Aequator nähert, und dort stimmt der Gang der Witterung genau mit dem Gange der Temperatur nach verkehrter Abhängigkeit überein. VI. 4. *Rodig* Beschreibung eines leicht selbst zu verfertigenden Barometers. Ist im Grunde das erste Torricellische mit unausgekochtem Quecksilber und ohne festes Niveau. Zur Prüfung der Luft: V. 2. Hn. Prof. *Grimm Beschreibung eines neuen von Klingert in Breslau angegebenen und verfertigten Eudiometers.* Im Wesentlichen, wie das Fontanaische, aber so sehr zusammengesetzt, dass es schwerlich in gemeinen Gebrauch kommen wird. V. 3. *Berthollets Bemerkungen über die Eudiometrie*, aus den *Mem. sur l'Aegypte.* Zum Theil gegen v. Humboldts Methode. Der *flüssigen* Schwefelleber giebt er den Vorzug vor der festen, noch mehr aber empfiehlt er die langsame Verbrennung des Phosphors. VI. 4. *v. Arnim über einige bisher nicht beachtete Ursachen des Irrthums, bey Versuchen mit dem Eudiometer.* Betrifft die Temperatur, Compressibilität und hygroscopische Beschaffenheit der Luft und das Verhältniss des Salpetergas zur Sättigung des Sauerstoffs in der atmosphärischen Luft. Auch für das Phosphoreudiometer, das durch Perrots und Berthollets Bemühungen vom Vorwurf der Unbestimmtheit gerettet werden, werden Vorschläge gethan, um die Verbesserungen leicht zu erhalten. VI. 4. Kurze Nachricht von *Berthollets Untersuchungen über das Salpetergas in eudiometrischer Rücksicht*, aus dem *Bull. de la Soc. philom.*, gegen ein paar Humboldtische Behauptungen. — Zur Fortpflanzung des Schalls: III. 2. *Perolle über die Fortpflanzung des Schalles durch feste und flüssige Körper;* Resonanz musikalischer Instrumente, aus den *Turiner Mem.* von 1790. *Ebendesselben Bemerkungen zu Chladni's Versuchen über Pfeifentöne in künstlichen Gasarten*, mit Gegenbemerkungen und Zusätzen. Sie beziehen sich auf die von Chladni im Voigtischen Magazin erzählten Versuche. Der scheinbare Widerspruch zwischen beiderley Versuchen hebt sich sogleich dadurch, dass Perolle in den Gasarten *Glocken*, Chladni hingegen *Pfeifen* gebrauchte. Durch jene konnte also nur *Stärke* und *Schwäche* der Töne bestimmt werden, bey diesen hingegen ist von *Höhe* und *Tiefe* die Rede; der Chladnische Apparat könnte zu einem Werkzeug dienen, die wahre Beschaffenheit der Gasarten zu prüfen. IV. 1. *Gesetze für die Stärke der Schallfortpflanzung durch feste und flüssige Stoffe, v. Arnim.* Zusatz zu den Perollischen. Das allgemeine Gesetz ist, dass die Stärke in dem Verhältniss der Cohäsion der Stoffe steht. III. 2. *Nicholsons Bemerkung über Schall und die akustischen Instrumente*, aus dessen Journal. Ein Instrument, welches den Schall auffangen und verstärken soll, erfodert nicht allein einen äussern Theil, um fremdartige Töne abzuhalten, und zurückwerfende Flächen, um die unmittelbaren Luftschwingungen zu verstärken, sondern auch eine Art von Trommelfell. V. 1. *Chladni's neue Art, die Geschwindigkeit der Schwingungen bey jedem Ton durch den Augenschein zu bestimmen, nebst Vorschlag zu einer* [illegible]

Tonhöhe. Man spannt einen eisernen Stab ⅝ Zoll breit und 1 Linie dick in einen Schraubenstock, so dass das herausragende Stück in 1 Secunde 4 Schwingungen macht. Verkürzt man ihn um die Hälfte durch neues Einspannen: so macht er 16 Schwingungen in 1 Secunde, die aber weder gezählt, noch gehört werden können. Nimmt man abermals die Hälfte: so kommen 64 Schwingungen, und man erhält einen Ton, der mit dem Contra C übereinkommt. Zur festen Tonhöhe wird diejenige vorgeschlagen, wo die Zahl der Schwingungen in 1 Secunde von jedem C eine Potenz von 2 ist. In V. 4. wird aus *Nicholsons Journal eine neue Art Ventilator von Boswell* beschrieben. Der Luftstrom, der bey den Wassertrommeln durch einen Wasserfall bewirkt wird, ist hier durch einen Windstrom hervorgebracht worden; ungefähr wie bey den Parrotischen Luftreinigern. VI. 1. *Little's Luftpumpen*, aus den *irländischen Transact.* und *Nicholson's Journ.* Die mannichfaltige Zusammensetzung wird dieses Instrument etwas kostbar machen. Ein Hauptstück desselben ist eine Circulationsröhre. Wenn nämlich das Ventil über der Ladebüchse des Stiefels geschlossen, dabey der Hahn so gedreht ist, dass die Verbindung jener Röhre mit dem Stiefel frey ist, und man den Kolben hineintreibt: so wird alle unter dem Kolben befindliche Luft gezwungen, durch diese Röhre in den Stiefel über den Stempel zu treten, und so umgekehrt, wenn der Kolben zurück gezogen wird.

Für die Lehre vom *Licht*: II. 2. *Ueber die von Sömmering entdeckte Oeffnung in der Netzhaut*, von *Home*, aus *phil. Transact.* IV. 4. *Brugnatelli über die verschiedenen Zustände, in welchen der Lichtstoff vorkommt*, aus *Annali di Chimica.* Er unterscheidet dreyerley: 1) chemisches gebundenes Licht im Stickgas, Phosphor, Schwefel (vielleicht am reichlichsten im Sauerstoffgas). 2) Mechanisch unsichtbar angehäuftes, im leuchtenden Barometer. 3) Sichtbar angehäuftes im bologneser Stein. V. 4. Hn. *v. Arnim's* Anmerkungen zur Lichttheorie. Ungeachtet man fast bey allen Oxydationsprocessen Entstehung von Elektricität wahrnimmt: so ist doch solches bey Oxydationen mit Lichtentwickelung nicht der Fall. Alles, was Leiter in der elektrischen Kette ist, ist Nichtleiter in der Lichtkette, und so umgekehrt. Weiterhin Entwürfe zu Versuchen über das Verhältniss der Lichtstärke zur Farbe des Himmels. V. 4. *Wärmeverhältniss der farbigen Strahlen des Sonnenlichts*, von *Herschel.* Ein Thermometer in das Farbenspectrum gestellt, zeigte in den Strahlen desto mehr Wärme, je weniger brechbar sie waren, und am meisten an der Seite der rothen, wo sich gar keine sichtbaren Strahlen mehr zeigten. V. 3. *Beschreibung eines kleinen Schwungrades, die Verwandlung der Regenbogenfarben in weiss darzustellen, sammt Bemerkungen und Versuchen über die dazu nöthige Eintheilung des Farbenbildes*, von *Lüdicke.* An einer verticalen Spindel steckt oben eine horizontale Scheibe, auf der 12 einzelne Farben in ungleichen Abtheilungen aufgetragen sind. Die Spindel wird durch eine umgewickelte Schnur gedreht. Am Ende auch Vergleichungen der Farben mit Tönen, wo sich bemerken lässt, dass alle Accorde in Dur und Mol sich dem reinen Weiss sehr nähern. VI. 2. *Wirkung des Lichts auf Hirn- und Nervensubstanz*, *beobachtet von Le Febure*, aus dessen *Recherches et decouv.* Der Vf. erhielt Wasserstoffgas; Hr. *v. Arnim*, *Emmert* und *Reuss* hingegen bey völlig ähnlichem Verfahren, kein Bläschen. Von dioptrischen Gegenständen besonders: III. 2. und VI. 4. *Hällström Erklärung einer optischen Erscheinung*, welche in Wasser getauchte Gegenstände verdoppelt zeigt, aus einer Dissertation desselben. Bezieht sich auf Priestley's Geschichte der Optik, von Klügel S. 392. Sie wird dort aus Beugung und Brechung des Lichts erklärt; hier aber sind die Bedingungen genauer angegeben, unter welchen man die Erscheinung erhält; auch wird die Erklärung blofs aus der Brechung hergeleitet, ungefähr so wie die vervielfachten Bilder beym Polyeder erklärt werden. III. 2. *Ueber scheinbare Verdoppelung der Gegenstände für das Auge*, von Hn. *v. Arnim.* Er sah ein Licht mit dem einen Auge durch eine Oeffnung, und eben dasselbe auch noch besonders mit dem blofsen Auge, und hält diese Erscheinung für bisher noch nicht beschrieben; dem Rec. dünkt sie aber mit den in der Anmerkung erwähnten ziemlich einerley zu seyn. III. 3. *Huddart Beobachtungen über die horizontale Strahlenbrechung bey irdischen Gegenständen und Vertiefung des Seehorizonts*, aus *philos. Transact.* Ist mit der Büschischen Beschreibung sehr übereinstimmend. Kurz vor dem Sturme sieht man die Küsten hoch über der See und durch einen grossen Zwischenraum davon getrennt. H. meynt, durch aufsteigende Dünste werde die Luft nach der Höhe hin dichter, und der Strahl bekomme eine, der gewöhnlichen, entgegengesetzte Krümmung. Ebend. *Beobachtungen der Hn. Roy, Dalby und anderer Astronomen, über die Grösse der irdischen Strahlenbrechung*, mit Bemerkungen des Herausg. Ferner ein *Auszug aus Büsch's bekannter Abhandlung: Tractatus duo optici argumenti.* Hamb. 1783 zur Vergleichung mit jenem. Eine kurze Erwähnung der Hauptsache, ohne die ganze Reihe von einzelnen Fällen, wäre wohl zureichend gewesen. *Beobachtungen besonderer Strahlenbrechungen*, von *Boscowich, Monge, Ellicot.* Eben so wie die von Büsch beschriebene, und die Erklärung, wie die Huddartsche. III. 4. *Beobachtung über die Strahlenbrechung auf erwärmten Flächen*, von *Gruber.* Schon seit 1787 bekannt. Ebend. *Beobachtung über die Brechung der Lichtstrahlen, die nah über der Erde hinfahren*, von *Woltmann*; auch seit 1796 bekannt. IV. 2. *Vince über eine sehr ungewöhnliche Horizontalrefraction*, aus den *phil. Transact.* V. sah mit dem Fernrohr über der See zwey Bilder, ein verkehrtes und ein aufrechtes, oben über einem zum Theil unter dem Horizonte stehenden Schiffe; ein andermal nur ein einziges verkehrtes. Diese Bilder schossen auf und senkten sich wie Strahlen eines Nordlichts. Im Ganzen auch wie bey *Huddart.* IV. 2. *Latham von einer merkwürdigen atmosphärischen Refraction.* Ebendaher. Zu Hastings

konnte

konnte man die französische Küste der Piccardie sehen, da man sonst mit den besten Fernröhren in dieser 9 bis 11 geographische Meilen weiten Entfernung nichts entdecken kann. Es war heiter und Windstille, aber die schmalen Wimpel auf den Böten zeigten des Morgens auf alle Striche der Windrose. V. 4. *Eine merkwürdige Erscheinung durch ungewöhnliche Strahlenbrechung*, von Hn. *Heim* beobachtet. Eine Lichtzone an beynahe 5 Meilen vom Beobachter entfernten Bergen, wodurch auch diese selbst sichtbar wurden. Kommt sehr mit der vorigen *Lathamschen* Beobachtung überein. VI. 2. *Fabbroni's Bestimmung des Brechungsvermögens verschiedener Flüssigkeiten*, aus dem *Journ. de phys.* 27 verschiedene, lauter geistige und ölichte, variiren von 58 bis 72 Lin. Brennweite. IV. 2 *Einfluss des Sonnenlichts auf die Verdunstung des Wassers*, von *Heller*. Es kam bey diesen Beobachtungen nicht bloss auf die absolute von Wärme des verdunstenden Wassers, sondern auch mit auf die Menge und Stärke des Lichts an, das jene Wärme berührt. Ebend. *Dioptrische Bemerkungen*, von *Nicholson*, aus dessen Journal, wie man das Glas zu optischen Gebrauch untersuchen und die Unvollkommenheit desselben erkennen könne. Verfertigung guter Micrometer-Glaskügelchen. Verbesserung der Fernröhre, in dem man das Ocular, so wie den Augenstern, nach Belieben verengert und erweitert. IV. 3. *Rochon über den Gebrauch der Platina zu Spiegeltelescopen* etc., aus dem *Journ. de phys.* Die körnigte Platina wird im heftigsten Glühfeuer, mit Hülfe des Salpeters und der Glasgalle, geschmolzen; dazu setzt man ¼ gewöhnliches Spiegelmetall, und giesst es im heftigsten Feuer, mittelst des Salpeters, 5 bis 6mal nach einander. Ferner: Bemerkungen über die Erfindung der achromatischen Fernröhren und Vervollkommung des Flintglases. Das Mehreste steht schon in des Vfs. Memoire von 1783. V. 2. *Einige optische Bemerkungen, besonders über die Reflexibilität der Lichtstrahlen*, von *Prevost*, aus den *phil. Transact.*, betreffen vornehmlich die Broughamischen Versuche. Aus allem geht deutlich hervor, dass in Broughams Versuchen die ungleiche Reflexion der homogenen farbigen Strahlen keineswegs einer angeblichen verschiedenen Reflexibilität, sondern bloss der Krümmung der zurückwerfenden Fläche, die Brougham gebrauchte, zuzuschreiben sey. IV. 4. *Nachricht von einem Versuche des Hn. Abildgaard*, wo rother Quecksilberkalk im leeren Raume dem Sonnenlicht ausgesetzt, auf der Oberfläche schwarz geworden, und Wasser an den Glaswänden abgesetzt hatte, aus den *Ann. de Chimie*. Sind hier keine Fehler vorgegangen: so dürfte diese Thatsache schwerlich mit dem antiphlogistischen Systeme vereinbar seyn, da man nicht sieht, woher das Wasser kommen soll, indem weder Hydrogene noch Wasserdampf im Apparate gegenwärtig war. VI. 2. *Beschreibung einer neuen Art von achromatischen Fernröhren oder sogenannten aplanatischen Telescopen*, von *Rob. Blair*, aus den Edinb. *Transact.* und *Nicholson* Journal. Die Sache ist schon etwas alt, und neuerlich nicht weiter erwähnt worden, also wahrscheinlich von keinem Werth. Ebend. *Nicholson über die vermeyntliche Verbesserung achromatischer Objectivlinsen durch das Zusammenleimen.* La Lande, der sonst dieser Methode Beyfall gab, hat neuerlich geäussert, dass, nach einer grossen Anzahl von Erfahrungen, dieses Zusammenleimen nichts tauge.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LAUSANNE, b. Vincent: *Etrennes Helvetiennes et patriotiques pour l'an de Grace* 1801. 144 S. 12.

Hr. *Bridel* fängt an, seinen im vorigen Jahre unterbrochenen Almanach wieder fortzusetzen. Den grössten Theil desselben nimmt die Beschreibung einer Reise ein, die der Vf. an den Liauson-, Arnon- und Lowerzersee machte, d. h. durch einen grossen Theil des Berner Oberlandes in den Canton Schweiz. Sie ist interessant, wie alles, was dieser Schriftsteller über sein Vaterland geliefert hat, aber fast etwas zu kleinlich und umständlich für den Gegenstand, und besonders für den entfernten Leser. Auf diese Beschreibung folgen einige Seiten voll Noten, worin eine Menge Localbenennungen erklärt werden, die der Vf. für celtisch hält. — Höchst rührend und traurig interessant ist das Fragment einer Reise, die Hr. B. im Julius 1800 durch einen Theil der verwüsteten Cantons machte. Wir haben alle, mehr oder weniger, zu seiner Zeit von diesen Verheerungen gelesen; aber schrecklich ist es, das Alles in einem allgemeinen Gemälde dargestellt zu sehen, und dem Vf. von Ort zu Ort zu folgen. Auch ist diese Beschreibung mit interessanten Anekdoten gemischt. — Fragment einer Rede von Carnot und Commentar darüber von einem Einwohner von Schwiz. — Brief eines Schweizers an einen seiner Mitbürger im Wadtlande. Dieser enthält ein vollständiges Verzeichniss aller Verheerungen, durch die ein Theil der Schweiz zu Grunde gerichtet ist, und die Zahl der Häuser, die an dem Orte eingeäschert worden sind. — Nachricht über die wohlthätigen Beyträge, die den Unglücklichen zugekommen sind. — Endlich eine etwas umständliche Nachricht von der Gemeinde Chateau d'Oex und von dem letzten Brande. — Das K[illegible] das den Hafen von Lausanne, Ouchy, vorstellt, ist zu schlecht, als dass man es zu einer Titelvignette hätte geben sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Februar 1801.

PHYSIK.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren*; fortgesetzt von *Gilbert* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Das zur *Wärmelehre* gehörige ist meist aus Rumfords *Essays*. II. 3. aus dem VII. Essay: *Ueber die Fortpflanzung der Wärme in Flüssigkeiten*, mit Bemerkungen von *Nicholson* und *Pictet* in ihren Auszügen. Es wird hier die Vermuthung geäussert, dass die chemische Wahlverwandtschaft eine blosse Wirkung der Temperatur sey. Auch noch mancherley andere Vermuthungen z. B. über die mechanischen Principien des thierischen Lebens. Das Leben der Thiere beruhe auf den innern Bewegungen, welche in ihren Säften durch die ungleiche Vertheilung der Wärme hervorgebracht werden, und es sey vielleicht jeder Reiz immer nur die blosse mechanische Wirkung der Mittheilung der Wärme. III. 3. meist aus dem [illegible] Essay, beschäftigt sich vornehmlich mit der Regierung des Luftstroms, der zum Verbrennen dient. Ein hinlänglich starker Windstoss könne sogar schon entzündetes Schiesspulver auslöschen. Rumford sagt hier S. 330. Wasser und tropfbare Flüssigkeiten aller [illegible] wären Leiter der Wärme, und in den folgenden [Ess]ays erklärt er diese für völlige Nichtleiter. Er [ni]mmt übrigens die Art der Leitung bey Wasser an[der]s als bey festen Körpern an, bey erstem nämlich [dur]ch Strömungen. Dass Sägespäne, Asche etc. so gute Nichtleiter sind, rühre vielleicht von der dazwi[sche]n befindlichen Luft her, welche der beste Nicht[leit]er ist. Indessen macht die Nichtleitung des Glases [...] eine besondere Abweichung. Man sollte deshalb [in h]eissen Ländern eben sowohl doppelte Fenster zur [Abha]ltung der Hitze gebrauchen. Das Löthrohr thut [mit] jeder eingeblasenen Luftart gleiche Wirkung. In [unse]rn Küchen werden volle $\frac{7}{8}$ des gebrauchten Brenn[mater]ials verschwendet. In IV. 1. sind des Grafen [verb]esserte Feuerstätte zu München, und seine damit [ange]stellten Versuche beschrieben, und die Resultate [in Ta]feln gebracht. In VI. 4. steht eine Untersuchung [von] *Socquet*, ob die Flüssigkeiten Nichtleiter der Wär[me s]ind? a. d. *Journ. de phys.* So vielen Schein auch ei[nige] von diesen Gegenversuchen für sich haben: so [dür]ften sie doch schwerlich die Rumfordischen Sätze [wi]derlegen. IV. 2. *Feueranstalten zu verschiedenem ökonomischen Gebrauch.* Graf *Rumford* führte seine Ideen [in] der Küche der Münchner Militär-Akademie aus, und brachte dieselbe, nach vielen Veränderungen, zum höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit. 100 Pf. Kalbfleisch können da zugleich in 6 grossen Stücken mit 3 Kr. Holz gebraten werden. Auch von tragbaren *Feldküchen*, *Bleichkesseln* und ähnlichen Vorrichtungen. IV. 3. Versuche mit *Braukesseln*; Schätzung der *Totalhitze*, welche gewöhnliche Brennmaterien geben. Wirklicher Hitzverlust beym Kochen. Die sonstige Meynung des Grafen, dass die Holzersparniss desto grösser werden müsse, je grösser die Quantität der zu erwärmenden Flüssigkeit sey, wurde durch fernere Versuche nur bis zu einer gewissen Gränze wahr befunden; zugleich ergab sich, dass in allen mit den Braupfannen ins Grosse getriebenen Versuchen mehr als die Hälfte der erzeugten Wärme mit dem Rauch davon ging. V. 3. *Fortpflanzung der Wärme durch verschiedene Mittel* aus Essay VIII. Die Wärmeleitung der Luft zu der in der Torricellischen Leere ist = 10 zu 6 bis 7. Erste wird durch die Feuchtigkeit stark vermehrt. In sehr verschiedenen Graden der Luft-Verdünnung wird doch die Wärmeleitung nicht sehr verschieden gefunden. Die zwischen Wasser und Quecksilber ist = 1000 : 313. Von festen Stoffen halten die folgenden in ihrer Ordnung die Wärme am meisten zurück: Hasenfell, Eiderdunen, Biberfell, rohe Seide, Schafwolle, Baumwolle, geschabte feine Leinwand. Stärkere Verdichtung befördert das Warmhalten beträchtlich. II. 2. *Von Marums Apparat zum Verbrennen der Oele*, aus dessen *Appar. chimiques*. II. 3. *Venturi über die Bewegung des Kamphers auf dem Wasser* a. d. *Ann. de Chimie*. Das Drehen der Körnchen sieht er als eine Reaction an, welche die öligte Flüssigkeit bey ihrer Ausdehnung über dem Wasser gegen den Kampfer selbst äussert. Ebend. *Versuche von holländischen Physikern*, woraus sich ergiebt, dass sich der Sauerstoff mit dem Wasserstoffe durch Hülfe der Kohlen ohne weiteres zu Wasser vereinige a. d. *Journ. de ph.* II. 4. *Aus Grens Nachlass*: Bestimmung der Güte der Braun- und Steinkohlen um Halle, mit Vergleichung gegen Holzkohlen. Auch Untersuchung der Mutterlauge der Salzsohle im hallischen Siedhause. III. 2. *Ueber die spanischen Alcarazzas v. Fabroni* a. d. *Journ. de ph.* Es sind Abkühlungsgefässe, wodurch beständig Wasser dringt, das durch sein Verdünsten das zurückbleibende abkühlt. Sie werden aus gleichen Theilen Kalk Thon- und Kieselerde nebst etwas Eisen, verfertigt. III. 4. *Wilson über die Bewegung kleiner brennender Dachte in einem Oelbecken schwimmend* a. d. *Edinb. Transact.* und *Nicholson*. Alles beruht hier auf der Erwärmung und Ausdehnung des Oels unter der Flamme nebst der Gestalt

stalt der Lampe und des Dachts. Mit einem Zusatze des Hn. v. *Arnim*. IV. 3. und 4. *Rumfords Versuche und Bemerkungen über die Kraft des entzündeten Schiesspulvers* a. d. *Transact.* v. 96. Diese Kraft ist wenigstens 50000 grösser als der Druck unserer Atmosphäre. Uebrigens sind diese Versuche schon ziemlich allgemein bekannt. IV. 4. *Beschreibung einer neuen tragbaren Pulverprobe vom B. Regnier*, aus dessen *Mem. explic.* Die Hauptsache ist eine Art von Stahlfederwaage mit Scale und einer kleinen Kanone. Ebend. B. *Dizé die Wärme als Ursache des Leuchtens nach chemischen Erfahrungen betrachtet* a. d. *J. de phi* Diese Versuche beweisen gar nichts, weil alle die Körper, aus welchen hier Wärme entbunden wurde, als Kalk, Kali, Schwefelsäure, vorher nicht bloss mit *Hitze*, sondern auch mit *Glut* waren behandelt worden; sie konnten also eben so gut Lichtstoff als Wärmestoff gebunden enthalten. Dass das Luftthermometer vom elektrischen Funken stieg, lässt sich noch leichter aus der Expansivkraft des elektrischen Lichts, als einer elektrischen Wärme begreifen; ja wenn auch das Licht nichts thäte: so könnte ja dem elektrischen Funken wohl etwas Wärme mit beygemischt seyn. V. 2. *Rumford über den Einfluss der Wärme auf das Gewicht der Körper* a. d. *phil. Transact.* 99. Ein solcher Einfluss hat durchaus nicht statt; nur bey ungleichen Temperaturen kommen zwey ins Gleichgewicht gesetzte Körper aus demselben; welches durch Luftströme oder ungleich angesetzte Feuchtigkeit zu erklären ist. V. 2. *Norbergs Beschreibung verschiedener Verbesserungen am Branntweinbrenner Geräthe*, a. d. Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften. Die *Blase* besteht in einem Cylinder von doppelt so grossem Durchmesser, als seine Höhe ist. Ein angebrachter *Wärmemesser*; ein *Wächter*, der vor dem Ueberkochen warnt. Statt des Helms ein *Dampfleiter*, ungefähr wie die obere Hälfte einer Retorte mit ihrem Halse, gestaltet. Statt der Pfeife oder Schlange, ein *Dampfkühler* in Form eines Parallelepipedums. Das Kühlfass steht ausserhalb des Brenngebäudes, und ist so gross, dass man während eines Brandes das Kühlwasser nicht zu erneuern braucht. Auch ist zur Verkürzung des Verlusts der Weingeistdämpfe bey zu starker Hitze, noch ein *Dampfbewahrer* angebracht. V. 3. *Smiths Kessel zum Kochen entzündbarer Flüssigkeiten*, a. d. *americ. Transact.* Gleich unter dem Rande geht eine Rinne, wie ein Griff heraus, die beständig kalt erhalten wird; beym Ueberkochen tritt die Flüssigkeit in diese Rinne, und wird darin abgekühlt. Ebend. *Wistar über Verdünstung des Eises und Destillation mittelst künstlicher Kälte.* Ebendaher. Eis von 32° Fahrenheit in einem Zimmer von 0 aufgehängt, erzeugte einen sichtbaren Dunst. Eine Retorte mit Schwefeläther von 50° Fahrenheit mit einer Vorlage von 10°, brachte nach 30 St. ½ der Aethermenge herüber. Eben so bey Kampfersublimation. Ebend. *Fabbroni* über Wachsmalerey, Bildung von Ammoniak und Entstehung des Alcohols durch die weinigte Gährung. Schon längst bekannt. VI. 3. *Bericht über eine Schrift von Clavelin, wie Kamine*, der Statik der Luft und des Feuers gemäss, anzulegen sind; a. d. *Mag. encycl.* Nimmt an 33 Seiten ein, und hätte sehr abgekürzt werden können. Die beiden ersten Theile enthalten bloss Hülfssätze, und erst im dritten sucht der Vf. zu bestimmen, wie unter allen denkbaren Umständen das Rauchen in jedem Kamine verhütet werden könne. *Zur Thermometrie:* II 3. *Beschreibung neuer Thermometer* a. d. *J. d. phys.* Sixens Thermometer, das die Gränzgrade selbst aufzeichnet. Eine zweymal gekrümmte Röhre mit Glascylinder, theils mit Alcohol, theils mit Quecksilber gefüllt. In der Röhre drücken kleine eiserne Pfeilchen mit Federn gegen die Wände, die zwar von der steigenden Flüssigkeit fortgeschoben werden, aber beym Rückzuge hängen bleiben. Ein *Thermometrograph* des Hn. v. *Arnim*. Das Thermometer wird horizontal gelegt, und wie ein Waagbalken ins Gleichgewicht gestellt. Hn. *Gads Dampfthermometer*, aus *Tromsdorfs* Journ. der Pharmacie.

Elektricitätslehre. II. 2. steht aus den *phil. Transact.* 97. eine *Vorrichtung von Pearson, wodurch man den sogenannten Amsterdamer Versuch leichter nachmachen* und verhüten kann, dass die Glasröhre nicht gesprengt werde. Nach den hier zugleich mitgetheilten Versuchen; sind nicht weniger als 70 bis 80 Tausend Schläge nöthig, um einen einzigen Kubikzoll Gas zu erhalten. Das schwierigste hiebey ist, dass, wenn man zu wenig Wasser hat, und zu schnell elektrisirt, sich schon einzelne Blasen unvermerkt entzünden, wodurch also keine Zunahme des Gas verspürt wird. Noch ein Zusatz aus Nicholsons Journal, der ein paar Hypothesen mit Beurtheilungen enthält. Ebend. *Elektrische Versuche von Will. Henry mit kohlenhaltigem Wasserstoffgas.* Ebendaher. Da sich dieses Gas nach Austins Versuchen beym Durchschlagen des elektrischen Funkens ausdehnt, und noch mehr entzündbares Gas erzeugt wird: so will Henry durch seine Versuche gegen Austin beweisen, dass die neue entzündbare Luft aus dem der schweren inflammablen Luft beygemischten Wasser komme, da Austin deren Entstehung aus einer Zersetzung der Kohle erklärt. Die zugleich erscheinende Stickluft soll vorher schon da gewesen seyn, weil das Gas lange über Wasser gestanden. (Dem Rec. scheint es, als ob beide Theile gewissermassen Recht hätten, dass nämlich sowol Wasser, als ein Theil der Kohle, zur Erzeugung der neu entstandenen Luft beygetragen haben). Ebend. Hr. Prof. *Heller über den Rückschlag.* Er bringt ihn an einer Elektrisirmaschine und isolirter Wetterstange hervor, in deren Nähe ein Ableiter steht. Vom Rüstzeug der Maschine wird eine Kette an den Ableiter der Stange gehängt; auf diese legt man die eine, auf die Wetterstange die andere Hand; so oft nun der Leiter der Maschine einen Funken giebt, erhält man eine Erschütterung. Ebenderselbe in VI. 3 *Versuche über das Leitungsvermögen des Wassers, und über die Leitung des elektrischen Funkens.* Es ist schon bekannt, dass Wasser in geringer Menge ein unvollkommner elektrischer Leiter ist, und dass bey jeder unvollkom-

kommner Leitung, z. B. wenn man nach Wolfs Art freyliegendes Schiesspulver entzünden oder durch einen Frosch schlagen will, der Funke *orangefarbig* aussieht und eine stumpfe Empfindung giebt. Dergleichen Erscheinungen setzen nun Hn. Hellers Versuche weiter auseinander. III. 1. *Cuthbertsons Mittel, die elektrische Ladung zu verstärken und zu messen, nebst Beschreibung eines neuen universal Elektrometers aus Nicholsons J.* Das Mittel besteht aus einem feuchten Dampf im innern unbelegten Theil der Flasche. Rec. hat sich schon seit mehrern Jahren der Erwärmung der Flaschen bedient, um die Poren des Glases zu erweitern, und durch die Verdünnung der Luft der elektrischen Materie mehr Eingang zu verschaffen. Hierbey entstand nun immer inwendig ein schwacher Dunst, auswendig aber völlige Trockenheit. Anfangs ward er denselben nicht gewahr, und da die Ladung so beträchtlich war verstärkt worden, behielt er ihn auch nachher, als er ihn bemerkt hatte, bey, weil er mit zur Einführung der Materie zu dienen schien. Der letzten Meynung ist auch der Herausgeber. Rec. hat indessen noch keine eigenen Versuche angestellt, ob die Ladung auch dann verstärkt wird, wenn man die Flasche kalt lässt, und durch ein örtliches Mittel etwas Dampf unter den innern Hals der Flasche bringt. Beym neuen Elektrometer ist ein Quadrant mit einem Waagbalken verbunden, so dass Healys, Lane's und Brooks Einrichtungen hier gleichsam vereinigt sind. Ebend. *Nicholsons Nachricht von Cuthbertsons Versuchen, die elektrische Kraft zu messen.* Aus dessen Journal. *Cuthbertson* empfiehlt hierzu das Schmelzen von Stahldrath, da nach seinen Versuchen gleiche Mengen von Elektricität in Gestalt einer Entladung und innerhalb gewisser Gränzen, immer gleiche Langen von derselben Art Drath schmelzen, die Capacität der Flasche sey gröser oder kleiner. Ebend. *Haldane, wie die Stärke einer Batterie während des Ladens zu messen.* Ebendaher. Der Aufsatz war viel früher als der Cuthbertsonsche geschrieben. Mit der aussern Belegung einer isolirten Batterie wird eine unisolirte mit Cuthbertsons Elektrometer versehene Leidner Flasche in Verbindung gebracht, die nach und nach Funken an die Batterie giebt, aus deren Menge man die Ladung beurtheilt. IV. 3. *Beschreibung der grossen Elektrisirmaschine des Herzogs Heinrich von Würtemberg zu Wallisfort* von Hn. Prof. *Grimm.* Sie ist nach Art der ersten Teylerschen Maschine, (nicht nach der neuern, mit der ganz freyen Scheibe an einer isolirenden Axe,) eingerichtet, und von Klingert in Breslau verfertigt; der Durchmesser der Scheibe beträgt [illegible] rheinl. Fuss. Der Mangel einer Abbildung wird [illegible] die Umständlichkeit der Beschreibung nicht [illegible] erfetzt. IV. 4. *Elektrische Versuche von Aldini* a. *Ann. di Chim.* betreffen besondere Einrichtungen der [illegible] Flasche, Figuren auf dem Harzkuchen etc. 1. *Elektrische Versuche des Hn. v. Arnim.* 1) Zur Aufklärung der Verhältnisse zwischen der chemischen und elektrischen Beschaffenheit der Körper. Mit Pulvermengen. Der Einfluss der Farbe auf die Elektricitätsbestimmung zweyer an einander geriebenen Körper, bestätigt sich durch mehrere Versuche. Der Körper, dessen Farbe die geringste Brechbarkeit hat, wird immer positiv, der gar kein Licht zurücksendet, negativ. Auch der oxydirbare Körper, so wie der, dessen Wärmecapacität im Verhältniss eines andern sich vergrössert, wird negativ. Uebrigens ergiebt sich, dass die Erwärmung durchs Reiben ein dem Elektrisiren durchs Reiben ganz entgegengesetzter Process sey. Leitungsfähigkeit der Elektricität steht im umgekehrten Verhältniss der Wärmecapacität. Die Elektricität soll keine Materie als Grundstoff aufzuweisen haben, und nur in einem gewissen Verhältniss der Körper gegen einander gegründet seyn. Noch einige *Anmerkungen:* a) Wie Kettenverbindungen auf chemische Processe wirken. b) Erläuterungen aus der Wärmelehre. c) Einige Zweifel gegen die bisher gegebenen Beweise der Ausdehnung des Wassers in der Nähe des Gefrierpunktes; — die Sache könne auch durch Zusammenziehung des Glases erklärt werden, welche gleichförmig fortgehe, indem die Zusammenziehung des Wassers abnehme. Es wird ein Werkzeug angegeben, wodurch dieses sicherer ausgemacht werden kann. d) Ueber einige Wirkungen des Blitzes und Ursachen des Donners. Was man dem elektrischen Blitz zuschreibe, sey Resultat der Ausdehnung und Zersetzung der Luft, des Wassers etc. Das Rollen des Donners sey Folge der unendlich vielen aufeinanderfolgenden Schallreflexionen. e) Einfluss der Elektricität auf die Krystallbildung gegen Aldini in Absicht der Strahlen der Harzstaubfiguren, des Hagels und Schnees. Hr. v. *A.* hält nicht viel vom Einfluss der Elektricität auf Krystallbildung. Mehrere elektrische Bemerkungen desselben stehen in VI. 1. Ebend. Sonderbare Wirkung eines Blitzes, von *Petrie* und *Nicholson.* Bey einem auf einem Schiffe davon Getroffenen starb ein Theil des Schedels nach und nach ab, ohne dass eine vorhergegangene Entzündung zu entdecken war.

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Kummer: *Metha von Zehren, eine Hexengeschichte. Ein Beytrag zur Gerechtigkeitspflege des vorigen Jahrhunderts. Aus gerichtlichen Akten gezogen.* 1799. 272 S. 8. (18 gr.)

Dieses Büchlein macht ein aus sehr heterogenen Theilen zusammengesetztes Ganze aus. Die erste Hälfte ist eine Erzählung ganz im neuesten, sentimentalen, oft fast allzusehr geschmückten Ton vorgetragen; die zweyte Hälfte besteht beynah aus lauter Auszügen und Bruchstücken sehr barbarischer Urkunden, entlehnt aus Akten des siebzehnten Jahrhunderts. Man ersieht in ihnen ganz das sinnlose, grausame Betragen, mit welchem man gegen diejenigen Unglücklichen verfuhr, welche der Hexerey angeschuldigt wurden; aber viele — ja wohl die meisten dieser Bruchstücke haben nicht einmal aufs Schicksal der Hauptperson selbst unmittelbaren Einfluss; sondern be-

betreffen nur Verhör, Marter und Hinrichtung einer angeblich Mitschuldigen. Diese letzte Hälfte dürfte allerdings eine wahre, gröfstentheils buchstäbliche Abschrift irgend eines Akten-Fascikels aus jenen düstern Zeiten seyn, wo noch oft Scheiterhaufen den Teufel austrieben, und wo kein armes Bauerweib sicher vor Daumschrauben, Fitschel und spanischer Leiter alterte. Aber die vorhergehende Geschichte scheint ganz der Erfindung des Verfassers ihr Daseyn zu verdanken; denn nirgends sehen wir, dafs sie auf eine eigene Ausfage der Inquisitin sich stütze, oder dafs nur ein Umstand im Verhöre auf die Muthmafsung einer edlen Abstammung und vorhergegangener seltsamer Schicksale leite. Das Band zwischen beiden Hälften ist daher höchst locker, oder vielmehr ganz zufällig; man könnte diese Einleitung tausend und abertausend andern Hexenprocessen eben so gut vorsetzen; gleichwohl ist sie an sich betrachtet, nicht ohne Interesse. Die Geschichte eines so sanften, reizenden, liebevollen Geschöpfes, die durch einen einzigen so leicht verzeihlichen Fehltritt das Opfer von väterlicher Strenge, schwesterlicher Bosheit, priesterlicher Rachsucht wird; die mancherley Unfälle, die sie nachher treffen, und die duldsame Standhaftigkeit, womit sie dieselben erträgt, erregen allerdings Mitleid und Theilnahme. Auch das tadeln wir nicht, dafs der Vf. an dem allzuharten Vater, und an den schändlichen Schwestern strafende Gerechtigkeit, übt. Nur ist der Umstand, dafs sich beide Fräuleins wissentlich mit *einem* Buhler begnügen, trotz der Ursachen, die von ihrer gezwungenen Genügsamkeit angebracht werden, unwahrscheinlich. Auch Ottos Brief (S. 31.) in altväterischen Stil und Orthographie, thut an dem Orte, wo er steht, und wo der Vf. auf Rührung abzielen sollte, keine günstige Wirkung.

* * *

Nürnberg, b. Bieling und Leipzig, b. Fleischer: *Auserlesenes und vollständiges Beicht- und Communionbuch für gläubige Christen mit einer Vorrede und Unterricht vom rechten Gebrauch des heiligen Abendmahls* von D. *J. G. Rosenmüller.* Nebst einer Sammlung geistreicher zu den Gebeten schicklicher Gesänge und einigen Andachten zur Privat- und Krankencommunion. 5te verbesserte Aufl. 1800. 256 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 271.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *München*, (ohne Benennung des Verlegers): *Versuch einer Erörterung des Ansulsrechts der Reichskammergerichts-Präsentationen, mit Bezug auf den neuesten Devolutionsfall der Bayerischen Kreispräsentation*, von *Joh. Christophor Freyhr. v. Aretin.* 1801. 56 S. 8. (3 gr.) Die Absicht des Vf. (Kurpfalzbayerischen Gen. Landesdirectorialraths, auch der Societät der Wissenschaften zu Göttingen und zu München ordentlichen Mitgliedes), geht hauptsächlich dahin, zu beweisen: dafs das Devolutionsrecht, welches der J. R. A. §. 26. den zu präsentiren mitberechtigten Ständen beylegt, ehe solches dem Kammergericht selbst gebühren solle, nicht in derselben siebenmonatlichen Frist, welche dem säumigen Zustand, sondern in einer gleichmäfsigen neuen Frist, ausgeübt werden dürfe. Er hat hierbey den analogischen Sinn jener gesetzlichen Stelle für sich: denn nach selbiger soll der Mitberechtigte in der Präsentation *fortfahren*, wenn der präsentirende Stand in seiner Präsentation *säumig befunden* würde; diese Saumseligkeit tritt aber nach dem allgemeinen rechtlichen Begriff, erst mit Ablauf des Termins ein, und wenn die Absicht gewesen wäre, die zur Präsentation mitberechtigten Stände in der nämlichen Frist zur Präsentation anzuhalten: so wäre hierzu keine neue gesetzliche Verordnung nöthig gewesen, da diese Befugnifs ohnehin in den kanonischen Bestimmungen des Devolutionsrechts begriffen ist. Obgleich bewährte deutsche Staatsrechtslehrer (v. *Balemann*, *Moser*, *Malblank*) jenem Gesetz die Deutung geben, dafs, wenn der Termin sich zu Ende neige, der mitberechtigte Stand, noch in den letzten Monaten, mit der Präsentation fortfahren könne: so schliessen sie doch die Nachlassung einer neuen Frist nicht aus, und scheinen nur so viel zu erfodern, dafs der Mitpräsentant noch vor abgelaufener Frist zur Präsentation erbötig sey. Der Ausdruck *fortfahren* macht den Vf. nicht irre, weil es im Frankf. Dep. Gutachten, woraus jene Stelle genommen ist, nicht fortfahren, sondern *verfahren* heifst. Ob aber die damaligen Gesetzgeber auch den Fall eines *alternativen* oder ganz getheilten *Präsentationsrechts* vor Augen hatten, ist zu bezweifeln, weil damals noch keine *praesentatio per turnum* existirte, und die Absicht blofs diese war, bey dem *Compräsentationsrecht* beider Religionstheile in gemischten Kreisen zu verhindern, dafs nicht ein oder der andere Stand die Präsentation mit Fleifs verschiebe, damit von dem Kammergericht, ein seiner Religion zugethanes Subject, zum Nachtheil der anderen Religionsverwandten, gewählt werden möchte. Man könnte daher dem Vf. die Anwendbarkeit seiner Theorie auf die von Salzburg neuerlich begangene Versäumnifs, wodurch dessen Präsentationsrecht auf das Herzogthum Bayern devolvirt seyn soll, bestreiten. Der Streit ist aber für jetzt beygelegt, da, wie der Vf. selbst anführt — der Herr Kurfürst von Pfalzbayern in einem Schreiben vom 9ten März v. J. sich dieser angefallenen Präsentation gegen den Herrn Erzbischof von Salzburg begeben hat. Dieser hat indefs, so viel Rec. bekannt ist, von Zeit zu Zeit bey dem Kammergericht um Verlängerung der Präsentationsfrist angesucht, welche dasselbe bey jetzigen kritischen Umständen, auch ferner zu bewilligen wohl keinen Anstand nehmen wird, zumal da es seit beinahe 300 Jahren, aus bekannten Gründen, Bedenken getragen hat, von dem ihm zustehenden Devolutionsrecht Gebrauch zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Februar 1801.

PHYSIK.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren*; fortgesetzt von *Gilbert* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zu den Aufsätzen über den Galvanismus gehören folgende: VI. 3. *Beschreibung von Volta's elektrischem und galvanischem Apparat, und einigen wichtigen damit angestellten Versuchen,* a. *Nicholsons Journ.* Mehrere Lagen von Silber- und Zinkplatten, zwischen welchen mit Salzwasser durchnässte Pappenscheiben liegen, machen eine Säule aus, wodurch die schon bekannten Erscheinungen des Galvanismus nicht allein merklicher gemacht, sondern auch mit ganz neuen vermehrt werden können. Dass aber der Galvanismus ein elektrisches Phänomen sey, scheint dem Rec. durch diese Versuche eher widerlegt, als bestätigt zu werden; auch dürfte die hiebey so unbefangen angenommene Wasserzersetzung vorher noch einer grossen Prüfung bedürfen, ehe man sich mit Sicherheit dafür erklären könnte. Die hier mitgetheilten chemischen Versuche mit dem Galvanismus, von *Carlisle, Cruikshank, Will. Henry*, verdienen die grösste Aufmerksamkeit.

Ueber *Magnetismus;* III. 1. Hn. v. *Arnim's Ideen zu einer Theorie des Magneten:* Beobachtungen über die chemische Beschaffenheit des Magneten. Sauerstoff und Kohlenstoff in solchen Verhältnissen, dass sie die Bedingung des Magnetismus: *Cohärenz*, —, nicht aufheben, werden zum dauernden Magnetismus des Eisens erfodert. Zwischen beiden Polen des Magnets ist ein chemischer Unterschied. Eben so, nur umgekehrt, in den Polen der Erde, wo die Verschiedenheit von der ungleichen Erwärmung der nördlichen und südlichen Halbkugel herrührt. (Sollte aber dann nicht der Pol einer Nadel, die in den Sommermonaten nach Norden zeigt, in den Wintermonaten nach Süden zeigen?) — Der Magnetismus des Diamants, Eisens, Kobalts, der Kohle, lassen sich dadurch auf eine gleiche Ursache zurückführen. Ebend. *Einige magnetische Beobachtungen:* a) *Hauy's* Bemerkungen über die natürlichen Magneten a. d. *Bullet. de la Soc. philom.* Durch sehr kleine Magnetnadeln findet man fast alle Eisenmineralien, die nicht mit Sauerstoff überladen sind, als natürliche Magneten. b) *Tremeri* über Vasalli's Magneten ohne Neigung und Abweichung. Statt der Nadel wird eine Stahlellipse gebraucht. c) *Macdonalds* Beobachtungen der Nadel auf Sumatra und St. Helena a. d. *phil. Transact.* f. 96. IV. 1. *Bemerkungen über die Adhäsion und den Zusammenhang derselben mit dem Magnetismus*, von Hn. *Ritter.* Aus Vergleichungen ergiebt sich, dass die Cohäsion einiger Metalle bey gewisser Temperatur sich verhalten, wie die Producte aus ihrer Wärmecapacität in die Entfernung von ihrem Schmelzgrade. Auch vermindert sich in eben dem Maasse, wie die Cohäsion abnimmt, die Eigenschaft vom Magnet gezogen zu werden; z. B. Nickel, Kobalt, Braunstein-König, *Uranium.* IV. 4. Will Hr. *Hellen* aus seinen langen Beobachtungen mit Grunde schliessen, dass der Magnetismus des Eisens, wie er von der Erde darin erzeugt wird, von den Sonnenständen und Mondsphasen deutliche und auffallende Veränderungen erleide. V. 4. Hr. *Wächter über magnetische Granitfelsen auf dem Harze*, a. d. Verkündiger. Nach den hier mitgetheilten Beobachtungen ist jener Felsen, der unter dem Namen der *Schnarcher* bekannt ist, zu einem ungeheuern Magneten mit Nord- und Südpol geworden. Der erste liegt westlich am Fusse, und der letzte östlich an der Spitze, und beide in einer Diagonale des Felsens. Ebend. *Uebersicht der magnetischen, nicht metallischen, Stoffe* von Hn. *v. Arnim.* Es geschieht dieses in einer Tafel, die in drey Spalten die Namen der Stoffe, der Beobachter, und die Bestandtheile in Centesimaltheilen des Stoffs, enthält. Auch noch einige Nachträge zu des Vf. frühern Aufsatz in III. S. 48. Aus der monatlichen Correspondenz des Hn. v. *Zach* sind VI. 2. *Nouets magnetische Beobachtungen* aus den *Mém. sur l'Egypte* aufgenommen. Auch *Humboldtische* Beobachtungen der Nadel, aus eben ders. Zeitschrift. VI. 4. *Ideen über den Magnetismus v. Kirwan*, a. d. *transact. of the irish Soc.* Er will den Magnetismus durch Krystallisation erklären, weil auch bey dieser alles aus einem specifischen Anziehen und Abstossen zu erklären ist. Ein Magnet ist hier eine Masse von Eisen, deren Theilchen in einer ähnlichen Richtung, als die des grossen Erdmagneten, zusammen geordnet sind. Wie sinnreich Kirwan Polarität und andere Eigenschaften des Magnets aus seiner Hypothese erklärt, findet hier nicht Raum. *Meteorologie;* II. 1. *Rüdiger über Kometenschweife und ähnliche Erscheinungen am Himmel.* Ein artiger Versuch erweckte den Gedanken, dass der Schweif eines Kometen wohl ein blosses Phänomen in unserer Erdatmosphäre seyn könnte. Auf ähnliche Art lasse sich auch das Zodiakallicht als ein solches Meteor ansehen. II. 2. Ein unvollendeter Aufsatz aus des sel. *Lichtenbergs* Papieren, *über den Regen.* Die vornehmsten Ideen hat L. schon in der Vorrede zur sech-

sechsten Auflage der Erxlebenschen Naturlehre bekannt gemacht. III. 1. *v. Humboldt's Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises.* a) Beschreibung eines Kohlensäuremessers, besteht aus einer Kugel an einer umgebogenen Röhre, die an zwey Orten geöffnet werden kann. b) Kohlensäure Gehalt im gemässigten Erdstrich. Der mittlere Gehalt ist 0,015; der grösste 0,018; der kleinste 0,005. c) Ueber die Entbindung des Lichts. d) Versuche über das Salpetergas und seine Verbindung mit dem Sauerstoff. Hr. *v. Arnim*, der diesen Auszug besorgte, hat noch einen Nachtrag dazu geliefert, worin besonders, bisher nicht beachtete Irrthümer bey eudiometrischen Prüfungen, aufgesucht werden. Ebend. *Bemerkungen über die Atmosphäre der Erde, der Sonne, und der übrigen Planeten* von *Melanderhjelm* a. d. Schwed. Abh. Sie sind vornehmlich durch die Schrötersche Lichterscheinung im Schlangenträger veranlasst worden. Er bringt heraus, dass die Erdatmosphäre in der Gegend des Monds nicht merklich aufgehalten werden könne. Eben diess soll von der Sonnenatmosphäre in der Gegend des Mercur gelten. Zwischen den Atmosphären der Planeten sey eine sehr feine flüssige Materie enthalten, die von der Natur der Planetenatmosphären sey. III. 2. *Saussure, über die kalten Winde, die aus der Erde dringen*, nebst Bemerkungen von *Nicholson*, a. d. J. Saussure sucht die Ursache in der Luftverdichtung durch die Winterkälte und der Wiederausdehnung derselben durch die Sommerwärme und bringt Versuche dafür bey. Nicholson hingegen nimmt hierzu eine eigene Luftcirculation an, die der Herausgeber durch eine Berechnung zu bestätigen sucht. III. 3. *Beschreibung eines merkwürdigen Hofs um den Mond* von *Will. Hall.*, a. d. *Transact. of the Edinb. Soc.* Er gehört zu den *Coronis*, und war eigentlich doppelt. Einigermassen liess er sich mit dem um die Sonne vergleichen, der 1629 zu Rom gesehen, und von Sheiner beschrieben wurde. Ebend. *Eine seltene vom Herausgeber beschriebene Lufterscheinung*, welche aus mattröthlichen Strahlen bestand, die von der schon untergegangenen Sonne auszufahren schienen. V. 1. *Nachricht von einer ältern Araneologie.* Betrifft *Sculteti meteorographicum perpetuum.* Görlitz 1588. V. 2. *Haldane's Versuche, den Grund zu entdecken, weshalb der Blitz in Gebäude einschlug, die mit Blitzableitern versehen waren*, a. *Nicholsons Journal.* Es soll nicht sowohl auf die Gestalt und Construction der Blitzableiter, als vielmehr auf die Lage der untern Fläche der geladenen Luftschichte gegen das Gebäude ankommen. Spitze und Kugel schienen fast gleichgültig zu seyn. Hierauf bezieht sich in VI. 4. *eine Erklärung der Vorstellung vom Einschlagen des Blitzes und der Sicherheit von Ableitern v. Reimarus*, wo Haldane scharf und gründlich beurtheilt wird. Ueberhaupt, sagt Reimarus, muss die Bahn des Blitzes nothwendig dahin gehen, wo in dem ganzen Wege zwischen der Wolke und der Erde die Summe des Widerstandes durch die Summe der anlockenden Körper überwogen wird. Hiernach werden dann die verschiedenen Fälle beurtheilt; besonders wird die Furcht vor den sogenannten *Rückschlägen* fast ganz entkräftet. VI. 2. *Tata über den Steinregen zu Siena*, am 16ten Jun. 94. Aus einem schwarzen Wölkchen im Zenith brachen Explosionen mit Entzündung hervor, und es fielen dabey Steine bis zu 7 Pf. Grösse aus demselben so tief in die weiche Erde, dass sie zum Theil ganz vergraben waren. Sie sahen auswendig russig aus, und im Innern graulich weiss mit glänzenden Punkten. Aus dem Vesuv konnten sie nicht gekommen seyn, sondern sie hatten sich wahrscheinlich aus Dampf in der Luft selbst gebildet. Sie enthielten Eisen und Quarz, und zersetzten sich nach einigen Wochen. Ebend. Von *Lamanon stündliche Barometer-Beobachtungen* von 1° nördlicher, und 1° südlicher Breite, um die Grösse der atmospärischen Ebbe und Fluth zu entdecken. Die Resultate stimmen so ziemlich mit den Humboldtischen überein. VI. 2. *Lamark über den Einfluss des Mondes auf die Atmosphäre der Erde*, a. d. *Journ. de phys.* Da des Vf. Resultate mit den Lalandischen im geraden Widerspruche stehen: so ist ihnen wohl nicht viel zu trauen, und der Herausgeber erweisst dem Aufsatz zu viel Ehre, dass er ihn so ausführlich ausgezogen hat, zumal da er selbst darin eine sehr luftige Hypothese findet, die eben so schlecht begründet als durchgeführt ist. Hierzu ein Anhang von *Cotte*, welcher die Vergleichung der Temperaturen, die in *Lamarks Annuaire* für die Mondsconstitutionen bestimmt sind, mit den wirklich beobachteten betreffen. Ebendaher. Es zeigt sich kaum so viel Uebereinstimmung als schon von einem blossen Zufall zu erwarten wäre. Ebend. *Benzenberg und Brandes Versuch, die Entfernung, Geschwindigkeit und Bahn der Sternschnuppen zu bestimmen.* Aus der bereits in der A. L. Z. 1800. Nr. 278. angezeigten Schrift. VI. 3. *Nicholson's Beschreibung einer merkwürdigen Veränderung in der Farbe und dem Zuge der Wolken während eines Gewitters*, a. dessen Journal. Bey einem Gewitter in London 30. Julius 1797. zeigten sich Umstände, aus welchen zu schliessen war, dass der Durchgang der elektrischen Materie in den Wolken ein bleibendes, ganz vom Blitz verschiedenes, Leuchten verursachen könne.

OEKONOMIE.

Lübeck und Leipzig, b. Bohn: *Darstellung der Grundprincipien der möglichen Hauptlandwirthschafts-Systeme*, der Bedingungen ihrer Anwendung und des Erfolgs derselben in der Acker-Eintheilung und Acker-Benutzung, mit Beziehung auf die südlichdeutschen, englischen und nördlichdeutschen Landwirthschafts-Arten. Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung von *Thaers* Schrift über die englische Landwirthschaft, von *A. L. von Seutter*, Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft zu Jena. 1800. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung verdankt ihr Daseyn der Ausarbeitung eines grössern Werks, welches der Vf. unter dem Titel: *Versuch einer Darstellung der höhern Landwirthschaftswissenschaft*, liefern will. Ueber den Be-

griff der Landwirthschaftskunde, als praktischer Wissenschaft, erklärt sich der Vf. folgendermaßen: Wie es nun Zweck aller theoretischen Wissenschaften ist, Vorstellungen von Gegenständen, die sich uns unter einem nöthigenden Gefühl als Erfahrung aufdrängen, auf bestimmte Begriffe zu erheben, und ihnen dadurch ihr dunkles, einseitiges und unzusammenhängendes Vorkommen zu benehmen: so ists Zweck und Bestimmung aller praktischen Wissenschaften, die für die Auflösung und Ausführung der praktischen Aufgaben des Lebens aus der Erfahrung abstrahirten Regeln zu bestimmten und festen Handelsmaximen zu machen, ihnen die Klarheit und Vollständigkeit zu geben, bey welcher sie allein unser Wirken und Thun zum bestimmten und sichern Product führen können. Der doppelte Inhalt aber, welcher in allen praktischen Aufgaben vorkommt, zerfällt nicht nur die Summe jener Regeln in zwey ganz abgesonderte Rubriken, sondern bezeichnet auch eben deswegen den praktischen Wissenschaften selbst zwey ganz verschiedene Wege, auf welchen sie zur Erfüllung ihres Zwecks gelangen müssen. Denn die praktischen Aufgaben fodern uns erstlich auf: gewisse Producte in der äussern Natur hervorzubringen, und dafür sind die Regeln nöthig, welche die Production selbst angehen; zweytens aber geben sie uns auch den bestimmten Zweck dieser Production an, und diess macht eine ganz andere Gattung von Regeln nöthig, als die übrigen waren, nämlich solche, durch welche die Productionen zu ihrem bestimmten Zweck geleitet werden. Diese beiden Gattungen von Regeln nun soll die praktische Wissenschaft auf ihre Gründe zurückführen, und ihnen dadurch diejenige Bestimmtheit und Festigkeit geben, dass sie uns gewiss an das Product und an seinen Zweck führe, der in unserm Handeln nach ihnen beabsichtigt ist, u. s. w.

Dem Landwirth liegt die Aufgabe vor: aus seinem bestimmten Landgute durch Erziehung und Gewinnung landwirthschaftlicher Naturproducte den höchsten nachhaltigen Geldertrag zu ziehen; Rec. würde hinzusetzen: mit Bestande. Denn man könnte in einem Jahre, wo Futtermangel herrscht, durch den Verkauf des Rauhfutters einen grosen Gewinn machen, zumal wenn man Gelegenheit hätte, die Hälfte des nöthigen Viehstandes auf eine gute Art abzusetzen, und ihn auf diese Hälfte zu reduciren; oder wenn man überhaupt in der Nähe groser Städte immer das Stroh verkaufte, was offenbar dort mehr einbringen muss, als das damit gefütterte Vieh. Aber wo ist dann der Dünger, der zur Erzeugung dieses Strohes so unentbehrlich ist?

„Ob der Vortrag dieser Abhandlung jedem meiner Leser gefällig seyn wird, sagt der bescheidene Vf., bezweifele ich. Er hat auch wirklich wenig gefälliges an sich, und ist auf manchem Punkt schleppend und unangenehm. Uebrigens wird sich jeder leicht denken können, dass die Darstellungsart, welche ich in dieser Abhandlung beobachtete, nicht diejenige seyn kann, welche für ein grosseres und praktisches Werk gewählt werden muss." Rec. kann nicht den Wunsch verhehlen, dass auch der Vortrag dieser Abhandlung, der mehr für den akademischen Hörsaal, als für den selten mit Hülfswissenschaften ausgerüsteten Landwirth verständlich ist, ein wenig herabgestimmt gewesen wäre, und die Entwickelung der Begriffe durch eine lichtvolle Kürze sich ausgezeichnet hätte; da man so viele Stellen mehr als einmal lesen muss, um den Vf. zu verstehen, oder vielmehr ihm zu folgen.

Was die Principien selbst betrifft, so versichert der Vf. in der Vorrede: dass sie durchaus nicht neu sind, sie lebten und webten in der uns bekannten südlich- und nördlich-deutschen, und in der englischen Landwirthschaft; und diess ist, sagt der Vf., was vielleicht manchem auffallen mag, der schönste und süsseste Lohn für die Mühe, welche mir ihr Aufsuchen gemacht hat. Möge sich dann der Vf. dieses Lohnes freuen, aber auch noch durch den Beyfall belohnt werden, den er als ein denkender Kopf, der seinen Gegenstand gehörig ins Auge gefasst hat, auf alle Weise verdient.

Leipzig, b. Rein: *Auf dreyssigjährige Erfahrung sich gründender praktischer Unterricht der ganzen Landwirthschaft*; zur Belehrung, nicht nur für Anfänger in der Oekonomie, sondern auch für unerfahrne Landwirthe, herausgegeben von *C. F. Gaudich. Erster Band, erste Abtheilung.* Mit Kupfern. 1800. 354 S. 8. ohne Vorrede. (2 Rthlr.)

Dieser praktische Unterricht ist nur zu praktisch, und für den Anfänger in der Oekonomie und für den unerfahrnen Landwirth, welches Rec. ein und dasselbe zu seyn scheint, das, was für den jungen, noch ungelehrten, Arzt ein Receptbuch ist. Ohne irgend gewisse allgemeine Grundsätze aufzustellen, oder den Leser mit seinem Plane bekannt zu machen, trägt der Vf. geradezu die gewöhnlichen Wirthschaftseinrichtungen und Behandlungsarten des Feld- und Wiesenbaues, und die dahin einschlagenden Geschäfte, nach einer sehr willkürlichen Ordnung vor, und macht in diesem Abschnitt auch seine Leser mit der Beschaffenheit der in der Landwirthschaft benöthigten (nöthigen) Ackerinstrumente und anderer Geräthschaften bekannt. — Man sucht aber vergebens nach einer gewissen systematischen Ordnung, die bey Schriften dieser Art doch so wesentlich erfodert wird. — Das Ganze ist in Kapitel abgetheilt, die so auf einander folgen, dass man nicht weiss, warum nicht das erste Kapitel das zweyte, oder das zweyte das erste ist. Denn die Eintheilung der Felder in gewisse Arten, als das erste Kapitel, kann eben so gut die Stelle des zweyten haben, welches von der Verbesserung der Wiesen handelt u. s. w.

Und wenn gleich die hie und da eingestreuten, auf eigene Erfahrungen sich gründenden, Reflexionen und Erzählungen, zum Theil zweckmäsig, zum Theil aber auch nur gut gemeynt sind: so wird der Vortrag im Ganzen doch dadurch weitschweifig, und nur zu oft mit ganz unbedeutenden Dingen überladen.

Die

Die Gabe des wissenschaftlichen Vortrags, der sich durch Deutlichkeit und Bestimmtheit, Ordnung und möglichste Kürze auszeichnen muss, hat der Vf. nicht; und obgleich Rec. sehr gern eingesteht, dass derselbe ein guter und tüchtiger Landwirth ist, der auch mit der neuern Oekonomie nicht ganz unbekannt zu seyn scheint: so würde er ihm doch gerathen haben, seine eigenen auffallenden Erfahrungen, die er noch für neu hält, dem ökonomischen Publicum in irgend einem andern Gewande einzeln mitzutheilen, und sich nicht an ein Werk zu wagen, wozu nicht allein der gute Wirth, sondern auch der gute Schriftsteller seines Fachs gehört. Der Anfänger in der Oekonomie erhält durch den 1 u. 2. §. des ersten Kapitels keine deutliche und richtige Idee von der Vier- und Drey-Felderwirthschaft; und schon die Ueberschrift des Kapitels ist nicht jedem verständlich. Der Vf. sagt Kap. 1.: Die Felder werden in manchen Gegenden in 3, in andern in 4 Arten eingetheilt; a) die erste Art ist das Winterfeld, in welches man theils Winterrübsen, theils Winterweizen, theils Winterkorn, theils Wintergerste hinzusäen pflegt u. s. w. Nicht zu rechnen, dass das Wort Art als ein Provinzialismus durch gleichbedeutende Wörter auch für andere Leser aus andern Provinzen erklärt werden müsste: so würde der Vf. dem Anfänger eine weit deutlichere Idee von der Eintheilung der Felder gegeben haben, wenn er ihm zuvor überhaupt und im Allgemeinen die verschiedenen Gründe angegeben hätte, warum man diese oder jene Eintheilung zu wählen pflegt, und alsdann bey a) geradezu gesagt hätte: das Winterfeld ist dasjenige, wohin in der Regel alles Getreide hingehört, das vor dem Winter in die Erde kommen muss u. s. w. Und haben wir denn nicht mehr Bestellungsarten und Eintheilungen der Felder? Müsste nicht hier der Schlag- und Koppelwirthschaft erwähnt werden? §. 25. äussert sich der Vf. folgendergestalt: Ich bin weit entfernt, vom Anbau der so verschiedenen Futterkräuter und Gräser weitläuftige Abhandlungen zu schreiben, weil dieses wohl eine vergebliche Arbeit seyn würde, da man hierüber schon in so vielen Schriften die ausführlichsten Nachrichten und Anweisungen findet; allein, da ich mein Buch für Anfänger und unerfahrne Landwirthe schreibe: so bin ich gleichwohl schuldig, der vornehmsten Futterkräuter und Gräser zu gedenken, und meine bey dem Anbau derselben gemachte Entdeckungen zum Besten für andere bekannt zu machen. Alles diess soll in gedrängter Kürze, doch ohne der Deutlichkeit dadurch zu schaden, geschehen, und ich werde den Anfang mit dem spanischen oder brabanter Klee machen u. s. w. Wie wenig in Ansehung der gedrängten Kürze der Vf. Wort hält, kann man daraus abnehmen, dass diese Futterkräuter 37 volle Seiten einnehmen, welche wenigstens um die Hälfte vermindert werden könnten, und welche sich auf 50 anhäufen, wenn man die auf 13 S. stehenden Mittel gegen das Aufblähen des Rindviehes, die sich darunter befinden, noch dazu rechnen wollte, wovon die bekannte Operation mit dem Trokar den grössten Platz einnimmt. Uebrigens hat Rec. keine neue Entdeckungen gefunden, die nicht schon aus andern Schriften bekannt wären. Wenn sich aber der Vf. überhaupt durch die §. 25. gemachte Bemerkung, in Rücksicht der gedrängten Kürze, hätte leiten lassen wollen: so würde er sein ganzes Werk um ein Grosses haben vermindern müssen, da von allen von ihm abgehandelten Gegenständen, in so vielen Schriften die ausführlichsten Nachrichten und Anweisungen aufgefunden werden können. Aber eben darum hat eine solche Schrift nur dann wahren Werth, wenn sie sich durch Richtigkeit und Deutlichkeit, und durch eine gedrängte Kürze und einen systematischen Zusammenhang vor andern ihres Gleichen auszeichnet; wie man dann überhaupt in einem solchen Werke nichts neues erwarten kann, und gewissermaassen nur die Form den Werth bestimmt; vorausgesetzt, dass nichts Wesentliches darin vermisst wird.

Was das Schröpfen beym Weizen anbelangt, fügt der Vf. S. 228.: so geschieht dieses nur dann, wenn derselbe recht fett steht und schwarzgrün aussieht, so dass man befürchten müsste, er möchte sich legen und faulen. — Sollte der Vf. hier nicht dem Anfänger haben Winke geben müssen, dass nicht bloss des Futters wegen, sondern grösstentheils darum, damit man kein Lagergetreide erhalte, diese Operation bey allen Getreidearten vorgenommen werde, die einen zu geilen Wuchs haben?

Der Anfänger hält in der ersten Periode des Unterrichts seinen Lehrer grösstentheils für unfehlbar, und es ist genug, ihm kurz und bündig Vorurtheile zu widerlegen, die er etwa gehört oder gelesen haben könnte; wozu also die so weitläuftigen §. 230 u. 2[illegible], wo die aus der Natur der Sache so leicht und kurz zu widerlegende Methode, die Gerste und den Hafer so lange auf den Schwaden liegen zu lassen, bis sie Regen erhalten haben, als ein schädliches Vorurtheil widerrathen wird.

Bey dem allen kann Rec. dem Anfänger in der Oekonomie, der nicht schon verwöhnt und gewöhnt ist, den Kern aufzusuchen, in so viele Schalen der-selbe auch eingehüllt seyn mag, dieses Buch als nütz-lich und belehrend empfehlen; denn es hiesse, [illegible] gesagt, eine Ungerechtigkeit begehen, wenn [illegible] dem Vf. Belesenheit und Kenntniss seines Fachs [illegible]sprechen wollte.

Einige der beygefügten Kupfer sind wahrscheinlich für den zweyten Band bestimmt, da sich hier keine Erklärung davon auffinden lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 23. Februar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) EDINBURGH u. LONDON, b. Mundell u. Johnson: *A System of Dissections.* Part III. IV. V. with Plates. By *Charles Bell.* 1799. Von S. 66—127. (16 Schill.)

2) LEIPZIG, b. Linke: *Karl Bells Zergliederungen des menschlichen Körpers,* zum Behuf der Kenntniss seiner Theile, ihrer Zergliederungsmethode und ihrer krankhaften Veränderungen. Für angehende Anatomen, praktische Aerzte und Wundärzte, aus dem Englischen. Mit 12 Folio Kupfern. 1800. XLVIII u. 296 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. ist die Fortsetzung des nützlichen Werkes, wovon die zwey ersten Hefte bis S. 65 in Nr. 68 des vorigen Jahrganges dieser Blätter angezeigt sind. Das *fünfte* Heft beschliesst den ersten Band. Das *dritte* Heft enthält zuerst die Zergliederung des Perinäum beym männlichen Geschlechte. Muskeln der männlichen Ruthe, des Dammes, des Afters, der Vorsteherdrüse, Harnblase, Saamenbläschen und Schlagadern aller dieser Theile in natürlicher Lage. Nach der Beschreibung des Verfahrens bey der Bearbeitung dieser Theile mit Beziehung auf die Abbildungen und Erklärung derselben betrachtet der Vf. den Nutzen und die Wirkung der Theile und geht dann zu krankhaften Erscheinungen über. Die Ursache des Zurückfliessens vom Saamen in die Harnblase sucht der Vf. vorzüglich in Schwäche der Muskeln des Blasenhalses. Die Saamenbläschen hält der Vf. nicht für blosse Behälter, sondern glaubt, dass der Saamen desswegen dahin gelange, um mit mehrer Feuchtigkeit verdünnt und so an Masse vermehrt zu werden, damit die Muskeln der Harnröhre desto [illegible]er auf seine Aussprützung wirken können. Es giebt Fälle, wo der Harnabgang sehr erschwert, der Ausfluss des Saamens aber ganz leicht ist; hier sey die Ursache der Verengerung oder Verstopfung hinter den Mündungen der Ejaculationsröhren des Saamens zu suchen. Bey dem Vorfalle des Afters giebt der Vf. als Mittel der Zurückbringung einen mit Oel bestrichenen Papierkegel an, dessen Spitze nass gemacht ist. Bey dem Steinschnitte soll man nach des Vfs. Angabe den Quermuskel des Dammes und einige Fasern des Schliessmuskels vom After durchschneiden; das letztere dürfte wohl nicht sehr rathsam seyn, weil man sonst zu leicht den Mastdarm ganz durchschneidet. Der Vf. handelt hierauf von der Ansicht der Theile bey einem senkrechten Durchschnitte des Beckens, und giebt manche heilsame Regel in Rücksicht des Einbringens der Katheter und des Durchstechens der Blase. Im gesunden Zustande, meynt der Vf., sey es fast unmöglich, selbst den häutigen engen Theil der Harnröhre mit dem Katheter zu durchstossen, weil derselbe durch das *ligamentum triangulare* geschützt werde, bey krankhafter Beschaffenheit aber geschehe das desto leichter, vorzüglich auch durch lange angebrachten Druck der Bougies, welche wegen der Krümmung unter dem Schaambogen an dieser Stelle sehr schwer durchzubringen sind. Den Blasenstich durch den Mastdarm scheint der Vf. ganz zu verwerfen, vorzüglich in dem Falle, wo die Ursache des verhinderten Harnabganges am Blasenhalse oder an der Vorsteherdrüse ihren Sitz hat, weil man hier leicht die geschwollene Drüse für die Blase selbst hält; eben das kann auch der Fall bey dem Blasenstiche durch den Darm seyn. — Dann folgt noch die Ansicht des Beckens von hinten, nachdem das Kreutzbein weggenommen ist, wo auch vorzüglich auf die Schlagadern Rücksicht genommen wird. Der Vf. kommt dann zu dem interessanten Vorgange des *Descensus testiculi.* Er hält ihn in anatomischer Hinsicht für fast unerklärbar, und giebt den bündigsten Beweis dieser Behauptung dadurch, dass er den Leser ziemlich im Dunkeln lässt. Das *gubernaculum testis* besteht nach des Vfs Meynung aus denselben Muskelfasern, welche in der Folge den *cremaster* bilden, und das Hinabsteigen des Hoden wird durch die allmählige Zusammenziehung seiner Fasern bewirkt. Bey den Bemerkungen über *hernia congenita* führt der Vf. vorzüglich *Wrisberg's* Meynung an, nach welcher eine Verwachsung des Darms oder Netzes mit dem Hoden diese Brüche veranlasst. Sehr gute Winke giebt Hr. B. über die anatomische Bearbeitung krankhafter Theile und zwar zunächst der Brüche. Die Behauptung, dass bey Personen, welche eines unnatürlichen Todes sterben, die Harnblase sehr zusammengezogen gefunden wird, fand Rec. noch kürzlich bey einem Selbstmörder bestätigt, welcher sich erschossen hatte. Die Bemerkungen über krankhafte Veränderungen der Theile, sowohl im männlichen als weiblichen Becken sind zweckmässig für den Anfänger, aber keiner nähern Würdigung bedürftig. Dies Heft enthält auf drey Tafeln Abbildungen der Theile im männlichen Becken, der Lage der Hoden u. s. w. im Fötus und eines zergliederten Scrotalbruchs. Der Durchschnitt des Beckens ist mit einigen Veränderungen nach Campers Abbildungen in dessen anatomisch-pathologischen Demonstrationen geliefert. Die übrigen

übrigen Abbildungen sind nach eigenen Zeichnungen des Vfs. aber nicht von ihm selbst gestochen; sie haben Vorzüge vor den Abbildungen der vorhergehenden Hefte.

Im *vierten* Hefte geht der Vf. zur Zergliederung des Oberschenkels über, nachdem er zuerst in der Kürze einige allgemeine Bemerkungen von den Gliedmaassen, ihren Flechsenhäuten und Gefäsen überhaupt vorangeschickt hat. Die Zergliederung erstreckt sich auf alle verschiedenen Theile, so wie sich dieselben in der Verbindung darstellen. Vorzüglich nimmt der Vf. auch Rücksicht auf die Gefäsce und Nerven, welche dicht unter der Haut auf der Schenkelbinde liegen. Sehr gute Bemerkungen führt er über die krankhaften Erscheinungen der Venen und lymphatischen Gefäse an; auch zeigt er den Nutzen der genauern Kenntnifs der Schenkelbinde bey tiefer liegenden Entzündungen und Abscessen, wo es oft nöthig wird, dieselbe der grofsen Spannung wegen zu durchschneiden. Er geht dann zur Betrachtung des Bauchringes und des Poupartischen Bandes fort, bey welcher Gelegenheit sehr viel zweckmäsiges über Leisten- und Schenkelbrüche und die damit zu verwechselnden Geschwülste, als Bubonen, Lendenabscesse u. f. w. gesagt wird; dann folgt die Zergliederung der Gefäse und Nerven des Oberschenkels nebst der Betrachtung der krankhaften Erscheinungen an den Schenkelschlagadern und der Pulsadergeschwulst in der Kniekehle. Um den Schneidermuskel sichtbar zu machen, worauf es bey der hohen Operation der Kniekehlenpulsadergeschwulst so sehr ankommt, räth der Vf., den Patienten mit dem Ballen der grofsen Zehe ein auf die Erde gesetztes Gewicht fortschieben zu lassen, wobey jener Muskel anschwillt und sichtbar wird. Wenn man als den Grund des Vorzuges der hohen Operation jener Krankheit anführe, dafs zu vermuthen sey, der der Geschwulst nächste Theil der Schlagader werde schon mit Theil an der krankhaften Beschaffenheit genommen haben und deswegen nicht zu unterbinden seyn; so heifse dies das Verdienst der Operation unsicher machen; denn es sey bekannt, dafs der krankhafte Zustand des Schlagadersystems gegen die Stämme hin immer zunehme; der wahre Grund der Vorzüglichkeit dieser Operation liege in der Gefahr, bey der Operation in der Kniekehle selbst den Nerven zu verletzen oder zu sehr an der entstehenden Entzündung Theil nehmen zu lassen, ferner in der tiefen Lage der Schlagader selbst, welche aufserdem noch von der Vene losgetrennt werden mufs, um sie an dieser Stelle unterbinden zu können. Sehr interessant sind die Bemerkungen über die Veränderungen in der Capacität und Wirkung unterbundener Schlagadern und die Ursachen dieser Veränderungen. Wenn ein Theil eines Gliedes abgenommen ist: so vermindert sich der Umfang des Schlagaderstammes, woraus derselbe mit Blute versehen wurde, schnell; wenn hingegen ein Theil wächst, oder eine neu hinzukommende Geschwulst sich an demselben erzeugt: so nehmen die Schlagadern an Umfange zu. Hieraus ergiebt sich, dafs die Erweiterung der Seitenzweige einer unterbundenen Schlagader nicht von dem vermehrten Andrange des Blutes entstehe, wie man es bisher allgemein glaubte, sondern von vermehrter Thätigkeit des Schlagadersystems auf diesen Theil überhaupt; denn hier ist der Fall im Grunde derselbe, als ob ein neuer Theil, eine Geschwulst u. s. w. hinzugekommen wäre: es finden hier nämlich anfangs verhältnifsmäsig zur Gröfse der Theile weniger Schlagadern statt. Der mehr geschlängelte Lauf der Schlagadern in solchen Fällen würde sich überdem nicht aus blofser Erweiterung durch Ausdehnung erklären lassen. Dies Heft enthält vier Kupfertafeln über die Hauptschlagadern der vorderen Seite des Oberschenkels, einen zergliederten Schenkelbruch und eine zergliederte Schlagadergeschwulst der Kniekehle nach Zeichnungen des Vfs von andern Künstlern sauber gestochen.

Das *fünfte* Heft enthält, aufser der Anatomie des Unterschenkels und Fufses, nichts bemerkenswerthes. Von den vier Kupfertafeln, welche vorzüglich die Gefäfse betreffen, ist die erste, welche die hintere Fläche des Oberschenkels vorstellt, aus Hallers *iconibus* copirt.

Nr. 2. Die Uebersetzung der drey ersten Hefte des angezeigten Originals ist im Ganzen recht gut gerathen, und auch für Deutschland ein verdienstliches Unternehmen, da es unseren meisten Chirurgen wohl an so zweckmäsigen Anleitungen der praktischen Anatomie fehlt, wobey zugleich auf Operationen und krankhaftes Ansehen der Theile Rücksicht genommen wird. Der Nachstich der Abbildungen ist, *vorzüglich* was das dritte Heft betrifft, zwar weniger elegant, als die Originale, aber doch sonst treu und brauchbar. Zweckmäsig ist es, dafs der Text der Uebersetzung im Octavformate gedruckt ist, welches bey dem Zergliedern selbst seine grofse Bequemlichkeit hat. Die Kupfertafeln sind nebst der Erklärung der Bezifferung in Folio.

SCHNEPFENTHAL, b. Müller: *Heilmann oder Unterricht, wie der Mensch erzogen werden und leben mufs, um gesund zu seyn und ein hohes Alter zu erreichen.* Ein Buch für Jugendlehrer zum Gebrauch bey der Erklärung des Gesundheits-Katechismus, ingleichen für Hausväter und ihre Familien ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch. *Erster Theil.* 1800. VIII u. 355 S. 8.

Wieder eins von den unendlich vielen Büchern zum Unterrichte der Jugend über den Bau des menschlichen Körpers und die Erhaltung der Gesundheit desselben; ein Unterricht, der an und für sich eben so nöthig ist, als er meist auf eine unzweckmäsige Art ertheilt wird. Das vorliegende Buch hat Vorzüge vor manchem anderen dieser Art, ist aber doch bey weitem nicht ganz fehlerfrey, am wenigsten in dem Abschnitte, welcher die Beschreibung der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers enthält, und es ist in dieser Rücksicht in der That zu bedauern, dafs so man-

irrige Begriffe und Darstellungen sich, alles Erinnerns ungeachtet, in dieser Art von Büchern noch immer fortpflanzen. Der Vf. sagt in der Vorrede, dass zwey sehr verdiente, gelehrte, seit mehr als funfzig Jahren praktische Aerzte das Manuscript durchgesehen haben; es hat dem Vf. also nicht an gutem Willen gefehlt, seinem Werke möglichste Vollkommenheit zu geben, und jene anatomischen Mängel kommen sämmtlich auf Rechnung der Aerzte, welche freylich seit funfzig Jahren vieles von der Anatomie vergessen haben mögen. Den Abschnitt von der Gesundheit, ihrem Werthe, der Pflicht sie zu erhalten und die Menschen, vorzüglich Kinder davon zu unterrichten, findet Rec. völlig zweckmässig, die darin vorgetragenen Wahrheiten sind überall durch Erzählungen von Begebenheiten anschaulich gemacht, welche bey den Kindern gewiss einen grosen Eindruck hinterlassen. Die dem zweyten Abschnitte von der Lebensdauer und den Kennzeichen der Gesundheit angehängten Gesundheitsvorschriften sind im Ganzen auch zweckmässig, nur hin und wieder ist Rec. damit nicht ganz einverstanden; so z. B. möchte es wohl nicht sehr rathsam seyn, nach einem heftigen Aerger, wenn das Blut wieder etwas ruhiger geworden ist, gesalzenes Brunnenwasser zu trinken. S. 36. Das Zuckeressen schadet nach neueren Erfahrungen den Zähnen nicht. Ein Theelöffel voll Weinsteinrahm in Wasser genommen wird S. 44. bey anfangender Unpässlichkeit gerathen; es könnten aber doch wohl Fälle eintreten, wo selbst bey den angegebenen Symptomen dies Mittel am unrechten Orte wäre. Eben so ist die S. 47. angegebene Lebensordnung bey zunehmendem Uebelbefinden bey weitem nicht durchaus zweckmässig, und passt nur auf entzündliche Krankheiten. Einem Kranken täglich ein reines Hemd anzuziehen S. 49. ist wohl in den meisten Fällen unzweckmässig; eben so die Sorge für beständig offenen Leib, welcher ja in manchen Krankheiten gar nicht so oft erfodert wird. Statt der Vorschrift S. 50. Essig auf heisse Ziegelsteine zu giessen, ist es besser, Essig in offenen Gefässen im Ofen oder auf guten Kohlen zu verdunsten. Unzweckmässig finden wir manches, was über die Selbstbefleckung, über das Angewöhnen dieses Lasters u. s. w. gesagt ist; manches unschuldige Kind wird durch dergleichen Aeusserungen erst auf den [illegible] dieses Lasters aufmerksam. Nur wo Aeltern und [illegible]rer schon überzeugt sind, dass ihre unglücklichen [illegible]der diese Unzucht treiben, dürfen sie ihnen so ge[illegible]de Vorstellungen darüber machen, vorher aber sie [illegible]ch beständige genaue Aufsicht und höchstens durch [illegible] vorsichtig gewählte Aeusserungen dagegen [illegible]ützen. Um das, was wir über die fehlerhafte Be[illegible]eibung der Theile des Körpers gesagt haben, zu [illegible]weisen, mögen folgende Beyspiele dienen: S. 127. [illegible]ird das Hirn irrig zu den flüssigen Theilen gezählt. [illegible] 118. heisst es fälschlich: Die zwischen den Gelenken [illegible]findlichen Knorpel seyen mit festen Häuten überzo[illegible]n, und in diese Häute sehr viele kleine Drüsen ge[illegible]t, welche einen fettigen Saft absondern. Ferner ist es ebendaselbst grundfalsch von der Beinhaut: sie sey mit kleinen Drüsen gleichsam besäet, welche einen öligen Saft bereiten, um die Knochen damit zu balsamiren, und dieselben geschmeidig zu erhalten. S. 132. wird den Zellen des Zellgewebes überall eine sechseckige Gestalt mit Unrecht beygelegt. S. 146. heisst es irrig: Die Lederhaut verliere sich an den Lippen gänzlich. Bey dem Hirne, welches seinen einzelnen Theilen nach nicht genauer beschrieben wird, kommt manche Unrichtigkeit vor. So z. B. heisst es: Der Mensch habe vor allen Thieren das grösseste Hirn; es ist aber bekannt genug, dass diess absolut genommen nicht wahr sey. Die Hirnnerven sind falsch gezählt, denn es werden nur neun Paar angegeben, und vom siebenten Paare heisst es bloss: es sey für das Gehör bestimmt, da doch, wenn man nur neun Hirnnerven zählen will, bemerkt werden müsste, dass die sogenannte harte Portion des siebenten Paares zum Gesichte gehe. S. 183. wird von den Thränenpunkten gesprochen, als ob sie bloss im unteren Augenliede lägen. Bey den Beschreibungen der Sinneswerkzeuge wäre auch manches zu berichtigen, manches etwas deutlicher auszudrücken gewesen. Um nur einiges anzuführen S. 201. heisst es irrig, um das eyrunde Fensterchen (des Ohrs) läuft ein Kanal, welchen man den Fallopischen Kanal nennt. In der Ohrtrommelhöhle liegt — der Irrgang, oder das Labyrinth; diess liegt bekanntlich hinter der Trommelhöhle. Es würde leicht seyn, noch mehrere solcher Unrichtigkeiten anzuführen; es ist aber hieran schon genug. Bey allen seinen Mängeln kann das Buch doch manchen Nutzen stiften, wenn es der Jugend nicht ohne Erläuterung und Berichtigung von ihren Lehrern übergeben wird.

Paris, in d. Druck. des Journal des hommes libres: *Traité des plaies d'armes à feu*, dans lequel on démontre l'inutilité de l'amputation des membres à la suite des blessures faites par les coups de fusils, et l'inutilité générale de cette operation, dans le plus grand nombre des autres cas. Par *Jean Mehée*, médecin et professeur à l'hôpital militaire d'instruction du Val de Grace, à Paris, ci devant Chirurgien-major dans les guerres d'Hanovre et ancien Professeur d'anatomie. An VIII. X. und 268 S. 8.

Es ist in unseren kriegerischen Zeiten wohl der Mühe werth, die Frage einmal wieder aufzuwerfen: in welchen Fällen müssen verwundete Glieder durchaus abgenommen, und in welchen Fällen können dieselben ohne Amputation erhalten werden. Diese Frage macht eigentlich den Hauptgegenstand des vorliegenden Werkes aus; um dieselbe aber gehörig erörtern zu können, betrachtet der Vf. zuerst die Zufälle überhaupt, welche bey Schusswunden eintreten können, nebst ihrer Heilung; geht dann zur allgemeinen Behandlung bey Schusswunden über, handelt hierauf von der Behandlung der besonderen Schusswunden und endlich von dem günstigsten Zeitpunkte zur Amputation. Zur Verhütung der Zufälle bey Schusswunden überhaupt empfiehlt der Vf. mit

Recht

Recht reichliche Einschnitte gleich im Anfange, oder auch in der Folge, wenn schlimme Zufälle durch Unterlassung der Einschnitte wirklich schon entstanden sind. In der Abtheilung, welche die besondere Behandlung der Wunden enthält, verweilt der Vf. vorzüglich bey den Wunden der Extremitäten, zumal der Gelenke; weil hiebey die Frage: ob amputirt werden müsse, oder nicht, am öftersten in Betracht kommt, und weil die Erörterung derselben das Hauptziel ist, was der Vf. sich vorgesteckt hat. Indessen wird auch von der Behandlung der Kopf- Brust- und Bauchwunden das Nöthigste im Allgemeinen angeführt. Was die Amputation bey Schusswunden der Gliedmassen betrifft: so glaubt der Vf., dass dieselbe in der Regel bey Verwundungen durch Musketenschüsse gar nicht, sondern nur bey Verwundungen durch Kanonenkugeln, Bombenscherben und dergleichen Körpern nöthig werde, wenn diese Verwundungen nämlich mit einem solchen Grade von Quetschung verbunden sind, dass dadurch alles Leben der weichen Theile völlig zerstört ist, und nothwendig der kalte Brand entstehen muss. Bey einer durch Musketenkugeln verursachten Quetschung sey zwar die organische Wirkung der Gefäse gestört, aber nicht gänzlich zernichtet, die Theile erhalten bey gehöriger Behandlung bald ihre vorige Thätigkeit und ihr ganzes Leben wieder, und können folglich vollkommen erhalten werden. Selbst ein bey der letzteren Art der Verwundungen entstandener heisser Brand dürfe uns durchaus nicht zur Amputation bewegen, denn derselbe hänge gewöhnlich von irgend einer Nebenursache, von einem Fehler des Verbandes u. s. w. ab, und verschwinde bald, wenn jene Ursache gehoben werde. Der Vf. ist in sofern gegen Bilguer, als dieser die Amputation in manchen Fällen zu unbedingt verwirft. Er tadelt in Rücksicht des Zeitpunktes zur Operation *Faure's* Meynung, welcher viel zu lange zögert, ehe er dieselbe unternimmt, und *Boucher's* Behauptung, welcher zu sehr damit eilt. Er führt für seine gemäsigte Mittelmeynung, sowohl in Rücksicht des Zeitpunktes zur Amputation, als der Statthaftigkeit derselben überhaupt, überall theils eigene, theils fremde, Beobachtungen an. Man merkt leicht, dass der Vf. seine Behauptungen durch lange und häufige Erfahrungen bewährt hat; es ist ein Vergnügen zu bemerken, wie ihm diese Erfahrung in Fällen, wo alle anderen verzweifelten, seine Meynung standhaft durchsetzen half. Eben so zeigt er auch, dass in sehr vielen Fällen bloss die hartnäckige Weigerung der Kranken, sich der Amputation zu unterwerfen, den Wundärzten, da sie keinen andern Ausweg sahen, Muth genug einflösste, die Erhaltung der Glieder zu versuchen, welches auch sehr gut gelang. Zuletzt führt der Vf. noch eine interessante Krankengeschichte an, wo eine Kniewunde durch lange fortgesetzte schlechte Behandlung am Ende so bösartig ward, dass man die Abnehmung des Gliedes beschloss, welche aber freylich, wie es der Vf. auch vorher sagte, tödtlich ablief. Die Gründe und Gegengründe werden ausführlich erörtert. Das Raisonnement des Vfs. ist zuweilen nicht so gründlich, und der Stil nicht so präcis, als man es wünschen könnte; sein Vortrag fällt hin und wieder ein wenig in das Gedehnte; aber im Ganzen hat er seinen Zweck gut erreicht, und sein Werk ist daher den Wundärzten zur Beherzigung zu empfehlen.

Amsterdam, b. Elwe u. in Comm. b. Röder in Wesel: *Beobachtung einer unterwärts gehenden Verrenkung des linken Schenkelbeins*, nebst einer neuen gemächlichen Einrichtungsweise, beide durch Erklärungen und Schlussfolgen nach den Gesetzen der Zergliederungskunst erläutert. Mit einer erklärenden Kupfertafel; durch *A. Bonn;* a. d. Holländischen übersetzt von *J. C. Krauss*, M. D. zu Amsterdam. 1800. VIII. u. 42 S. 8.

Der berühmte und thätige Vf. erzählt hier einen sonderbaren Fall der Verrenkung des Oberschenkels, welcher bey Gelegenheit eines heftigen Sprunges über einen Graben Statt fand, wobey das jenseitige Ufer nicht erreicht wurde, sondern der linke Fuss im Schlamme stecken blieb, und der Springer durch angestrengte aufwärts ziehende Bewegungen des rechten Beines sich herauszuheben suchte. Der Oberleib wurde dabey stark nach vorn gezogen, und durch das Uebergewicht des ganzen Körpers mehr nach der linken Seite gedrückt, so dass die ganze Schwere des Körpers auf das linke Hüftbein wirkte. Die Einrichtung der hiebey entstandenen Verrenkung war bey sitzender Stellung des Kranken auf einem Stuhle leicht unternommen. Der Vf. erzählt zuerst den ganzen Vorgang nebst der Heilung, und fügt dann für den Wundarzt zum Theil sehr wichtige Bemerkungen über diesen Fall hinzu, wobey er vorzüglich darauf aufmerksam macht, dass der Schenkelkopf nach geschehener Verrenkung nicht immer da stehen bleibe, wo die Verrenkung gleich anfangs geschah, sondern durch Wirkung der Muskeln und Anstrengung des Leidenden, um den Schmerz zu erleichteren, nach einer andern Richtung hinweiche. Das Ganze ist sehr interessant, wie es sich aus der Feder eines Bonn erwarten liess. — Der Uebersetzung merkt man es an, dass ihr Verfertiger sein deutsches Vaterland sehr lange verlassen haben müsse. Doch ist der Sinn nirgends entstellt, welches auch Bonn anerkannte, mit dessen Genehmigung diese Uebersetzung veranstaltet wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. Februar 1801.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Diodori Siculi Bibliothecae Historicae libri qui supersunt ac deperditorum fragmenta.* Graeca emendavit, Notationem argumentorum subjecit, Latinam Laur. Rhodomani interpretationem castigavit et notas virorum doctorum ex editione Petri Wesselingii integras cum suis animadversionibus indicibusque locupletissimis adjunxit *Henr. Car. Abr. Eichstädt. Volumen Primum.* (Textus Graeci Libr. I—IV. complectens.) 1800. CVI. LXXXIV u. 614 S. 8. (Druckpapier 2 Rthlr. 16 gr. Schreibpapier 3 Rthlr. 8 gr.)

Der Geschichtschreiber, von welchem wir hier eine Ausgabe anzeigen, die schon bey ihrem Beginnen strenge Foderungen mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit erfüllt, und durch das, was sie leistet, zu den gröfsten Erwartungen von dem, was sie verspricht, berechtigt, darf sich, nach den Widerwärtigkeiten, die er erduldet hat, einer Vergütung erfreuen, deren manche andere, nicht minder verstümmelte und verdienstvollere, Schriftsteller des Alterthums bis jetzt haben entbehren müssen. Zwar ist mehr als die Hälfte seines nicht ohne Mühe, und gewifs mit grosem Eifer gesammelten Werks, für immer untergangen; dagegen aber sind die Ueberreste desselben, die sich durch ein glückliches Ungefähr wahrscheinlich nur in Einer alten Handschrift erhalten haben, von den trefflichsten Kritikern mit der gröfesten Sorgfalt gesammelt und behandelt worden. Und solcher Bemühungen war in der That der reichhaltige Inhalt des Werks nicht unwerth, in welchem man zwar nicht die eigene Composition, aber doch die eingefügten Ruinen älterer und schönerer Werke bewundern und schätzen darf. Denn es kann wohl kaum geleugnet werden, dafs *Diodorus*, ob ihm schon das Lob eines rüstigen Sammlers gebührt, sich nur einen der niedrigern Plätze unter den Geschichtschreibern einnehmen würde, wenn ihn nicht der traurige Verlust so vieler seiner Vorgänger zu einer Würde emporhübe, zu der ihn sein eigenes historisches Talent gewifs nicht befördert hätte. Diese relative Wichtigkeit aber, die Hr. *Heyne* in seinen trefflichen *Commentationibus de fide et auctoritate Diodori* ein so helles Licht gesetzt hat, macht dieses Werk zu einem unentbehrlichen Handbuche für einen jeden Freund der Geschichte, der Alterthümer und der Mythologie; und wir freuen uns, diesen den Anfang einer Ausgabe desselben ankündigen zu können, die nicht blofs durch ihr schönes Aeufsere und die sehr genaue Correctur, wofür die Verlagshandlung mit dem lobenswürdigsten Eifer gesorgt hat, ihre Vorgänger übertrifft, sondern vorzüglich auch durch ihren innern Werth dem längst gefühlten Bedürfnisse auf eine eben so vollständige, als für ihren Urheber rühmliche, Weise abhilft. Denn so anspruchslos auch jetzt der blofse Text, ohne alle prangende Zugabe von Anmerkungen, auftritt: so wird man doch bey einer nähern Bekanntschaft bald gewahr, dafs ihn ein ächt-kritischer Geist dem Ziele der Vollkommenheit beträchtlich genähert, und bey der Behandlung desselben Foderungen erfüllt hat, welche seine nächsten Vorgänger nicht einmal deutlich gedacht haben mochten. Je weniger aber die Verdienste dieser Bearbeitung in die Augen fallen, desto mehr ist es die Pflicht des Recensenten, sie sorgfältig anzuzeigen, und die Resultate einer Prüfung aufzustellen, zu welcher nicht jeder Leser Lust und Beruf haben möchte.

Vorher einige Worte über die Geschichte dieser Ausgabe. Als Hr. Prof. *Wolf* im J. 1789 in seiner Ausgabe der Rede des Demosthenes gegen den Leptines eine Probe des Drucks der Verlagshandlung, und zugleich ein treffliches Muster kritischer und exegetischer Behandlung an das Licht stellte, versprach er in der Vorrede S. XXI. unter andern einen bequemen, verbesserten Abdruck des Wesselingischen Diodorus, welchen, wie den Herodot seines Freundes, eine kurze Anzeige des Inhalts und der Chronologie begleiten sollte. Die Wiederholung der Wesselingischen Anmerkungen lag nicht eigentlich in diesem Plane, wiewohl sie auch nicht damit im Widerspruch stand. Fünf Bogen des Textes waren abgedruckt, als Hr. Pr. W. durch andere Arbeiten vom Diodorus abgezogen, einen würdigen Stellvertreter suchte, und ihn in Hn. *Eichstädt* fand. Während sich dieser aber zur Ausführung eines erweiterten Plans, wozu ihm sein Vorgänger selbst gerathen hatte, eifrig rüstete, wurde zu Lemgo und Zweybrücken der Anfang von zwey neuen Abdrücken desselben Schriftstellers ans Licht gestellt, von denen der eine einen *verbesserten* Text, der andere eine bequeme und *gereinigte* Wiederholung der ganzen Wesselingischen Ausgabe versprach. Keiner von beiden trat eigentlich der Ausführung des ältern Planes in den Weg, der sich ein höheres Ziel als die augenblickliche und unvollständige Befriedigung des Bedürfnisses gesteckt hatte. Der Herausgeber der einen schien die Mängel des Amsterdammer Abdrucks nicht gehörig zu kennen; die Herausgeber der andern aber hatten wenigstens nicht den gewissenhaftesten Gebrauch von ihrer Kenntniss ge-

gemacht; und wenn jener den Text durch leichtsinnige Veränderungen verschlimmerte, verbesserten ihn diese nicht einmal so weit, als es die Pflicht eines einsichtsvollen Correctors erfodert hätte. Beide aber glaubten am besten zu thun, wenn sie nicht aus der Bahn wichen, auf welcher ihnen *Wesseling* vorleuchtete. Ohne sich also um den Gebrauch älterer Hülfsmittel zu bekümmern, unter denen vorzüglich die Stephanische Ausgabe (1559) auf die Druckfehler und Auslassungen der Wesselingischen hätte aufmerksam machen können, ohne die Bemerkungen späterer Kritiker — unter denen *Reiskens Animadverss. in Diodor.* (in den *Anim. ad Gr. Auct.* Vol. I. Lips. 1757.) die bekanntesten und reichhaltigsten sind — der mindesten Aufmerksamkeit zu würdigen; ohne daran zu denken, dass die Amsterdammer Ausgabe selbst einem neuen Herausgeber noch viele unbenutzte Schätze darbot; schienen sie im Grunde keine andere Sorge zu haben, als wie sie ihren Weg auf die leichteste und bequemste Weise zurücklegen möchten.

Hn. Prof. *Eichstädts* Eifer für die Beförderung der alten Literatur liess weder solche Rücksichten der Bequemlichkeiten fürchten, noch durfte man im mindesten zweifeln, dass er die Verdienste seines, in so vielem Betrachte vortrefflichen, aber keineswegs vollendeten, Vorgängers mit freyern und unbefangenern Blicken beurtheilen würde. Seine grosse und gegründete Achtung gegen diesen Mann, der in Zwischenstunden und zur Erholung von Berufsarbeiten (*honestum in literis otium et oblectationem quaerens*), den Diodorus mit einem Schatze gelehrter Anmerkungen ausstattete, verblendete ihn nicht gegen die Mängel seines Werks und die schwachen Seiten seiner Kritik. Eine höhere Vollkommenheit schwebte ihm vor Augen, als er hier erreicht sah, und er würde es sich selbst gewiss nicht verziehen haben, auf der Mitte des Weges stehen zu bleiben, da er Kräfte genug in sich fühlte, die ganze Laufbahn zurück zu legen. Worin aber jene Vollkommenheit gesetzt werden müsse, und auf welchem Wege er sich ihr zu nähern gesucht habe, davon giebt die ausführliche Vorrede auf eine Weise Rechenschaft, die man selbst als ein gültiges Unterpfand des Gelingens der Arbeit ansehen kann. Wer mit einer *solchen* Fülle von Sprachkenntnissen und einer so glücklichen Divinationsgabe, so viel Vorsicht und Gewissenhaftigkeit verbindet, und noch überdiess seine Blicke ohne Unterlass auf ein *solches* Ideal der Vollkommenheit richtet, von dem kann durchaus nichts Gemeines, nichts Vernachläsigtes und Oberflächliches erwartet werden.

Unter den Pflichten des Herausgebers war die Reinigung des Textes von Druckfehlern, und die Verbesserung der Accentuation und Interpunction, wenn schon nicht die bedeutendste, doch die erste und unnachlasslichste. Mehrere, in die Augen fallende, Druckfehler hatte die Lemgoer und Zweybrücker Ausgabe fortgepflanzt (f. Praef. XXVIII sq.); ja einige, welche schon die Rhodomannische beflecken, und selbst Wesselingen in Irrthum geführt hatten (s. p. XXX sq.), waren in jenen eine Quelle neuer Irrthümer geworden. In dieser Rücksicht erhebt sich die gegenwärtige Ausgabe über alle vorhergehenden, so, dass wir in ungefähr zwey Drittheilen des Ganzen nur einen einzigen Druckfehler (II. 8. p. 199. ult. κατὰ τὴν κόνα st. τὸν) bemerkt haben. In der Berichtigung der Accentuation folgt der Herausgeber den Grundsätzen des sel. *Reiz*, dessen ächten Schüler man hier überall an der gewissenhaften Genauigkeit erkennt, mit welcher er auch in den kleinsten Dingen nach Richtigkeit strebt. So wird L. III. 67. βραδυτῆτα in βραδύτητα verbessert, weil dieses Wort, so wie ταχύτης u. a., zu denen gehört, wo der neuere Gebrauch den Accent, den die Alten auf die letzte Sylbe setzten, zurückzog (s. *Reiz. de Accent. Inclin.* p. 109.); L. IV. 2. Ἀγαυῆν in Ἀγαύην, wie eine allgemein anerkannte Regel bey Eigennamen fodert (s. Reiz. l. c. p. 116 f.); L. IV. 13. πλαταγὴν in πλαταγήν, zufolge einer ausdrücklichen Erinnerung des *Schol. Apollon. Rh.* II. 1057. wo gleichwohl *Brunk* in den meisten Handschriften πλατάγην fand. Die Accente der enclitischen Sylben, welche in der Wesselingischen Ausgabe mit weniger Consequenz, und oft ganz unrichtig, gesetzt sind, haben hier eine durchgängige Berichtigung erfahren; daher hier z. B. immer εἶναί φασι, ὥς φησι, θανάτῳ τις u. dgl. geschrieben wird, wo die Wesselingische Ausgabe den Accent auf das enclitische Wort zu setzen pflegt. In den Oxytonis ist am Ende eines Comma der Gravis jederzeit in den Acutus verwandelt. S. *Reiz. de Accent. incl.* p. 47 u. 65. Die auf Berichtigung der Orthographie gewendete Sorgfalt, erwähnen wir nur mit einem Worte: so wie einiger andern Verbesserungen des Drucks, die der Bequemlichkeit des Lesens zu Hülfe kommen, und in's künftige verhüten werden, dass aus einem ἐφ' ἱκανὸν ein Ephicanon (s. L. I. 32. p. 37. 66. Wess.), oder aus einem *Dexamenos* ein *Aufnehmender* (δεξάμενος) gemacht werde (s. Rhodom. z. L. IV. 32. p. 277. ed. Wess.). Endlich ist die Interpunction durchaus nicht bloss bequemer eingerichtet, sondern auch durch die Berichtigung derselben mehrern dunkeln Stellen ein Licht aufgesteckt worden. Solcher Verbesserungen, welche jeden fernern Vorschlag einer Veränderung zurückweisen, finden sich im III. Buche allein drey bedeutende, c. 37. p. 332. med. c. 40. p. 360. init. c. 62. p. 406. init., wo andere Kritiker geglaubt hatten, ihre Zuflucht zu gewaltsamern Maasregeln nehmen zu müssen.

Bey Verbesserungen dieser Art kommt die Stimme der Handschriften natürlicher Weise nicht in Betracht; aber sie wird wichtiger, wenn es ganze Worte gilt. Indessen haben die Abschreiber in der Einschaltung oder Auslassung der Ligamente der Rede, der Partikeln, auch des Artikels, oft eine solche Nachläsigkeit und Willkür gezeigt, dass hier wenigstens richtige Grundsätze und ein sicheres Gefühl über die Autorität der Handschriften hinausgehn. Der Herausgeber hat sich daher in solchen Fällen eine grössere Freyheit erlaubt gehalten; und Verbesserungen dieser Art bald auf Veranlassung der Handschriften, bald gegen ihr Zeugniss in den Text erhoben. Mit unbezweifeltem

Rechte

Rechte ist z. B. I. 77. p. 89. Wess. τὸν τοὺς μηδὲν ὅλως ἀδικήσαντα (st. τοὺς μ. ὁ. ἀδικήσαντα) welches der Gegensatz τοὺς τὸν ἔνοχον τῷ φόνῳ σώζοντας fodert, aus dem Coisl. und Mutinensch. Codex; und, auf der andern Seite L. II. c. 6. in der Geschichte der Eroberung von Bactra, in den Worten κατέλαβε τὸ μέρος, der unnütze Artikel getilgt, und *Reiskens* Verbesserung: κατελάβετο μέρος, in den Text gesetzt worden. Dass das Medium καταλαμβάνεσθαι auf diese Weise gebraucht werde, erhellt aus L. I. 56. οὓς καταλαβομένους παρὰ τὸν ποταμὸν χωρίον καρτερόν. — V. 83. Τέννης κατελάβετο νῆσον ἔρημον οὖσαν. S. Schweigh. Lexic. Polyb. p. 330. In demselben Kap. ist ebenfalls nach *Reiskens* Vorgange τῇ κατὰ τὴν ἄκραν. und παραγενομένη δ' εἰς wiederhergestellt; und vielleicht würde auch I. 5. init. seine Verbesserung τῶν δὲ χρόνων τούτων τῶν παρειλημμένων ἐν ταύτῃ τῇ — die Aufnahme verdient haben. An einigen Stellen dürften indess die Vertheidiger des Ansehens der Handschriften diese oder jene ausgetilgte Partikel in Schutz genommen haben, wie z. B. L. III. 14. p. 315. das doppelte μὲν in den Worten ὡς ὁ μὲν χρυσός γένεσιν μέν — von *Dorville* (ad Charit. p. 561.) ausdrücklich als ein Beyspiel solchen Ueberflusses nebst mehrern andern angeführt wird. Andere würden vielleicht noch einige Veränderungen dieser Art mehr wünschen. So scheint L. III. 8. p. 307. die alte Lesart γάλακτι καὶ μὴν καὶ τυρῷ gewesen zu seyn, welches die Varianten zweyer Handschriften καὶ μὴν καὶ andeutet; wenn man nicht etwa hier ein noch tieferes Uebel muthmasen, und γάλακτι καὶ αἵματι καὶ τ. lesen will, worauf die Worte *Strabo's* XVII. p. 1177. A. κρέασι δὲ χρῶνται καὶ αἵματι καὶ γάλακτι καὶ τυρῷ — einen raschen Kritiker wohl führen könnten. Auch L. IV. 54. p. 531. würden wir in den Worten: νυνὶ δὲ προσθετέον ἡμῖν ὑπὲρ Ἰάσονος, das vom Cod. Coisl. vor ὑπὲρ eingeschaltete καὶ nicht ungern im Texte gefunden haben. — Die Wiederholung des Artikels in demselben Casus, welche *Rhodomann* zu L. III. 32. p. 197. 58. *ineptam et inusitatam bonis scriptoribus* nennt, nimmt Hr. E. in Schutz, und stellt ihn zweymal, L. II. 52. καὶ τῆς τῆς γῆς ποικιλίας; und L. III. 4. διὰ τὸ τὸ ζῴων τοῦτο τῶν πτηνῶν σχεδὸν ὑπάρχειν ὀξύτατον — mit Glück wieder her; indem er (Praef. p. XXXVIII.) dieselbe Wiederholung an einer dritten Stelle L. III. 32. auf Rhodomanns Ansehn getilgt zu haben bereut.

Zu dieser Classe von Verbesserungen des Textes muss endlich noch die Berichtigung des gemeinen Dialectes gerechnet werden, welchem die Abschreiber bisweilen andere ihnen geläufige Formen aufgedrängt haben. Eine völlige Gleichförmigkeit schien indess hier nicht erreicht werden zu können; und es war vielleicht nicht möglich, bey aller Mäfsigung und Vorsicht, den Schein einer gewissen Willkür ganz zu vermeiden. L. III. c. 95. wo der Name Apolls auf zwey Seiten sehr oft, bald in Ἀπόλλω bald in Ἀπόλλωνα flectirt vorkam, nahm der Herausg. die erste Form ausschliessend auf, die er doch an andern Stellen (wie L. IV. p. 509. 581. 582. u. a.), wo die Handschriften sie anboten, nicht aufzunehmen für rathsamer fand.

So reichlich nun aber die Nachlese war, welche Hr. Prof. E. bey dieser grammatischen Behandlung seines Textes fand: so ist sie doch in dem eigentlich kritischen Theile seiner Arbeit — bey der Bemerkung interpolirter Stellen, bey der Auswahl der Lesarten, der Verbesserung verdorbener Stellen durch Conjecturen — noch weit reichlicher ausgefallen. Was *Valckenaer* (*ad Hippol.* p. 266. B. C.) von *Wesseling's* Ausgabe des Herodot mit voller Zuversicht behauptete, dass an einer Menge von Stellen die Lesarten der Handschriften in den Text hätten erhoben werden müssen, gilt in eben dem Maasse von dem Texte des *Diodorus*, welchen *W.* aus den trefflichen Hülfsmitteln, die ihm sein kritischer, vornehmlich aus Camusat's Sammlungen vermehrter, Apparat darbot, um vieles hätte verbessern können, wenn ihm seine natürliche Furchtsamkeit einen etwas freyern Blick erlaubt, und er nicht öfters das anerkannt bessere nur darum in der *Var. lect.* stehen gelassen hätte, *ne cui calumniandi ansam praeberet.* (I. 29. 50. L. 70. p. 81. 54.) Diese furchtsame Bedenklichkeit, welche bey *W.* ein Ueberrest seiner abergläubischen, erst durch *Hemsterhuis* erschütterten Anhänglichkeit an das Alte und die sogenannte *lectionem vulgatam* war, musste ein gewissenhafter Kritiker eben so sehr als die neuerungssüchtige Kühnheit vermeiden, die gleichwohl da, wo das Richtige erst gesucht werden muss, doch noch eher auf Entschuldigung Anspruch macht, als jene ängstliche Blödigkeit, die das vorhandene und angebotene Gute nicht einmal anzunehmen wagt. Mit der befriedigenden Bedachtsamkeit, die den wahren Kritiker charakterisirt, hat Hr. Prof. E. den Weg zwischen beiden Klippen gehalten; und so wenig er auf der einen Seite Bedenken trägt, bessere Lesarten der Handschriften und selbst Vermuthungen in den Text aufzunehmen, eben so sorgfältig hat er auf der andern Seite alles Unzuverlässige und Zweifelhafte — auch da, wo das Bedürfniss einer Hülfe nicht zweifelhaft war — von dem Texte entfernt gehalten. Bey diesem Verfahren sind gleichwohl die Veränderungen so zahlreich ausgefallen, dass wohl schwerlich eine Seite ohne eine, bald mehr bald minder wichtige, Verbesserung geblieben ist. Dass es hier nicht bloss der Geschicklichkeit galt, einen gewähltern Ausdruck an die Stelle des gemeinern zu setzen, hier einige Worte einzuschalten, dort einige wegzuschneiden; dass diese Veränderungen dem Sinne und der Sprache oft wesentlich, und grösstentheils an solchen Stellen aufhelfen, welche die ältern Herausgeber umsonst zu heilen versuchten; dieses wollen wir an einigen Beyspielen zeigen, die wir von Stellen hernehmen, wo die, auch jenen nahe liegende, aber verkannte, Wahrheit, erst durch eine leichte Operation eines treffenden Scharfblickes an das Licht gezogen werden musste. Eine Stelle dieser Art ist L. III. 10. p. 310. wo *Diodorus* erzählt, dass sich die Elephanten zur Zeit der Wassersnoth aus dem Innern Libyens an die fruchtbaren Ufer des Nils begeben, wohin ihnen die Schlangen, welche sie an dem Orte ihres gewöhnlichen Aufenthaltes oft auf eine siegreiche Weise bekämpfen, nicht zu folgen

gen pflegen. Nach der Beschreibung eines solchen Kampfes setzt er hinzu: ἀπολειπόμενοι δ᾽ ἀπορήματος διὰ τὴν αἰτίαν, οὐ συνέπονται τοῖς ἐλέφασιν. — Hier schlug Rhodomannus ἐπιχειρήματος vor (wenn ihnen ihr Unternehmen misslingt), welches Wesseling, in Betrachtung der gänzlichen Unverständlichkeit der gemeinen Lesart, nicht missbilligte, ohne die Variante des Coisl. Cod. ἀπολειπομένου zu bemerken, durch welche alle Schwierigkeiten mit einmal gehoben werden. Die Zweybrücker Ausgabe blieb dem Amsterdamer Texte treu; der Herausgeber der Lemgoer aber setzte, auf Wesseling's Verantwortung, ἀπολειπόμενοι δ᾽ ἐπιχειρήματος in den Text, der doch wenigstens τοῦ ἐπιχειρ. gefodert hätte. Gleichwohl hatte Reiske schon längst von der angeführten Coisl. Lesart den richtigen Gebrauch gemacht, und gezeigt, dass man mit veränderter Interpunction lesen müsse: ἀπολειπομένου δ᾽ ἀπορήματος, διὰ τὴν αἰτίαν. — „Da nun aber noch die Frage übrig bleibt, warum die Schlangen den Elephanten nicht in die Gegenden am Flusse nachfolgen, so etc." — wobey sich von selbst versteht, dass nun in der Apodosis δὲ nach φασὶ wegfallen muss. — Im I. B. 86. p. 155. wo die Ursachen des Thierdienstes der Aegypter angegeben werden, und unter andern die Meynung angeführt wird, dass die Götter selbst, aus einer gewissen Dankbarkeit, die Menschen veranlasst hätten, jene zu ehren: hiess es in den ältern Ausgaben: καταδεῖξαι τοῖς ἀνθρώποις τὸ τρέφειν μὲν ἐπιμελῶς ζῶντα, θάπτειν δὲ τελευτήσαντα. Wesseling verliess diese Lesart, um eine andere, die er am Rande der Stephanischen Ausgabe und in den meisten Handschriften fand, πολυτελῶς ζῶντα, an ihre Stelle zu setzen. Scharfsinnig sah Hr. E., dass hier nicht, wie an vielen andern Stellen, eine Glosse die richtige Lesart verdrängt habe, und Diodor also das seinige durch eine Vertauschung beider wieder erhalten; sondern dass sie ihm beide angehörten, und nur, wenn man läse: τὸ τρέφειν μὲν ἐπιμελῶς ζῶντα, θάπτειν δὲ πολυτελῶς τελευτήσαντα — dem Sinne sowohl als dem Geschmack des Autors Genüge geleistet würde. Denn D. liebt diesen concinnen Gegensatz ähnlicher Wörter; und er hatte schon in dem vorhergehenden deutlich genug gesagt, dass die Aegypter nicht bloss die lebenden Thiere mit Sorgfalt ernährten, sondern sie auch nach ihrem Tode mit einem Aufwande beerdigten, der oft ihre Kräfte überstieg. (c. 84.) Mit nicht geringerer Sicherheit entdeckte er L. II. 31. bey den Worten τοὺς δ᾽ ἀφανεῖς (ἀστέρας) τοῖς τετελευτηκόσιν ἠθροῖσθαι νομίζουσιν, in der Abweichung des Cod. Mutin. προσορεῖσθαι, das ohne allen Zweifel richtige προσωρίσθαι, welches dem vorhergehenden καταριθμοῦσιν entspricht, und an die Stelle des Sinnlosen etwas überaus treffendes setzt. Minder wichtig für den Sinn, obgleich nicht minder scharfsinnig ist L. III. 27. p. 194. 2. Wess. die Verbesserung: καὶ παραμένουσι μέχρις ἂν τὸ πεπτωκὸς ἀναδάσωνται. (st. ἀναλώσωσι.) wo sich die richtige Lesart und ihre allmäliche Verderbniss in den Varianten ἀναδάσωνται, ἀναδώσωσιν, ἀναδώσουσι deutlich genug zeigt.

Ein wichtiger Gegenstand der Verbesserung des Textes war die Reinigung desselben von den zahlreichen Glossemen, die zum Theil zugleich mit der alten und richtigen Lesart in den Text gekommen waren. Rhodomann, der scharfsinnigste unter den ältern Herausgebern Diodors, welcher schon auf der Schule zu Ilefeld, unter den Auspicien des gelehrten Neander, eine vertraute Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller errichtet hatte, wendete auch auf diesen Punkt eine glückliche Aufmerksamkeit, und ob es ihm schon bisweilen begegnete, das unverdächtige in Verdacht zu ziehen (z. B. I. p. 51, 7. Wess.): so sind doch viele der von ihm bezeichneten Einschiebsel durch später verglichene Handschriften für solche erklärt worden. Indessen ist es bey einem Schriftsteller, welcher nicht mit Worten geizte, gar sehr leicht, die Strenge zu weit zu treiben, und man würde gewiss bey dem Gebrauche solcher Kriterien der Unächtheit, wie das von Reiske Animadv. p. 7. aufgestellte (nimis multis scatet Diodorus ejusmodi interpolationibus — eae peculiari indicio produnt, illo ἤ, quod mihi saepe in aliis quoque auctoribus scholion detexit.) jeden Augenblick in Gefahr seyn, dem Schriftsteller sein Eigenthum und seine Eigenthümlichkeit zu entziehn. Hier muss zuerst der Ausspruch der Handschriften gehört werden, welche beym D. eine Menge Glossemen entdecken, die Hr. E. oft nach Stephanus Vorgang und mit Rhodomanns und Wesselings Einstimmung, oft auch nach eigener Einsicht, zuerst bemerkt und bezeichnet hat. Auch bey dieser Art von Verbesserung zeigt sich öfters ein glücklicher Scharfsinn, der die tiefer liegende Wahrheit aus schwachen Spuren zu entdecken vermag. Ein treffliches Beyspiel dieser Art findet sich L. III. 5. p. 303. In der Erzählung von dem Gebrauche der Aethiopier, dem zum Tode Verurtheilten ein Zeichen zuzuschicken, das den Befehl zu sterben ankündigte: Διὸ καὶ [illegible] τινα, τοῦ θανατηφόρου σημείου ἀποσταλέντος. — Niemand würde leicht an dieser Lesart Anstoss genommen haben, wenn nicht der Rand der Stephanischen Ausgabe in Uebereinstimmung mit einer Pariser Handschrift σημειοφόρου κ. darböte. Hr. E. fand hier mit grosser Wahrscheinlichkeit das Anzeichen eines Glossems, und schloss demnach σημείου ein, indem er das minder gebräuchliche θανατηφόρου von der Person versteht, welche kurz vorher ὑπηρέτης τὸ σημεῖον θανάτου ἔχων genannt wird. Ein anderes Glossem L. I. 68. S. 79., welches, trotz des Solözismus, den es verursachte, dennoch keinen Verdacht erregt hatte, τῶν μὲν ῥηθέντων ἀπ᾽ αὐτοῦ πρὸς αὐτὸν (ἐντολῶν) ἠμέλησε, bedurfte nur einer Anzeige, um auf immer ausgestossen zu seyn, obgleich die Handschriften hier, so wie bey einigen andern Stellen, die Hr. E. in der Vorrede S. LXXVII ff. anführt, ein tiefes Stillschweigen beobachten.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Februar 1801.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Diodori Siculi Bibliothecae Historicae libri qui supersunt ac deperditorum fragmenta.* Graeca emendavit, Notationem argumentorum subjecit, Latinam Laur. Rhodomani interpretationem castigavit et notas virorum doctorum ex editione Petri Wesselingii integras cum suis animadversionibus indicibusque locupletissimis adjunxit *Henr. Chr. Abr. Eichstädt.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir haben schon oben erwähnt, dass der Herausgeber kein Bedenken getragen habe, evidente Verbesserungen in den Text aufzunehmen. Den meisten aber, die er dieses Vorzugs werth geachtet hat, ist das Gepräge der Evidenz so deutlich aufgedrückt, dass es kaum eines Commentars zu ihrer Rechtfertigung bedürfen wird. Mehrere glückliche Conjecturen des scharfsinnigen, aber allzu rasch zufahrenden, niemals sichtenden *Reiske*, sind hier aus der Menge ausgesondert und nach Würden benutzt. So L. I. 83. S. 151. αὐτὸ τετελευτηκὸς statt τὸ τετελ. L. II. 50. S. 275. περιποιοῦν (st περιποιεῖν) welches durch das vorhergehende διλαμβάνον nothwendig gemacht wird. L. II. 59. S. 290. ὀστρέοις συγκεκομμένοις st. συγκεκολλημμένοις, *gestossene Muscheln*, wie der Zusammenhang fodert; L. III. 17. S. 320. τὰ μὲν νήπια παντελῶς αἱ μητέρες st. τὰ μὲν νήπια αἱ μητέρες παντελ. Denn die *ganz kleinen* Kinder werden den etwas erwachsenern entgegengesetzt. Vielleicht hätte von demselben Kritiker auch die Verbesserung L. I. 38. S. 67. εἷς τῶν ἑπτὰ σοφῶν ὀνομαζομένων statt ὀνομαζόμενος, und L. II. 12. S. 208. λιμνὴ στερεὸν ἔχουσα τὸν περὶ αὐτὴν τύπον statt τόπον einen Platz im Texte verdient. Die letzte Verbesserung, in welcher die Worte τὸν περὶ αὐτὴν eine dem D. beliebte Umschreibung machen, wird bestätigt durch L. I. 30. p. 35. Wess. αὕτη (arena) δὲ τὸ μὲν ὕδωρ κατὰ τὴν ἐπιφάνειαν ἄσημον ποιεῖ, τὸν δὲ τῆς λίμνης τύπον συμφυῆ τῇ χέρσῳ, wo einige Handschriften ebenfalls τόπον lesen; so wie auch L. III. 40. S. 361. wo Hr. Prof. *E.* ὁ τὴν χλώραν ἔχων τοῦ τύπου πρόσοψιν, wie es scheint, nach einer ihm eigenen Vermuthung, st. τόπον in den Text gesetzt hat. Denn auch seinen eigenen Vermuthungen hat er, wenn alle Gründe für sie sprachen, den ihnen gebührenden Platz nicht versagt. Wir wollen deren nur einige anführen, die statt vieler dienen können. L. I. 96. S. 174. wo die Aehnlichkeit der ägyptischen Meynungen von der Unterwelt mit den Meynungen der Griechen verglichen wird, und der Wiese Erwähnung geschieht, auf welcher die Seligen wandeln, liesst er λειμῶνα δ᾽ ὀνομάζειν τὴν μυθολογουμένην οἴκησιν τῶν μετηλλαχότων. st. λ. δὲ νομίζειν, welches weder dem vorhergehenden ὠκεανὸν μὲν οὖν καλεῖν τὸν ποταμὸν — noch dem weiter unten folgenden: τὸ μὲν γὰρ διακομίζον τὰ σώματα πλοῖον βᾶριν καλεῖσθαι, entspricht. Beyspiele derselben Verwechselung des Zeitworts νομίζειν mit ὀνομάζειν bietet der Text des *Diodor* selbst L. I. 23. S. 27, 76. und L. II. 30. S. 143. 85. an, wo nur die Handschriften bessere Hülfe leisteten. — Die Beschreibung der strengen Gesetzmässigkeit, welcher die Könige Aegyptens unterworfen waren, begleitet *D.* L. I. 71. S. 82. mit der Bemerkung, dass sie doch über diesen Zwang nicht unwillig geworden, sondern vielmehr ihr Leben glücklich gepriesen hätten: ταῦτα δὲ κατὰ τὸ ἔθος πράττοντες οὐχ ὅπως ἠγανάκτουν ἢ προσέκοπτον ταῖς ψυχαῖς, ἀλλὰ τοὐναντίον ἡγοῦντο ἑαυτοὺς ζῆν βίον μακαριώτατον. Mit vollem Rechte ahndete *Wesseling* in diesen Worten eine Verdorbenheit, da *D.* durch den Dativ, mit dem er das Zeitwort προσκόπτειν an vielen Stellen verbindet, immer die Sache, an welcher ein Anstoss genommen wird, zu bezeichnen pflegt, während hier ταῖς ψυχαῖς nicht das Object der Handlung, sondern eine nähere Bestimmung des Subjectes enthalten würde. Merkwürdig ist es, dass der scharfsinnige P. Leopardus, welcher (Emendatt. V. 7.) diesen Sprachgebrauch *Diodor's* erläutert, und diese Stelle unter mehrern andern zuerst nennt, doch keinen Fehler in ihr ahndete, und dass *Reiske* (Animadv. p. 7.), der so oft an dem richtigsten Texte Anstoss nimmt, diese ohne allen Zweifel verderbte Lesart in Schutz nimmt. Hr. *E.* verbessert mit einer unbedeutenden Veränderung: οὐχ ὅπως ἠγανάκτουν ἢ προσέκοπτον ταῖς τύχαις; (*haic fortunae suae minime succensebant*, als Gegensatz der Worte ἡγοῦντο ἑαυτοὺς ζῆν βίον μακαριώτατον) eine Verbesserung, bey welcher er, was ihm entgangen ist, *Dorvillens* (ad Charit. p. 422.) Stimme für sich hat. In dem sophistischen Streite zwischen Apoll und Marsyas L. III. 59. S. 228. fodert der letzte, dass Apoll nicht zwey Künste, den Gesang und die Instrumentalmusik, verbinden solle; wogegen dieser antwortet, dass Marsyas das nämliche thue, indem er ja auch seine Flöte durch Gesang belebe: δεῖν οὖν ἢ τὴν ἐξουσίαν ταύτην ἀμφοτέροις δεδόσθαι τῆς κρίσεως. — Da von einer *Beurtheilung* hier gar nicht die Rede seyn konnte, bemerkte *Wesseling* den Fehler im letzten Worte, und schlug χρήσεως vor; glücklicher Hr. Prof. *E.* κράσεως (welches Wort auch L. V. 45. p. 367. in den Handschrif-

schriften ebenfalls mit κρίσις verwechselt wird). Dass die Verbindung der Vokal- und Instrumentalmusik durch kein treffenderes Wort bezeichnet werden konnte, setzen die von *Toup ad Longin.* τ. ί. p. 360. angeführten Beyspiele ausser Zweifel. Eine andere treffende Vermuthung L. IV. 70. p. 315. in der Geschichte des Kampfes der Centauren mit dem Herkules, wo Φολόην τῆς Ἀρκαδίας aus den Spuren einer corrupten Variante Φολόην Ἐνεὸν τῆς Ἀρ. mit der grössten Wahrscheinlichkeit in Φενεὸν τῆς Ἀρ. verbessert wird, können wir nur anführen, da die Auseinandersetzung der Gründe zu vielen Raum einnehmen würde. Dagegen empfiehlt sich L. II. 36. in den Worten: διττῶν γὰρ ὄμβρων ἐν αὐτῇ γινομένων καθ' ἕκαστον ἔτος, τοῦ μὲν χειμερινοῦ, οὗ, καθὰ παρὰ τοῖς ἄλλοις, ὁ σπόρος τῶν πυρίνων γίνεται καρπῶν — die Einschaltung von οὗ (*quo tempore*) auch ohne weitere Erläuterung auf den ersten Anblick.

Dass bey allen diesen so mannichfaltigen und sorgfältigen Bemühungen, den Text *Diodors* zu reinigen und seiner ursprünglichen Beschaffenheit herzustellen, doch manche anerkannte Fehler in demselben zurückblieben, brachte die Natur der Sache nicht anders mit sich, und der Herausg. selbst führt (Vorrede S. LXX. f.) mehrere Gründe an, die ihn von der Verbesserung solcher Stellen zurückhielten. Mit Grund kann man behaupten, dass die bescheidene Enthaltung von einer Veränderung in solchen Fällen, wo zwar das Uebel nicht zweifelhaft, das Heilmittel aber bedenklich und unverbürgt ist, den kritischen Geist nicht weniger bewährt, als die glückliche Wiederherstellung verdorbener Stellen. Eine Vermuthung, die sich hören lässt, ist oft nur das Werk eines heitern Augenblicks; aber das richtige Gefühl des entschieden Wahren, des Zweifelhaften und Ungewissen kann, vornehmlich da, wo sich manches durch einen gefälligen und oft blendenden Schein empfiehlt, nur das Eigenthum eines ächt kritischen und mannichfaltig geübten Sinnes seyn. In der Beschreibung von dem Grabmahle des Osymanduas L. I. 49. p. 58. musste bey den Worten καθ' ὃν δὴ γλυφαῖς ἐντυχεῖν (ἐντυχαῖς Cod. Clarm.) εἶναι καὶ χρώμασιν ἐπηνθισμένον τὸν βασιλέα — die Wahl unter mancherley Vermuthungen ungewiss bleiben; ob schon die Lemgoer Ausgabe ohne Bedenken ἐντύχαις (ἐντύχοις) aufgenommen hat. Der Herausg., dem diese Verbesserung *Wesseling's* kein Genüge that, vermuthet ἐμψύχοις, welches in der That von künstlichen, gleichsam durch einen Schein des Lebens täuschenden, Bildern gebraucht wird. (S. *Lennep. ad Phal. Ep.* p. 22. *Abresch. Lectt. Aristaen.* p. 246 und 325.), aber an dieser Stelle doch etwas allzustark hervorzutreten scheint. Wenn es nicht überflüssig scheinen könnte, die Zahl der Conjecturen noch zu mehren, möchten wir ἐντέχνοις vorschlagen, welches, passend und anspruchslos, auch den Zügen der Handschriften nahe kömmt, in denen τέχναι und τύχαι so häufig verwechselt werden. (S. *Lennep. ad Phal. Ep.* p. 358. 63.) — L. I. 72. S. 83. wo die Handschriften zwischen μαρτυρίαν ἀπερίγραπτον, ἀνερίθευτον und ἀνόθευτον schwanken, ist das erste stehen geblieben, ob schon die beiden andern Lesarten, vornehmlich die letzte, einen stärkern Anspruch auf einen Platz im Texte zu machen schienen. Gleiche Bedenklichkeiten mussten Hn. E. abhalten, L. III. 48. S. 376. die gemeine Lesart καὶ τῷ τύπῳ μὴ κωνοειδῆ φαίνεσθαι, zu ändern, wo *Palmerii* Verbesserung δισκοειδῆ durch die Autorität des *Agatharchides*, *Wesselings* Vermuthung κυκλοειδῆ durch die Uebereinstimmung mit *Poggii* Uebersetzung (*forma non rotunda*) und die grössere Annäherung an die Züge der verdorbenen Lesart empfohlen wird. — Der Mangel an Genauigkeit, dessen sich *Diodor* bey der Benutzung seiner Quellen schuldig gemacht zu haben scheint, musste die kritische Behutsamkeit vornehmlich auch bey solchen Stellen empfehlen, wo, so wie in der eben angeführten, wahrscheinliche, auf die Vergleichung der benutzten Schriftsteller gegründete Conjecturen, nach einem Platze im Text zu streben schienen. Ein groser Theil des *dritten* Buches dieser historischen Bibliothek ist aus dem *Agatharchides* entlehnt, und mehrere Stellen in demselben sind durch Vergleichung mit den Ueberresten dieses Geographen glücklich verbessert worden; wie denn auch Hr. E. kein Bedenken getragen hat, c. 10. S. 324. ἐλαίαι st. ἐλάται (S. *Casaubon. ad Strabon. XVI.* p. 1119. A.) und gleich darauf nach *Wesseling*, καστανικῷ καρύῳ st. καστανῷ aufzunehmen. Ein ganz anderer Fall war es c. 17. S. 320., wo D. von den Ichthyophagen erzählt, dass sie sich während ihrer vier Jagd- und Festtage ohne Unterschied mit ihren Weibern vermischten, um Kinder zu zeugen. *Agatharchides* weiss von einem solchen abgeschmackten Zusatze nichts. Er sagt vielmehr treffend und gut: πρὸς τὰς θήρας γίνονται — καὶ πρὸς ταῖς συνουσίαις, ταῖς παιδιᾶς χάριν γινομέναις, „sie ergeben sich dann der Jagd und den Gesellschaften, die um der Kurzweil willen angestellt werden." Nach dieser Stelle die Worte *Diodor's* verändern zu wollen, würde nicht eine Wiederherstellung des Textes, sondern eine unkritische Verbesserung des Schriftstellers selbst seyn, der hier seinen Gewährsmann, so wie auch an andern Stellen, unrichtig verstanden hat. Vorsichtig hat daher der Herausg. L. III. 23. S. 329. den verdorbenen Namen des Flusses Ἄσα lieber beybehalten, als ihn aus dem *Agatharchides* in Ἀσταβόραν, oder aus *Strabo* L. XVI. p. 1116. in Ἀστάπουν zu verwandeln, ob sich gleich der letzte Name auch in *Poggii* Uebersetzung findet. Mit gleicher Vorsicht hat er L. III. 48. S. 375. die Worte: καὶ κατὰ τοὺς ἑξῆς ἐκ τοῦ κατ' ὀλίγον πλαζόμενοις unberührt gelassen, die durch die Aufnahme der leichten, und wie es uns scheint, aus dem mehrmalen angeführten Geographen hinlänglich bewährte Verbesserung ἐκ τοῦ κατὰ λόγον, nicht ganz geheilt worden wäre. (S. *Reiske Animadv.* p. 17.) Dass so kühne Vermuthungen, wie L. III. 18. p. 187. 76. Wess. die von *Valkenaer* (*Diatribe* p. 290. A.) καὶ γὰρ ὁ δεύτερος Ἡ[illegible] (st. καὶ ὁ τρίτος δὲ Πτ.) oder die von *Toup* (*Emendat. in Suid.* T. I. p. 115.) φασὶν δὲ — τῷ Σα[illegible] L. I. 11. p. 15. st. φύσιν δὲ — τῶν θεῶν τούτων, und ähnliche, diesen Herausg. nicht verführen würden, ihnen eine Stelle im Text anzuweisen, konnte zum voraus

erwartet werden. Eben so wenig unerwartet kann es seyn, dass er zwar wahrscheinlichen, aber nicht nothwendigen, Vermuthungen seiner Vorgänger kein Gehör gab; wie z. B. L. I. 77. p. 28. 27. wo indess *Stephani* und *Rhodomann's* Zweifel gegen die gemeine Lesart θεοὺς τε ἀσεβοῦντων von *Wesseling* durch die Anführung einer Dichterstelle zurückgewiesen werden. Auf eine weit vollständigere Weise aber ist ihre Richtigkeit aus Beyspielen prosaischer Schriftsteller von *Abresch in Anim. ad Aeschyl.* T. II. p. 133. dargethan worden. Dagegen billigte selbst *Wesseling* L. II. 22. S. 136. 42. den Vorschlag οὐδὲν κατεπείγει statt ὡ κ. da doch, wie *Toup ad Longin.* p. 376. zeigt, das eine so gut, wie das andere, statt findet. Ob aber Hr. Prof. E. in folgenden Stellen, L. I. p. 11. 98. W. ἐν γὰρ τῇ Μελανίππῃ τίθησιν, wo *Valkenaer* (Diatr. p. 45. C.) Μελ. φησίν; L. I. 68. p. 79, 88. wo derselbe Kritiker (l. c. p. 284. C.) die nur in dieser Stelle vorkommende Form στραγγαλῃθεὶς mit der gewöhnlichen στραγγαλισθεὶς vertauscht; L. I. 23. S. 39. *ed E.* wo *Toup* (*Emend. in Su. V.* T. I. p. 521.) παραλαβόντων — ποιητῶν τὸ γένος in γεγονὸς verändert, u. a. m. die gemeine Lesart in Schutz nehmen, oder ob er den angeführten Verbesserungsvorschlägen seinen Beyfall ertheilen wird, darüber müssen wir den versprochenen Commentar erwarten, dessen Belehrungen wir mit grossem Verlangen entgegensehen. Hier werden uns auch ohne Zweifel die Gründe vorgelegt werden, die den Herausg. vermochten, an einigen andern Stellen, wo die Handschriften gelehrtere Lesarten anzubieten scheinen, die ältere beyzubehalten. Es möge uns vergönnt seyn, einige Stellen dieser Art hier anzuzeigen und diesem Verzeichnisse die eine und die andere eigene Vermuthung einzustreuen. L. I. 13. p. 23. scheint uns τετευχότας τῆς ἀθανασίας dem Gebrauche *Diodors* angemessener, als τετυχηκότας. Und so wird es auch wahrscheinlich beym Euseb. Praep. Ev. II. 2. p. 59. Diodori Fragm. T. II. p. 633. 10. ἀθανάτου τετευχότας τιμῆς geheissen haben, nachdem τοὺς τῆς ὁμοίας φύσεως [illegible] τετευχότας unmittelbar vorhergegangen war. In der Beschreibung des Katarrakt L. I. 32. p. 55. möchte die, schon von Rhodom. gebilligte Lesart des Cod. Claram. πρῶνας st. πέτρους der Erfindung der Abschreiber kaum zuzutrauen seyn. L. I. 71. S. 130. heisst es von den ägyptischen Königen: τοιγάρουν πλεῖστον μὲν χρόνον τῶν μνημονευομένων βασιλέων πολιτικὴν κατάστασιν ἐτήρησαν. Eine Handschrift liesst πλεῖστον μὲν πλῆθος χρόνου welches vielleicht auch in den Text gehört: πλῆθος χρόνου hat D. auch an andern Stellen gebraucht. Übrigens wird man nicht nöthig haben, mit *Reiske* eine Verstümmelung an dieser Stelle anzunehmen, wenn man nur bey ἐτήρησαν, οὗτοι hinzudenkt, und unter den μνημονευομένοις βασιλεῦσι nicht die Könige Ägyptens, sondern überhaupt diejenigen versteht, deren die Geschichte Erwähnung thut. — L. III. 16. S. 319. hilft eine Handschrift der ungriechischen Construction κόγχους τηλικούτους τὸ μέγεθος, ὧν εὑρίσκουσι τινὰς τετραμναίους durch die Lesart ὥστε εὑρίσκεσθαι [illegible] ab; aber diess dürfte leicht eine blosse Verbesserung der Abschreiber seyn. Sind vielleicht die, durch den Nachsatz entbehrlich gemachten Worte τηλικούτους τὸ μέγεθος ein Einschiebsel? Ganz dunkel scheint uns L. III. 19. S. 325. dasjenige, was von der rohen Begräbnisssitte der Ichthyophagen erzählt wird: τοὺς δὲ τελευτήσαντας θάπτουσι κατὰ μόνον τὸν τῆς ἀμπώτεως καιρόν, ἐῶντες ἐῤῥιμμένους· ὅταν δ' ἡ πλημμυρὶς ἐπέλθῃ, ῥίπτουσιν εἰς τὴν θάλατταν τὰ σώματα. „Sie begraben ihre Todten nur zur Zeit der Ebbe, indem sie dieselben hinwerfen und liegen lassen; wenn aber die Fluth kommt, werfen sie die Leichname in's Meer." Sie begruben sie also alle in den Wellen; denn die Fluth kam täglich zweymal; und spielte ohne Zweifel auch die Leichname mit hinweg, die man auch nicht ausdrücklich in das Wasser trug. Wie konnte D. sagen, dass sie zur Zeit der Ebbe, und *nur* zu dieser Zeit *begraben* worden? Ein kleiner Irthum, durch welchen μόνον entstand, scheint an dieser Verwirrung schuld zu seyn. Vermuthlich schrieb *Diodor*: τ. δὲ τ. θάπτουσι, κατὰ μὲν τὸν τῆς α. καιρὸν ἐῶντες ἐῤῥ., ὅταν δ' ἡ πλ. „Ihre Art, die Todten zu begraben, ist die, dass sie dieselben zur Zeit der Ebbe hinwerfen, wenn aber die Fluth kommt, die Leichname in's Meer tragen." So ist alles deutlich und den Worten *Strabo's* angemessen, welcher L. XVI. p. 1119. A. von demselben Volke sagt: τοὺς δὲ νεκροὺς ῥίπτουσι τροφὴν τοῖς ἰχθύσιν, ἀναλαμβανομένους ὑπὸ τῶν πλημμυρίδων. — L. III. 31. S. 340. möchten wir die Einschaltung des Namens der *Kynamolgen* oder *Kynamyner*, welchen der *Cod. regius* nach κατισχύοντας setzt, nicht für ein blosses Glossem halten: so wie uns dagegen c. 43. S. 364. in den Worten ἐξ ὧν παντοίας ὠφελείας χρημάτων ἔχουσα, die Lesart des Cod. Coislin. et Mutin. παντοίας ποικιλίας χρ. auf ein solches zu deuten scheint. Hiess es vielleicht ποικίλας ὠφελείας? oder standen ehemals beide Adjectiven im Text: παντοίας καὶ ποικίλας ω. so wie πολλὰ und ποικίλα oft neben einander stehen (s. T. Hemsterh. ad Xenoph. Ephes. p. 288. ed. Locell.) — L. III. 56. p. 393. ἅμα δὲ τῷ μεγέθει τῶν τιμῶν ὑπερβάλλειν τὰς εὐεργεσίας, wo *Reiske*, mit richtiger Einsicht des Fehlers, ὑπερβάλλειν σπουδάσαντες verbessert, lesen wir, mit geringerer Veränderung, aber in dem nämlichen Sinne: ὑπερβάλλοντας τὰς εὐ. wo das Zeitwort einen *conatum* zur Handlung (s. Brunk. ad Oedip. Tyr. 1454.) bezeichnet. — L. IV. 5. S. 444. scheint uns nach den Worten τὸν μὲν παλαιὸν der Zusatz des Cod. Coisl. und Mutin. αὐτῶν zu zierlich, um auf die Rechnung der Abschreiber zu kommen (S. Wesseling zur S. 285, 79.), wozu noch der Umstand gerechnet werden muss, dass sich der Coislinsche und der ihm fast überall beystimmende Mutinensische (Modenesische) von Glossen ziemlich rein erhalten, und so wie er bey Auslassungen von geringem Gewichte ist, bey Zusätzen eine vorzügliche Stimme hat. Daher würden wir nicht ungeneigt seyn, L. I. 24. S. 40. fin. σκεπαστηρίοις ὅπλοις; L. IV. 60. S. 542. den Zusatz, Θησέως, ἵνα συντελέσωμεν τὰς τοῦ Θησέως πράξεις; und L. IV. 65. S. 552. init. die Worte ἄγγελον εἰς τὰς Θήβας — für die richtigere Lesart anzuerkennen. Aus derselben Handschrift scheint L. IV. 11. S. 456. τὴν ἐν Λέρνῃ ὕδραν (Cod. Λερνέα) dem gemeinen τὴν Λερναίαν

γαῖαν ὕδρευ vorzuziehen zu seyn. Gleich darauf c. 12. S. 457. empfiehlt Wesseling die Lesart der Mutinensischen Excerpte: ὃς διέτριβεν ἐν τῇ Λαμπτείᾳ τῆς Ἀρκ. statt ἐν πεδίῳ τῆς Ἀρ. welches er aber noch in dem Texte stehen liess, *ne nimis unis schedis tribuisse videretur*. Ob Hr. Prof. E. aus dem nämlichen Grunde zu derselben Vorsicht bewogen worden, wird uns der Commentar lehren. — L. IV. 14. S. 462. scheint uns ἐν ταύτῃ γὰρ τὰς πρὸς θνητὴν ὁμιλίας κατέλυσε, wie einige Handschriften lesen, der gemeinen Lesart κατέπαυσε vorzuziehen. — Dass c. 44. S. 513. des Hylas keine Erwähnung geschieht, wo von Herkules Zurückbleiben von der Argo die Rede ist, scheint merkwürdig, und man dürfte leicht vermuthen, dass nach den Worten τὸν Ἡρακλέα τινες παραδεδώκασι, einiges mit dem Namen des Hylas (etwa τὸν Ὕλαν ζητοῦντα) ausgefallen, und das folgende πρὸς ὑδρείαν ἐξελθόντα auf diesen Knaben bezogen worden sey. Gegen die Richtigkeit der Lesart L. IV. 52. S. 527. wo von den Töchtern des Pelias, denen Medea den Vorschlag gethan hatte, ihren Vater zu kochen, gesagt wird: προσηνῶς δὲ τῶν παρθένων δεξαμένων τὸν λόγον, hat Hr. *Böttiger* in den Vasengem. I. Th. 2. S. 171. bedeutende Erinnerungen gemacht, und προσηκόντως zu lesen vorgeschlagen. Wahrscheinlicher möchte οὐ προσηνῶς seyn, da die Negation über dem vorhergehenden ου leicht konnte vergessen werden. — L. IV. 59. S. 541. würden wir ὑπὸ τῇ πέτρᾳ der Lesart ὑπό τινι π. vorziehn, da *Diodor* die ganze Geschichte, als eine den Lesern bekannte, nur recapitulirt. Im 61. Cap. S. 545. erwarten wir eine Aufklärung der Dunkelheit, die uns aus der Verbindung der Worte εἰς ὅσον ἂν χρόνον ζῇ τὸ τέρας mit dem vorhergehenden δι' ἐτῶν ἐννέα zu entspringen scheint. Dass der Vertrag nur auf neun Jahre gemacht war, erhellt aus dem nächsten Satze; und eben so erzählt *Plutarch* Vit. Thes. c. 15. p. 14. ed. Tubing. welcher sich auf die Uebereinstimmung der meisten Schriftsteller beruft. Wie konnte aber der Vertrag zugleich auf eine ganz bestimmte, und eine ganz unbestimmte Bedingung abgeschlossen werden? Und muss man nicht vermuthen, dass die Worte: εἰς ὅσον ἂν χρόνον ζῇ τὸ τέρας ein fremdartiger Zusatz sind, der eine zweyte minder gewöhnliche Sage hier anbringen sollte? Etwas weiter hin scheint nach den Worten ἀπαιτήσας ἔλαβε eine Lücke zu seyn. Denn ganz unerwartet wird der Auftrag des Aegeus an den Steuermann des Theseus erzählt, ehe der Entschluss dieses Helden nach Creta zu reisen und dem schimpflichen Tribute ein Ende zu machen mit einer Sylbe erwähnt worden war. Dagegen möchten c. 65. S. 554. die Worte ὑπὸ τῇ Καδμείᾳ leicht entbehrt werden können. Wir übergehen einiges andere, um noch für eine Vermuthung Raum zu gewinnen. L. IV. c. 71. S. 564. heisst es in der Geschichte von dem Tode des Aeskulap: καὶ τὸν μὲν Δία παροξυνθέντα κεραυνῶσαι τὸν Ἀσκληπιὸν καὶ διαφθεῖραι· τὸν δὲ Ἀπόλλωνα διὰ τὴν ἀναίρεσιν αὐτοῦ παροξυνθέντα etc. Das an sich schon ein wenig Verdächtige αὐτοῦ — denn man erwartet ein Wort, welches das Verhältniss Apoll's zum Asklepios bestimmt bezeichne — wird durch die Abweichung der Mutinensischen Handschrift τούτου noch verdächtiger. Wahrscheinlich schrieb Diodor: διὰ τὴν ἀναίρεσιν τοῦ υἱοῦ. Auf eine ähnliche Weise ist S. 581. 2. υἱὸν Ἀρισταίου in τὸν Ἀρ. verderbt werden.

Wir haben uns bisher nur mit demjenigen beschäftigt, was der Herausg. wirklich geleistet hat — wozu wir noch die zweckmässigste Abfassung der dem Texte untergesetzten Argumente rechnen müssen; — jetzt bleibt uns noch übrig, Nachricht von dem zu geben, was er weiterhin zu leisten gedenkt. Dass seine Ausgabe die ganze Wesselingische vollständig enthalten soll, — weshalb hier auch die sämmtlichen Vorreden, ja sogar die freundschaftlichen Gedichte an die Herausg. wiederholt sind — zeigt schon der Titel an. *Rhodomann's* Uebersetzung durfte also ebenfalls nicht wegbleiben; aber sie wird, nicht nur an den veränderten Stellen des Originals, sondern überall, dem Texte näher gebracht, und also in mehr als einer Rücksicht *castigirt* werden. Die Anmerkungen werden einen ansehnlichen Zuwachs erhalten; denn der Herausg. wird sich nicht begnügen, alles zu sammeln, was in neuern Zeiten zur Verbesserung und Erläuterung seines Schriftstellers hier und da zerstreut beygebracht worden, sondern diesen auch seine eigenen Bemerkungen beyfügen. Hier dürfen wir gewiss eine reichhaltige Aerndte, vorzüglich auch in dem kritischen Theile, erwarten. *In hoc variarum rerum apparatu*, sagt er unter andern (*Praef. p. XCIX.*) *pervolutatis permultis aevi recentioris commentariis, conquisita et excussa larga animadversionum farragine, probe cognovi, Diodori novo editori nequaquam praerepta esse omnia, in quibus criticam facultatem exprompat.* Ausser den eigenthümlichen kritischen Bemerkungen können wir hier auch eine Vermehrung der Var. lect. aus Wiener Codd., einigen handschriftlichen Anmerkungen von Th. Reinesius und andern Gelehrten, endlich auch aus Vergleichungen der alten Uebersetzungen hoffen. Dass Poggii Uebersetzung (von welcher wir die Venezianische Ausgabe von 1481 fol. vor uns haben) eine nicht ganz uninteressante Ausbeute gebe, davon haben uns eigene Versuche überzeugt. Als Einleitung zu seinem Commentar lässt uns Hr. Prof. E. einige Abhandlungen erwarten, in denen er die historische Glaubwürdigkeit Diodors und seinen Werth als Geschichtschreiber einer neuen genauern Prüfung unterwerfen, die Geschichte des Textes, der Ausgaben und andern kritischen Hülfsmittel genau erzählen, und die bey diesem Schriftsteller anzuwendenden Grundsätze der Kritik und Exegese aufstellen wird. Alles dieses verspricht eine Ausgabe, deren sich Deutschland nicht wenigen wird rühmen dürfen. Nur wenige Philologen pflegen sich ihr Ziel so hoch zu stecken; aber auch nur wenige besitzen so viele Kraft, um es glücklich erreichen zu können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Februar 1801.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) BERLIN, b. Sander: *Horazens Oden*, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert, von *Karl Wilhelm Ramler*. *Erster Band*, welcher das erste und zweyte Buch enthält. 1800. 311 S. 8.

2) ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. C.: *Horazens lyrische Gedichte*, übersetzt und erläutert von *F. A. Eschen*. 1800. *Erster Theil*. 300 S. *Zweyter Theil*. 402 S. 8.

Indem wir unsern Lesern diese beiden Uebersetzungen des venusinischen Dichters bekannt machen wollen, drängen sich uns von allen Seiten wehmüthige Empfindungen auf. Die erste ist die Arbeit eines Veterans der deutschen Literatur, der schon bey seinem ersten Auftreten vor dem Publicum, theils durch eigene Arbeiten, theils durch Uebersetzungen einiger auserlesenen Oden des *Horaz*, eine so genaue Verwandtschaft mit dem Geiste dieses Dichters, ein so feines Gefühl für die Schönheiten seiner Sprache zeigte, dass eine Uebersetzung aller lyrischen Stücke desselben von der nämlichen Hand eines der schönsten und wünschenswürdigsten Geschenke scheinen musste. Noch sind jene funfzehn Oden, welche im J. 1769 zuerst ans Licht traten, im Ganzen von keinem der nachfolgenden Uebersetzer übertroffen worden, und nur wenige aus einer grossen Menge dürften ihnen mit Recht an die Seite gesetzt werden können. Diess würde nun an sich nicht sehr zu verwundern seyn; denn auch zum Uebersetzer eines solchen Dichters muss man geboren werden; aber ein niederschlagender Beweis von der Hinfälligkeit des menschlichen Geistes ist es, dass Ramlern selbst in spätern Jahren das Ziel zu hoch lag, das er sich früher gesteckt und glücklich erreicht hatte. Die Uebersetzung Horazens war eine Erheiterung seines Alters, mit welcher er sich fast noch in den letzten Tagen seines Lebens beschäftigte; und als eine solche zeigt sie sich hier. Sie erscheint mehr wie eine Arbeit, welche als ein Spiel behandelt worden, nicht wie ein Spiel, dass durch Anstrengung gewonnen worden ist. Von jenem Kunstfleiss, in welchem *Ramler* alle Dichter seiner Zeit übertraf, von der Sicherheit, mit welcher er die zarte Linie des Schönen und Schicklichen traf, von dem Feuer, mit dem er sich die Ideen seines Originals aneignete, findet man hier weit weniger Spuren, als man erwartet, und nur die ehemals erworbene Fertigkeit findet sich in der natürlichen Leichtigkeit des Ausdrucks, die aber allzu oft mit Schwäche und Kraftlosigkeit gepaart ist. Mit einer dem Alter eigenthümlichen Furchtsamkeit scheint R. das Kühne gescheut, und das Starke für eine Beeinträchtigung der Schönheit gehalten zu haben. Er, welcher vordem so gut verstand, auch das unbedeutendere durch den gewählten Ausdruck bedeutend zu machen, begnügt sich in seinen spätern Arbeiten oft, an die Stelle des Gewähltesten eine Art von prosaischen Auszug zu setzen, in welchem nichts, als das Sylbenmaass an den Dichter erinnert. Aber auch selbst dieses ist in solchen Fällen nicht immer vollkommen correct. Wie schwach ist z. B. I. 2, 41. folgende Strophe:

> Oder wandelst du dich in unsern Jüngling,
> Sohn der Maja, Herold der Götter, und willst
> *Leiden*, dass *die Erde dich einen* Rächer
> Cäsars benenne.

in welcher nicht einmal der Sinn des Originals richtig ausgedrückt ist. Noch schwächer, und fast im Zeitungsstil, lässt er I. 6, 9. den Lyriker sagen: Mir Agrippa

> — verbeut *Ehrfurcht* und Erato's
> Laute, welche den Krieg scheut, *aus Mangel an*
> *Geisteskräften*, *des glorwürdigen* Cäsar und
> dein Verdienst zu entheiligen.

und am Ende der Ode mit etwas schwerfälliger Trivialität:

> Sey's, ich brenne noch selbst, oder bin unbesetzt (*vacui*);
> Nach Gewohnheit voll Wankelmuth.

In der prachtvollen Ode an August (I. 12.) ist mehr als eine Stelle nur schwache Paraphrase des Originals, das doch hier überall die Grösse der Gedanken durch kühnen Ausdruck und gewählte Stellung der Wörter bezeichnet. In folgender Strophe aber ist im Anfange die schöne Anordnung übersehen, und die zweyte Hälfte derselben sinkt zur Prosa herab:

> Er, der Ström' im Fall und die schnellen Winde
> Aufhielt, und so göttlich nach seiner Mutter
> Kunst die Saiten rührte, dass ihm Steine
> horchten und folgten.

Jedermann fühlt, dass hier das doppelte Zeitwort, von denen Horaz das eine in dem Beyworte *auritas* versteckt hat, im Falle der Strophe unglaublich schwach ist. Die *Eichen* des Römers — *auritas quercus* — sind noch ausserdem in *Steine* verwandelt; wahrscheinlich, um nach den *Wäldern* im 7. V. nicht noch einmal diese Art von Dingen zum Vorschein zu brin-

bringen. Da, wo *Horaz* einige Helden der republikanischen Zeiten *insigni Camoena* — nicht mit schwachen Tönen — zu besingen verspricht, sinkt sein Uebersetzer gerade recht sichtbar herab —

Pauls, der seinen
Heldengeist dem punischen Sieger hingab.
Und des Fabriz Lob.

und so, wie er kurz vorher den rühmlichen *Hintritt* des Cato erwähnt, so läfst er gleich darauf den Curius und Camillus zu *kriegerischen Seelen bilden;* welches beides gleich trivial ist. — Das *runde Gesicht* der Glycera *schlüpfrig anschaun* (I. 19, 8.), und die Venus, die nach vollbrachtem Opfer *zahmer* seyn wird (*veniet lenior*), ist mehr belustigend; folgendes aber XXV. 18. unbeschreiblich häfslich, und als Worte aus *Ramlers* Feder fast unerklärbar:

Wenn das Liebesfieber, der geile Kitzel,
Der die Pferdemütter zu Zeiten quälet,
An der faulen Leber dir nagt! Wie wirst du
Jämmerlich klagen — —

In einer andern Rücksicht unerklärbar ist uns folgende Stelle II. 15. 14.:

Kein Säulengang, nach Ruthen gemessen, liegt
Bis an die kalten Nordgestirne
Hinter dem Landsitz des reichen Bürgers.

Wie soll man von einem gegen Norden geöffneten Säulengange (*quae opacam excipiebat Arcton*) sagen können, dafs er bis an die kalten Nordgestirne laufe? und was soll der Zufatz des letzten Verses, der eine eigenmächtige Zugabe des Ueberfetzers ist?

Wenn diese Ueberfetzung weniger leistet, als man nach den von ihrem Vf. selbst aufgestellten Mustern zu erwarten berechtigt war: so leistet dagegen die zweyte etwas mehr, als man von der ersten gröfsern Arbeit eines jungen Mannes fodern durfte, dessen Name bisher nur durch einzelne poetische Versuche bekannt geworden war. Jedermann weifs, was für ein unglückliches Schicksal den Vf. derselben, wenige Tage nach der Erscheinung seines Werks, hinweggerafft, und zugleich die Hoffnung gestört hat, die man von der weitern Ausbildung seiner Talente und seines Kunstsinnes hegen durfte. Wenn ihm aber auch ein misgünstiges Geschick den Genufs seines Ruhms entrifs: so wird ihm doch dieser Ruhm selbst ungekränkt bleiben, und sein Name wird einen ehrenvollen Platz neben denen erhalten, die am Ende dieses Jahrhunderts die Sprache unsers Vaterlandes durch geistreichen Fleifs zu veredeln bemüht waren.

Hn. *Eschen's* Ueberfetzung verräth überall ein sorgfältiges Studium des Originals, Genauigkeit in der Nachbildung feines kunstvollen Ausdrucks, mechanische Fertigkeit in der Versification; überall zeigt sich die Anstrengung seines Fleifses; aber sie zeigt sich bisweilen zu sehr, und wir werden nicht selten zu stark an die *Arbeit* des Ueberfetzers erinnert. Die Neuheit des Ausdrucks ist bisweilen durch Härten, die Kühnheit durch Dunkelheiten erkauft; das Natürlichere scheint sogar hier und da verschmäht, um dem Gesuchtern und Künstlichern Platz zu machen. Aber dieses sind Mängel, von denen ein Jüngling, so wie von der Vorliebe für gewisse neugeprägte Wörter und Wortfügungen, leicht zurück kommt, und die durch fortgesetztes Studium und Uebung von selbst verschwinden. Von einem Künstler, der, mit Achtung für Richtigkeit, mit einiger Härte anfängt, wird immer mehr zu erwarten seyn, als von dem, welcher in seinen ersten Arbeiten Weichheit ohne Richtigkeit zeigt. Ein Jüngling, welcher das grofse Unternehmen wagt, die *sämmtlichen* Oden Horazens überzutragen — eine einzige Epode ausgenommen, wo ihm die Züchtigkeit seiner Sprache unbesiegliche Hindernisse in den Weg legte — darf wohl fodern, dafs man ihm zuerst, das, was er geleistet, in Rechnung bringe; und, wenn er auch auf kein unbedingtes Lob Anspruch machen wird, dafs man ihm wenigstens die Mängel seiner Arbeit, und was an ihr noch zu wünschen übrig geblieben, nicht mit ungebührlicher Strenge vorrücke.

Den unterscheidenden Charakter beider Ueberfetzungen, deren jede einige Eigenschaften besitzt, die man an der andern vermifst, wird man aus der Vergleichung einiger Stellen am besten kennen lernen. Wir wählen zunächst den Anfang der *ersten* Ode, von welcher wir hoffen können, dafs die meisten unserer Leser das Original in gutem Andenken haben:

Ramler.

Freund Mäcenas, du Sohn Tuscischer Könige,
Mein Beschützer, mein Stolz! Einige sammeln Staub
Auf Olympias Bahn, treiben das heifse Rad
Hart am Ziele vorbey, dünken sich Göttern gleich,
Wenn der Palmzweig sie ehrt; Andere, wenn Quirins
Wankelmüthiges Volk sie zu curulischen
Ehrenstellen erhebt; Andere, wenn die Frucht
Ihrer libyschen Dreschtennen die Scheuren füllt.
Wer sein väterlich Feld mühsam mit Hacken bricht
Wagt — ein furchtsamer Seefahrer — um Attals Gut
Sich auf cyprischem Kiel nicht in's Euböer Meer.

Eschen.

O Mäcenas, du Sprofs edeles Königstammes,
Du, der schützende Macht, lieblicher Schmuck mir ist!
Manche freut's, auf der Bahn sich von olympischem
Staub' umwirbelt zu schaun, und das umlaufne Ziel
Heifsen Rädern entschlüpft, führt, und der Siegespalm'
Hoher Ruhm sie zum Sitz herrschender Götter auf.
Dieser, wenn ihn die Schaar schwanker Quiriten eif
Mit vielfältiger Ehr' eifrig zu schmücken sorgt;
Jener, wenn er so viel, als sie auf libyscher
Tenn' ausdröschen, im Raum eigener Speicher barg.
Froh durchpflügend das Feld, welches sein Vater ihm
Nachliefs, würde dir nicht, ob auch attalische
Anerbietung ihn lockt, durch das Myrtoer-Meer
Banges Sinns mit dem Schiff cyprischer Waaren ziehn

Schon bey einer flüchtigen Vergleichung wird man leicht bemerken, daſs die letzte Ueberſetzung ſich genauer an das Original anſchmiegt, und die kleinſten Eigenthümlichkeiten deſſelben mit Sorgfalt nachbildet, während daſs ſich die erſte, mit einiger Nachläſsigkeit, den Sinn und die Folge der Gedanken auszudrücken begnügt. In der Ramlerſchen Ueberſetzung iſt die Innigkeit des Zuſammenhangs durch die Auslaſſung des bindenden Begriffs von *juvat* aufgehoben, welcher in einigen Gliedern durch die Worte: *dünken ſich Göttern gleich*, die ſchlechterdings nur zu den olympiſchen Siegern gehören, nicht ſchicklich erſetzt wird. Ueberdieſs hat die Anrede an Mäcen einen Anſtrich von Familiarität, welchen Horaz überall, wo er von und zu ſeinem edeln Freunde ſpricht, mit der ihm eigenthümlichen Urbanität vermeidet, und dieſer Ton wird in den folgenden Perioden durch die Auslaſſung des Bindewortes fortgeſetzt. In Eſchens Ueberſetzung wird man durchgängig ein gröſseres Streben nach Würde wahrnehmen, das alle Nachläſsigkeit, aber nicht das Mühſame ausſchlieſst, das man auch in dieſer Stelle gar wohl fühlen wird. Dem Beſtreben, das Ungewöhnlichere überall vorzuziehn, muſs man wohl das *heiſsen Rädern entſchlüpfte Ziel* zuſchreiben, welches auf eine Gefahr deuten würde, welcher das Ziel entginge: ſo wie die Einſchaltung des Hauptverbi: *führt*, zwiſchen zwey untrennbare Sätze, die von dieſem Zeitwort vereinigt werden ſollen. Die *wankelmüthigen* Quiriten bey Ramler ſind offenbar beſſer, als die *ſchwanken*, welches, unſers Wiſſens, nie vom Gemüthe geſagt wird. In den nächſten Verſen iſt bey Ramler der Sinn nicht richtig gefaſst, und die Vorſtellung unermeſslicher Beſitzungen in den Worten: *die Frucht ihrer libyſchen Dreſchtennen*, mit engen Gränzen umzogen. Auch bey Eſchen iſt die Gröſse der Vorſtellung nicht erreicht, wozu der Pluralis unentbehrlich war, und die Wendung, deren er ſich bedient, iſt noch überdieſs unpoetiſch und ſteif. Der *Raum* eigener *Speicher* iſt eine müſsige Umſchreibung. Bey Ramlers Ueberſetzung dieſes Verſes müſſen wir noch bemerken, daſs er ſich erlaubt hat, den Abſchnitt in die Mitte des zuſammengeſetzten Wortes fallen zu laſſen. In den Anmerkungen S. 122. behauptet er, ohne einen Grund anzuführen, daſs in dem asklepiadiſchen Verſe ſpondeiſche Füſse, welche aus der Zuſammenſetzung zweyer Wörter entſtehen, einen bequemen Platz finden; und er hat ſich dieſer Freyheit nicht nur bisweilen, ſondern, als ob ſie eine vorzügliche Zierde dieſer Versart wäre, in dieſer Ode noch ſiebenmal, und in allen übrigen, in denen choriambiſche Verſe vorkommen, häufig bedient. Uns aber ſcheint bey einem Abſchnitte, der den Vers eben ſo ſcharf, als der Abſchnitt des Pentameters in zwey Hälften theilt, dieſe Freyheit ganz unſchicklich, indem entweder das beiden Hälften angehörende Wort den Rhythmus zerſtört, oder ſelbſt auf eine widerliche Weiſe in zwey unverſtändliche Theile zerriſſen wird, z. B.:

> Die von Müttern verab | ſcheuete Menſchenſchlacht, —
> Seiner zärtlichen Eh | gattin uneingedenk.

(Vergl. III. 18 u. 34. XV. 1. 11. 17. 22. 25. 26. XXI. 1. 2. 5. 10. 14.). Das *mühſame* in der Bearbeitung des väterlichen Landes herauszuheben, war wohl nicht die Abſicht des römiſchen Dichters, der vielmehr den Landmann ſein Feld *froh durchpflügen* läſst, wie es Hr. E. richtig ausdrückt, der aber dem *patrios* durch, *welches ſein Vater ihm nachlieſs*, eine gar zu groſse Ausdehnung gegeben hat. In den Worten: *mit dem Schiff cypriſcher Waaren*, wird die Steifheit der Ueberſetzung durch die Richtigkeit der Auslegung nicht aufgehoben. In einem der nächſten Verſe (19. 20. *Eſt qui nec veteris pocula Maſſici Nec partem ſolido demere de die Spernit*) überſetzt Ramler mit Aufopferung der Hälfte des Gedankens, leicht und deutlich genug: *Dem verflieſset der Tag fröhlich bey maſſiſchem alten Weine.* Hr. E., welcher ſich ſolche Untreue nicht erlaubt, erkauft hingegen die Richtigkeit durch einen etwas ſchwerfälligen, und ohne Zuziehung des Originals, faſt unverſtändlichen Ausdruck:

> Mancher iſt, der den Trunk alterndes Maſſikers,
> *Und den Stunden des Werks kürzeres Maaſs zu leihn*,
> Nicht verſchmähet.

Die letzten Verſe dieſer Ode lauten in beiden Ueberſetzungen folgendermaſsen:

Ramler.

> Mir giebt Epheu, der Lohn unſrer gelehrten Stirn,
> Hohen Götterrang; mich trennet vom groſsen Schwarm
> Oft ein kühlender Hayn, wo mit den Nymphen ſich
> Muntre Satyrn ergehn. Wenn mir Euterpe nur
> Ihre Flöte gewährt, wenn auf mein Barbiton
> Polyhymnia mir leobiſche Saiten ſpannt,
> Und du ſelbſt mich zum Chor lyriſcher Dichter zählſt:
> O ſo rühret mein Haupt an den geſtirnten Pol.

Eſchen.

> Mich hat Epheu, der Schmuck kundiger Dichterſtirn',
> Hohen Göttern geſellt; mich hat der kühle Hayn
> Und mit Satyrn gereiht, tanzender Nymphen Schaar
> Abgeſondert dem Volk: wenn mir Euterpe nicht
> Ihre Flöten enthält, noch Polyhymnia
> Lesbos klingendes Spiel mir zu beſaiten flieht.
> Und wenn du mich zum Chor lyriſcher Dichter fügſt,
> Rühr ich hoch mit des Haupts Scheitel der Sterne Bahn.

Auch hier wird dem römiſchen Dichter von Ramler eine ihm fremde Anmaſsung zur Laſt gelegt, indem er *ſeiner* gelehrten Stirn einen Lohn zuerkennt, der allen Dichtern gemeinſchaftlich iſt. Weiterhin ſchildert H. ſeinen Umgang mit den poetiſchen Gottheiten des Waldes als einen bleibenden Zuſtand, indeſs Ramler ihn nur als vorübergehend vorſtellt. Den Gegenſatz des Götterlebens mit dem Leben des unpoetiſchen Volks, bezeichnen die Worte: *vom groſsen Schwarm*, nicht hinlänglich: ſo wie das ſpielende, und in fröhlichem Müſsiggange genoſſene, Daſeyn der Waldgötter, welches H. in ihren *leichten Chören* malt, hier in die ſittſame Art eines ehrbaren Spatzierganges.

gänges verwandelt ist. Auch bey Hn. E. giebt die *tanzende* Nymphen*schaar*, mit Satyren *gereiht*, kein recht klares und gefälliges Bild; und die Wortfügung: *abgesondert dem Volk*, ist nicht nur hart, sondern auch zweydeutig oben drein.

Härten dieser Art finden, da wo sie einzeln stehen, unter dem vielen andern Glänzenden und Wohlgerathenen leicht Nachsicht; aber bisweilen drängen sie sich bey Hn. E. so dicht, dass sie das Bessere verdunkeln und uns den Genuss desselben entziehn. Die folgende Ode (I. 19.) kann fast ganz als Beweis einer mühsamen, aber nicht mit Erfolg gekrönten, Anstrengung gelten:

> Amors Mutter, die grausame,
> Und der blühende Sohn Semelens, heisst mich jetzt,
> Und wildsinnige Ueppigkeit,
> Aufzunehmen der Lieb' einst schon verlassnes Spiel.
> Gluth erregt mir Glycerens Reiz,
> Der an blendendem Glanz parischer Marmor weicht,
> Und, zu schlüpfrig dem Blick, Augen und Wang' und Mund.
> Auf mich stürzte sich Venus ganz,
> Cypros lassend und hemmt, dass ich von Scythen sing',
> Und den Parther auf fliehendem
> Ross voll Muthes, und was andres mich selbst nicht drückt.
> Hier den grünenden Rasen, hier
> Legt Weihrauch und das Kraut, Jünglinge, giesst mir Wein
> Zweytes Jahres die Schale voll!
> Milder wird sie mir nahn, wenn ich das Opfer schlug.

Solche Freyheiten, wie hier *Glycerens* statt Glycĕrens (auch XXXIII. 2.), *Proserpina* (I. 28.), Araber (I. 35. 40.), Cinara st. Cĭnara (IV. 1. 4 u. 13. 21.), wünschen wir eben so wenig nachgeahmt zu sehen, als den Misbrauch des Genitivs, wie z. B. II. 1. 5. *die Waffen, des ungesühnten Blutes noch fleckenvoll; Ein Werk, das vieler blinden Gefahr sich wagt.* II. 2. 1. *Leer des Ansehns.* II. 5. 9. *des Spiels begierig.* IV. 1. 37. *Dich halt' ich im Traum der Nacht festumstrickendes Arms.* IV. 3. 2. *Wen du — freundliches Blicks ansahst.* IV. 9. 46. *Grösseres Rechtes nennt sich der beglückt.* Ganz unverständlich ist Epod. XIV. 15. *Mich drängt, nicht Eines zufrieden (neque uno contenta), der Freygelassnen Phryne Macht.* Solche Wortfügungen, die sich durch keine Analogie rechtfertigen lassen, sind nur ein Erleichterungsmittel, aber keine Bereicherung der poetischen Sprache, und es kann unmöglich in der Gewalt eines Dichters stehen, den Syntax seiner Sprache willkürlich umzuschaffen. Hierher muss auch die Auslassung des Artikels gerechnet werden, die sich Hr. *E.* häufig gegen den Genius der Sprache — die hierin nicht minder widerspenstig ist, als die griechische — häufig erlaubt, z. B. II. 16. 19. *wer von Heimat weg floh.* IV. 1. 12. *wenn durch dich zu erglühn* (ein) *schickliches Herz du suchst.* IV. 1. 12. *Aelternähnliches Kind lobt man der Wöchnerin.* IV. 8. 15. *Durch den Leben und Geist tapferen Führern noch Wiederkehrt nach Tod.* IV. 9. 46. *Nicht furchtsam für geliebte Freunde oder für Vaterland hinzusterben.* Epod. I. 21. in einer durchaus dunkeln Stelle:

> Wie treulich sitzend bey der federlosen Brut,
> Der Vogel sich vor Schlangengriff
> Mehr ängstet, wann er einst entflog, und doch den Schutz
> Bey Gegenwart nicht stärker beut.

Stellen, in denen der Sinn wesentlich verfehlt sey — es ist hier nicht von einzelnen Worten die Rede, welche treffender hätten können übersetzt werden — haben wir bey sorgfältiger Vergleichung bey weitem der meisten Oden nur Eine gefunden. Es ist folgende: I, 15. 15.

> Fruchtlos wirst im Gemache du
> Schweren Lanzen entfliehn, und dem gespitzten Pfeil
> Kreta's, und dem Getös', und dass der stürmende
> Ajax folge!

In den letzten Worten hat der Ueberfetzer *sequi* mit Unrecht zu *vitabis* gezogen, da es ohne Zweifel zu *celerem* gehört: *vitabis Ajacem celerem sequi i. e. in persequendo.* Vielleicht gehört zu den misverstandenen Stellen auch folgende aus Epod. IX. 15.:

> Und o der Schande! mit des Feldes *Zeichen* schaut
> Ruhzeltchen dort der Sonne Blick.

Wenigstens scheinen die *Ruhzeltchen* eben so wenig eine bequeme Uebersetzung von *conopium*, als die *Zeichen des Feldes*, für *signa militaria*, deren Dunkelheit durch das zweydeutige *mit* (statt *inter*) noch vermehrt wird.

Beide Uebersetzungen sind mit Anmerkungen begleitet, die zunächst bloss für ungelehrte *Leser* bestimmt sind, und sich daher hauptsächlich mit der Erläuterung historischer, mythologischer und geographischer Schwierigkeiten beschäftigen. Die von Eschen sind reichhaltiger, gewählter, und auf eine geschmackvollere Weise vorgetragen. In denen von Ramler zeigt sich eine zu grosse Neigung zu allegorischen Erklärungen, die mit seinem Hange zur allegorischen Einkleidung in seinen eigenen Gedichten zusammenhängt. Sonderbar werden I. 9. 19. *lenes susurri* (composito) mit unsern Gesellschaftsspielen verglichen, wo man sich dieses und jenes in's Ohr zischelt. Die Römer, setzt er S. 151. hinzu, werden ähnliche Spiele gehabt haben. Horazens Lycimnia: *quam non certare pede dedecuit*, scheint in dergleichen Spielen eine große Meisterin gewesen zu seyn." Das gleich darauf folgende Lachen aus dem Winkel her, vergleicht er mit unserer blinden Kuh, und schliesst aus dieser Stelle, dass Horaz die witzigen Spiele, bey denen Küsse zu erbeuten waren, mehr geliebt habe, als die Spiele der Gewinnsüchtigen, die einander, besonders bey verbotenen Würfelspielen, zu Grunde richteten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie* und einer kritischen Literatur derselben von *Joh. Gottlieb Buhle. Fünfter Theil.* 1800. 708 S. *Sechster Theil.* Erste Hälfte. 1800. 415 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Das Lehrbuch des Hn. *Buhle*, welches anfänglich auf drey Bände angelegt war, nimmt, je mehr es sich der Vollendung nahet, an Bänden, und diese nehmen an Stärke zu. In der Vorrede zu dem 5ten Bande hoffte der Vf., die Geschichte in dem sechsten Bande zu vollenden, wenn es die Reichhaltigkeit der Materien zuliefse; allein da die erste Hälfte des 6ten Bandes erst bis auf Cartes geht: so wird er wenigstens noch den siebenten Band zugeben müssen. Wir sind weit entfernt, diese Ausdehnung zu tadeln, oder dem Vf. eine Veränderung seines ursprünglichen Plans Schuld zu geben; es ist vielmehr zu billigen, dass er der anfänglich bestimmten Zahl von Bänden, die zweckmäfsige und vollständige Bearbeitung der Geschichte nicht aufgeopfert hat. Denn jeder Gelehrte, der sich mit der Geschichte einer Wissenschaft beschäftiget, wird gestehen müssen, dass sich hier der Umfang der Bearbeitung weit weniger bestimmen läfst, als bey jedem andern wissenschaftlichen Gegenstande. Dagegen können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass es in dem Plan des Vfs. gewesen wäre, mehr Resultate des eignen Forschens zu geben, als fremde Arbeiten zu benutzen. Je unfruchtbarer die Periode ist, welche in dem 5ten und 6ten Bande bearbeitet worden, je seltener die Werke aus dieser Zeit sind, und je weniger ihre Lectüre sonst anziehend ist; desto grösser ist das Verdienst eines Bearbeiters der Geschichte der Philosophie, der mit den Vorarbeiten anderer eigne Forschungen verbindet.

Der fünfte Theil des Lehrbuchs enthält in dem [illegible]ten Abschn. *die Geschichte der Philosophie der Araber*, womit zugleich eine kurze Geschichte der Araber und ihrer Cultur verbunden ist. Was die Lehrsätze der arabischen Philosophen betrifft, zu welchen auch der Jude *Moses Maimonides* gerechnet wird: so hat Hr. B. die Materialien gröfstentheils aus *Tiedemanns* Geist der speculativen Philosophie genommen, und nur die Darstellung und das Räsonnement ist sein Eigenthum. Im Ganzen hat die Kenntnifs der arabischen Philosophie nichts gewonnen; selbst da, wo *Tiedemann* über Dunkelheit und Unverständlichkeit klagte, hat sich der Vf. aller weitern Mühe des Nachschlagens und Forschens überhoben geglaubt. Doch ist die Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch die Araber hier S. 23. von neuem untersucht, und nach Beleuchtung der Gründe, welche *Reinhard* und *Tiedemann* gegen dieselbe aufgestellt hatten, wird man nicht leicht in Versuchung kommen, derselben unter den historischen Thatsachen eine Stelle zu geben. Mit dem 18ten Abschn. fängt sich die *Geschichte der Philosophie im Mittelalter* oder bestimmter der *scholastischen Philosophie* an. Den Anfang der Scholastik setzt der Vf. höher hinauf, als seine Vorgänger. Scholastische Philosophie, sagt er, ist die Philosophie, welche in den von den Päbsten, Bischöfen, Karl dem Grofsen und seinen Nachfolgern errichteten Schulen gelehrt wurde, und ist also nichts anders, als was wir Schulphilosophie nennen. Dem Namen nach gab es also eine scholastische Philosophie schon von den Zeiten Karls des Grofsen an, ungeachtet sie die eigenthümlichen Merkmale noch nicht hatte, um deren Willen einige ihren Ursprung erst in das 13te oder 14te Jahrhundert setzen. Er behauptet ferner, wie uns dünkt, mit Recht, dass wenn man den allgemeinen Charakter im Auge behalte, in Hinsicht auf Inhalt, Zweck und Methode kein wesentlicher Unterschied zwischen der ältern und spätern Scholastik gewesen sey, der uns berechtige, ihren Anfang mit dem neuesten Geschichtschreiber von dem 13. (nicht 14. wie Hr. B. aus Uebereilung sagt) zu datiren. Der Inhalt der Philosophie war ein aus den lateinischen Commentatoren des Aristoteles vorzüglich Augustin und Boethius gezogenes Agregat logischer Regeln und ontologischer Begriffe, die unter dem Namen Dialectik eine Wissenschaft, oder die theoretische Philosophie überhaupt ausmachten, und mit der spätern Alexandrinischen Vorstellungsart von Gott, seinen Eigenschaften, seinem Verhältnisse zur Welt und zur menschlichen Natur verbunden, oder auf dieselbe angewandt wurden. Es versteht sich hierbey von selbst, dass in der Folge verschiedene Ansichten und Bearbeitungen eben dieser Gegenstände Statt fanden; dass überhaupt der philosophische Ideenkreis theils durch die Verbreitung der Werke der Araber und des Aristoteles selbst, theils durch andere Umstände, nach und nach erweitert wurde, und sich sehr mannichfaltig modificirte. Daher lassen sich mehr Epochen festsetzen, in denen charakteristische Unterschiede der scholastischen Philosophie bemerkt werden. Der Zweck der Philosophie war kein anderer als der, das dogmatische Religionssystem der Kirche zu vertheidigen und zu befestigen; damit verband sich in der Folge ein anderer Nebenzweck, die Uebung des dialektischen Scharfsinns. Die

Die Methode des Philosophirens war lediglich durch die dialektische Form des Argumentirens bestimmt, die die Aristotelische Logik vorschrieb, welche immer künstlicher, verwickelter und sophistischer wurde. Drey Epochen werden festgesetzt, die erste bis auf *Rousselin* gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts, wo sich der Streit der Nominalisten und Realisten erhob; die zweyte bis auf *Albert* den Grosen in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, wo die Aristotelischen Werke allgemeiner bekannt und commentirt wurden; die dritte bis auf die Verbesserung der Philosophie durch die Wiederherstellung der alten classischen Literatur um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Diese Gränzbestimmung stimmt im Ganzen mit des Rec. Ueberzeugung überein; auch ist sie die einzige, bey welcher am wenigsten Willkür herrscht. Es kommt nur dann darauf an, den allgemeinen Charakter dieser Philosophie so bestimmt aufzufassen, dass sich der besondere Geist jeder einzelnen Epoche genau an denselben anschliesst, und die Abschnitte so zweckmäsig zu wählen, dass die Entstehung, die Fortbildung und das Wachsthum der philosophischen Denkungsart, ihre Anwendung auf andere Wissenschaften nebst ihren Folgen eine deutliche Uebersicht gewähre. In beiden Rücksichten hat uns der Vf. aber nicht völlig Genüge geleistet. Die von ihm und andern angegebenen charakteristischen Merkmale sind nicht alle allgemein oder doch nicht wesentlich. So läfst es sich nicht von allen Scholastikern sagen, dass sie die Absicht gehabt hätten, das kirchliche Dogmensystem zu befestigen oder zu vertheidigen, wie schon *Tiedemann* in der Vorrede zum fünften Bande mit Recht erinnert hat. Denn wie hätten sonst die Päpste und Concilien Ursache gehabt, manche Scholastiker zum Widerruf ihrer ketzerischen Behauptungen zu zwingen? Einige Scholastiker hatten wohl diese Absicht, wie der Magister sententiarum und seine Nachfolger; andere waren schon durch die Art der Erziehung und des Unterrichts an das Interesse der Hierarchie gefesselt, wodurch ihr Philosophiren nothwendig eine besondere Modification annehmen mufste; allein das Wesentliche der Scholastik macht diefs doch nicht aus. Die Periodenabtheilung des Vfs. ist schon aus dem Grunde nicht befriedigend, weil sie sich auf das Wesentliche der Scholastik, was er selbst dafür hält, nicht bezieht, und zum Theil einen zufälligen Umstand, die grössere Verbreitung Aristotelischer Schriften, zu einer Epoche macht. Was die Geschichte der scholastischen Philosophie selbst betrifft: so darf man auch in ihr keine neuen Forschungen erwarten; der Vf. gesteht in der Vorrede selbst, dass er die Schriften von *Brucker*, *Cramer* und *Tiedemann* zu seinen Führern gewählt, und vorzüglich aus dem letzten den Stoff genommen habe. „So weit ich mit den Quellen selbst näher bekannt war, fand ich die historische Treue und Genauigkeit dieses Forschers bewährt, und ich zweifle, dass auch die sorgfältigste wiederholte Untersuchung der Quellen eine neue Ausbeute von irgend einigem Belange liefern möchte. Allerdings könnte man aus den bändereichen Commentaren der Scholastiker zu Aristotelischen Büchern oder zum Magister sententiarum noch manche einzelne Raisonnemens über ontologische und theologische Gegenstände zusammenlesen, die weder von Hn. *Tiedemann*, noch von mir, berührt sind; und danach man es mit dem Begriffe der historischen Vollständigkeit nähme, auch einen ungleich grösern Vorrath von Spitzfindigkeiten und Logomachien anhäufen, als hier vorkommt; ob aber damit der Wissenschaft und Lesern, die Belehrung und Unterhaltung suchen, ein Dienst geschehe, ist eine andere Frage. Wenigstens konnte ich mich nicht entschliessen, meine Musse auf eine solche Art zu verwenden, wobey des mühseligsten Fleisses eine so dürftige Belohnung wartet. Lieber habe ich mich bemüht diejenigen scholastischen Raisonnemens, die Hr. *Tiedemann* eines historischen Andenkens werth hält, und die ich ihm nacherzähle, deutlicher darzustellen, als vielleicht von ihm geschehen ist. Auch habe ich sie oft aus andern Grundsätzen beurtheilt und gewürdigt." Das letzte hat der Vf. wirklich geleistet; aber in Ansehung des erstern wäre zu wünschen gewesen, dass es ihm gefallen hätte, etwas mehr Fleiss anzuwenden. Denn obgleich das Lob, das Hn. *Tiedemann* ertheilt wird, gerecht ist: so darf man sich doch nicht zu der übertriebenen Vorstellung verleiten lassen, als habe ein einziger Mann diese Quellen vollkommen erschöpft, und alles richtig aufgefasst. Die eigne Ansicht der Quellen wird davon jeden, der sich die Mühe nimmt, überzeugen. Nun klagt aber dieser verdiente Schriftsteller selbst nicht selten über Dunkelheit und Unverständlichkeit dieser und jener Stellen, und über Lücken. Dieses hätte doch wenigstens für denjenigen, der ihm nacherzählt, eine Auffoderung seyn müssen, diese Quellen noch einmal nachzusehen, um die Geschichte zu berichtigen. Von dem allen aber hat der Vf. so viel als nichts geleistet, und das, wie es uns scheint, blos aus Bequemlichkeit, für welche die oben angeführte Stelle der Vorrede, eine Schutzschrift enthält. Stillschweigend hat er die Berichtigungen aufgenommen, welche einige kritische Blätter enthalten, und bey Abälard die Hauptsätze aus seiner Ethica nachgetragen.

Die erste Abtheilung des sechsten Theiles enthält erst den Rest des 18ten Abschn. von der scholastischen Philosophie, welche mit einem weitläuftigen Auszuge aus *Suarez* Disputat. metaphysic. beschlossen wird, dann im 19ten Absch. *Wiederherstellung der Platonischen und Aristotelischen Philosophie*, und im 20ten *Geschichte der Philosophie in dem sechzehnten Jahrhundert*. In diesen Abschnitten hat der Vf. alle Untersuchungen sorgfältig benutzt, welche neuere Gelehrte über die merkwürdigen Männer dieser Zeit angestellt haben, z. B. *Meiners* in seinen Lebensbeschreibungen, *Fülleborn* in seinen Beyträgen, und es ist nicht zu leugnen, dass die Geschichte dieses Zeitraums an Interesse gewonnen hat. In den künftigen Bänden verspricht der Vf. auch eigne Forschungen aus den Quellen mitzutheilen.

CHEMIE.

Jena, b. Frommann: *Darstellung der neuern Untersuchungen über das Leuchten des Phosphors im Stickstoffgas* u. s. w., und der endlichen Resultate daraus für die chemische Theorie von *J. W. Ritter*. Nebst *Spallanzani's* Versuchen und Bemerkungen über diesen Gegenstand. *Erstes Stück.* 1800. 160 S. 8. m. 1 K.

Was auf dem Titelblatte gleichsam als Anhang angekündigt wird, nämlich *Spallanzani's* Versuche, macht den alleinigen Inhalt dieses Stückes aus; die Darstellung des Ganzen, was über das Leuchten des Phosphors u. s. w. bisher verhandelt worden, behält Hr. R. dem zweyten Stücke vor, dessen Vollendung, nicht minder nützliche wissenschaftliche Arbeiten (wie in der Vorerinnerung gesagt wird), ihm bisher nicht gestatten wollten. Allein auch *Spallanzani's* Versuche bleiben dem Naturforscher, der sie nicht in der Ursprache lesen kann, ein sehr wichtiges Geschenk. Selbst dann, wenn man mit den Hauptresultaten, zu welchen sie führen, bekannt ist, wird man dennoch dieselben wegen der musterhaften Art, mit welcher sie angestellt wurden, mit Vergnügen lesen. Hn. *Göttlings* Versuche über das Leuchten des Phosphors in verschiedenen Gasarten, welche zu Resultaten führten, die mit der *Lavoisierschen* Theorie unverträglich waren, veranlasten *Spallanzani* diesen Gegenstand aufs neue der Untersuchung zu unterwerfen. Der Vf. bediente sich bey seinen Versuchen des *Giobertschen* Eudiometers. Er überzeugte sich bald, dass der Phosphor, den er in dieses Instrument hineinbrachte, der atmosphärischen Luft keinesweges allen Antheil an Sauerstoff entziehe, indem der Rückstand, wenn er mit einer Auflösung von Schwefelalkali oder mit Salpetergas behandelt wurde, noch einen Rückhalt von Sauerstoffgas zeigte, der, wenn man die der Prüfung unterworfene Menge der atmosphärischen Luft = 100 setzt, 6 Procent beträgt. Da nun Hr. *Göttling* sich zu seinen Versuchen eines Stickgases bediente, welches er durch Zersetzung der atmosphärischen Luft vermittelst Phosphor erhalten hatte: so sieht man heraus, dass er seine Versuche keinesweges mit einem ganz reinen Stickgas anstellte. Zugleich bemerkte *Sp.*, dass die Feuchtigkeit der Luft das Verbrennen des Phosphors ungemein befördere; denn in Luft, der man durch trocknende Körper alle Feuchtigkeit entzogen, und welche man mit Quecksilber gesperrt hatte, erfolgt die Zersetzung der Luft ungleich langsamer, auch zeigte der Phosphor ein nur schwaches Licht. Gleich aus den ersten Versuchen ging aber das Resultat hervor, dass die Stärke des Lichts, welches der Phosphor verbreitet, in geradem Verhältnisse mit der Menge Sauerstoffgas stehe, welches in der Luft enthalten ist. Hat Phosphor in einer bestimmten Menge atmosphärischer Luft aufgehört zu leuchten: so kann man aufs neue in manchen Fällen ein, wiewohl nur schwaches, kurze Zeit dauerndes, Leuchten hervorbringen, wenn man die rückständige Luft in ein anderes Gefäss füllt. Mehrere Versuche, die angestellt wurden, um den Grund dieser Erscheinung aufzufinden, lehrten deutlich, dass durch dieses Verfahren neue Theilchen von Sauerstoffgas mit dem Phosphor in Berührung gebracht wurden. Durch das Umfüllen der Luft, wird theils eine beträchtliche Anzahl Sauerstofftheilchen aus andern Stellen des Luftraums nach dem Orte hingetrieben, wo sich der Phosphor befindet, theils kann auch das Wasser, welches bey dem Umfüllen der Gasarten gebraucht wird, neue Antheile Sauerstoffgas hergeben; denn aus den Versuchen des Vfs. ergiebt sich, dass das Sauerstoffgas sich in gewisser Quantität mit dem Wasser verbinden kann. Bey dem Leuchten des Phosphors in dem durch Phosphor bereiteten Stickgas, war bey grösseren Mengen Phosphor, sowohl Verminderung des Volumens der Luft, als auch Erzeugung von Säure bemerkbar. Wurde der Phosphor zu einer dünnen Haut ausgedehnt, und damit die Kugel eines Thermometers, welches man in das Eudiometer eingesenkt hatte, belegt: so konnte man auch die Entbindung von Wärme bemerken, indem das Thermometer unter diesen Umständen 2⅓ Grad stieg. Würden die Versuche über das Leuchten des Phosphors in *ganz reinem Stickstoffgas*, welches nach *Berthollets* Angabe (durch Uebergiessen des fibrösen Theils des Blutes mit Salpetersäure) bereitet wurde, angestellt: so zeigte der Phosphor kein Licht; auch stiess er keine Dämpfe aus, welches aber sogleich erfolgte, wenn ein auch noch so kleiner Zusatz atmosphärischer Luft dem Stickgas beygemischt wurde. Was das Verhalten des Phosphors im Wasserstoffgas betrifft: so ergiebt sich auch hier das Resultat, dass nur eine Beymischung von Sauerstoffgas es geschickt machen kann, das Leuchten des Phosphors zu unterhalten. Sowohl Wasserstoffgas, welches man dadurch erhalten hatte, dass man Wasserdämpfe durch glühende eiserne Röhren hindurchstreichen liess, als auch solches, welches durch Uebergiessen des Eisens oder Zinks mit Schwefelsäure bereitet worden war, war mit einem Antheil Sauerstoffgas verunreinigt, welches davon herzurühren schien, dass man nicht sorgfältig genug die atmosphärische Luft abgehalten hatte, und in einem solchen Wasserstoffgas leuchtete der Phosphor allerdings. Hatte man aber die nöthige Vorsicht angewandt, es ganz rein zu erhalten: so war kein Leuchten des Phosphors bemerkbar. Wasserstoffgas, welches der Vf. *unmittelbar an der Salsa di Querzuola* auffing, zeigte keine Spur von Sauerstoffgas, aber in diesem leuchtete auch der Phosphor keinesweges. Das Verhalten des Phosphors in kohlensaurem Gas gab mit dem angeführten ganz gleiche Resultate. In höchst reinem Sauerstoffgas leuchtete der Phosphor nicht, so lange die Temperatur unter 24 Gr. R. war; stieg sie bis auf 25°: so fing er an zu leuchten, und entzündete sich kurz darauf. Wurde die Temperatur des Sauerstoffgases nicht schnell, sondern allmälig von Grad zu Grad erhöhet, und liess man das Medium, ehe man es stärker erwärmte, eine halbe Stunde

im

in diesem Zustande: so leuchtete der Phosphor schon bey einer Temperatur von 22° ohne in eine lebhafte Entzündung zu gerathen; das Sauerstoffgas wurde unter diesen Umständen schneller als die atmosphärische Luft zersetzt, und das Thermometer von 22½° auf 28° gehoben. Wurde ein unreines Sauerstoffgas, welches Stickgas hielt (z. B. das aus Braunsteinoxyd oder Salpeter entbundene) zu den Versuchen angewandt: so leuchtete der Phosphor schon bey einer Temperatur von 15°. Aehnliche Erscheinungen fanden Statt, wenn reines Sauerstoffgas mit Stickgas, oder Wasserstoffgas oder kohlensaurem Gas vermischt wurde, und zwar war die Temperatur um so niedriger, bey welcher der Phosphor anfing zu leuchten, je gröſser die Menge dieser zugesetzten Gasarten war. *Sp.* glaubt den Grund dieser Erscheinung darin zu finden, daſs diese mephitischen Gasarten die Basis des Sauerstoffgases bestimmen, sich mit dem Phosphor zu verbinden, wodurch dann die Vereinigung des Sauerstoffs mit dem Phosphor bey einer niederern Temperatur möglich wird. Je gröſser der Antheil von Stickgas ist, der einer gegebenen Menge Sauerstoffgas zugesetzt wird, um so niedriger ist die Temperatur, bey welcher der Phosphor anfängt zu leuchten; allein die Intensität des Lichts ist um so schädlicher, je kleiner das Verhältniſs des Sauerstoffgas gegen das des Stickgas ist. Die folgenden Versuche haben zur Absicht, den Einfluſs zu bestimmen, welchen das Sonnenlicht auf die Reinheit des Sauerstoffgases hat. Die ersten Versuche, die *Spallanzani* über diesen Gegenstand anstellte, lieſsen einige Zweifel übrig, folgende hingegen sind entscheidend. Reines Sauerstoffgas, welches 40 Stunden lang von der Sonne beschienen war, wurde gänzlich vom Phosphor absorbirt. Nach 100 Sonnenstunden blieb von 100 Theilen ein Rückstand von 2⅔, nach 250 Sonnenstunden ein Rückstand von 7 Theilen, nach 350 St. von 9½ und nach 407 von 11½ Theilen, welcher Stickgas war. Allein der Vf. überzeugte sich bald, daſs weder das Licht noch die Wärme der Sonne hieran Antheil habe. Das Stickgas entband sich wahrscheinlich durch Zersetzung der atmosphärischen Luft, welche das Wasser absorbirt hatte, mit dem die Gefäſse gesperrt waren, während ein Theil reines Sauerstoffgas von dem Wasser wirklich absorbirt wurde, woraus zugleich die erfolgte Verminderung der in den Gefäſsen enthaltenen Luft zu erklären ist. Wurden die Gefäſse mit Quecksilber gesperrt der Sonne ausgesetzt: so nahm die Luft in ihrem Volumen nicht ab, und nach Verlauf von 532 Sonnenstunden fanden sich 100 Theilen Sauerstoffgas nur 1½ Theil Stickgas beygemischt, welche wahrscheinlich von der dem Quecksilber anhängenden Luft herrührten. Wurde das Gas in fest verschlossenen Gefäſsen dem Sonnenlichte ausgesetzt, und sowohl der Zutritt des Wassers und Quecksilbers, als auch der atmosphärischen Luft *gänzlich* abgehalten: so erlitt auch das Sauerstoffgas durch die Einwirkung des Sonnenlichts in Ansehung seiner Reinheit keine Veränderung. Versuche, die mit andern leuchtenden Körpern, z. B. einigen Holzarten, faulenden Thieren, den kriechenden und leuchtenden Johanniswürmchen angestellt wurden, gaben ganz ähnliche Resultate, wie der Kunkelsche Phosphor. Sie leuchteten im Sauerstoffgas sehr lebhaft, weniger in atmosphärischer Luft, in den mephitischen Gasarten (als dem Stickgas, Wasserstoffgas, kohlensauerm Gas), wenn sie rein sind, hingegen gar nicht, und nur mit einem flüchtigen Lichte, wenn sie mit atmosphärischer Luft vermischt worden.

ERDBESCHREIBUNG.

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann u. Barth: *Neuestes Gemälde von Malta. Dritter* Band. 1800. 174 S. auſser einer Tabelle u. 1 Bog. Register.

Dieſs ist der 3te Th. des J. 1800 Nr. 262. angezeigten Werkes. Er enthält viel Merkwürdiges und Interessantes, das der Vf. aus den besten Schriftstellern zusammengetragen hat. Das 6ste Kapitel handelt von Malta's Klima, Fruchtbarkeit, Naturgeschichte, Producten und Handel, und ist das wichtigste in diesem Bande. Besonders fleiſsig sind die Fisch- und Vögelarten behandelt; erstere werden in lateinischer, maltesischer und deutscher Sprache aufgeführt. — Malta enthält 16,000 Salmen brauchbares Land, auf welchen man 70—80,000 Salmen Getreides ärndtet. (Dieses Maaſs hätte dem Leser näher erklärt und mit einem den Deutschen bekannteren verglichen werden sollen). S. 52. die Menschen werden wie Vieh zu Markte getrieben. — Der Boden der Insel Malta wirft mehr als 760,000 Thaler ab, und der von Gozo 250,000 Thaler. — Auf Gozo wird Gold und Silber gefunden. Das 7te Kap. giebt eine Beschreibung von ehemaligen und heutigen Sitten und Gebräuchen, Charakteristik, Sprache, Wissenschaften, Alterthümern, Künsten. — S. 88. Die Ritter haben die Sitten so verdorben, daſs kein ehrliches Weib, oder Mädchen in der Stadt la Valetta zu finden ist, einige wenige vom Adel ausgenommen. S. 104—132. Beschreibung der Insel Gozo. S. 132. Beschreibung der Insel Concino. — Auf einer beygefügten Tabelle wird die Bevölkerung von Malta und Gozo nach verschiedenen Schriftstellern angegeben; die höchste 150 bis 160,000 Menschen, die niedrigste 90,761, denn die von Abel von 53,594 ist zu alt. Der Vf. meynt, daſs man voll 100,000 Personen rechnen konnte, ehe die Franzosen im J. 1798 dahin kamen. S. 138 bis zu Ende enthält das neueste Gemälde des Ordens und seiner Sitzungen, bis in den April 1799. Auch sind hier mehrere öffentliche Staatspapiere abgedruckt.

Die Sprache des Vfs. ist nicht die beste, hin und wieder etwas undeutsch, und dabey ist das ganze Werk so von Druckfehlern entstellt, daſs man am Ende ein Verzeichniſs von mehreren Seiten davon auswerfen muſste. Das Italiänische besonders ist verdorben, daſs es oft schwer ist, einen Sinn heraus zu bringen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 27. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbuschs W.: *Geschichte der neuern Philosophie* seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. Von *Joh. Gottlieb Buhle. Erster Band. Einleitung*, welche eine Uebersicht der ältern philosophischen Systeme bis zum funfzehnten Jahrhunderte enthält. 1800. XII und 896 S. *Zweyter Band.* VIII u. 447 S. gr. 8.

Auch mit einem zweyten Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. *Sechste Abtheilung. Geschichte der Philosophie* von *Joh. Gottlieb Buhle. Erster* und *zweyter Band.* (4 Rthlr. 8 gr.).

Der Vf. fängt die neuere Philosophie nicht mit Descartes, sondern mit dem funfzehnten Jahrhundert, also überhaupt mit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften an, theils weil vor Descartes mehrere eben so originale Denker gelebt haben, theils weil auf diese Art die Geschichte der neuern Philosophie in den Plan des Ganzen besser einpasst. Diese neuere Philosophie entstand durch das wiederauflebende Studium der ältern griechischen Philosophen, und ihrer Geschichte geht daher die Kenntniss ihrer ältern Schwester voraus. Daher enthält dieser erste Band als Einleitung eine Darstellung der ältern Philosophie. Es fehlt uns zwar nicht an Schriften über diesen Gegenstand; allein der Vf. fand sie zu seinem Zweck entweder zu weitläuftig, oder zu kurz und trocken. „Ich habe mich, sagt er S. XI. hier blos auf eine Entwickelung der successiven Veränderungen der Philosophie als Wissenschaft selbst, und eine allgemeine Schilderung ihrer Beschaffenheit bey verschiedenen Völkern und der Ursachen derselben beschränkt, mit Vorbeylassung aller literarischen, kritischen und politischen Discussionen, und manches Detail, was nicht für meinen Zweck gehörte. In Ansehung der scholastischen Philosophie schien mir eine Charakteristik vorzüglich ihrer Form und Ursachen hinlänglich zu seyn, da sie gerade durch die Form sich am meisten unterscheidet, und der Inhalt sich nicht wohl in der Kürze verständlich angeben lässt, dieser auch mit der neuern Philosophie am wenigsten zusammenhängt, als deren Tendenz ihm vielmehr entgegengesetzt war; wenn gleich einzelne neuere Philosophen von den Scholastikern Manches entlehnten, oder in ihrer Art zu philosophiren in gewissen Behauptungen mit denselben übereinkamen. Uebrigens liegt bey dieser ganzen historischen Darstellung der ältern Philosophie mein Lehrbuch der Geschichte der Philosophie zum Grunde, so dass jene gewissermaassen als ein Auszug aus diesem zu betrachten ist, namentlich, was das Platonische, Aristotelische und Plotinische System betrifft." Ueber diesen Plan und die Ausführung desselben müssen wir einige Bemerkungen machen. Zugegeben, dass eine Darstellung der ältern Philosophie als Einleitung zur Geschichte der neuern unentbehrlich ist: so bezweifeln wir doch, dass sie in der Ausdehnung und Ausführlichkeit, wie sie hier vorgetragen ist, nothwendig war. Eine gedrängte Uebersicht der verschiedenen Systeme und eine bündige Entwickelung des Ganges, welchen die Philosophie als Wissenschaft genommen hat, als das Resultat der Geschichte der älteren Philosophie war zu diesem Zwecke zureichend, und konnte auf der Hälfte dieses Raums vorgetragen werden. Dieses Werk ist ein Auszug aus des Vfs. Lehrbuche, aber von weiterem Umfange, als der Vf. angiebt. Den Anfang und das Ende abgerechnet, in welchem die scholastische Philosophie in zweckmässiger Kürze dargestellt wird, ist das Uebrige ein unveränderter Abdruck der Paragraphen des Lehrbuchs mit Weglassung der meisten Anmerkungen. Hr. B. hätte also entweder jenes Lehrbuch weit mehr umarbeiten müssen, wenn es dem Zwecke einer Einleitung zur neueren Geschichte der Philosophie entsprechen sollte, oder, wenn er diese Mühe scheute: so konnte er immer seine Leser geradezu auf sein Lehrbuch verweisen, welche dadurch eher gewonnen als verloren hätten, anstatt dass sie jetzt, um beide Werke vollständig zu haben, Einerley zweymal kaufen müssen. Auch vermissen wir Gleichförmigkeit in Beziehung auf die literarischen und kritischen Anmerkungen. In der ersten Hälfte sind sie fast alle ausgefallen, die nothwendigsten Citate ausgenommen, in der zweyten dagegen viele, oft lange, aus dem Lehrbuche aufgenommen worden.

Weit mehr Zufriedenheit gewährt der zweyte Band, von welchem wir hier nur die erste Abtheilung vor uns haben, oder der Anfang der neuern Geschichte selbst. Der Vf. hat durchgängig die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt, aber auch selbst die Quellen studiert, mit philosophischem Geiste die Philosopheme herausgehoben, die denselben zum Grunde liegenden Ideen entwickelt, und wo es nöthig war, einer scharfen Beurtheilung unterworfen; mit einem Worte, um das Materiale und Formale der Geschichte der Philosophie sich unleugbare Verdienste erworben.

Bey der grofsen Ausführlichkeit, welche der Plan des Ganzen erlaubt, möchten wir den Vf. nur bitten, mit ftrengerer Auswahl zu Werke zu gehen, und nicht alles aufzunehmen, was nur in entfernterer Beziehung mit der Gefchichte der Philofophie zufammenhängt; auch bey den Zergliederungen philofophifcher Schriften oder ihren Auszügen fich mehr darauf zu befchränken, den Zeitgeift oder die Denkweife eines Mannes zu charakterifiren. Endlich dürfte auch hier und da die Anordnung der Gefchichte noch zu verbeffern feyn. Die erfte Periode bis auf die Reformation ift in mehrere Abfchnitte nach den Schulen (Platoniker, Myftiker und Cabbaliften) abgetheilt, wobey es unvermeidlich ift, theils die Zeitfolge zu vernachläfsigen, theils Männer, die nur eine fehr entfernte Aehnlichkeit haben, neben einander zu ftellen. Der Inhalt diefer Hälfte des zweyten Bandes ift folgender. *Erftes Hauptftück. Gefchichte der neuern Philofophie vom Anfange des 14ten Jahrh. bis zur Reformation im Anfange des 16ten. Erfter Abfchnitt. Von den allgemeinen Urfachen, wodurch im 14ten und 15ten Jahrh. die Wiederherftellung der Wiffenfchaften überhaupt und der Philofophie insbefondere bewirkt wurde.* Diefe Urfachen werden mit pragmatifcher Kürze ausgeführt. Unter die befondern Urfachen der Wiederherftellung der Philofophie rechnet der Vf. die Erfchöpfung und Erfchlaffung des menfchlichen Geiftes nach fo vielen unnützen und unfruchtbaren Speculationen, die wieder auflebende Poefie in Frankreich, Italien und Spanien, die Unterjochung des griechifchen Kayferthums durch die Türken und dadurch bewirkte Verpflanzung der griechifchen Literatur nach Italien, die Erfindung der Buchdruckerkunft. *Zweyter Abfchn. Gefchichte der Wiederherftellung des Studiums der claffifchen Literatur überhaupt in Italien während des 14ten und 15ten Jahrhunderts.* Diefer Abfchnitt hätte füglich mit dem erften verbunden werden können, in fofern das erneuerte Studium der claffifchen Literatur unter die im erften Abfchnitte angeführten Urfachen der Wiederherftellung der Philofophie gehört. Ueberdem ift der Gefchichte der Philologie ein eignes Fach gewidmet, welches von Hn. *Heeren* bearbeitet wird. Das Leben des *Petrarcha, Ficin,* und der nach Italien eingewanderten Griechen, welche in diefem Abfchnitte vorkommen, konnte bequemer da eingefchaltet werden, wo von ihren Verdienften, ihren Streitigkeiten u. f. w. die Rede ift. *Dritter Abfchnitt* (Aus Verfehen fteht Vierter und fo fort). *Ueber die Philofophie des Petrarcha* S. 86 — 119. Es ift zwar intereffant, den Sänger der Liebe auch als Denker aufgeführt, und feine Anficht von verfchiedenen Gegenftänden des praktifchen Lebens fo genau und ausführlich, als hier gefchehen ift, gefchildert zu finden; allein da Petrarcha, wie der Vf. felbft erinnert, fich nie mit wiffenfchaftlichen Unterfuchungen abgegeben hat, und feine Schriften nur Lebensphilofophie enthalten: fo dünkt uns diefer ganze Abfchnitt in einer Gefchichte der Philofophie nicht an feiner rechten Stelle zu ftehen. *Vierter Abfchn. Gefchichte des Studiums der Platonifchen und Ariftotelifchen Philofophie im Occidente im 14ten und 15ten Jahrhunderte.* S. 120 — 360. Eine Schilderung des Zuftandes der Literatur und der Philofophie in dem griechifchen Kayferthume eröffnet diefen Abfchnitt, um das Factum zu erklären, dafs die Einführung der Philofophie durch die Griechen in Italien mit dem Streite über den Vorzug der Platonifchen oder Ariftotelifchen Philofophie begann. Die wirklichen Vorzüge und Mängel beider, und die Urfachen und Zeitumftände, welche die eine vor der andern begünftigten, werden, wie man erwarten konnte, mit Scharffinn und Gründlichkeit entwickelt. Der Streit felbft wird fehr ausführlich erzählt, und von den Schriften des Pletho, Beffarion (vorzüglich ausführlich von feiner Schrift *in Calumniatorem Platonis*) und den andern dahin gehörenden ein Auszug gegeben. Den gröfsten Theil diefes Abfchnitts (S. 171 bis 341.) nimmt aber eine weitläuftige und beurtheilende Analyfe der philofophifchen Schriften des Ficin, vorzüglich feiner *Theologia Platonica* ein. Ungeachtet Ficin den Stoff dazu aus den Philofophemen des Plato, der Neuplatoniker, der Gnoftiker, Cabbaliften und den platonifirenden Kirchenvätern nahm: fo ift es doch intereffant zu fehen, was eine auf den Fittigen einer üppigen Phantafie über alle Gränzen des Erkennbaren ausfchweifende Vernunft daraus bildete. In der folgenden inftructiven Beurtheilung diefes Syftems, läfst der Vf. dem Ficin in Anfehung feines philofophifchen Geiftes, feines Scharffinnes und Eifers für die Begründung der Lehre von der Geiftigkeit und Unfterblichkeit der Seele alle Gerechtigkeit widerfahren, deckt aber eben fo gründlich die Mängel deffelben auf. Nur in Ein Urtheil können wir uns nicht recht finden. Das Syftem des Ficin, fagt er S. 322. 323. ift auf der einen Seite Pantheismus, und auf der andern Theismus. Allein die Gründe, welche für das erfte angeführt werden, beweifen nicht, was fie beweifen follten. Wenn die Gottheit nach Ficin, die ewige Urform aller Formen ift, wenn alle Dinge in ihr und durch fie find, wenn die erfte Materie allein durch fie exiftirt, indem fie diefelbe aus Nichts hervorgebracht hat: folgt daraus, dafs Ficin den Urheber des Univerfums mit demfelben identificire? Aehnliche Erinnerungen laffen fich gegen das Raifonnement S. 330. 331. machen. — Die Ariftoteliker diefes Zeitraums übergeht der Vf in diefem Abfchnitt mit Stillfchweigen, weil fich von ihnen nichts weiter fagen liefs, als dafs fie Commentarien über Ariftotelifche Bücher gefchrieben haben, und fchliefst daher diefen Abfchnitt mit zwey Männern, welche gröfsere Aufmerkfamkeit verdienten, *Nicolaus Cufanus* und *Rudolphus Agricola*. Der erfte wurde fchon in dem 2ten Abfchn. als ein Skeptiker angeführt, wie auch fchon in Stäudlin's Geift und Gefchichte des Skepticismus gefchehen ift. „In einem Werke *de docta ignorantia praecifionis veritatis inattingibilis*, heifst es S. 81., kämpft er befonders gegen die Sucht der Scholaftiker, über jeden Gegenftand, auch wenn er die Schranken der menfchlichen Vernunft fchlechterdings überfteige, disputiren zu wollen. Er felbft näherte fich in feiner Art zu philofophiren den

skeptischen Denkart. Von demselben Werke heisst es weiter unten S. 343. „Es ist eine Metaphysik auf die Idee des unbedingten Maximums, das zugleich die absolute Einheit ist, erbaut, aus welcher zuletzt Nicolaus auch die positive Religionsdogmatik und die Geheimnisse der Dreyeinigkeit und der Erlösung zu erklären sucht. Die *docta ignorantia* besteht in der Wissenschaft, dass das unbedingte Maximum, oder die absolute Einheit an sich unerkennbar sey, weil das Medium aller Erkenntniss durch eine Zahl gegeben seyn muss, jenes Maximum aber sich über alle Zahl erhebt. Diese Wissenschaft ist also in ihrem Resultate eine gelehrte Unwissenheit." Wir hätten gewünscht, der Vf. hätte näher entwickelt, wie dieser Dogmatismus und Skepticismus in diesem Werke zusammenhänge; denn beide scheinen einander, nach der gegebenen Darstellung, aufzuheben. Muss man vielleicht den Theologen von dem Philosophen unterscheiden? Vielleicht lässt sich durch ein besseres Studium der Schrift *de conjecturis*, über deren Unverständlichkeit der Vf. klagt, mehr Aufschluss erwarten. Interessante Nachrichten von *Rudolphus Agricola* und dessen Werke *de dialectica inventione*, worunter vorzüglich die Urtheile über den damaligen Zustand der Philosophie und anderer Wissenschaften, aus dem 1 K. des 2 Buchs merkwürdig sind, machen den Beschluss. — Die praktische Philosophie ist fast ganz leer ausgegangen. Der Vf. erwähnt bloss der Briefe des Ficin wegen der darin vorkommenden trefflichen Maximen. Es ist freylich wahr, dass die Moral aus leicht zu begreifenden Ursachen, weit weniger bearbeitet wurde; wenn indessen von dem Angeführten vieles bloss zur Charakterisirung der in diesem Zeitalter herrschenden Denkart in Beziehung auf das Theoretische dient: so konnte und musste diese Rücksicht auch auf das Praktische genommen werden. Weil es wenige philosophisch praktische Schriften gab (unter denen doch des *Laurentius Valla* Buch *de Voluptate et vero bono* erwähnt werden können): so müssen die Data dazu freylich in mehreren Schriften, selbst in theologischen mit mühsamem Fleisse zusammengesucht werden. Der *fünfte Abschnitt* enthält endlich die *Geschichte der cabbalistischen Philosophie im funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.* S. 360—447. Der Vf. geht auf den Ursprung der Cabbala zurück, zieht die Hauptgedanken derselben aus *Irira Porta Coelorum* heraus, und handelt darauf von den Philosophemen des *Joh. Picus Mirandola* (vorzüglich gegen die Astrologie) *Reuchlins*, *Venetus*, *Agrippa von Nettesheim*, *Paracelsus*, *Jacob Böhm*, *Fludd*, *der Rosenkreuzer*, *Joh. Pordage.* Nach unserm Dafürhalten ist die Cabbala, insofern sie sich auf vorgebliche Offenbarung gründet, keine Philosophie, sondern vielmehr der Tod derselben, und es sollte eigentlich in einer Geschichte der Philosophie von keinem cabbalistischen Philosophen, auch nicht von Böhm und mehreren dieser Art, sondern nur von denen Männern die Rede seyn, welche die Cabbala bestritten, und sich sonst der Unvernunft widersetzt haben. Der zweyte Theil dieses Bandes wird sich mit den Aristotelikern des sechzehnten Jahrhunderts, mit dem Einflusse der Reformation auf die Philosophie, und mit den nun auftretenden Systemen mehrerer originaler Denker beschäftigen.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Müller: *Rath Friedheims Röschen auf ihren ökonomischen Wanderungen*, von R. C. Lossius. Ein ökonomisch nützlicher Roman. 1800. 17 Bog. 8. m. illum. Kupf. (1 Rthlr.)

Die Absicht des Vfs. ist: jungen Leuten, vorzüglich Mädchen, die von Jugend auf in Städten erzogen wurden, also von den beschwerdevollen Geschäften des Landlebens gar keinen Begriff haben, sich das allenfalls wie ein arkadisches Hirtenleben denken, oder wohl gar der Meynung sind, dass dem Landbewohner alle seine Erzeugnisse ganz umsonst zuwachsen, in dem gefälligen Gewande eines Romans eine Art von Unterricht in die Hände zu spielen. Diese Idee ist bey der leider! noch immer herrschenden Vorliebe zur Romanenlectüre gar nicht zu verachten, und es wäre kein geringes Verdienst, wenn es dem gutmeynenden Vf. glücken sollte, manche Stadtnärrin, die unter Assembleen und Tänzen, und im Geräusch zerstreuender Gesellschaften aufgewachsen ist, durch die Lectüre dieses Büchleins zum ernstern Nachdenken zu bringen. Vielleicht wäre diess um so mehr gerade jetzt ein Wort zu seiner Zeit geredet, da fast der grösste Theil der Landprediger sich Gattinnen aus den Städten holt, die also in der Regel zu viel Unwissenheit und Bequemlichkeit mitbringen, als dass sie das ehrenvolle Loos einer ländlichen Wirthin mit Ruhm und Ehren ausfüllen könnten. Dieser Umstand gehört mit zu den Ursachen, derentwegen mancher junge Kandidat sich scheut, eine mit Ackerbau verbundene Pfarre anzunehmen, oder ist er seiner Meynung nach so unglücklich, eine solche Stelle zu erhalten, die erste beste Gelegenheit ergreift, sich diese vermeyntliche Last vom Halse zu wälzen; welches dann ein Schritt mehr zu den unseligen Vererbpachtungen der Pfarrländereyen ist, wodurch schon jetzt manche brave Prediger-Familie so gut wie an den Bettelstab gebracht ist. — Hätte der Vf. *diesen* Gesichtspunkt aufgefasst, die häusliche Glückseligkeit einer solchen Familie, die bey so kleinen Haushaltungen als eine Predigerwirthschaft ist, dem grössten und bedeutendsten Theil nach, von der Hausmutter gegründet wird, durch alle kleine Nüancen durchgeführt, und uns auf diese Art ein Gemälde dargestellt, etwa in dem Colorit, wie der würdige Vf. des *Vater Roberts* auf seine Art uns darstellte: so würde er etwas Gutes geleistet haben. Alsdann hätten die schalen Liebesgeschichten, womit der Vf. seinen trocknen Unterricht glaubte überzuckern zu müssen, besseren und ungleich rührendern Scenen häuslicher, auf Fleiss und Anstrengung gegründeter, Glückseligkeit Platz machen können. So wäre diess ein Lesebuch geworden, das jeder Vater seiner Tochter hätte mit gu-

tem Gewissen in die Hände geben können, welches Rec. mit diesem Buche bey seinen Töchtern nicht thun möchte. — Der ökonomische Unterricht erstreckt sich übrigens nur auf Kenntniss einiger Futterkräuter, auf Melken, Buttern und Käsemachen. Die illuminirten Kupfer enthalten die Zeichnungen vom gewöhnlichen rothen Klee, von der Esparsette und von der Luzerne. Den ästhetischen Werth der Geschichte vermag Rec. nicht zu beurtheilen; indessen hat sie, nach seinem Gefühl, einen albernen und unbefriedigenden Ausgang.

Altona u. Leipzig, b. Kaven: *Uebersicht der ökonomischen Pflanzencultur* von *Joh. George Reyher,* der Arzneykunde Prof. zu Kiel. 1800. 392 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vorerinnerung nach, soll dieses Buch den Landschullehrern bey dem Unterricht zum Leitfaden dienen. Der Vf. hat daher das, was von ökonomischen classischen Schriftstellern bisher vom Pflanzenbaue ausführlich gelehrt worden, in einem recht guten Zusammenhang kürzlich dargestellt. Ob aber alles in dem gegenwärtigen Werke mit den Theorieen jener Männer übereinstimme, getrauet sich Rec. nicht so geradehin zu behaupten. Er würde z. B. nicht mit dem Vf. S. 20. sagen, dass die Moore oder Brüche immer einen Thon zur Grundlage haben. Denn wenigstens findet Rec. in seinem Vaterlande und mehrern angränzenden Ländern die Moore mit keinem Thon, sondern mit weissem hin und wieder auch mit rothem Sande unterlegt. Nach S. 48. soll der frische Dünger dem Weitzen unzuträglich, ein umgestürztes Gersten- oder Haberland aber, das vor der Einsaat dieser Getreidearten bedüngt worden, gedeihlicher seyn. In Preussen, Sachsen, der Lausitz, Schlesien sagt fast durchgängig der frische Dünger dem Weizen am besten zu. Von dem Buchweizen wird S. 55. als die beste Saatzeit die Mitte des Maymonats angegeben. Hier muss eine warme Witterung, daran es öfters um diese Zeit noch sehr fehlt, die Richtschnur allein abgeben; öfters sind das Ende dieses Monats oder der Anfang des Brachmonats zur Aussaat dieser Frucht die besten Zeiten, weshalb auch fast überall bey uns in jedem Jahre eine frühe, mittlere und späte Saatzeit gehalten wird, damit, wo nicht alle, doch die beiden letztern oder eine derselben einschlagen möge. Flittergold soll nach S. 69. die Sperlinge vom Getreidefrasse verscheuchen. Wenn wir einen Kirschbaum damit bestecken: so wird der Sperling nach wenig Tagen des Knisterns dieses Materials so gewohnt, dass unsre Kirschen nach wie vor sein Geäse bleiben. Und wie wäre es thunlich, ein ganzes Kornfeld so mit Knistergold zu bestecken, dass dessen Laut den Vogel überall schrecken könnte? Vom Honiggrase *Holcus lanatus* L. S. 148. kann nicht gesagt werden, dass es keine ausdauernde Wurzel habe. Es ist vielmehr eines unsrer am meisten perennirenden Futtergräser. Die nicht wenig vorkommenden orthographischen Fehler der lateinischen Pflanzennamen, sind wohl nur als Druck- oder Correcturfehler anzusehen.

Leipzig, b. Richter: *J. A. Lehmanns auf Erfahrung gegründete Bemerkungen, Regeln und Grundsätz[e]* Zur Verbesserung des Acker- Wiesen- und Gartenbaues, Forstwissenschaft, Viehzucht und anderer häuslicher Geschäfte. 1800. 333 S. 8. (21 gr.)

Enthält gröfstentheils eine Sammlung von allerle[y] einzelnen ökonomischen Handgriffen, Kunststücke[n] Recepten etc., deren man freylich schon in Meng[e] hat, die sich indessen dadurch von andern ähnlichen Excerpten unterscheiden, dass diese mit strengerer Auswahl zusammengetragen wurden. Rec. kann [sie] daher jedem Liebhaber ökonomischer Kenntnisse [und] häuslicher Geschäfte, dem eine grössere Büchersam[m]lung abgeht, mit gutem Gewissen empfehlen. [Die] Abhandlung von Dämpfung des Flugsandes ist le[hr]reich, richtig und schön, nur Schade, dass sie nic[ht] von der Bepflanzung solcher öder Strecken en[t]hält, wozu es doch ebenfalls schon brauchbare A[n]weisungen giebt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Nürnberg,* b. Bieling: *Kurze Beschreibung von Aegypten* in geographischer und politischer Hinsicht, und der neuesten daselbst vorgefallenen kriegerischen Begebenheiten. Nebst einer gedrängten Nachricht von den Mammeluken und den daselbst befindlichen Janitscharen, so wie auch von einigen gegenwärtig auf dem Kriegsschauplatz sich vorfindenden russischen Kriegsvölkern. 1800. 10 S. 4. Mit 2 Kpft. Ja wohl gedrängt sind diese Nachrichten, und [...] so verstümmelt und unrichtig, dass sie nur dem Landm[...] der Schenke, der über Aegypten und Mammelucken, [...] nitscharen und Kalmuken und Kosaken etwas mehr [...] will, als die Zeitungen sagen, behagen können. Für ihn [...] auch die Bilderchen der Streiter zu Fuss und zu Pferde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Strafe und Bestrafung.* Von D. *Karl Theodor Gutjahr*, Lehrer der Rechte auf der Universität zu Leipzig. 1800. 364 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Schrift beantwortet Fragen, welche, wie bekannt, in den letzten Jahren des verwichenen Quinquennii sehr in Bewegung gekommen sind. Der Begriff und Zweck der Strafe, Imputation, Milderungsgründe u. s. w. machen den Hauptgegenstand derselben aus. Ein eigentlicher Auszug, eine bündige Darstellung der Hauptmomente des Räsonnements, der Gründe und des Zusammenhangs mit ihren Folgerungen, ist nicht wohl möglich. Wir begnügen uns, die Meynungen des Vfs. über Strafe überhaupt und einige damit unmittelbar verbundene Lehren, kürzlich anzugeben. Er unterscheidet die Strafe von *Schadloshaltung*, *Vertheidigung*, *Ahndung*, *Vergeltung*, *Züchtigung*, *Rache*, und nimmt mit Hn. *Feuerbach* kein Recht zur *Prävention*, als ein ursprünglich durch die Beleidigung begründetes Recht des Menschen an. Gegen Wahrscheinlichkeit giebt es keine Vertheidigung, sondern nur eine Sicherstellung. „Es braucht eines positiven Gesetzes, um den „noch bevorstehenden wahrscheinlich widerrechtlichen Erfolg der Handlungsweise eines andern, als „bereits erschienen anzunehmen, und mir die Vertheidigung wirklich zu gestatten, wo ich, der ursprünglichen Natur der Sache nach, bloss in der „Nähe derselben stand; es bedarf einer besondern „*Uebereinkunft*, um da mit meinem Arme schlagen zu „*dürfen*, wo ich ihn eigentlich bloss aufheben konn„*te*; es ist eine factische Annahme vonnöthen, um „das Urtheil, ob ein gewisses Verhältniss zwischen „mehrern vorhanden sey, nicht auf die sich zwischen „beiden angebenden Thatsachen zu stützen, sondern „bloss und allein dem vernünftigen Glauben des einen dieser mehrern anzuvertrauen." Auf einen solchen Vertrag zwischen dem zu Bestrafenden und dem Strafenden, gründet sich das Recht der Prävention. Der Mensch unterwirft sich durch Vertrag dem Zwang zur Abwendung der zukünftigen, aus der begangenen Uebertretung entstehenden, Gefahr von neuen Rechtsverletzungen. Und diese *Prävention* ist nun die *Strafe*, die also auf Abwendung zukünftiger Beleidigungen gerichtet, lediglich auf den einzelnen Uebertreter selbst berechnet, und aus einem ausdrücklichen Vertrag, welcher der Zuvorkommung erst den Charakter des Rechts ausdrückt, abgeleitet ist. Darin geht also der Vf. zu den Vertheidigern der Präventionstheorie über, die hier von neuem, aber mit einer Modification erscheint, welche eine grosse Lücke derselben füllen soll. Den morschen Stützen, auf welchen man gewöhnlich dieses Gebäude aufführt, wird ein alles heiligender Vortrag untergeschoben. Das läfst sich nun freylich hören; der Streit wird dadurch wenigstens auf einen andern Punkt gestellt. Ob er dadurch gehoben sey, wäre eine andere Frage. Es kommt alles nur darauf an, wie es sich mit der *Wirklichkeit* dieses Vertrags verhält; ob ein Grund der Nothwendigkeit für denselben existirt, und ob sich aus der Natur der bürgerlichen Gesellschaft das Daseyn einer solchen Convention erweisen läfst. Die Denkbarkeit und die rechtliche Möglichkeit eines solchen Vertrags, und dafs aus ihm ein Präventionsrecht *erklärbar* ist, das beweiset noch nicht das geringste für die Haltbarkeit dieser Theorie. Aber, liessen sich auch jene Foderungen befriedigen — es bliebe denn immer noch sehr problematisch, ob das durch diesen Vertrag begründete Recht, das *Strafrecht* sey. — Uebrigens weicht der Vf. noch darin von der gewöhnlichen Darstellungsart der Präventionstheorie ab, dass er keine physische, sondern nur eine psychologische Prävention annimmt. Er glaubte daher auch an keine Todesstrafe, als *Strafe*: nur aus dem Recht der *Nothwehr* kann, nach Hn. G., die Tödtung gerechtfertigt werden, wobey er jedoch selbst die Frage aufwirft: wie eine Gesellschaft gegen Einzelne in diese Lage kommen könne. — Um das Verhältniss der Strafe zur strafbaren Handlung zu bestimmen, kommt es, nach S. 94. auf drey Punkte an: 1) wie gross die Rechtsverletzung; 2) wie gross die Wahrscheinlichkeit sey, dass sie werde wiederholt werden; 3) ob das Strafübel gerade zureiche, diese Wahrscheinlichkeit aufzuheben, ihr das Gegengewicht zu halten. Von der Milderungsphilosophie ist der Vf. kein Freund. Er scheint sich zu dem *Feuerbach'schen* Rigorismus zu bekennen.

Wir erlauben uns nun über den eigentlichen Genius, der durch dieses Buch herrscht, einige allgemeine Bemerkungen. Durch mehrere treffende und scharfsinnige Aeusserungen zeigt der Vf. seine Talente, die uns viel von ihm versprechen; seine Sprache ist lebhaft, und zuweilen schön. Aber, man vermisst nur zu oft den ruhigen, gemessenen Schritt des Philosophen; oft wird der Zusammenhang der Gedanken nicht durch die Vernunft, sondern durch die Phantasie bewirkt, und eine Anspielung oder eine Tirade erwartet uns oft da, wo wir ein Philosophem zu finden glauben. Aus Hass gegen die Termino-

minologie der philofophifchen Schulen, wird er oft unbeftimmt und undeutlich, und aus Beftreben, überall nicht nur fchön, fondern auch überall witzig, überall originell zu fchreiben, wird er geziert, langweilig oder dunkel. — Nur einige Beyfpiele, denen wir leicht noch mehrere zugeben könnten. S. 35. „Allgemeine, und mithin gewiffe Natur der vernünftigen Wefen macht die Bafis des Rechts, und alle „feine Aeufserungen beruhen, wie feine Bafis, ebenfalls auf Gewifsheit. Wo es nicht fchlagen kann, „fchlägt es gar nicht; wo diefes angeht, fchlägt es „gewifs; bey Vermuthung und Wahrfcheinlichkeit „fpricht es gar nicht; bey Gewifsheit fpricht und „fchlägt es zugleich." Wie foll man einen folchen Perioden nennen? Folgender Satz ift ein Hauptfatz, auf den Hr. G. viel baut, und wie lautet der! S. 36. „Es zeichnet fich vorzüglich unter den wahrfcheinlichen Wirkungen der Beleidigung der moralifche „Einflufs derfelben aus; und man geht hier in der „That nicht zu weit, wenn man von jedem Ereignifs, von jeder Abänderung in der Erfcheinungswelt, deren Urfprung fich von der vorausgegangenen Beleidigung ableiten läfst, Folgen befürchtet, „und diefe frühern oder entferntern Folgen allgefammt wegwünfcht. Jede Spur enthält einen Verfuch; und unfere Beforgnifs kann fich nicht allein „auf die rechtswidrigen Erfcheinungen, welche die „Beleidigung zunächft hervorbringt, wie z. B. die „Schmerzen des Verwundeten, befchränken, fondern „jeder Umftand, welcher auf die Beleidigung Bezug „hat, felbft die gegen das Rechtswidrige der Handlung gerichteten Vorfchritte der Gerechtigkeit, alles „find Momente für die moralifche Erregbarkeit, und „mehr noch für das gleich unerklärte Princip der Gewöhnung im Menfchen, find Brownifche Potenzen „in der juridifchen Welt."

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crufius: *Faunae Sueciae a Carolo a Linné inchoatae. Pars I. fiftens Mammalia, Aves, Amphibia et Pifces Sueciae,* quam recognovit, emendavit et auxit *Andreas Joannes Retzius*, in Academia Lundenfi hiftoriae naturalis, oeconomiae et chemiae profeffor c. tab. aeri incifa. 1800. 362 S. 8.

Der thätige Vf., welcher durch feine *Obfervationes botanicae* und die *Flora Scandinaviae*, wovon 1795 die zweyte Auflage in eben dem Verlage erfchien, fich fchon um die Pflanzenkunde verdient machte, liefert uns hier eine vollftändige Bearbeitung der *Fauna fuecica Linnaei*, welche zuerft 1746, und dann fehr vermehrt 1761 erfchien. Wir wollen diefe letzte Ausgabe zum Maafsftabe unferer Vergleichung der neuern machen, und befonders durch Aushebung der neu hinzugekommenen, in Schweden beobachteten, Gattungen zeigen, welche Verdienfte der Herausgeber fich bey diefer Arbeit erwarb. *Retzius* hatte diefelbe fchon 1781 fertig. In der Claffification der Säugthiere weicht der Herausgeber von der Linnéifchen in etwas ab. Es ift diefelbe, welche fich in der Probefchrift: *Animadverfiones in Claffem Mammalium Linneanam*, die von *Sönnerberg* vertheidigt wurde, findet: *Retzius* nimmt nämlich zehn Ordnungen an: 1) *Primates;* 2) *Nocticolae*, welche ein einziges Gefchlecht: *Vefpertilio*, faffen; 3) *Ferae;* 4) *Foffores*, dahin rechnet er das Schwein, den Igel, die Spitzmaufs (*Sorex*) und den Maulwurf; 5) *Glires;* 6) *Pecora;* 7) *Jumenta;* [8) *Bruta*]; 9) *Belluae*, 10) *Cete*. — Die Befchreibungen der Gefchlechter, welche fich in der alten Ausgabe nicht finden, fchickt R. in feiner Ausgabe der Befchreibung der Gattungen voraus, und hat dadurch diefelbe viel nutzbarer gemacht. Zum Beyfpiel in der Ordnung der Nachtbewohner, wird das Gefchlecht *Vefpertilio* fo beftimmt: *Dentes omnes erecti, acuminati, approximati, numero in fpeciebus inaequali; manus palmatae volitantes, membrana corpus cingente.* Diefs ift im Grunde Linné's Beftimmung, nur die Beftimmung der Ungleichheit der Zähne ift Zufatz des Herausgebers. Linné kannte nur zwey Gattungen in Schweden: *murinus* und *auritus*, diefen hat R. noch *noctula*, *babaftellus*, *pipiftrellus*, beygefügt. Von *Phoca vitulina* hat der Herausgeber folgende Varietäten beobachtet: *flavefcens, argentea, foetida, vitulina, capite laevi vertice retufiufculo.* Hr. R. ift geneigt zu glauben, dafs diefs eben fo viele verfchiedene Gattungen feyen, wagt diefelben aber nicht zu beftimmmen. Bey dem Gefchlecht *Canis* fetzt Hr. R. den von Linné beobachteten Varietäten von *familiaris*, neun an der Zahl, noch acht bey. Die von Linné aufgeführte Gattung *felis cauda truncata corpore albo maculato*, betrachtet der Herausgeber als Varietät von *f. lynx*, fo wie noch eine andere: *corpore rufefcente, maculis pallidis*, macht jedoch dabey die Bemerkung, er halte diefelben für befondere Gattungen, habe aber nicht die nöthigen Kennzeichen aus den Schriftftellern mit Sicherheit auffinden können. Die Gefchlechter: *Muftela* und *Viverra*, verbindet Hr. R., weil er, wie er in der Anmerkung bemerkt, nicht fähe, wie man diefelben unterfcheiden wolle, wenn nicht die längere Nafe, der Stinkbeutel und die Lage des hinterften Backzahns in den letzten etwas dazu beytrügen. Der Herausgeber führt folgende Gattungen an: *Muftela lutra, lutreola* (*Viverr. lutra* und *lutreol.* beym Linné), ferner *Martes, foina, putorius, erminea, vulgaris nivalis*, welche alle in Schweden vorkommen. Die Gattungen *foina* und *vulgaris* find in der neuen Ausgabe hinzugekommen. Aus dem Gefchlecht *Urfus* bildet der Vf. drey Gefchlechter, *Urfus*, *Gulo* und *Meles*, welche er nach den Backenzähnen beftimmt; *urfus* nämlich hat d[illegible] Backenzähne oben und viere unten; *Gulo* hat vi[illegible] oben und fünfe unten; *Meles* eben fo, nur find d[illegible] Backenzähne fo verfchieden, dafs bey jenem *drey* [illegible] der obern Kinnlade eine fpitzige Krone haben, [illegible] diefem *zwey;* in der untern vier bey jenem und dr[illegible] bey diefem; auch hat *Meles* in dem obern Kiefer kei[illegible] *dentes intermedios.* — In der vierten Ordnung, we[illegible]che Hr. R. Grabthiere, Wühler, *foffores* nennt, [illegible]hen die *beftiae L.* Unter *Sus fcrofa* finden fich zw[illegible] Varietäten: *S. fcrof. chinenfis* und *pedibus monung[illegible]*

— Den *Sorex* Gattungen, nämlich *araneus* und *fodiens*, welche letzte in der neuen Ausgabe hinzugekommen ist, fehlt nach Hn. R. Beobachtung der zygomatische Bogen. Bey den Mäusen macht der Vf. zwey Unterabtheilungen: a) *cauda annulata subnuda*, dahin rechnet er: *decumanus* (*norwegicus Erxleb.*), *rattus musculus*, *sylvaticus*; b) *cauda pilis brevibus vestita*, dahin werden gezogen: *mus amphibius* und drey Varietäten. — Bey der Anordnung der Vögel hat der Herausgeber ganz Linné's System befolgt, übrigens die Handschrift des Prof. *Leche* zu Aboë über die Vögel Schwedens, und die Beobachtungen eines *Thunberg*, *Oedmann*, *Lindroth*, *Wachtmeister*, wie er in der Vorrede versichert, über diesen Gegenstand benutzen können. Von *Falco* finden sich mehrere Gattungen in Schweden, welche Linné bey der Herausgabe seiner Fauna noch nicht kannte, nämlich: *Lagopus*, *pygargus*, *cyaneus*, *rufus*, *ater*, *Lithofalco*, *fasciatus*. Vom *Strix* beschreibt Hr. *R.* eine neue Gattung: *lapponica*, *corpore supra ex fusco cinereo ferrugineo*, *albidoque maculato subtus cinereo canescentique variegato*, *iridibus flavis*, *gula barbata*. Das Geschlecht *Anas* ist in der neuen Ausgabe mit fünf Gattungen vermehrt. Aus dem Geschlecht *Colymbus* macht der Herausg. mit einigen neuern Ornithologen mehrere; *Uria* nach *Fabricius* und *Latham*, dahin kommen: *Colymbus Grylle* und *Troile*, der alten Ausgabe, ferner: *Podiceps rostrum edentutum*, *rectum*, *subulatum acutum*. *Nares lineares* u. f. w., unter diesem Geschlecht stehen: *Colymb. cristatus*, *auritus* Lin. und andere, die später beobachtet wurden, wie: *obscurus*, *rubricollis*, *minor*. *Larus parasiticus* L. bringt der Herausgeber mit *Brunning* und *Fabricius* unter ein eigenes Geschlecht: *Cataracta*. Von diesem Geschlecht findet sich nur *Cataracta Skua* (*Larus Catarractes Lin.*) in Schweden. — *Sterna caspia* findet sich in der alten Ausgabe nicht, und ist schon von *Oedmann* in *Act. suecic.* 1782. p. 230. beschrieben. *St. nubilosa* ist eine neue Gattung: *subtus alba*, *supra nigro-albo* [illegible]*scentique fusca*, *cauda forficata*, *rostro pedibusque nigris*. Von *Scolopax* finden sich in Schweden, ausser den von Linné beschriebenen: *S. fusca*, *paludosa*, *gallinula*, *Calidris*. Bey *Tringa* sind hinzugekommen: *stricta*, *hyperborea*, von der letzten Gattung werden Männchen, Weibchen und Küchlein beschrieben, ferner: *cinctus*, *grisea*, *cinerea*, *islandica* [illegible]*silla*. Rec. übergeht hier mehrere Gattungen, welche bey den folgenden Geschlechtern hinzugekommen sind. Bey *Columba oenas* werden dreyzehn Varietäten angeführt. Zu *Alauda* sind *trivialis* und *cristata* hinzugekommen. Bey dem Krammetsvogel wird die besondere Bemerkung gemacht, dass einer dieser Thiere, der bey einem Vogelhändler den Gästen den Wein aus den Gläsern zu trinken gewohnt war, kahlköpfig wurde. *Retzius* beobachtete dasselbe an einem Papagey. Dieser verlor bey Fleischkost u. s. w. die Federn, befand sich übrigens wohl. Er erhielt aber seine Federn wieder, als man seine Diät änderte. [illegible]n besondern Charakter des Geschlechts: *Emberiza* [illegible]*berculum in medio mandibulae superioris intus*, hat zuerst *Leche* beobachtet. Er ist von *Pennant* und *Latham* schon benutzt worden. — *Motacilla flava* L. hat der Herausgeber mit *Latham boarula* genannt. *M. Fethys*, welche Linné in der ersten Ausgabe angeführt, in der zweyten aber weggelassen hatte, hat R. wieder aufgenommen. *M. acredula* hält der Herausg. für eine Varietät von *M. trochilus*. Auch von *Parus* hat R. mehrere Gattungen als in Schweden lebend gefunden, z. B. *P. Cyanus*, *caudatus*, *biarmicus*.

Von der Classe der Amphibien finden sich nur vier Geschlechter in Schweden, nämlich: *Rana*, *Lacerta*, *Coluber* und *Anguis*. Auch in dieser Classe sind die Zusätze des Herausgebers beträchtlich. Unter dem Geschlecht *Rana* sind hinzugekommen: *bufina*, *portentosa* und *campanisona*, bey *Lacerta*, *Triton*, *porosa*. Diese letzte scheint der Vf. für eine neue Gattung zu halten; er beschreibt dieselbe: *dorso cristato*, *corpore verrucoso ad latera serie utrinque porosum*, *cauda lanceolata ancipiti* u. s. w. Dieselbe ist übrigens der *L. palustris L.* sehr ähnlich. Von *Lac. agilis* werden mehrere Varietäten beschrieben.

In der Classe der Fische finden sich einige Veränderungen in der systematischen Aufstellung derselben. Die Hauptabänderung besteht darin, dass R. die Unterabtheilungen der knorplichen Fische, welche er unter den Namen Fische mit verborgenen Kiefern aufführt, danach bildet, ob sie blosse Spirallöcher oder verbundene Kieferdeckel haben. Die ersten nennt er *Chondradei* und die andern *Enchelares*. Auch diese Classe hat in Vergleichung mit der Linnéischen zweyten Ausgabe der *Fauna suecica* viele Zusätze bekommen. *Myxine* hat der Herausgeber mit Recht hierher gezogen, und beschreibt die Gattung *glutinosa*. Von *Petromyzon* wird noch die Gattung *marinus* beschrieben. Die *Raja pastinaca* soll sich im Südmeere, aber selten, finden. Zu *Squalus* sind die Gattungen: *Canicula*, *Carcharias*, *glaucus*, gekommen. Aus *Squalus pristis* macht der Herausgeber ein neues Geschlecht: *Pristis spiracula* 5 *ad latera colli corpus oblongum teretiusculum*, *os in anteriore parte subtus*. *Rostrum elongatum*, *planum utrinque dentibus instructum*. Dieses Geschlecht hatte schon *Willughby* und *Latham* (*Transact. of the Linn. Society*. 2. p. 276. t. 26. f. 1.), hat es auch nach *Willughby* beybehalten. *Lophius piscatorius* wird als eine Varietät betrachtet. Zu den *Enchelares* rechnet der Vf. *Ophichtus*, *Syngnathus* und *Callionymus*, welche bey Linné unter *Jugulares* stehen. Von *Callionymus* wird auch die Gattung *Draculus* im norwegischen Meere gefunden. Die Brustflosser fangen mit *Gobius* an, wovon nach Retzius Angabe drey Gattungen in den schwedischen Gewässern sich befinden. Zu *Pleuronectes* sind hinzugekommen: *Rhombus*, *passer*, *hirtus*. Von *Labrus exoletus* wird eine Varietät *Carneus* beschrieben, und die Gattung *Apea* dieser Ausgabe beygefügt. *Perca norwegica* ist eine neue Gattung, welche indess schon in dem *Prodrom. Zoolog. Dan.* und in *Fabricii Fn. Groenland.* beschrieben worden ist. *Salmo Goedenii*, *Eperlanus marinus*, *Lampris guttatus* (*Zeus* nach andern Naturforschern) sind Zusätze der neuen Ausgabe.

Aus

Aus dieser Vergleichung erhellet deutlich, dass diese Ausgabe beträchtliche Zusätze erhalten hat. Die Platte stellt *fringilla flavirostris* und *fringilla lutensis* dar. Sie ist von *Lindroth* gezeichnet, und von *Capieux* gestochen und illuminirt.

Paris, b. Fuchs u. Delalain, Strasburg, b. Treuttel u. Würz: *Histoire Naturelle des Quadrupedes ovipares.* Par *F. M. Daudin*, Membre des Sociétés d'Histoire Naturelle et Philomatique de Paris. Avec des gravures faites et enluminées sur les desseins d'après nature, par *J. Barraband.* 1 et 2. Livraison. (Jede Lieferung zu 1½ Bog. u. 6 illum. Tafeln.). 4. (6 Franc's die Lief. auf gewöhnl., 12 Fr. auf Velinpapier, für die Subscribenten.)

Auf dem Umschlage der beiden Hefte erfährt man, dass das Werk aus 30 Lieferungen bestehen, und in seiner Art die *Buffonschen Planches enluminées* continuiren soll. Auch könne es als Supplement der Naturgeschichte der Reptilien von *Lacepède* angesehen werden. Alle Figuren dieses Werks sind nach den Originalen im Museum der Naturgeschichte zu Paris, und in den Cabinetten von *Levaillant*, *Bosc* u. m. verfertigt. Wenn alle Lieferungen erschienen sind, wird der Vf. unter dem Titel: *Traité élémentaire et complet de l'Histoire Naturelle des Quadrupedes ovipares*, nach demselben Plane herausgeben, dem er in dem ersten Bande des *Traité d'Ornithologie* gefolgt ist. In den beiden vorliegenden Heften sind 14 Species aus der Gattung der *Baumfrösche* (*Hyla*, *Rainette*) beschrieben und abgebildet. Warum der Text nicht paginirt ist, und die Tafeln nicht numerirt sind, können wir nicht einsehen, da einige Textblätter zwey Beschreibungen, und eben so auch Tafeln zwey verschiedene Arten enthalten, und die willkürliche Ordnung von beiden auf diese Art nicht beabsichtigt seyn kann. Bekannt sind schon: *Hyla bicolor*, *frontalis*, *tinctoria*, *rubra*, *viridis*, *boans* (*lactea Laurent.*), *venulosa*, *lateralis* (*Calamita cinerea Schneider.*), *marmorata* (*Bufo marmoratus Laur.*). Neu hingegen sind: *H. squirella* und *femoralis*, beide aus Carolina und von Bosc mitgetheilt; ferner: *H. lactea*, eine amerikanische Art aus der Pariser Sammlung, und *H. bilineata*, von *Wurmb* und *Van-Ernest* auf Java beobachtet. Von dem letzten erhielt der Vf. die Beschreibung und Zeichnung. Bey jeder Art giebt der Text den französischen und lateinischen Namen, die Synonymie, wo sie vorhanden ist, dann die Beschreibung (*Charactère physique*), Aufenthalt und Lebensart (*Charactère habituel*), wo jedoch Rec. nichts neues gefunden hat, und zuweilen kritische Bemerkungen. Die Abbildungen sind sauber, und können zu ihrem Zwecke hinreichend seyn, aber von Rösels Arbeit sind sie sehr weit entfernt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. 1) Ohne Druckort: *Nachträge zur Gültling-Adelmannsfeldischen Recurs-Schrift.* Lit. A et E. 1798 u. 1800. 54 S. fol.

2) Ohne Druckort: *Beleuchtung, was Wahrheit und Recht?* oder was das Gegentheil ist? in dem Limburgischen abermals den wahren Gesichtspunkt des Rechtsstreits wegen Adelmannsfelden verrückenden Impresso, unter dem fälschlich verführen sollenden Titel: *Rettung der Wahrheit und des Rechts* etc. 1799. 6 S. fol.

3) Ohne Druckort: *Höchstdringliche allerflehendlichste Sollicitatur.* 1800. 4 S. fol.

Zu der A. L. Z. 1800. Nr. 491. angezeigten Adelmannsfeldischen Recurs-Schrift, werden nunmehr zwey damals fehlende Beylagen, nämlich: das bey dem Reichshofrath übergebene, aber abgeschlagene, Restitutionslibell sub Lit. A, und einige Zusätze und Erläuterungen sub Lit. E nachgebracht. Gegen die damals zugleich angezeigte Limburgische Deduction erscheint die *Beleuchtung* etc. Nr. 2., welche aber nichts Neues enthält, sondern sich auf das Restitutions-Libell und die Recurs-Schrift bezieht. Jenes, ziemlich weitläuftige Libell, ist mit wichtigen Gründen ausgerüstet, welche jedoch, nach des Rec. Ueberzeugung, sich besser zur Revision, als zur Restitution, qualificiren, weil ihm darunter kein erheblicher und erweislicher neuer factischer Umstand vorgekommen ist. Denn dass in dem Kaufbrief von 1493, von einem *recht und redlichen Urthat und einem stät und ewigen Verkauf* etc. die Rede gewesen, hebt die ursprüngliche wiederkäufliche Eigenschaft nicht auf, welche sich aus der nachherigen Belehnung vermuthen lässt; und gesetzt das Lehn sey ein blosses *feudum oblatum* gewesen: so würde die Frage, worauf es ankommt, immer noch eine streitige Rechtsfrage bleiben: ob in solchen Fällen der Vasall, nach Abgang des lehnsherrlichen Mannstamms, das obere mit dem nutzbaren Eigenthum zu consolidiren berechtigt sey? — Rec. muss daher — so sehr er übrigens das Schicksal der freyherrl. Gültlingischen Familie bedauert; so sehr er wünscht, dass diese selbst sich bey Zeiten durch einen Vergleich geholfen hätte, — bey seiner vorigen Meynung bleiben, dass die Beschwerde gegen das abschlägige Erkenntniss des Reichshofraths zum Recurs an die Reichsversammlung nicht geeignet sey. Er zweifelt auch, ob die höchstdringliche Sollicitatur Nr. 3. von einiger Wirkung seyn werde? — Die Limburgische Deduction, welche dem Reichstage als eine Widerlegung der eingekommenen Recurs-Schrift: *ad aedes legatorum*, vertheilt worden, soll, [illegible] Vernehmen nach, noch eher als diese, und schon vor Abfassung der Restitution, gedruckt, und bey dem Reichshofrath gebraucht worden seyn. Der Freyherr v. Gültlingen will sie daher als eine Widerlegung seiner Recursschrift nicht gelten lassen. Rec. giebt auch gern zu, dass die Gründe, welche die Gültlingische Familie für sich hat, und welche einen bessern Ausgang der Sache, mittelst des *remedii supplicationis seu revisionis*, könnten hoffen lassen, dadurch nicht beseitigt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Februar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Hoffmann: *Versuche zu sehen. Erster Theil.* 1797. 399 S. *Zweyter Theil.* 1800. 496 S. 8.

Je weniger der bescheidene Titel dieser Schrift auf deren Inhalt schliessen lässt, um so mehr hoffte Rec. auf andere Weise darüber belehrt zu werden: was der Vf. zu sehen versuchen, oder seinen Lesern aus seinem Gesichtspunkte darstellen wolle; er fand aber weder Inhaltsverzeichniss oder Ueberschriften, die über die abgehandelten Gegenstände eine Uebersicht, noch Vorrede oder Einleitung, die über den Zweck dieser Schrift einigen Aufschluss geben. Nur in den letzten Worten des ersten Theils giebt hierüber der Vf. einen Wink. Er bittet nämlich diejenigen, die nach Lesung desselben den Zweck nicht finden können, den zweyten Theil zu erwarten; sucht den Vorwurf abzulehnen, dass die hier abgehandelten Materien zu ungleichartig und disparat seyen, und schliesst mit den Worten: „Wohl dem Schriftsteller, „der einige Züge aus dem schwankenden Bilde der „Menschheit, während der Periode seines Lebens, „hervorzuheben, und mit sicherer Hand, ohne Scheu „und Vorliebe, seinem Genossen im Schicksal darzu„stellen vermocht hat!"

Der erste Theil enthält eine Folge theils grösserer, theils kleinerer, Abhandlungen und Betrachtungen, die alle, aber oft mit sehr dünnen Fäden, an einander gereiht sind. Zuerst spricht er von dem Werthe der Geschichte und den Pflichten des Geschichtschreibers, und wendet sich dann zu den Schriftstellern überhaupt. Er bemerkt, dass es auch unter den speculativen Philosophen, so wie unter den Ritterspiel-Dichtern, Ruhmsüchtige gebe, und streift nun in das Gebiet der kritischen Philosophie. Er ist ein warmer Freund derselben, und der Metaphysik der Sitten, die aus ihr hervorging; aber er glaubt, — und welcher unbefangene Beobachter der Menschen könnte ihm widersprechen? — dass es unklug seyn würde, im praktischen Leben andere die Sittlichkeit befördernde Motive zu vernachlässigen oder hinweg zu räumen. Mit Wärme spricht er hier von der weiblichen Vollkommenheit und deren Einflusse auf das Willensvermögen des Mannes. — Die Bemerkung, dass jenes „schönste Heiligthum der Sterblichen" zwey grosse Feinde habe: die politische Reformationssucht unserer Zeit, und eine mit Schwärmerey gepaarte Philosophie, dient ihm als Uebergang zu dem Thema, mit dem er sich in diesem Werke, und besonders dem ersten Theile desselben vorzüglich beschäftigt: die französische Revolution. Hier geben ihm die Assignate und Mandate reichen Stoff zu einer Abhandlung über die Treulosigkeit der französischen Regierung, welcher andere grösstentheils richtige und schöne Bemerkungen über Pitt, den Kunstraub in Italien, die deutschen Anhänger der französischen Revolution, und die Ursachen der hartnäckigeren Anhänglichkeit derselben an diese Revolution und die Machthaber der Neufranken folgen. „Sie handelten" sagt er S. 91. von unsern Demokraten, „wie Verliebte, die um so heftiger lieben, je we„niger Vernunft sie behalten." Der Vf. zeigt, dass sich beide Theile, die Aristokraten und die Demokraten, durch ihre partheyische Anhänglichkeit an ihr System mehr von dem Ziele ihrer Wünsche entfernt, als demselben genähert; und dass die Demokraten sich selbst mehr noch, als ihren Gegnern, geschadet haben. Grossen Dank werden es ihm diese aber nicht wissen, wenn er unter den Gründen, womit er diess Urtheil belegt, auch diesen mit aufzählt. „Sie, die „Aristokraten, hätten schon an sich weniger Men„schenliebe, guten Willen für die Welt, Strebsam„keit zum Verbessern, Muth und Eifer gegen Tyran„ney und Unterdrückung" etc. Traurig und schrecklich, aber nur allzu getreu, ist das Bild des Vfs. von dem nachtheiligen Einflusse der französischen Revolution und des deutschen Partheygeistes auf deutsche Sittlichkeit. Ihm folgt ein nicht minder trauriges: die Geschichte der Sittenverderbniss unschuldiger, in die Städte wandernder Landleute, und unsers Gesindes. „Unsere Städte, sagt er, sind die „Wolfsgruben wahrer Glückseligkeit. Ihr falscher „Schimmer lockt die umherwohnenden Menschen aus „der weiten Natur in ihre Mauern, wo alles eng, bis „auf die Gewissen, ist." Nachdem er den höhern Ständen die Pflicht eingeschärft hat, für die Sittenbesserung der niedern Stände zu sorgen, zeigt er ihnen, dass die Gesellschaft, in der sie sich umhertreiben, der Sittlichkeit mehr nachtheilig, als nützlich, sey, oder, wie er sich etwas zu stark ausdrückt, *dass das gesellschaftliche Leben dem Seelen-Vermögen des Menschen in allen Theilen Abbruch thue.* Diese Behauptung, bey deren Ausführung er lange verweilt, sucht er jedoch durch die Erklärung zu mildern und zu rechtfertigen, „dass alles Gesagte nur in so fern „gültig und anwendbar sey, als von Erstrebung, Ge„winnung, und Befolgung der reinen Vernunft und „ihren Geboten, und der ernsten, ungeheuchelten „Widmung eines wahren, moralischen Werth haben„den Lebens, die Rede sey." — Nach diesen Abschweifungen, wenn es in einem solchen Werke derglei-

gleichen geben kann, kehrt der Vf. zu dem Einfluſſe der Weiber und den für ihre Sittlichkeit nachtheiligen Folgen der franzöſiſchen Revolution zurück, aus der wir Deutſche nur zwey Gewinne ziehen können: die Ueberzeugung, daſs Freyheit nur das Reſultat der Sittlichkeit ſeyn könne; und den vermehrten Umlauf der Ideen über Rechte, Pflichten und Geſetze.

Die Anmerkungen enthalten Charakter-Schilderung von Männern, die bey der Revolution groſse Rollen ſpielten, *Pethion*, *Danton*, *Robeſpierre*, *Barrere;* etc. ingleichen Anekdoten von des Vfs. Aufenthalte in Paris. Die Anmerkung X. kann zum Beyſpiel dienen, wie locker oft das Band ſey, mit welchem der Vf. ſehr verſchiedene Gegenſtände an einander knüpft. „Robeſpierre," ſo fängt er die Anmerkung an, „hat den Manen Neros einen gröſsen „Dienſt geleiſtet; von eben der Art, wie die Xenien „dem berüchtigten Bahrdt mit der eiſernen Stirne." Nun ſchaltet er, ehe er etwas über Robeſpierre, der doch eigentlich der Gegenſtand dieſer Anmerkung ſeyn ſoll, ſagt, eine 16 Seiten lange Abhandlung über die Xenien ein.

Vorzüglich hat Rec. die Anmerkung XVII. gefallen, in welcher der Unterſchied zwiſchen dem, wenn er in ſeinen Schranken bleibt, wohlthätigen, und in cultivirten Staaten unentbehrlichen Luxus, und einer meiſt lächerlichen, und Schwäche des Geiſtes verrathenden Oſtentation, ſehr ſchön gezeigt wird.

In dem zweyten Theile geht der Vf. von dem Grundſatze aus, daſs Völker, die zu dem höchſten, ihnen erreichbaren Gipfel der Vollkommenheit geſtiegen ſind, wieder ſinken. Zum Beweiſe dieſer Behauptung geht er die Geſchichte Griechenlands durch, in der man oft die Geſchichte unſerer Tage zu leſen glaubt. Um zu zeigen, wie thöricht es ſeyn würde, dem Volke, dem man den chriſtlichen Glauben nehmen wollte, dafür als Erſatz die Götterlehre der Griechen zu geben, zergliedert er die Lehrſätze, die Formen und die Folgen der griechiſchen Religion; allein wenn einzelne Thoren jemals im Ernſte jene abgeſchmackte Meynung behauptet haben ſollten: ſo verdienten ſie gewiſs die ernſthafte und ausführliche Widerlegung nicht, deren der Vf. ſie hier würdigt. Deſtomehr möchte aber dasjenige zu beherzigen ſeyn, was er über die unſeligen Bemühungen vieler vermeynten Denker ſagt, dem Volke einen Glauben an poſitive Religionswahrheiten zu entreiſsen, die es nicht entbehren, und ihm dafür eine natürliche Religion zu geben, die es nicht faſſen könne. Wenn man finden ſollte, daſs der Vf. zu lange bey dieſem Gegenſtande verweilt: ſo wird man ihm dieſs um ſo lieber verzeihen, da er allerdings von der gröſsten Wichtigkeit iſt, und der aufmerkſame Leſer bald bemerken wird, daſs der Vf. nicht durch Religionsfanatismus, ſondern durch warmes Gefühl für Menſchenwohl und Sittlichkeit dabey geleitet wurde. Nie, ſagt er ſehr wahr, hat die Vernunft unter einem Volke weniger geherrſcht, als ſie zu der Zeit in Frankreich herrſchte, wo man ſie auf die Altäre ſetzte.

Dem, was der Vf. über die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion für Menſchen, die durch das Gefühl von Pflicht nicht geleitet werden können; über die Tendenz der gottesdienſtlichen Gebräuche aller Religionen; über den Zuſtand der Religion in Frankreich vor der Revolution; über den Werth, den die chriſtliche Religion auch in politiſcher Hinſicht als Volksreligion hat; und über den Vorzug der Moral der Religion vor der Metaphyſik der Sitten ſagt, kann Rec. ſeinen Beyfall nicht verſagen; ob er gleich hie und da mit einzelnen Behauptungen deſſelben nicht einverſtanden iſt. Er kann ihm dahin nicht folgen; wünſcht aber, daſs dieſer Theil der Schrift von allen denen, die etwas verdienſtliches zu thun wähnen, wenn ſie jedem Volksglauben entgegen arbeiten, geleſen und unbefangen geprüft werde. Diejenigen, ſagt er, welche Religion bedürfen, können die natürliche nicht faſſen; die, welche ſie faſſen können, bedürfen *keiner* Religion.

Von der Religion wendet ſich der Vf. zur Staatsverfaſſung; ſchildert, um darzuthun, daſs ſolche in den alten Republiken ſo vortrefflich nicht geweſen ſey, als man insgemein behauptet, die Staatsverfaſſung und Sitten von Athen, Sparta und Rom; vergleicht mit jenen die neuen franzöſiſchen Conſtitutionen; ſtreut Bemerkungen über dieſe beſonders die neueſte, Bonapartes Allgewalt und deſſen Friedens-Antrag an England, ein, und ſetzt die Aehnlichkeit ins Licht, welche unſere neuen Republikaner in ihrer Sittenverdorbenheit mit den Athenern, und in ihrer kriegeriſchen Raubſucht mit den Römern haben.

Der gute Zweck des Vfs. iſt nicht zu verkennen. Er liegt in den Worten S. 379. des zweyten Theils: „Der einzige Erſatz, den die ſo tief gekränkte, mü- „de geplagte Welt für dieſe zehnjährige Geiſselun- „gewinnen könnte, wäre, wenn wir weiſer und kl- „ger aus dieſer Schule, die einen ſo ungeheuern Au- „wand von Menſchlichkeit gekoſtet hat, herausg- „gen, und dieſe ſo durchaus verunglückte Revolutio- „nen für die Freyheit doch wie eine politiſche Erzi- „hung nutzten, und aus dem, was geſchehen i- „Lehren der Vorſicht für die Zukunft zögen." N- durch die Sittlichkeit rückt der Menſch zur wahr- Freyheit vor. Allgemeines Beſtreben, die moraliſ- Bildung der Menſchen zu befördern, ſollte der V- einigungspunkt für alle gute und vernünftige M- ſchen ſeyn; und dazu will der Vf. ſie auffode- Möge er ſeinen Zweck, wenigſtens bey einem The- le ſeiner Leſer, erreichen! Die Wärme, mit der über alles ſpricht, was der Menſchheit wichtig ſey- muſs, ſeine Wahrheitsliebe, und ſeine ſittlichen Grun- ſätze ſichern ihm die Achtung jedes Menſchenfreun- des; ob er ſich gleich nicht immer frey von leiden- ſchaftlicher Anſicht der Dinge zu erhalten weiſs. E- taucht daher nicht nur oft ſeinen Pinſel in allzu g-

le Farben, wodurch seine Schilderung an der Wahrheit der Darstellung, also auch an dem Eindrucke, den sie auf kaltblütige Leser machen könnten, verlieren; sondern er wird auch zuweilen einseitig in seinen Urtheilen, wovon Rec. hier nur einen Beweis geben will. S. 65. u. f. des ersten Theils soll bewiesen werden, dass Pitt durch den Krieg mit Frankreich ein Wohlthäter seiner Nation geworden sey, indem er sie dadurch von dem weit grösern Verluste gerettet habe, den der Friede mit Frankreich und die Circulation der Assignaten in England über dieses Reich würde gebracht haben. Diess thut der Vf. durch folgenden Schluss: eine Handelsstadt von etwa 100,000 Einwohnern, die Verkehr mit Frankreich hatte, hat an Assignaten 24 Millionen Livres verloren. Grossbrittannien hat 10 Millionen Einwohner, würde also 2400 Millionen verloren haben. Wie mochte er sich einen solchen schon an sich ganz unrichtigen Schluss erlauben, und noch dabey übersehen, dass Frankreichs Handelsverkehr mit Hamburg eben deswegen so stark war, weil es solchen mit England abbrechen musste; und dass Frankreichs ungeheure grosse Assignaten-Fabrication eine Folge des Kriegs mit dem Auslande gewesen sey! Des Vfs. Stil ist grösstentheils gut und lebhaft; und er würde etwas sehr vorzügliches geliefert, gewiss noch viel mehr Leser gefunden, und also auch mehr Gutes gewirkt haben, wenn er etwas mehr Fleiss auf die Ausarbeitung verwendet, der Weitschweifigkeit engere Gränzen gesetzt, und die vielen Wiederholungen vermieden hätte. Bey seinen philosophischen Untersuchungen wird er zuweilen etwas dunkel. Z. B. S. 175. des zweyten Theils: „Das „eine (der Volksglaube) ist die vernunftmäsige Wesenheit in Formen; das andere (die speculative Philosophie) das Wesen der Vernunft, die keine Formen bedarf, noch hat. Das Wesen der Vernunft zu „der Form gelegt, macht den Glauben; die Form zur „Vernunft, macht auch Glauben. Die Form vom Vernunftmäsigen weggelegt, bringt entweder Vernunft hervor, oder entsteht aus Unvernunft." Endlich sind Rec. auch die vielen ungewöhnlichen, unnothigen neuen Wörter anstösig gewesen, deren er sich bedient: z. B. *Wissenheiten*, *Umsichtigkeit*, *Vornehmungen*; *windische Rechtlichkeit*, *entfassungt*, *Wollenheit*, *Begierdungsreich*, *absänfteln*, *niedersänfteln*, *verquicken*, *Ergebenheit*, *Gernwille* etc.

Auch die Anmerkungen zeugen von einer Nachlässigkeit, die sich kein Schriftsteller gegen das Publicum erlauben sollte. Die am Ende des Textes angedruckten Anmerkungen, die in dem ersten Bande ein Drittheil, und in dem zweyten ein Fünftheil des ganzen Bandes betragen, sind um deswillen nicht nur schon beschwerlich aufzusuchen, weil die Seitenzahl fortläuft, und unter dem Texte, wo man sie finden kann, nicht angegeben ist: sondern in dem zweyten Bande vermissen wir, auser den Anmerkungen IX. und XI., wegen deren Hinweglassung der Vf sich in einer Nachschrift rechtfertigt, auch die Anmerkungen I. V. und die S. 377. angezogene XIII. (Es ist zwar eine Anmerkung XIII. da; diess ist aber ein Druckfehler, und soll XII heissen.) Die vorhandenen aber sind so durch einander geworfen, dass nach XII. II. folgt, und IV. den Beschluss macht. In der Anmerkung VII. liefert der Vf. ein interessantes, durch die Bürger Bouget, Cromen und Vossen, vormalige Mitglieder der Centralverwaltung des Landes zwischen der Maas und dem Rhein, am 23ten Nivose im 4ten Jahre, dem Directorio übergebenes Memorial. Der Vf. hat sich zwar nicht genannt; in dem Leipziger Mess-Catalog wird aber der durch mehrere Schriften, besonders durch seine Durchflüge, und seine mit vorzüglichem Beyfalle aufgenomme Beschreibung von Hamburg, dem lesenden Publico bekannte Hr. v. *Hess* als Vf. angegeben.

JENA, im Verlag d. Redacteurs: *Blätter für Jurisprudenz, Polizey und Cultur überhaupt*, besonders aber auch in denen Herzogl. Sächs. Fürstl. Schwarzb. Fürstl. und Gräfl. Reuss - Plauischen Landen. Von D. *Christoph Assall* und Hofadvocat *Ortmler*. I. Band. 1—8tes Heft. 1800. 728 S. 8.

Dem Titel nach ein Journal von unbegränztem Umfang, da es sich durch das Wörtchen, *Cultur*, mit allem, wodurch das menschliche Geschlecht cultivirt werden kann, in Verbindung zu setzen scheint. Indess, in dieser Ausdehnung wurde wohl nicht von den Herausgebern dieses Wort genommen. Nach dem Plan dieser Zeitschrift und nach dem Inhalt sehr vieler Aufsätze zu schliessen, wird hier nur *die* Cultur gemeynt, von welcher in der *Oekonomie* die Rede ist. Die Jurisprudenz tritt nämlich hier in schwesterlicher Eintracht neben der Oekonomie auf, und jene hat zwar, wie billig, den Vorrang und spricht immer in jedem Heft zuerst, allein diese macht ihr wenigstens durch ihre Corpulenz den Rang streitig, so dass man immer zweifelhaft ist, ob man diese Zeitschrift mehr als juristische oder cameralistische Zeitschrift betrachten soll. Auf jeden Fall ist die Combination sehr sonderbar und unglücklich: *sonderbar*, weil wir wenigstens keine genaue Verwandtschaft zwischen diesen Wissenschaften entdecken können; *unglücklich*, weil eine Schrift, von so ungleichem Stoff, abgesehen von den übrigen Qualitäten ihres Inhalts, unmöglich den reellen Dank des Publicums sich verdienen kann. Und nun der Inhalt? Die cameralistischen Aufsätze, wenigstens ein groser Theil derselben, sind brauchbar, wenn sie auch nicht gerade eminente Vorzüge haben. Rec. rechnet dahin vorzüglich die Abhandlungen: *über die Bienenarten und ihre Befruchtung*, — *Anweisung zur Anlegung einer Potaschensiederey*, — *über Ackerbau, als eine der wichtigsten Bevölkerungsquellen des Staats*, — *über die Bienenzucht und Honigbenutzung*, und noch einige andere. Aber die Jurisprudenz und was mit ihr in Verbindung steht — auf beides hatte Rec. vorzüglich seine Aufmerksamkeit gerichtet — liegt hier in dem bejammernswürdigsten Zustande. Dass die Verfasser der sie betreffenden Aufsätze mit den neueren Fortschritten der Wissenschaft völlig

völlig unbekannt sind, und auch das Bessere nicht einmal zu ahnen scheinen, das ist bey diesen Producten beynahe noch ein ehrender Vorwurf, weil er gewissermassen eine Prüfung nach einem grossen Maasstabe voraussetzt. Aber auch die mässigsten Foderungen bleiben unbefriedigt. Die allermeisten Aufsätze sind unter aller Kritik, viele sind entweder mittelmässig und ganz gemein, keiner zeichnet sich auch nur einigermassen, sey es durch seine Form, oder durch seinen Inhalt, aus. Wir wollen kurze, aber entscheidende Beweise geben. Es soll (8tes Heft. Nr. 3.) die Unmöglichkeit der Nothzucht bewiesen werden. Gewöhnlich glaubt man, dass man so etwas nur *a posteriori* beweisen könne, aber, nein, dieser Vf. weiss auch — einen Beweis *a priori*. Es heisst S. 672. „die Möglichkeit einer an einer gesunden Weibsperson zu verübenden Nothzucht, heisst den Menschen noch unter das Thier herabwürdigen, da von einer gleichen, unter Thieren statt findenden Gewaltthätigkeit niemals die Rede, geschweige ein Streit über die Möglichkeit derselben gewesen ist. Es liegt in der dem Menschen neben seinen mit den Thieren gemeinschaftlichen Nothzucht verhindernden physischen Kräften, ausschliessend vor den Thieren beschiedenen Willensfreyheit noch ein Grund mehr, aus welchem die Unmöglichkeit eines von einem Manne an einem Weibe zu verübenden gewaltsamen Beyschlafs *a priori* schon sich beweisen lässt. Denn es ist angenommen — dass, die ihm verliehene Freyheit seines Willens geltend zu machen, ihm alle tauglichen Mittel gegeben sind.“ u. s. w. Mit welchem pöbelhaften Wohlgefallen der Vf. Dinge in ihrer ganzen ekelhaften Nudität darstellt, welche, der Sache unbeschadet, die Decenz leicht hätte umschleyern können, davon sehe man nur S. 673. Unter den eigentlich juristischen Aufsätzen, sind folgende zwey: 1) *Von den verschiedenen Arten der Lehnwaare oder des Handlohns und deren eingeschränkt zu fassender Auslegung, ingleichen vom Schreibeschilling, Erbgebühren,* 2) *Erläuterung des Satzes: das Lehngeld wird für die Belehnung entrichtet*, die besten, das heisst, im Verhältniss zu den übrigen — die erträglichsten. Aber alles ist auch hier längst und weit besser bekannt. Nirgends wird die Lehnwaare bey eigentlichem Lehn, bey Emphyteusen und bey andern Bauergütern, auch nur durch Andeutung unterschieden. — Die Noten und Citate zu den hier vorkommenden Abhandlungen sind oft so lustig, wie der Text. Da werden einmal S. 484. Not. b) *Gothofredus*, *Vinnius*, *Huber* und *Westphal*, und — mitten unter diesen *Gellius* citirt, so dass es uns wirklich scheint, als habe hier der Vf. den ehrlichen *Gellius* für einen Juristen, und etwa für einen Coetaneus von *Gothofredus* oder *Vinnius* gehalten. Doch nirgends sind die Vf. belustigender, als wenn sie Gesetze reformiren, denn das ist bekanntlich eine leichte Sache, und in dieser Kunst sind auch die Vff. überaus geübt. Ein solches „*Reformat der Justiz*“ verspricht der Titel von Nr. 2. im 6ten Heft. Im schreyendsten Ton kündigt der Vf. sein Vorhaben an. „Eure Jurisprudenz glich ehedem einer schönen „Quelle: Sie war Simplicität und Natur. Fremde „Quellen mischten ihre Wasser mit jener, alles wur„de trübe: daraus entstanden Sümpfe, und aus dem „Ganzen ein Morast, in diesem fanden sich Gewür„me und Insecten ein. Geht an die Quelle! — Wer „Ohren hat zu hören, der höre!“ Nun führt uns der Vf. zu jener Quelle; er verspricht uns hoch und theuer, *a posteriori* zu zeigen, wie man zur besten Legislation kommen kann, wir sollen nur jetzt seine Gedanken über das *Sct. Mac.* lesen. — Der Vf. versetzt uns nach Rom, in den Senat, als er das *Sct. Mac.* gab. „Ein Sohn borgt Geld, in der Hoffnung sein „Vater werde bald sterben: der Alte will nicht ab„fahren: der Manichäer brummt: der Sohn wird ver„drüsslich, entleibt seinen Vater.“ Und nun hat der Senat den tollen Einfall, den Macedonianischen Rathschluss zu machen: um zu verhindern, dass nicht der Vater von dem von Manichäern geängstigten Sohn todtgeschlagen werde, hebt er dessen Verbindlichkeit aus dem Darlehn auf! Er konnte die *successio ab intestato* des Sohnes aufheben, und dann hätte kein verschuldeter Sohn seinen Vater todt geschlagen. Das ist jenes Reformat. Der Vf. ruft den Gesetzgebern zu: „Ihr Legislatoren! denen es darum zu thun ist, in „euren Landen eine leichte, simple, nicht process„reiche Jurisprudenz einzuführen, hebt das *Sct. Mac.* „aus euren Gesetzbüchern aus, und stopft da zu, wo „der römische Senat hätte stopfen sollen.“

* * *

Liegnitz und Leipzig, b. Siegert: *Facillima [...]tis Arithmeticae Methodus.* Das ist: *Sehr leicht[er] Unterricht und Lehrart der höchst nothwendig[sten] und nutzbarsten Rechen-Kunst.* Dieses Werkle[in] bestehet in allen nothwendigen und bestens [er]klärten Regeln und Exempeln, wie auch in [dem,] was von der kaufmännischen, oder Welsch- [und] kurzen Praxi, sammt der Quadrat- und Cub[ic-] Wurzel; mit einer Zugabe unterschiedlicher [...] Zahlen, und leichtem Unterrichte, wie sol[che] Zahlen auszurechnen sind. Alles ausführlich [zu]sammengetragen, und im Druck herausg[ege]ben, von J. B. *Lechner*. 10te Auflage. [...] 347 S. 8. (6 gr.) (Die erste Auflage erschien [im] J. 1729.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. März 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ROSTOCK, b. Stiller: *Mecklenburgische Rechtssprüche*, herausgegeben vom Hof- und Landgerichtsassessor von *Kamptz* zu Güstrow. 1800. 180 S. 4. ohne Vorrede, Register und Inhaltsanzeige.

Alle einzelne, in dieser Sammlung vorkommende, Rechtssprüche aufzuführen, ihren Inhalt anzugeben, und über die Richtigkeit der darin aufgestellten Grundsätze und angenommenen Meynungen sich weitläuftig auszulassen, und gleichsam mit den verschiedenen Verfassern derselben zu rechten, würde eben so unzweckmäsig, als langweilig seyn. Unsere Absicht geht lediglich dahin, uns über Zweck, Auswahl und Vortrag oder Art der Darstellung kurz zu erklären, und auf diese Weise dem Vf. in seinen, hierüber in der Vorrede geäusserten, Ideen zu folgen. Er beschränkt sich hier blofs auf den Werth solcher Präjudicien und Entscheidungen, die auf den besondern Landesrechten gegründet sind, und auf das eigenthümliche Interesse, das diese sowohl für die Theorie als Praxis des Territorialrechts haben. Dafs es dem letzten in den meisten deutschen Ländern an durchaus festen und bestimmten Normen fehle, und deshalb Herkommen und Gerichtsgebrauch sehr häufig zu Hülfe genommen werden müssen, ist zwar nicht zu leugnen, eben so wenig, als dafs Präjudicien des Territorialrechts als mittelbare Quellen einer daraus abzuleitenden gangbaren Theorie dieser oder jener Rechtslehre anzusehen sind; dafs sie aber deshalb wirkliche Gesetze für einzelne Theile oder Stände des Landes, oder für ganze Lehren des Staats- und Privatrechts desselben begründen sollten, möchte Rec. eben nicht behaupten. Seiner Einsicht nach, urkunden dieselben vielmehr blofs *historisch* die Existenz eines im Lande gangbaren Herkommens oder Gewohnheitsrechts, eines in den Gerichten desselben üblichen Gebrauchs, ohne jedoch rechtliche Verbindlichkeit derselben zu begründen, und blofs theoretischen Sätzen die Kraft eines wirklichen Gesetzes zu verschaffen. Vermehrte Kenntnisse, verbesserte Einsichten in die ganze Natur eines Rechtsinstituts, und die daraus herzuleitenden Grundsätze, so wie die Anwendbarkeit analogischer Grundsätze des gemeinen Rechts auf dasselbe, können und müssen der bisher gangbaren Ansicht einer Sache von ihrer rechtlichen Seite nothwendig grofsen Eintrag thun; und wenn daher ein bestimmter Rechtssatz nicht sonst auf die gehörige Weise förmliche gesetzliche Sanction erhalten hat: so wird er sie durch die bisher übliche Art, wie man Rechtsfälle, in Rücksicht auf denselben, entschieden hat, wohl schwerlich erhalten. Rec, sieht auch nicht ab, wie die vom Vf. als Belege seiner Meynung angeführten Fälle solche unterstützen können; denn in Nr. I u. II. liegt der Grund der gesetzlichen Verbindlichkeit nicht sowohl in dem richterlichen Ausspruch, als vielmehr in der in Nr. I. zwischen den beiden herzogl. mecklenburgischen Häusern getroffenen Vereinbarung und Compromifs, auf den Ausspruch eines bestimmten Richters: so wie in Nr. II. in einem ausdrücklichen Vertrage und landsgrundgesetzlichen Bestimmung, zu deren Erläuterung und Bestätigung nur das Erkenntnifs dient. Nr. VII. enthält blofs ein R. H. R. Conclusum, wodurch die Vorschrift des L. G. G. E. V. §. 393. 396. aufrecht erhalten, und Justizsachen vor allem Eindrang und Einflufs der Landesregierung gesichert werden. Dafs nach Nr. XXX. über Landescontributionen kein Vergleich privatim von den Ständen, ohne Concurrenz des Landesherrn, geschlossen werden könne, liegt in der Natur der Sache und der Landesverfassung, und läfst sich daher nicht erst in dem der Ritterschaft hier ertheilten Abschlage des R. H. R. eine neue Quelle gesetzlicher Verbindlichkeit aufsuchen. — Zweckmäfsig wäre es wohl gewesen, bey Nr. I. die Entscheidungsgründe des Laudums bekannt zu machen. Alles übrige enthält ja eine blofs historische Notiz, die sonst noch kürzer hätte gefafst werden können. — Einen andern Grund für das gröfsere Interesse der Territorialpräjudicien setzt der Vf. in die dadurch erlangte bessere Kenntnifs der statutarischen Rechte, des landesgerichtlichen Processes, und überhaupt des Ganges öffentlicher Geschäfte. Und diefs hat, nach Rec. Einsicht, seine völlige Richtigkeit. In dieser Hinsicht wäre jedoch zu wünschen, dafs die höhern Landsgerichte in Mecklenburg mehr selbst die Erkenntnisse abfafsten, als durch Facultäten abfafsen liefsen. Von jenen hat man hierin gerade die genauefte Kenntnifs, aus eigener Ansicht und Erfahrung, zu erwarten, die selbst die tiefere Gelehrsamkeit und der beste Wille bey diesen nicht immer ersetzen kann. Wie leicht in dieser Hinsicht Misgriffe entstehen, zeigt Nr. 44. über den Beweis der Leibeigenschaft. — Es würde auch diese Sammlung alsdann, wenn es lauter einheimische Erkenntnisse wären, den Namen *mecklenburgische* Rechtssprüche in jeder Rücksicht eher verdienen, der ihnen jetzt nur in Beziehung auf die Gegenstände zukommt. — Uebrigens scheint uns die getroffene Auswahl in diesem Betracht noch manches wünschen zu lassen. Es mag freylich hier auch der geringste Umstand, besonders in Ansehung des Ge-

Gerichtsſtils, für Einheimiſche von Wichtigkeit ſeyn; allein dergleichen hätten füglich mit wenigen Worten in Menge zuſammengefaſst, und in den Noten die Decrete der Landesgerichte deshalb angeführt, nicht aber mit dem vielverſprechenden Namen von *Rechtsſprüchen* belegt werden ſollen. Man darf z. B. nur die Num. 37. 38. 45. 47. 50. 55. 63. 75—80. anſehen, um ſich hievon zu überzeugen. Zu geſchweigen, daſs jeder einheimiſche Advocat dergleichen Dinge als Gebühren, Münzſorten bey Bezahlung der Geldſtraſen u. ſ. w. ſchon von ſelbſt wiſſen wird: ſo gehört dergleichen auch wohl mehr in den mecklenburgiſchen Proceſs, als in eine Sammlung von Rechtsſprüchen. Mehr Beyfall verdienen diejenigen Fälle, wo von beſondern Statuten der meklenburgiſchen Städte, die beſonders von der Gültigkeit des lübſchen Rechts, von der Erbfolge der Ehegatten, von der ſtatutariſchen Portion in denſelben, vom *jure congrui* u. ſ. w. die Rede iſt, z. B. Num. 31. 48. 49. 65. 68. 69. 70. 71. 72.; allein unſtreitig hätte auch dieſes weit kürzer gefaſst, und mehrere Fälle hätten zuſammengenommen werden können. Was man hier etwa nicht ſuchen möchte, iſt ein Abdruck der güſtrowſchen Bürgerſprache, die in Nr. 5. befindlich iſt. — Nr. 54. über das Recht eines mecklenburgiſchen Lehnmanns, die Rechte ſeiner Söhne in einem alten Lehne zu ſchmälern, hätte wohl billig hier gar keine Stelle verdient, weil die Sache nicht rechtlich entſchieden, ſondern nur verglichen, und aus dem Ganzen nichts weiter, als was die herzogl. Lehnkammer über dieſen Fall geurtheilt hat, abzunehmen iſt. Eben ſo wenig ſieht Rec. den Nutzen und Zweck von Nr. 3. ein. Es war hier nämlich die Frage von der Lehnsfähigkeit eines durch die Ehe Legitimirten in Mecklenburg. An ausdrücklichen Geſetzen fehlt es hier darüber; von einer ſpeciellen Obſervanz erwähnt der Vf. eben ſo wenig etwas; die greifswaldſche Facultät aber erkennt auf den Beweis der letzten von Seiten des Legitimirten, und ſchlieſst alſo dieſen dadurch in der Regel auch nach gemeinem Recht von der Lehnsſucceſſion aus, indem ja ſonſt der Gegner den Beweis einer ſpeciellen Obſervanz in Mecklenburg, daſs durch die Ehe Legitimirte davon ausgeſchloſſen ſind, hätte übernehmen müſſen. Gründe ſind weiter nicht angeführt, laſſen ſich jedoch leicht auffinden. Es läſst ſich aber nicht abſehen, was hieraus eigentlich für das mecklenburgiſche Recht gewonnen ſeyn ſoll. Die Privatmeynung einer Facultät kann doch ſo wenig ein Geſetz, als ein Herkommen, begründen. — Daſs der Vf. auf das gemeine Recht keine Rückſicht genommen, verdient im Ganzen zwar Beyfall; in einzelnen Fällen aber hätte es doch, der Gründlichkeit unbeſchadet, füglich geſchehen können, z. B. bey der eben angezogenen Nr. 3.; dann Nr. 24. über die Dauer der ſtillſchweigenden Wiederverpachtung eines Landguts; Nr. 6 u. 8. über Poſitionalartikel und den Anfang der Beweisfriſt. — Dagegen fehlt es aber auch auf der andern Seite nicht an vielen ſehr intereſſanten und brauchbaren Rechtsfällen, die nicht nur für Einheimiſche von auffallendem Nutzen ſeyn müſſen, ſondern auch Auswärtigen Veranlaſſung geben können, über ähnliche Punkte und Lehren ihres Territorialrechts weiter nachzudenken, und eine nützliche Anwendung von jenen auf dieſe zu machen. Dahin rechnet Rec. z. B. Nr. 9. über die Koſten der Beſtellung und Beſetzung der Patrimonialgerichte, welche billig nicht den Partheyen, ſondern nur dem Gerichtsherrn zur Laſt fallen ſollen; Nr. 12. daſs auch bey dem nicht natürlichen Tode eines Edelmanns der privilegirte Gerichtsſtand deſſelben gegründet bleibe; Nr. 14. daſs bloſse Devolutor-Urtheln nicht reformiren können; Nr. 26. über die Sonderung des Lehns vom Allodium; Nr. 29. über den Gebrauch der Mandate S. C. und die Feyerlichkeiten bey Appellationen an die Reichsgerichte; Nr. 34. über das Hülfsgeld bey Executionen; Nr. 43. über die Wirkung einer Kameral-Entſcheidung in Anſehung der Privatrechte der Domanial-Einwohner; — ein Beweis, wie die Kammern aller Orten ſo gerne eine unbefugte Competenz in Juſtizſachen ſich anmaſsen! Nr. 39. über den von den Grafen bey Appellationen abzuleiſtenden Eid; — Nr. 41. über die Rechte der in den Lehnbrieſen über neuerworbene Lehne aufgenommenen Agnaten ſowohl überhaupt, als beſonders in Beziehung auf die vom erſten Lehnserwerber angeordnete ſpecielle Lehnfolge-Ordnung (das *Böhmerſche* Gutachten hierüber ſteht auch in deſſen Rechtsfällen); Nr. 56. daſs auch die Schild- und Namensvettern zur *actio revocatoria* in Mecklenburg befugt ſind; Nr. 60. daſs die *reſtit. ex capite abſentiae* auch gegen einen Präcluſiv-Abſchied, mithin die Retractsklage ſtatt hat, und auch den aufgenommenen Lehnsvettern zuſteht; Nr. 64. Beytrag zur Lehre vom mecklenburgiſchen Mandatsproceſs in Schuldſachen, und von der Inappellabilität derſelben, wenigſtens *ad effect. ſuſpenſivum;* Nr. 81. daſs die Kammer zwar weder Jurisdiction hat, noch ihre Bediente entſetzen, wohl aber die Diſciplinarfehler derſelben unterſuchen kann; Nr. 84. über das Recht der von Malzahn, Penzlin eine Herrſchaft zu nennen; Nr. 86. über das Recht der Fiſcale, die Hinterſaſſen der Ritter- und Landſchaft unmittelbar zu beſprechen. — Die Gegenſtände dieſer Rechtsſprüche ſind ſehr verſchiedenartig, und des Vfs. Abſicht iſt auf alle Theile der poſitiven Rechtswiſſenſchaft gerichtet. Daſs nicht bey allen gleiches Intereſſe vorhanden ſeyn könne, iſt leicht zu ermeſſen, und wird wohl kein billig Denkender erwarten; daſs aber der Vf. in der Auswahl und Anführung noch nicht durchgehends das rechte Maaſs getroffen habe, davon werden die angeführten Beyſpiele leicht überzeugen können. Manche Fälle hätten, ohne vermiſst zu werden, ganz wegbleiben, andere gründlicher und zweckmäſsiger behandelt, und ſtatt des ewigen: *ita judicatum eſt*, Gründe angeführt werden ſollen. Im Ganzen wird aber kein Rechtsgelehrter den Werth dieſer Arbeit verkennen, und vorzüglich werden es Einheimiſche dem Vf. Dank wiſſen, daſs er ihnen bis zur Erſcheinung ordentlicher wiſſenſchaftlicher Lehrbücher über alle einzelne Theile des mecklenburgiſchen Rechts ein Hülfsmittel geliefe

hat, woraus sie sich allenfalls, wenigstens zur Nothdurft, so viel Raths erholen können, dass sie nicht ganz im Finstern tappen. Da überdiess die ganze Bibliothek mecklenburgischer Rechtssprüche bisher fast nur aus *Mantzels* bekannten Arbeiten den *Justiss. Decis.* und einigen andern zerstreuten Fällen besteht: so wird diese Sammlung von dem juristischen Publicum in den mecklenburgischen Landen mit Vergnügen aufgenommen, und zu seiner Zeit eine Fortsetzung gewünscht werden.

Giessen, in d. Kriegerischen Buchh.: *Hals- oder peinliche Gerichtsordnung Kaiser Carls V.* und des heil. röm. Reichs, nach der Originalausgabe vom J. 1533 auf das genaueste abgedruckt, und mit der zweyten und dritten Ausgabe v. J. 1533 u. 1534 verglichen, nebst dem *Horixischen* Programma: wahre Veranlassung der peinlichen Halsgerichtsordnung, und einer Vorrede, worin der Werth und Nutzen dieser Ausgabe gezeigt, und zu der gelehrten Geschichte des deutschen peinlichen Rechts zuverläsige Nachrichten mitgetheilt werden, von D. *Johann Christoph Koch. Fünfte vermehrte Ausgabe.* 1800. 144 S. 8. (16 gr.)

Die Worte: *Vermehrte* Ausgabe, gründen sich nur auf ein oder höchstens zwey neue unbedeutende Citate. Manche, bloss ephemerische, Bemerkungen der Vorrede, die seit 1769 vielleicht schon längst unwahr oder überflüsig geworden sind, hätten billig weggestrichen werden sollen. Was soll z. B. S. 19. immer noch die Bemerkung, dass bey *Varrentrapp* in Frankfurt, die Florentina für 50 Rthlr., vielleicht auch noch wohlfeiler, wenn *Varrentrapp* baar Geld sehe, zu haben sey? Die Bogenzahl ist in der gegenwärtigen Ausgabe um ein merkliches geringer; die vierte Edition hatte noch 262 S. In Ansehung des Drucks, haben die frühern Ausgaben bey weitem den Vorzug vor der gegenwärtigen. Schlechte Schwärze, sehr graues Papier und die ziemlich stumpfen Lettern verunstalten diese mit Recht beliebte Handausgabe.

Ronneburg, b. Liebold: *Johann Bernhard Müllers*, herzogl. sächs. Altenb. Hofadvocatens und Landrichters zu Ronneburg, *Versuch über Anwendung der Grundsätze des Naturrechts auf peinliche Verbrechen.* 1800. 263 S. 8.

Die Grundsätze über die Imputation, welche der Vf. schon in dem Schriftchen: *Abhandlung über den Maasstab der Verbrechen und Strafen.* Jena 1789, vorgetragen hatte, werden hier ausführlich mit Exempeln erläutert, auf die einzelnen Verbrechen, der Reihe nach, angewendet. Wir können das Urtheil dem Leser überlassen. Sogleich S. 1. wird bemerkt, dass kein Diebstahl vorhanden sey, wenn der Dieb ein Fremder ist, woraus denn S. 2. natürlich folgt, dass der *häusliche Diebstahl*, „welcher von den in dem Hause, wo die Sache sich befindet, lebenden Personen verübt wird," *kein* Diebstahl sey. War jedoch ein Hausgenosse durch einen *besondern Eid* zur Treue verpflichtet: so hat sein Diebstahl „einen hohen Grad moralischer Schwere." Das Plagium ist dem Vf. als *Kinderdiebstahl*, eine Art des *Diebstahls*, und die zwey schwersten Fälle desselben sind, wenn man (S. 33.) einen Prinzen oder eine Prinzessin, und — einen *Bauerjungen* stiehlt, denn sein Vater steht in engem Verhältnisse mit dem Staat. Schwächung und Hurerey S. 61 ff., die einmal in allem Ernste unnatürliche Wollüste genannt werden, sind dem Vf. sehr schwere Verbrechen, und „die Lockbeere einer Hure" werden fürchterlich gemalt. Wenn aber der Mensch durch seine Triebe „alle intellectuelle Begriffe verloren hat," und dann den Lockbeeren folgt: so ist er im geringsten Grade strafbar. — Den guten, redlichen Willen des Vfs. wird man nicht verkennen, mag man auch sonst von dem Buche denken, was man will.

Leipzig, in d. Dykischen Buchh.: *Criminalistische Blätter.* Von *R. Hommel. Erstes Heft. Kursächsisches Criminalrecht.* 1800. 294 S. 8.

Das erste Heft dieser Blätter, welche fortgesetzt werden, und dann Abhandlungen von allgemeinerm Interesse enthalten sollen, besteht aus drey Aufsätzen, die zunächst Kursachsen angehen, und sich nicht sehr durch ihre Form und ihre Verarbeitung oder ihr inneres Interesse empfehlen, die aber für den Fleiss des Vfs. ein gutes Zeugnis ablegen. In der *ersten* sind die Veränderungen dargestellt, welche die Criminalgesetzgebung und die Criminalpraxis in Kursachsen während des verflossenen Jahrhunderts erlitten hat. Es sind Materialien, aber nichts weiter. Dieses gilt auch von der *zweyten* Abhandlung, in welcher der Vf. die einzelnen Verbrechen durchgeht, und in Ansehung derselben die Carolina und die kursächsischen Constitutionen mit einander vergleicht. In der *dritten* wird eine Ehrenrettung *Carpzovs*, besonders gegen die Beschuldigungen *Malblank's*, versucht. Allerdings geht, nach der Darstellung des Vfs., etwas von dem Sündenregister dieses eben so sehr erhobenen, als herabgesetzten, Criminalisten ab; doch erscheint dessen Schuld nur vermindert, aber nicht getilgt, und höchstens hat der Vf. die Ehre seines Herzens, gewiss aber nicht die Ehre seines Kopfs, gerettet. Er war ein Tyrann über die Gesetze; durch die lächerlichsten, einfältigsten Gründe sucht er oft die bestimmtesten Gesetze zu verdrehen, und die klarsten zu verdunkeln; er war oft wider die Gesetze gelind aus humaner Einfalt; und (das zeigt schon seine Lehre von der Blasphemie) beliebig streng aus Aberglauben. Hat er nicht zuerst das peinliche Recht durch zahllose, seichte Milderungsgründe verdorben, und ist diess nicht allein schon hinreichend, ihn zu verdammen?

TECHNOLOGIE.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Der Wassermühlenbau, mit besonderer Rücksicht auf Mahlmühlen,* von *M. J. G. Hoffmann.* 1800. XXIV u. 308 S. 8. Mit (XI) Kupf. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Absicht des Vfs. zufolge, ist diese Schrift nicht für Müller, sondern für diejenigen, welche sich zu Auf-

Auffehern und Directoren bilden wollen, gefchrieben. Wenn gefagt wird, dafs Gelehrte nicht felten eine entfcheidende Vorliebe für fogenannte *lusus ingenii* hätten, und weiterhin, dafs man in der Hydraulik nach der jetzigen Mode, zu fehr vom Kleinen auf das Grofse fchliefse, und die Refultate von blofs zufälligen Umftänden, zur unbedingten Grundlage der Berechnung mache: fo mufs die Erwartung um fo mehr gefpannt werden, mit welchen unbefangenen Vernunftfchlüffen der Vf. im erften Abfchnitt, die Unterfuchung über den Ausflufs des Waffers durch Vorgefenke und Schützöffnungen der Mühlengerinne unterftützt, und durch welche entfcheidende Verfuche, die gegebenen Refultate erhärtet werden. — Verfuche wird man aber vergebens fuchen, da fich der Vf. in Fällen, wo der von ihm geführte Calcul nicht zureichen will, mit einem befcheidenen „ich halte mich überzeugt" auszuhelfen weifs. Was nun die Unterfuchung über den Ausflufs des Waffers durch Schützöffnungen betrifft: fo ift es gleich ein ftarker Fehler, dafs

$$9ah^3 + 12a^2hq = 12a^2q^2 + 12ahq^2 + 4h^2q^2$$

feyn foll, weil

$$2h\sqrt{ag} = \frac{49\sqrt{q}\,(\sqrt{(a+h)^3} - \sqrt{a^3})}{3h}$$

ift. Es find daher auch alle Folgerungen falfch, welche fich hierauf beziehen. Dafs aber auch, ohne diefes, die Grundformel auf fehr fonderbare Refultate führt, geht daraus hervor, dafs, wenn die Fallhöhe a, welche der Gefchwindigkeit des Zufluffes zugehört, einen Fufs, und der ganze Wafferftand $h = 1$ Fufs hoch angenommen wird, alsdann die Höhe der Schutzöffnung $q = 3\frac{1}{7}$ Fufs gefunden wird, welches fo viel heifst: damit Waffer *einen* Fufs hoch mit einer Zuflufsgefchwindigkeit von $7\frac{2}{15}$ Fufs, gegen eine mit dem Gerinne gleich breite Oeffnung ftrömen und durchfliefsen kann, mufs diefe Oeffnung höher, als der Wafferftand, d. i. $3\frac{1}{7}$ Fufs hoch feyn? — Hieraus wird man fchon überzeugt, dafs es dem Vf. bey den hydraulifchen Unterfuchungen eben nicht geglückt ift; auch klingt es fehr unmathematifch, wenn es an einigen Stellen heifst: „die Summe aller Gefchwindigkeiten aller Wafferfchichten, ift gleich der Fläche des Parabelftücks." — Wie können Gefchwindigkeiten einer Fläche *gleich* feyn?

Der zweyte bis fechfte Abfchnitt, von den Vorgefenken und Gerinnen, enthalten mehrere gute Bemerkungen, und unter andern auch die: dafs die Freyfchleufsen nicht unmittelbar neben den Mahlgerinnen liegen follen; wenn aber der Vf. meynt, dafs bey der Unterfuchung, ob mehrere Wafferräder neben oder hinter einander anzulegen find, der Calcul allein nicht entfcheiden könne, fondern auch noch auf andere Umftände Rückficht genommen werden müffe: fo find diefe, wie viele ähnliche dergleichen Bemerkungen, Dinge, die fich von felbft verftehen, da wohl niemand, um eine Mühle anzulegen, allein beym Rechnen ftehen bleiben wird. Diefe und dergleichen Einfchiebfel machen den Vortrag etwas gedehnt, und der Lefer wird von der Hauptfache abgeführt. Es ift nur ein Spielen mit analytifchem Calcul, wenn S. 51. eine fehr umftändliche algebraifche Formel und danach berechnete Tafel gegeben wird, um für jede Dicke eines Stammes die Breite des Spundpfahls bis auf $\frac{1}{100}$ Zolle genau anzugeben, da wohl kein Baumeifter fich mit dergleichen Berechnungen aufhalten wird, auch wegen der mannichfaltigen Dicke und Ungleichförmigkeit der Holzftämme, die ganze Rechnung unnütz wäre. — Es wird empfohlen, die Ständer der Gerinne auf die Grundfchwelle einzuzapfen; hierdurch wird aber eine fehr wandelbare Verbindung der Seitenwände erhalten, und es ift weit ficherer, wie es an andern Orten gefchieht, und fchon in Beyers Mühlenfchauplatz zu finden ift, ftatt eingezapfter Wandftänder, lange Wandpfähle auzubringen, welche von Grund aus in die Höhe gehen. Die Conftruction der Kropfgerinne ift gröfstentheils nach Eifele befchrieben.

Von den Mühlenwellen wird in einem eigenen Abfchnitte manche nützliche Bemerkung beygebracht, und zur Beftimmung der Wellenftärken die Erfahrung zum Grunde gelegt, dafs eine undurchlochte Welle von gefundem Eichenholz, die ein 24 Fufs hohes Pansterrad trägt, mit 16 Zoll Dicke auf 22 Fufs Länge noch eben ftark genug fey. Die Gefchwindigkeit der Schaufeln unterfchlächtiger Wafferräder wird für den gröfsten Effect, nicht nach Parent, fondern, wie es der Erfahrung gemäfs ift, halb fo grofs als die Gefchwindigkeit des anfchlagenden Waffers gefunden. Die übrigen Berechnungen über den Sto[illegible] des Waffers beruhen auf Vorausfetzungen, welch[illegible] man dem Vf. nicht wohl zugeben kann. Noch fol[illegible]gen mehrere gute Bemerkungen über den Bau de[illegible] Wafferräder und des Räderwerks im Innern der Mü[illegible]len, womit diefe Schrift fchliefst. Uebrigens gerei[illegible] es diefer Schrift nicht zur Empfehlung, dafs die A[illegible]bildungen ohne Schatten und Licht, wie geome[illegible]fche Figuren gezeichnet find, da öfters die Ein[illegible]dungskraft des Anfängers, welcher belehrt wer[illegible] foll, nicht zureicht, die hervorragenden Theile [illegible] den zurückliegenden zu unterfcheiden. Noch [illegible] merkt Rec. beyläufig, dafs in der erften Figur [illegible] Buchftabe D gleich unter F fehlt.

um der Erfahrung näher zu kommen, in der Bernoullischen Formel, wo F den Querschnitt des Gefässes und f die Oeffnungsfläche vorstellt, den Bruch

$\frac{F^2}{F^2 - f^2}$ umzukehren, weil alsdann für ein sehr kleines f, die Geschwindigkeit c des ausfliessenden Wassers mit der Geschwindigkeit eines von der Druckhöhe des Wassers freyfallenden Körpers überein kommt; für $F = f$ aber $c = 0$ wird, wie es der Erfahrung gemäss seyn soll. Aber eben diese letzte Folgerung beweisst das Unstatthafte der vorgeschlagenen Umkehrung. Denn man nehme in einem mit Wasser angefüllten Gefässe den Boden weg: so ist $F = f$; aber nicht leicht wird sich unter diesen Umständen eine Erfahrung angeben lassen, dass alsdann die Geschwindigkeit des ausfliessenden Wassers oder $c = 0$ werde. Die Bernoullische Formel giebt für diesen Fall vielmehr $c = \infty$, weil bey einem solchen Gefässe, welches voll erhalten werden soll, das den Abgang ersetzende Wasser mit einer unendlichen Geschwindigkeit zugegossen werden müsste, damit der Zufluss dem Ausfluss gleich wäre. — Der schiefe Wasserstoss wird den bekannten Versuchen von *Bossut*, *d'Alembert*, *Condorcet*, *Chapmann* etc. zuwider, im Verhälmiss des Quadrats vom Sinus des Neigungswinkels der Stossfläche angenommen, auch wird aus der vorgetragenen Theorie der Schluss gezogen, dass die Geschwindigkeit der Schaufeln eines unterschlächtigen Wasserrades für den grössten Effect, ein Drittel der Geschwindigkeit des anstossenden Wassers sey, obgleich der Vf. selbst nachher bemerkt, dass für den grössten Effect, den Erfahrungen gemäss, die Geschwindigkeit der Schaufeln beynahe die Hälfte wäre. Bey den Untersuchungen über die Bewegung des Wassers in Flüssen und Kanälen ist die *Eytelweinsche* Formel aus *du Buat's* Hydraulik, bey den Röhrenleitungen aber die *Baadersche* zum Grunde gelegt worden.

Von den gebräuchlichsten Maschinen zur Hebung des Wassers, wird nur historisch ohne nähere mathematische Untersuchung gehandelt; dagegen ist im letzten Hauptstück, von der Bewegung fester Köper in einem widerstehenden flüssigen Mittel, für den Artilleristen, welcher die vorhergehenden Bände verstanden hat, eine reiche Ausbeute, durch die in des Vf. eigenen Manier unternommene Bearbeitung des ballistischen Problems. Gelegentlich werden einige Irrthümer, die sich in *J. Müller Append. or Suppl. to the treatise of Artillery* befinden, berichtiget.

ERDBESCHREIBUNG.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink und Schnuphase: *Reise nach Troas, oder Gemälde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustande*, vom Bürger *Lechevalier*. — Nach dem Französischen der zweyten Ausgabe frey bearbeitet von *C. G. Lenz*, Professor am Gymnasium zu Gotha. — Mit VIII Kupfern und 1 Karte. 1800. 271 S. 8.

[...]llten auch Lechevaliers vermeyntliche Aufklärungen über das Locale von Troas bey sorgfältigen Untersuchungen an Ort und Stelle den grösten Theil des ihnen anfangs beygelegten Werths verlieren; scheint gleich jetzt schon das Publicum wenigstens Misstrauen in seine so zuversichtlich hingeworfenen Behauptungen zu setzen: so haben wir es ihm doch wenigstens zu danken, dass durch die Prüfung seiner Sätze die Sache ungleich mehr zur Sprache kam, als es in frühern Zeiten der Fall gewesen war, dass wir durch die Bemerkungen einiger Engländer, die zum Theile ebenfalls an Ort und Stelle gewesen sind, unsers Heyne, der mit Sorgfalt nach den Stellen der Alten die neuen Angaben abwog, und durch einige andere Männer unsers Vaterlands jetzt schon klärer in der Sache sehen, und alle künftigen Behauptungen einem richtigern Urtheile unterwerfen können. Lechevalier zeigt sich wirklich bey der ganzen Untersuchung als leichtsinniger Mann, ist kaum an der Küste von Troas an das Land getreten, als ihm die Ueberzeugung durch die Seele fährt, er werde den Schauplatz des Ilias ganz und so wieder finden, wie ihn der grösste Dichter, und der genaueste Geograph geschildert hatte. — „Ich werde den reissenden Lauf des heftigen Simois, und das klare Wasser des Scamander unterscheiden. Was auch Strabo sagen mag, sie dürfen nicht verloren seyn, die Quellen dieses göttlichen Flusses, welche der Dichter mit so deutlichen und so hervorspringenden Zügen bezeichnet hat." Wer mit so begeisterter Zuversicht den Schauplatz betritt, findet gewiss auf demselben alles was er will, findet es wo er will; und so ist es im Ganzen auch dem braven Lechevalier gegangen. Schon bey der ersten Reise hielt er sich überzeugt, die Todtenhügel des Achilles und Ajax, nebst vielen andern genau aufgefunden zu haben. Da er aber das erste nordostlich von Cap Sigeum (an dessen Spitze es liegen musste) und das zweyte auf einem Berge ansetzt, da es nach Strabo, der einzigen Quelle, welche die Lage bestimmt, in der Ebene lag: so irrt er sich zuverlässig mit beiden und mit den übrigen. Seine Karte misst alle Abstände zu gross; einen Kanal, der vielleicht erst in ganz neuen Zeiten zur Ableitung der Sümpfe des Skamanders ist gegraben worden, erklärt er S. 124. mit völliger Gewissheit als einen Graben, den Achilles zur Sicherheit für den Theil des Lagers hatte auswerfen lassen, wo seine Truppen sich befanden. Er rühmt sich, seine Karte mit dem Ingenieur Cassas an Ort und Stelle geometrisch aufgenommen zu haben; und doch zeugen die zu grossen Entfernungen, falsche Richtungen, das Auslassen mehrerer Orte, welches er selbst eingesteht, und am meisten, der von ihm beschriebene Gang seiner Untersuchungen, von der Unmöglichkeit der Sache. Er nahm sich vor, den Lauf der beiden Flüsse Simois und Skamander in ihren Thälern und Krümmungen zu verfolgen. Jedermann fühlt aber, dass sich von den Tiefen aus, und nur bloss aus einer Linie fast keine wirklich aufgenommene Karte verzeichnen lässt. Seine Hauptabsicht ging auf die Quellen des Skamanders; denn wo diese sind, schloss er nach des Dichters Angaben, da fand sich auch das alte Ilium. Er fin-

findet sie bald; denn der Türke, als Begleiter der Reisenden, zeigt in der Ferne auf eine Anzahl Bäume, mit der Versicherung, dort seyen recht schöne Quellen. Also waren die Reisenden ihrem Vorsatze und dem Laufe des Flusses nicht getreu geblieben. Sie finden auch in der That viele Quellen, und ganz nahe an der einen, wo L. nach seiner Erkundigung erfuhr, dass im Winter ihr Wasser wärmer sey als im Sommer, das Dorf *Bunar Baschi* (Haupt der Quellen) auf einer Anhöhe, welche weiter hinauf immer mehr zum Berge wird, und sich mit einem jähen Absprung am Simois endigt. Diess war nun also die Lage von Homers Ilium; eine Anhöhe, auf einer Seite der Simois, auf der andern die warme Quelle; und bey dieser Hauptentdeckung bleibt es von nun an. Freylich lassen sich der Einwendungen viele machen; manche fallen ihm auch bey, und er sucht ihnen möglichst Abhülfe zu leisten. Z. B. Sein Ilium ist 2½ geographische Meilen von der See entfernt, und Strabo, nach dem einheimischen Demetrius von Skepsis, entfernt es nur halb so weit; auch die Haupttreffen, welche die Griechen und Trojaner fochten, waren fast immer so, dass man nach Homer an dem nämlichen Tag unter lauter Gefechten zum Lager der Griechen vordringen und sich wieder in die Stadt zurückziehen konnte; aber Hr. L. führt doch die Stelle Ilias 18, v. 256. für sich an, dass Ilium in beträchtlicher Ferne von den Schiffen lag: ἑκὰς ἀπὸ τείχεος ἐιμεν ἐν πεδίω παρὰ νηυσὶν sagte der Trojaner Polydamas in der Nacht zu seinen Gefährten; nur verräth der Rath, den er ihnen ertheilte, sie sollten nach Hause gehen, um mit Anbruch des Tags die Feinde gut gerüstet auf den Zinnen ihrer Mauern zu erwarten, das Gegentheil. Auch die Angabe fällt ihm schwer auf das Herz, dass Hektor, vom Achill gejagt, dreymal um die Mauern der Stadt lief. Diess geht nun hier, wegen der Stelle des Bergs gegen den Simois hin, schlechterdings nicht. Ein Franzos bleibt aber nie in Verlegenheit, er lässt den Hektor dreymal von den Mauern zum Skamander, und eben so oft von diesem zu den Mauern zurücklaufen. Wenn Strabo, nach dem Demetrius von Skepsis, behauptet, dass der Skamander mehrere Meilen weiter gegen Südosten aus dem *niedrigen* Berge Kotylus entspringe: so erklärt L. diess für eine Verwechslung mit dem Simois, welchen er bis nahe an seine Quelle aus einem der *höchsten* Berge des Ida verfolgte. Sollte ihm die Unmöglichkeit einer solchen Verwechslung nicht beygefallen seyn? Der Skamander machte die Gränze des sehr kleinen Gebiets von Skepsis; und Demetrius, ein Bürger dieser Stadt, sollte nicht gewusst haben, ob der Simois oder der Skamander der Gränzfluss seines Vaterlands sey? Andere Schwierigkeiten lässt er ganz unbemerkt, z. B. dass Homer von zwey Quellen des Skamanders spricht, er aber deren wohl zwanzig gefunden hat. Ferner, dass der Fluss nicht ferne von diesen Quellen 12 Fuss Breite und drey Fuss Tiefe hat, welches zu einer Jahrszeit, wo die Flüsse dieser Gegend nur sehr wenig Wasser haben, den wahren Ursprung in entferntere Gegenden zurück setzt. Er hielt es unnöthig, seinen Lauf weiter zu verfolgen, da er die Quellen desselben schon vor Augen zu haben glaubte. Das Resultat von allem ist, dass L. die wahre Lage des alten Iliums nicht aufgefunden, dass er sie in zu grosser Ferne von der See gesucht hat. Die Schwierigkeit aus Homers Angabe, dass die Stadt nahe bey den beiden Quellen des Skamanders lag, wird wohl für keinen künftigen Untersucher wegzuräumen seyn, da die wirkliche Quelle viel zu weit von der See entfernt liegt, als dass man bey derselben die Stadt suchen dürfte. Aber vielleicht ist nur von Nebenquellen die Rede, welche einst den nämlichen Namen führten. Spricht man doch von den Quellen der Donau zu Doneschingen, ob sie gleich in beträchtlichem Abstande von dieser Stadt sich befinden. Und sollte denn Homer das Privilegium haben, ganz unfehlbar gewesen zu seyn? — Auch diese zweyte Ausgabe hat Gelehrte gefunden, welche zwar nicht geradezu den Hauptpunkt seiner Entdeckungen bezweifeln, aber desto grössere Bedenklichkeiten über einzelne Theile seiner Behauptungen zu erregen wissen. Ihre kleinen Abhandlungen erscheinen hier unter dem Titel Beylagen. Der erste ist vom Hn. *Åkerblad*, welcher Schwedischer Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel war, und zweymal diese Gegenden selbst besuchte. Er giebt schätzbare Aufklärungen über mehrere Irrthümer des Hr. L., vorzüglich über das Schiffslager der Griechen; dass er das Wasser der angeblich warmen Quelle, aber im Sommer, ganz frisch fand, über die Lage von Neu Ilium und einige Inschriften. Wichtiger ist noch ein Brief des Hn. Majors Schwarz an Hn. Hofr. Heyne, in welchem nach den Angaben des Hn. *Hawkins*, eines reisenden Engländers, viele Stellen in L. Zeichnung berichtigt, oder eigentlich gezeigt wird, dass sie bloss aus dem Gedächtnisse aufgesetzt ist. Mehrere andere Briefe und kleine Zurechtweisungen sind von geringerer Erheblichkeit. Der Zweck eines viel umfassenden Blatts erlaubt nicht, in das Detail jedes einzelnen Satzes zu gehen; wir überlassen sie also der Neugierde des Lesers. Aber die Sorgfalt, mit welcher das Ganze durch Hn. Lenz bearbeitet ist, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Seine Uebersetzung liesst sich nicht nur völlig als Original, man findet nicht bloss die durch Hn. Hofr. Heyne, und andere Freunde ihm mitgetheilten Bemerkungen mit Genauigkeit gesammelt, sondern zugleich überall durch passende Noten die Bestätigung oder Berichtigung schwankender Stellen. Die ausser der Karte beygefügten Kupfer enthalten Münzen und die Abbildung einer Antike.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

STOCKHOLM, b. Nordström: *Stockholm.* 1800. *I Delen.* 1 Alph. 1 Bog. *II Del.* 1 Alph. 1 Bog. gr. 8.

Fast zu gleicher Zeit erhalten wir ausführliche Beschreibungen zweyer nordischen Hauptstädte, von denen auch bald deutsche Ueberſetzungen erscheinen dürften. Die eine von Copenhagen, durch Hn. *Prof. Nierup*, die andere von Hn. Kanzleyr. und Ritter *Elers* in Stockholm. Letzterem scheint es nicht so sehr um historische Kritik und schönen Vortrag, als darum zu thun gewesen zu seyn, aus den Archiven des Reichs und der Stadt Stockholm, so wie aus dortigen Privatsammlungen, das, was Stockholm betrifft, mühsam zusammen zu suchen und in Ordnung zu bringen.

Die vorangesetzte kurze Einleitung enthält verschiedenes, was vielleicht in eines der folgenden Kap. gehört hätte. Die Polhöhe Stockholms ist nach 59jährigen Beobachtungen von Wargentin, zu 59 Gr. 20 Min. 31 Sec. bestimmt, so wie die geogr. Länge zu 35 Gr. 36 Min. 15 Sec. Stockholm liegt, da, wo der Mälersee durch einen Strom nach Norden und einen nach Süden in die Ostsee fällt. Die Stadt steht zum Theil auf einem Sandrücken, hat schönes Wasser und gute Brunnen, worunter besonders der neue Brunnen vor der Börse das beste Wasser haben soll, das irgend eine Stadt in Europa hat. Die Vorstädte liegen grösstentheils höher und haben breite Strasſen. Die Lage der Stadt scheint also sehr gesund zu seyn, und doch hat man als etwas Besonderes angemerkt, dass die Sterblichkeit dort gröſser seyn soll, als in den meisten europäischen Städten. In den 18 Jahren von 1749 bis 1766 wurden in Stockholm 46,029 Menschen geboren, und starben 61,712; und nach D. *Odhelius* Bemerkungen stirbt dort jährlich 1 von 21 bis 2[illegible] Personen. Diese Angaben gründen sich auf die dem dortigen Tabellwerk eingereichten Listen der Verstorbenen und Lebenden. Aber nur erstere sind [illegible]mlich zuverläſsig, nicht so letztere, und darin liegt [illegible] Fehler. In der Wirklichkeit stirbt vielmehr bey [illegible]tiger gesunden Lage, der guten Polizey und den [illegible]n Medicinalanstalten nur einer von 25 bis 26 u. s. w.

Der *erste* Theil der Beschreibung von Stockholm, [illegible] aus drey Theilen bestehen wird, hat zwey Abtheilungen. Die *erste* Abtheil. handelt von der innern Stadt *Stockholm* in folgenden Kapiteln 1) Von Stockholms erster Anlage. Der Vf. fängt hier mit der alten fabelhaften Sage von dem, an dieser Stelle von seiner geraubten Gemalin Skialf, in einem Baum mit seiner goldenen Kette aufgehängten König Agne an, daher der Ort den Namen Agnefit erhalten. Der Ort hiess schon Stocksund und Stockholm, ehe Birger Jarl hier eine Stadt anlegte; sie kann also nicht, wie man gemeiniglich glaubt, von den von Olof, dem sogenannten Schooskönig, hier zur Versperrung des Eingangs in den Mälersee vor den Seeräubern eingesenkten grosſen Baumstämmen (*Stockas*) den Namen erhalten haben. Der Vf. leitet vielmehr die Benennung von dem Wort *Stock* her, welches in der Wendischen Sprache ein fliessendes Wasser (aber wie kommt die wendische Sprache hieher ?), und in der Lappländischen einen *Sund* bedeutet. Stockholm ward, so wie Rom, nicht an einem Tage gebauet; die erste Anlage fällt zwischen 1250 und 1260. Schon in ältern Zeiten hatten sich hier einige Fischer niedergelassen. Nach der Zerstörung von *Sigtuna* im J. 1187 durch die Esthen, flüchteten mehrere Bürger von da nach Stockholm, und dadurch ward es ein Flecken. Der Vf. vermuthet, dass Stockholm unter K. Erich des Heiligen Sohn, K. Knut, die ersten Einwohner bekommen habe, Birger Jarl aber habe 60 bis 70 Jahr später den Anbau befördert, dem Orte städtische Privilegien ertheilt, und ihn durch Anlegung von Burgen, Thürmen, Mauern und einem Schlosse befestiget; auch es seinem Sohn zur Residenz bestimmt. Der Vf. beschreibt die damalige Situation von Stockholm, nebst den umliegenden Inseln, die jetzt einen Theil seiner Vorstädte (Malmar) ausmachen. Alle von Stockholm vorhandene Karten, Grundrisse, Aussichten u. dgl. sind von S. 18—40. ausführlich beschrieben. Eine grosse Karte von Stockholm wird jetzt von Hn. Akrel bearbeitet. 2) von Stockholm bey seinem Anfang und dessen weitern Anwachs. Stockholm nahm anfangs nur den Platz ein, den man jetzt die alte Stadt nennt, und davon machten das Schloss mit seiner Befestigung, die Kirche, die Mauern und Thürme, einen grossen Theil aus; doch fing man bald an, auch ausserhalb den Mauern Häuser anzubauen. Die Häuser wurden überhaupt ohne allen Plan alle von Holz angelegt, und daher entstanden oft gefährliche Feuersbrünste, wozu 1495 eine Pest kam, die daselbst 18,000 Menschen (?) hingerafft haben soll. Die Schicksale Stockholms seit Birger Jarl bis K. Christiern, werden durch einen Auszug der schwedischen Reichshistorie dieser unruhigen Zeit, erklärt. Pest, beständige Kriege, Belagerungen, äusserste Bedrückung von dänischen Regenten und Ausländern, von inländischen Bischöfen und der Religion selbst, legten dem Aufkommen der Stadt oft grosse Hindernisse in den Weg. Doch kam auf Stockholm das meiste an; wer das in Händen hatte, war auch

auch bald Herr des ganzen Reichs! Von den damaligen vornehmsten Gebäuden, Strassen und Gassen, Thürmen und Brücken, sind mehrere Nachrichten gesammelt, und eben so wird im 3ten Kap. von Stockholms Anbau in spätern Zeiten gehandelt. K. Gustav I. befahl, statt der hölzernen Häuser Steinhäuser zu bauen, und gab treffliche Verordnungen zum Besten der Stadt. Da es mit dem Niederreissen der hölzernen und der Fachwerkshäuser langsam ging: so befahl K. Johann, dass solche wenigstens von aussen mit Stein bekleidet werden sollten, dass man das Holz nicht sähe, und König Gustav Adolph befahl, solche gegen Bezahlung nach einer entworfenen Taxe ganz nieder zu reissen. Die Stadt ward immer mehr erweitert, und erhielt mehrere grosse und kostbare öffentliche Gebäude. 4tes Kap. Von den Märkten, den an solchen belegenen Häusern und den Brunnen der Stadt, als vom grossen Markt, 100 Ellen lang und 50 bis 60 breit, und dem dort stehendem alten Rathhause, dem Kornmarkt, Eisenmarkt, Münz- Kaufmanns- Manchenbrücken- und Ritterhausmarkt, wo des Königs Gustav Wasa Statue von Bronze 11 Fuss hoch auf einem Piedestal von schwedischem Marmor, ingleichen das neue Rathhaus steht. 5. Kap. Von den Kirchen innerhalb der Stadt; als der grossen Stadtkirche, die schon Birger Jarl 1160 anlegte, ihren ehemaligen 23 Altären und andern Antiquitäten; hier ward 1525 die erste Messe in schwedischer Sprache gehalten; der St. Gertruds oder deutschen Kirche. Schon 1552 ward den vielen dort befindlichen Deutschen erlaubt, in der grossen Stadtkirche ihren eignen Gottesdienst zu halten, 1607 aber ward ihnen die St. Gertruds Kapelle dazu eingeräumt, die hernach von der deutschen Gemeine erweitert und verbessert ward. (Uebrigens hat man von dieser Kirche schon eine gute Beschreibung in *Lüdeke Diss. hist. de Ecclesia Teutonica. Lips.* 1791.) 1725 bekam die Finnische Gemeine in Stockholm ihre eigene Kirche, nachdem sie ihren Gottesdienst lange vorher in andern Kirchen gehalten hatte. Es wird doch darin des Morgens nach dem Finnischen Gottesdienst seit 1742 auch Schwedisch gepredigt. Den in Stockholm vorhandenen Franzosen lutherischer Religion, wurde seit 1687 ein eigenes Haus zu einer Kirche eingeräumt, allein da die Anzahl derselben immer abnahm: so hörte dieser französische Gottesdienst ganz auf, und das Haus wurde zur Stadt Auctionskammer eingerichtet. Nach der 1741 eingeführten Religionsfreyheit, wogegen der Clerus auf dem Reichstage 1742, jedoch mit Recht ohne Wirkung, einkam, erhielten die Franzosen, die zur englischen und reformirten Kirche sich bekannten, auch eine eigene Kirche; ihre Gemeine besteht jetzt nur noch aus ungefähr 100 Personen. 1782 erhielten auch die im Reich befindlichen Juden einen eignen Lehrer und Oberrabbiner, Hirsch aus Mecklenburg, mit allen den Rechten, die einem Oberrabbiner in andern Ländern zukommen, welcher darauf 1787 eine Synagoge errichtete. Die Anzahl der in Schweden befindlichen Juden war etwas über 150 Personen. Die Juden erhielten dazu das alte Auctionshaus der Stadt, und müssen ihr dafür jährlich 250 Rthlr. Miethe bezahlen. Da dort ein Jude eine evangelische Schwedin mit königl. Erlaubniss heyrathen wollte, die Priesterschaft aber Schwierigkeiten machte, sie aufzubieten und zu copuliren: so wurden sie, nach vorgelegtem Ehecontract, und unter der Bedingung, dass die Kinder ihrer Ehe lutherisch erzogen werden sollten, und dass der Mann der Frau keinen Scheidebrief sollte geben können, durch eine Anzeige des Oberstatthalters sowohl an die jüdische Gemeine, als an die christliche, zu welcher die Braut gehörte, für ächte Eheleute erklärt. Das 1336 errichtete Dominikanerkloster, ging nach der Reformation ein, und dessen niedergerissene Mauern wurden zum Schlossbau gebraucht. Kap. 6. Von den in Stockholm schwedischen Königen zu Ehren errichteten Bildsäulen. Der Statue König Gustav Wasa ist schon oben gedacht; sie wog 62 SPf., und kostete 200.000 Kupferthaler. Ein paar reisende Franzosen sagten von ihr: *elle n'a rien de saillant*. Sie war 1774 aufgerichtet, nachdem 14 Jahr daran gearbeitet worden war. An König Gustav Adolphs Statue, vom Director der Malerakademie *l'Archevesque* modellirt und vom Oberdir. Meyer gegossen, ward 40 J. gearbeitet; sie kostete 174.992 Rthlr. 38 Sch., und wog über 181 SPf. Sie ward auch unter König Gustavs III. Regierung 1791 errichtet. Das Piedestal ist von schwedischem Marmor. Es fehlen noch einige projectirte Medaillons und Trophäen daran. Was die König Gustav III. selbst zu errichtende Statue betrifft: so erhält Hr. Prof. Sergel für das Modell 10000 Rthlr., und Hr. Cap. Appelquist für den Guss 20000. Sie kommt an das Ufer zu stehen, wo der König nach dem Finnischen Kriege ans Land stieg. Auch sie ist 11 Fuss hoch, der König wird stehend vorgestellt; in der rechten Hand hält er einen Oelbaumzweig; die linke ruht auf dem Ruder einer Galeere, womit sowohl auf dessen Sieg bey Svenskfund, als die Regierungsveränderung von 1772, gezielt ist. Sie ward im August 1799 gegossen, und kommt auf ein Piedestal von Porphyr zu stehen, mit der Inschrift:

König Gustav dem III.
dem Gesetzgeber
Sieger
Wiederhersteller des Friedens,
von
Stockholms Bürgerschaft
MDCCXC.

Kap. 7. Von den in Stockholm befindlichen öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen. Am ausführlichsten von der Reichsbank, besonders nach Anleitung eines schon 1796 erschienenen Briefes über das Geldwesen und die Oekonomie des Reichs, von D. v. S. Jetzt haben doch nicht mehr die ersten 3, sondern alle 4 Stände die Bank garantirt. Ferner von der königl. Münze. Der Münzfuss (der Rthlr. von 14 Loth 1 gr.) ist seit 1664 nicht verändert. Von 1775 bis 1794 wurden dort in allem 109,722 Ducaten und 9,653,103⅓ Rthlr. in Silbergeld ausgemünzt. Vom

Gene-

General-Postcomtoir und dem dortigen Posthause, wo auch von den bey Alandshaf und zwischen Marstrand und Gothenburg errichteten Telegraphen Nachricht ertheilt wird. Vom Ritterhause und dessen Geschichte und Einrichtung seit König Gustav Adolph; von der Börse, die 1776 fertig ward, und an anderthalb Mill. Kupferthaler kostete; von dem General Assistenzcomtoir, das einen Fond von 15 T. forderte, die in 6000 Actien vertheilt wurde, wovon der König selbst 1500 übernahm; von dem Reichsschuldencomptoir, und dem Disconto Comtoir, seit 1789; auch dem Manufactur Disconto, und dem dortigen Controllwerk auf Gold und Silber, und dem Eisencomptoir seit 1743. Auch von der alten Bank, und dem ehemaligen Tessinschen Hause, welches jetzt das Amthaus des Oberstatthalters ist, wird geredet. Das 8. Kap. beschreibt einige Privathäuser. Wichtiger ist das 9te Kapitel von der Grösse Stockholms und der Volksmenge. Auch hier sieht man die Unzulänglichkeit des dortigen Tabellenwerkes. Die jetzige Anzahl der Einwohner wird hier etwas über 80,000 gerechnet, und die Anzahl der Häuser auf 6000, deren Werth zu 7,560,752 Rthlr. angegeben und die zu 6,323,827 Rthl. verassecurirt waren. 10 Kap. Von den Krönungen, Reichstagen und feyerlichen Einzügen daselbst. König Erich Knutson wird als der erste 1210. in Schweden gekrönte König angegeben. Obgleich Upsala sonst als die eigentliche Krönungsstadt angesehen wurde; so wurden doch, besonders seit der Unionszeit, mehrere Könige und Königinnen in Stockholm gekrönt. Auch wurden seit 1282 dort die mehresten Reichstage gehalten.

II. Abtheil. 1 Kap. Von dem königl. Schlosse in Stockholm, das schon Birger Jarl anlegte und mit Thürmen und Mauern befestigte. In der ältesten Burg *Adelhus*, (das adliche Haus) genannt, residirten vormals die Könige. Birgers Sohn, K. Waldemar, brachte das alte Schloss selbst ganz zu Stande; es war sehr fest und sicher mit gewaltigen Mauern von gesprengtem Graustein, als gross und königlich. Gustav I. befestigte und erweiterte es mehr. Die Geschichte desselben unter jedem der folgenden Könige wird angeführt. Das von Nic. Tessin 1692 angefangene Schloss brannte 1697 ab, und 1728 ward der neue Schlossbau angefangen. Dies letzte wird ausführlich beschrieben. 2 Kap. Von Stockholms Defensionswerk; den dort angelegten Thürmen, Thoren, Wällen, Schanzen und Blockhäusern. 3 Kap. Von den Belagerungen und feindlichen Angriffen der Stadt Stockholm, besonders unter der Unionszeit. Nachdem ward es unter Erich XIV von dessen Brüdern belagert und 1719 von den Russen mit einem Angriff bedrohet, der aber vereitelt ward. Hin und wieder findet die Schwedische Geschichte selbst hier einige Erläuterungen.

Im *zweyten Theile* führt Hr. *Elers* den Leser aus der alten Stadt Stockholm in die Vorstädte, so dass er auch hier nicht allein ihre jetzige Gestalt beschreibt, sondern auch die Geschichte derselben erläutert. Dieser Th. hat drey Abth. 1. Von den Stockholm am nächsten liegenden Inseln, nämlich 1) dem *Ritterholm*, wo vormals das so reich beschenkte Franciscanerkloster stand. Nicht unrichtig ist die Bemerkung, dass der Zweck und die Politik Roms, durch Mönche und deren Betrügereyen immer mehr Güter und Vermögen an sich zu ziehen, und sich dadurch ein ganzes Land zinsbar zu machen, am Ende eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, indem die in den Klöstern gesammelten Reichthümer nicht wenig zur Beförderung der Reformation beytrugen, König Gustav I. Reduction für den Staat und die Unterthanen so nothwendig als nützlich machten, und nicht wenig dazu wirkten, die Ketten zu zerbrechen, die so lange ein irregeführtes Volk gedrückt hatten. Bey der Reparation der dortigen ehemaligen Kirche des h. Franciscus fand man oben am Gewölbe mit rother Mönchsschrift folgende Worte eingeschrie„*Sex fuerunt, sunt eruntque caussae malorum in Suecia. 1. Proprium commodum. 2. Latens odium. 3. Contemtus Legum. 4. Negligentia Communis boni. 5. Favor improvidus in exteros. 6. Pertinax invidia in suos.*" Wer die schwedische Geschichte kennt, wird darin die Belege dazu finden. In dieser Kirche werden die Seraphinen-Ritter ohne Unkosten des Sterbehauses begraben. K. Gustav III. wollte statt dieser Kirche dort eine neue Rotunda zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst für die Gemeine der grossen Stadt und die Ritterholmskirche, bauen lassen. 2. Die *h. Geist Insel* hiess bereits, ehe noch Stockholms Stadt angelegt ward, Stockholm; und war schon eine Art Handelsplatz, wohin sich, nachdem Sigtuna verbrannt war, viele Bürger von da begeben hatten. König Waldemar stiftete hier ein Hospital für Arme, Kranke und Pilger, oder ein sogenanntes Heilig. Geists Haus, wovon die Insel den Namen bekam. Da auf einem auf dieser Insel 1282 gehaltenen Herrentage dem K. Magnus Ladulås mehrere sogenannte Gemeingüter nun als Krongüter zugeschlagen wurden: so hat dies den Namen von heil. Geistinsels Beschluss erhalten. 3. Einige kleine am Norderstrom belegene Inseln, mit den daselbst angelegten Häusern, Mühlen u. s. w., und 4. Strömborg, eine aus dem Mälersee hervorstehende kleine Insel, die von einem Grosshändler Ström zuerst bebauet ward. II. Von der Nordervorstadt, sowohl überhaupt als den dortigen Brücken, Märkten, Brunnen, der St. Clara, Adolph Friedrichs, St. Jacobi und St. Johanniskirche, den merkwürdigen Häusern und Pallästen, besonders dem Pallast der königlichen Prinzessin. K. Gustavs Befehl, alle hölzerne Häuser in der Stadt niederzureissen und statt deren steinerne zu erbauen, gab zuerst Anlass, dass sich einige arme Bürger aus der Stadt selbst hieher begaben. Diese Vorstadt hatte anfänglich ihre eigenen Magistratspersonen, und es entstanden zwischen ihnen und den Bürgern der Stadt selbst allerhand Streitigkeiten, bis endlich 1635 die Vorstädte mit der Stadt unter eine Obrigkeit vereiniget wurden. Diese Vorstadt hat jetzt die schönsten Strassen. Die Breite des Stroms, worüber die schöne unter Gustav III angelegte kostbare und dauerhafte Brücke geht, beträgt dort 60 Ellen.

len. Die Unterhaltung der Brücken in Stockholm kostete von 1745 bis 1765 über 102,407 Thlr. SM. Als die Bauern 1463 Stockholm belagerten, um den von K. Christian I. arretirten Erzbischof Jöns zu befreyen, schickte der König durch den Norderstrom einige Schiffe mit Soldaten, welche die Bauern trennten, umringten und niedermetzelten, daher ihr Anführer Ture Turesson den Namen des Bauernschlächters erhielt. Der Nordermalms Markt, wo Gustav Adolphs Statue steht, und der durch mehrere prächtige Gebäude verschönert wird, darf jetzt weder mehr zu Executionen, noch zum Verkauf von Waaren, gebraucht werden. Hier war es, wo die aufrührerischen Dalbauern den 22. Jul. 1745, nach zwey auf sie geschehenen Kanonenschüssen und einer Salve aus dem kleinen Gewehr, wovon 50 getödet und einige 20 verwundet wurden, mit einmal den vorher so stolzen Muth verloren, und um Gnade baten. Der Heumarkt, 135 Ellen breit und lang, ist jetzt der vornehmste Handelsmarkt. An dem dortigen Pranger hatte ein deutscher Bürgermeister in Stockholm ein in Lübeck gegossenes Bild setzen lassen, das er mit Fleiss seinem Collegen, mit dem er in Feindschaft lebte, äusserst ähnlich machen liess. Zu einem Vergeltungsrecht kamen hernach einige seiner Angehörigen selbst an diesen Schandpfahl zu stehen. Die Altartafel in Adolphs-Friedrichs Kirche macht dem Künstler, Hn. Sergel, Ehre. Sie stellt die Auferstehung Christi vor. Zwey Engel haben den Stein vom Grabe gewälzet, und siegend über die Macht des Todes erhebt sich Christus aus eigner Gotteskraft aus dem Grabe empor. Er ist schon über dasselbe hinaus, nur ein Theil des Leichentuchs hängt noch von seiner Schulter herab u. s. w. Hier sieht man auch das schöne 1770 dem Cartesius errichtete Epitaphium. Auf dem Amthofe haben die Grafen Höpken und Scheffer dem Italiener Mecheless ein Denkmal errichtet. Hier ist auch einer franz. Actrice ein marmornes Monument errichtet, mit einer Inschrift, die mit den Worten schliesst: *Cura viator. Ut. Acta. Vitae. Tuae. Fabula. Felix. Decedas.* Das von K. Gustav III. den vaterländischen Musen geweihete schöne und kostbare Opernhaus verdiente eine noch ausführlichere Beschreibung. Das dramatische Theater ist in dem ehemaligen Arsenal angelegt. In dieser Vorstadt befindet sich auch das Landmesser-Comptoir. Buraeus bekam 1605 als Reichs-Architect und General-Mathematicus zuerst den Auftrag zur Ausmessung des Landes. Von diesem Comptoir sind bis jetzt, von 1773 bis 1789 zwölf Karten über einzelne Provinzen und Gegenden des Reichs ans Licht gestellt worden. Auch ist hier der Königl. Garten, (450 Ellen lang, und da, wo er am breitesten ist, 180 Ellen breit); die Stückgiesserey, um die sich die aus Deutschland herstammende Meyersche Familie so verdient gemacht hat; das Waisenhaus (1797 hatte es 2377 Kinder, und die jährliche Ausgabe desselben beträgt 21,000 Rthlr.) das Spinn- und Zuchthaus, und das seit 1796 errichtete Arbeitshaus. Zuletzt auch eine Beschreibung von Rörstrand, und dortiger Fayancefabrike.

III. Von den an der Norder-vorstadt nahe angränzenden Inseln, als 1 *Blasieinsel*, (die Herleitung des Namens scheint uns doch etwas gezwungen,) 2. *Schiffsinsel* und 3. *Königsinsel*, von den dortigen Kirchen, Fabriken und Manufacturen, Häusern, Brücken, die über 19405 Rthl. gekostet haben, und dem neuangelegten Wege nach Drottningholm, welcher der Stadt 17480 Rthl. kostete, ist ausführlich gehandelt. Den Rest der Topographie von Stockholm sowohl, als der Nachrichten von der dortigen Stadtregierung, dortigem Handel und andern Nahrungsarten, erwarten wir in dem dritten und letzten Theil.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Hof, b. Grau: *Neues theoretisch-praktisches Zeichenbuch zum Selbstunterricht für alle Stände.* Achter Heft mit VI. Kupfertafeln. 1800. 146 S. in gr. 4.

2) In demselben Verlag: *Neues theoretisch-praktisches Zeichenbuch, zum Selbstunterricht für alle Stände.* Erster und zweyter Heft. Neue verbesserte und mit mehreren neuen Kupfertafeln versehene Auflage. 1800. Enthält XVII Kupfertafeln u. 87 S. Text in gr. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der achte und letzte Heft des theoretischen Zeichenbuches, giebt Anleitung zur Ingenieur-Zeichenkunst oder der militärischen Planzeichnung, worauf sich auch die VI. Kupfertafeln fast einzig beziehen. Es war ein guter Gedanke des Herausgebers, zu Ende des Ganzen noch eine Erklärung der üblichsten Kunstwörter der Zeichenkunst und Malerey in alphabetischer Ordnung beyzufügen, wodurch dasjenige, was in den früheren Heften abgehandelt worden, denen, welche sich allenfalls selbst unterrichten wollen, verständlicher wird.

Der erste und zweyte Heft des obigen Werks der neuen Auflage sind mit vier Kupferstichen vermehrt worden, und diese neu hinzugekommenen gehören zu den besten, welche darin enthalten sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Zerbst, b. Füchsel: *Theophron*, oder: es muss durchaus ein Gott seyn! — und zwar was für einer? Von M. *Karl Heinrich Sintenis*, Director. 1800. 231 S. 8.

In einer eindringenden und populären Sprache sucht der Vf. das Bedürfniss des Glaubens an Gott aus den sittlichen, übersinnlichen, Anlagen des Menschen herzuleiten, die minder haltbaren Beweise für das Daseyn Gottes zu prüfen, und den moralischen Beweis, als den überzeugendsten unter allen, darzuthun und zu verdeutlichen. Die ganze Schrift zerfällt in zwey Hauptabtheilungen; in der ersten wird der Glaube an das Daseyn Gottes bewiesen, und in der andern der richtige Begriff desselben, so wie die Menschheit seiner bedarf, angegeben. Wenn auch der eigentliche Gelehrte nichts Neues in dieser Schrift finden sollte: so hat der Vf. doch für den ungleich grössern Theil der nichtgelehrten, aber denkenden, Menschen, welche Sinn für religiöse Untersuchungen haben, und über die wichtigsten Gegenstände ihres Glaubens belehrt seyn möchten, eine wohlthätige Arbeit unternommen, und im Ganzen recht glücklich ausgeführt. Wer seinem Führer nur einiges Nachdenken schenkt, wird nicht leicht anstossen, und zugleich sein Zeitalter besser würdigen lernen, „das ich, wie der Vf. sich ausdrückt, nicht durch *Gottesverleugnung*, sondern vielmehr durch Gründung und Befestigung innerer *Gottesverehrung*, wenigstens nach dem Streben seiner grösten und redlichsten Lehrer, auszeichnet.“ Die *erste Hauptabtheilung* handelt *vom wirklichen Daseyn Gottes*, und der Vf. führt darin folgende Sätze aus: *Der Mensch, als Mensch, braucht schlechterdings einen Gott. Welche Beweise für das Daseyn Gottes giebt es freylich (?) nicht?* Als unzulängliche Beweise werden hier die objectiven angeführt. Mit Recht aber tadelt der Vf. die allzu geringschätzige Behandlung, mit welcher diese Beweise von den kritischen Philosophen aufgeführt und beurtheilt werden. „Ist der Mangel dieser Beweise ein Verlust für uns?“ Diese Frage wird verneinet, und alsdann der moralische Beweis, als der vorzüglichste und brauchbarste, näher entwickelt. S. 82 fg. wird dieser Beweis, in gedrängter Kürze, gut aufgestellt, und für jeden, einigermassen selbstdenkenden, Leser anschaulich gemacht. Hierauf beantwortet der Vf. die Frage: wie ist das Daseyn und die Wirklichkeit Gottes gedenkbar?“ Der sechste Abschnitt ist überschrieben: *Atheist! was bleibt dir also übrig?*“ Der Atheist ist, nach Hn. S., mehr *zu bedauern, als zu fürchten.* S. 142. redet ihn der Vf. unter andern so an: „Unsern moralischen Beweis musst du unangefochten lassen, von ihm prallen alle deine Pfeile ab! er trotzet wohl der Ewigkeit, geschweige dir u. s. w.“ Alsdann werden noch einige scheinbare Einwürfe des Atheisten widerlegt. Die *zweyte Hauptabtheilung* dieser Schrift handelt *von dem Begriffe Gottes*. Hier werden vorerst die vorzüglichsten unter den gewöhnlichen Begriffen von Gott geprüft, wobey man natürlich keine Vollständigkeit und Erschöpfung des Gegenstandes erwarten darf; alsdann stellt der Vf. den „richtigen, möglichst vollständigen, für uns zureichenden und brauchbaren Begriff von Gott“ — nämlich den *reinmoralischen* auf, wobey er mit Recht am längsten verweilt. Die Darstellung der Pflichten gegen eine moralische Gottheit, ist dem Vf. sehr wohl gelungen. Hierin, so wie in der Darstellung des Glaubens an Unsterblichkeit unsers Geistes, weht der Geist unverfälschter Religion, und eine gewisse wohlthätige Wärme. Freylich ist auch manches mehr für eine lebhafte Einbildungskraft, als für die ruhig-ernste Prüfung, dahingestellt; indessen wird der ruhige Prüfer das Haltbare von der blossen Declamation dennoch leicht sondern können. Einige zu starke, und einige minder edle Ausdrücke und unnöthige Wiederholungen abgerechnet, hat man Ursache, mit dem Vortrage des Vfs. wohl zufrieden zu seyn. Ausdrücke, wie: *an äussere Gegenstände erkannter*, statt *an äussern Gegenständen* etc. S. 44. sind wahrscheinlich nur Druckfehler. Der Schluss dieser lesenswerthen Schrift ist rührend, und würde einen noch angenehmern Eindruck in dem Leser hinterlassen, wenn der Vf. mit etwas anderm, als dem Wunsche geschlossen hätte, dass Gott ihm, wenn er einst sterben sollte, „nur so viel Besinnzeit übrig lassen möge, dass er für seine *Gönner*, Freunde und Feinde in diesem Erdenthale noch einmal beten könne.“

ERDBESCHREIBUNG.

Hamburg, b. Nestler: *Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg*, von dem Verfasser der Darstellungen aus Italien. 1. 2. H. 1801. 222 S. m. K.

Diese Skizzen erscheinen hier in einer neuen Auflage. Sie waren bereits im hanseatischen Magazin abgedruckt, und dort mit Beyfall gelesen worden. Auch konnte wohl nicht leicht ein Schriftsteller so viel innern Beruf zu einem Werke dieser Art haben, als der Vf., Hr. Dr. und Canonicus *Meyer* in Hamburg, dessen auf dem Titel nur angedeuteter Name sich unter der Vorrede befindet. Als einem gebornen Ham-

Hamburger und aufmerksamen Beobachter, wie er sich bereits in ähnlichen Schilderungen gezeigt hat, standen ihm viele Quellen offen, aus denen Reisende nicht schöpfen können. Auch fällt die etwanige Vermuthung, dass patriotische Vorurtheile ihn hier und da geblendet, oder ihn verleitet haben möchten, unangenehme Wahrheiten zu verschweigen, sehr bald hinweg, wenn man diese Skizzen lieset. Zwar ist die Wahrheit überall mit discreter Schonung gesagt, keineswegs aber werden Gegenstände deshalb umgangen, weil der Vf. sie nicht mit Beyfall erwähnen konnte; vielmehr dürfte man sich sogar hier und da über seine Freymüthigkeit wundern. Was in der Vorerinnerung mit der Ueberschrift: wo Licht ist, da ist auch Schatten, in dieser Rücksicht versprochen wird, finden wir treulich erfüllt; und doch so, dass der patriotische Hamburger seinem Landsmanne schwerlich einen bedeutenden Vorwurf machen wird. Glücklicherweise giebt es, im Ganzen genommen, — trotz dem Geschrey einiger neuen Reisenden — an Hamburg gewiss weit mehr zu loben, als zu tadeln; ein Urtheil, das jeder Unpartheyische gern unterschreiben wird, der diese in so vielen Rücksichten, besonders in den letzten Jahren, ausgezeichnete Stadt und deren Bewohner, mit kosmopolitischem Auge und ohne Vorurtheil und bösen Willen beobachtet hat. Mit Vergnügen werden Leser aus dieser Classe sich durch die Skizzen des Vfs. an manche Gegenstände, die sie bemerkten, erinnern, von andern, die sie übersahen, oder zu flüchtig beobachteten, hier zuerst oder besser unterrichten lassen, so wie diejenigen, die Hamburg nie sahen, aus diesen Skizzen eine anschauliche Idee von der interessanten Stadt erhalten, die ihr unpartheyischer Beobachter mit lebhaften Farben darstellt. Die in diesen ersten Heften gelieferten Skizzen sind: Morgenansicht der Elbe und des Havens — Havenlärm — Fleeten (Stadtcanäle) — Gassenverkehr — Gassenpolizey — Volkscharakter — Theurung — Emigrantenwesen — Mittagsstunde; Kaffeehäuser — Börse; Handlungskrisis — Mittagsessen, Restaurationstafeln, Land- und Stadtgasthöfe — Nachmittagsansicht der Gassen — Leichenzüge — ländliche Begräbnissplätze — Geburtsproclamationen — Trinkgeldgeben — Gesindewesen — Gesellschaftswesen — Klubs — Lesezimmer der Gesellschaft Harmonie — Französische Civilisationen — Schauspiel — Brodt — Deutsche und französische Bühne — Panorama — altonaische Bühne — Musik; Tanz — Schlittenfahrten — Carneval — Volksschauspiele — Blick auf die Landgegend — Nationalfeste — Jungfernstieg — Sommernächte. Die Manier des Vfs. ist aus seinen ähnlichen Schriften bekannt genug; um jedoch eine Probe zu geben, wie er hier, als Schilderer seiner Vaterstadt, zu Werke gehe, folgt hier der wichtigste Theil einer Skizze:

Volkscharakter. „Ruhig und friedliebend, der Regierungsverfassung seiner guten Vaterstadt zugethan — stolz, vielleicht manchmal zur Unzeit, wohl gar trotzig auf seine Bürgerfreyheit, — ist unser Volk in seinen äussern Verhältnissen. In seinem Innern, wie allenthalben, mehr oder minder, Nachahmer der höhern Stände; arbeitsam, um zu gewinnen, bequem und allzu begehrend bey leichtem Verdienst, mehr geniesslustig, als sparsam im Verzehren des Erworbenen. Noch viel Anhänglichkeit an Religion und ihren Kult, wenn gleich nicht in dem Grade seiner und unserer Väter in Wort und That; noch biedre Redlichkeit, noch häusliche Tugend, noch häusliches Glück bey ihm, wie in den höhern Ständen, trotz den modernen Verfeinerungen des Luxus, dem vermehrten Wohlleben und der Bekanntschaft mit neuen erkünstelten Bedürfnissen und mit ihrer erleichterten Befriedigung, wobey die alte Sitte und die strengere Moralität der Väter unstreitig gelitten hat."

„Es ist ein alter, tausendmal wiederholter und nachgebeteter, unserer Stadt fast ausschliessend gemachter Vorwurf: *die Hamburger sind grob.* Seht da, einen von den plumpen, kategorischen Gemeinsprüchen, womit Volksrichter Nationen stempeln. Lasst uns diesen Vorwurf näher beleuchten."

„Ungebildete, rohe Racen giebt es unter allen Classen in allen Ländern; vornehmer Pöbel und rohes Volk, finden Anwendung allenthalben. So, oder anders modificirt, ähnelt sich das Wesen der arbeitenden Classen in allen grossen europäischen Städten. Die *Formen* modelt Nationalgeist und Art des Betriebs. Eine gewisse *Derbheit*, Folge des Klima, der physischen Kraft, der angestrengten Thätigkeit, charakterisirt allerdings das Volk (den sogenannten Pöbel) in den Hauptstädten des Nordens; bey uns dazu ein gewisses angeerbtes — sey es auch zuweilen ein missverstandenes — Gefühl von Bürgerfreyheit, ein stolzes mehr oder minder klares Bewusstseyn, einer unabhängigen Verfassung. Diese Mischung von — lasst es immer mich so nennen — republikanischem Hochgefühl und von Thätigkeitstrieb, nennt man in seinen Aeusserungen hamburgische *Grobheit?* — —"

„*Stört* — dieser Rath passt für jede Stadt, deren Wesen Geschäftigkeit ist, — *stört keinen*, und vor allem keinen aus den arbeitenden Classen auf den Gassen in *seiner Thätigkeit* — — belästigt keinen Arbeiter gerade dann, wenn er sein emsiges Wesen treibt, mit Fragen, Anremen u. dgl. oder macht euch auf eine lakonische Antwort, *auf eine* derbe Zurechtweisung vielleicht, gefasst. Diese *billige Regel* beobachtet; und ihr werdet übrigens auch in Hamburg, wie in dem dafür berühmten Paris, auf bescheidene Fragen, von den Leuten an der Gasse befriedigende Antworten, ausführliche, selbst mit Sorgsamkeit gegebene, Nachweisungen von Strassen, Häusern und Winkeln, erhalten; hier, wie dort, wird man euch nicht selten sagen; „Herr, ich gehe des Weges, und will Sie zurechtweisen.""

Gern setzten wir noch hinzu, was der Vf. von dem Interesse der niedern Classen für die Tagsgeschichte und deren Aeusserungen sagt, und mit einigen Beyspielen belegt, wenn nicht diese Probe bereits zu viel Raum weggenommen hätte.

Das Aeussere dieser Skizzen entspricht dem Innern; sie sind mit lateinischen Lettern auf geglättetem Papier gedruckt, und mit den Bildnissen zweyer kürzlich verstorbenen, unvergesslichen Hamburger, des Prof. *Büsch* und des Kaufmanns *Sieveking*, geziert, die beide recht gut gearbeitet sind, deren letztes aber dem ersten, in Hinsicht auf die Aehnlichkeit, nachsteht.

Schwerin u. Wismar, in d. Bödner. Buchh.: *Mecklenburg, in Hinsicht auf Cultur, Kunst und Geschmack*, von *Joh. Christ. Friedr. Wundemann*, Prediger zu Wahlkendorf. *Erster Theil.* 1800. 407 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey den wenigen Nachrichten, die wir über Mecklenburg haben, muss dieses Werk dem Publicum

züglich willkommen seyn, da es von einem sachverständigen, hellsehenden und höchst billigen Mann herrührt. Der Vf. ist Eingeborner und Bewohner des Landes, über welches er schreibt. Sollte er also gewisse Dinge zu mild und schonend behandelt haben: so ist ihm dieses in seiner Lage sehr verzeihlich. Aber im Ganzen fehlt es ihm keineswegs an Freymüthigkeit, und er schreibt zwar schonend, übergeht aber keineswegs die Blössen oder schwachen Seiten seines Vaterlandes. Seine Urtheile über Dinge der Mode, der Eleganz und Alles, was damit zusammenhängt, sind äusserst mild und billig, und machen einem Manne von seinem Stande ganz vorzüglich Ehre. Hier einige Data aus dem Werke. Ausser einigen Strumpfwirkereyen und Wollenmanufacturen, die aber keineswegs ins Grosse getrieben werden, auch nur das gröbste Tuch, Boy und Friess liefern, findet sich in diesem Lande nichts. Der Mecklenburger führt seine Wolle mehrentheils roh aus, und kauft sie verarbeitet wieder. Die geringsten Bedürfnisse an Kleidung, Kunst- und Modewaaren werden diesem Lande nur in ausländischen Fabrikaten geliefert. — Die Bilanz zwischen Ausgabe und Einnahme soll zum Vortheile des Landes ausfallen. Diese Berechnung aber scheint nur nach guten, kornreichen Jahren gemacht zu seyn. Man bemerkt wirklich bisweilen Mangel an Gelde. Mecklenburg hat wenig Kaufleute, deren Verkehr jährlich die Summe von 100,000 Rthlr. beträchtlich übersteigt. Ein Theil der Güter ist verschuldet, und von andern geht der Ertrag ausser Landes, weil sie Fremden gehören. — Der Bevölkerungszustand macht keine lebhaften Fortschritte. Die öffentlichen Lasten ruhen, wie man aus dem Abschnitte von der Landesverfassung S. 45. sieht, mehrentheils auf den Ländereyen, sowohl den landesherrlichen Domänen und rittergütlichen, als den übrigen Gütern der städtischen Kämmereyen, und selbst der Klöster. Ohne Bewilligung der Landtagsversammlung können keine neuen Abgaben aufgelegt werden. Die Ausgaben der Herzoge werden grösstentheils aus dem Einkommen der Domänen bestritten. Die herrschende lutherische Kirche gestattet auch andern die Uebung ihres Gottesdienstes. Die Reformirten sind auch von den Landescollegien und Hofbedienungen nicht ausgeschlossen. Mecklenburg hat vollkommene Press- und Lesefreyheit; weder Censur, noch verbotene Bücher. Keine Impolte, keine willkürlich erhöhten Zollabgaben für einzelne Artikel, keine Kornsperre. Kein Zwang zum Soldatendienst, nur mit Ausnahme der Domänialunterthanen. — Justizpflege — Nationalcharakter, Landwirthschaft. S. 107. wird viel Vernünftiges und Wahres über den Adel gesagt, auch über Erziehung, Candidaten etc. Viele Schullehrerstellen in den Dörfern gehen gänzlich ein, und ihre Wohnungen werden mit Tagelöhnern besetzt. Wo noch Schulen gehalten werden, sind sie mit untauglichen Subjecten besetzt. Auf den herzoglichen Domänialgütern ist es anders; auch sind Leute, die zum Theil in dem Schulmeisterseminarium zu Ludwigsluft gebildet worden sind. S. 149 f. Die Leibeigenschaft der Bauern ist hart; auch das Dienstgesinde wird schlecht gehalten. Indessen hat man den Zustand der Leibeigenen an vielen Orten verbessert. S. 169. Die Städte waren ehemals in grösserm Flor, als jetzt; sie sind schlecht, und ihre Einwohner haben vor dem Landvolke wenig voraus. Bützow ist unter den Landstädten die vornehmste. S. 199. Unter den Güterbesitzern sind reiche Leute. Nur einer hat jedoch jährlich 100,000 Rthlr. Von 50,000 bis 20,000 herab giebt es nur wenige. Die mehrsten haben 5000, viele noch weniger. Der von S. 217. bis 270. fortlaufende Artikel über Dobberan, ist bey weitem zu lang. Auch über Rostock ist der Vf. zu weitläuftig. Die Universität hat ungefähr 100 Studenten, darunter — zwey Mediciner. Man rechnet die jährliche Kornausfuhr von Rostock auf 12 bis 15,000 Lasten, welche zu 1,700,000 Rthlr. angesetzt werden. Wenigstens die Hälfte davon geht durch die Hände der Rostocker Kaufleute. Die unehelichen Geburten zu Rostock verhalten sich zu den ehelichen, wie 1 zu 9. — Die Sprache des Vf. ist einfach, ungesucht und mehrentheils dem Gegenstande angemessen. Im Ganzen könnte sie etwas mehr gefeilt seyn. Die Lüsters, Tableaux, prägnante Vorzüge, Promenaden, Assietten, Panaschen, Gardinen, Plateaus, verd de pomme, austere Gegner, ruiniren, zum Fond haben, Coeffüre, Noblesse, Bourgeoisie, Teint, dejeuniren u. dgl. Wörter liessen sich doch grösstentheils sehr wohl ins Deutsche übersetzen. — Ausdrücke wie S. 113. Dass sie früher an Gesellschaften und den (die) darin geltenden Sitten gewöhnt werden. S. 125. Es gilt *zum* grossen Galla, und ähnliche Sprachunrichtigkeiten sind vielleicht Druckfehler.

1) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Atlas der alten Welt*, bestehend aus zwölf Karten, entworfen und gezeichnet von *G. U. A. Vieth*, und mit erklärenden Tabellen herausgegeben von *C. Ph. Funke*. 1800.

2) *Atlas orbis antiqui* exhibens duodecim tabulas a *G. U. A. Vieth*, illustratasque per indices a *C. Ph. Funke*.

3) *Atlas du Monde ancien* en douze Cartes géographiques dressées par *G. U. A. Vieth* et publiées par *C. Ph. Funke* avec des tables explicatives. Sämmtlich in Quer-Quart.

Die Karten sind in jedem Atlas dieselben, und zu jeder Karte gehört ein Blatt Text von demselben Format als die Karte. Die Namen sind auf der ersten Karte in deutscher Sprache verzeichnet. Da in den übrigen die Namen lateinisch geschrieben werden: so wäre es wohl schicklicher gewesen, auch auf der ersten diese Sprache zu gebrauchen. Die Karten sind sehr sauber und richtig gezeichnet, wobey die berühmten d'Anvillischen mit Zuziehung der neuern Verbesserungen, z. B. bey Palästina von Hn. *D. Paulus* zum Grunde gelegt sind. Auf die erste Tafel, welche den Abriss der Erde nach Homer, Dionysius und Eratosthenes vorstellt, folgt Indien und Persien. Es wird

wird also mit dem den Alten am wenigsten bekannten Lande der Anfang gemacht. Das ist sehr zu loben, dass für Germanien und die angränzenden Länder eine besondere Karte bestimmt ist, wenn sie gleich in manchem Schulatlas fehlt. Sie ist hier zwar die letzte; allein wird nicht auch die alte Geographie dereinst mit Deutschland anfangen, wie es jetzt in der neuen zu geschehen pflegt? Oder soll der Schüler durch den Platz, den man seinem Vaterlande anweiset, zur Verachtung desselben geleitet werden. Der Text enthält auf der einen Seite die Geographie d. i. blosse Namen der Länder und Städte, auf der andern die Begebenheiten, welche in der Geschichte Epochen machen, die in den Antiquitäten zu erklärenden Denkwürdigkeiten und eine leere Spalte für Bemerkungen. Dass alles zu sehr einem magern Skelett ähnlich sey, wird der Leser aus dieser Anzeige schliessen. Der Stadt Rom ist ein besonderes Blatt gewidmet. Hätte nicht auch Athen ein eigenes haben sollen? Anderer berühmten Städte nicht zu gedenken. Weder der lateinische, noch der französische, Text ist in der, einem Schulbuche höchst nöthigen, Reinigkeit geschrieben. Zur Probe aus der Vorrede: *Alteram indicem plura continere altera, hoc si inconvenientia quidem sit, nullo tamen modo evitari potuit* etc. Was würde Cellar zu seinem Schüler gesagt haben, der ihm ein solches Exercitium gebracht hätte? Im französischen Text halten wir *ces cartes* in der 4 Z. Vorr. für einen Druckfehler statt *les*. Allein *soigner une édition* ist doch wohl kein französisch für *eine Ausgabe entwerfen*. Und wer versteht gleich zu Anfang des 1 Bl. die Stelle *pour puiser au profit de cette science*, ohne zum Deutschen seine Zuflucht zu nehmen? Mit dem Atlas steht ein Wörterbuch in Verbindung, welches besonders verkauft wird. Es wird auch ein ausführliches Handbuch der alten Erdbeschreibung und Geschichte als Commentar der Tabellen versprochen. Nur nicht in einem so schlechten Latein und Französisch, als der Text zu diesen Tafeln.

Leipzig, b. Heinsius: *W. G. Browne's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien* in den Jahren 1792 bis 1798. Aus dem Englischen. Mit Anmerkungen des Uebersetzers und mit Kupfern und Karten. 1800. XXXVIII. und 701 S. 8.

Diese Uebersetzung hat den Vorzug vor der, welche wir zugleich mit dem Original angezeigt haben, (1800 Nr. 266.) dass sie das Original ganz und unabgekürzt liefert. Es ist ihr auch das Lob der Treue und Zuverlässigkeit nicht abzusprechen, bis auf einige Stellen, die wir mehr der Eilfertigkeit, als der Unwissenheit des unbekannten Uebersetzers zuschreiben. Denn er hat sich fast durchgehends als einen so guten Kenner der englischen Sprache gezeigt, dass man, wo er den Sinn des Originals verfehlt hat, annehmen kann, er würde ihn auch hier bey mehrerer Anstrengung erreicht haben. Um den Raum zu schonen, führen wir nur einige Proben von den eingeschlichenen Fehlern an. S. 12. Z. 22. lässt der Uebersetzer den Vf. sagen, dass noch jetzt zu Alexandrien alle Ausfuhr nach Europa und Einfuhr von daher *wie ehemals* statt finde. Jedem wird die Unrichtigkeit dieser Behauptung auffallen. Sie ist aber nicht im Original; *at the former* bezieht sich auf die vor Damiatt genannte Stadt Alexandrien. — S. 21. Z. 5. hätte nicht für *grasswort Kräuter*, sondern die bestimmte Art des Krauts gegeben werden sollen. — S. 22. Z. 3. v. u. *betrug unsere Reise* ist nicht so bestimmt als *the time employed in motion*. — S. 28. letzte Z. *W. L.* Sollte der Uebersetzer nicht *E. F.* durch *East Ferro*, *östliche Länge von Ferro* haben erklären können? — S. 45. schafft sich der Uebersetzer eine unnöthige Schwierigkeit, wenn er in Alexandrien kein *Thor von Raschid* gelten lassen, sondern es in Thor von Alexandrien verändern will. Haben denn nicht oft die Thore einer Stadt den Namen von dem Orte, zu welchem man aus ihnen herausgeht? Den Irrthum hätte ihm jede nur mittelmässige Beschreibung von Alexandrien nehmen können. — S. 52. *leagues* sind nicht *französische Meilen*, sondern Seemeilen, deren 20 auf einen Aequator Grad gehen. — S. 135. die Mühe, das 7te Kapitel, welches aus Cardonne's Geschichte der Araber genommen ist, hätten wir ihm gern erlassen. Es sollte ja eine Reise, nicht eine Geschichte verdeutscht werden. — S. 214. die englischen Zeitungen müssen dem Uebersetzer nicht viel zu Gesicht gekommen seyn. Denn sonst würde er wissen, dass *James's powder* nicht Jakob's Pulver, sondern ein von einem D. *James* erfundenes Pulver sey. — Wie S. 528. Note, die Worte *will probably be brought to bed of a Welli* durch: *Eure Frau wird wahrscheinlich in das Bett eines Welli* d. i. *eines Heiligen kommen* — statt wird mit einem Welli niederkommen, übersetzt werden konnte, ist kaum zu begreifen. Dass die mit arabischen Lettern von Hn. B. gedruckten Wörter auch in der Uebersetzung beybehalten sind, ist sehr zu loben. Nur hätte das Arabische nicht so fehlerhaft gedruckt seyn sollen, als S. 23. 66. und an andern Orten geschehen ist. Der Uebersetzer hat Anmerkungen nicht allein unter den Text gesetzt, sondern auch in Klammern eingeschlossen, in den Text eingeschaltet. Sie sind aus Sonnini, den *Memoires sur l'Aegypte*, in so weit sie durch die geographischen Ephemeriden in Deutschland bekannt geworden sind, und andern neuen Büchern genommen, und erzählen grösstentheils die neuesten Vorfälle, die sich in dem Lande ereignet haben. Bisweilen wird auch die Quelle, woraus sie geschöpft sind, verschwiegen. Die Eile, womit der Uebersetzer gearbeitet hat, ist auch in der Aufraffung der Anmerkungen sichtbar. Die Karten und Kupfer des Originals haben in der Uebersetzung freylich nicht englische Eleganz.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. März 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer: *Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts*, als Commentar über seine *Grundsätze* desselben, von dem Hofrath *Wiese* in Gera. *Erster Theil.* 1799. 869 S. *Zweyter Theil.* 1800. 915 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

Dem bisherigen Mangel an einem Handbuche des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts, nach dem Beyspiele ähnlicher Werke über andere Zweige der Rechtswissenschaft, wird durch gegenwärtige Arbeit auf eine im Ganzen beyfallswürdige Art abgeholfen. Es soll damit ein Commentar für Studierende, und zugleich ein Handbuch für Geschäftsmänner, geliefert werden; und es ist nicht zu verkennen, dass auf die Vereinigung beider an sich verschiedener Zwecke viele Mühe verwendet worden ist. Um der Studierenden willen, deren Vortheil vornehmlich berücksichtigt ist, liegt das System, welches der Vf. in seinen bekannten und bereits auf einigen Universitäten eingeführten *„Grundsätzen des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts,“* (Göttingen 1793. neue Auflage 1798.) befolgt hat, zum Grunde, und es ist ganz dieselbe Ordnung, selbst mit Beybehaltung der Paragraphenzahl, beobachtet; nur hin und wieder z. B. bey §. 66. durch Vorausschickung des bischöflichen Systems vor dem päpstlichen, auch in einzelnen Ausführungen, z. B. Th. I. S. 143., ist von dem Lehrbuche abgewichen. Was sich daher über die Anlage des Lehrbuchs in manchen Theilen, namentlich in Ansehung der mitunter zu weit getrennten historischen Ausführungen, erinnern lassen möchte, das muss natürlicher Weise auch den Commentar treffen. Wenn man aber, wie billig, auf fleissige und deutliche Darstellung der abgehandelten Lehren hauptsächlich Rücksicht nimmt: so erscheint die Bemühung des Vfs. desto verdienstlicher, je mehr eigenthümliche Schwierigkeiten bey einem gründlichen und praktischen Vortrage des Kirchenrechts zu überwinden sind. Die beiden Bände, die bis jetzt erschienen sind, gehen bis zum §. 352. des Lehrbuchs, und erläutern, ausser der Einleitung, sowohl den ersten Haupttheil, welcher allgemeine Grundsätze, Quellen und Hülfsmittel aufstellt, als den ersten Abschnitt des zweyten Haupttheils, worin das Kirchenrecht der Katholiken abgehandelt ist. Die Erläuterung des zweyten Abschnitts über das Kirchenrecht der Protestanten, und des dritten über das Verhältniss der verschiedenen Religionstheile in Deutschland, ist noch zu warten. In Ansehung des Kirchenrechts der Katholiken billigen wir es vollkommen, dass dasselbe nach den Lehren der neuesten und besten katholischen Schriftsteller gearbeitet ist, da man den Protestanten häufig, und zwar mit Recht, den Vorwurf gemacht hat, dass sie aus Unkunde und Missverständniss den katholischen Lehren nicht selten einen ganz verkehrten Sinn angedichtet haben, und da man hier nicht wissen will, was der Protestant darüber denkt, sondern was das katholische System mit sich bringt.

Da der Vf. zu bescheiden denkt, als dass er seine Arbeit für vollkommen halten sollte, und geneigt ist, Erinnerungen über einzelne Stellen zu hören, auch insbesondere unbenutzte Schriften kennen zu lernen wünscht: so mögen hier einige Bemerkungen, die uns beym Durchlesen aufgestossen sind, ihren Platz finden. — Th. I. S. 11. ist mit Recht erinnert, dass die gewöhnlichen Begriffe von Kirchenstaatsrecht und Privatkirchenrecht einer Berichtigung bedürfen. Wir würden das Rechtsverhältniss zwischen Staat und Kirche mit dem Namen eines Staats-Kirchenrechts belegen, und das Kirchenrecht selbst in das öffentliche, das man Kirchenstaatsrecht nennen möchte, und in das Privatrecht abtheilen. Was S. 62. über die Natur des kirchlichen Symbols gesagt ist, würde aus *Hofbauers* Abhandlung in dessen „Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände des Naturrechts“ S. 297. ff. weit mehr Licht und Bestimmtheit erhalten haben. Wenn es S. 124. heisst, der Staat habe früher, als die Kirche existirt: so darf wohl nicht aus der Acht gelassen werden, dass eine Kirche sich auch ausser dem Staate denken lässt, und dass sie abgesondert gedacht werden muss, wenn man ihre ursprünglichen und eigenthümlichen Rechte aufsuchen will. S. 111. fehlt *C. F. Häberlin diss. de differentiis juris sacrorum et juris circa sacra, Erlang.* 1783. Bey dem, was S. 153., von dem Devolutionsrechte, als einer eigenen Gattung des Hoheitsrechts in Kirchensachen, vorkommt, ist das, was *Schnaubert* in der jurist. Bibl. B. I. S. 234. ff. darüber erinnert hat, unbenutzt geblieben. S. 199. fehlt *J. G. Böhmer* „Ueber die erste Sammlung der Kirchensatzungen,“ in Schott's juristischem Wochenblatt, B. 2. vergl. *Schott ad Doujatii praenot. canon. T. II. p.* 669. Was S. 217. über Cresconius gesagt ist, muss aus *Henke diss. de Cresconii Concordia canonum, ejusque Cod. MS. Helmst.* 1788. berichtigt werden. S. 223. kann *Car. Blascus de collectione canonum Isidori Mercatoris, Neap.* 1760. 4. hinzugefügt werden. S. 259. fehlt die Bemerkung, dass in den *Extravagant. comm.* das vierte Buch leer gelassen ist. S. 298. muss statt Gregorius XIII. Benedict XIII. stehen; ein Fehler, der auch in dem

dem Lehrbuch des Vfs. vorkommt. Bey der Hypothese über die Entstehung der Patriarchen von der politischen Eintheilung des römischen Reichs S. 346. Not. 2. muss verglichen werden, was *Spittler* in der „Geschichte des Kanonischen Rechts" S. 54. Not. 1. dagegen erinnert. S. 348. über den Synodalbeschluss zu Sardica wegen der Appellationen nach Rom, verdient *Körner tr. de provocatione ad sedem Romanam, (Lipf.* 1784. 8.) p. 315. nachgelesen zu werden. S. 633. fehlen *G. Calixtus de conjugio Clericorum, ed. Henke* 1783 und 1784. 4. und *Körner* vom Cölibat der Geistlichen, Leipzig 1784. 8. Auch S. 636. fehlen einige neuere Vertheidiger des Cölibats, *Zaccaria's* polemische Geschichte des Cölibats, und *Brinkinck coelibatus clericorum firmatus, Düsseld.* S. 722. ist der Cardinalseid, nach den Baseler Decreten, nicht erwähnt, vergl. *le Bret* „Vorlesung. über die Statistik" Th. 2. S. 740. fehlt *Joh. Schott diss. de legatis natis, Bamb.* 1778, auch das, was *Engel Colleg. jur. can. lib. I. tit.* 30. n. 10. von Salzburg anmerkt. S. 848. Not. 4. muss das Allegat aus *Böhmer* nicht *jur. eccles. protest.* sondern *jur. paroch.* heissen. — Th. II. S. 16. nimmt der Vf. mit *G. L. Böhmer princip. jur. can.* §. 236. an, dass zur Einführung der kirchlichen Observanz ein Zeitverlauf von vierzig Jahren nothwendig sey, und sucht seine Meynung aus c. 25. §. *Nos igitur X. de V. S.* zu beweisen. Allein in der Stelle ist dieses nirgends als ein gesetzliches Erfodernis vorgeschrieben. Zwey andere Stellen, auf welche sich Böhmer ausserdem noch beruft, *c.* 3. *X. de caus. poss. et propriet.* und *c.* 50. *X. de elect.* erwähnen des vierzigjährigen Zeitablaufs nicht mit einer Sylbe, und sind deshalb hier mit Recht übergangen. Gegen *Böhmer* spricht ausdrücklich schon *Lakics praecogn. jur. eccles.* §. 155., und die Neueren nehmen als ausgemacht an, dass zu einer Observanz an sich eine Handlung hinreichend, und der Ablauf einer gewissen Zeit nicht erfoderlich sey, z. B. *Schnaubert* Kirchenrecht §. 98. *Glück* Erläuterung der Pandect. §. 84. u. a. m. S. 17. sind die Kirchengesetze in allgemeine Rechtsregeln für alle Personen und Geschäfte, und in Ausnahmen von der Rechtsregel, und zwar letzte wieder in solche, die noch als sogenanntes *jus singulare* besondere Ausnahmen für eine ganze Classe von Personen oder Geschäfte, und in solche, die nur eine Ausnahme zu Gunsten individueller Personen oder Handlungen, mithin Privilegien und Dispensationen enthalten, abgetheilt. Richtiger classificirt man wohl Rechtsregeln und Ausnahmen, wenn man erste wiederum in allgemeine und besondere (*jura singularia*) abtheilt, zu den letztern aber die Privilegien und die Dispensationen rechnet. Was nach S. 18. in c. 16. und 18. *X. de privil.* von der Interpretation der Privilegien vorkommt, liegt ganz in der Natur der Sache, und ist daselbst bloss auf die vorgelegten Rechtsfälle angewendet, harmonirt auch mit *L.* 3. *D. de constit. princip.* vollkommen, indem auf jede Weise das Privilegium nach der Absicht des Ertheilers beurtheilt, und daher zwar auf der einen Seite nicht über diese Absicht hinaus, auf der andern aber auch mit der vollen Wirkung, welche der Ertheiler beabsichtigte, erklärt werden soll. Wegen der Procurationen S. 41. verdient noch die vormalige Controvers einiger Mainzer Schriftsteller bemerkt zu werden. In der Mainzer Monatsschrift J. 1785. Heft 4. ward behauptet, dass die visitirten Stifter Geld zu bezahlen verbunden wären. Dagegen erschien ein anonymischer Aufsatz: Ueber die Procurationen der Kirchenvisitatoren, besonders im Mainzer Erzstifte; welchen ein Mitarbeiter an der Monatsschrift in einer ausführlichern Abhandlung: die Rechtmäsigkeit der Procurationen der Kirchenvisitatoren, besonders im Mainzer Erzstifte, Mainz 1785. 8. zu widerlegen suchte. S. 48. ist die Geschichte der kirchlichen Jurisdiction sehr unzureichend dargestellt, ungeachtet *Hebenstreits dissert. III. Historia jurisdictionis ecclesiasticae ex legibus utriusque Codicis illustrata, Lipf.* 1774—1778, wovon hier nur zwey, und zwar unter *Segers* Namen, angeführt sind, treffliche Materialien an die Hand geben konnten. S. 86. fehlt *d'Avezan liber de censuris ecclesiasticis, continens tractatus tres de excommunicatione, de depositione, degradatione et suspensione, et de interdictis,* bey *Meermann Thes. jur. civ. et can. T. IV.* Ob nach S. 119. der Inquisitions-Process erst von Innocenz III. *erfunden* worden sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, da bekanntlich hierüber gestritten wird. S. 349. fehlt *Lakics praelect. canon. de Episcoporum instituendorum ac destituendorum ratione, Vienn.* 1783. 8. In der Lehre von der Papstwahl S. 388. durften die bestimmten Verfügungen auf den Fall, wenn die Wahl nicht in Rom geschehen könne, nicht übergangen werden, zumal da sie erst neuerlich ein besonderes Interesse erhielten: man s. *Schönemann de electione Rom. Pontificis Roma non libera,* welche Schrift bekanntlich auch deutsch übersetzt ist. S. 611. würde man über das Repudium wegen eingetretenen Veränderungen ein grösseres Detail zu lesen wünschen. S. 648. wird von einer *arrogatio plena* geredet: eine *minus plena* kennen wir nicht. S. 687. sollte von der Unauflöslichkeit des katholischen Ehebandes mehr gesagt, und dabey auf einige Streitschriften, unter andern zwischen *Neupauer* und *A. Jul. Cäsar* auf Anlass des Ehepatents Josephs II. v. J. 1783 Rücksicht genommen seyn. Dass nach S. 729. der Kirche nach Ablauf der vierzigjährigen Präscription noch binnen vier Jahren die Rechtswohlthat der Restitution beygelegt wird, ist zwar allerdings der herrschenden Meynung gemäss: aber es ist doch noch sehr die Frage, ob *Clem. VII. de restit. in integr.* wirklich von der Verjährung der längsten Zeit, gegen die Analogie der Verjährung wider die Minderjährigen, oder nur von der Versäumung der Processfristen zu verstehen sey, worüber *Kühne diss. de beneficio restitutionis in integrum ecclesiae contra praescriptionem denegando, Helmst.* 1791. nachgelesen zu werden verdient. — Noch dünkt es uns, dass hie und da der Vortrag hätte abgekürzt werden können. Was z. B. im ersten Theile S. 35. bis 38. steht, konnte wegbleiben, da es nicht genau zur Sache gehört.

NÜRNBERG, b. Raspe: *Hugonis Donelli Commentarii de jure civili.* Denuo recensuit atque edidit *Joannes Christophorus König*, Jur. ac Ph. D. in acad. Altorfina Politices P. P. O. Phil. Ord. Senior. Editio *sexta* prioribus auctior atque ad usum lectorum accommodatior. *Vol. I.* 1801. 392 S. 8.

Vor mehr, als zweyhundert Jahren schrieb *Doneau* in Altdorf seine geschätzten Commentarien, in welchen er das römische Recht, wider die damals herschende Sitte, in wissenschaftlicher Form, aus den Quellen, und mit historischen Erläuterungen vortrug. Die eilf ersten Bücher derselben erschienen noch bey seinen Lebzeiten im Druck; nach seinem Tode aber gab *Scipio Gentilis* die fünf folgenden, die er ausgearbeitet vorfand, und die letzten zwölfe aus hinterlassenen Collectaneen heraus. Weder des *Osw. Hilliger* geschmackloser *Donellus enucleatus*, noch des *Arn. Vinnius* kürzere *Partitiones juris civilis* konnten dem Beyfall der Commentarien bey Kennern schaden, welche noch einigemal, am neuesten zu Lucca in den ersten sechs Bänden der auf Besorgung des *Barth. Fr. Pellegrini*, Prof. in Pisa, J. 1762 — 1770. fol. zusammengedruckten sämmtlichen Werke des Vfs., aufgelegt wurden. Jetzt, da das gründliche Studium des römischen Rechts bekanntlich nicht an der Tagesordnung ist, wurde in der That viel Muth erfodert, und muss daher von den noch übriggebliebenen Verehrern dieses Studiums mit Dank erkannt werden, dass eine Verlagshandlung die neue Auflage des Werks, und zwar in einem so saubern Abdruck und auf so gutem Papier, in einem weit bequemern Format, unternahm. Der Altdorfer Gelehrte, dem die Aufsicht dabey übertragen ist, hat die Pflichten eines Herausgebers in dem vorliegenden ersten Bande mit aller Treue erfüllt. Voran gehen die Urtheile einiger Gelehrten, *Gundling*, *Gravina*, *Beyer* und *Rücker*. Hierauf folgt ein Verzeichniss der Ausgaben, unter welchen die *Pellegrinische* hier abgedruckt ist. Im Text selbst findet man die Fehler in den Allegaten verbessert, die ehemals übliche Allegationsart mit der neuern vertauscht, in den allegirten Classikern die bessere Lesart hergestellt, und die Stellen aus Theophilus und andern vollständiger und richtiger aufgeführt. Die Inhalts-Anzeige der Paragraphen wird bey jedem Bande, wie gegenwärtig bey dem ersten geschehen ist, zusammengestellt: und am Ende ist ein Verzeichniss der erklärten Gesetzstellen, und ein genaues Wort- und Sach-Register, mit Grundlegung des von *Scipio Gentilis* verfertigten, aber sehr vermehrt, versprochen.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: D. *Jo. Petri Waldeck — Institutiones juris civilis Heineccianae* emendatae et reformatae. Editio *tertia* passim emendata. 1800. 574 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Bey kleinerem Format und grösserem Druck beträgt die dritte Auflage des bekannten Lehrbuchs 174 Seiten mehr, als die zweyte. Aenderungen und Zusätze haben wir nur bey §. 11. 12. 18. 529 und 715. gefunden. Einige Stellen, namentlich im Proömium, hätten deren wohl noch bedurft.

ZITTAU und LEIPZIG, b. Schöps: *Literatur des Oberlausitzischen Rechts* von D. *Christian Gottfried Meissner*, Kursächs. Appellationsrath. *Erster Theil.* 1800. VIII. und 403 S. 8.

Die Provinz, für welche dieses Buch geschrieben worden, darf sich nun Glück wünschen, dass sie eine vollständige juristische Literatur durch die Bemühung des sehr thätigen Vfs. erhalten hat. Sachsen kann sich noch nicht rühmen, über seine besondern Rechte ein ähnliches Werk aufweisen zu können. Die Literatur der Niederlausitz ist noch in ihrer Kindheit. Der Vf. hatte in seinen Materialien für seine Landsleute (1774. 1785.) stückweise eine *Bibliothek der Oberlausitzischen Rechte* bekannt gemacht. Sie war aber noch sehr unvollständig, und zu wenig systematisch geordnet. Hier erscheint sie umgearbeitet und vervollständigt. In der Einleitung werden ähnliche Verzeichnisse, die allgemeinen Quellen, besonders Oberlausitzische Geschichtschreiber S. 4. die Sammlungen vermischter Materien, auswärtige Schriften und Nebenquellen, auch zur Oberlausitzischen Diplomatik, und alsdann S. 12. die besondern Quellen, die Gesetzbücher und Sammlungen gesetzlicher Urkunden, einzelne Abdrücke gesetzlicher Verordnungen in periodischen Blättern und Auszüge und Repertorien der Gesetze und Anordnungen, auch gedruckte Provinzial-Sammlungen rechtlicher Belehrungen und von auswärtigen Gelehrten veranstalteter, angeführet. Nun folgen im *ersten Abschnitt* die Schriften über das Staatsrecht und die Verfassung S. 86. im *zweyten Abschnitt* S. 138. die Schriften über das Oberlausitzische Kirchenrecht; im *dritten Absch.* S. 174. das Lehnrecht; im *vierten Absch.* S. 240. das bürgerliche Recht. Ohne den Werth dieser sehr verdienstlichen Schrift verringern zu wollen, müssen wir doch erinnern, dass sie fast in manchen Artikeln absichtlich zu weitläuftig geworden. Wozu soll der ganze Inhalt S. 19. der Collection derer den statum des Marggrafthums Oberlausitz — betreffenden Gesetze, da jeder schon weiss, was er in Gesetzsammlungen zu suchen hat. Die chronologische Anzeige S. 24. bis 70. ist zwar nützlich, es wäre aber doch besser, wenn sie als ein Supplement zur ehemaligen Anzeige abgedruckt worden wäre. Die Anzeige S. 72. der in den Promtuarien befindlichen Artikel, welche die Lausitz angehen, ist ganz überflüssig, auch fehlt das Hauptbuch *Müllers* Promtuarium. S. 5. konnten die wegen *Grossers* Merkwürdigkeiten erschienenen Schriften weggelassen werden, da sie schon in *Weinarts* Literatur 1 Th. S. 606. stehen, so wie dieses mit dem Inhalt von *Hofmanns Script. rer. Lusat.* geschehen ist. S. 7. hätte bey den Oberlausitzischen Beyträgen — noch angeführt werden sollen: Anmerkung über Vol. I. Nr. 36. der Oberlausitzischen Beyträge in den Bemühungen der prüfenden Gesellschaft zu Halle, 10 St. S. 89. bis 104. da sie zum Staatsrecht gehöret, und die Herrschaft Meran,

und

und die Entscheidung wenn die Lausitz zu Böhmen gekommen, betrifft. Die Inhaltsanzeigen S. 87. bis 92. sind zu weitläuftig. S. 117. fehlt: kurze Nachricht von den Kanzlern und Vicekanzlern in der Oberlausitz in *Analect. Saxon.* 1766. S. 53. Eben so hätte S. 98. noch angeführt werden können: M. *Mart. Molleri*, *Rect. Carmen gratulator.* 1634. Görl. 2 Bog. fol. bey Gelegenheit der Uebergabe der Marggrafthümer, weil darin das alte Recht der Wittekindischen Nachkommen auf die beiden Lausitzen behauptet wird. Das S. 147. erwähnte *Parochiale Misnense* ist auch schon vorher 1578. zu Cölln in 4. deutsch und lateinisch von D. *Leisentritt*, und 1512. vom Bischof *Johann von Salhausen* herausgegeben worden. Den zweyten Theil erwarten wir mit Vergnügen, und wünschen, dass des Vf. Landsleute patriotisch genug denken mögen, den Verleger sein Unternehmen nicht gereuen zu lassen.

Wittenberg, b. Kühn: D. *Johann Gottfried Mössers*, Privatlehrers der Rechte auf der Universität Wittenberg — *Handbuch des Kursächsischen auch Lausitzischen und Hennebergischen Wechselrechts für Gelehrte und Kaufleute.* 1800. 254 S. 8. (18 gr.)

So viel auch schon Lehrbücher und Systeme über das Wechselrecht geschrieben worden, war diese Schrift doch nicht überflüsig, weil sie sich blos auf ein einziges Land beschränkt, und dem inländischen Rechtsgelehrten nicht die mühselige Arbeit macht, aus den Gesetzen und Observanzen anderer Provinzen das für sich nur Brauchbare herauszusuchen. Sachsen hat nun fast über alle rechtliche Wissenschaften seine guten Handbücher. Ueber das allgemeine Recht, *Schott* und *Haubold*, über das Lehnrecht, *Zachariä* und *Weinart*, über das Kirchenrecht, *Deiling* und *Küster*. Vorliegende Schrift ist sehr zweckmäsig, und enthält alles, was gesetzlich in Wechselangelegenheiten in Sachsen beobachtet werden soll. Dem Plane des Vfs. zu folge handelt das 1te Kap. vom Wechselrecht überhaupt, und vom Kursächsischen insbesondere; das 2te, von den Wechseln überhaupt; das 3te, von den verschiedenen Eintheilungen und Gattungen der Wechsel; das 4te, von den Personen, welche bey den Wechseln beschäftiget zu seyn pflegen; das 5te, von den Wechselbriefen, deren Form und Inhalt; das 6te, von dem Laufe der Wechsel und dem dabey vorkommenden Handlungen; das 7te, von Zahlung der Valuta; das 8te, von Ausstellung und Uebergabe der Wechsel, auch von der Mäcklernotiz; das 9te, von Versendung der Wechselbriefe; von Versendung der Advisobriefe; das 10te und 11te, von der Präsentation der Wechsel; das 12te, von der Acceptation derselben; das 13te, von der Wechselzahlung; das 14te, von der Scontration; das 15te, von der Assignation; das 16te, von Confirmation oder Versicherung der Wechsel; das 17te, von der Wechsel-Indossation; das 18te, von der Prolongation; das 19te, von Uebersendung der sogenannten Addressen und Verweigerung der Wechselacceptation; das 20ste; von der Protestation; das 21ste, von der Notation; das 22ste, von der Remission der Wechsel; das 23ste, von den Wirkungen und Folgen eines Wechsels überhaupt; das 24ste, von der Art und Weise, wie ein Wechsel wieder aufgehoben werden, und seine eigene Wirkung wieder verlieren kann; das 25ste, vom gerichtlichen Verfahren bey Wechseln; das 26ste, von Wechselverbrechen. — Die Formulare hätten wohl in einem gereinigtern Stil abgefasset werden sollen, und besonders verdienstlich wäre es gewesen, wenn der Vf. sich nicht blos an die gesetzliche Entscheidung gebunden, sondern auch die Entscheidungen der Dicasterien bey zweifelhaften Fällen fleissiger beygebracht hätte. Man gewinnt dadurch so viel, dass die Gesetze immer vollkommener abgefasset, und diesen Entscheidungen mit der Zeit eine gesetzliche Kraft verschafft werden könne. Für jedes Land ein allgemeines Gesetzbuch zu haben, das keiner fremden Rechte mehr bedarf, ist jetzt allgemeiner Wunsch und auch wahres Bedürfniss. — Druck- und Sprachfehler hätten mehr vermieden werden sollen.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Pauli: *Herrn von Büffons Naturgeschichte der Vögel.* Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt durch *Bernhard Christian Otto*, d. W. u. A. Dr. Prof. d. Arzneyw. zu Frankfurt an der Oder u. s. w. *Neun und zwanzigster Band.* 1800. 278 S. 8. mit 52 ill. Kpf. (5 Rthlr. 14 gr.)

Dieser Band der Uebersetzung *Buffons*, deren Einrichtung und Werth zu bekannt ist, als dass wir etwas darüber zu sagen brauchten, beschäftigt sich mit den Rallen und Wasserhühnern, und zeichnet sich durch mehrere eigene Beschreibungen der abgehandelten Arten, und einiger bis jetzt nicht beschriebener und abgebildeter Spielarten, und neue Bemerkungen des Uebersetzers vortheilhaft vor den früheren aus.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *G. B. Schmiedlein Handwörterbuch der Naturgeschichte* über die drey Reiche der Natur. Nach dem Französischen frey bearbeitet. *Zweyter Theil.* 1800. 380 S. 8. (1 Rthlr.)

Da Rec. hier nur eine Uebersetzung oder Bearbeitung nach einem französischen Originale, nicht das Werk selbst zu beurtheilen hat, welches er nicht kennt, noch kennen mag: so hat er hier weiter nichts zu sagen, als dass diess Buch deutsche richtig geschriebene und zusammengesetzte Worte enthalte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 6. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Chapman: *Missionary Voyage to the southern pacific Ocean* performed in the years 1796, 1797, 1798 in the ship Duff commanded by Captain *James Wilson*. Compiled from journals of the officers and the missionaries; and illustrated with maps, charts, and views, drawn by Mr. *William Wilson* and engraved by the most eminent artists. With a preliminary discourse on the geography and history of the South Sea Islands; and an Appendix, including details never before published of the natural and civil state of Otaheite; by a committee appointed for the purpose by the directors of the Missionary Society. Published for the benefit of the Society. 395 u. C S. 4.

2) Berlin, b. Voss: *Wilson, James, (James Wilson's) Missionsreise in das stille südliche Meer*, unternommen in den Jahren 1796, 1797, 1798 mit dem Schiffe Duff. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen von D. *Canzler*, Professor in Greifswalde. Mit zwey Kupfern u. einer Landkarte.

Oder:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen u. f. *Ein und zwanzigster Band.* 1800. 526 S. 8.

3) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Beschreibung einer englischen Missions-Reise nach dem südlichen stillen Ocean* in den Jahren 1796, 1797 und 1798. im Schiffe Duff, unter Commando des Capitains *James Wilson*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *M. C. Sprengel*. Mit einer Karte.

Oder:

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen u. f. *Zweyter Band.* 1800. XII u. 488 S. in 8.

Nicht das Werk der brittischen Nation, sondern einiger Individuen, die, wenn man die im ...ig. angehängte Liste der Subscribenten durchgehet, ...cht zu den vornehmsten und angesehensten im ...lke gehören, ist die nach den Südsee Inseln veranstaltete, und nach den neuesten Nachrichten, in der ...rrede von No. 3. gänzlich fehlgeschlagene Mission. ...s Buch ist aber in doppelter Hinsicht wichtig, weil den noch nicht erloschenen schwärmerischen Geist unter den Bekennern des Christenthums in einem Lande, dessen Einwohner nur gar zu oft als die aufgeklärtesten auf dem ganzen Erdboden gerühmt werden, documentirt, und weil es ganz neue, wichtige, und aller Wahrscheinlichkeit nach zuverlässige Nachrichten von der Königin aller Südseeinseln, Otaheite, liefert. Das Buch ist auch im Aeussern dem niedrigern Stande der Subscribenten und Missionarien angemessen, und von der Pracht entfernt, womit Mungo Parks, Browne's, und andere Reisen herausgekommen sind, obgleich es, verglichen mit den literarischen Produkten Deutschlands, noch immer für prächtig gehalten werden kann. — Im J. 1795 entstand eine Gesellschaft in London, die durch die Einführung des Christenthums auf den Inseln der Südsee das viele Böse, das durch Europäer daselbst gestiftet ist, wieder gut machen wollte. Um nun den schicklichsten Ort zu dieser Absicht auszusuchen, wurden die Notizen, die man von diesen Inseln hat, gesammelt, und den Missionarien mitgetheilt. Einen Auszug daraus enthält die Einleitung, die mit der Entdeckung der Südsee anfängt und darauf *Otaheite*, und die mit Otaheite verbundenen Inseln, die der Vf. Georgien-Inseln zu nennen vorschlägt, *Tongatabu*, und die ganze Gruppe der Freundschafts-Inseln, endlich *Ohittahu* und die übrigen Marquesasinseln beschreibt, und die mancherley von Britten und andern Nationen dahin unternommenen Fahrten anführt. Auf diesen drey Inseln der drey Inselgruppen haben sich Missionarien niedergelassen. Auf die Einleitung folgt die Instruction für den Capitain. Sie schliesst mit einem Wunsche, aus dem es nur gar zu deutlich wird, dass sich die brittische Missionsgesellschaft die Herrnhuther zum Vorbild genommen habe, welches auch aus Predigten und Briefen, die jene Gesellschaft bekannt gemacht hat, gewiss ist. Den Missionarien ist auch eine Instruction ausgefertiget. Sie ist aber nicht in diesem Buche. Dem Geiste nach zu urtheilen, der in den auf dem Schiffe entworfenen Glaubensartikeln, die ganz am Ende des Buches abgedruckt sind, in den hingeworfenen Bemerkungen, Gebeten und Bruchstücken von Hymnen der Missionarien herrschet, werden die Bekehrer auf die Predigt des Evangeliums in hebräisch-artigen Phrasen hingewiesen seyn, die in so unwissenden Köpfen verworrene Begriffe, und eine Anhänglichkeit an das, was blos Vehikel und Einkleidung ist, erzeugen müssen.

Die Reise selbst ist von Hn. *Will. Wilson*, Bruder des Capitain, aus den Nachrichten des Capit., seinen eigenen und denen der Missionarien aufgesetzt. Sie sind so wenig umgearbeitet, dass die erzählenden Per-

Personen bisweilen ohne vorhergegangene Anzeige abwechseln. Von dem Capit. sind die vielen bloss nautischen Bemerkungen, die, weil sie von jedem Tage angeführt werden, den Leser auf dem festen Lande ermüden, dem Seefahrer aber, der dieses Buch auf seine Reise mitnimmt, viele Belehrung und Unterhaltung gewähren können. Von den Missionarien sind die vielen frommen Bemerkungen, die man wohl in dem Tagebuche eines Herrnhuthers, aber nicht eines brittischen Seefahrers erwartet hätte. Zeigen diese beiden Maasregeln, die sie ergriffen, wilde Völker zu cultiviren, Mangel an Verstand und philosophischem Geist: so leuchtet noch mehr Geschmacklosigkeit in ihren Auffätzen, und namentlich in den elenden Versen hervor. Der Capit. suchte auf alle Art die Absicht der Missionare zu befordern, und er und seine Mannschaft scheint mit vieler Klugheit ausgewählt zu seyn, eine solche Gesellschaft von Männern an ihren Bestimmungsplatz zu bringen. In dem, was zum Wesentlichen der Religion gehört, dachten alle überein. Der Sonntag wurde von den Missionarien mit Gebeten und Predigten gefeyert, und der Capit. verbot alsdann allen Verkehr mit den Leuten, bey denen sie gelandet waren. Schwören, Fluchen, Trunkenheit und Ausschweifungen, die unter Seefahrern nur zu gemein sind, waren auf diesem Schiffe unerhörte Laster. Das gute Betragen der Matrosen erregte bisweilen mehr Verwunderung als Bewunderung, weil man gar zu sehr an ein entgegengesetztes, so lange man brittische Matrosen gekannt hatte, gewöhnt war. Es zog auch in Canton, wo es mit dem Betragen auf andern Schiffen sehr contrastirte, dem Schiffe den Beynahmen der *Zehn Gebote* zu. Doch hat die Frömmigkeit dem Muth und der Geschicklichkeit der Seefahrer keinen Eintrag gethan. Kein Schiff hat in einer so kurzen Zeit einen so grossen Raum auf dem Weltmeere zurückgelegt, als dieses, und kein Schiffsvolk genoss eine bessere und dauerhaftere Gesundheit, als dieses.

Der Missionare, die sich einschifften, waren 30, wovon 4 ordinirte Prediger, die übrigen Handwerker waren. Sie führten 6 Weiber und 3 Kinder mit sich. Einer von ihnen verliess aber mit seiner Frau wegen Seekrankheit das Schiff, ehe es aus Portsmouth abgesegelt war, und ein Noviz wurde dafür an seine Stelle genommen. Am 24. Sept. 1796 stach es in See, nahm einige Erfrischungen in St. Jago, einer von den Cap-Verde-Inseln, ein, ging wieder bey Rio de Janeiro vor Anker, und segelte von da ohne einen andern Hafen zu besuchen, über die Südspitze von Afrika, Neu-Hollund und Neu-Seeland gerade nach Otaheite, wo es den 6. März 1797 landete. Auf der Fahrt fielen keine Ereignisse von Merkwürdigkeit vor. Theologische Streitigkeiten, die sich unter den Missionaren erhoben hatten, wurden beygelegt, und die Missionen so vertheilt, dass 18 der Brüder das Bekehrungsgeschäft in Otaheite, 10 in Tongatabu, 2 in Santa-Christina oder Ohittahu übernehmen sollten. In *Otaheite* traf man 2 Schweden an, die zu der Mannschaft eines Englischen Schiffes, das hier gestrandet war, gehört hatten, und jetzt nach Landessitte gekleidet und tättowirt waren. Sie dienten den angekommenen Engländern zu Dollmetschern, und waren auch in der Folge den Missionaren nützlich. Die Niederlassung der Missionare fand nicht die mindeste Schwierigkeit bey den Eingebornen. Der District Matavai wurde ihnen zum Eigenthum überlassen. Sie bauten sich hier ein Haus, und erhielten von den Eingebohrnen Nahrung im Ueberfluss. Die Antworten, die sie auf ihre Versuche, die Eingebornen mit den christlichen Lehren bekannt zu machen, zuweilen erhielten, zeugen von dem gesunden Verstande der Einwohner, und konnten wohl gelehrtere Männer, als die Missionare sind, in Verlegenheit setzen. Z. E. Pomarre, der obervormundschaftliche Regent für den minderjährigen König, sagte nach Anhörung einer Predigt, deren Inhalt ihm der Schwede verdollmetschte: solche Dinge seyen nie vorher in Otaheite gewesen; man könne sie nicht auf einmal lernen, er wolle die Ankunft des brittischen Gottes, von welchem die Missionare so viel sprächen, abwarten.

Völlig zufrieden mit der wechselseitigen Aufführung der Missionare und Eingebornen, und beruhiget über den fernern Fortgang der Mission segelte der Capit. den 26. März nach *Tongatabu*, um hier 10 Missionare ans Land zu setzen, und kam den 9 April an. Auch hier waren 2 Europäer, aus London und Cork in Irland gebürtig, die sich schon seit 13 Monaten auf der Insel aufgehalten hatten. Ein Oberhaupt versprach den Missionaren ein Haus neben dem seinigen, und ein Stück Land einzuräumen, und sie und ihr Eigenthum zu schützen. Beym Segeln aus dem Hafen den 15. Apr. entging das Schiff durch die Wachsamkeit des Capit. der grossen Gefahr, auf einen Felsen zu gerathen. Auf der Fahrt nach den Marquesas entdeckte er im 23° 8′ S. B. 225° 30′ O. L. ein paar kleine bewohnte Inseln, die er *Gambier's-Inseln*, und im 18° 18′ S. B. 223° O. L. eine unbewohnte, die er *Serle's Insel* nannte. Gleich nach der Landung in *Ohittahu* den 5. Jun. wurde der Vorsatz, 2 Männer hier zu lassen, dem Oberhaupt bekannt gemacht, und von ihm mit Freuden angenommen. Einer von den Missionarien, der einige Nächte auf der Insel zugebracht hatte, wurde durch die Armseligkeit des Landes, die schlechte Nahrung, die Diebereyen der Einwohner und die unzüchtige Aufführung der Weiber von seinem Vorhaben, sich daselbst niederzulassen, abgeschreckt; der andere aber, Crook mit Namen, 22 Jahr alt, ein gescheuter Mensch, blieb standhaft bey seinem Vorhaben, und wurde mit Garten-Sämereyen, Werkzeugen, Medicin u. s. der Encyclopädie und andern nützlichen Büchern versehen, daselbst zurückgelassen. Künftige Seefahrer werden uns melden, wie es ihm ergangen ist, ob er die Einwohner cultivirt hat, oder ob sie ihn zum Wilden umgeschaffen haben. Der Wilson hat diese Mission nicht zum zweytenmal besucht; ein Glück, welches den beiden andern widerfahren ist. Den 27. Jun. verliess er die Marquesas und ankerte den 6. Jul. wieder in Matavaibay in Otaheite

te, nach einer Abwesenheit von beynahe 4 Monaten. Die Brüder befanden sich alle wohl, und wurden von den Einwohnern mit vieler Achtung behandelt. Sie schmeichelten sich auch mit der Hoffnung, dass sie den Zweck ihrer Sendung, wenn nicht bey dieser, doch bey der nächsten Generation erreichen würden. Ihr Journal über die bisherigen Ereignisse wird ganz eingerückt. Sie zimmerten an einem Boote, hatten eine Schmiede angelegt, und waren im Begriff, eine Buchdruckerey zu errichten, (denn unter den Brüdern war auch ein Buchdrucker) und man wollte mit einem Wörterbuch und einer Sprachlehre den Anfang machen. Die Priester auf der Insel werden für grosse Zauberer gehalten, und von dem Volke sehr gefürchtet. Wenn das Volk von den Brüdern aufgefodert wurde, der Verehrung der falschen Götter zu entsagen, so schienen sie ein Missfallen darüber zu bezeigen; allein die Brüder sagen, dass sie die Gewalt der Priester verachten. Es scheint aber doch, dass in der Folge die Brüder durch ihre Zudringlichkeit und unvorsichtiges Betragen diese Gewalt zu sehr gegen sich gereizt haben, und zuletzt ihr unterlagen. Darin unterscheiden sie sich rühmlich von den katholischen Missionaren, dass sie nicht sogleich bey denen, die ihrem Vortrag Beyfall gaben, oder vielmehr zu geben schienen, zur Taufe schritten, oder ihnen das Abendmahl reichten. Sie behielten aber doch noch immer zu viel von der falschen Bekehrungsmethode ihrer Vorgänger bey. Weil die Brüder, die eine Reise in die Insel gemacht hatten, die Bevölkerung nur zu 50,000 Seelen, ein Viertel der von Cook angenommenen Volkszahl, geschätzt hatten; so reiste Hr. *Wilson* in Begleitung des Schweden Peter rings um die Insel, und fand nach seiner Berechnung, die er mit vieler Genauigkeit anstellte, nicht mehr als 16050 Menschen, Weiber und Kinder eingeschlossen, auf der ganzen Insel. Das Journal dieser Reise gehört mit zu den Merkwürdigkeiten des Buches. Den 4 Aug. segelte endlich das Schiff wieder von Otaheite, und langte den 17. Aug. in Tongatabu an. Die Brüder hatten sich daselbst getrennt, und unter den Schutz verschiedener Oberhäupter begeben, weil sie, so lange sie beysammen waren, Gefahr liefen, geplündert zu werden. Doch wurde ein Platz zu ihren Zusammenkünften verabredet. Obgleich keine Menschenopfer gewöhnlich sind: so werden doch Menschen umgebracht, um Kranken zu ihrer Genesung zu verhelfen, weil man sich einbildet, dass die Kraft des Getödteten in den Kranken übergehen werde. Die Ceremonien bey dem Begräbnisse eines Oberhaupts erregen Schaudern. Die Leidtragenden misshandelten und verstümmelten sich auf eine grausame Art. Besuche in den benachbarten Inseln waren häufig. Unter diesen waren auch Europäer, die gestrandet waren, oder sich von den Schiffen weggeschlichen hatten, und die in Verbindung mit denen, welche die Brüder in Tongatabu angetroffen hatten, der Mission zu schaden suchten. Der gutmüthige Charakter der Einwohner wird bestätiget. Obgleich viele Götter und ter mit einer grossen Anhänglichkeit von ihnen verehrt werden: so hat man doch keine Priester wahrgenommen. Sie glauben auch die Unsterblichkeit der Seele. Der Boden scheint für europäische Produkte sehr empfänglich zu seyn, und allenthalben sehr fruchtbar. Die von Cook hieher gebrachten Thiere sind umgekommen. Ziegen, Katzen und einen Hund hat Wilson zurückgelassen. Diese und andere interessante Nachrichten schreiben sich von den Brüdern her.

Endlich verliess *Wilson* seine Brüder in der Südsee den 7. Sept. und entdeckte auf dem Wege nach China im 9° 57' S. B. 167° O. L. verschiedene von Europäern wahrscheinlich noch nicht gesehene Inseln, die er nach seinem Schiffe *Duffs-Gruppe* nannte. Ein paar brittische Matrosen und ein Schwede entflohen durch Schwimmen kurz vorher, ehe das Schiff aus der Region der Südseeinseln kam, zu den Insulanern, und wurden mit Freuden aufgenommen. Die Furcht vor Arbeit, welche ihrer in Europa wartete, vielleicht auch bey einem von ihnen vor Strafe, und Hang zur Sinnlichkeit erzeugten den Entschluss, sich in die Arme ganz fremder Menschen zu werfen, und nach Inseln zu fliehen, die gar nicht fruchtbar zu seyn schienen. Im 7° 16' N. B. 144° 30' O. L. südwärts von den Carolinas wurden 13 *Inseln* entdeckt, deren Bevölkerung aus der Menge der Canoes auf 30,000 Menschen berechnet wurde. Den *Pelew-Inseln* kam der Capit. so nahe, dass er mit den Einwohnern sprechen konnte; er landete aber nicht, sondern eilte nach *Macao*, wo er den 21 Nov. die Anker warf. Den 31. Dec. hatte er schon eine Ladung eingenommen, dass er den 5. Jan. 1798 absegeln konnte. Am 11 Jul. kam er wieder auf die Themse an.

Der Anhang enthält eine Beschreibung von Otaheite, die an Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit alle vorigen weit übertrifft, und wahrer Gewinn für die Länderkunde ist. Das Volk ist in mehrere Classen abgetheilt. Auf den König und seine Verwandten folgen die Oberhäupter der Districte und ihre Verwandten und Vertrauten, die Besitzer kleiner Ländereyen, die Landanbauer, und die, welche wie Weiber verkleidet, die grösten Schandthaten ausüben. Seit dem Umgang mit den Europäern sind ihre Sitten sehr verschlimmert. Ausser den vielen Göttern, die sie annehmen, hat jede Familie einen Schutzgeist. Sie haben auch Mythologie. Sie glauben ein zukünftiges Leben, aber keine Strafen nach dem Tode, sondern verschiedene Grade von Vorzügen und Glückseligkeit. Priester sind über die ganze Insel zerstreut, und üben auch die Arzneykunst aus. Männer und zwar blos Verbrecher, nicht Weiber, werden geopfert, wenn die Priester es für räthlich halten. Die Brüder schmeicheln sich, dass das ihnen eingeräumte Grundstück den zum Opfer bestimmten Menschen dereinst zur Freystätte dienen, und dass sie auch den so gewöhnlichen Kindermord abschaffen werden. Die zu der Arreoy-Gesellschaft gehören, ermorden alle Kinder ohne Unterschied, und andere die neugebornen Mädchen. Diese Abscheulichkeit, die häufigen

gen Krankheiten, die ihnen die Europäer zugebracht haben, bedrohen die fruchtbarste und schönste Insel in der Südsee mit einer gänzlichen Entvölkerung. Die Versuche der Europäer, die Zahl der Thiere zu vermehren, sind fast ganz mislungen. Die Ziegen sind am besten fortgekommen, sie werden aber nicht sonderlich geachtet. Nicht besser ist es den hieher gebrachten vegetabilischen Producten ergangen. Sie können auch bey dem grosen Ueberfluss einheimischer Producte leicht entbehrt werden. Das Verzeichniss dieser und anderer natürlichen Producte ist zwar nicht mit Linnéischen Namen versehen, aber doch mit Sachkenntniss geschrieben.

(Der Beschluss folgt.)

1) Leipzig, b. Gräff: *Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beytrag zur Völker- und Menschenkunde* von G. *Merkel.* Zweyte verbesserte Auflage. 1800. 442 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

2) Deutschland: *Briefe über Reval nebst Nachrichten von Esth- und Liefland. Ein Seitenstück zu Merkels Letten,* von einem unpartheyischen Beobachter. 1800. 118 S. 8. (10 gr.)

Die Absicht, den Inhalt und den Geist von No. 1. haben wir nach der ersten Ausgabe A. L. Z. 1798. No. 169. hinlänglich darzustellen gesucht; und haben hier also nur von den gemachten Veränderungen Rechenschaft zu geben. Von grosser Bedeutung sind dieselben nicht. Der Vf. hat hier und da Ausdrücke und Wendungen verbessert, einige Nebengedanken unterdrückt, oder neue beygebracht, einige, doch wenige Beyspiele im Guten und Bösen hinzugesetzt, und das, was in dem *Supplemente zu den Letten* besonders gedruckt war, hier, der Hauptsache nach, als den zweyten Anhang beydrucken lassen. Der bedeutendste Zusatz findet sich von S. 266—280, wo der Vf. über die Wirkung der Leibeigenheit die Hauptgedanken wiederholt, welche er in einer, seiner Uebersetzung von Hume's und Rousseau's Schriften über den Urvertrag angehängten Abhandlung besonders ausgeführt hatte; und die beträchtlichste Veränderung in dem zweyten Anhange. Mit Vergnügen haben wir gesehen, dass er die grosse Schärfe, die in den dortigen Anmerkungen herrschte, gemildert hat. Doch können wir nicht bergen, dass sie, selbst nach dieser Veränderung, in unsern Augen manches einseitig darstellen. Gleicher Vorwurf trifft noch mehr das Hauptwerk, wo in keinem Punkte auf unsere Bemerkungen Rücksicht genommen worden. Unter diesen Umständen würde es für den Vf. unnütz seyn sie zu vermehren; und für die übrigen Leser könnte hier doch bey weitem nicht alles gesagt werden, was zur völligen Berichtigung gesagt werden müste.

No. 2. heisst sehr uneigentlich ein Seitenstück zu *Merkels Letten.* Denn der Hauptinhalt dieser Briefe betrifft den physischen, bürgerlichen und moralischen Zustand der Stadt Reval; und nur nebenbey sind über die Esthen, ihre Herrn und Prediger Bemerkungen beygebracht, die einigermassen jenen Zusatz auf dem Titel entschuldigen. Uebrigens erfährt man von dem Charakter der Herrn in Esthland und dem Zustande der dasigen Leibeigenen nichts, was man nicht schon aus No. 1. wüsste, ausser etwa, dass diese noch mehr tragen müssen und noch schlechter leben, als die Letten. — Unter den Bemerkungen über Reval selbst zogen Rec. diejenigen am meisten an, welche den Charakter der dortigen Deutschen betreffen. Er kann aber in der Schilderung derselben nicht volle Wahrheit finden. Zwar ist er selbst nie in Reval gewesen. Wenn er aber die aufgestellten Hauptzüge mit denen vergleicht, welche er an den Einwohnern von Riga fand, und hierzu die Aehnlichkeit des Ursprungs, der Gewerbe und der Verfassung nimmt: so scheinen ihm die deutschen Bewohner jener beiden Städte gar sehr zu gleichen. Ueberdies sind wohl manche Züge, die der Vf. denen in Reval beylegt, unvereinbar. Wenn er ihnen z. B. eine solche Biegsamkeit unter den Willen des Beherrschers zuschreibt, dass es ihnen nicht schwer werde, sich jedes freyen Urtheils in Dingen zu enthalten, die mit der Politik ihres Landes streiten: so stimmt das schwerlich mit dem, was er an andern Orten von ihrem offenen und geraden Charakter, und von ihrem Hange, über Staatsangelegenheiten zu sprechen, sagt. Auch manche andere Nachrichten scheinen uns nicht ganz gegründet. Doch anstatt uns über diese zu verbreiten, wollen wir lieber noch etwas ausheben, das uns vorzüglich interessirt hat. Es ist die Nachricht von der Synode, welche jährlich zu Johannis in Reval gehalten wird, wie sie auch in einigen Gegenden Deutschlands statt findet. Diese Versammlung von sämmtlichen Landgeistlichen, in Verbindung mit denen in der Stadt, hat den Zweck, sie vom Stillstehen in Studieren abzuhalten. Das Consistorium in Reval giebt nämlich einige Monate vorher eine ziemliche Menge von Fragen an, welche auf der Synode beantwortet werden sollen; und jeder Prediger wird aufgefodert, über einige derselben seine Meynung zu sagen. Diejenigen, welche nach S. 40— [illegible] vorgelegt wurden, machen dem Consistorium in Reval Ehre. Unter den Fragen von 96 finden sich [illegible] rer 6, welche sich auf das Vorhandenseyn und [illegible] Beschaffenheit eines Moralprincips in der christlichen Religion, und unter Voraussetzung desselben, auf [illegible] ne Verschiedenheit oder Aehnlichkeit mit dem Kantischen beziehen. Die letzte Frage darunter ist: [illegible] popularisirt man das Kantische Moralprincip [illegible] besten?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Chapman: *A Missionary Voyage to the southern pacific Ocean* performed in the years 1796, 1797, 1798. in the ship Duff commanded by Captain *James Wilson.* etc.

2) Berlin, b. Voss: *Wilson, James, (James Wilson's) Missionsreise in das stille südliche Meer* etc. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen von D. *Canzler.* etc.

3) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Beschreibung einer englischen Missions-Reise nach dem südlichen stillen Ocean etc.* unter Commando des Capitains *James Wilson.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *M. C. Sprengel.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Beide Uebersetzungen haben von dem Original vieles abgeschnitten, was bloss den Seefahrer interessiren kann, oder zu sehr das Gepräge geistlicher Schwärmerey an sich hat. Doch hat die zweyte Nr. 3. noch weit mehr weggelassen, als die erste Nr. 2. Diese sucht auch dadurch das Original zu verkürzen, dass sie oft einen Theil des Texts in Noten zwängt, obgleich diese Noten gar nicht die Natur eigentlicher Noten haben, d. i. Erläuterung des im Text gesagten sind, sondern die im Text angefangene Materie fortsetzen. Hr. *Canzler* scheint zu dieser Anordnung genöthiget gewesen zu seyn, weil, wie er klagt, der Uebersetzer seinem Wunsche nicht ganz entsprochen habe. Ausser der Vollständigkeit gebührt der Uebersetzung auch das Lob der Treue. Sie ist aber viel steifer und weniger lesbar gerathen, als Nr. 3. Man vergleiche nur die Titel beider, wenn man eine Probe haben will; wie sklavisch ist Nr. 2. und wie geschmeidig Nr. 3. übersetzt? Hier sind einige Belege, wodurch der Vorwurf der Härte, und des an einigen Stellen verfehlten Sinnes, der Nr. 2. gemacht werden kann, zu rechtfertigen ist. S. 7. Z. 10. statt *Lage* l. *Breite* — S. 8. Z. 16. *die in der That aus der christlichen Religion entspringenden Vortheile civilisirter Nationen, und die noch grösseren Segnungen, welche diejenigen aus derselben Quelle herleiten, welche in den Geist derselben eindringen.* Man kann dieses zur Noth verstehen, aber würde ein deutscher Schriftsteller sich so ausdrücken? — S. 57. Z. 16. statt *Einfriedigungen* l. *Befriedigungen.* — S. 60. Z. 19. wird *Georgian islands,* mit welchen Namen Hr. Wilson die Gesellschaftsinseln belegen will, *Neu Georgien* übersetzt. Der Name würde passend seyn, wenn nicht weiter gegen Westen auf dem grossen Meere schon ein anderes Land *Neu Georgien* hiesse. — S. 84. Z. 23. das vor *Perouse* eingerückte *selbst* legt den Nachdruck auf eine falsche Stelle, der bey dem bald folgenden Worte *der Insel* statt finden sollte *the very island* — S. 90. Z. 11. *Ankerwächter-Buoy.* Schwerlich wird man dieses Deutsch in Seestädten, wo *Boye* schon lange aufgenommen ist, verstehen. — S. 121. Z. 25. statt *versunkene Inseln* l. *versunkene Felsen.* S. 140. Z. 26. statt *verheimlichet* l. *vermieden, verhütet* oder dergleichen *guarded against.* — S. 145. Z. 9. v. u. *gesehen.* Das Original sagt mehr, *man hat nie etwas von ihm gehört.* Der Titel verspricht Anmerkungen von Hn. *Canzler*; sie sind aber so gering an der Zahl, und an sich so unerheblich, dass eine Ankündigung auf dem Titelblatt ihnen zu viele Ehre erweiset. Die S. 65. versprochene Uebersetzung von *Billiardiere's* Reisen mag immer unterbleiben, weil das wichtigste daraus in dem gleich anzuzeigenden Theile der Sprengelschen Bibliothek enthalten ist. Möchten doch die Herausgeber solcher Sammlungen durch freundschaftliche Verabredungen Collision zu vermeiden suchen! — Wenn Hr. *C.* mit *Vancouver's* Reise genauer bekannt wäre: so würde er S. 65. in Ansehung Malespina's auf diese und nicht bloss auf die Göttingischen Anzeigen verwiesen haben. — Allein Spuren von Bekanntschaft mit Reisen und Büchern, die die in der Missionsreise angeführten Länder beschreiben, vermissen wir auch in den übrigen Bemerkungen.

Hr. *Sprengel* hat seine Uebersetzung in Nr. 3. nach Gewohnheit mit einer lesenswürdigen Vorrede versehen. Weil wir, was aus der Feder dieses Gelehrten fliesset, vollständig zu lesen wünschen: so haben uns einige — wir wissen nicht durch wessen Schuld — verstümmelte Perioden missfallen. S. I. Z. 17. *Capitain Cook* hat kein verbum nach sich. — S. IV. Z. 8. Anderson kann, unserer Meynung, nach nicht wohl der Herausgeber der letzten Reise von Cook genannt werden. — S. IX. Z. 8. *Hier ist die gewöhnliche* (Rechtschreibung Earroys) *vorgezogen, um nicht unverständlich zu werden, ob man diese Classe von Nichtsthuern eigentlich deutsch J-arreus oder J-arreu-is hätte schreiben sollen.* Uns ist diese Periode unverständlich. — Auch begreifen wir nicht, wie Hr. *Spr.* die in dem Original vorhandene Karte für nach einem zu *kleinen* Maasstabe entworfene halten kann, um sie zu wiederholen. Vielmehr sollte man glauben, sie wäre für das Format seiner Uebersetzung zu gross gewesen. Das können wir aber nicht unterschreiben, dass sie

fich kaum von der Menge der bisherigen Karten unterfcheide. Sie ist unftreitig die befte, die wir von der Südfee haben, und hat die neueften Entdeckungen von Vancouver, Peroufe, Wilfon u. a. verzeichnet. Die Ueberfetzung beweifet, dafs ihr Vf. fowohl der englifchen als der deutfchen Sprache mächtig war. Wer fich an einer Abkürzung des Originals begnügen kann, wird hier das wefentlichfte antreffen, und nur folche Stücke entbehren, die blofs für den Seefahrer und den mit dem Miffionsgeift befeelten Lefer von Wichtigkeit find. Die Lage der Infeln ift mit folcher mathematifchen Genauigkeit befchrieben, dafs fich auch der Landkartenzeichner darnach richten kann. Die folgenden Bemerkungen, die einige Fehler rügen, werden nicht in der Abficht gegeben, um das vorher ertheilte Lob aufzuheben. S. 4. Z. 7. *zu gefchwinde* kann mifsverftanden werden, *zu bald*, *zu frühe* — *too foon*. — S. 9. Z. 5. *der Infel unter dem Winde zu kommen*, *getting to the windward of the Island* ift *windwärts von der Infel*, *an die Wind-* d. i. *Oftfeite der Infel kommen.* Unter dem Winde ift das Gegentheil. — S. 13. Z. 16. von den *dreyzehn Jahren* die Otu geherrfcht hat, ftehet im Original nichts. — S. 14. Z. 5. ftatt *Eimer* l. *Eimeo*. — S. 18. letzte Z. Warum die lateinifche Infchrift überfetzt, oder nicht einmal gefagt ift, dafs fie lateinifch fey, fehen wir nicht ein. — S. 38. Ulietea ift *volkreicher und fruchtbarer, als Huaheine.* Das Original fagt gerade das Gegentheil. — S. 40. Z. 12. *Die Einwohner der Gefellfchaftsinfeln fcheinen zu demfelben Volksftamm zu gehören, doch find fie von dunkler Farbe* u. f. Das letzte Prädicat kann doch nach der Conftruction auf keine andere als die Gefellfchaftsinfulaner gehen; es gilt aber von dem Volksftamm. *All the inhabitants appear to be of the fame race with the Society iflanders, but are fomewhat darker in their complexion* etc. — S. 41. Z. 6. Die *entfernteren* Infeln werden fehr zur Unzeit erwähnt. Im Original ftehen die Namen der um Otaheite liegenden Infeln. — Ebend. Z. 9. „*Das ganze Infelmeer* wechfelt ab mit *Societätsinfeln*" ein unfchicklicher Ausdruck. — S. 47. Z. 7. *ausgehauen.* Damit man fich keine zu fürchterliche Vorftellung von der Strafe mache, erinnern wir, dafs es für *geprügelt* gebraucht ift. — S. 50. Z. 12. *beherrfchte* l. *beherrfcht.* — S. 53. Z. 21. *enthielt* l. *enthält.* — S. 63. Z. 12. nach *heifst* rücke ein, *entweder ganz oder zum Theil.* Denn ein gemeinfchaftlicher Name für viele Infeln findet fich wahrfcheinlich nicht unter den Wilden. — S. 64. Z. 8. *öftlicher* l. *weftlicher.* — S. 65. Z. 3. *Das Verkehr zwifchen Tongatabu und den Fidfchiinfeln fcheint freylich fchon feit vielen Generationen angefangen zu haben.* Das Original berichtet gerade das Gegentheil *does not feem to have lafted many generations.* — S. 66. Z. 7. *Schifferinfeln.* Hier hätte immer der von Bougainville gegebene Name *Navigatorinfel* beybehalten werden können. — S. 72. Z. 5. ftatt 1798. l. 1789. Eine Anzeige des Buches, woraus die Nachricht in der Note hier, und S. 78. genommen ift, würde angenehm gewefen feyn. — S. 75. Der Name der Infel *Ohivacha* ift entftellt für *Ohevahoa.* — S. 134. Z. 6. *Man machte den beiden für die Marquefas beftimmten Miffionarien Vorftellung, dafs fie nicht mit fo wenig Leuten dahin gehen möchten.* Allein aufser diefen beiden follten keine andere dahin gehen. Concerning *their going to the Marquefas in fo fmall a number.* — S. 146. Z. 17. *Lebensgefahr, in der fich die Miffion. befinden würden, da fie eiferne Geräthe hätten, um fich gegen Räuber zu vertheidigen; the danger,* their lives *would be in, if encombered with iron tools they attempted to defend themfelves.* Das eiferne Geräth war ihnen nicht, wie es in der Ueberfetzung heifst, zu dem Ende gegeben, dafs fie fich damit vertheidigen follten. — Bey dem 11ten d. M. ift die Meldung unterblieben, dafs es Sonntag war; ohne diefen Umftand bleibt aber das folgende dunkel. — S. 180. Z. 13. *Da er ihr Vorhaben merkte.* Nach dem Original erfcheinen die Infulanerinnen, die den fchlafenden Bruder überrafchten, um von feinem Gefchlecht Auskunft zu erhalten, in einem fchlimmeren Licht, *perceiving what they had been doing.*

Das Original hat aufser der grofsen fchon angeführten Karte von dem mittäglichen Theile der Südfee noch einige kleinere von verfchiedenen in der Reife angeführten Infelgruppen und Infeln, und einige Anfichten, welche fämmtlich mit der den englifchen Kupferftichen eigenen Schönheit in Kupfer geftochen find. Die Ueberfetzung Nr. 2. hat nur die Karte von Otaheite nachftechen laffen, auf welche auch einige der Infelgruppen im verjüngten Maafsftab geftochen find, nebft zwey Anfichten in Mezzotinto. Nr. [illegible] hat allein Otaheite, und nicht fo nett und zierlich als Nr. 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Jakobäer: *Saladin*, *Aegyptens Beherrfcher*, am Ende des zwölften Jahrhunderts. Ein romantifches Gemälde des Mittelalters. Zwey Theile. 1800. 320 und 336 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Zweck des Vfs. ift, in *feinem* Saladin die philofophifch-politifchen Plane zur Weltverbefferung als realifirt darzuftellen, deren Ausführung nach feinen guten Wünfchen in der damaligen Epoche des Mittelalters hätte gefchehen follen, und die fich auch unter Vorausfetzung eines folchen Saladins, und um ein Lieblingswort des Vfs. zu gebrauchen, folcher Individualitäten als ausführbar vorftellen laffen. Gegen diefen moralifch kosmopolitifchen Gehalt des Romans hat Rec. im Wefentlichen nichts einzuwenden. Die Lefewelt, welche Hallo's glücklichen Abend u. dgl. gutgemeynte Schilderungen verbefferter Staatsadminiftrationen mit Begierde las, wird hier manchen wahren und warmen Wunfch für das Wohl der Völker in einer romantifchen Umgebung mit erwünfchter Schnelle zur Wirklichkeit gebracht finden, wahrfcheinlich um fo eher an die Ausführbarkeit davon glauben lernen, und dadurch der Ausführung felbft näher gerückt werden. Ein romantifches Gemälde des Mittelalters ift, wie der Inhalt zeigt, dem Vf. ein Gen

de, wie das Mittelalter, nach seinen Idealen, hätte seyn und werden sollen. Ein glücklicher Gedanke war es, den Grund und Boden zu diesen Schilderungen aus Lessings Nathan zu nehmen. In Begleitung seines weisen Erziehers, Bohaeddin, macht Saladin, noch als junger kurdischer Feldherr, mit seinem Bruder, Malec, unter der Verkleidung armenischer Kaufleute, eine Reise nach dem Occident und durch Malec's Liebe für Klara von Stauffen entsteht Lessings Tempelherr, als Konrad von Filnek, weil Malec um seiner Klara willen Wolf von Filnek wird. Dieser Tempelherr wird am Ende Saladins Retter gegen vier vom Patriarchen zu Jerusalem gedungene Assassinen, und einer von Saladins Nachfolgern. Auch Saladins Vater, Sittah u. a. treten als romantisch schon bekannte Personen auf, und der Vf. hat den Vortheil, einen Theil seiner Welt in seinen Lesern vorbereitet zu finden. Selbst der historische Boden jener Zeit, das Daseyn mehrerer kraftvollen Männer unter den Grossen, der steigende Kampf zwischen Aberglauben und eigener Untersuchung und Beleuchtung blosser Autoritäten, das Abentheuerliche der Kreuzzüge, welche so heterogene Gegenstände und Menschen in nahe, gespannte Berührung versetzten, alles diess und manches ähnliche würde dem interessantesten historisch romanhaften Phantasiestücke den angemessensten Raum geben. Schon in dem sehr beschränkten Umfang eines die Lebensweisheit personificierenden Drama, wie Lessings Nathan ist, zeigen sich alle diese Vortheile so sehr, dass die Wahl der Zeit und des Locals für die lebendige Darstellung jener Philosopheme gewiss als Product eines wahrhaft poetischen Geistes, wenn auch vielleicht als das einzige rein poetische, in jenem Meisterwerk der Humanität anerkannt werden muss. Der Vf. beweist zwar, dass er Phantasie für Erfindung einzelner Situationen besitzt. Aber die glückliche Wahl der äussern Weltverhältnisse, in welche er seine romantisch politisirende Erfindungen einzupassen unternommen hatte, ist von ihm so gar nicht benutzt, dass sie vielmehr einen Contrast hervorbringt, welcher dem gutmüthigsten Leser, oft mitten im höchsten Ernst eine komische oder satyrische Laune aufnöthigt. Der Vf. hat sich vorgesetzt, Verbesserer der Menschheit und Ideale von Seelengrösse in seinen Personen aufzustellen. Zu zeigen, wie und nach welchen Motiven sie dieses geworden seyen, ist die Hauptsache, so Erweckung der Nacheiferung im Plane ist. Wie trefflich hätte nun die Wahl jener Zeitumstände und Personen dem Vf. Anlass geben können, alle ächte Motive, Maximen und Empfindungen edler Menschen in den durch historische Aussenlinien bestimmten Geschöpfen seiner Einbildungskraft gerade so entstehen und sich entwickeln zu lassen, wie diess in edeln Naturen zu allen Zeiten geschehen kann, und eben dadurch für alle Zeiten und Zonen eine allgemein verständliche Stimme zur Erweckung harmonischer Seelen werden muss. Diese Mühe, die Früchte seines philosophischen Nachdenkens in die Sitten und Denkart jener Zeit zu übersetzen, durfte sich daher der, wenn irgend aus seiner Fiction für die Sache selbst, wie er offenbar den löblichen Wunsch hat, Vortheil entstehen sollte, nicht ersparen. Und doch hat er nicht einmal das Auffallendste der philosophischen Kunst- und Kraftsprache unserer Zeit zu vermeiden gesucht. Seine Personen sind alle auf gleiche Art in den Vf. übersetzt, folglich travestirt. Ihn trifft für diese Vernachlässigung seiner schriftstellerischen selbst übernommenen Pflichten die Schuld und der Verdruss, dass sein travestirter Saladin, sobald er als Muster von Seelengrösse und moralisch politischer Weltverbesserung zu reden anfängt, früher das Lachen, als die ernsthafte Betrachtung vieler ihm in den Sinn gelegten guten Plane, rege machen muss. Die erste Liebeserklärung Saladins gegen des Sultans Modgireddins Tochter, Ilma, klingt so: du bist es, Ilma, die ich *schon Jahre lang in hohen Träumen einer glühenden Phantasie, die ich in allen Idealen umschloss.* Da Saladin über Ilma's Grab durch Ermordung des Despoten, Nureddin, das *Paradies der jungen Freyheit Asiens aufblühen lassen* will, so ruft ihm Bohaeddin zu: „*vergissest du den Kampf, der Brutus Herz zerriss nach Cäsars Tode?* Willst du, *das Individuum*, das Werkzeug einer ewigen Gerechtigkeit auf der Erde seyn?" — Nach Bohaeddins Vorschlag wird daher eine Reise nach Europa unternommen. Da Malec auf dieser seine Geliebte in der Erstürmung der Stadt Mayland rettet: so ist ihm, mitten in der höchsten Leidenschaft, eine Reflexion nach dem Kantischen Moralgrundsatz gegenwärtig. „Wie sehr, ruft er aus, muss sich mein *Verdienst* dadurch mindern, dass ich es für euch that, *weil ich euch kannte, weil ich euren Werth schätzte*, und jene es *im allgemeinen* für jedes sittsame Wesen gethan haben würden." Die Reisenden wollen den Kaiser Friedrich überzeugen, dass er Bildung der Menschheit allen andern Unternehmungen vorziehen, dass er daher zuerst durch gerechte Auslieferung der Mark Oesterreich an Heinrich den Löwen innerlich, und durch Entfernung all seiner Blicke von Italien äusserlich Ruhe für Deutschland schaffen solle. Auch dieser Friedrich (in den Vf. travestirt) wundert sich hierauf, wie Bohaeddin den Pabst, *unbeschadet seiner furchtbaren Consequenz*, mit dem Hause Hohenstaufen aussöhnen wolle. Die deutsche Fürstentochter, Mathilde, aber weiss, dass, wenn grossen Menschen *das Individuum in den Weg stürzt, sie es nur um des Ganzen willen lieben. Sie retten es nicht um seinetwillen, sondern weil es ihre Ideale fodern. Sie lassen bloss ihrer eigenen Consequenz Gerechtigkeit widerfahren.* Bey Heinrich dem Löwen hingegen ist Saladin so inconsequent, dass er, weil Heinrich nur Tapferkeit schätzt, an der von ihm selbst zuvor gemissbilligten Bekriegung der Obotriten Antheil nimmt, und, wir wissen nicht, durch wie viele hundert weggesäbelte Köpfe von Individuen seinem Zweck fürs Ganze, den Krieger Heinrich der Cultur zu gewinnen, vergeblich Eingang zu schaffen versucht. — In der Folge wird Saladin Vezier und moralisch-politischer Reformator von Aegypten. Auch sein Oheim, Schirkouh, warnt ihn dort in gleichem Ton vor übereilten Weltreformen: Bedenke, dass die höhere Hand

das

das *Spiel der menschlichen Freyheit in seinen unermesslichen Getrieben der Tugend und des Lasters unbedingt gestattet, dass das Individuum gegen das Individuum kämpft* u. s. w. Gegen das Ende erklärt Saladin im Gespräch mit Richard Löwenherz: nach meiner Ueberzeugung giebt es nichts auf der Erde, *das mit der Individualität eines jeden Menschen so innig verschmolzen wäre*, als die Religion. Willst du *die Leitung des moralischen Bewusstseyns* dem Donner der Waffen und dem Blute der in Schlachten gefallenen anvertrauen etc. Die Schuld, dass Richard nichts hievon begreift, auf wen fällt sie, als auf den Vf.? Ueber all diesen kosmopolitischen, an sich meist sehr wahren, Gedanken spielt die Liebe in verschiedenen Subjecten, eine ganz ekstatisch philosophierende Rolle. Saladin hat Muth, *seinen eigenen Himmel* (die Liebe zu Mathilde) *zu zerstören, um seine selbst erschaffene Welt* (das Ideal der Menschenbildung in Asien) *zu erhalten*. Mathilde glaubt an die Vollendung seines Kopfs und Herzens *durch freyen Grundsatz*, und verlangt, da sie sich den Umarmungen eines andern durch Opium entreisst, von ihm nichts als *Treue gegen seine Ideale*. Auch Sittah erprobt die Theorie der Liebe, dass „die „Treue des Weibes gegen den Mann sey an das Gefühl gebunden, das seinem Wesen sich mittheilt, in „wiefern es seine Ideale, personificirt in der Kraft und „Reife des Mannes, erblickt; dass aber die Treue des „Mannes gegen das Weib beruhe auf der Treue gegen seine Ideale, deren milder Widerschein ihm in „dem zärtlichen Blicke des guten Weibes begegnet, „dass aber der Mann seine Ideale von dem Weibe seines Herzens unterscheide u. dgl. m." Wer nun aber bey allen diesen Ergiessungen des zu Ende eilenden 18. Jahrhunderts vergessen kann, dass der Vf. ihn ins 12te zu versetzen versprochen habe — und die Erfahrung beweist bey der kleinsten Aufmerksamkeit auf die Romanenleser, dass nur allzu vielen dieses recht leicht werde! — der wird, trotz so vieler an dem Urheber eines sogenannten Werks der Kunst unverzeihlichen Fehler, hier dennoch einen Roman finden, den wir gar vielen andern Ausfüllungen der Lese- und Leih-Bibliotheken immer noch vorziehen.

FREYBERG, in d. Crazischen Buchh.: *Der Mann auf Freyers-Füssen*, von *Friedrich Laun*. 1800. 192 S. 8. (16 gr.)

Ein kleiner gefälliger Roman, den Rec. mit Vergnügen gelesen zu haben gesteht. Die in ihm zu Grunde liegende Geschichte ist zwar äusserst einfach, und erinnert im Gang des Ganzen ein wenig an Margots Geschichte im ersten Bande von Thümmels Reisen nach dem mittäglichen Frankreich. Denn so wie dort der Herr glaubt: Margot liebe ihn aufs innigste, und im Verfolge mit Beschämung sieht, dass sie vom Anfang her seinen — Bedienten geliebt habe; so schmeichelt sich hier der Held des Werkchens eine geraume Zeit hindurch mit der Zuneigung eines reizenden, ihm gegenüber wohnenden Mädchens, und findet nachher: dass alle ihre Blicke, ihre Gespräche quer über die Strasse hin, alle Liebkosungen, dem von ihm geschenkten Vogel erwiesen, kurz alle anscheinende Beweise der Zärtlichkeit, dem — Hausbewohner unter ihm galten. Doch diese Aehnlichkeit ist vielleicht ganz zufällig, und die Verflechtung der Intrigue sowohl, als auch die Lösung derselben geht himmelweit von der Thümmelischen Arbeit ab.

Im *Ton* der Erzählung scheint *Jünger* das Muster des Vfs. gewesen zu seyn. Dieser Ton ist schwerer durchzuführen, als man vielleicht glauben dürfte. Die Naivetät desselben artet leicht in Geschwätzigkeit aus. Den guten Jünger selbst wandelte zuweilen dieser Fehler an, und auch beym gegenwärtigen Erzähler kommen einige Stellen vor, die wohl etwas kürzer seyn könnten, und wo gerade durch seine anscheinende Zwanglosigkeit das *Gesuchte* durchblickt; vorzüglich wird der Scherz von dem *May in seinem Zimmer* weiter ausgesponnen und öfters wiederholt, als diese ganze Idee werth ist. Aber so manche andere glückliche Wendung, mancher leichter witziger Einfall, und eine heitere, sich grösstentheils gleichbleibende, Laune vergüten diess hinlänglich. Bloss darum bitten wir den Vf., dass er diese Erzählungsart bey sich nicht zur Manier werden lasse; sie hat der Abwechselung weit minder, als man denken *sollte*. Am besten gefällt uns die Feinheit, mit welcher der Charakter des Mädchens in sofern behandelt wird, dass sie den Irrwahn des jungen Mannes zwar merkt, zwar fortdauern läfst, so lang' es ihr um die Verheimlichung ihres Spieles zu thun ist, aber ihn gleichwohl nicht zu ihrem Spielwerk macht; dass er mehr sich selbst täuscht, als von ihr geäfft wird. Man lächelt über ihn; man ahndet im voraus, dass das Blatt sich wenden werde; aber man verlacht ihn nicht. Ob er übrigens über seine fehlgeschlagene Hoffnung nicht ein wenig *schnell* sich tröste, wollen wir nicht entscheiden. Gewissermassen hat der Vf. auch dadurch sich verwahrt, dass er die Leidenschaft nie sehr ernstlich werden läfst; dass sie immer in den Gränzen der leisen Begier sich hält, und der Verliebte nie seine Fröhlichkeit verliert. Gut ist es eingeleitet, dass eine zweyte Liebe schon aufkeimt, bevor er es noch merkt, wie sehr er bis jetzt sich irrte. Ein bitterer Mismuth wäre sonst unerlassliche Bedingung geworden. — Kurz, diese Kleinigkeit verräth einen jungen Mann, der Anlagen genug besitzt, um sich mit Glück in grössern Arbeiten zu versuchen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 9. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Dresden, in d. Museum, Pirna, b. Arnold und Pinther: *Predigt am Gedächtnisstage der Kirchenverbesserung den 31. Oct. 1800. bey dem Kurfächs. Evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten,* von D. *Franz Volkmar Reinhard,* Kurfächs. Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsist. Assessor. 30 S. 8.

2) Leipzig, b. Sommer: *Sendschreiben eines sächsischen Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder über die von* D. *Franz Volkm. Reinhard,* Kursächs. Oberhofprediger, am Reform. Feste 1800. gehaltene Predigt. 1801. 52 S. 8.

3) Jena, b. Frommann: *Predigt am Feste aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit* von D. *Wilh. Abrah. Teller.* 1801. 30 S. 8.

4) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Jesus Christus gestern und heute und ewig,* eine Predigt (über Ebr. 13, 8.) am ersten Tage des neunzehnten Jahrhunderts, von *Wilh. Friedr. Hufnagel.* 1801. 46 S. 8.

5) Leipzig, b. Barth: *Dass die Lehre von Gottes Vaterliebe die Grundlehre der christlichen Religion sey.* Eine Predigt über Luc. 2, 15—20. am zweyten Weyhnachtsfeyertage in der Stadtkirche zu Sondershausen gehalten, und auf Verlangen einiger Zuhörer dem Druck übergeben, von *J. C. Cannabich,* KR. und Superintend. 1801. 32 S. 8.

Inhalt und Zeitumstände geben diesen kleinen Schriften ein Interesse, welches den Rec. etwas länger bey ihnen zu verweilen veranlasst, als es sonst nach dem Maasstab des Volumens geschehen würde.

Zum früheren und besondern Abdruck der *Predigt* Nr. 1. hat nach dem Vorbericht ein schon aus andern Blättern bekanntes Rescript des kursächsischen geheimen Consilii an den Kirchenrath und das Consistorium zu Dresden die Veranlassung gegeben.

Die *Reinhardische Rede selbst* afficirt nicht nur durch des Vfs. bekanntes Talent zur Beredsamkeit, sondern auch durch eine durchgängig angeregte persönliche Sympathie schon beym Lesen so sehr, dass sie ohne Zweifel noch mehr manche Zuhörer einnehmen musste, wie ihr Vf. offenbar durch die Darstellung, welche er für seine Materie gewählt hat, selbst hingerissen ist. Ueber den Inhalt haben sich dem Rec. nach seiner persönlichen Ansicht, zunächst einige historische Betrachtungen angeboten.

Der Inhalt ist (S. 9.): zu behaupten, dass unsere Kirche ihr Daseyn vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der *freyen Gnade Gottes in Christo* verdanke, und hierauf zu folgern (S. 21.) dass diese Kirche die Festhaltung dieses Lehrsatzes — als „Hauptinhalts des ganzen Christenthums" — *Luthern und seinen Freunden,* der Wahrheit selbst und ihrer eigenen innern Sicherheit gegen Aberglauben und Unglauben schuldig sey. Eine der nothwendigsten homiletischen Vorschriften ist bekanntlich diese, dass der Kanzelredner, als ein Religionslehrer, welcher die Einsichten einer gemischten, und folglich mit dem theologischen Sprachgebrauch nicht durchaus bekannten Gemeinde mit praktischem Nutzen zu erweitern suchen soll, die systematische Kunstsprache der Theologie gar nicht, oder wenigstens nur alsdann gebrauchen solle, wenn er den Sinn einer Formel allgemein verständlich abgeleitet und hinreichend erläutert hat. Gegen diese Grundregel der Homiletik gebraucht der Vf. gewöhnlich, und als Hauptausdruck den Satz: dass es „die „Lehre von der *freyen Gnade Gottes in Christo* war, „worauf den Stiftern unserer Kirche alles ankam" (S. 22.). Erklärt aber wird diese an sich schwer verständliche Terminologie nirgends, ungeachtet die Auffrischung einer beynahe ganz vergessenen Lehre als Zweck der ganzen Rede angegeben ist. Selbst die Hauptstelle S. 7. gebraucht eben diese nur dem Kenner des Innern mehrerer theologischer Systeme nach ihrem ganzen Nachdruck bekannten Formel ohne populäre Erklärung, da der Vf., nach Vorlesung seines Textes Röm. III, 23—25., die Hauptpunkte so zusammenfasst: „dass die Menschen ohne Unter„schied Sünder sind, und alle des Ruhms mangeln, „den sie an Gott haben sollen; dass sie ohne alles ei„gene Verdienst, *aus Gottes freyer Gnade,* gerecht „und selig werden, dass sie diese Gnade der Vermit„telung Jesu und seinem versöhnenden Tode zu ver„danken haben; dass sie endlich derselben nicht an„ders theilhaftig werden können, als durch den Glau„ben an diesen Tod; diess war es, was Luther über„all predigte und unablässig einschärfte, — vorzüglich „durch diese Lehre wollte er sich von der Kirche un„terscheiden, von der er sich getrennt hatte" u. s. w. Da der Begriff *Gnade* schon an sich alles *Verdienst,* in so fern dieses Wort von einem *Rechtsanspruch* verstanden werden könnte, ausschliesst, und da, sobald von Gottes Gnade die Rede ist, ohnehin an einen Zwang nicht gedacht werden kann: so muss wohl jeder aufmerksame Nichttheologe fragen, in welchem Sinn und aus welcher Absicht der Vf. auf den Zusatz *frey* durchgängig dringe und S. 23. behaupte: dass man

man „*Luthern* und feine Freunde für *Irrende* erkläre, „wenn man den *Lehrsatz von der freyen Gnade* „*Gottes in Christo* verwirft.“ Da der Vf. den Sinn dieses aus der Systemssprache geborgten Hauptausdrucks nirgends bestimmt: so mussten ohne Zweifel seine denkenden Zuhörer vermuthen, dass der Sinn desselben durch die durchgängige Berufung auf *Luther und seine Freunde* bestimmt sey. Denkende Leser müssen demnach, um zu wissen, was nach S. 7. „*alle Freunde Luthers*, alle die in seinem Sinn und „*Geiste* wirkten, für den *Hauptinhalt des ganzen Christenthums* erklärt haben,“ vornehmlich aus der Geschichte der Reformation über das so nothwendig zu behauptende *Freye* der Gnade Gottes sich Aufschluss geben lassen. Wie sehr aber werden diese denn wohl erstaunen; wenn die aufrichtigsten und genauesten Kenner dieser Geschichte bekennen, wenn *Planks* auch für den Nichttheologen so anziehende und instructive Geschichte der Entstehung, der *Veränderungen* und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs nebst der Fortsetzung bis zur Concordienformel, an vielen Stellen so hell erweist, und so freymüthig erklärt, dass gerade über das *Freye* der Gnade Gottes die Theorie des grossen Mannes, Luther, von seinem gleichfalls grossen Freund Melanchthon seit 1535 öffentlich verlassen, und zwar nur wegen einer wahren und nothwendigen Verbesserung verlassen worden war, ohne dass ihm Luther bis an seinem Tod hierin ausdrücklich beystimmte. Wie sehr müssen sie, zurückgewiesen an Luther und seine ächten Freunde erstaunen, wenn sie historisch einsehen, dass Luther das *Freye* der Gnade Gottes von dem *absoluten* und unbedingten Rathschluss der *Prädestination* verstand, und, um mit Plank zu reden (am angef. Ort IV. Buch S. 130. der 1. Ausg.) „die härteste aller „Meynungen vom freyen Willen durch die härtesten „aller Gründe vertheidigte, weil er sie als Folge von „der *durch Gottes Vorhersehung bestimmten Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen* ableitete; ... dass „*Luthers Vorstellung wirklich die ganze Härte hatte, wel-* „*che wir* (die protestantischen Theologen unserer Kir- „che alle!) *in der Folge selbst verwarfen*.“ Wie sehr endlich müssen sie erstaunen, in diesem Punkt als Hauptpunkt, an Melanchthons Apologie der Augsburgischen Confession (ein Werk vom J. 1530 und 31.) S. 13. ausdrücklich vom Vf. hingewiesen zu seyn, da abermals historisch unläugbar ist, dass Melanchthon selbst, während er diese Apologie verfasste, noch das Unrichtige der Augustinischen, von Luther angenommenen, Theorie über eine absolutfreye Gnadenwahl und partikularistische Prädestination als gewiss anzunehmen und zu behaupten pflegte. „In der ersten „Ausgabe von seinen Locis“ — so schreibt Plank in der Geschichte der protestantischen Theologie III. Buch S. 555. — „fand man die leitenden Ideen dieser „Theorie, noch deutlicher von Melanchthon darge- „legt und alle Folgen, die daraus flossen, mit einer „noch determinirteren und furchtloseren Bestimmt- „heit entwickelt, als selbst in der Schrift Luthers (*de* „*servo arbitrio*) gegen Erasmus. Auch in Melanch- „thons Schriften aus den sechs oder acht nächst[en] „Jahren, welche auf die Erscheinung von dieser fol[g]- „ten, finden sich noch keine Anzeigen, dass sich [sei]- „ne Denkart darüber geändert hätte. *Vielmehr e[nt]-* „*hält selbst die von ihm verfasste Augsburgische Confessi[on]* „*und ihre Apologie mehrere Beweise vom Gegenthe[il]*. „Aber in der zweyten Hauptausgabe von seinen L[o]- „cis, die im J. 1535. erschien, deckte er sich sch[on] „so vollständig auf, dass kein Mensch daran“ (M[el.] nämlich habe nun Luthers Theorie bey sich verbesse[rt] „zweifeln konnte.“ u. s. w. Klar ist also dieses, da[ss] wer auf das Festhalten der *freyen Gnade* Gottes in Ch[ri]- *sto nach Luther und seinen Freunden* verweist, eb[en] dadurch auf ein Beyspiel von einer Lehre verwie[sen] hat, in welcher Luthers erster Freund, Melanchthon sich schneller, wie Luther, als *irrend* anerkannte, welcher beide grosse Männer *damals noch*, als sie [die] *ersten Bekenntnissbücher unserer Kirche theils entwar[fen]* *theils gut hiessen*, *gemeinschaftlich irrten*, und in w[el]- cher dann die späteren Theologen unserer Kirche [den] *Geist* der Stifter unserer Kirche gerade dadurch eh[rten], dass sie einen von Luther mit so vielem Eifer ei[nge]- mischten allerdings „bedenklichen Irrthum, als [et]- was, das bey zunehmender Aufklärung der Beg[riffe] verschwinden musste,“ schonend, aber der b[esse]- ren Einsicht getreu, von ihren Nachkommen abw[en]- deten. S. die Concordienformel Nr. XI. *de ae[terna]* *praedestinatione et electione*, besonders §. 5. „dass [man] nicht von der blossen heimlichen, verborgenen, [un]- erforschlichen Vorsehung Gottes speculiere“ etc. W[elch] ein Beyspiel von dem *Nachtheil des Berufens auf A[uto]-* *ritäten, des Stehenbleibens bey Individuen*! Wie [viel] belehrender für die zuhörende Gemeinde, wie [viel] näher der Wahrheit selbst, würde es gewesen [seyn], wenn der Vf. die Gedanken, in wie fern aller[dings] die Beseligung des Menschen auf mehr als eine W[eise] Sache der Gnade Gottes ist, entwickelt und ge[zeigt] hätte, dass diess noch in viel andern, als den [von] Luther gedachten Beziehungen, wahr und durch [das] Fortschreiten der forschenden Religionslehrer [an]- kannt sey!

Wenigstens aber scheint das, was des Vfs. Gem[ein]- de nach seiner Auffoderung *nicht* annehmen solle, d[urch] bestimmte Andeutungen angegeben zu seyn? [Wer] kann ohne Rührung hören, dass der Vf. „schon [seit] einigen Jahren an dem Reformationsfest mit ei[nem] heimlichen Kummer und mit einer Verlegenheit [auf]- getreten sey, welche er ihr kaum verbergen kon[nte], dass er sonst „*vornehmlich zu Wittenberg* bey den [Denk]- mahlen Friedrichs des Weisen, Johanns des Be[stän]- digen, Luthers und Melanchthons, an diesem [Tage] gleichsam umschwebt von ihren Geistern, verki[ndi]- gen konnte, was durch sie geschehen ist.“ Wie [aber] seitdem? — „Ich habe mirs *schon lange* nicht [mehr] verbergen können, fährt er S. 3. fort, dass sic[h un]- *sere Kirche*, dass sich *wenigstens die, welche am l[au]-* *sten in derselben sprechen, und für die vorzüglichste[n]* *aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen*, vo[n der] *eigentlichen* Lehre Luthers und seiner Freunde, von ihrem *wahren*, *aus ihren Schriften erweisl[ichen]*

Sinn immer mehr entfernen.... dafs, wenn es so fortgeht, wenn sich unsere Glaubensgenossen so wenig daran erinnern, auf welche Lehren und Wahrheiten unsere Gemeinde *ursprünglich* gegründet worden ist, wir bald die Kirche nicht mehr seyn werden, welche durch die Bemühungen Luthers und seiner Freunde entstanden ist.“ u. s. f. Welcher Sinn der ursprüngliche, aus dem Buchstaben ihrer Schriften erweisliche sey, ist gezeigt. — — Wir müssen aber auch über den so laut und hart angeklagten Gegentheil einige historische Data angeben.

Da ein Arzt die, welche sich ihm anvertrauen, weder vor Krankheitstheorieen, noch vor Seuchen, die in der Ferne grassiren, da ein Prediger seine Gemeinde weder vor theoretischen Speculationen, (deren Entfernung von den Kanzeln ein Hauptzweck des letzten durch Kursachsen bewirkten symbolischen Buchs, und mehrerer weisen Befehle jener Zeit gewesen ist,) noch vor praktischen Irrthümern, welche nicht in ihrer Nähe auffallend sind, in gemischter Versammlung zu warnen pflegt, so ist die nächste Frage, welche sich dem Rec. nach Milderung des ersten durch dergleichen pathetische Stellen erregten sympathetischen Gefühls aufdrang, die Frage nämlich: ob bey der Gemeinde des Vfs. oder sonst innerhalb seines Wirkungskreises ein Lautsprechen derjenigen Art, wofür er am besten von der Kanzel warnen konnte und musste, sich verbreite? — von uns, die wir ausserhalb dieser Gränzen die Zeichen der Zeit beobachten, nicht zu beantworten. Aber ernstlich gefragt hat sich der Rec., was denn ungefähr seit 1791, da der Vf. von Wittenberg aus in die ehrenvollsten Stellen eines über das ganze Kursächsische Kirchenwesen verbreiteten Wirkungskreises unter den grösten auf seinen philosophischen Geist, seine Gelehrsamkeit, Pflichtenkenntniss und Geschäftstalente gegründeten Erwartungen übergetreten ist, in unserer Kirche auf Lehrer, welche „für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten gelten wollen,“ einen neuen, so entscheidenden schädlichen Einfluss gehabt haben könne? Die Revision des Bibelstudiums und der kirchlichen Geschichte, durch welche vieles, was in der durch das Buch *de servo arbitrio* am auffallendsten dargelegten Theorie Luthers von der absolutfreyen Gnade Gottes, und deren Verhältnifs zur menschlichen Besserung aus der, wie Plank mit Recht sagt, „so wenig gewissenhaften Exegese seines Zeitalters“ entstanden war, noch weiter verbessert worden ist, wäre das Eigenthümliche einer beträchtlich früheren Periode, welches zwar consequent fortwirkt, doch aber nicht erst in späteren Jahren dem damit längst hinreichend bekannten Vf. stillen oder lauten Kummer verursacht haben kann. In dem letzten Decennium haben die Theologen selbst an den Veränderungen der Philosophie in so weit einen etwas ausgebreiteten Antheil genommen, als Kant selbst, besonders durch seine Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft dazu eine nahe Veranlassung gegeben hatte. Aber gerade dieses zwischen 1792 und 1794 erschienene Werk ist, wie die ganze Sittenlehre der neuern Philosophie, noch eifriger und ausgedehnter, als Luther, nicht nur der Verdienstlichkeit des *opus operatum* oder der selbsterwählten gottesdienstlichen Gebräuche, Uebungen und Büfsungen, sondern auch der Verdienstlichkeit aller aus Furcht oder Hoffnung um der Legalität willen vollbrachten Handlungen, und sogar der Verdienstlichkeit der besten aus wahrer innerer Rechtschaffenheit und Verehrung des göttlich heiligen Willens gefasster und vollbrachter Entschlüsse, in so fern das Wort Verdienst irgend einen Rechtsanspruch auf Beglückung von Gott mit sich bringen könnte, durchaus und unabänderlich entgegen. Wer sogar seine Pflichten aus dem reinsten Grunde des Herzens, und mit ächtem Glauben an Gott ganz erfüllt hätte, könnte doch nach Kant und allen neueren in der Sittenlehre mit Kant übereinstimmenden Philosophen und Theologen mehr nicht sagen, als dass er *gethan, was er schuldig war. Verdienst* heisst, wenn man diefs Wort nach Kant gebraucht, „nicht ein Vorzug der Moralität in Beziehung auf das „Gesetz, in Ansehung dessen uns kein *Ueberschuss* der „Pflichtbeobachtung über unsere Schuldigkeit [keines „der unserm Luther mit Recht so verhassten *operum* „*supererogationis*] zukommen kann. — Die *Würdig*„*keit* hat immer auch *nur negative* Bedeutung, *nicht* „*unwürdig*, nämlich der moralischen Empfänglichkeit „für eine solche Güte (Gottes).“ Diefs sind Kants eigene Erklärungen S. 221. der II. Ausg. von der oben citirten Schrift. Und wer Kants Moralsystem im Zusammenhang versteht, weiss, dass diese Resignation auf alle Verdienstlichkeit ihm wesentlich ist. Nur wer behaupten wollte, dafs eine *gerechte Güte* (und soll die göttliche eine ungerechte seyn?) *unwürdige* beseligen könne, mag der aus der neuern philosophischen Sittenlehre schöpfenden Theologie Vorwürfe machen. Aber so notorisch im ganzen lesenden Publicum dieser Sinn ist, in welchem alle denkende und redliche Theologen unserer Kirche, sie mögen mit der Sittenlehre und Religionsphilosophie Kants mehr oder weniger übereinstimmen, die so leicht auf fremder Genugthuung einschlummernden Christen um dieser Gefahr willen auffodern, dafs jeder, im Trachten nach dem Reiche Gottes oder auf dem Wege durch Rechtschaffenheit zur wahren Glückseligkeit, möglichst das Seinige thue, um der gerechten Gnade Gottes *nicht unwürdig* zu seyn: so lesen wir doch S. 7. diese Anklage: „darf man *einer Menge der berühm*„*testen Mitglieder unserer Kirche* glauben: so ist es so„gar ein *gefährlicher* Irrthum, wenn man *ohne Ver*„*dienst* und blofs aus Gnaden, gerecht vor Gott und „ewig selig werden will: so muss man sich selber hel„fen, und durch seine Tugend der Glückseligkeit „*würdig* werden.“ Wie gross muss der Kummer und die Verlegenheit in dem Gemüthe des Vfs. gewesen seyn, dafs Vorwürfe dieser Art, welche man bey einem unredlichen Mann Misdeutungen nennen müsste, in ihm als Missverständnisse entstehen konnten! — Was weiterhin die Sündenvergebung und die Mängel in Ausübung der Rechtschaffenheit betrifft, welche, um der gerechten Gnade Gottes *nicht unwürdig* zu seyn, eifrig gesucht werden muss: so sagt eben die-

diese kantische Religionsphilosophie S. 262. etwas ohne Zweifel auch dem aufmerksamen Layen verständliches, wenn sie fragt: „gesetzt eine Kirche behaupte, die *Art, wie* Gott jenen moralischen Mangel an Menschen, welche wenigstens in einer beständigen Annäherung zur vollständigen Angemessenheit mit dem Gesetze (des göttlich heiligen Willens) seiner Verbindlichkeit Genüge zu leisten streben, ergänze, *bestimmt* zu wissen, und *verurtheile* zugleich alle, die jenes der Vernunft natürlicher weise unbekannte Mittel der Rechtfertigung nicht wissen, darum also auch nicht zum Religionsgrundsatze aufnehmen und bekennen, zur ewigen Verwerfung; *wer ist alsdann hier wohl der Ungläubige? der welcher vertraut, ohne zu wissen, wie das, was er hofft, zugehe,* oder der, welcher *diese Art* der Erlösung des Menschen vom Bösen durchaus wissen will, widrigenfalls er alle Hoffnung auf dieselbe aufgiebt?" — Wenigstens *die* Stimme der Vernunft, auf welche man sich in der Theologie seit ungefähr 10 Jahren am meisten berufen hat, läugnet demnach von allem, was S. 25. 26. der Vf. der Vernunft so, wie wenn sie es jetzt gewöhnlich läugnete, vorhält, nichts — als S. 26. die Frage: kann die Vernunft es läugnen.. dass wir *auch bey dem besten Willen* täglich sündigen und *uns vor dem Heiligsten verwerflich machen?* Diess aber läugnet sie mit unsern symbolischen Büchern, ja mit Paulus und Luther, in so fern der Ausdruck *wir*, vor einer gemischten ansehnlichen Gemeinde ausgesprochen, ohne Zweifel auch manche einschliesst, welche man in der Schriftsprache *Wiedergeborne* zu nennen hat. Von diesen sagt Paulus Röm. 8, 1. ff. dass *nichts Verdammliches* an denen sey, die in Christo Jesu (ächte Christen) sind, die also nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geiste leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Fleischer: D. *Christ. Henr. Gottl. Köchy — commentatio de testamento vi metuve extorto.* 1800. 28 S. 4. Die Freyheit der letzten Willens-Verordnungen, welche das Civilrecht sehr begünstigt, kann durch ungebührliche Gewalt, und dadurch veranlasste Furcht auf eine dreyfache Art verletzt werden; wenn nämlich Jemand gehindert wird, 1) ein Testament zu machen, 2) ein schon vorhandenes Testament zu ändern, 3) wenn er gezwungen wird, ein Testament zu machen. Ueber die beiden ersten Fälle enthält L. 1. D. *Si quis aliqu. test. prohib.* eine ausdrückliche Verordnung; über den dritten Fall fehlt es an bestimmter gesetzlichen Vorschrift, die man auch in L. 1. C. *ibid.* nicht antrifft. Der Vf. verwirft die Meynung, dass auch hier der Fiscus den erzwungenen Vortheil erhalte, und den Beschädigten nur die Interessenklage gegen den Urheber und Theilnehmer der widerrechtlichen Gewalt verbleibe, 1) „weil die Gesetze den Fiscus in diesem Falle nicht namentlich begünstigen, folglich gegen ihn zu sprechen sey; 2) weil in den beiden ersten Fällen zum Besten des Fiscus besondere Gründe vorhanden wären, die sich hier nicht anwenden liessen. Denn *dort* hätte der gesetzliche oder schon vorhandene Testamentserbe ein Recht auf die Erbschaft, welches ihm der Fiscus wegen der unerlaubten Gewaltthätigkeit nehmen könnte, und da wegen der geschehenen *Behinderung* des Testirers derjenige nicht bekannt geworden sey, dem er die Erbschaft würde zugewandt haben: so könne sich auch Niemand beschweren, dass ihm der Fiscus vorgezogen werde." Dieser Grund scheint dem Rec. nicht befriedigend. Denn wie, wenn der Verstorbene aus seinem vorgehabten letzten Willen kein Geheimniss gemacht hätte, und also die Personen, die er begünstigen wollte, doch bekannt geworden wären, wie sich das allerdings denken lässt, würde das die Sache an sich ändern? Richtiger sagt man daher wohl: auf die Erbschaft als solche, oder auf Vermächtnisse, können Personen, die der Verstorbene zwar bedenken *wollte*, aber *jure* nicht *bedacht hat*, keinen Anspruch machen; sie können zwar den entgangenen Gewinn mit einer persönlichen Klage verfolgen, müssen sich aber gefallen lassen, dass der Fiscus die Erbschaft selbst, die das Gesetz ihm zueignet, an der Stelle dessen, der sich ihrer verlustig gemacht hat, erhalte. Das lässt sich nun auf den dritten Fall nicht anwenden, da derjenige, der das Testament erpresste, oder zu dessen Besten es ungebührlich erzwungen ward, gar kein Recht aus demselben erhalten, folglich ihm auch zur Strafe eigentlich nichts genommen werden konnte. Mithin behält der das Emolument, dem es, mit Beyseitesetzung des ungültigen Testaments, zukommt. Der Vf. unterscheidet übrigens, ob nur ein Theil des Testaments, oder der ganze Inhalt erzwungen sey, und hält im ersten Fall nur jenen Theil für nicht geschrieben, im letzten Fall aber das Ganze für nichtig. Hat ein Intestaterbe den Verstorbenen gezwungen, ihn *allein* einzusetzen, so fällt in der *Folge* dessen gesetzlicher Antheil an den Fiscus, so auch wenn ein bereits ernannter Testaments Miterbe zum Zweck seiner alleinigen Einsetzung ein anderes Testament erpresst haben soll[illegible]. Den gewaltsamen Erpressungen eines letzten Willens werd[illegible] von dem Vf. auch *importunae sollicitationes* an die Seite ge[illegible] und er hält mit vielen Rechtslehrern dafür, dass Testame[illegible] welche dadurch veranlasst worden sind, nicht bestehen könne[illegible] Rec. zweifelt sehr an der Richtigkeit dieser Lehre. Denn [illegible] der Testirer *konnte* ihnen ja widerstehen; dass er nicht Fe[illegible]keit genug hatte, es zu thun, hindert im Ganzen seinen fre[illegible] Willen nicht. 2) Kein Gesetz hat aus diesem Grunde ein Testament für ungültig erklärt. 3) Man giebt zu, dass *blandit[illegible] et proces* der Gültigkeit eines Testaments nicht schaden; w[illegible] aber die Gränzlinie zwischen diesen und jenen Sollicitationen? — Dass ein Testament darum noch nicht ungültig sey, weil der Testirer seinen Willen auf vorgängige Fragen erkläret hat, [illegible] freylich wahr; aber der Vf. beurtheilt die Sache aus einem [illegible] richtigen Gesichtspunkte. Damit, dass dergleichen Testam[illegible] nicht als erzwungen angesehen werden können, ist hier [illegible] nichts ausgemacht, sondern darauf kommt es an, ob man [illegible] solche Antwort als eine *wahre* — nicht eben als *freye* und un[illegible]zwungene Willenserklärung anzusehen habe? Es ist mehr [illegible] als *juris quaestio*, und genau erwogen, dürften diejenigen [illegible] Allgemeinen nicht Unrecht haben, welche hier die *bestim[illegible] Antwort* auf eine *allgemeine Frage:* Wer soll Erbe seyn? [illegible] und die *allgemeine Antwort* auf eine *bestimmte Frage.* Z. B. Soll nicht Titius dein Erbe seyn? unterscheiden, und die erste [illegible] wahre Willenserklärung, nicht aber die letzte, als solche gel[illegible] lassen, in so fern es ungewiss bleibt, ob der Testirer alles gehörig verstanden habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Dresden, in d. Museum u. Pirna, b. Arnold u. Pinther: *Predigt am Gedächtnisstage der Kirchenverbesserung* etc. von D. *Franz Volkmar Reinhard* etc.

2) Leipzig, b. Sommer: *Sendschreiben eines sächsischen Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder über die von D. Franz Volkm. Reinhard*, etc. gehaltene Predigt etc.

3) Jena, b. Frommann: *Predigt am Feste aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit*, von D. *Wilh. Abrah. Teller* etc.

4) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Jesus Christus gestern und heute und ewig* etc. von *Wilh. Fr. Hufnagel* etc.

5) Leipzig, b. Barth: *Dass die Lehre von Gottes Vaterliebe die Grundlehre der christlichen Religion sey* etc. von *J. C. Cannabich* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Das *Sendschreiben* Nr. 2. ist selbst eine Recension, worin alle bedeutende Punkte der Reinhardischen Predigt Schritt für Schritt beurtheilt werden. Wir geben einige Sätze und Gegensätze. *Reinhard:* Ich habe mir es schon lange nicht mehr verbergen können, dass . . . der grosse Mann (Luther), dessen Nachfolger die Lehrer unserer Kirche seyn sollen, sie — die, welche am lautesten in derselben sprechen, und für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen — wenn er aus seinem Grabe wiederkehren sollte, unmöglich für die Seinigen halten, und zu der von ihm gestifteten Kirche rechnen könnte." Das *Sendschreiben* macht unter andern eine Gegenfrage: „Wenn Jesus selbst hätte wiederkehren und die von Luther benannten Religionslehrer in siebzehnten Jahrhundert beobachten sollen, würde er diese für die Seinigen haben ansehen und zu der von ihm gestifteten Kirche rechnen können? Und doch hiengen diese mit wahrem Sklavensinn an der lutherischen Lehrformel." — *Reinhard:* Luther besteht darauf, dass man den Glauben und gute Werke wohl von einander abtheile. „Der Glaube giebt mir das ewige Leben; denn er giebt den, der das ewige Leben und das Brod des Lebens ist." Das *Sendschreiben:* Jesus spricht bey Johannes sehr viel vom *Glauben an ihn*, den Sohn und Gesandten Gottes; was er aber eigentlich damit meynte, sagt er uns schon bey Matthäus, wo er die Herr-Herr-sager als Uebelthäter gänzlich von sich abweist, und nur diejenigen als die Seinigen anerkennt, welche den Willen seines Vaters im Himmel thun. *Ihm* war also der *Glaube an ihn* die Ueberzeugung, dass er derjenige Gesandte Gottes sey, welcher durch Lehre und Leben die Menschen zur Tugend und Glückseligkeit führen solle und könne. Im Sinne Jesu darf man also den Glauben und die (wahrhaft) guten Werke nicht (anders als wie Grund und Folge) von einander abtheilen. — *Reinhard:* Man hat es in den neuern Zeiten unkenntlich machen wollen, dass Jesus *Gnade austheile*, und sich *für den Weg zum Leben* erkläre. Das *Sendschreiben:* Diese letzte Formel (und auch die erste, s. Joh. 1, 16. sie mag dort von Jesus oder von Johannes Baptista zu verstehen seyn) soll doch wohl in Jesu Munde nicht der lutherische Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes in Christo seyn? Jesus ist und war der grösste Beglücker des Menschengeschlechts, und nennt sich deswegen Weg zum Leben, Licht der Welt u. dgl., aber nicht gerade nach den Bestimmungen jenes dogmatischen Systems . . . So fällt auch die Anwendung der lutherischen Klage: dass man sich angelegen seyn lasse, Jesum in einen *Lehrer von guten Werken*, in einen *Gesetzgeber* zu verwandeln. „Es gehört entweder eine gänzliche Unkunde oder eine blinde Verleugnung des Inhalts des evangelischen Schriften dazu, um nicht zu wissen, dass Jesus nichts als καλα εργα (gute Handlungen) predigte, dass er seine Anhänger an nichts, als an καρποις καλοις και αξιοις μετανοιας (an guten und der Herzensbesserung würdigen Früchten) erkennen wolle. Er war eben so wenig ein Prediger (willkürlich erwählter gottesdienstlicher Werke, als) einer *fides salvifica* im Sinne des Systems (welches den eigentlichen Grund der Beseligung in eine mystisch-träge Anhänglichkeit an sein Individuum verwandelt und) bey Menschen, die vor einer Abrechnung mit ihrem Gewissen stets zagen müssen, jenes in der Reinhard. Predigt zuletzt angebrachte, einschmeichelndste Moment für sich hat: da über alle unsere Vergehungen, so lange *wir* sie auch fortgesetzt haben mögen, wir uns am Ende doch in Einem Augenblick beruhigen können, wenn wir nur glauben, dass wir ohne Verdienst gerecht werden durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist: so müssen *wir* diesen Lehrsatz (auf jene äusserste Nothstunden hin) festhalten! — Allein gegen diese sittengefährliche Auslegung des Glaubens geht auch der Eifer der Kantischen Religionsphilosophie, welchen man so ungerne hört. Mit centnerschweren Worten sagt

ſagt ſeine Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft S. 177.: „In der That, wenn ein unerſchöpflicher Fond zu Abzahlung gemachter Schulden ſchon vorhanden iſt, da man nur hinlangen darf, und wo bey Anſprüchen, welche das Gewiſſen macht, auch der ſchuldenvollſte ohne Zweifel zu allererſt hinlangen wird, um ſich ſchuldenfrey zu machen, *indeſs der Vorſatz des guten Lebenswandels, bis man wegen jener* (Rechnungstilgung) *allererſt im reinen iſt, ausgeſetzt werden kann:* ſo kann man ſich nicht leicht andere Folgen eines ſolchen Glaubens denken, als den Verfall der Sitten, den die (Religions) Philoſophen ſehr auf die Rechnung jener Entſündigungsmittel ſchrieben, wodurch die Prieſter es jedermann ſo leicht machten, ſich wegen der gröbſten Laſter [illegible] Gott auszuſöhnen. Denn (S. 170.) wenn es bloſs auf den Glauben ankäme, welcher eine Erklärung des Sünders iſt, daſs die geſchehene Genugthuung auch für ihn geſchehen ſeyn ſolle, wer würde einen Augenblick Bedenken tragen, dieſelbe, wie die Juriſten ſagen, *utiliter* zu acceptiren? — — Noch einen richtig gefaſsten Gegenſatz müſſen wir aus dem Sendſchreiben bemerkbar machen, daſs nämlich die Lehre von der Gnade Gottes zur Rechtfertigung ohne Verdienſt willkürlicher Werke allerdings *Hauptſatz der Reformation* war, in ſofern dadurch der *Gegenſatz* aller in die Kirche eingeſchlichenen Werkheiligkeit vertrieben wurde (d. h. im negativen Sinn). Gerade wegen dieſer polemiſchen Tendenz und des damaligen Mangels an Exegeſe aber wurden die Wahrheiten, *welcher* Glaube ſchriftmäſsig gefodert werde, oder wie Jacobus — in der von Luther ſehr übereilt für „ſtrohern" erklärten Epiſtel — neben Paulus gleich ſchriftmäſsig und neuteſtamentlich ſey? nicht neu und genau unterſucht, nicht von patriſtiſchen und ſcholaſtiſchen Misdeutungen befreyt, kurz in ihrer *bejahenden* Bedeutung nicht reformirt. Es bleibt folglich der damalige negative Hauptſatz als ſolcher und im Gegenſatz gegen alle Arten von Tugendſtolz und Werkheiligkeit immer Hauptſatz unſerer Kirche; und wo wäre auch ein Proteſtant, wo irgend ein Satz der neuern philoſophiſchen Sittenlehre, welcher gegen denſelben, in dieſer dem Lutherthum eigenen Beziehung genommen, je ſprechen konnte oder wollte? Daſs aber die zur Zeit der Reformation nicht eigenthümlich erforſchte affirmative Bedeutung jenes Hauptſatzes inzwiſchen (und ſchon ſeit Melanchthons Beyſpiel, abweichend von Luther) neu unterſucht und allmälich ins Klare gebracht werden muſste, und ſelbſt die negative Seite deſſelben inzwiſchen durch noch weit feſtere Gründe, als damals die hergebrachte Theorie angeben konnte, gegen jede Art vermeyntlich guter Werke ins Licht geſetzt worden iſt; dieſs kann ein Reinhard eben ſo wenig tadeln als ignoriren wollen. Nicht Luthers Hauptſatz, in ſo fern *er* ihn *als etwas ihm damals eigenthümliches* anwendete, iſt, wie der Unkenner nach Hn. R's. Ausdrucke glauben möchte, vergeſſen oder verworfen, vielmehr iſt er beſtätigt und unwiderſprechlich anerkannt. Nur Luthers Hauptſatz, in ſofern er ſelbſt, von der Angſt ſeines Gewiſſens und dem Drang der Umſtände, wie die Geſchichte erweiſt, getrieben, ihn von Auguſtin und Anshelm bloſs in der Noth *geborgt*, und theils unrichtig, theils unentwickelt angenommen hatte, iſt indeſs (und zum Theil ſchon in der *Formula Concordiae*) berichtigt, aufgehellt, und mit dem negativen, unſerm Hauptreformator eigenthümlichen Sinn, in eine der Schrift und dem Nachdenken gemäſse Harmonie gebracht worden. Die Idololatrie aber, daſs ſolche Berichtigungen etwa, weil es Luthern und ſeinen Freunden Irrthumsfreyheit zuzuſchreiben keineswegs geſtattet, in unſerer, gegen alles Menſchenanſehn vom römiſchen Stuhl an bis zur Dorfkanzel hinab proteſtirenden Kirche nicht ſtattfinden dürften, iſt gewiſs von Reinhards Geiſte ſo ferne als von uns. Aber auch der Schein des Gegentheils ſollte nicht gegeben werden, wie doch durch einſeitig ausgedrückte Stellen folgender Art geſchieht. „Daſs die Schrift dieſes — alles nämlich, „alles hänge doch zuletzt von der freyen Gnade Gottes in Chriſto ab — lehre, wer kann das leugnen, „wenn er auch nur unſern Text genauer erwägt? „Hat man den Stiftern unſerer Kirche aus der Schrift „das Gegentheil beweiſen können? Beſtand nicht „eben darin ihr groſser entſcheidender Sieg, daſs „man die klaren Ausſprüche der Schrift über dieſe Sache durch alle Spitzfindigkeiten der Schule nicht „verdunkeln konnte?" — Allerdings beruht ihr Sieg auf der immer unleugbaren Richtigkeit ihrer negativen, die Werkheiligkeit zerſtörenden Grundſätze. Nicht ſo auf der andern Seite, wenn R. fortfährt: „Oder ſagt uns die Schrift, nachdem wir ſie durch „mehrere Mittel der Auslegung befragen können, als „man zu den Zeiten der Kirchenverbeſſerung hatte, „etwas anders." — Wohl hat ſie ſchon dem Melanchthon nach 1535 etwas anders darüber geſagt, wie vorher. Wohl noch mehr den Vff. der *Formula Concordiae* über eben dieſe Punkte! Und warum nicht etwa auch ſpätern? Warum ſoll von dieſen mit einem Hindeuten auf vermeyntlich böſen Willen geſprochen werden, das auf keinen Fall, wenn man nicht Herzenskündiger iſt, gerechtfertigt werden kann. „Freylich — ſchlieſst Hr. R. dieſe Stelle — „freylich hat man (?) daran gearbeitet, ſie (die Schrift) „etwas anders ſagen zu laſſen. Aber iſt es zu verkennen, wie willkürlich, wie gewaltſam man dabey „zu Werke gegangen iſt? Welcher Künſte hat man „ſich bedient" etc. — O Geiſt der Wahrheit, befreye doch jeden Proteſtanten von dem Dünkel, die Wahrheit allein zu beſitzen, folglich die Wahrheit ſelbſt zu ſeyn! — — Zur Prüfung einiger exegetiſchen, den Unterſchied zwiſchen Jeſu und dem Apoſtel Paulus betreffenden, Aeuſserungen des Sendſchreibens, welches wir zum Nachleſen im Ganzen empfehlen, bedauern wir übrigens, hier keinen Raum mehr gewinnen zu können.

Von der *Predigt* Nr. 3. giebt der Vf. die „ganz eigene Veranlaſſung, welche er gehabt," dem Publicum nicht an. Nach ſeiner Verſicherung aber „iſt „ihm groſser Ernſt damit, um auch *ſein* Ze[illegible]

„religiöse Wahrheit, wie er sie nach einem funfzig-„jährigen Studium erkennen gelernt habe, ohne Men-„schengefälligkeit (die ihm sonst wohl eher überschlei-„che, als Menschenfurcht) öffentlich noch am ziem-„lich späten Abend seines Lebens abzulegen.“ — — Vor einem solchen grauen Haupte ist Rec. immer geneigt aufzustehen; am meisten, wenn von *allen* Zeugen und Märtyrern der Wahrheit vor, neben und nach unserm Luther, ein solcher längst verehrter Zeuge des Wahren und Guten, zugleich als scharfblickender Beobachter der Zeichen der Zeit, als gerechter Schätzer *jedes* Verdiensts auftritt, nicht um die wenigen Edeln in der Menschheit einander entgegen zu stellen, vielmehr um die fortschreitenden Beyträge Aller zum Schatz der reinern, vom Persönlichen nie, immer aber von den Gründen der Sache allein abhängigen Einsichten zu vereinen. Hiezu tritt unser ehrwürdiger *W. A. Teller* hier auf, „nicht in vernünftelnden Reden menschlicher Weisheit, aber (wie der Apostel sagt, 1. Kor. 2, 4. 13.) in Beweisen des Geistes und der Kraft, und richtet geistige Sachen geistig!“ In seiner ganz populären, fast allzu unscheinbar dahin fliessenden, Rede wird man, je aufmerksamer man zu lesen versteht, den Mann hören, bey dem auch Worte, welche nicht gerade mit Erhebung der Stimme gesprochen sind, Vollgültigkeit des Sinns haben. Diese Bedeutsamkeit und Fülle des Sinns auch im steigenden Alter, ist die Ausbeute eines erfahrungsreichen Lebens, in welchem *T.* unter den verschiedensten Zeitumständen das Haschen nach Schein und einseitiger Darstellung, als die für die bessern Köpfe am meisten verführerische und gefährliche Veranlassung zu Selbsttäuschungen, eben so klug als muthig geflohen hat. — Nur einige Züge von dem Plan und Gang dieser Rede, meist mit des Vfs. Worten. Der Vf. hat oft gewünscht, dass man in den evangelischen Gemeinden auch *ein Jahresfest zum Andenken der „Zeugen und Märtyrer der Wahrheit“* feyerte. Man müsste nicht übersehen, dass es in allen Wissenschaften dergleichen Zeugen und Märtyrer gab, selbst in der Rechtspflege, was die grausame Behandlung der Unschuldigen, die man für Zauberinnen hielt, anlangt; (worüber *T.* dem einst verdrängten, zu Halle mit grossem Ruhm und Nutzen aufgenommenen Thomasius anderswo schon ein Denkmal gestiftet hat.) Eine solche Erinnerung „könnte füglich in „Ländern, wo das sogenannte Reformationsfest, wie „in Sachsen, jährlich gefeyert wird, an diesem Tage „geschehen, damit auch über dem noch so braven „Luther nicht seine Vorgänger und Nachfolger ganz „vergessen würden.“ Da aber diese Feyer nicht allenthalben gewöhnlich ist: so benutzt der Vf. dazu den auf dem Titel genannten Tag; denn nicht nur ist *das* Geburtsfest des von Millionen Angebeteten, der sich selbst dadurch kenntlich gemacht hat, dass er dazu *geboren sey, die Wahrheit zu zeugen* (Joh. 18, 37.), unmittelbar vorangegangen, sondern es sind auch die morgenländischen Weisen selbst gewissermassen die ersten Zeugen von ihm. Nach dem Text Hebr. 12, 1. 2. verwies Paulus die neubekehrten Judenchristen auf eine *Menge* solcher Zeugen aus *allen* Perioden der Vorzeit, ohne einen durch den andern zu verdunkeln. Eben so müssen wir zum Beyspiel auf Petrus Waldus, Wicleff, Huss und noch manche frühere dankbar zurück sehen, welche Luthers, Zwingli's und ihrer Freunde Einsichten wider Ablass und Werkheiligkeit veranlasst, und die allgemeine Empfänglichkeit dafür vorbereitet haben. Und so hat es, auch noch nach den letzten, nicht an ähnlichen Wahrheitszeugen gefehlt, von denen *T.* einen Spener und Franke nennt, und an die Zeiten erinnert, wo man „in unserer Kirchengemeinschaft in „eigene Fehden über — man denke nur! — die „wahre Gottseligkeit als die Hauptsache des Christen-„thums verwickelt, dergleichen Männer Frömmlinge „(Pietisten) nannte; Machthabende gegen sie aufwie-„gelte; sie verfolgte, dass sie Aemter und Häuser „verlassen mussten; wie einer ihrer Schüler, Hor-„blus in Hamburg, den die dasige Obrigkeit, nur „um Aufruhr zu vermeiden, musste aus der Stadt „ziehen lassen. Ja man war schon nahe dabey, um „ihrentwillen, als die für aufgeklärter und weiser „wollten gehalten seyn, von den Lehrern in Ham-„burg von neuen *menschliche Glaubenssatzungen* un-„terschreiben zu lassen, wenn der *weisere* Magistrat „sich nicht dagegen gesetzt hätte.“ — —

In diesem Geist zeigt ein *T.*, wozu uns das Andenken an solche Zeugen der Wahrheit nützen solle, und wie sich das Gedächtniss an sie dicht anknüpfen müsse an die Anbetung Gottes, in sofern dieser auch für die Religion, als Tochter der Zeit, wie das Predigerbuch sagt Kap. 3, 11.: *alles fein zu seiner Zeit thut:* so wie Jesus einst einen ewig bleibenden guten Grund legte (1. Kor. 3., 10.), Luther elendes Flickwerk in Menge wegzuräumen hatte, unter Zeitgenossen, die ihre eigene, bloss in äusserlicher Zucht bestehende, Gerechtigkeit trachteten aufzurichten (Röm. 10, 3.), andere endlich, deren Mitchristen nicht mehr auf jenem von Ceremonienwerk eingenommenen Boden stehen, auch mit diesem nicht mehr zu kämpfen haben, sondern in eben demselben Geiste der Reformation fortfahren, dass, nach Hebr. 10, 16. „wenn wir muthwillig sündigen, nachdem „wir die Erkenntniss der Wahrheit empfangen ha-„ben, wir weiterhin haben kein Opfer für die Sün-„de! — Dann bewahre doch auch Gott, dass es „je ein Lehrsatz unserer Kirche werden sollte: *wir*, „keinen ausgenommen, sündigen täglich viel. Es „mag freylich in der Welt täglich viel gesündigt „werden, und so mag es auch Luther verstanden „haben, wenn er in der Auslegung des Vater Unsers „sagt: denn wir gleich täglich viel sündigen. Aber „wer wollte, wer könnte diess von jedem ein-„zelnen im Ernst sagen, und ohne Schauder den-„ken?“ — — Doch wir müssen über das Uebrige unsere Leser diese sanfteindringende Stimme selbst zu hören bitten.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖ-

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag u. Leipzig, b. Polt: *Theobald Leymour, oder das vermauerte Haus.* Eine sehr interessante Geschichte, aus dem Englischen frey übersetzt von *J. Polt*, Verfasser Graf Heinrichs von Riesenstein, Uebersetzer der Abtey von Grasville, des Mädchens aus Polen u. s. w. 1801. *Erster Theil.* 194 S. *Zweyter Theil.* 166 S. *Dritter Theil.* 166 S. 8. mit 3 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Wörtchen *frey übersetzt* auf dem Titel heisst wahrscheinlich so viel, dass dieser ursprünglich englische Roman nach einer französischen Uebersetzung verdeutscht worden sey; denn diese Spuren der Nachlässigkeit, der Weglassung englischer Sitten, und der Abkürzung trägt er auf jeder Seite; ja nicht selten findet man Proben, dass der deutsche Uebersetzer den vor ihm liegenden Text — er mag nun englisch oder französisch gewesen seyn, ganz falsch verstanden habe: so — um nur ein Beyspiel aus vielen zu geben — sagt er im dritten Theil. S. 54. „Ich hatte Winifred bey einer gewissen Wahrham kennen gelernt, „und da sie noch ein junges Weib war, mich in sie „verliebt" da es gleichwohl aus dem Zusammenhang zu schliessen, unumgänglich heissen muss. „Ich hatte „Winifred bey einer gewissen Wahrham kennen gelernt, *in die ich vorher, da sie noch ein junges Weib „war, mich selbst verliebt hatte.*"

Doch das sind Kleinigkeiten; die erste Hauptfrage ist: hat dieser ganze Roman die Uebersetzung verdient? Und das glauben wir mit dem besten Gewissen — verneinen zu können. Er besteht aus einer Zusammenhäufung blofs abentheuerlicher, aber höchst selten nur Erwartung erregender, Geschichten; ist, zumal im ersten und zweyten Theile, so voll Abbrechungen und Zwischenfälle, dass jedem, der ihn aufmerksam lesen will, bald der Kopf dreht und die Geduld verschwindet; und enthält so viele, schon in zwanzig andern Romanen dagewesene, Sachen, dass kein nur einigermafsen bewanderter Romanen-Leser hier irgend etwas neues finden wird. Der gröfsere Theil der in ihm spielenden Personen — zumal der von männlichen Geschlecht — besteht aus *Nichtswürdigen*, im strengsten Sinne des Worts — das heisst aus Bösewichtern, die uns durch ihre Thaten zwar *verhasst*, aber durch keine eigenthümliche Kraft *wichtig* werden, und wo keine Mischung vom Guten und Schlimmen unser Gefühl in Zweifel läfst; auch sind ihre Maasregeln gröfstentheils so unwahrscheinlich, dass nie in uns die Empfindung einer wahren *Besorgniss* aufsteigt. Sogar diejenige That, welche die Grundlage des Ganzen ausmacht, die Einsperrung von Lord Leymours Gemalin, liegt bald anfangs so offen da, und ihre Verheimlichung ist nach der deutlichen Spur, worauf ihr Sohn schon frühzeitig geräth, so unwahrscheinlich, dass die Theilnahme beym Ausgang unmöglich stark seyn kann.

Der Stil, im Ganzen betrachtet, hat manchen Provincialismus. S. 100. im ersten Theil, spricht der Vf. von einem Kataracten, der Polinen zu *verschlingen* drohte; dass ein *Wasserfall* diess thäte, ist wohl nicht sprachgemäss. Er zerschellert, er reisst fort; der *Wirbel* verschlingt. — Ob die sorgfältige Angabe aller vorigen Arbeiten des Uebersetzers seinen Namen wirklich — empfiehlt, wollen wir hier unentschieden lassen.

Leipzig, b. Sommer: *Der Polnische Gilblas, oder Johann Lapunzky's lustige und seltsame Begebenheiten*, von *August Wilhelmi.* 1800. *Erster Band* 240 S. *Zweyter Band.* 246 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn Rec. vor sechs oder sieben und dreysig Jahren seinem Lehrer, als ihm dieser den polnischen Gilblas wegnahm, und nach kurzem Durchblättern desselben noch eine wohlgemeynte Ermahnung gab: seine Zeit nicht mit Lesung eines so *schmutzigen, abgeschmackten* Buchs zu verderben — wenn er damals zu seiner Rechtfertigung erwiedert hätte: „Man werde am „Schluss dieses Jahrhunderts noch das treffliche, et„was gesäuberte und verschnittene Werklein auf schö„nem weissen Papier neu auflegen, und in doppelt so „hohem Preise, als damals das weit stärkere Original „kostete, verkaufen," — wahrlich, dann hätte der gute Mann nicht anders glauben können, als: man spotte seiner! Doch Hr. *Wilhelmi* hat schon mehrere Versuche angestellt, aus alten Robinsonaden, Aventuriers, Schalksnarren u. s. w., Geschöpfe in neumodischen, gestutzten Gewändern aufzuführen; Schade nur, dass sein Geschmack fast immer den schlimmen Streich ihm spielte, und auf lauter solche Misgeburten ihn leitete, die in die Classe der *Unverbesserlichen* gehörten. Wenigstens, unglücklicher als hier hätte seine Wahl unmöglich ausfallen können. Denn wenn man einem Buche dieser Art gerade dasjenige wegnimmt, wodurch es noch der rohern Classe von Lesern gefällt, z. B. die derbe Ruthen-Züchtigung, die der beleidigte Bube an gewissen körperlichen Theilen der schönen Jolanthe und Genoveva vollzieht, die Scene wo er seine Gebieterin mit ihrem Kutscher belauscht, die Ergötzungen mit der keuschen Johanne u. s. w.: so wird das Uebrige dadurch nicht etwa gut, sondern es bleibt blofs ein *Caput mortuum* zurück, dem kein gebildeter Leser einigen Geschmack abzugewinnen vermag.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 11. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Dresden in d. Museum, Pirna, b. Arnold und Pinther: *Predigt am Gedächtnisstage der Kirchenverbesserung* etc. von D. *Franz Volkmar Reinhard*, etc.

2) Leipzig, b. Sommer: *Sendschreiben eines sächsischen Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder über die* von D. *Franz Volkm. Reinhard*, etc. gehaltene Predigt etc.

3) Jena, b. Frommann: *Predigt am Feste aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit* von D. *Wilh. Abrah. Teller*. etc.

4) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Jesus Christus gestern und heute und ewig*, etc. von *Wilh. Fr. Hufnagel*. etc.

5) Leipzig, b. Barth: *Dass die Lehre von Gottes Vaterliebe die Grundlehre der christlichen Religion sey*. etc. von *G. C. Cannabich*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nr. 4. ist nicht bloss wegen des wohlthätigen Zwecks der Bekanntmachung (Sammlung eines Schulfonds) empfehlenswerth. Unter des Vfs. vielen eigenthümlichen Arbeiten dieser Art, denen die seltene Vereinigung ächter gelehrter Schriftkenntniss mit einem unumwölkten psychologischen Blick, warmer Freymüthigkeit mit einer vor alten und neuen Vorurtheilen bewahrenden Lebensweisheit, mit praktischer Menschenkenntniss, und mit wohlthätigem Eifer, einen ausgezeichneten Werth giebt, und den Eingang ins Gemüth öffnet, ist die gegenwärtige, nach unserer Meynung, der vorzüglicheren eine. Da am Tage der Rede Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor dem Geiste des Redners und der Zuhörer offen stehen musste: so deutet er hin auf das Geistige und ewig bey uns bleibende (Joh. 6, 62. 63.) von Jesus, dass nämlich dieser Weltverbesserer alle Verbesserungen vom Menschen (nicht erst vom Bürger) und zwar vom Menschen jedes Standes anfing. Wer Sünde thut, er herrsche oder gehorche, der ist kein Sohn der Freyheit, der ist der Sünde Knecht. Joh. 8, 31—36. Das wahre Mittel frey zu seyn, liegt in dem einzigmöglichen Plan Jesu höher, als in den Staatsverfassungen, es liegt in dem Freywerden jedes Menschen von dem Grunde des Bösen in ihm selbst, damit den Buchstaben der Verfassung der moralische Geist ihrer Verwalter belebe, und nicht die beste, wie die unvollkommenste, zum Werkzeug der Laster herabwürdige. Und zu dieser Freyheit konnte und wollte Jesus nie durch gewaltsame Mittel führen oder führen lassen. Fürs erste werde jeder in seinem Kreise besser, und so muss eben dadurch alles gut, alles ein Reich Gottes werden. — Wie viel wirksamer hätten so einfache und einleuchtende Maximen des Heils der Menschheit werden müssen, wenn man nicht früher auf das *Unbegreifliche* in Jesu hingeführt, und nur bey diesem festgehalten würde, ehe man aus dem *Begreiflichen* ableiten lernte, was jener Einzige und (1. Joh. 3, 7.) für die Rechtschaffenen Gerechte uns noch heute ist, und werden sollte. „Ach der traurigen Streitigkeiten über die Person Jesu, welche die „geist- und segenreiche Wirksamkeit des Geistes und „der Lehren Jesu — die Geschichte des christlichen „Lehrbegriffs von Konstantin bis auf unsere Zeiten „bezeugt diess! — unverantwortlich aufgehalten haben. Jesus fodert, dass seine Schüler ihn ehren, *wie* „sie den Vater ehren. Ein Wink von der schönsten „Bedeutung. Diese Foderung Jesu will kein Kniebeugen, und Anbeten im persönlichen und menschlichen Sinn. Fragen wir Jesus selbst. Er antwortet uns: ihr ehret den Vater *als Geist mit Geist* und „Herz, *mit Wahrheit* und Liebe. Joh. 4, 24. — Auf „das unbegreiflich göttliche seiner Person gründet er „nicht das Wesen des *Glaubens an ihn*. Er selbst verbietet sogar, *seinetwegen* etwas zu glauben. Wer an „mich glaubt, der glaubt *nicht an mich*, sondern an „den, der mich gesandt hat. Joh. 12, 44. Er will, „da er ja nicht für seine Ehre, sondern für seines Vaters Verherrlichung auf Erden wirkte, davon, dass „seine Lehre von Gott sey, kein Kennzeichen, am „wenigsten das Festsetzen seiner unbegreiflichen Grösse, ausser dem Innewerden der Gläubigen selbst, „die bey allem Mangel des Ruhms vor Gott, mächtig hingezogen zu Gott, sich gross in ihrer Bestimmung für die Ewigkeit und stark fühlen, voll Vertrauen auf die *Gnade* Gottes — denn *alle führt dieselbe Vaterhuld zur Seligkeit!* — zu streben auf Erden nach jenem Leben." Ist es nicht wahr: „Wenn man Jesus von diesen Seiten kennen lernte: so wäre es unerklärbar, dass gebildete Menschen, welche die Verdienste ausgezeichneter Männer gerne preisen, sich dessen schämen könnten, der um dieser Grundsätze willen gekreuzigt wurde." „Um so viel trauriger und „nur durch die Wirkungen der Angst erklärbar ist es, „wenn unser Zeitalter einen Theil seines Elends aus „den Abweichungen vom alten Kirchenglauben ableiten und im Festhalten desselben eine Stütze der „Thronen entdecken kann. Völker und Fürsten! nur „kei-

„keinen Rohrstab zur Stütze, der im Auflehnen die „Hand durchbohrt. Euer Blick sey gerichtet auf Je„sus. Ein treuer Nachfolger Jesu wird treu seyn sei„nem Vaterlande, seiner Landesobrigkeit. Alle kirch„lichen Vorschriften und Einrichtungen können da„für mehr nicht lehren und thun, als Jesus gelehrt „und gewirkt hat. Aber lehren und wirken sie mehr „und anders als Jesus: so zittere ich vor dem Unheil „aus einem fremden Evangelium (Gal. 1, 8.) Ach, „des Wahns, der im Aeussern sucht, was nur im In„nern zu finden ist.“ — — Nach diesen wenigen Auszügen bedarf es keines: *hear him! hear him!*

In streitigen Fragen, wo es um Wahrheit und Ueberzeugung zu thun ist, bleibt wohl kein besseres Mittel, als wenn den für irrig oder nur halbwahr erkannten Behauptungen, das was als wahr erweislich ist, sogleich gegenüber gestellt wird. Hiezu giebt über den gegenwärtigen Fragepunkt Nr. 5. *die Kanzelrede* eines freymüthigen Verkündigers der biblischen Christusreligion die nächste Veranlassung. Unstreitig ist gleichsam das Losungswort Jesu und das Schibolet des ganzen Neuen Testaments dieses, dass Gott als *Vater* zu denken und zu verehren sey. Wäre dieser Verhältnissbegriff, statt des viel seltener und eingeschränkter gebrauchten Begriffs eines Richters, allen unsern christlichen Theorieen über die Beziehung, in welcher die Gottheit gegen die Menschen während der ganzen Zeit der sittlich-möglichen Besserung zu denken sey, zum Grunde gelegt, und statt aller in das Reich Gottes als ein Reich des moralischfreyen Wollens (nicht des Zwangs) durchaus nicht passender Anwendungen einer *judiciarischen* Gerechtigkeit, *juridischen* Begnadigung, stellvertretenden Abbüssung fremder Strafen, stellvertretender Ergänzung vom *Mangel im sittlichen Gemüthszustand* Anderer u. dgl. m. alles dasjenige deutlich entwickelt worden, was durch jenes in den herrschenden Stellen des neutestamentlichen Christenthums überall angegebene Verhältniss eines Vaters zu den der Besserung noch fähigen Menschen angezeigt ist: so würde längst unsere ganze Religionstheorie weit mehr dem Geiste ihres höchsten Stifters, seiner vertrauten Freunde und seiner geistigen Nachfolger gemäss seyn. Was erwartet man, um auf das nächste zu kommen, von einem Vater, wie er seyn soll, selbst gegen ungehorsam gewordene Kinder? Allerdings das ernstlichste Missfallen an allen Gesinnungen und Wirkungen des Ungehorsams; aber gewiss wäre er nicht, was ein Vater seyn soll, wenn er dann im Zorn von solchen Kindern nichts mehr hören wollte, bis ein anderer ihn versöhnte. Ohne dass sie es verdienen, wird er vermöge einer *Güte*, welche sein tugendhafter Charakter selbst ihm, ohne äussere Genugthuung, zur Pflicht macht, und *keineswegs seiner freyen Willkür überlässt*, vollthätig ihr Wohl wollen, und ihnen unvermerkt alle Gelegenheiten, sich zu bessern, aus Vaterliebe zuführen. Kommt eines von ihnen, an welchem diese zuvorkommende Veranstaltungen seines Wohlwollens nicht umsonst waren, wie der verlorne Sohn mit wahrer Reue, mit heissen Vorsätzen thätiger Besserung schüchtern zurück; wird alsdann wohl ein Vater glauben, dass seine Auctorität nicht genug gerettet sey, wenn nicht der Reumüthige erst noch gestraft werde, oder vielmehr, wenn er nicht den an sich so leichten Glauben annehme, ein anderer habe schon vorläufig die Strafen abgebüsst, welche ihm von dem Vater unabbittlich zugedacht gewesen wären. Jenem Bilde Gottes, dem Vater im Evangelium vom verlorenen Sohn, genügt die Reue, von welcher ja wohl der Allwissende weiss, ob sie ächt oder nur eigennützig und eine blosse Reue der Angst sey. Und welchem Vater, wenn er nicht ein rachegieriger Hausdespot ist, genügt nicht eine solche herzliche, thätige Reue? — Dieses Vaterverhältniss der Gottheit entwickelt nun Hr. *C.* nicht beredtsam, auch nicht ganz vollständig, aber mit vieler Klarheit und hinreichend, um den Unterschied der biblischen Theorie vom *ewigen* Wollen des Wohls aller Sünder im Gegensatz gegen die ganz fremdartige Einmischung rechtlicher Büssungsbegriffe zu beleuchten. Gott *hat* die Welt geliebt, *so dass* er ihr seinen Sohn gab! sagt die Schrift; nicht umgekehrt: Gottes Sohn hat erst der Gottheit es wieder möglich gemacht, die Welt zu lieben, hat Gott die Liebe zur Welt gleichsam abverdient. — „Gott *bewies* uns (den vielen Menschen, welche sich Gott wie einen schwer versöhnlichen Menschen, dass heisst so, wie selbst der Mensch nicht seyn soll, vorstellten) *dadurch seine Liebe*, dass Christus für uns starb, da wir noch Sünder und seine Feinde waren“ sagt (Röm. 5, 6—11.) Paulus, den man mit so grossem Unrecht oft für den Erfinder der Lehrmeynung von der Versöhnung *Gottes* mit den Menschen erklärt. Nie sagt die Schrift *umgekehrt*, dadurch dass Christus für uns starb, *erwarb* er uns erst die Liebe Gottes. Ein *von Gott* den christlichen Religionslehrern aufgetragenes Geschäft ist, nach 2 Kor. 5, 20. den Menschen wie Friedensboten zuzurufen: *lasset euch versöhnen mit Gott!* (betrachtet, eurer Schuld bewusst, die Gottheit dennoch nicht als einen Feind eures wahren Wohls!) Nirgends aber ist ihnen aufgegeben zu verkündigen: *Gott hat* zuerst wieder mit euch *versöhnt werden müssen;* vielmehr hat, nach eben dieser Stelle, Gott die Welt versöhnt mit ihm selber u. s. f. Offenbar folgert daher Hr. *C.* richtig, dass die Christen zu ihrer Beruhigung und Hoffnung keiner andern Lehre bedürfen, als der völligen Einsicht in Jesu Symbol: Gott ist euch Menschen ein *Vater!* Was wäre das für ein Vater, der nicht eher einen verirrten Sohn lieben könnte, als bis ein dritter durch Abbüssung fürchterlicher Strafen ihm seine Liebe für jenen wieder abgewönne und gleichsam abkaufte. Genug; einen solchen *Vater* macht Jesus Luc. 15, 11—32. nicht zum Bilde der Gottheit. Gegen *wahrhaft reumüthige* ist Gott, nach dieser Parabel, der, welcher im wahren, entgegenkommenden Wollen ihres Wohls sich immer gleich blieb. Und wo alsdann Jesus Gott oder sich selbst *als Richter* darstellt, da geschieht es für den Zeitpunkt, wo die Zeit der möglichen Besserung als beendigt und ein Theil der Menschen *als unverbesserlich*, der andere *als gebessert* angesehen wird. In diesem Sinn tritt de-

vom gütevollen Vater des reuemüthigen die Stelle Matth. 25, 31—46. von Jesus, als Richter, an die Seite. Aber wie? Nicht dafs er die gebesserte irgend wegen ihres Glaubens an seine vollgültige Genugthuung für Gesegnete seines Vaters erklärt, oder dafs er wenigstens den Ungebesserten ihr Nichtglauben an seine Erwerbung der freyen Gnade Gottes für sie zum ersten Grund der Verdammung angiebt, sondern so, dafs er einzig das, was jene, ihren Pflichten und ihrem religiösen Glauben an Gott gemäfs, zum Wohl ihrer Mitmenschen *gethan*, als Grund des Zurufs; kommet in das bereitete Reich! angiebt, und auf der andern Seite den Ungebesserten erklärt: gehet dorthin, wo eigentlich nur Teufel hinkommen sollten. *Denn* ihr habt euren Mitmenschen *nicht gethan*, was ihr ihnen hättet *thun* können und sollen. — So will es ohne alle Künsteley, Buchstabe und Geist der Schrift, wie der Vernunft!

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Romanen Kalender für das Jahr* 1801. von *Anton Theodor Hartmann, August Lafontaine, K. L. Rahbeck, Karl Reinhard* und *Johann Friedrich Schink*, nebst Kupferstichen und Melodien. 239 S. 16. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Kleine Romanenbibliothek von *Ant. Theod. Hartmann, Aug. Lafontaine, K. L. Rahbeek, Karl Reinhard* und *Joh. Friedr. Schink*. Jahrgang 1801.

Die Einrichtung dieses Allmanachs ist wahrscheinlich unsern Lesern schon von den ersten drey Jahrgängen her, und zwar auf einer, im Ganzen genommen, vortheilhaften Seite bekannt. Auch dieser vierte Jahrgang behauptet seinen Werth. Das heifst, freymüthig gestanden, zwar nicht, dafs eine oder die andere seiner Erzählungen auf denjenigen Grad von *Vortrefflichkeit* sich erhebe, durch welchen man zum Entzücken hingerissen sich fühlt, und dem man tiefe Bewunderung zollt. Aber sie zeichnen sich doch sämmtlich durch eine gewisse Gefälligkeit im Vortrage, und durch hinlängliche Güte im Stoffe selbst aus; und bewirken, was sie bewirken sollen — Unterhaltung.

Den Vorrang würden wir derjenigen Novelle geben, die auch hier den ersten Platz einnimmt — *Sophia von Walden*, oder *der feine Tact* von Hn. *Schink*. Dann und wann könnte sie freylich wohl etwas minder blumig seyn; wenn er z. B. (S. 16.) eine Nachtigall *die Mara des Waldes* nennt: so gränzt diefs sehr nahe an den Fehler des Pretiösen. Die Scene (S. 57.) wo der Prinz Sophien belauscht, ohne dafs sie es merkt, ja auch eben so sich wieder wegschleicht, ist schon allzuoft da gewesen; und überhaupt wird der *feine Tact* an Sophien öfter von andern gepriesen, als dafs man ihn selbst in ihren Gesprächen fände. Dennoch hat diese Erzählung unbezweifeltes Interesse, und die Art, wie sie sich auflöst, befriedigt. — *Der Freund* von Hn. *Lafontaine* S. 147. hat, wie fast alle Arbeiten dieses Schriftstellers, ein warmes Kolorit, einen edeln moralischen Endzweck, und Anmuth im Vortrage. Aber die Erfindung kann ihm wohl nicht viel Mühe gekostet haben. Die Freundschaftsprobe, dafs einer dem andern sein Mädchen aufopfert, ist in Romanen schon so oft — öfter vielleicht als in der Natur selbst — da gewesen, dafs ein vorzüglicher Dichter sie kaum mehr zum *Hauptstoff* seiner Erzählung machen sollte. — Die *Zwillingsbrüder* von Hn. *Hartmann* haben eine an sich selbst ziemlich *neue* Verwicklung; nur ist der üble Umstand dabey, dafs die hier aufgeführte Freywerberey durch Blumen erst ein wenig allzugenau zergliedert werden mufs; und mit Erzählungen geht es in diesem Punkte fast wie mit Epigrammen; ihr Hauptreiz verschwindet, wenn sie zum Verständnifs einer langen Auseinandersetzung bedürfen. — Von dem Herausgeber selbst sind *zwey Erzählungen aus einer Handschrift von tausend und einer Nacht*. Eigentlich sollte das wohl heissen: *verdeutscht aus einer neuen englischen Uebersetzung*. Denn selbst dem Vorbericht zu Folge veranstaltet in England Capitain *Scott* nach einer neuaufgefundenen Handschrift des Arabischen Textes auch eine neue von der *Gallandischen* Französirung in vielen Punkten abgehende Uebersetzung. Die erste dieser Erzählungen ist recht artig. Der zweyten können wir minder Geschmack abgewinnen. — Am allerwenigsten im ganzen Almanach hat uns die Novelle von Hn. *Rahbeck*, die *Sitten der Zeit* betitelt, gefallen. Wir wollen dem Vf. gar nicht die *unsterblichen Verdienste* streitig machen, die er sich, laut der Vorerinnerung S. 99. um die *Dänische* schöne Literatur erworben haben soll; aber dafs die unserige einer zweyfachen Uebersetzung seiner *prosaischen Versuche* bedürfe, davon können wir uns, gerade nach dieser Probe zu schliessen, nicht überzeugen. Es giebt in der romantischen Erzählung gewisse Gränzen, über welche die Individualisirung — wenn anders nicht reine historische Wahrheit bestimmt zum Grunde liegt — durchaus nicht schreiten darf, wenn sie nicht selbst sich schaden soll. Zu beweisen, dafs Hr. *Rahbeck* in gegenwärtiger Erzählung (wo er nicht nur die Scene nach Dresden verlegt, nicht nur einen allda sehr bekannten Zirkel namentlich angiebt, sondern sogar die Tage S. 109. und 113. bezeichnet, wo seine Geschichte sich zugetragen haben soll) diese Gränzen überschreitet, diefs wäre sehr leicht; nur geschähe es hier am unrechten Orte. — Ueberhaupt aber ist der Satz: *Ein kleiner Schritt aus der häuslichen Ordnung führt zur unübersehbaren Unordnung*, zwar ein sehr wichtiger Satz, aber wir haben auch darüber schon so manche originell-deutsche, und weit bessere Erzählung, dafs schon in so fern diese Erborgung vom Auslande für unnöthig gelten kann. Werden wir Deutsche uns denn ewig noch ärmer anstellen, als wir wirklich sind? — Kupfer hat dieser Allmanach acht; aber nur vier derselben passen zu Aufsätzen im gegenwärtigen Jahre. Das Portrait von *Kotzebue* steht davor, ist aber wenig getroffen.

Bres-

Breslau, b. Schall: *Die heilige Laube, oder Witgenstein in Deutschland und Frankreich. Ein egoistisch-politischer Roman aus dem letzten Viertheile unsers Jahrhunderts.* 1801. 176 S. 16. (16 gr.)

Franz von Witgenstein, der Sohn eines braven Obristen, (den schändliche Kabale aus Mainzischen Diensten vertrieben, und nachher in Frankreich die wollüstige Ungerechtigkeit des Prinzen von Lambesc vollends unglücklich gemacht hatte,) läfst sich auf einem Dorfe, am Fufs des heiligen Berges, ohnweit Heidelberg, nieder; baut sich eine Laube — von welcher das ganze Büchlein den Namen führt — und lernt in solcher Minna, die Tochter eines Emigrirten, eine eifrige Republicanerin, die mit ihrem Vater St. Martin, nur aus Furcht vor der Guillotine die Selbstverbannung gewählt hat, kennen. Ihr Umgang wird bald feurige, vom Vater gebilligte, Liebe. Aber ein naher Sturm droht ihrer Ruhe. St. Martin und Witgenstein nehmen Theil an einem politischen Klub. Die Regierung erfährt es, und befiehlt, sie zu verhaften. Nur durch eine schnelle Flucht rettet sich der, von seinem Erzieher, einem ehrwürdigen Geistlichen gewarnte Witgenstein. Minna, ihres Vaters und ihres Bräutigams zugleich beraubt, fasst den etwas gewagten Entschlufs, einen jungen zu Heidelberg studierenden Mann um sein Vorwort bey seinem Vater, den Minister, anzuflehen. Er gewährt es ihr. St. Martin, hierdurch und mehr noch durch die Verwendung jenes schon erwähnten Geistlichen, befreyt, mufs zwar aus der Pfalz sich entfernen, wird aber auch von der Emigranten Liste gestrichen; und Witgenstein, der nach Paris sich geflüchtet hat, wird — da Mainz zum zweytenmal in Fränkische Botmäsigkeit kommt — als Staatsbeamter da angestellt; doch bald treffen den Neuvermälten abermalige Unglücksfälle. Er wird *nebst Rebmann* verleumdet, verhaftet, und gefangen nach Paris gebracht. Kaum kommt er dort auf freyen Fufs: so verliert St. Martin durch den Bankrott eines dritten fast sein ganzes Vermögen, und — stirbt gröfstentheils aus Kummer; seine Tochter folgt ihm ein halbes Jahr später an den Folgen einer unzeitigen Niederkunft; und Witgenstein bleibt im Treffen bey Novi an Jouberts Seite.

Diefs ist die Skizze eines Werkleins, das gröfstentheils auf wahre Begebenheiten sich zu gründen scheint, aber nicht unbillig ein *egoistischer* Roman betitelt wurde. Denn wiewohl es im Stil eher zu blumig als zu einfach abgefafst ist, und wiewohl es der Facta genug in sich enthält: so gebricht es ihm doch für alle diejenigen, die nicht etwa an den dortigen Personen und Vorfällen einen Particular-Antheil nehmen, allzusehr an einem gemeinschaftlichen Interesse. Höchstens ein paar eingemischte Episoden, vorzüglich die Geschichte des ältern Witgensteins und des Pater Josephs, wirken auf unsere feinern Empfindungen. Der Vf. — der wie aus vielen Stellen und vorzüglich aus S. 134. und 152. erhellt, ein aus seinem rheinischen Vaterlande Vertriebener seyn mufs — kommt fast allzuoft auf sein eigenes Ich zurück. Die Todesfälle gegen das Ende zu, eilen allzurasch. Die vielen eingemischten Verse sind, ein paar von bekannten Dichtern ausgenommen, gröfstentheils mittelmäsig.

Berlin, oder eigentlich **Leipzig**, im Magazin der Literatur: *Cölestinens Strumpfbänder*, eine Reihe geheimer Anekdoten. 1801. 104 S. 8. (8 gr.)

Der Einfall, die Biographie *lebloser* Wesen so zu schreiben, als ob sie lebend, empfindend, ja sogar selbst sprechend wären, ihnen eine Reihe zugestofsner Glücks- und Unglücksfälle, als ein Selbstgeständnifs in den Mund zu legen — dieser Einfall ist in der literarischen Welt oft schon da gewesen; ist zu manchem ganz angenehmen kleinen Roman schon genützt, aber noch weit öfter zur Hervorbringung schaaler Mifsgeburten angewandt worden.

Leider gehört gegenwärtiges Büchlein eher zur letzten, als zur ersten Classe. Zwey Strumpfbänder, gestickt von der künstlichen Hand einer jungen, feurigen, zur klösterlichen Einsamkeit zwar bestimmten, aber nicht geneigten, Nonne halten auf getrennten Wegen an den Knien mancher Frauen und Mädchen, an den Hüten und Knopflöchern mancher Stutzer, eine Wallfahrt, bis sie endlich wieder in den Besitz ihrer ersten Gebieterin zusammen kommen, und sich da ihre Schicksaale erzählen. So vielfach diese letztern auch sind, und so sehr sie — wie leicht zu vermuthen ist — gröfstentheils in die Läster-Chronik des schönen Geschlechts gehören: so gebricht es ihnen doch ganz an Laune und munterm Witz. Es ist traurig mit anzuschauen, wie herzlich gern mancher unserer Schriftsteller üppig und wollüstig schrieben, und selbst dazu nicht Geschick und Anlage haben. Schwächlinge dieser Art verdienen durchaus kein Mitleid, wohl aber zweyfache Verachtung. Wer heifst ihnen vor den Augen des Publicums sündigen wollen, da sie die Natur selbst zu Eunuchen bestimmt hat?

* * *

Magdeburg, b. Bauer: *Predigten und andere christliche Betrachtungen* von *F. Stosch.* 2ter Band, welcher auch noch unter dem besondern Titel verkauft wird: *Andachten in Predigten und andern christlichen Betrachtungen.* 1800. 383 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 279.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. März 1801.

GESCHICHTE.

Salzburg, b. Duyle: *Chronik von Salzburg*, von *Judas Thaddäus Zauner. Erster Theil.* 1796. *Zweyter Theil.* 491 S. *Dritter Theil.* 1798. *Vierter Theil.* 1800. 458 S. 8.

Der Vf. nennt sein Werk *Chronik*, und nicht Geschichte, darum, weil er bloss erzählt, ohne absichtlich über Personen und Handlungen zu urtheilen, oder in die Ursachen der vorgefallenen Begebenheiten einzudringen. Zu einer pragmatischen Geschichte von Salzburg fehle es noch zu sehr an Materialien. *Hansiz*, der die Salzburgsche Geschichte am ersten kritisch bearbeitete, und *Kleinmayr*, der sie mit so vielen Urkunden bereicherte, waren seine Führer; er benutzte aber dabey alle ihm offen stehenden Quellen in seltenen und unbekannten Werken. Zuweilen beruft er sich auch auf ein im Salzburgischen Archiv liegendes, und nur zum Theil gedrucktes, Werk des 1738 als Salzburgischen Historiographen angestellten *Joh. Bapt. de Gasparis a Novomonte*, und auf die auch noch ungedruckten *Annales de Episcopis et Archiepiscopis Salisb.* des *Andreas von Kienburg*, welchen der berühmte *Matthäus Lang* als Historiographen an seinen Hof zog. Seiner Lage nach, konnte also der Vf. wenig ganz neue historische Data ans Licht bringen; aber er hat dafür die vorhandenen desto sorgfältiger gesammelt, mit ächter Kritik gesichtet, in einer ruhigen angemessenen Sprache vorgetragen, und sich dadurch um die Verbreitung seiner vaterländischen Geschichtskunde ein wahres Verdienst erworben.

Den Anfang macht die ältere Geschichte des *Noricum*, wobey der Vf. aus einer Urkundenstelle in *Buat Origg. boicae Domus. Tom. I. App.* Nr. 6. die ihm eigene Vermuthung zieht, dass Salzburg auch eine kurze Zeit unter Longobardischer Herrschaft gestanden. Allein diese Urkundenstelle, worin ein Vertrag nach *Longobardischem* und Bojoarischem Recht bekräftigt wird, scheint uns dieses noch nicht zu beweisen. Die Rechte waren damals noch *personell*; der Longobarde, wo er sich befand, der Römer u. s. w. musstem *allenthalben* nach Longobardischem, nach Römischen Recht, gerichtet werden, die Partheyen konnten sich auch über ein gewisses Recht, nach welchem sie gerichtet werden wollten, vereinigen (s. *Montesquieu*). Entweder war also von den beiden Contrahenten einer ein Baier, der andere ein in Salzburg domicilirender Longobarde, oder sie compromittirten freywillig auf das Longobardische Recht, welche Ehre demselben öfters wiederfuhr, weil die Salischen Gesetze zu local, die Gothischen und Burgundischen zu sehr mit andern vermengt, die Sächsischen zu hart, die Allemannischen und Bojoarischen zu kindisch und einfach, die Longobardischen hingegen consequenter und systematischer waren. — In der Mitte des sechsten Jahrhunderts hörte der Name *Noricum* auf, und der von *Bojarien*, das zum Fränkischen Austrasien gerechnet wurde, trat an dessen Stelle. Als erster Bischof wird 696 *Rupert* angeführt. Man sieht aber, wie äusserst klein der Anfang des Salzburger Bisthums, und wie es ursprünglich nichts weiter, als eine Missionsanstalt war. Unter ihm entstand das älteste Nonnenkloster in ganz Baiern, auf dem *Nonnberg* zu Salzburg. Er errichtete auch die *Rupertsschule*, welche wohl auch mit zu den allerersten gehören dürfte. Im J. 739, unter Bischof Johannes, erhielt das Stift erst einen bischöflichen Sprengel, und schon 798 wurde es zu einem Erzstift erhoben. Die Besitzungen des Erzstifts kamen aus lauter Schenkungen der Fränkischen Könige und der Baierischen Herzoge zusammen. Die Erzbischöfe wurden lange Zeit ohne weiters von den Königen ernannt; 954 aber wurde Friedrich *vom Adel*, geistlichen und *weltlichen* Standes gewählt. Unter der Regierung des Erzbischofs Gebhard 1072 wurde das Bisthum Gurck gestiftet. 1122 wurde bey den Domherren der Augustiner Regularorden eingeführt — 1139 begaben sich die Mönche zu St. Peter ihres Mitwahlrechts. Erzbischof Conrad, der 1147 starb, führte fast allgemein die Zehnten ein. Erzbischof Eberhard I. half den Kaiser Friedrich I. mit wählen. Unter Erzbischof Conrad III., gewählt 1177, wurde derjenige Geistliche, der sich *mit einem Weib begnügte*, für einen Heiligen gehalten. Im J. 1179 erhielt Conrad III. vom Papst für sich und seine Nachfolger die Gewalt eines apostolischen *Legaten* in der ganzen *Norischen Provinz*. Vom J. 1210 findet sich eine Stiftung, *Bier* auszutheilen. Eberhard II. stiftete 1215 das Bisthum Chiemsee und 1218 Seckau, 1223 Lavant, jedoch sämmtlich von seinem Patronate abhängig. Im J. 1216 mussten alle Geistliche 5 Procent ihrer Einkünfte in *Subsidium terrae Sanctae*, d. i. zu einem Kreuzzug hergeben. Zu Ende des 12ten Jahrhunderts erlosch die Dynastenfamilie der Grafen von Beilstein und 1219 der von Plain. Im J. 1291 ereignete sich der Fall, dass die Zwischenregierung nicht allein vom Domcapitel, sondern auch den Ministerialen und Bürgern gemeinschaftlich geführt wurde. Friedrich III. legte die Herzoge von Baiern in Bann, weil sie seiner Geistlichkeit und ihren Leuten eine *Klau* (oder Vieh-) *steuer* abge-

abgefodert, dagegen schrieb er selbst im J. 1327 auf *die Leute* seiner Dienstmannen und Vasallen eine *Schatzsteuer* aus. Von demselben erhielt das Land 1328 ein *allgemeines Landrecht*, und 1342 vom Erzbischof Heinrich eine *Bergwerksordnung*, die Ortolf 1344 erneuerte. Vom J. 1346 an erscheinen bereits ordentliche unter unmittelbaren erzbischöflichen Schutz stehende *Juden*. Das J. 1355 liefert eine Münzordnung. Mit dem J. 1366 fing die päpstliche Prätension auf die während der Vacanzzeit anfallenden Tafelgelder an. Eine Urkunde desselben Jahrs schafft das *Besiebnen*, jedoch nur gegen die Diebe, ab. Erzbischof Pilgrin II. trat 1387 dem Städtebund gegen die Fürsten bey, und erhielt 1391 vom Papst eine *Bullam Sanguinis*, d. i. die Erlaubniss, Krieg zu führen, und Todesstrafen zu verhängen. Auch gab ihm der Papst einen besondern Beichtvater zu, der ihn von allen Sünden, die er zu begehen belieben könnte, sogleich *brevi manu* lossprechen sollte. Das J. 1403 wurde durch Entstehung des *Igelbundes*, und das J. 1404 durch die grosse *Judenverfolgung* berühmt. Vermöge eines Befehls der Salzburger Provinzialsynode von 1418, sollen die Juden zum Unterschied *gehörnte Hüte*, und die Weiber *klingende Schellen* tragen. In demselben Jahre nahm auch das sogenannte *Schiedungsläuten* an den Freytagen, als ein Ablassmittel, seinen Anfang. Nach der ältesten *Backprobe* von 1420 sollte aus einem Schaff Korn 315 Brod gebacken werden. Vom J. 1438 führt der Vf. eine bisher unbekannt gewesene Provinzialsynode an. Im J. 1458 suchte der Erzbischof in seinem Lande die sogenannte *Klau-* oder Viehsteuer einzuführen. Bischof Bernhard (1466—1482) bediente sich zu seinen Fehden *gemietheter Soldaten*. Die Stadt Salzburg machte zu Ende des 15ten Jahrhunderts starke Schritte zur Unabhängigkeit; sie erhielt 1487 einen Magistrat, alle Ehren, Würden und Freyheiten, gleich andern *Reichsstädten*, — ein Ungeld-Privilegium auf 3 Jahre zu Abbezahlung ihrer Schulden, 1482 das Recht, mit *rothem Wachs* zu siegeln u. s. f., aber nach der unglücklichen Katastrophe von 1523 musste sie sich ihrer Freyheiten zur Strafe begeben. Der Erzbischof Johann III. (1482—1489) war der Sohn eines Schmidts aus Breslau. — Dem 4ten Theile hat der Vf. *Ein Wort an seine Leser* vorausgeschickt, worin er sich über manche Gegenstände mit edler Freymüthigkeit äussert, und dann den Gesichtspunkt der Geschichte sehr richtig angiebt, nämlich dass sie uns das Fortschreiten der menschlichen Cultur zeigen, durch unpartheyische Vergleichung unsers Zeitalters mit dem verflossenen unsere bessere Lage fühlbar machen, und durch die Hoffnungen einer fortgesetzten Verbesserung unsern Muth beleben soll. Als besonders anmerkenswerth zeichnen wir aus dem 4ten Theile folgendes aus: Im J. 1495 zeigten sich zuerst die Spuren der *Franzosenkrankheit* in der Nachbarschaft des Salzburger Fürstenthums. 1498 wurden alle Juden ausgetrieben. Die bürgerlichen Deputirten in Salzburg hiessen *Genannten*. Im J. 1514 wurde der berühmte Matthäus Lang, abermals ein Unadlicher, vom Papst zum Coadjutor *ernannt*, die Domherren von der Augustiner-Ordensregel losgesprochen, und ein Kapitel von 24 Domherren errichtet. Bey Lang's Einzug zu Salzburg im J. 1515 war Ball, worauf der Coadjutor, auf Zureden des Erzbischofs, zweymal *mittanzte*. Lang arbeitete der Reformation sehr entgegen; da er aber gern gute Köpfe zu Dompredigern wählte: so hatte er das Unglück, immer auf Anhänger und Beförderer der Reformation zu fallen. Im J. 1522 trat er dem *schwäbischen Bund* bey, wovon *Datt* nichts anführt. Die katholische Geistlichkeit hielt nicht nur ungescheut Beyschläferinnen, sondern erzog auch die mit ihnen erzeugten Kinder öffentlich. Zu Beschreibung des *Bauernkriegs* dienten dem Vf. bisher unbenutzte Quellen. Das Haupt der aufrührischen Bauern im Salzburgischen hiess *Michael Grubu*. — Diese herausgehobenen Nachrichten werden ohne Zweifel beweisen, dass die Chronik auch für die allgemeine deutsche Geschichte sehr interessante Beyträge enthält, und dass der Vf. zur Fortsetzung sehr aufzumuntern ist. Der 4te Theil geht nicht weiter als bis zum J. 1525, hat also Lang's Regierung noch nicht geendigt. Bey demjenigen, was Lang nicht als Fürst und Erzbischof, sondern als kaiserlicher Gesandter und Minister verhandelt hat, hätte sich der Vf. wohl kürzer fassen können.

London, b. Robinson: *A Narrative of the Expedition to Holland in the Autumn of the Year 1799*, illustr. with a map of Nord Holland and seven views of the principal places occupied by the british forces, by *E. Walsh*, M. D. 1800. 164 S. 4.

Der Vf. giebt in den vorliegenden Blättern seinen Landsleuten eine Uebersicht jener ephemerischen Expedition der Engländer nach Holland, die meteorenartig, eben so schnell verschwand, als sie entstanden war, weil sie — gleich so vielen fehlgeschlagenen Operationen dieses Krieges, auf unrichtigen Prämissen beruhete, und weil bey der Ausführung mehrere wesentliche Fehler vorgingen, die zum Theil ihren Grund in der Organisation des dazu bestimmten Corps hatten. Denn z. B. anstatt die Franzosen durch *Bergen* hindurch zu verfolgen, und das dahinter liegende Gehölz zu reinigen, begaben sich die Russen in diesem schönen und reichen Flecken aufs Plündern. Dadurch erhielten die Franzosen Zeit, sich in dem erwähnten Gehölze wieder zu sammeln, und die in *Bergen* zerstreueten Russen mit so gutem Erfolg anzugreifen, dass sie ihr Geschütz verloren, und nur wenige von ihnen dem Tode oder der Gefangenschaft entgingen. Wie alle frühere ähnliche Unternehmungen, war auch diese Landung nicht genugsam unterstützt, und überhaupt auch schon in einer zu späten Jahrszeit angefangen, als dass sie hätte gelingen sollen, und Rec. kann sich nicht enthalten, folgende Bemerkungen des Vfs. über die Lage der Alliirten nach dem Treffen bey Egmont, am 6. October 1799, auszuheben: „Die Armee war nun in einer so kritischen Lage, dass die grössten militärischen Talente,

„verbunden mit der reifsten Erfahrung, nöthig wa-„ren, ihre fernern Operationen zu leiten. Ihr gegen„über stand der Feind, in einer fast unangreifbaren „Stellung, und eben erst durch 6000 Franzosen ver-„stärkt. Ein nackendes, unfruchtbares und erschöpf-„tes Land lag um sie her, mit wenig einzeln ruinir-„ten Dörfern, die kaum eine Zuflucht für die Ver-„wundeten darboten. Zwar war der rechte Flügel „der Armee durch den Ocean gedeckt; der linke aber „ward von einem starken Corps bedroht, welches „der Feind nach dem Städtchen Purmerend vorge-„schoben hatte, wo es rings mit Wasser umgeben, unzu-„gänglich stand, und beym Vorrücken der Alliirten „ihnen in die Flanke oder in Rücken fallen konnte."

Der Vf. giebt die Zahl der russischen Hülfstruppen bey dieser Expedition zu 17000 bis 18000 Mann an, und sagt: „der Muth, die Standhaftigkeit und „die Mannszucht dieser unüberwindlichen Truppen „habe ihnen allgemeine Bewunderung erworben, und „die Engländer hätten anfangs von ihren furchtbaren „Verbundenen lernen müssen." S. 46. Rec. glaubt den Widerspruch bemerklich machen zu müssen, der in diesem und der oben erzählten Plünderung von Bergen liegt, und dessen Grund darin zu suchen ist: dass der russische Soldat bey aller sklavischen Mannszucht dennoch sich leicht den Ausschweifungen überlässt, wenn in der Hitze des Gefechts die Ordnung unterbrochen wird, und er aus Reih und Gliedern weicht.

Bey den einzelnen Vorfällen ist immer die Zahl der getödteten und verwundeten Engländer genau angegeben. Dem zufolge belief sich der Verlust der beiden alliirten Mächte bey dieser Expedition auf 9808 Mann, nämlich 5091 Engländer und 4717 Russen. Mehr als genug, für ein fehlgeschlagenes Unternehmen.

Magdeburg, b. Keil: *Merkwürdige Begebenheiten und Charaktere aus der mittlern und neuern Geschichte. Zweyter Band. Die Entthronung Iwans des Dritten. Die Friedens-Unterhandlungen in Haag und zu Antwerpen.* 1799. 326 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hofft im Vorbericht: dass die *Wahl seiner Gegenstände* am wenigsten Tadel verdienen werde; und doch hätten wir grosse Lust, gerade dagegen unsere erste Erinnerung zu richten. Da sein Werk offenbar nicht für Geschichtsforscher und grosse Geschichtskundige, sondern nur für Geschichtsfreunde bestimmt ist: so würden wir, überhaupt genommen, wohl kaum irgend eine *Friedens-Unterhandlung* für einen, seinem Entzweck entsprechenden, Gegenstand geachtet haben; denn fast unausbleiblich fodern Geschichten dieser Art einer weitläuftigen Auseinandersetzung, haben einen stockendem, oder wenigstens schleichenden Gang, und können eine unangenehme Trockenheit wenigstens Theilweise nicht vermeiden, Ganz vorzüglich war aber diess der Fall bey demjenigen Friedens-Congress, durch welchen 1609 endlich die Freyheit der vereinigten niederländischen Provinzen begründet ward; bey welchem allerdings grosse unterhandelnde Staatsmänner sich auszeichneten, der aber fast zwey Jahre lang währte, und wo es mehr auf merkwürdige Reden und Schriften, als interessante Begebenheiten ankam. Wen — der nicht schon genau mit dem Innern der europäischen Staaten-Geschichte bekannt ist — kann der lange artikelreiche Abschluss S. 314—322. unterhalten? Und wer, der im Gegentheil schon aus Quellen schöpfte, wird hier etwas neues finden, da der Vf. selbst gesteht: er habe nur aus bekannten Werken sich Raths erholt, und auch dabey noch einige wichtige Sammlungen entbehren müssen? Jeden blossen Geschichtsliebhaber wird daher ganz gewiss nur der Eingang — das heisst die Geschichte des Abfalls selbst — interessiren; und diese ist hier zu lang und zu kurz, wie man es nehmen will; zu lang als blosser Eingang, zu kurz als Hauptbegebenheit. Man kann sich durchaus nicht enthalten, eine Vergleichung mit bekannten grössern Werken anzustellen, und diese Vergleichung fällt dann nicht zum Vortheil des gegenwärtigen aus. — Die *erste* Erzählung trifft freylich dieser Vorwurf nicht. Die traurige Katastrophe des armen Iwans, der auf den Thron erhoben, der von ihm wieder herunter gestossen ward, bevor er noch den geringsten Begriff davon hatte, was Thron und Kerker sey, wirkt mächtig genug auf jedes fühlende Herz. Aber sie ist auch ein Stoff, der eines kräftigen, freymüthigen, Licht und Schatten gehörig vertheilenden, Erzählers bedarf, und gegen alles das ist hier oft gesündigt worden. Der Stil des Vfs. ist zwar nicht schleppend, nicht ermüdend; aber er sündigt oft gegen die Bestimmtheit des Ausdrucks, und die Kunst, Charaktere sprechend zu entwerfen, und Anekdoten gehörig einzuweben, gebricht ihm sehr. Wie lächerlich klingt es S. 15.: „Iwan benachrichtigte das Volk in einem Manifeste, „dass er den Herzog von Curland wegen der übeln „Behandlung seiner Aeltern aller Würden entsetzt, „und dagegen seiner Mutter die Regentschaft übertra-„gen habe." — Iwan, der Säugling von einigen Monaten! In seinem Namen erging das Manifest freylich. — Wie ganz falsch ist die Anekdote S. 12. erzählt, wo Biron den Feldmarschall Münnich, gegen den er Verdacht zu fassen begann, gefragt haben soll: „Hr. „Feldmarschall, haben Sie mir des Nachts etwas wich-„tiges unternommen?" und dieser geantwortet: „Ich „erinnere mich dessen nicht, aber ich glaube, die Ge-„legenheit benutzen zu müssen, wenn sie sich darbie-„tet." — Biron hatte (was der Vf. ganz weglässt) am Morgen Münnichs Kutsche vor der Prinzessin Anna Pallast halten gesehen; hatte mit seinem Bruder eine geheime, fast zweystündige, Unterredung gehalten, und fragte ihn beym Nachtmal unvermuthet: Haben Sie in ihren Feldzügen je zur Nachtzeit etwas wichtiges unternommen? Münnich antwortete: Ich entsinne mich auf nichts ausserordentliches. Aber mein Grundsatz ist, keine gute Gelegenheit unbenutzt zu lassen. — Selbst die berühmte Anekdote, wo die, nun schon des Throns mächtige Elisabeth den kleinen Iwan *selbst auf ihren Armen hält*, indess das freudige Hurrah der Soldaten erschallt, wo der Knabe darauf horche, und

lächelnd

lächelnd das Hurrah nachmacht; wo Elisabeth gerührt das Kind küsst, und in die Worte ausbricht: „*Unschuldiger Kleiner, du weisst nicht, dass du jetzt wider „dich selbst es rufest!*" — wie dunkel, wie unvollständig ist sie S. 64. mehr berührt, als erzählt! Warum läst er Elisabeths Worte aus, die gerade das Wichtigste sind? Auch das Ende von Iwan ist S. 75. so nachläsig, so kurz angegeben, dass man fürwahr in dem desfalls erlassenen kaiserlichen Manifeste nicht kälter davon sprechen konnte. Alles diess, und weit mehreres, zeigt freylich deutlich genug, dass der Vf. in das eigentliche Heiligthum der Geschichtsdarstellung noch nicht eingedrungen ist; doch wollen wir ihn keineswegs von aller Fortsetzung abschrecken. Denn Arbeiten dieser Art sind wenigstens für manche Leser verdienstlich.

SCHÖNE KÜNSTE.

PRAG, b. Michaelis: *Das lustigste Vademecum für Gesellschafter muntern Scherzes, oder spasshafte Anekdoten und Histörchen, welche sich bey verschiedenen Gelegenheiten in Gesellschaften sehr passend erzählen lassen, um selbe angenehm zu unterhalten, und den traurigsten Menschen zum Lachen zu bringen. Nebst einem Anhang von 89 in Versen verfassten Namens- und Neujahrstagswünschen, wie auch mit 50 ganz neuen Charaden und dazu gehöriger Auflösung versehen.* Aus den besten ausländischen Schriftstellern zusammengetragen von *Joseph Kottnauer.* 1801. 120 S. kl. 8. (8 gr.)

Bey der grosen Menge von Anekdoten-Sammlungen, Unterhaltungs-Taschenbüchern, Spass-Magazinen und dergleichen mehr, liesse sich allerdings mit nicht gar groser Mühe ein neues Vademecum zusammensetzen, welches alle seine Vorgänger weit überträfe, wo sich fröhliche Laune mit ächtem Witz paaren, oder wenigstens gut vertragen, wo auch manche einzeln verstreute Anekdote, manche neuere Zeitgeschichte Platz finden, und mehr unter die Menschen gebracht werden könnte. Doch weit entfernt, dass gegenwärtiges Büchlein diess beabsichtigen sollte, verdient es nicht das *lustigste*, sondern schier das *geschmackloseste* Vademecum genannt zu werden. Von den 95 Anekdoten, die den Anfang machen, sind zwey Drittheile aus Pepliers Grammaire und den elendesten Volks-Kalendern genommen. Die Charaden sind keineswegs, wie der Titel verspricht, neu, sondern die allerbekanntesten, die bereits an zwanzig, dreyssig Orten abgedruckt stehen; und am allerschlechtesten fallen die Glückswünsche aus — vielleicht gerade, weil bey ihnen der Herausgeber am meisten *ex propriis* hinzufügte. Wer sollte wohl glauben, dass Verse der Art, wie S. 77.:

> Mädchen, liegst du noch im Bette,
> und schon glänzt die Morgenröthe,
> und schon liegen auf dem Tische
> hundert Gratulanten Wische (!)
> Ey so kleide dich doch an!
> Dass ich dir was wünschen kann.

oder gar S. 89.:

> Nie welke deiner Schönheit Glanz,
> nie ältre deine Jugend!
> *Nie falle dir der Jungfraun-Kranz*
> *durch die entehrte Tugend.*

als Modelle zu Glückwünschen vorgeschlagen werden könnten? Und doch ist sicher hier die grösere Hälfte von dieser feinen Art! — Originell ist es übrigens und gewissermasen der lustigste Einfall im ganzen Büchlein, dass der Herausgeber vorgiebt: er habe die Charaden aus den besten *ausländischen* Schriftstellern zusammengetragen. Eine *übersetzte* Charade! Wer kann den Unsinn fassen?

LEIPZIG, b. Joachim: *Elsbeth, Gräfin von Sassenburg*, oder *die Räuber von Kingrätz, eine Geistergeschichte.* 1800. *Erster Theil.* 162 S. *Zweyter Theil,* 160 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wahrscheinlich das Probestück eines Gymnasiasten von vierzehn oder funfzehn Jahren, der zwar schon viel Geister-, Ritter- und Räubergeschichten gelesen haben mag, aber durchaus noch nicht weiss, *wie es* in der wirklichen Welt zugeht, und der selbst die gewöhnlichsten Stufenfolgen der Empfindungen und Leidenschaften nicht darzustellen vermag. Man braucht, um davon überzeugt zu seyn, nicht etwa erst die, fast sündliche, Geduld zu haben, und die ganze Geschichte des Ordens Heladiel, die Begebenheiten der italiänischen, in Räuberhände gefallenen, Prinzessin, und die grose Entschlossenheit der schönen Elsbeth zu durchlesen; sondern man lese nur gleich anfangs die Art, wie Elsbeth sich verliebt, und nicht nur ihrem Ritter, sondern S. 28. auch ihrem Vater, nebst Andeutung dessen, was ihr *geträumt* hat, es gesteht; oder die Scene der Entehrung S. 70. nebst dem Gespräche, das dem Morde vorangeht, und man wird sogleich erkennen, dass das Ganze von einem Anfänger ohne Erfahrung und Beurtheilungskraft herstamme. Wir bitten ihn daher auch höchlich, die Geschichte Bernhards, die er im zweyten Theile S. 152. verspricht, dem Drucke nicht zu übergeben, sondern lieber den Schluss des bekannten Spruchs I. Samuel. X, 5. zu beherzigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. Cadell u. Davies: *An Essay on Sculpture: in a Series of Epistles to John Flaxman*, Esq. R. A. with notes. By *William Hayley*, Esq. 1800. 358 S. gr. 4.

Kennern der neuen englischen Literatur sind *Hayley's* Verdienste um die Lehrpoesie bekannt und schätzbar. Auch in unsern Blättern ist ihrer, bey der Anzeige einer Sammlung seiner frühern Gedichte in sechs Bänden (1786. 56 u. 64 St.), umständlich gedacht worden. Bey diesem seinem neuesten Gedichte wird man sich besonders seines *Essay on Painting* erinnern, zu welchem gegenwärtiger Versuch über die Bildnerkunst ein würdiges Gesellschaftsstück macht. Beide sind, wie des Vfs. Gedichte über die Geschichte und epische Poesie, nicht sowohl eigentlich lehrende, sondern mehr beschreibende und charakterisirende Gedichte; nicht bestimmt, die Kunstregeln didaktisch vorzutragen, sondern vielmehr von der Ausübung der Kunst, ihren vornehmsten Veränderungen, den trefflichsten Meistern, den berühmtesten Kunstwerken u. s. w. treffende und unterhaltende Schilderungen zu geben. Mit der Ausarbeitung des vorliegenden Gedichts hatte der Vf. schon vor mehrern Jahren den Anfang gemacht; häuslicher Kummer über die langwierige Krankheit und den Tod eines sehr hoffnungsvollen Sohns, zogen ihn wieder davon ab; und neulich erst nahm er diese Arbeit wieder zur Hand, ob er gleich seinen Entwurf nicht ganz ausführte. Denn seine erste Absicht war, nicht nur die Sculptur des Alterthums, sondern auch die der neuern Zeit, zum Gegenstande zu nehmen; jetzt aber hat er sie nur auf jene eingeschränkt. Für die letzte aber bestimmt er ein eigenes Gedicht, für welches er auch die Schilderung der Beeinträchtigungen aufspart, welche diese Kunst durch die Secte der Bilderstürmer erlitten, und der Wiederbelebung, welche sie den herkulanischen und andern Entdeckungen zu danken hat. Ausser der besondern Zuschrift an einen der talentvollsten Künstler Englands, den auch durch seine Meisterzeichnungen nach Homer und den griechischen Tragikern unter uns berühmt gewordenen *Flaxman*, ist auch das ganze Gedicht an diesen Freund des Vfs. und Kunstlehrer seines verstorbenen Sohns gerichtet. Die *erste* Epistel beginnt mit Wünschen für seine glückliche Rückreise aus Italien, wo er vornehmlich in Rom die Antike studiert hatte. Die Studien und die ganze Lage seines Freundes vergleicht der Vf. mit der seinigen, und erklärt es sodann als Absicht seines gegenwärtigen Gedichts, durch die Darstellung der Bildnerey in ihrem vormaligen Glanze den Kunsteifer unter seinen Zeitgenossen noch mehr zu ermuntern. Diese Epistel schliesst mit folgender schönen Apostrophe:

Angels of light! who deeds of blood abhor,
Enchain that homicidal maniac, War!
All hell's dire agents in one form combin'd
To fire the globe, and demonize mankind!
Let Arts, that render men divinely brave,
To Peace's temple turn Destruction's cave:
And form, to countract infernal strife,
New bonds of friendship, and new charms of life!

d. i.:

Des Lichtes Engel, schwarzer Blutschuld feind,
O! fesselt ihn, den Menschenwürger, Krieg!
In dem vereint der Hölle wilde Brut
Die Erd entflammt, die Menschheit teuflisch macht.
Lasst Künste, die mit Göttermuth begeistern,
Die Mördergruft zum Friedenstempel wandeln,
Und neuen Freundschaftsbund und Lebensreiz
Zur Gegenwehr des Höllenhaders, knüpfen!

Der *zweyte* Brief hebt mit einer Anrufung an die Bildnerkunst an, und erwähnt sodann die verschiedenen Angaben ihrer Entstehung. Diese glaubt der Vf. mit Recht nicht in irgend einem einzelnen Lande aufsuchen zu müssen. Denn überall, wo Gott mit unbegränzter Wohlthätigkeit dem Menschen, seinem Ebenbilde, einen schöpferischen Geist ertheilte, da entsprangen dessen holde Kinder, die mimischen Künste, und redeten in verschiedenen Ländern, in jeder Sprache. Der Vf. beschreibt indess einige Ueberreste des frühern Alterthums, die gegenwärtig als die ältesten Spuren der Bildnerey anzusehen sind, besonders die ägyptischen. Ihrer Rohheit und Unförmlichkeit ungeachtet, bleiben sie doch immer ehrwürdige Denkmäler des nach Gröfse und Fortdauer seiner Arbeiten strebenden menschlichen Geistes; und sie veranlassten die glücklichern, geschmackvollern Versuche der hierauf beschriebenen griechischen Kunst, zu der er mit folgender Anrede übergeht:

Ye first and fairest of ideal forms,
Whom beauty decorates, and passion warms,
Ye Graces, who beheld, with just delight,
All Greece one Temple, by your presence bright!
Conduct a modern Bard, in fancy's hour;
To view that temple, conscious of your power,
Conscious, your favour full success ensures;
The paths of knowledge, truth and fame are yours.

Ihr ersten, schönsten Idealgebilde,
Die Schönheit schmückt, und Leidenschaft erwärmt!
Ihr Grazien, die froh ganz Griechenland
Als Einen Tempel sahn, durch euch verherrlicht!
O! leitet mich, in der Begeistrung Stunde,
Zu schaun den Tempel, eurer Macht gewiss,
Gewiss, dass mirs durch eure Gunst gelingt;
Der Kenntniss, Wahrheit, Ehre Pfad ist euer!

Zugleich bittet der Dichter diese Göttinnen des Schönen um ihren wohlthätigen Einfluss auf die Künstler seines Vaterlandes, und eifert mit Recht wider die, welche mit *Montesquieu* und *Winkelmann* den Engländern lebhafte Phantasie und Kunsttalent absprechen. Wie *Homer* einen *Phidias* weckte: so, hofft er, werd' es auch durch *Milton* Bildhauer geben, die sich bemühen, den Marmor mit miltonschen Feuer zu beleben:

To quicken marble with Miltonic fire.

Der Vf. verfolgt nun die Fortschritte der griechischen Kunst, vom *Dädalus* an, über den er ziemlich lange verweilt. — Im *dritten* Briefe werden die spätern griechischen Bildner, *Myron*, *Polyklet*, *Phidias*, *Skopas*, *Praxiteles*, *Euphranor* und *Lysippus* charakterisirt. Eben diess geschieht mit einigen vorzüglichen Kunstwerken, besonders mit dem rhodischen Kolofs. Hierauf eine schöne Apostrophe an die Zeit, als Wiederherstellerin der begrabenen und verschütteten Kunst. Zuletzt noch die Schilderung ihrer trefflichsten Ueberreste, des *Laokoon*, der *Niobe*, des farnesischen *Herkules*, des *Apoll* und der *Venus*. — — Im *vierten* Briefe zuerst von der Kunst in *Hetrurien*, welches sehr glücklich

The slave and teacher of the upstart Rome.

„die Sklavin und Lehrerin des schnell sich aufsträubenden Roms," genannt wird, dessen Schicksal aber durch den von dorther eindringenden Despotismus des Aberglaubens gerächt wurde. Nur beklagt der Vf. die undankbare Vergessenheit, in welche die Geschichte dieses Landes überhaupt, und besonders seiner Kunst und Künstler versunken ist. Den Uebergang zu der Kunstgeschichte der Römer macht er mit Aeusserungen des Unwillens über ihre kriegerische Raubsucht, wodurch sie die Schätze fremder Länder in ihren Besitz brachten, und über das Vorurtheil, welches die Ausübung der Bildnerey für erniedrigend hielt, und dadurch sich selbst die Wege zu neuen und eigenen Fortschritten versperrte. Er lässt jedoch der Schonung der Römer, in Ansehung der eroberten Kunstwerke und ihrer Schätzung derselben, Gerechtigkeit wiederfahren. Oft zwar war auch der Römer nur stolz darauf, herrliche Arbeiten zu besitzen, ohne Geschmack, sie gehörig zu würdigen.

Proud to possess, though wanting taste to prize.

Besonders verweilt er sich über *Sylla's* wilden Eroberungstrieb. Mehr Lob verdient *Cäsar*, auch in artistischer Hinsicht; und er würde für die Kunst noch mehr gethan haben, wenn er länger gelebt hätte. Dagegen straft er die Schmeicheley der Dichter über ihre am *August* verschwendeten Lobsprüche, und schreibt es mehr seiner scheuen Bewerbung um Volksgunst, als seinem Geschmack, zu, dass er die Kunstwerke in Rom vervielfältigte. Die bildende Kunst war spröder gegen ihn, als die Poesie. Aber viele griechische Bildner wurden nun doch herbeygezogen, von welchen *Dioskorides*, *Solon*, u. a. erwähnt werden. Hievon nimmt der Vf. Veranlassung, die Schönheiten der geschnittenen Steine zu beschreiben. Dann schildert er den Verfall der Kunst unter den folgenden Kaisern, von denen jedoch *Vespasian* und *Trajan* ausgenommen werden. Besonders aber wird *Hadrian*, zwar nicht als Regent und Mensch, sondern als Kunstbeförderer, gerühmt, und eine Beschreibung seiner Villa macht den Schluss dieses Briefes, die sich der Dichter in ihrem vollen ehemaligen Glanze vergegenwärtigt. — — In der *fünften* Epistel verweilt sich der Vf. zuerst über den Einfluss der Bildnerey auf die *Sitten* derer Völker, bey welchen sie blühte. Durch sie wurde der Heldenmuth stärker entflammt, und die Religion wurde durch sie milder und feyerlicher. Hier eine schöne Episode über den Tod des *Demosthenes*, an dem Fussgestelle der Bildsäule Neptun's, wozu auch ein Kupferstich geliefert ist, von dem jung verstorbenen Sohne des Vfs. gezeichnet. Durch die Sculptur ward die Vaterlandsliebe mehr erweckt, das oft verfolgte und beneidete Verdienst ausgezeichnet, wie das beym *Pindar* und den von ihm besungenen Siegern der Fall war. Mehrere Bildsäulen verdienstvoller Männer werden hier angeführt, und dann auch weibliche, die edle Handlungen und Seelengrösse darstellten, unter andern die der Cornelia, der Mutter der Gracchen. Sodann wird der Verlust mancher Schriften des Alterthums über die Theorie und Geschichte der bildenden Kunst bedauert, besonders der vom *Pasiteles*. Desto schätzbarer sind uns aber die noch vorhandenen Werke des *Plinius* und *Pausanias*. Das Werk des letzten nennt der Vf. ein *Panorama* des bezaubernden Griechenlandes. Zuletzt rühmt er auch noch das Verdienst der neuern gelehrten Sammler und Erklärer der Antiken, eines *Junius*, *Guasco*, *Winkelmann* und *Caylus*. — — Der Inhalt der *sechsten* und letzten Epistel ist ein rühmlicher Erguss zärtlicher Vaterliebe, die den frühen Tod eines jungen, hoffnungsvollen Sohns betrauert, der viel Kunsttalent besass und *Flaxman's* Schüler war. Er starb an einer langwierigen auszehrenden Krankheit, während welcher er seinen Vater ermunterte, die Arbeit an diesem, aus Gram schon einige Jahre bey Seite gelegten, Gedichte zu vollenden; und diess that er an seinem Krankenbette. Diese hier geschilderte Situation muss auf jeden Leser von Gefühl einen lebhaften Eindruck machen. Am Schluss ist in einem sauber gestochenen Medaillon das Bildniss des jungen Dulders beygefügt; und in einem Postscript zu den Anmerkungen meldet der Vf. seinen Tod, der einige Tage nachher erfolgte, als er diess Gedicht unter die Presse gegeben hatte. Dass er bey

Lobe dieses hoffnungsvollen Sohns so lange verweilte, und seine Leser zum Mitgefühle seiner Trauer auffoderte, entschuldigt er durch folgendes *Sonnet:*

England! Kind parent! Freedom's fav'rite trust!
Honour's prime pupil! Nature's noble care!
Thy feelings rapid as thy virtues rare!
Blame not my pride, that o'er the filial dust
Of youth, now claiming the sepulchral bust,
I ask thy spirit in my grief to share!
For like thy heart and mind His *truly were —*
Brave, modest, tender, charitable, just!
His docile genius with fond joy I train'd
To love thy glory, and thy faith revere;
Nor will I murmur, though my frequent tear
Proclaims the Dead, unutterably dear:
So may I share with him, what he has gain'd,
The recompence of Heaven for anguish well sustain'd.

Wer mit den frühern Arbeiten dieses durch Talent und Charakter liebenswürdigen Dichters bekannt ist, wird sich der umständlichen, lehrreichen und unterhaltenden *Noten* erinnern, mit welchen er seine ehemaligen didaktischen Versuche begleitete. Auch dem gegenwärtigen ist eine ansehnliche Folge solcher Anmerkungen, von S. 167 — 358., beygefügt, die der Freund des Alterthums und der Kunst nicht ohne Befriedigung und Belehrung lesen wird. Unter andern kommen darin ziemlich viele Epigrammen aus der griechischen *Anthologie* vor, denen die lateinische Uebersetzung des *Grotius*, und eine englische des Vfs. jedesmal beygefügt ist. Auch das Gedicht des *Statius*, *Hercules Epitrapezios*, ist der Länge nach, mit einer Uebersetzung in englische Verse, mitgetheilt, als der schönste Tribut, welchen das Alterthum den Talenten des berühmten Bildhauers *Lysippus* entrichtet hat.

Prag, b. Widtmann: *Gedichte*, von *K. A. Schneider. Erstes Bändchen.* 1800. 328 S. 8. m 1 Kupf. und 4 Musik-Blättern. (1 Rthlr.)

Aus einer Gegend Böhmens, von woher, unserm Wissen nach, noch kein deutscher Dichter auftrat, erscheint hier eine Sammlung, die, wenn auch nicht eines unbeschränkten Beyfalls, doch einer günstigen Aufmunterung würdig ist. Hr. *S.* sagt im Vorbericht: dass er hierdurch bloss anfragen wolle: ob die Töne seiner Leyer gefielen, und ob man mehrere derselben hören möge? Aufrichtig gestanden, glauben wir allerdings, dass er seine Versuche (denn dafür giebt er sie selbst nur an) ein wenig allzu früh schon sammele; dass er gut gethan haben würde, noch mehr eigenthümlichen Ton nicht etwa zu suchen, sondern durch Uebung zu erwerben; und dass er vorzüglich eine noch strengere Auswahl hätte treffen sollen. Aber gegenseitig geben wir ihm auch mit Vergnügen das Zeugniss: dass viele seiner Gedichte eine warme Begeisterung *bey* der Hervorbringung und eine kritische Sorgfalt *nach* derselben verrathen; dass er eine edle feurige Sprache mit grösstentheils glücklicher Darstellung verbinde; und sich, wenn auch nicht als eigentliches poetisches Genie, doch vielfältig als einen glücklichen Versificateur und guten Kopf bewährt habe. Alles Vorzüge, die bey den Dichtern seines Vaterlandes noch nicht allzu häufig sich vorfinden dürften!

Eben deshalb aber, weil wir mit Hn. *S.* mehr zufrieden, als misvergnügt sind; weil er, mehrern Kennzeichen nach, ein noch junger Mann zu seyn scheint, und weil er selbst sagt: dass in seinem Pulte noch Mehreres nach Licht sich sehne, glauben wir noch etwas weiter ins Einzelne fortschreiten zu müssen. Er hat in seiner Sammlung ernste und fröhliche Gedichte, Lieder, Romanzen, Erzählungen und Epigramme, gereimte Sylbenmaasse und Hexameter abwechseln lassen. Keine dieser Arten mislingt ihm ganz; aber am wenigsten gelingen ihm ernste, hexametrische Gedichte, am besten Lieder des leichten heitern Tons. Bey erhabnern lyrischen Versuchen fällt er in einzelnen Stellen zuweilen aus der Würde. So ist z. B. das Gedicht *an die Treue* S. 82. grösstentheils recht schön, aber wenn er von Entweihung der Ehen in jetzigen Zeiten spricht, dann sind Strophen, wie folgende:

Und ihr Männchen, das sich an dem Leben
Dieses armen Wurms unschuldig fühlt;
Kann's der treuen Gattin nicht vergeben,
Dass sie einen *Zuwachs ihm gegeben*,
Der mit neuen Sorgen ihn erfüllt;
Buhlen, Löffeln, Geld und Gut verzehren, —
Alles das hat er ihr gern verziehn;
Aber nun, sogar ein Kind gebären —
Nein, die Sünd' ist allzu gross für ihn!

zwar an sich selbst nicht tadelnswerth, aber doch zu komisch für ein ernst seyn sollendes Gedicht; und Stellen, wie S. 82.:

Macht man mich nicht gar zum *Kinderspuck.*

sind fast ganz unedel. Auch in der *Elegie auf den Tod des Bischofs Hay*, S. 70. — eines Prälaten, der nach dem einstimmigen Zeugniss vernünftiger Böhmen zu den edelsten Mitgliedern seiner Kirche und seines Vaterlandes gehört haben muss — sind vortreffliche Stanzen; man braucht sie nur zu lesen, und man weiss: dass hier ein aufgeklärter Katholik einen aufgeklärten Priester besingt; aber man findet sie doch gewiss ein wenig zu lang; weil kein gehörig fortschreitender Plan, sondern nur ein immer wieder rückkehrendes Lob sich in ihr befindet. Der Ausdruck (S. 73.) *Charons schwarzer Nachen*, ziemt sich nicht für einen christlichen Bischof; und in der letzten Strophe:

Hoch von deinem Sternen-Throne blicke
Wie im Leben sonst so liebewarm
Nun auf mich! Mit der Verklärung Blicke
Nicke mir, du Lichtumstrahlter, nicke
Trost mir zu in meinem bangen Harm!

Und

Und wenn einstens auch mein Kampf beginnt,
Wenn des Sandes letztes Korn verrinnet, —
O dann schliesse mich in deinem Arm:

ist die vierte Zeile gewiss nicht edel. Auch muss im Anfang dieses Gedichts ein Druckfehler sich eingeschlichen haben. Denn einmal sind die *Thränen* ganz unbezweifelt falsch.

Unter den Gedichten fröhlicher Gattung sind einige — als z. B. die *Advocatens Liebeswerbung* S. 138., *Knabenlied im Winter* S. 179., *an den Tod* S. 317., und *an den Donner* S. 170. — in *Blumauers* bekannter Manier. Diese Manier hat für Oesterreichs Dichter und Dichterlinge oft schon einen gefährlichen Reiz gehabt. Sie führte Blumauern selbst zuweilen von dem schmalen Steige des Aechtkomischen auf den Abweg des Platten und Possenhaften herab; und seine Nachahmer erlaubten sich Scherze, die man zwar auf dem berühmten Theater der Leopoldsstadt beklatschte, in den gesitteten Provinzen Deutschlands aber äusserst tadelnswürdig fand. Unserm Dichter sind die ersten zwey Stücke am besten gelungen; vorzüglich hat die Liebeserklärung manche wahrhaft gute Stelle. Aber das Gedicht *an Donner* würden wir als grösstentheils misgerathen erkennen. Vorzüglich halten wir die Strophen S. 173. für ganz seiner unwerth. Weit besser sind einige Gedichte, auch fröhlichen Inhalts, wo der Vf. mehr seiner eigenen Laune zu folgen scheint, z. B. das *Wiegenlied einer Braut* S. 81., *der Freund, wie es wenige giebt* S. 40., und vorzüglich das *Gespenster-Lied* S. 238. Wie ein Dichter, der S. 8. der *Unschuld* eines seiner besten Gedichte widmen konnte, sich nachher Erzählungen, wie S. 17. 34 u. 53. stehen, erlauben darf, ist uns nicht ganz klar; aber noch minder begreifen wir, wie er ein so unbedeutendes Ding, wie die sieben Zeilen auf *Röschens Schüsslein* sind, des Abdrucks werth halten konnte?

Ueberhaupt hat er mehrere Gedichte, die nur für einmal, nur für einige wenige Personen gemacht waren, und wirken konnten, allzu nachsichtig in eine Sammlung aufgenommen, die nun fürs Publicum bestimmt ward. Dazu rechnen wir das Lied auf eine Kirchweihe, mehrere an seine Freunde, und viele Sonnete an Erwinen und Jenny. Auch diess ist freylich ein sehr gewöhnlicher Fehler angehender Dichter. Sie glauben, was *ihnen* wichtig ist, müsse es auch den *Lesern* seyn, und verabsäumen es vorher wichtig zu machen. Nur was uns ein *lebhaftes* Bild von des Dichters individueller Gemüthsstimmung geben kann, vermag auch zu interessiren. Ob ein Oberamtmann seinen Geburtstag, oder ein Mädchen ihren Namenstag begeht, das kümmert uns wenig; selbst das lange Gedicht S. 250., in welchem der Dichter seine frühern Liebschaften schildert, hat Stellen, die uns ermüden.

Unter den Romanzen gefallen uns am besten *Hassan und Idalu* S. 221. und *Lottchen* S. 296. — Von den Epigrammen sind viele aus dem Martial übersetzt, und um so entbehrlicher, da wir von *Ramlern* schon eine Uebersetzung des Dichters besitzen. Aber von den eigenen kleinen Gedichten haben viele Witz und Gefälligkeit zugleich. Hier nur ein paar zur Probe, die nur weniger Härten in der Versification haben sollten:

An die Gerechtigkeit. (S. 14.)

Blinde Gerechtigkeit, sage: wozu du die Waag' in der einen,
Und in der andern Hand führest das blinkende Schwerdt?
Meine Waage brauch' ich um brav Ducaten zu wägen;
Und mit dem Schwerdte hau ich durch die Gesetz mich durch.

Rosmarin. (S. 7.)

Schwarzes, zweydeutigs Gewächs, du Führer des Todes und Hymens!
Sag' ob dein Doppel-Symbol Hass oder Liebe verdient?
Ach, nur Liebe, nur Dank! Denn du erinnerst uns treulich:
Dass Vergnügen und Schmerz ewig hienieden sich paart.

Um diess letzte zu verstehen, muss man freylich wissen, dass die böhmischen Landmächen, wenn sie als Bräute zur Trau fahren oder gehn, grosse Sträusser Rosmarin in Händen tragen, und dass man auch alle Leichen auf dem Lande damit besteckt. — Eilt Hr. *S.* nicht allzu sehr mit einem *zweyten* Theile, feilt er noch etwas mehr an seinen Gedichten, und ist er auch sorgsam in der Wahl des Stoffs: so erwarten wir noch viel Gutes von ihm. Auch das ist ein günstiges Zeichen, dass, nach den Jahrzahlen zu schliessen, die über den meisten einzelnen Gedichten stehen, seine *besten* Arbeiten grösstentheils auch seine *jüngsten* sind.

* * *

Giessen, b. Krieger: *F. L. von Cancrin Abhandlung von einem neu eingerichteten, besonders dem Landvolk sehr vortheilhaften und brandsparenden viereckigten Ofen von gegossenen Platten, Blech und anderer Materie, auch einem brandsparenden neuen Kochheerde, in welchen beiden man dann mit Holz, Torf und Steinkohlen feuern kann.* 2te Auflage. Mit 2 Kupfertafeln. 1800. 87 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 321.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Cadell u. Davies: *Constantinople, ancient and modern, with excursions to the shores and Islands of the Archipelago and to the Troad*, by *James Dallaway*, M. B. F. S. A. late Chaplain and Physician of the British Embassy to the Porte. 1797. 415 S. 4. (14 Rthl. 12 gr.)

2) Chemnitz, b. Tasché: *Dallaway's Reise nach Constantinopel und die umliegende Gegend.* Mit Karte und Kupfer. 1800. 462 S. in 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., welcher, während der ersten Jahre des Revolutionskriegs, als Gesandtschaftsprediger und als Arzt, ein nicht oft vereintes Amt bey der Englischen Gesandtschaft zu Constantinopel bekleidete, benutzte die Vortheile dieser Stelle, theils um die *Geschichte des Osmannischen Reichs von der Eroberung von Constantinopel (Mohammed II.) bis auf Abdulhamids Tod* zu bearbeiten, theils um eine *Reise* von ungefähr 1000 englischen Meilen zu machen, welche sich von Stambul aus, an der östlichen Küste des Meeres di Marmora durch Anatoli hin, nahe bey Halicarnass vorbey zog und alsdann längst der Aegeischen Küste sich zurückwendete. Das Ganze scheint aus einem Tagebuch ausgehoben zu seyn. Was daher an der Strenge der Ordnung verloren geht, ist nicht selten durch die Lebendigkeit der Schilderungen ersetzt, welche nur durch das Niederschreiben auf der Stelle so erhalten werden kann, dass man nicht besorgen darf, es möchte der in der Erinnerung gebliebene Eindruck allzuoft durch die Phantasie verschönert und verfälscht seyn. Das Malerische der Urschrift selbst giebt ihm an vielen Stellen einen ächten Reiz. Wenn die hinzugekommenen Kupfer nur halb so interessant wären, als die Gemälde der Feder des Vfs.: so würden auch jene dem Buch eine wahre Zierde geben. Jetzt sind sie, etwa den Prospect des Serails und den (doch unvollkommenen) Riss von Troas ausgenommen, blosse Vertheurungen des Werks, welche die Erwartung des Lesers spannen, ohne sie zu befriedigen. Sie betreffen Gegenstände, welche sich mit wenigen Worten eben so anschaulich machen lassen, als durch dergleichen colorirtes Spielwerk.

Das Werk ist reich an eigenthümlichen Nachrichten. Der I. Abschnitt giebt uns den *ersten Eindruck* vom Anblick des Landes, *Bemerkungen über die beste Art dort zu reisen*, und eine gedrängte, aber einsichtsvolle, *Charakteristik früherer Schriftsteller über die nämlichen Gegenden.* Der II. Abschnitt führt nach einer allgemeinen Uebersicht von Constantinopel, in das *Serail, als Harem oder Gynäceum.* Dies veranlasst unterhaltende Bemerkungen über die ganze *Lebensart des andern Geschlechts*, von der vornehmsten bis zu der geringsten herab. Die Frauen und Beyschläferinnen der mittleren Bürger haben fast volle Freyheit des Umgangs. Während die Männer Geschäften nachgehen, ziehen die vermummten Gestalten ihrer Weiber truppenweise in den Strassen und Bajars umher, oder gehen, unter dem Vorwande, für verstorbene Freunde zu beten, auf die Todtenäcker, wo sie im schönen Schatten der Cypressen in unaufhaltsamer Geschwätzigkeit miteinander sich glücklich finden. Mehrmals im Jahre werden sie in Arabah's, oder gemalten, rothbedeckten Wagen von buntgeschmückten Büffeln auf irgend einen Lieblingsort auf dem Lande hinausgezogen; immer ohne Begleitung von ihren Männern. Die Frau des niedrigsten Tagelöhners trägt bey Gelegenheiten Brocat, schönes Pelzwerk und Stickereyen von Gold und Silber. Von Galanterieen der vornehmsten Türkinnen spricht man viel zu viel. Die Gesetze gegen dergleichen Ausschweifungen sind sehr streng, und diess mit doppeltem Recht, da jedes Frauenzimmer sich durch einen Kebiun (Contract vor dem Kadi) Einem Manne auf eine gewisse Zeit überlassen darf und dadurch der Polizey genugthun kann. Junge Männer haben selten mehr als eine Frau. Nur ältere, wenn sie reich sind, benutzen öfters die Vergünstigung des Propheten (Sura 4.) Kein Kind ist illegitim. Auch die von den Haus-Sklavinnen (Odaliks) erben mit; nicht aber ihre Mütter. Nur die Gattinnen erben mit den Kindern und können nicht ohne Scheidung entlassen werden. Von dem letzten Vezir, Mehmet Melek Pascha, erzählt der Vf. S. 26 dass er im 90sten Jahre noch einen Sohn erhalten habe, dessen Aechtheit nicht zu bezweifeln war. — Selbst die beiden Obersten der Verschnittenen müssen (S. 62.) ihre Harems halten, weil der Türke es für anständig hält, dass jeder Mann nach seinem Vermögen einer Zahl vom andern Geschlecht zu leben gebe. (So hatten, nach mehreren Stellen des alten Testaments, auch asiatische Eunuchen früherer Zeiten Weiber). Der III. Abschnitt betrachtet das *Serail als Staatspallast.* Hier werden die künftigen Staatsbeamten, gewissermassen als Pagen, nebst den Regenten selbst erzogen und frühe genug in die alten Ueberlieferungen und täglichen Zusätze der Hofcabale eingeweyht, die man dort nicht erst zu lernen nöthig hatte, da Mustapha III. den *Principe* von Machiavell, nebst der Widerlegung von Friedrich II. ins Türkische übersetzen liess. Alle Einkünfte des Sultans berechnet der Vf.

Vf. S. 51. auf 16 Millionen Piasters, ungefähr 700,000 Pf. Sterl., so weit sie auf Domänen, Kopfsteuer und Confiscationen beruhen. Der Nationalschatz erhalte ausser diesen jährlich ungefähr 1 Mill. Pf. Sterl. Vom Charakter des gegenwärtigen Sultans und seiner ersten Staatsbedienten werden hierauf mehrere Anekdoten mitgetheilt, welche auch in der Archenholzischen Minerva (ohne Nennung dieser Quelle) schon ausgezogen worden sind. Schon Abdulhamid war Freund der Literatur und der Künste des Friedens. Er liess seinen Neffen, den Sohn Mustapha des III., da er zur Regierung kam, nicht nach alter Unsitte als einen Staatsgefangenen behandeln, sondern liberal erziehen. So wurde Selim III. der jetzige Sultan besonders durch den ehemaligen Gesandten zu Wien, Ratib Effendi, mit dem Auslande sehr bekannt. Er wünscht nichts mehr als die Staatsverwaltung und das Kriegswesen der Europäer nachzuahmen. Ein Mann von schönem, edlem Anstand, Herablassung und vielem speculativen Genie, scheint er aber doch dem Vf. der persönlichen Anstrengung unfähig, durch welche allein ein Peter I. zu solchen starken Umwälzungen die Triebräder des Staats in Bewegung setzen und erhalten konnte. In Serail wird auf des Sultans Befehl die französische Sprache gelehrt. „Französische Weine wenigstens, setzt D. hinzu, liebt der Grosherr selbst.“— Zu Anfang des Jahrhunderts habe die türkische Kriegsmacht aus 32 Linienschiffen und 34 Gallioten bestanden, jetzt bestehe sie nur aus 12 vom ersten Rang, 6 Fregatten und 50 Kriegsschaluppen. Nach dem IV. Abschnitt hat D. die *Sophienkirche*, einst der „geoffenbarten Weisheit“ (dem Logos) geweyht, zweymal gesehen, welche niemand ohne Firman zu sehen bekommt. Er beschreibt sie sehr umständlich nach ihrem jetzigen Zustand. (Gibbon, dessen Einsichten in die Localitäten des orientalischen Reichs D. oft als sehr genau rühmt, nahm seine Beschreibung aus den Zeugen ihrer ehemaligen Pracht, dem *Procopius de aedific. Justiniani* u. a.) Eine beygefügte Tabelle zeigt, wie weit die alte Architektur von der spätern in der Grösse der Grundrisse solcher Gebäude und in ihrer Höhe übertroffen werde. Die Wirkung des Anblicks der Sophienkirche und ihrer Kuppel von innen hält D. für unbeschreiblich, weil der grosse Eindruck durch keine Nebendinge unterbrochen wird. Der weite Fussboden, mit Porphyr und Verde antico ausgelegt, ist nämlich bloss mit den reichsten Teppichen bedeckt und ohne den unangenehmen Anblick von Bänken und erhöhten Sitzen. Die Kuppel vergleicht Belon mit der von dem Pantheon zu Rom und giebt der erstern den Vorzug. Mit dieser und verschiedenen andern, hier beschriebenen, Moscheen sind *fundirte Bibliotheken und Akademieen verbunden*, in denen die Studirenden auch hinreichend unterhalten werden. Aus den Büchern der Essendifi (Mairie) von Constantinopel erhellt, dass die Stadt vor dem Feuer von 1782 fünfhundert solche Schulen hatte. Die Softah's (akademischen Lehrer) haben 100 Pf. St. nebst Wohnung und Unterhalt. Sie dürfen nicht heirathen und des Tags nur einmal essen. *Die Bibliothek der Sophienkirche ist alle Tage offen.* Sie besitzt unter ihren 1525 Mspten einen ganz in Kufischen Buchstaben geschriebenen Koran, auch 200 Bände voll Offenbarungen Muhameds an seine Gehülfen. Die Stadt hat noch 12 öffentliche Bibliotheken. Die neueste, von Abdulhamid 1779 gestiftet, erhielt vieles aus der Bibliothek des Serails, von deren griechischen und römischen ungedruckten Schätzen auch D. nichts genaueres erfuhr, welcher übrigens hier die gerechte Bemerkung macht, dass man die Türken mit andern Orientalen, nicht aber mit den Europäern, vergleichen müsse. Viele von ihnen haben Geschmack für Literatur, nur natürlich nach ihren Anleitungen. Der V. Abschnitt beschreibt *die öffentlichen Plätze der türkischen Hauptstadt*, besonders den ehemaligen *Hippodromus*, jetzt *Almeidan*, mit einem Obelisk von 60 Fuss Höhe. Kein Privathaus darf höher als 12 Ellen gebaut werden. Darauf sieht ein Polizeyamt; aber auf die Wahl des Platzes, Weite und Gradheit der Strassen etc. nicht. In den Bajars sind auch türkische, persische und arabische Mspte häufig, aber theuer zu verkaufen. Der Abschreibelohn eines Foliobandes ohne Verzierungen kommt auf 15 bis 20 Pf. Sterl. In der grossen Menge von offenen Boutiquen (Stehlen ist ungewöhnlich) entdeckt der Fremde die verschiedensten Nationen und tausend dem Europäer unbekannte Verarbeitungen. *Opium* mit eingedickten Saften in Stücken, welche man *Maschallah* nennt, getrocknet, wird hier in Menge verkauft. Der Türke nimmt täglich von 10 bis zu 100 Gran, meist aber als Stärkungsmittel, um Strapazen auszuhalten. „Wer zu viel zu nehmen pflegt, wird mit eben dem Ekel und Mitleid angesehen, als bey uns ein alter Brantweintrinker.“ Je mehr die Vorurtheile gegen den Wein aussterben, desto mehr verliert sich der Gebrauch der Opiatpasten. — Die öffentlichen Plätze veranlassen den Vf. zu Uebergängen auf *türkische Justizpflege* und andere Eigenthümlichkeiten türkischer Sitten. Für die Ernsthafteren — welche an Kara Guze d. i. Puppencomödien u. dgl. keine Freude haben, ist in den meisten Kaffeehäusern ein *Raccontatore* beschäftigt, mit sehr lebhaften Gesticulationen orientalische Mährchen oder Sarkasmen über die Begebenheiten des Tags mehrere Stunden lang vorzubringen. Bisweilen veranlasst sogar die Regierung (S. 105) dergleichen Leute, von Politik zu handeln und das Volk mit irgend einer neuen Maasregel auszusöhnen. (So kann selbst der türkische Despotismus eine gewisse Publicität und Rücksichten auf die öffentliche Meynung nicht entbehren!) Die *Leilat u alf Leilah*, die 1001 Nacht, welche *Petit de la Croix* den Europäern bekannt gemacht hat, sind (S. 111.) ihnen, nebst *Pilpai* und *Lockmans* Fabeln genau bekannt und oft die Quelle ihres Witzes; ein Talent, auf welches jeder Türke stolz ist. Der VI Abschnitt betrifft das *Militärische* der hohen Pforte. Die 101 Legionen der Janitscharen (eigentlich Yeni Tscheir) haben die Ehre, dass der Sultan selbst, als der Erste unter ihnen, an gewissen Tagen im zweyten Hof des Serails mit den andern seine Löhnung und seinen Pilaw.

zu welchem der Janitschar immer den Löffel am Turban trägt, einnimmt. — Was vom *Verhältniss der Neugriechen* folgt, sollte durch eine Abtheilung geschieden seyn. Für das Studium des Neugriechischen (die Romeika) ist ein neugriechisch- französisch- und italiänisches Wörterbuch nebst Grammatik in 3 Quartanten, verfertigt unter dem Schutz des Hauses Mauro Kordato, das beste Hülfsmittel. Uebersetzungen fremder Romane und Schauspiele, gedruckt zu Wien oder Venedig, haben seit einigen Jahren unter den Neugriechen den *Anfang zum Buchhandel* gemacht. VII. Abschnitt. *Die Pest.* Der jüngstverstorbene Wärter im französischen Hospital zu Pera hat die Pest zwölfmal in seinem Leben überstanden (S. 140.). Neuerlich hat man den Gebrauch eines mit Oel getränkten Hemds, als des besten — nicht bloss Verwahrungs- sondern auch Genesungsmittels angewandt. Der Vf. liess auf gleiche Art statt des Oels eine gewisse *Auflösung von Kali* anwenden und erfuhr, dass die Kranken, welche er aber nicht selbst besuchen durfte, genesen seyen. — *Bäder*, gut beschrieben. — *Monumente* — *Palläste* — *Umgebungen* der Hauptstadt. VIII Abschnitt. *Galata, Pera.* Die *fremden Gesandschaften.* In einer dortigen *Schule* (Medresseh) werden 500 Knaben in mohammedanischen Kenntnissen und militärischen Uebungen erzogen. — Tanzende *Derwische* vom Mevlevih-Orden, Notizen von der *türkischen Musik.* Sie wird mit Zahlen aufgeschrieben. Durch viele Vierteltöne zwischen den 12 Tönen der Scala wird sie äusserst sanft. *Guys* irre, wenn er den Türken musikalische Theorie abspreche, auch *Niebuhr*, indem er erzähle, dass sie Ausübung der Musik für eine Schande halten. — Herrliche *Inseln im Canal.* — IX. Abschnitt. Der *Bosphorus*, 1 bis 3 englische Meilen breit, und von der Mündung an bis zur Landspitze des Serails nicht ganz 15 lang, mit den herrlichsten Landansichten auf beiden Seiten. — Bey Scutari campirt jährlich einige Wochen lang die *Karavane der Pilger nach Mecca*, auf Kosten des Sultans. Seit einigen Jahren, setzt D. hinzu, hat die Zahl dieser interessirt oder freywillig frommen Pilgrimme merklich abgenommen. Die vorigen Sultans waren bigotter und freygebiger. (Ohne Zweifel wird dafür sich dort mancher Mollah grosse Litaneyen über den Verfall der „Religion" anstimmen!). Die *Begräbnissplätze* und die *türkische Liturgie bey der Beerdigung* sind gleich rührend (S. 189.).

(*Der Beschluss folgt.*)

Tübingen, b. Cotta: *Beschreibung einer im Sommer 1799 von Hamburg nach und durch England geschehenen Reise* von *P. A. Nemnich*, B. R. Licenciat. 1800. 522 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wenig Werke sind auf einem so kleinen Umfange, so umfassend und so vollständig, wie dieses. Der vorzüglichste Zweck des Vfs. ist, dem Leser einen Begriff von dem Umfange des englischen Fabrikenwesens zu geben. Er führt ihn daher von Yarmouth nach London; von da über Oxford, Witney Banbury, Birgmingham, Wolverhampton, Coventry, Leicester, Wottingham, Chesterfield, Wakefield, Leeds, Halifax, Rochdale, Manchester, Prescot, Liverpool, Warrington, Stockport, Macclesfield, Worcester, Kidderminster, Gloucester, Bristol, Bath, Plymouth, Salisbury, Exeter, London. Von da geht er über Norwich nach Cuxhaven zurück. Aus dieser Uebersicht erhellet, dass die Reise fast alle Städte des eigentlichen Englands umfasst, die durch irgend eine Art von Fabriken bekannt sind. Zwischen den hier genannten und bekannten Orten werden auch mehrere kleinere mitgenommen. London schien nicht in dem Plane des Vfs. zu liegen; auch kommen die Fabriken, die sich in grosser Menge daselbst befinden, in den verschiedenen Landstädten vor; dass er sich aber, bey seinem kurzen Aufenthalte, auf die übrigen Merkwürdigkeiten dieser Stadt nicht einliess, findet Rec. sehr zweckmässig. Ueber London liest man also in diesem Werke gerade am allerwenigsten. Sonst aber zeigt der Vf. die Fabricate jedes Ortes an, und giebt dabey die deutschen sowohl als die englischen Namen vieler Artikel. Auch findet man über die Art der Fabrication selbst viele und gute Aufschlüsse. Ueber Birmingham und das dabey liegende Soho, über Sheffield, Leeds und Liverpool ist er vorzüglich umständlich, am meisten aber über Manchester. Ueber diesen letzten Ort findet man hier Nachrichten, wie sie Rec. nirgends gelesen zu haben sich erinnert. — Was die Richtigkeit der Angaben selbst betrifft: so ist es unmöglich, dass irgend jemand dem Vf. folgen könnte, der nicht selbst die nämliche Reise, und in der nämlichen Absicht gemacht hat. — Ausser den Nachrichten über die Fabriken werden auch die übrigen Merkwürdigkeiten eines jeden Ortes, doch nur kurz mitgenommen. Auch werden mehrentheils die besondern Beschreibungen dieser Städte angeführt, wobey sich aber der Vf. zu lange bey den Abgeschmacktheiten aufhält, die sich in manchen solchen Werken finden. Verschiedne andere Auszüge aus Büchern und Beschreibungen einiger unbedeutenden Charaktere, hätten in einem Werke, wie dieses, keinen Platz finden sollen. Am unverzeihlichsten ist die 23 Seiten lange Abhandlung über Andersons Buch: „*on an universal character*", welche nicht nur nicht hieher gehört, sondern auch für die mehresten Leser höchst langweilig seyn wird, so wie die Vorschläge zu Ausrottung der jetzt bestehenden Sprachen, und zu Einführung einer allgemeinen sehr abentheuerlich sind. — Eben so liessen sich die ersten 57 Seiten, auf welchen des Vfs. Reise von Hamburg nach Yarmouth beschrieben wird, um mehr als die Hälfte abkürzen, ohne dass das Wesentliche im geringsten etwas dadurch verlöre.

Die Sprache ist äusserst vernachlässigt. Hr. N. fühlt es selbst und entschuldigt sich darüber, in der kurzen Vorrede, mit der Eile, in der jetzt jeder Schriftsteller seyn müsse, der über ein cultivirtes Land etwas mitzutheilen hat. Da dieses Werk gewiss eine zweyte Ausgabe erleben wird: so wäre sehr zu wünschen, dass der Vf. seine Sprache mehr ausbildete, Alles nicht zum Hauptzwecke gehörige und zum Theil

Ge-

Geschmacklose herauswürfe, hin und wieder glücklichere Uebersetzungen für englische Ausdrücke suchte (wie z. E. für bull-baiting, welches eine Ochsenhetze und kein Stiergefechte ist u. a. dergl.) und dann könnte er sich schmeicheln, ein Werk geliefert zu haben, das niemand entbehren könnte, der eine genauere Kenntnifs von England zu haben wünscht. Es würde volle 100 Seiten weniger einnehmen, und das Beste und Vollständigste dieser Art seyn, was wir über irgend ein Land haben.

Leipzig, b. Crusius: *Briefe über die Insel Anglesea. vorzüglich über das dasige Kupferbergwerk und die dazu gehörigen Schmelzwerke und Fabriken.* Von *Augustin Gottfried Lentin* etc. Mit 3 Kupfertafeln. 1800. 158 S. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. hat sich mehrere Jahre auf dem Kupferbergwerke der Insel Anglesea aufgehalten, und giebt diese Briefe vorzüglich darum heraus „weil die metallurgischen Operationen Aufmerksamkeit verdienen, mit welchen man hier, aus Erzen, die man in unserm Vaterlande nicht fähig dazu hält, das Metall in einer Vollkommenheit darstellt, die ihm den ersten Platz unter allen Kupfersorten verschafft hat."

Zuerst giebt er eine allgemeine Beschreibung der Insel, nach welcher sie auf ungefähr 20 deutschen Quadratmeilen über 20,000 Seelen enthält, und Korn sowohl als Hornvieh in beträchtlicher Menge ausführt. Die Geschichte derselben ist kurz, gehört aber eigentlich in die Geschichte von Wales, wovon diese Insel einen Theil ausmacht und mehrentheils gemacht hat.

Sir Nicholas Bayley, Vater des gegenwärtigen Grafen von Uxbridge, verpachtete auf 21 Jahre, an eine Gesellschaft von Schmelzern aus Liverpool, gewisse Bleybergwerke, mit der Bedingung, dafs sie den Parisberg mit in Pacht nehmen und auf Kupfer arbeiten sollten. Auf diese Art ward 1768 dieses wichtige Werk entdeckt, das jährlich über 60,000 Centner Kupfer liefert. — Nachdem der Vf. eine sehr fehlerhafte Art des Grubenbaues beschrieben hat, kommt er auf die Zubereitung des Erzes, worin denn die Engländer grofse Vortheile vor uns voraus haben. Er beschreibt nach den beygefügten Kupfern ihre Röststätten und zeigt, wodurch sie besser sind, als die in Deutschland gebräuchlichen. Noch umständlicher beschreibt er die in der Folge erfundenen conischen Roftöfen, deren es jetzt 45 auf der Insel giebt, die man aber noch vermehrt. Das gewonnene Rohkupfer wird hierauf nach Flintshire geschafft, wo man es ferner bearbeitet und raffinirt. Auch hier werden mancherley Vortheile angegeben, die den Engländern eigenthümlich sind. Einen Auszug aus diesen Nachrichten und Beschreibungen zu geben, erlaubt der Umfang dieser Anzeige nicht; auch sind die erklärenden Kupferstiche schlechterdings zur Deutlichkeit nöthig. Aber zu wünschen wäre es allerdings, dafs man in Deutschland die Sache beherzigte, und zusähe, wie weit die Behandlungsart verbessert werden könnte.

Im J. 1785 trat dieses Bergwerk mit denen in Cornwall in Gesellschaft, und es ward ausgemacht, den gröfsten Theil der Erze beider Bergwerke für den Durchschnittspreis von 65 Pf. St. die Tonne (d. h. so viel Erz, als zu einer Tonne Kupfer erfoderlich ist), und das Kupfer gleichfalls im Durchschnitt zu 79 Pf. St. zu verkaufen. Man blieb aber dabey nicht stehen, sondern trieb den Preis immer höher hinauf, wobey beide Theile sich gegenseitig unterstützten. Im J. 1798 bezahlte die ostindische Compagnie das Kuchenkupfer mit 108 Pf. St. und Bolton mufste 1 Jahr nachher für die nämliche Gattung von Metall 124 Pf. St. bezahlen. Von 17[illegible] bis 1798, also in 9 Jahren, hat England ausgeführt an Metallwaaren aus Kupfer 1,211,467 Centner, deren Werth insgesammt 6,0[illegible]529 Pf. St. beträgt. Die Consumtion im Lande setzt der Vf., in dem nämlichen Zeitraume, auf die Hälfte. Seitdem aber ist dieser Handel etwas gesunken, und ein grofser Theil der Kupfergruben in Cornwall stehen auf Zubufse, weil sie nicht mehr so ergiebig sind, wie ehemals, weil der Preis der Arbeiter sehr gestiegen ist, und weil die Dampfmaschinen, durch welche die Wasser gewältiget werden, einen ungeheuern Kohlenaufwand erfodern.

SCHÖNE KÜNSTE.

Freyberg, in Commiss. der Crazischen Buchh.: *Neues Zeichen und Stickerbuch* enthaltend 16 Kupfertafeln mit feinen nach der Natur ausgemalten Blumen, gezeichnet von *Lück*. Erste Sammlung ohne Text. gr. 4. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Hälfte der Kupfertafeln enthält blofs Umrisse von Blumen; auf den übrigen findet man eben diese Blumen ausgemalt, mit hellen Farben und einer fertigen Hand. Die Ausführung ist, in Betrachtung, dafs es Vorschriften für Anfänger seyn sollen, etwas zu flüchtig. Das Rosenbouquet und ein anderes, worin eine Tulpe und Aurikeln sind, scheinen uns am besten gerathen.

* * *

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Beicht und Communionbuch*, von *M. J. Ch. Förster*. 4te Aufl. 1800. 176 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 14. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Cadell und Davies: *Constantinople, ancient and modern, with excursions to the shores and Islands of the Archipelago and to the Troad*, by *James Dallaway*, etc.

2) Chemnitz, b. Tasché: *Dallaway's Reise nach Constantinopel und die umliegende Gegend.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das bisherige, als Beschreibung der Türkischen Hauptstadt, wo sich der Vf. lange genug verweilt hatte, um hinlängliche Beobachtungen anzustellen und Notizen zu sammeln, ist der interessanteste Theil des Werks. Mit dem X. Abschnitt beginnt die *Reise nach Anadoly*. In dieser wechseln die Scenen eigener Beobachtung seltener mit den bloss gesammelten Nachrichten über das Alterthum der bereisten Gegenden, und mit solchen Beschreibungen von schönen Aussichten, welche zwar des reisenden Engländers für dergleichen Gegenstände offenes Gemüth charakterisiren, für den Leser aber unbefriedigend bleiben. Man wundert sich, in der Reise eines Arztes keine Beschreibungen von Gegenständen der Naturkunde, bey merkwürdigen Gebirgen nichts von physikalischen Bestimmungen der Höhen, der verschiedenen Producte u. dgl. zu finden. Er hatte nicht einmal einen Thermometer bey sich. S. 373. Man erstaunt, von ihm als Theologen fast nirgends Gegenstände der Bibelforschung und der Kirchengeschichte aus eigenen Ansichten jener Gegenden beleuchtet zu sehen. Die Reise geht über *Nikomedri*, *Nicaea*, *Brusa*, den *Olympus*, *Apollonia*, *Magnesia*, *Smyrna*. Hier lebte noch *Fra Luigi di Pavia*, ein Franziskanermönch aus Padua, welcher 27 Jahre vorher das Spital St. Antonio auf eigene Kosten gestiftet hatte, zum Dienst der Kranken darin selbst sein möglichstes thut, und dem man (S. 328.) „*den Gebrauch des mit Oel getränkten Hemds gegen die Pest* zu danken hat, das nach seiner Erfahrung wenigstens öfter als andere Mittel hilft. Er rechnet, ungefähr zwey Drittheile aller seiner Kranken gerettet zu haben.“ Untersuchungen über die Ruinen von *Ephesus* und *Miletus*, ohne eigene Ausbeute. Doch sind überall andere Reise-Erfahrungen eingemischt, welche den Leser in Aufmerksamkeit erhalten. Von Trogyllium schifft der Vf. in drey Stunden nach *Samos* über. *Tejos*, die Vaterstadt Anakreons, in welcher jetzt nicht einmal mehr Wein zu bekommen war — soll von den Türken Bodrun genannt werden S. 305. Wir würden den Namen Teji eher unter dem benachbarten *Sejejek* zu finden glauben, da die Neugriechen und Türken gerne S für T aussprechen. Bey den Anekdoten von *Tschesme* bemerken wir, dass der Uebersetzer besonders in den spätern Abschnitten viele Notizen und Nachweisungen wegliess, welche für den Leser, der nicht bloss zur Zeitverkürzung lesen will, instructiv wären. Wir würden ihm dagegen mehrere seiner überflüssig witzigen Noten wie S. 382. 384. 387. gerne zurückgeben. — Peyssonels Nachricht, die Russen seyen 1770. zum Verbrennen der Türkischen Flotte auf dieser Rhede (bey dem Cyssus der Alten, wo einst die Römer des Antiochus Flotte besiegten) ohne Plan durch Zufall und eigene Noth gezwungen worden, weil sich Spiritow's Admiralschiff, welchem das Steuer weggeschossen war, nicht mehr retten konnte, und von der Mannschaft selbst in Brand gesteckt werden musste, wird hier wieder in Erinnerung gebracht. — Die Zeichnung bey Pococke von „Homers Schule“ auf *Chio* muss nach S. 326. sehr unrichtig seyn, da sie selbst Dallaway's Patriotismus nicht rechtfertigen kann. — Die Reise geht über Smyrna rückwärts nach *Pergamus* und die verschüttete Gold- und Silberminen von *Nymphäum*, auf die Insel *Mitylene* (Lesbos) und endlich nach *Alexandria Troas*, jetzt *Eski Stambul*, wo nach so vielen neuen Nachforschungen und Widersprüchen man vom Vf. unpartheyisch genaue Untersuchungen der streitigen Punkte wünscht, aber vergeblich sucht. Seinem Riss von Troas ist nicht einmal eine Scala, und eine Bezeichnung der Himmelsgegenden beygefügt. „Eine Reihe von fünf Hügeln an dem entfernten Horizont hin, sagt das Original S. 340., ist mehr als irgend ein anderer Beweis fähig, uns von dem Trojanischen Krieg zu vergewissern.“ Was können denn diese Hügel beweisen, welche nichts von uralten Ueberresten in und an sich haben, und mehr nicht sind, als was der antiquarische Reisende daraus macht? So viel als die *Scaea porta*, welche D. bey dem Hügel von Bunarbaschi dort geradezu hinzeichnen liess? Durch dergleichen Data, und dann durch blosse Versicherungen von der topographischen Genauigkeit der Iliade ist *Bryant* nicht zu widerlegen, auch wenn jeder Reisende neue „*tumuli*“ entdeckt, sie zu Grabhügeln umschafft, und ihnen nach Belieben die Namen homerischer Helden beylegt. Selbst nach den neuesten Forschungen in der Reise nach Troas oder Gemälde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustand von *Lechevalier*, nach dem Französischen frey bearbeitet vom Professor *Lenz* (Altenburg 1800.) hat man noch keine anders als nach dem Augenmaass entworfene Karte von Troas s. Allg. geo-

geographifche Ephemeriden im Decemb. 1800. S. 404. und doch wird aus dem genauften Zufammentreffen der Topographie in der Iliade mit der jetzigen Lokalität argumentirt, dafs fich jener alte Dichter (oder jenes Dichterchor?) zwar in der Gefchichte dichterifche Freyheiten erlaubt habe, aber in den Ortsbeftimmungen äufserft genau gewefen fey, und fich an die noch vorhandenen Situationen völlig anfchliesse. Wohl mag man zur Schutzwehr für folche Argumentationen die Stelle des Plinius wählen: *Reverere gloriam veterem et hanc ipsam fenectutem, quae in homine venerabilis, in urbibus* (oder gar *in qualibuscunque urbium veftigiis!*) *facra eft. Sit apud te honor antiquitati, fit ingentibus factis, fit fabulis quoque. Nihil ex cujusquam dignitate, nihil ex libertate, nihil etiam ex jactatione decerpferis. Epp. L. 8. ep. 24.* Wie? wenn vieles, was man für Refte des uralten Troja hält, fich durch die Notiz auflösste, welche *D.* am Schlufs feiner Beobachtungen im XXIII. Abfchn. nur wie verloren hinwirft: dafs nämlich K. Conftantin, ehe er Conftantinopel bauete, zwifchen dem neuen Ilium (Alexanders) und dem ältern (welches *D.* immer Troja nennt) den Umkreis zu feiner Hauptftadt abgefteckt, und bereits manche Thürme und Mauern erbaut hatte, welche man, nach den Byzantinifchen Schriftftellern, von der See her fehen konnte. Wenigftens gehört eine grofse Dofis von Glauben dazu, wenn man mit *D.* (S. 349. im Original — denn der Ueberfetzer hat hier überflüffige Zufatze fich erlaubt!) fagen will: „die (fogenannten) *Grabhügel* zwifchen dem Rhäteifchen und Sigeifchen Vorgebirg und die *Vorpoften* (!) des griechifchen Lagers feyen von allen Beweifen, welche *Lechevalier* angegeben, für die genugthuendften zu halten." In einer Gegend, wo fchon unter Alexander und alsdann unter den Römern fehr bevölkerte und begünftigte Städte angelegt worden find, und wo man fogar vor 14 Jahrhunderten den Anfang gemacht hatte, eine grofse Stadt zu bauen, will man noch Hügel und Vorpoften erkennen von einem Lager, welches wenigftens noch 16 Jahrhunderte früher dort geftanden haben foll? Rec. wundert fich, dafs man nicht, wie von der Arche Noah, noch Ueberrefte von den griechifchen Barken entdeckt hat. — Von Kumkaleh, dem Landungsplatz bey Ilium, fuhr *D.* in vier Stunden nach *Tenedos* hinüber. — Nach der Zurückkunft in Conftantinopel folgen noch Abfchnitte von *der griechifchen und armenifchen Kirche*, und etwas von *Türkifcher Literatur.* Juden und Armenianer haben noch *Druckereyen* zu Conftantinopel. Als erfter Druck von jenen wird angezeigt ein hebräifches Lexicon von 1488. (S. 383.) 1646. wurde der Pentateuch hebräifch, chaldäifch, perfifch und arabifch gedruckt. Das erfte Jahr der *Türkifchen Druckerey* ift 1726. In einer dort gedruckten Geographie von Weftindien kommt eine Infel *Wak Wak* vor, wo die fchönften Mädchen auf den Bäumen wachfen, nur aber etwa durch Sturm oder Schiffbruch Männer anlanden. Wird durch diefe allzu feltene Ankömmlinge eine folche niedliche Baumfrucht gepflückt, fo duftet fie zwar die lieblichften Gerüche, lebt aber höchftens noch zwey Tage. Auf alle Fälle ein intereffanter Mythos. — Der letzte Türkifche Druck ift die *Osmanifche Gefchichte bis auf Abdulhamid* herab. Ihr Vf. ift Rafchid Effendi. Im Druck wurde fie zwifchen 1784 und 1788 fertig. Hat fie wohl *D.* in feiner Gefchichte der Osmanen, welche gleiche Ausdehnung hat, benutzt? — Im letzten Abfchnitt befchreibt *D.* das *Neugriechifche*, die Ῥωμαικα, im Gegenfatz gegen das Altgriechifche, die Ἑλληνικα, nebft einigem von den Eigenthümlichkeiten der Neugriechen. Auch einige *neugriechifche Lieder* werden hier, nach ihrer Ausfprache, mitgetheilt.

Durch Druckfehler ift die Ueberfetzung fehr entftellt. So fteht S. 2. Gillius, ft. Gillies. S. 4. Läufter ft. Cayfter. S. 11. D'Arrieux ft. d'Arvieux. S. 13. Toaderini ft. Toderini. Sandy ft. Sandys. S. 21. Drufa ft. Doufa. u. dgl. m. Der Ordnung hat zwar der Ueberfetzer bisweilen nachzuhelfen gefucht, im übrigen aber ift feine an fich lesbare Arbeit fo wenig genau, dafs man fie zu keiner eignen Prüfung des Inhalts mit einiger Sicherheit gebrauchen kann. Durch dergleichen Ueberfetzungen erhält Deutfchland nicht den Vortheil, die Literatur anderer Nationen bey fich zu vereinigen, fondern blofs taufend Veranlaffungen zu Irrthümern und Mifsverftändniffen. Aus der Menge bedeutender Ueberfetzungsfehler nur folgende, die dem Rec. zunächft auffielen. Die *reicheren Griechen*, fagt *D. are, with every limited exception, only lefs ignorant than their mafters*, d. i. fie find, *mit Ausnahmen, welche fich von felbft verftehen, nur minder unwiffend*, als ihre *Beherrfcher*. Der Ueberf. „fie find *aufs höchfte nur etwas* weniger unwiffend als ihre *Herrn*." — Den *Baron Tott* charakterifirt *D.* in Lob und Tadel fehr fein. *The fprightly egotisms of B. de Tott, his apparent disregard of truth and his love of exciting furprife, have depreciated in the public eye the value of his fketches of that fingular nation, with which he was fo intimately converfant.* Der Ueberfetzer verwandelt diefs Urtheil in eine ungerechte Verurtheilung: „der B. v. T. hat durch... *feine wenige Wahrheitsliebe* (ft. feine *anfcheinende* Verachtung der Wahrheit)" u. f. w. S. 14. fchreibt *D.* dem *Sir James Porter obfervations replete with entertainment and good fenfe* zu; der Ueberfetzer *wichtige* (ft. wohl überlegte) unterhaltende Beobachtungen. S. 14. (der Ueberf. 15.) ift *a plan of examination practicable amongft a more polifhed people* nicht von Unterfuchungen zu erklären, welche unter einem cultivirteren Volke angeftellt werden *müffen*. Statt *müffen* (ft. *können*) hier das unentbehrliche Wort. S. 13. *Peter Gillius compiled two treatifes of antiquities.* Der Ueberf. S. 16. *P. G. fand* zwey Abh. — S. 20. *fpeak of it* (*the Seraglio*) *as a palace only, not as containing the fpace of a city within his Walls.* S. 26. der Ueberf. Ich betrachte es jetzt als einen Pallaft, *nicht als eine Stadt von Palläften* (ft. nicht in fofern es zugleich eine Stadt in feinen Mauern einfchliefst.) S. 44. *the Vifier now in office is likewife an old harmlefs man, fo that they may probably foon „be ftate-ftatues only."* S. 57. der Ueberf. „und fi war-

werden sie endlich *blosse Statisten* werden." (st. so dass sie wohl bald in ihren Sitzungen nichts als *Staatsstatuen* vorstellen werden.) S. 160. sagt der Uebers. von dem Seminarium für Dollmetscher bey der Pforte, *Giovani di lingua* genannnt: „Eine Einrichtung, *deren Redlichkeit* gute Früchte bringen muss." Wer kann hier Sinn finden? Soll etwa *Unredlichkeit* dabey vorgehen? Nein; der Vf. sagte: *a plan, which candour must allow to be replete with beneficial effects* und will also mit *Unpartheylichkeit* andeuten, dass ein ähnliches Institut auch für andere Gesandtschaften gut wäre. Mehrere von diesen Dollmetschern sprechen 7 bis 8 Sprachen fliesend. S. 175. lässt der Uebersetzer in einem Türkischen Pallast die Sonne durch *blecherne, polirte lange Strahlen sinnreich vorgestellt seyn.* So *sinnreich* ist seine Uebersetzung in tausend Stellen. Das Original sagt nämlich: *curiously represented;* nicht aber durch *blecherne Strahlen* (so toll ist selbst der Türke nicht) sondern: *by many luminated radiations on a large scale* d. i. mit vielen leuchtenden Strahlen an einer breiten Treppe.

Jena, b. Mauke: *Bourgoing's neue Reise durch Spanien* in den Jahren 1782—1793. *Dritter Band,* welcher Zusätze und Verbesserungen zu den zwey Ersten enthält, übersetzt mit Anmerkungen von *Chr. A. Fischer.* 1800. 359 S. 8.

Bourgoing's und *Fischers* Reisebeschreibungen liefern unstreitig die besten Nachrichten, welche wir über Spanien haben. Desto angenehmer muss es seyn, hier die Nachrichten des ersten mit den Anmerkungen des letzten zu lesen. *Bourgoing* urtheilt äusserst billig über die Spanier, und man kann ihm eher vorwerfen, dass er zu partheyisch für, als gegen sie, geschrieben habe, worin er gewiss eine seltene Ausnahme von seinen Landsleuten macht. Nach der Erscheinung seiner Schrift glaubte man in Paris, er suche wiederum Gesandter am spanischen Hofe zu werden, denn es war bekannt, dass Perignon schon längst die Gunst der Directoren verloren hatte; aber B. täuschte sich, man sandte Guillemardet nach Madrid, den einzigen bedeutenden Redner im Rath der Fünfhundert, um diesen zum Schweigen zu bringen. Das Original von *B's.* Reisen in der Hand, hat Rec. einen ansehnlichen Theil von Spanien durchreiset, und kann also die Richtigkeit seiner Urtheile im Ganzen bezeugen. Nur da findet man wohl eine kleine Abweichung, wo die Zierlichkeit einer Wendung einen etwas falschen Anstrich gab, oder wo der Vf. dem Reize nicht wiederstehen konnte, eine Anekdote zu erzählen, die oft mehr schliessen läst, als man soll. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände erlaubt nur einige Bemerkungen. *B.* sagt, man könne mit Relais zwar kostbar, aber schnell, reisen, und *Fischer* setzt hinzu, er habe dieses in seiner Abhandlung über die Arten in Spanien zu reisen nicht erwähnt, weil er sich keines Beyspiels erinnere. Rec. weiss ein paar Beyspiele, wo die Reise von Cadix nach Bayonne auf diese solche Art gemacht wurde, und muss *B.* beystimmen, dass sich vielleicht in keinem Lande so schnell reisen lasse. Nicht zu Vittoria allein, sondern auch zu Miranda del Ebro werden die Koffer der Reisenden durchsucht, und die erste Visitation bezieht sich auf die Provinz Abava, die zweyte auf Castilien. Die Biscayische Munterkeit herrscht zwar noch, besonders unter den Weibern zu Vittoria, aber das Lob, welches der Vf. diesem Orte giebt, rührt doch wohl von seiner persönlichen Stimmung her. Desto schlimmer, vielleicht zu schlimm kommt Burgos weg. Der Vf. bemüht sich zu zeigen, dass spanische Schafe in Frankreich gut gedeihen, und dass Spanien dabey nichts verlieren werde. Trotz seinen Bemühungen, wird ihm dieses kein Spanier glauben. Schade, dass weder *B.* noch *F.* die Intriguen aufdecken, welche zur Geistesverwirrung des unglücklichen Danbey, der mit Malaspina eine Reise um die Welt machte, und zum Arrest des letzten viel beytrugen. Rec. kennt einige von diesen Intriganten, doch ist ihm noch manches zu verwickelt. Spanien hatte 1787. 10,268,150 Seelen, und unter den Provinzen war Gallicien am meisten bevölkert, ungeachtet dieses Land in der traurigsten Verfassung ist. Aber der Grund dieser Bevölkerung liegt nicht am Boden; der nach B. aller *Cultur* fähig seyn soll, aber es wirklich nicht ist, noch an der Abschaffung der Mesta, sondern an den Auswanderungen der Einwohner. In grosen Haufen ziehen die fleissigen, guten Bewohner dieses Landes, nach andern Provinzen von Spanien, besonders aber nach Portugal, und kehren fast immer, wenn sie sich etwas erworben haben, in ihr Vaterland zurück, wo sie von dem, was sie sich ersparten, oft bequem leben. Dass, solcher Auswanderungen ungeachtet, ein Land sehr bevölkert seyn könne, ja dass dieses oft die Ursache der Bevölkerung sey, beweisen Auvergne in Frankreich und die Provinz Entre Douro è Minho in Portugal: die Gallicier, so wie die Nord-Portugiesen sind überdiess ein vortrefflicher Schlag von Menschen. *B's.* Nachrichten von der Spanischen Literatur haben durch den Uebersetzer sehr gewonnen. Vorzüglich interessant sind die Nachrichten, welche B. von manchen Ministern und andern Männern von Einfluss giebt, die er in seiner Lage genau konnte kennen lernen. Ueber Cabarrus muss Rec. noch folgendes hinzusetzen. Er ging im Winter 1797 als ausserordentlicher Gesandter nach Paris, nachdem Perignon zurückberufen war. Er missfiel sogleich den Directoren so sehr, dass man sogar sagte, er sey arretirt worden, gewiss aber ist es, dass er sogleich zurückberufen wurde, und dass man es in Spanien nicht wagte, ihn wieder am Hofe erscheinen zu lassen. Sobald die Sachen in Frankreich eine ganz andere Gestalt angenommen hatten, kehrte auch Cabarrus nach Madrid zurück, und wurde wiederum zu Geschäften gebraucht. Das Spanische Militär ist nach *B's.* Nachrichten, und wie der Augenschein lehrt, noch immer in einem schlechten Zustande. Rec. glaubt, dass der gemeine Soldat sich mit dem Portugiesischen nicht messen könne, doch mögen die Spanischen Officiere besser seyn. Die Nachrichten von der Verwaltung einiger

niger

niger Spanischer Colonien sind gleichfalls sehr interessant. Beyläufig lobt er die Behandlung der Negersklaven in den Spanischen Colonien. Rec., der viele Reisende, welche in Amerika gewesen waren, gesprochen hat, hörte einstimmig das Lob der Spanier in dieser Rücksicht. Sie behandeln unter allen Nationen die Negersklaven am menschlichsten. Ihnen folgen zunächst die Portugiesen, dann die Holländer, endlich die Engländer, welchen vormals die Franzosen nichts nachgaben. Die Nachrichten über die Anhänglichkeit der Spanier an ihr Kirchensystem enthalten manche lustige Anekdoten, die sich leicht vermehren liessen. Dogmatische und casuistische Schriften werden nirgends so allgemein gelesen als in Spanien; sogar Officiere sah Rec. sich damit beschäftigen. Was für ein Unterschied zwischen dem Spanier und dem gutmüthig toleranten und leichtsinnig religiösen Portugiesen! Ueber die schwimmenden Batterien, welche vor Gibraltar gebraucht wurden, findet man einige Nachrichten zur Entschuldigung Darçons, wie sich erwarten läſst. Darçon war zwar ein vortrefflicher Kopf, aber auch solche verrechnen sich. Ueber Valencia und Catalonien lieset man in diesen Zusätzen Nachrichten auf der letzten Reise des Vf. durch diese Länder gesammelt. Mit vollem Herzen unterschreibt Rec. den letzten Ausruf des Vf. wenn er auf die ganze Halbinsel ausgedehnt wird: O die Nation braucht nur geleitet zu werden, und ihre vortrefflichen Anlagen werden sich von selbst entwickeln!

SCHÖNE KÜNSTE.

Eisenach, b. Wittekind: *Die Winterabende am Kamin* von *Franke*. *Erstes Bändchen*. 1801. 208 S. 8. (12 gr.)

„Diese Erzählungen (sagt der Vf. im Vorbericht) „sind Erzählungen aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben, die bey den langen Winterabenden, wenn der Wind heulte, und das Schneegestöber an die Fenster schlug, am wärmenden Kamin „von Freunden angehört wurden. Der Abend im Winter war zum Lesen bestimmt. Müde der vielen Ritter- und Geister-Geschichten entschloss ich mich, das, „was ich hin und wieder erzählt hatte, aufzusetzen, „und für den Druck zu bearbeiten. So entstanden „diese Winterabende am Kamin."

Um Verzeihung, Hr. *Frank!* Fast sollte man doch glauben, daſs sie etwas anders entstanden wären. Nicht das, was sie vorher selbst erst beobachtet, gehört, oder erfunden und Freunden bereits *erzählt*, sondern was sie selbst *gelesen* haben mochten, — das ward von Ihnen nicht etwa *erst zum Druck bearbeitet*, sondern *vom schon Gedruckten abgeschrieben*, und höchst überflüſsig dem Druck von neuem übergeben; nicht über Ihr Eigenthum haben Sie hier, sondern über *fremdes*, geschaltet. Diese Anklage klingt hart; aber man nehme nur *Starkens Gemälde aus dem häuslichen Leben* zur Hand; man vergleiche aus deren IIIten Theile die *beiden Alten* mit der hier so gefirmelten *belohnten Tugend*, S. 114. aus dem IVten Bändchen die *Hochzeitfeyer und den jungen Wanderer*, hier umgetauft in *eine Hochzeit, wie wenige gefeyert werden*, und die *unerwartete Freude* (S. 131. und 144.): so wird man alsbald das *Corpus delicti* finden; wird finden, daſs in diesen drey Erzählungen dem Hn. Frank auch nicht ein einziger Zug eigenthümlich gehört; daſs er die ganze Reihe der Begebenheiten und Aeusserungen dort schaamlos raubte, ja daſs er oft ganze Perioden wörtlich abschrieb. Die *Schramme im Gesicht und Händen* S. 151. und der *Geburtstag* S. 173. sind nicht ganz so buchstäblich, doch gleich unverkennbar, aus der IIten Starkischen Sammlung entwendet worden.

Nachzuforschen, woher die andern Stücke abgeschrieben wurden, fand Rec. nicht erst nöthig. Daſs sie es sind, zeigt schon die auffallende Ungleichheit ihres Stils, und der so eben geführte fünffache Beweis. Der Grundsatz der bürgerlichen Gerechtigkeit: diejenige Kiste mit Waaren, wo mehrere offenbar geraubte Artikel sich vorfinden, so lange als *verfallen* zu betrachten, bis das Eigenthum der übrigen erwiesen wird, ist billig auch auf die literarische Gerichtspflege zu übertragen. Augenscheinlich aber ist, daſs Hr. *Fr.* nicht alle Stücke von noch so guten Autoren, als *Starke* ist, erborgt habe. Denn der *zweyte* Auffatz, *Träumereyen* betitelt, ist ein so zusammengeflicktes, schaales, wahrscheinlich aus einem Pseudo-Robinson entlehntes Machwerk, daſs wir uns kaum erinnern, je etwas elenderes gelesen zu haben. Uebrigens ist wohl kein Zweifel, daſs ein Plagiat *dieser* Art selbst dem Nachdruck noch an Nichtswürdigkeit vorangehe. Der Nachdrucker gesteht wenigstens aufrichtig, daſs er mit fremden Gute sich behänge; und kann allerdings zur gröſsern Celebrität des Beraubten etwas beytragen. Aber ein solcher — Herausgeber spielt den Räuber und den Heuchler zu gleicher Zeit, und kann doch wohl zuweilen den wahren Vf. um die ihm gebührende Ehre, wenigstens hier und da, bringen.

* * *

Magdeburg, b. Keil: *Predigten für Familien zur Beförderung häuslicher Tugend und Zufriedenheit* von *C. G. Ribbeck*. 2te Sammlung. 1800. 192 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 320.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 16. März 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Wien, b. Camesina: *Preisfrage: ist die Durchbohrung der Hirnschale bey Kopfverletzungen nothwendig oder nicht? wann und wo ist sie es, und in welchem Verhältnisse steht diese Operation mit dem glücklichem oder unglücklichen Ausgange gedachter Verletzungen?* Beantwortet von *Jos. Louvrier*, Kaiserl. Stabs-Feldarzte.

2) Ebendaselbst: *Preisfrage: ist die Durchbohrung* u. s. f. beantwortet von *Christ. Ludw. Mursinna*, Preuss. Generalchirurg.

Beide zusammen unter dem Titel:

Abhandlungen über die Durchbohrung des Schädels (Trepanatio cranii) als Beantwortung einer von der K. K. Josephinischen medic. chirurg. Akademie zu Wien im Jahre 1798. aufgestellten Preisfrage. Gekrönt 1799—1800. 107 S. 4. (1 Rthlr.)

Es ist unstreitig ein sehr preiswürdiger Gegenstand, welchen die Josephinische Akademie hier zu ihrer Aufgabe gewählt hat, weil er von äusserster Wichtigkeit, noch sehr streitig ist, und der unselige Krieg gerade wieder eine Menge zur Prüfung derselben dienender Fälle geliefert hat. Besonders ist die erste Beantwortungsschrift, welcher die Akademie auch den ersten Preis zuerkennt, des Preises würdig. Bekanntlich haben *Richter*, *Schmucker* und *Desault* den Gebrauch des Trepans sehr eingeschränkt, und seit Kurzem schien es sogar Mode zu werden, mit Bekanntmachung solcher Kopfverletzungen, die ohne Trepanation geheilt wurden, oder vielmehr heilten, den Heilkräften der Natur seine Ehrerbietung bezeigen zu wollen. Schon *Quesnay* sagte sehr richtig, dass dergleichen Beobachtungen einen sehr seichten Nutzen haben, weil sie durch ungleich zahlreichere und wichtigere Beobachtungen widerlegt werden, nur Kinder des Zufalls sind, die ganz von der Regel abweichen, so ausser der Ordnung und so schwer zu bestimmen sind, dass man sie nicht einmal als Ausnahmen betrachten kann. Diese Preisschriften sind jenen Grundsätzen nun so entgegengesetzt, dass sie in diesem Kapitel der Chirurgie eine neue Epoche machen.

Herr *Louvrier* hat seine Beantwortung philosophischer geordnet, als, wie der erste Blick zeigt, die Aufgabe selbst gestellt war. Im *ersten* Abschnitte handelt er von den *Bedingungen, welche das Verhältniss der Trepanation zu ihrem Erfolge bestimmen; im zweyten von den Bestimmungsgründen der Trepanation nach Verschiedenheit des Verletzungszustandes, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Zeit ihrer Anwendung.* Das dritte Hauptstück im ersten Abschnitte ist der Angel, um welchen sich die ganze Beantwortung dreht, nämlich eine Widerlegung des als Norm aufgestellten Lehrsatzes, erst bey Erscheinung der Zufälle die Trepanation vorzunehmen. In diesem späten Zeitraume kommt die Hülfe fast immer zu spät, und so ist die Befolgung dieser Norm nicht nur oft die Ursache des tödlichen Ausganges solcher Fälle, sondern auch die Ursache des Rufes von grosser Gefährlichkeit, in welchen die ganze Operation gerathen ist. Von 20 Kranken, die der Vf. wegen Hirnschalbrüche *vor* Erscheinung schlimmer Zufälle trepanirte, starb ihm auch nicht einer, obgleich sich mehrere von ihnen in ungünstigen Umständen befanden, z. B. auf offenen Schiffen bey schlechtem Wetter, und wieder auf schlechten Wägen über Felsenstrasen transportirt werden mussten. (Etwas zu sicher scheint der Vf. doch die Operation zu machen. So giebt er an, dass es der ungewandtesten Hand unmöglich würde, auser der Gegend der Suturen die harte Hirnhaut mit dem Trepan zu verletzen, weil sie durch die angewandte Gewalt schon vorher abgetrennt sey. Wenn man aber, wie der Vf. will, auch bey sehr leichten Kopfverletzungen trepaniren soll: so dürfte man doch wohl manchmal auf Fälle stossen, wo diese Abtrennung der Hirnhaut nicht eingetreten wäre. Sollte ferner nicht auch die mit dem Trepaniren verbundene Erschütterung auf das geschwächte Gehirn manchmal nachtheilig wirken? So wenig solche Umstände bey *wirklich vorhandener* Nothwendigkeit der Operation in Betracht kommen dürfen: so sind sie doch bey einer nur *möglich entfernten* Nothwendigkeit derselben beherzigungswerth.) — Nach diesen Grundsätzen giebt es nun der im *zweyten* Abschnitte einzeln aufgeführten Fälle, welche die Trepanation erfodern, sehr viele. Auf der Stelle erfodern sie alle *Schädelbrüche*, deren Ränder nicht weit genug von einander stehen, dass die Feuchtigkeiten ungehindert ausfliessen und vorhandene Splitter herausgenommen werden können. Wenn sich ein Bruch über eine Sutur erstreckt, und nur an einer Seite derselben eine hinlänglich grosse Oeffnung ist: so muss sie an der andern Seite auch gemacht werden, und zwar durch den Trepan. Der Vf. trepanirte alle eindringenden Hirnschalbrüche und Eindrückungen auf der Stelle, und fand immer Nebenverletzungen, immer die harte Hirnhaut unter denselben mehr oder weniger abgerissen, nicht selten Ergiesungen, am östersten aber ganz oder halbabgerissene Splitter der innern Tafel. Bey *Spalten* ist schnel-

schnelle Trepanation noch nöthiger, weil sie gar keine Oeffnung geben, eben so in diesem Falle die *Schedelbrüche mit Eindruck*, auch bey Kindern, wenn sie in der Gegend der grossen Blutbehälter sind. Ferner bey allen *eindringenden Hiebwunden im Felde*, wo sie meistens durch stumpfe Säbel beygebracht, und deshalb mit Zersplitterungen der innern Tafel verbunden sind. Eben so bey *Stichwunden des Schädels und Schusswunden des Kopfes*, wenn auch bey letzten der Schedel nicht sichtlich verletzt, sondern nur entblösst ist. Für die spätere Trepanation stellt er als Gesetz auf, dass bey allen übrigen Kopfverletzungen, wo die Hirnschale weder gebrochen noch eingedrückt, weder durchstochen noch durchhauen ist, nur dann zur Trepanation geschritten werden könne, wenn Zufälle von innerer Verletzung entstehen. — Die meisten Sätze hat der Vf. mit Fällen aus seiner eigenen Erfahrung belegt. Hierzu gab freylich die Militärpraxis viel Gelegenheit. Wenn aber diese Sätze auch allgemein angenommen werden sollten: so werden sie doch schweren Eingang in die Civilpraxis finden, indess doch jetzt schon viel Einfluss auf die Behandlung gerichtlicher Fälle haben müssen.

Herr *Mursinna* hat den Gegenstand oberflächlicher behandelt, äussert aber in allen wesentlichen Punkten ganz dieselben Grundsätze, ebenfalls nach vielfältiger Erfahrung, hält auch die Trepanation an sich für immer ganz unschädlich u. s. f. Eigenthümlich oder von L. abweichend hat Rec. blos folgendes gefunden. Als ein besonderes Kennzeichen des Druckes auf das Hirn fand er immer eine besondere Steifheit des Halses, als wenn der Kopf an den Rumpf genagelt wäre. Auf dieses Zeichen hin trepanirte er immer, und fand immer Extravasat oder Eiter. — Wenn man die Pyramide nicht gebrauchen kann, giebt er der Krone dadurch einen festen Gang, dass er sie anfangs in einem sie genau umfassenden Ringe von Horn oder Pappe umherführt. — Sehr zweckmässig stellt er gleich zu Anfange die allgemeinen Indicationen zur Trepanation auf. — Ganz abweichend sind beide in ihrer Meynung über die Nothwendigkeit, Depressionen bey Kindern zu trepaniren. *Louvr.* ist der Meynung, dass bey ihnen die Trepanation nie auf der Stelle nöthig wäre, und selten späterhin, weil sich die eingedrückte Stelle immer von selbst wieder höbe, oder das Gehirn sich an den Eindruck gewöhnte, (die Erfahrung zeigt diess nur *oft*, aber gar nicht *immer*), selten ein Bruch zugleich da sey, und die innere Tafel nicht so leicht bey ihnen absplitterte. In manchen Fällen würde man mit dem *Tire-fond* die Stelle wieder in die Höhe bringen können, und wenn eine Oeffnung wirklich nöthig geworden sey: so würde er sie, nach *Theden*, mit einem Stückchen Glase und einer Scheere machen. — *Mursinna* hingegen will auch die Depressionen der Kinder trepaniren, weil nach seinen besonderen Beobachtungen der Kinderschedel schon weit härter sey, als man gemeiniglich glaubt. Das Abschaben des Knochenstücks durch Glas scheint ihm ein kindischer Vorschlag zu seyn, und er sieht den Nutzen desselben nicht ein, da man weit leichter, sicherer und geschwinder das niedergedrückte Knochenstück durch den Trepan fortschaffen könne. (Die erste Methode hat den in die Augen springenden Nutzen und Vorzug, dass man durch sie das niedergedrückte Stück fortschafft mit geringerem Verluste an Schädelsubstanz, und geringerer Entblössung der Hirnhäute.)

Jedem denkenden Wundarzte muss der Widerspruch sehr auffallend seyn, in welchem unsere Hauptschriftsteller über die Anwendung einer andern Classe von Mitteln bey Kopfverletzungen unter einander stehen, nämlich über die Anwendung der *kalten und warmen* Umschläge. Möchte doch auch dieser Gegenstand aufs Neue untersucht werden!

1) FREYBERG, in der Craz. Buchh.: *Kurze Anweisung zur Kunst des Verbandes zum Gebrauche der jungen Wundärzte in den Militärhospitälern;* von *Lombard*, Oberwundarzte und Lehrer am militärischen Unterrichtshospital (e) zu Strasburg. Aus dem Französischen. 1800. 152 S. 8. (10 gr.)

2) Ebendaselbst: *Chirurgische Klinik in Bezug auf die Wunden, als Fortsetzung der kurzen Anleitung zur Kunst des Verbandes.* Von *Lombard*. Aus dem Französischen. 1800. 245 S. 8. (16 gr.)

Von Nr. 1. haben wir das Original gleich nach seiner Erscheinung in diesen Blättern angezeigt. Was die vorliegende Uebersetzung anlangt, so ist sie zwar, so viel wir sie verglichen haben, treu, aber zu steif.

Bey Nr. 2. muss man die Studirenden bedauern, die an einen solchen Lehrer verwiesen sind, und muss sich ärgern, dass auch für dieses elende Geschreibsel sich wenigstens Finger zum Uebersetzen fanden. Rec. erinnert sich lange nicht, ein in jeder Hinsicht so elendes Buch gelesen zu haben. Zuerst wird auf zwey Bogen viel darüber geschwetzt, dass man die äussern Heilmittel, Balsame etc. zu sehr vereinfacht habe, und dann ein Taschenbesteck beschrieben, in welchem sich z. B. auch eine spitze Sonde befindet, mit welcher man bey dem Bruchschnitte die Gedärme durchbohren soll, wenn sie von Luft zu sehr ausgedehnt sind. Dann sind die einfachen und complicirten Wunden im Allgemeinen und die des Kopfs, der Brust und des Unterleibes ins besondere abgehandelt, aber so, dass man sich immer um ein Jahrhundert zurückgesetzt glauben würde, wenn nicht der republikanische Stolz, und die ekelhaftesten Invectiven gegen die Engländer das wahre Zeitalter des Vf. oft genug wieder in das Gedächtniss riefen. In der Hoffnung, doch endlich auf interessante Bemerkungen zu stossen, wozu der Felddienst so viel Stoff gab, hat Rec. geduldig das Buch durchgelesen. Verwerfung der Bauchnath, Behandlung der Schusswunden mit erschlaffenden Mitteln, und in der Regel ohne Einschnitte, und Behandlung des Hospitalbrandes mit reizenden und nährenden Mitteln. Hier hat der geneigte Leser den ganzen Befund! Uebrigens ist das Ganze fast

ein Geschwätz der gröbsten Humoralpathologie. Der Vf. macht sich darüber lustig, dass die Entzündung von einem Nervenreize entstehen sollte, da sie doch ursprünglich aus der Verstopfung der Gefässe durch *dicke, erhitzte, brennende und vertrocknete Säfte entsteht. Diese versinken oft in eine brennende Ausartung, und entzünden, brennen und ätzen dann durch ihre glühenden, von selbst entstandenen, Bewegungen mit einer unbegreiflichen* (!) *Thätigkeit. Ihre Verschlimmerung steigt so hoch, dass sie die festen Theile angreifen und zerfressen, als wollten sie sich von ihnen ernähren, indessen sie nur auf ihre Zerstörung abzwecken.* (S. 88.) Nach dieser Probe wird man es sehr begreiflich finden, dass der Vf. auf die *englische Belehrung*, die Eiterung sey eine besondere Absonderung, tief herabsieht. Es wären ja die Gefässe verstopft, und so könnten sie nichts absondern; auch könnten ja (wenn man von Resorbtion keinen Begriff hat) die Höhlungen nur durch Zerschmelzung der festen Theile entstehen! Den *lügenhaften Entdeckungen der Engländer sollte man den Eingang in Frankreich versagen* (S. 92.) und an einer andern Stelle (S. 90.) eifert er gegen seine Collegen, *die den verbietenden Gesetzen zum Trotze ihre Weisheit aus englischen Magazinen nehmen!!* In den Theorieen der Engländer findet er die *Absicht*, Verwirrung hervorzubringen, und ruft dann aus: *Hier* (?) *unterscheidet man den liebevollen* (!) *und sanften* (!) *Charakter der Franzosen, und dort erkennt man die Härte und Missgunst englischer Art!!* Vollends ekelhaft ist es nun noch, das Gezänk des Vfs. mit französischen Recensenten *übersetzt* zu finden.

Nürnberg, b. Stein: *Juville's Abhandlung über die Bruchbänder und andere bey Gebährmuttersenkungen, Aftervorfällen, künstlichen Aftern und Unenthaltsamkeit* (?) *des Harns anwendbaren Verbänden.* Aus dem Französischen. Nebst einer Vorrede von Hn. Professor *Schreger*. 1800. XX. und 138 S. 8. (Mit 14 kolor. Kupfern 3 Rthlr., mit schwarzen 1 Rthlr. 12 gr.)

Einzelne Theile des schon 1786 erschienenen Originals sind zwar schon jedem deutschen Wundarzte durch die Aufnahme derselben in mehrere deutsche Schriften bekannt, indess, auffallend genug, fehlte uns noch eine Uebersetzung desselben. Bey der Wichtigkeit des Werks ist diese eine verdienstliche Arbeit. Wo der Vf. zu weitschweifig ist, sind zweckmässige Abkürzungen gemacht. — Die lückenhafte Geschichte der Bruchbänder hat der Uebersetzer in einem Anhange vervollständigt. (Eben so sehr hätte das sehr kurze Kapitel von den Mutterkränzen diess verdient.) In der Vorrede theilt Hr. *Schreger* einige Fälle mit, in welchen die Kranken nur ein Bruchband vertrugen, dessen Pelote nach *Juville's* Art bloss auf den weichen Theilen ruhte. Ferner einige Einwürfe gegen *J's.* Nabelbruchband, mit einem sehr lehrreichen Falle, in welchem der Vf. vorzüglich durch ein Schnürleibchen dem Kranken half, der vergeblich eine Menge Nabelbruchbänder gebraucht hatte. — Die Kupfer sind äusserst sauber, sehr gut ist aber, dass auch schwarze Abdrücke geliefert werden, die eben so deutlich sind, und Manchem das Anschaffen des Buchs erleichtern werden.

PHILOLOGIE.

Hamburg, b. Villaume: *Holsteinisches Idiotikon*, ein Beytrag zur Volkssittengeschichte; oder Sammlung plattdeutscher alter und neugebildeter Worte (Wörter) Wortformen, Redensarten, Volk(s)-Witzes, Sprüchwörter, — Gebräuche, Spiele, Feste der alten und neuen Holsteiner. Mit Holzschnitten. Erster Theil — von *Johann Friedrich Schütze*, Kön. Dän. Kanzley-Secretär. 1800. XXIV. u. 342 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ein löbliches Unternehmen, und bis auf wenige Ausnahmen, auch gut ausgeführt. Holstein, sowohl das eigentliche, als mit dem Inbegriff Schleswigs, verdiente wohl ein eigenes Idiotikon, und das mehr umfasste, als das übrigens so fleissig ausgearbeitete Richeysche von Hamburg. Das gegenwärtige gewinnt sogar von der Seite der Vollständigkeit in Vergleichung mit dem schätzbaren und gelehrten Bremisch-Niedersächsischen, die Geschichte der Volksgebräuche ungerechnet; ausser dass letztes die Ausdrücke aus Urkunden mitnimmt. In der lesenswerthen Einleitung sind uns jedoch folgende Stellen aufgefallen. Die Benennung *Sassen* und das *Sassische* S. IV. und V. gehört vielleicht unter die Modewörter, scheint uns aber doch nicht zu den nachahmungswürdigen Neuheiten zu gehören. Man mag ja wohl an den Ufern der Ostsee sich ihrer bedienen, aber es ist sicher nicht die ursprüngliche, sondern bloss die aus einer nachlässigen Aussprache entstandene. Wäre das Gegentheil wahr: so würden die Sachsen aus dem fünften Jahrhundert nicht in England die Namen der Provinzen *Essex*, *Sussex*, *Middlesex* u. s. w. als Denkmale ihres Volksnamens hinterlassen haben. Und was die *barbarische* Mundart und *unreinere* Sprache der Oberdeutschen betrifft: so gehört das eben nicht zum ächten Patriotismus, wenn man fremde Dialecte mit Sarkasmen belegt. Das Wahre an der Sache ist der Mangel an Cultur, den die südliche und südöstliche Sprache Deutschlands in gewissen Perioden erlitten hat. Einen Beweis ihrer Bildungsfähigkeit giebt die feine und zärtliche Sprache der schwäbischen Minnesinger. — Wohl verdiente das Niedersächsische wieder zur Schriftsprache erhoben zu werden, die sie ehmals war; nur ist es nicht wahrscheinlich, dass es je geschehen werde, da man immer mehr sich vor Erlernung mehrerer Sprachen scheut. — Gleich einseitig und etwas selbstisch schien uns S. XVIII. der Ausfall auf die sogenannten *gelehrten Wort- und Wurzelgrübler* unter den grossen Sprachkundigen, und ihre Zeit- und Papierverschwendung. Wir erinnern uns aus dem 17ten Jahrhundert eines *Franz Junius* und *Stjernhjelms* und aus dem 18ten *Wachters* und *Ihre's*, denen diess allenfalls gelten könnte. Allein unter ihnen

ren Dialect- und Sprach-Vergleichungen wird wenig Brauchbares seyn. Haben sie deutschen Wörtern lateinische und griechische zur Seite gestellt: so sind es ja bloss Vergleichungen solcher Wörter, die von einem Stamme abgeleitet sind. Sie hätten ihnen immer auch noch slavische, lettische u. dgl. zur Seite stellen können und sollen, da ihre Tendenz, Aufsuchung und Beweis von Sprachen-Harmonie war, nur Sprachen, wie das Hebräische ausgenommen, das nicht allein von einem fremden Hauptstamme ist, sondern auch bey seiner Armuth an Wurzeln und deren Vieldeutigkeit die Herleitungen aus ihm zur Spielerey machen kann. Dass Hr. *S.* in solchen Vergleichungen sparsamer war, als jene Gelehrten, verdenken wir ihm keinesweges, in so fern er das Abschreiben oft gesagter Dinge vermied. Er hätte sich aber gleichwohl hier und da zur Wurzelklauberey ein wenig herablassen können, und so würde er z. B. nicht S. 3. *Alheid*, *Adelheid* von *all*, vielgeltend, hergeleitet, und gefunden haben, dass *Brud* schon im Angelsächs. und Altsächs. *Gattin* bedeutete, und das *fix* nicht zum Engl. *to fix* sondern zu *fit*, fertig, geschickt, gehört und in ganz Deutschland selbst in Skandinavien das Synonym von *fertig* sey, und *hurtig* und *gewandt*, nicht fest, mannhaft, bedeute: ein Beweis, dass nicht selten die falsche Herleitung eines Worts auch auf die Angabe von dessen Bedeutung einwirkt. Der Ausdruck: *aus dem Ef Ef*, der auch im südlichern Deutschland gehört wird, stammt wohl aus der Sprache der Waarenfacturen, wo *fein-feine* Waare mit *ff* bezeichnet wird. So sind die angeführten Sprichwörter grösstentheils auch in Oberdeutschland zu Hause. Ueber die Ammenlieder und andere Reimlein, sollten auch einige darunter kaum der Stelle werth seyn, wollen wir den Vf. nicht schikaniren; es wäre Undank, seine Mühe des Sammelns zu verkennen. Sittenschilderungen fodern auch kleine Züge, um naturgemäss zu seyn. Wer ein interessantes Beyspiel der Volksgebräuche lesen will, der schlage das Wort *Brud* nach, wo die Hochzeiten der (überhaupt in Sprache und Sitten originellen) Dithmarsen beschrieben werden.

* * *

Halle, in der Waisenhausbuchh.: *Fibel zum Gebrauch beym ersten Unterricht der Kinder.* 4te Aufl. 1te Hälfte. 1800. 48 S. 8. (1 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 377.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Straubing*, b. Reitmayr: *Selim der Perser*, ein Gemälde für Krieger und Helden, von Dr. *Procklich.* 1800. 72 S. 8. Welche sonderbare, unglaublich vielfache Kraft manche unserer Schriftsteller ihren Geisteskindern mitzutheilen glauben, davon giebt Hr. D. *Procklich* ein Beyspiel. Er schliesst sein Büchlein mit folgender Anrede: „Lernt, *edle Jünglinge*, „aus dieser Geschichte die grosse Wahrheit, dass Tugend und „Religion die besten Mittel sind, euch die Gunst der Grossen „zu erwerben (!!??), eure Wohlfahrt zu befördern, und auch „im Soldatenstande euer Glück zu machen. Lernet, *vornehme* „*Väter*, aus dem Beyspiele des Vaters des *Selim* die wichtige „Pflicht, euern Söhnen, eh ihr sie in den Soldatenstand treten „lasset, eine gute Erziehung zu geben, für die Bildung ihres „Verstandes und ihres Herzens zu sorgen. Ein geschickter, tugendhafter und wohlerzogner Jüngling wird in jedem Stande „besser, als ein Ungebildeter fortkommen." „Lernet, ihr *Lehrer der Jugend*, von einem würdigen Zarim die vortreffliche „Kunst, bey dem Unterrichte und bey der Erziehung junger „Leute, die Religion zum Grunde zu legen, und ihr Herz eben „so sorgfältig, als ihren Verstand zu bearbeiten! Die grösseste „Geschicklichkeit ist ohne Religion ein Gebäude ohne Grund, „eine zerbrechliche Stütze, auf welche man sich nie sicher lehnen kann. Lernet ihr *Mächtigen der Erde* — doch ich bin „zu klein, den Grossen, den Mächtigen Lehren zu geben. Aber „Mehudah, der liebenswürdige Prinz mag ihnen durch sein Beyspiel Weisheit predigen." Nun wahrhaftig, wenn die edlen Jünglinge, die vornehmen Väter, die Lehrer der Jugend, die Mächtigen der Erde, alles diess aus einer Erzählung von ungefähr siebzig Seiten lernen sollen: so muss diese letzte nicht nur eine rechte Quintessenz des Schönen, Guten und Gerechten enthalten; sondern sie muss auch das Schöne, Gute und Gerechte so anschauend, so lebhaft darstellen, dass man sich eine starke Wirkung davon versprechen kann. Aber leider! ist dies der Fall hier gar nicht. — Der liebe Selim, von dem vortrefflichen Zarim erzogen, ist, wie er beym Heere eintrifft, im Regiment seines Grossvaters eine der niedrigsten Stellen sich wählt, gegen Zweykampf (Zweykampf bey den Orientalern!) Beraubung des Landmanns, Plünderung der Gefangenen, harte Behandlung der Feinde u. s. w. eifert, ein sehr mittelmässiger Schwätzer; und wird dann, als er in die Nähe des Prinzen Mehudah kömmt, sogar zuweilen ein Schmeichler, der den Fürsten dann anbeten will, (S. 52.) wenn er weiter nichts als seine eigentlichste Pflicht erfüllt. Die Prüfungen, in welche er ihn führt, sind so unbedeutend als möglich; und an eine ordentliche Verwicklung ist nirgends auch nur zu denken. — Von Stil und von der Haltung zeuge die Stelle, (S. 17.) die in dem Munde eines Persers sich sonderbar ausnimmt. „Was für ein „unerträgliches Geschöpf ist ein wilder Mann, dessen Umgang „jeder flieht! Wie sehr verehret man dagegen einen Helden, „welcher die Tugend in der *Schule des Höchsten*, die Tapferkeit von dem *Mars* gelernet, und die Weisheit aus den Brüsten der *Minerva* gesogen hat." — Wer der grosse und mächtige König in den abendländischen Gegenden ist, dem (S. 53.) ein so ungeheures Lob gleichsam mit den Haaren herbeygezogen wird, dessen Kenntnisse im Umfange so unglaublich gross, dessen Weisheit ohne Beyspiel seyn soll; ja der nicht einmal ein blosser Sterblicher seyn kann — das haben wir vergebens zu entziffern gesucht. Es ist doch wahrlich schlimm, wenn die Schmeichler ihre Götzen so übermässig beräuchern, dass man endlich vor den Weyrauch-Wolken das ganze Bild nicht einmal sehen und erkennen kann!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. März 1801.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin: *Ueber Hofedienste der Unterthanen auf dem Lande und deren Abschaffung.* Hauptsächlich in Beziehung auf die preussische Staaten, von *J. D. Nicolai.* 1799. 46 S. 8.

2) Berlin, gedr. b. Schmidt: *Auch etwas über Hofedienste der Unterthanen auf dem Lande, und deren Abschaffung.* Auf Veranlassung der in den Jahrbüchern der preussischen Monarchie über diesen Gegenstand eingerückten Abhandlung, von *v. Geist*, sonst *v. Beeren* genannt, auf Gross-Beeren. 1800. 156 S. 8.

Die erste, vorher bereits in den Jahrbüchern der preussischen Monarchie abgedruckte, Schrift zeichnet sich durch einen ruhigen unpartheyischen Ton aus, der zum Vorbilde bey jeder Beleuchtung einer Streitfrage dienen sollte. Der Vf. hält die Mittelstrase zwischen den blosen Theoretikern, die alles reformiren wollen, ohne die damit verknüpften Schwierigkeiten erwogen zu haben, und denen, die aus *esprit de corps* oder Vorurtheil, jeder Neuerung sich entgegen zu arbeiten, für Pflicht halten. Er kennt praktisch den Gegenstand, den er behandelt, stellt die grosen und unleugbaren Vortheile, die eine Aufhebung oder (wenigstens) Einschränkung der Hof-Dienste, vorzüglich der Gespann-Dienste, mit sich bringt, in ein helles Licht; erwähnt aber eben so unpartheyisch der grosen Schwierigkeiten, die mit dieser Reform verknüpft sind, und zeigt mit Sachkenntnis die Mittel, denselben auszuweichen.

Die zweyte Schrift soll eine Widerlegung der vorhergehenden Schrift seyn. Leider herrscht aber in derselben weder die Deutlichkeit noch der ruhige Ton, der jene charakterisirt. — Ob ein Mann, der selbst S. 63. von sich behauptet, dass er die traurige Erfahrung gemacht habe, dass der Bauernstand (also allgemein) der wahre Antipode der Weisheit, der eifrigste Verehrer der Arglist sey, ob ein Mann, der stets von zu groser Güte der Dienstberechtigten spricht, der es (S. 58.) bedauert, dass der Trägheit des Bauers nicht mehr durch körperliche Zurechtweisung, eine nothwendige Schwungkraft gegeben werde, ob ein solcher Mann eine entscheidende Stimme, über einen so wichtigen Gegenstand haben könne, muss Rec. der Beurtheilung des Publicums überlassen. Wie der Vf. die aus staatswirthschaftlichen Gründen gemachten Einwendungen gegen die Frohndienste beantwortet, mag folgende Stelle beweisen., S. 55. „Es ist unleugbar, dass die Zeit, welche durch den „Zug über Feld verloren geht, vortheilhafter an Ort „und Stelle ausgekauft werden könnte. Der Staat „würde durch die Arbeit gewinnen, und durch den „Verlust an geringerm Absatz von Schuhen, leinen „und wollenen Waaren u. s. w. vielleicht, und zum „Theil ganz gewiss mehr verlieren als gewinnen, „denn es ist beynahe unglaublich, wie viel Zeug durch „Frost und Regen vernichtet wird."

Berlin, b. Nicolai: *Handbuch zur praktischen Kenntniss des Zollwesens, der Zollverfassung und Zollgesetze von der Kurmark Brandenburg*, in alphabetischer Ordnung, von *Franz Brandenburg*, königl. preuss. Oberaccise- und Zoll-Rath. 1800. *Erster Abschnitt.* 86 S. *Zweyter Abschn.* 402 S. 8.

Dieses Buch enthält eine Uebersicht der Zoll-, Canal- und Schleussen-Gefälle, die auf den verschiedenen Land- und Wasser-Strassen in der Kurmark Brandenburg erhoben werden, und der Gesetze und Rescripte, die diese Zölle festgesetzt, oder irgend etwas in Ansehung derselben bestimmt haben. Dieses Repertorium gewährt um so mehr Nutzen, da es bisher sehr schwer, wo nicht unmöglich war, zu erfahren, was für Zollabgaben vorgeschrieben sind, da verschiedene Zoll-Tariffs vergriffen, andere aber nie gedruckt worden. In Ansehung der Bemerkungen über das Zollwesen überhaupt, ist der Vf. des Hn. *v. Ulmensteins* Geschichte der Zölle in Deutschland gefolgt; den Ursprung der verschiedenen Zölle in der Kurmark aber, und der damit verbundenen, so wie deren Verschiedenheit, hat er selbst gut und deutlich dargestellt.

Nur die Schwierigkeiten, die mit allgemeinen Reformen in der Erhebung der Abgaben verknüpft sind, können es erklären, dass in dem preussischen Staate, in dessen Finanz-Collegiis so aufgeklärte Männer sitzen, das besonders in der Kurmark sehr verwickelte, und schwer zu übersehende, Zoll-System nicht längst geändert und vereinfacht worden ist. Vorzüglich wäre dieses in Ansehung der, das innere Verkehr lähmenden, Binnen-Zölle zu wünschen, und zwar um so mehr, da von diesen Binnen-Zöllen eine Classe von Landbewohnern befreyt ist, die andere also, um mit jener, bey dem Verkauf ihrer Producte, Preis halten zu können, den Zoll-Betrag von dem Theil ihres Gewinnstes, der zu ihrem Unterhalt gehört, abgeben muss. Jedem Kaufmann wird es, bey der gegenwärtigen Verfassung, äusserst schwer, bey einer neuen Waaren-Versendung, einen Ueber-

schlag des Betrags der Stationsweise zu entrichtenden Zoll-Gefälle im voraus zu machen, oder die Differenz der verschiedenen Curse auszumitteln, und zwar um so mehr, da die nämliche Waare auf einem Curse nach Kisten und Oxhoften, auf dem andern nach Centnern oder Schiff-Pfunden verzollt wird. Dass auch die preussischen Staatsmänner dieses vollkommen fühlen, beweist die, in den neu erworbenen Ländern eingeführte, unendlich einfachere Zoll-Verfassung.

OEKONOMIE.

Hannover, in d. Ritscher. Buchh.: *Robert Smith's*, Rattenfängers im Dienste der weyland königl. grossbrittanischen Prinzessin Amalia, *Handbuch zur Vertreibung der schädlichen vierfüssigen und geflügelten Thiere.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. Nebst 8 Kupfertaf. 1800. 271 S. ohne Vorr. 8. (1 Rthlr.)

Ganz richtig bemerkt der Uebersetzer in der Vorrede, dass die Vertilgung der in der Oekonomie so schädlichen Thiere in Deutschland bloss Empirikern, die durch ihr ausgesetztes Gift oft schädlicher werden, als die Thiere, welche sie vertilgen wollen, überlassen ist, und er hat daher wohl gethan, diese Schrift, welche auf Erfahrung gegründete Fang- und Vertilgungsarten des sogenannten Ungeziefers und anderer schädlichen Thiere enthält, mit seinen Zusätzen bereichert, dem Publicum zu übergeben. Es kann sich aus derselben nun jeder, der dessen bedarf, selbst Raths erholen. Wir wollen hier das Merkwürdigste auszeichnen.

Beym *Fuchs* wird das Verfahren, ihn im Tellereisen zu fangen, welches Taf. I. abgebildet ist, und von dem gewöhnlichen darin abweicht, dass der Teller sehr klein ist, genau angegeben, auch Brocken mit Krähenaugen zu legen, und eine neue Witterung für einen männlichen Fuchs, wozu als Hauptingredienz die Mutter und die Eyerstöcke des weiblichen Fuchses genommen werden, zu machen gelehrt. — Von *verwilderten Hunden*, die die Schafe in den Horden anfallen, weiss man, so viel Rec. bekannt ist, in Deutschland nichts. Sollten sie irgendwo angetroffen werden: so sind sie gewiss, nach des Vfs. Methode, die Tellerfallen zu stellen und die Krähenaugen zu bereiten, zu fangen. — Die *wilden und verwilderten Katzen* fängt der Vf. in einer Art von hölzerner Klappfalle, deren Zurichtung beschrieben und abgebildet ist, welche mit Baldrianwurzel oder *Marum Verum* verwittert, zum Köder mit einigen Fischköpfen oder einem Hering behängt, und wobey ein Geschleppe von Bückingen bis zur Falle gemacht wird. — Den *Baummarder*, welcher in England sehr selten ist, will der Vf. auch in einer solchen Katzenfalle mit einem Vogel als Köder gefangen haben. — Den *Iltis* fängt der Vf. in eben dieser Klappfalle, oder in einer Tellerfalle, die man vor das mit Sand bestreute Loch, wo das Raubthier aus- und einschlüpft, stellt. — *Das grosse Wiesel*, das dem Hasen auf der Fährte wie ein Hund nachschleichen, ihm gelegentlich auf den Rücken springen, und das Blut aussaugen soll, wird auch in Kastenfallen gefangen. Eben so *das kleine Wiesel*. — Für die *Wanderratten* empfiehlt der Vf. einen Köder aus 1 Pfund guten Mehl, 6 Loth Syrop und 6 Tropfen Feldkümmel-Oel, wohl gemischt und mit 1 Pfund Brodkrumen vermengt; diess entweder in die Klappfallen gethan, dass sie sich fangen, oder mit drey klar gemachten Krähenaugen vermischt und in ihre Wege gelegt, dass sie davon fressen und sterben. Diess letzte wird auch gegen die *Hausratten*, *Hausmäuse* und *grosse Feldmäuse* gebraucht. — Wider den *Maulwurf* werden die bekannten Bügelfallen mit der Schlinge angerathen. — Dass die *kleine Feldmaus* (*Mus arvalis. Pall.*) nach S. 102. ein sehr unschuldiges Geschöpf sey, und keine Art von Getreide fresse, ist ungegründet; denn sie thut nicht nur im Winter an der grünen Saat grossen Schaden, sondern auch in der Aernte unter den Gelegen und Mandeln an den Halmen, und wühlt den ganzen Sommer durch ihre auf der Oberfläche hinstreichenden Gänge den Boden so hohl und locker, dass die Getreide- und Grasarten oft umfallen und verdorren. — Von der *Brandeule* wird S. 120. gesagt, dass sie junge Hasen und Kaninchen fange, und ihren Jungen vortrage; auch bemerkt, dass sie selten mehr als drey Viertheile von einem Thiere fresse, und die Hintertheile fast allezeit unberührt lasse, die man dann auch in den Nestern fände. — Die meisten *Raubvögel-* und *Rabenarten* fängt der Vf. mit zwey aufgestellten Tellerfallen, in deren Mitte ein angemessener *Köder* befestigt ist. Sie werden bedeckt und mit Buschwerk so versteckt, dass der Vogel mit den Fängen auf dieselbe kommen muss.

Von S. 132. fangen die Zusätze des Uebersetzers an, welche meist aus den *Bechsteinischen*, *Döbelschen* und *Leonhardischen* Schriften entlehnt sind und theils die Naturgeschichte, theils die verschiedenen in Deutschland bekannten Fangarten der oben erwähnten Raubthiere und Vögel betreffen, auch die Fangarten des *Steinmarders* und *Hamsters*, deren in der englischen Urschrift nicht erwähnt ist, noch beyfügen. Die neuere Fangart des Fuchses mit dem Lothringischen Eisen, welche Rec. selten hat glücken wollen, so wie der Raubvögel mit dem Habichtskorbe, ist aus *Leonhardi's* Jagdmagazin abgebildet. — Es ist gut und zweckmässig, dass der Uebersetzer alles diesen Gegenstand betreffende, aus andern Schriften hier zusammengestellt hat.

Weimar, a. K. d. Vfs.: *Forstbotanische Hefte. Erste* Abtheilung: Laubholzarten. *Erstes* Heft. Die Eichen. Herausgegeben von *Joh. Christoph Gottlob Weise*, herzogl. Weimarisch. Landfeldmesser. 1800. Ohne Dedication u. Subscribenten-Verzeichniss 16 S. fol. Mit 5 Kupfert. (1 Rthlr. 14 gr.)

Dieses Werk, das sich besonders durch seine Wohlfeilheit vor ähnlichen auszeichnet, ist jedem Forst-

mann und Liebhaber der Forstwissenschaft bestimmt, um nicht nur alle einheimischen und fremden Holzarten, die sowohl in Waldungen als in englischen Gärten angepflanzt zu werden verdienen, nach ihren Kennzeichen und Eigenschaften kennen zu lernen, sondern auch mit deren auf Natur und Erfahrung gegründeten Anbau bekannt zu werden.

In der Einleitung werden die allgemeinen Regeln der Holzzucht kürzlich angegeben, und hierauf in diesem ersten Hefte *siebenzehn Arten Eichen* nach Blüthen, Blättern, Rinde, Holz und Frucht, und nach ihrer Fortpflanzungsart beschrieben, und die nöthigen Abbildungen, auch bey den, dem blossen Auge undeutlichen, Befruchtungswerkzeugen vergrössert, angegeben. Die hier beschriebenen und abgebildeten Eichen sind: 1) Die *Traubeneiche* mit der feinblättrigen Varietät; 2) die *Stieleiche* mit der weisslichen Varietät; 3) die *kastanienblättrige Eiche;* 4) die *Scharlacheiche* mit der grossblättrigen Varietät; 5) die *weisse;* 6) *schwarze;* 7) *Wasser-Eiche;* 8) die *grossblättrige, schmalblättrige* und *kleinblättrige Weideneiche;* 9) die *rothe Sumpfeiche*, 10) die *Cerreiche;* 11) die *Speise-Eiche;* 12) die *Gallenzwergeiche;* 13) die *Knopereiche;* 14) die *schmalblättrige Stecheiche;* 15) die *Kermeseiche;* 16) *Korkeiche und* 17) *Lebenseiche*. Die ausgemalten Kupfertafeln sind ihrem Zwecke entsprechend, machen die Holzarten kenntlich genug, und sind so fein, als man es nur immer bey dem Preise dieser Hefte verlangen kann. Nach der Anzeige sollen jährlich *vier* solcher Hefte erscheinen. Wegen der Kürze der Beschreibungen, sowohl was die Naturgeschichte der Holzarten selbst, als insbesondere ihren Anbau betrifft, ist nöthig, dass inskünftige die *Hauptbücher* angeführt werden, in welchen der gewöhnlich mit der Forst-Literatur unbekannte Forstmann sich vollständigern Unterricht verschaffen kann. Uebrigens wünscht Rec., dass sich die Anzahl der Subscribenten zu einem so nützlichen Unternehmen vermehren möge. Bis jetzt enthält das Verzeichniss erst zwey und dreyssig Namen.

Berlin, b. Pauli: *Friedr. Aug. Ludw. von Burgsdorf*, königl. preuss. Geheimenraths, wirkl. Oberforstmeisters der Kurmark Brandenburg etc., *Versuch einer vollständigen Geschichte vorzüglicher Holzarten*, in systematischen Abhandlungen zur Erweiterung der Naturkunde und Forsthaushaltungswissenschaft. *Zweyter Theil. Die einheimischen und fremden Eichenarten. Zweyter und letzter Band.* Gebrauch, Schätzung und nachhaltige Bewirthschaftung. 1800. 344 S. 4. Mit Kupfern. (3 Rthlr.)

So wie sich alle *Burgsdorfischen* Schriften durch Gründlichkeit, Vollständigkeit, leichte Uebersicht und Deutlichkeit auszeichnen, so auch diese. Der Leser findet hier beym Nutz- und Werkholze nicht bloss alle Arten desselben, nebst Bearbeitung, Handgriffen und Verbrauch im Allgemeinen angezeigt und erklärt, sondern auch überdiess nach allen diesen Rubriken die Versilberungsart des Holzes nach preussischem Werthe, wodurch sich also für diejenigen, welche in diese Art der Holzbenutzung noch nicht so weit gedrungen sind, und wo also der Preis des Nutz- und Werkholzes mit dem Feuerholze noch nicht im gehörigen Verhältnisse steht, wie in jenen Staaten, die nöthigen Normen und Verbesserungen machen lassen. Da, wo dem Vf. die Benutzungsarten durch Worte nicht deutlich genug gemacht zu seyn schienen, hat er die nöthigen Abbildungen beygefügt, und da die Eichen die vorzüglichste Holzart zum Schiffbau ist: so sind nicht bloss alle dazu gehörigen Nutz- und Werkhölzer genau angegeben und erklärt, sondern auch noch überdiess die vollständigen Zeichnungen von ihrer Anwendung beygefügt. Eben so genau und vollständig sind alle Abschätzungs- und Bewirthschaftungsmethoden bey den Eichen, sie mögen rein oder vermischt, als Hochwald, Schlagholz, Unterbusch und Köpfholz, oder als Schlag- und Buschholz mit Oberholz vermischt stehen, angegeben, und alles mit den nöthigen Tabellen und Beyspielen erläutert: so dass man in diesem und dem vorhergehenden Bande die Naturgeschichte der Eichen nach allen theoretischen und praktischen Theilen für erschöpft ansehen kann. Zu wünschen ist es, dass wir bald die Fortsetzung dieses nützlichen Unternehmens in der vollständigen Geschichte der übrigen wichtigen Holzarten von dem Vf. in eben der Vorzüglichkeit erhalten mögen, wie wir sie nun von der Buche und Eiche besitzen. Um dem Leser eine Uebersicht von dem zu geben, was er in diesem Bande findet, wollen wir kürzlich den Hauptinhalt desselben mittheilen. Nachdem im ersten Bande die Naturbeschreibung der Eichen nebst den Regeln zum Anbau derselben gegeben worden: so wird hier in der *fünften Abhandlung* vom *Gebrauch der Eichen nach allen ihren Theilen* gehandelt. 1. Hauptst.: *Verwendung des Eichenholzes überhaupt.* 2. Hauptst.: *Nutzholz*, als von allen Arten des spaltigen, vom Schnitt-Nutzholze, vom Werk- und ganzen Bauholze, ganzem Stangen-Nutzholze, Gestell- und Geschirrholze, und vom Schnitzholze. 3. Hauptst.: *Feuerhölzer.* 4. Hauptst.: *Anwendung derselben.* 5. Hauptst.: *Gebrauch der Säfte und Rinde.* 6. Hauptst.: — *der Blätter.* 7. Hauptst.: — *der Blüthen, Früchte und Saamen.* 8. Hauptst.: — *der übrigen Nebendinge. Sechste Abhandlung: Von der Schätzung und nachhaltigen Bewirthschaftung der mancherley Eichenreviere.* 1. Hauptst.: *Schätzung der Eichenwälder*, und zwar der reinen Hochwälder, der reinen hohen Schlaghölzer, des reinen Buschholzes von 15—18 Jahren, der hohen Schlaghölzer mit Oberholz, eben so des Buschholzes, der Hochwälder mit andern Laubholzbäumen, mit Nadelhölzern, der gemischten Schlaghölzer mit Oberholz, eben so des gemischten Busches, des hohen Schlagholzes mit andern Laub-Oberholz, des Buschholzes mit andern Oberholz, der eichenen Kröpf- und Kopfhölzer. 2. Hauptst.: *Bewirthschaftung abgeschätzter Eichwälder*, als der reinen Hochwälder, der reinen Schlaghölzer u. s. w., in Rücksicht der Benutzung, des Anbaues und der Unterhaltung.

Berlin, b. Pauli: *Einleitung in die Dendrologie* oder systematischer Grundriss der Forst-Naturkunde und Naturgeschichte, von *Fr. A. L. von Burgsdorf*, zur Uebersicht und zum Leitfaden des Unterrichts in diesen Wissenschaften, als eine Beylage zum ersten Theil des Forsthandbuchs. 1800. (Enthält 12 Tabellen in Fol.) (16 gr.)

Ein, nach sehr verjüngtem Maasstabe angelegter, aber wohlgeordneter und reichhaltiger Leitfaden, welcher sowohl zum Lehren als Lernen, zum Vorbereiten, Wiederholen, und bey Prüfungen sehr brauchbar ist. Der erste Band des bekannten Forsthandbuchs des Vfs. dient ihm zum Commentar. Rec. hat weiter nichts nöthig, als zu versichern, dass die Uebersicht der Einleitung in die Naturkunde überhaupt und in die Pflanzenkunde insbesondere, aus jenem schon längst als zweckmässig anerkannten Werke durch diese mit logischer Genauigkeit verfertigten Tabellen sehr erleichtert ist, und den Inhalt derselben hier anzugeben. Die *erste Tabelle* enthält die Angabe und Charakterisirung des Atmosphärischen (nach *Werners* Annahme), Mineral-, Thier- und Gewächs-Reichs; die *zweyte* die Ansicht der Uebergänge jener Reiche, des einen in das andere; die *dritte* die Erklärung der Kennzeichen und der Eintheilung des Thier- und Gewächsreichs; die *vierte* die Kennzeichen und Eintheilung der ersten Gewächsfamilie, der Schwämme; die *fünfte* bis zur *zehnten* die Kennzeichen und Eintheilung der übrigen Gewächsfamilien, der Moose, Farrnkräuter, Gräser, Palmen und der Pflanzen, welche wieder in drey Ordnungen, in Kräuter, Staudengewächse und Holzarten eingetheilt werden; *die eilfte* Erklärung der Haupttheile der Pflanzen, also der Wurzel, des Krauts und der Blüthe; die *zwölfte* Skizze der Dendrologie.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Magazin für das Jagd- und Forstwesen* (vom Prof. *Leonhardi*). VII. Heft. S. 193—232. 4. mit illuminirten und schwarzen Kupfern. (1 Rthlr.)

I. *Anleitung zur Kohlenbrennerey.* Obgleich der Inhalt dieses Aufsatzes bekannt genug ist: so wird er doch denjenigen Forstmännern, denen die gewöhnlichen Schriften hierüber fehlen, willkommen und nützlich seyn. Er wird fortgesetzt; der Leser würde ihn aber gewiss lieber unzerstückelt wünschen, damit er nicht bey den folgenden Heften genöthigt wäre, des Zusammenhangs halber, die vorhergehenden auch wieder zu lesen. II. *Welcher wirklich wesentliche Nutzen ist in Deutschland aus dem Anbaue der Acacie zu ziehen?* Sie wird vom Vf. zur Erzielung der theuren Weinpfähle empfohlen. III. *Ueber die Annehmlichkeiten des Baumpflanzens.* Eine Empfehlung für die Baumcultur, die Vergnügen für den Pflanzer und Nutzen für die Nachkommen gewährt. IV. *Der Acoli oder der afrikanische blaue Habicht.* Eine Beschreibung und Abbildung dieses Vogels aus *Le Vaillants hist. nat. des Ois. d'Afrique.* Der Uebersetzer nennt ihn: *Falco cyaneus Acoli Africanus;* da er ihn aber für eine von *Falco Cyaneus Linn.* verschiedene Species hält: so ist dieser Name nicht systematisch richtig. Er würde besser *Falco Acoli* heissen. V. *Der Gabar.* Ebenfalls eine Beschreibung und Abbildung dieses Raubvogels aus dem *Le Vaillantischen* Werke, der *Falco nisus Africanus* genannt wird, durch welchen Namen ihn der Uebersetzer für eine Spielart des *Sperbers* erklärt, welche er doch nicht ist. Uebrigens werden diese beiden Beschreibungen und Abbildungen dem Jäger, welcher Liebhaber der Ornithologie ist, nicht unangenehm seyn. VI. *Die kämpfenden Hirsche.* Eine Beschreibung, die sich auf die fünfte Kupfertafel im sechsten Hefte bezieht. Es ist unangenehm, in diesen Heften bald eine Abbildung ohne Beschreibung, bald eine Beschreibung ohne Abbildung zu finden. Warum nicht alles an seinem gehörigen Orte? VII. *Von der Anpflanzung und dem Nutzen des rothen Maulbeerbaums.* Der Anbau dieses Baums in die Ränder der Feldhölzer und Waldungen, auf Kirchhöfe, Feldraine und Gemeindeplätze, wird wegen der wohlschmeckenden Beeren, der Blätter für die Seidenraupen und des Nutzholzes für die Schreiner empfohlen. VIII. *Ist Nadelholz oder Laubholz besser zum Bauen der Häuser und anderer Gebäude?* Es wird jede Holzart durchgegangen, und ihr ihre Stelle bey Bauten angewiesen, und daraus ergiebt sich, wie bekannt, dass die Nadelhölzer vor den Laubhölzern in dieser Hinsicht den Vorzug verdienen. IX. *Ueber die Benutzung des Eichenblätterschwamms zu Zunder.* Wird manchem angenehm seyn, der die leichte Bearbeitung dieses Products nicht kennt. XI. *Nützliches Allerley oder Forst- und Jagd-Chronik.* Enthält die Angabe der alten preussischen Circularien wegen Verbots der Häuserbauten von Schrotholz, und die Hegung der Hasen, Feldhühner und Fasanen, die durch den vorigen Winter so viel gelitten haben. — Die beygefügten Kupfertafeln stellen vor: den Antilopensprung, die afrikanische Antilopenjagd, Giftschwämme, den Acoli und Gabar. Auf die Illumination muss mehr Fleiss verwandt werden. Besonders sind die Giftschwämme mit unnatürlich bunten Farben sehr grell überstrichen.

* * *

Augsburg, b. Rieger: *Die christ-katholische Religion* in Fragen und Antworten für Kinder. Verbesserte Auflage. 1800. 1. Th. 40 S. 2. Th. 48 S. 3. Th. 79 S. 4. Th. 101 S. 5. Th. 112 S. 8. (20 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 18. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in d. Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen* aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern u. Karten. *Achtzehnter* Band. 1799. 386 S. *Neunzehnter* Band. 1800. 406 S. 8.

Diese Bände enthalten *Georg Vancouver's Reisen nach dem nördlichen Theile der Südsee* während der Jahre 1790 bis 1795, so dass der erste Band den ersten und die erste Hälfte des zweyten Theils vom Originale, der zweyte Band, die zweyte Hälfte des zweyten Theils und den dritten Theil vom Originale enthalten. Diese Anzeige ist auf dem besondern Titel der beiden Bände zu lesen, auf dem sich auch der Uebers. Hr. *Joh. Friedr. Wilh. Herbst*, Prediger an der St. Marienkirche zu Berlin, dirigirendes Mitglied der berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde u. s. genannt hat.

Da das Original in der A. L. Z. angezeigt ist: so schränken wir uns jetzt nur auf die Beschaffenheit der vorliegenden Uebersetzung ein. Hr. H. hat sie mit Noten bereichert. Diese sind, einige wenige ausgenommen, welche nautische Ausdrücke erklären, sämmtlich naturhistorisch, und werden in allem nicht über 20 seyn. Andere Gegenstände werden in ihnen gar nicht beleuchtet. Der Abstand zwischen ihnen und denen von *J. R. Forster*, die den in Wissenschaften und Sprachen bewanderten Mann zeigten, muss einem jeden Leser des Magazins gleich in die Augen fallen. Obgleich wir gern gestehen, dass eine vollständige Uebersetzung dieser Reisen einer Nation, welche keine weite Seereisen macht, entbehrlich ist: so können wir doch nicht das Urtheil Hn. H. unterschreiben, dass das Original mit vielen unnützen Kleinigkeiten angefüllt sey. Wir glauben auch, dass er bey der Abkürzung manches weggestrichen hat, welches nicht bloss den Seefahrer interessirt, sondern auch für den Geographen und Physiker wichtig ist. Er hat z. E. die Breiten und Längen der bereiseten Oerter zu oft weggelassen; und da die beygefügte Karte, welche wie alles Grosse, was die Ausländer liefern, nach einem verjüngten Maasstab nachgestochen ist, gar viele der von Vancouver bemerkten Caps, Bays und Flüsse u. s. wegen des engen Raums nicht angegeben hat: so weiss oft der Leser nicht, weil in der Uebersetzung weder Breite noch Länge bemerkt ist, wohin er sie setzen soll, und der Auszug ist dem Geographen unbrauchbar. In dem 2ten Bande finden wir erst S. 102. eine Breite und Länge angegeben, und auch da heisst es nach einem Druckfehler 25 Gr. statt 35 Gr. Alle vorhergedachten Gegenden sind in Ansehung ihrer Lage bey Hn. *H.* völlig unbestimmt gelassen. Auch nachher ist die Lage nicht so oft, als wir es gewünscht hätten, angegeben, z. E. S. 92. vom Cap Elisabeth. Und wenn man Exempel aus dem 1sten Bande haben will: so verweisen wir nur auf S. 19, wo nichts von der von Vancouver mit so vielem Fleisse bemerkten Lage von Simon's Bay vorkommt. Ueberhaupt sind die vielen Messungen das Hauptverdienst Vancouver's, und unsern Landkartenzeichnern würden die Resultate davon nützlich seyn. Wir sehen daher auch ungern, dass der im Original 1 Th. 26 S. bemerkte Irrthum in den Cookischen Karten S. 22. der Uebersetzung nicht berührt ist. Der Barometer und Thermometerstand auf van Diemensland war S. 43. nicht wegzulassen. Noch mehr ist die Lücke S. 55. zu tadeln. Nach Z. 6. wurde am 24sten (Nov.) Land entdeckt, und nach Z. 10. wieder Land entdeckt am 22sten. Hier fehlt der Monat *December*, und da Hr. *H.* den Lauf des Schiffes zwischen diesen beiden Tagen weggelassen hat: so ist man wegen der Lage der am 22sten Dec. entdeckten Insel *Oparo* ganz in Ungewissheit. Die Verhandlungen, welche Vancouver mit dem spanischen Gouverneur über die Besitznehmung von Nutkasund gepflogen hat, sind auf eine den Politiker nicht befriedigende Art S. 254. abgekürzt. — S. 357. sagt Vanc. er habe zwey Geschäfte: die Friedeusunterhandlung und die Bestrafung der Mörder glücklich vollendet. Allein S. 352. wird nur erzählt, dass der König in Mowi auf Verlangen Hn. Vanc. die Bestrafung der Eingebohrnen, die einige Engländer umgebracht, beschlossen, und das Geschäft einem der Chefs auf der Insel aufgetragen habe. Man muss sich wundern, dass Vanc. sich nach der Vollziehung des Urtheils nicht erkundiget hat. Nach dem Original that er dieses allerdings, er wurde aber von einem anwesenden Chef in der Rede unterbrochen, der ihm sagte, dass sie seinen Versicherungen traueten, und dass er die ihrigen nicht bezweifeln müsste. Die angeführten Beyspiele, denen leicht noch mehrere beygefügt werden könnten, zeigen, dass in dieser Uebersetzung nicht bloss unbedeutende Kleinigkeiten weggelassen sind.

Was den Werth der Uebersetzung selbst betrifft: so scheint sie uns in dem 2ten Bande viel besser und sorgfältiger zu seyn, als in dem ersten. Denn in diesem sind wir auf weit mehr Härten und Unrichtigkeiten gestossen, als in jenem. Fast möchten wir einen

einen neuen Ueberf. vermuthen. Von den vielen Stellen, die wir angezeichnet haben, heben wir nur einige aus. S. 12. Z. 2. v. u. *Die Schiffe die ihre Richtung füdlicher genommen haben, um die Linie etc. zu durchkreuzen*, follte heifsen: *Schiffe, die auf ihrem Wege nach Süden die Linie etc. durchkreuzen.* — S. 13. Z. 16. lies: *uns der Parallele der Infeln* (nicht *mit den Infeln*) Trinidada und Martin Vas *näherten.* Die Namen find hier wie oft fehlerhaft gedruckt. — Ebend. *Der Zweck unfrer Reife ging dahin, keine Gelegenheit vorbey zu laffen, wo wir etwas zum Vortheil der Erdbefchreibung und der Schiffahrt beytragen konnten. Dazu liefsen uns aber die Cookfchen Karten von den Sandwich-Infeln nur ein kleines Feld übrig, und da wir mehrere Winter auf den Sandwichinfeln verweilen würden, blieb uns zu diefer Befchäftigung Zeit genug übrig. Ich wünfchte alfo* etc. Ein wahres Galimathias. Man vergleiche nur das Original — *and as Captain Cook's chart of the Sandwich islands prefented little field for any improvement that could occupy the feveral winters we were likely to pafs in their vicinity, refolved in our way to the pacific ocean* etc. — Nach der Note ** S. 18. follte man vermuthen, dafs Hn. H. Scharffinn die Urfache der unter dem Schiffsvolke entftandenen Ruhr ausgefunden hätte. Sie ftehet aber deutlich genug im Original. — S. 25. ein arger Druckfehler in Zahlen. Cap Charam liegt im 35 Gr. nicht 55 Gr. — S. 40. Z. 28. *nur nahe* l. *ausgenommen.* — S. 41. Z. 10. der mufs nicht viel von dem Vorgebirge der guten Hoffnung wiffen, der *Cape Town* (Capftadt), *Cap Town* geben kann. — S. 66. Z. 19. Der Engländer D. Glaffe fand Spuren der hebräifchen Sprache in Otaheite. Damit nun keiner griechifche Wörter in der Neufeeländer Sprache finde: fo erinnern wir, dafs *Pathos* ein Druckfehler fey für *Patoes.* — S. 117. Z. 1. 2. 3. zeigen mehrere grammatikalifchen Fehler von der Flüchtigkeit des Ueberf. — S. 171. Z. 9. *Drey Männer in einem Kahne kamen längft dem Ufer her und vertaufchten etc., wollten aber auf keine Weife mit ans Ufer gehen. A canoe, in which were three men, went alongfide the launch, and bartered etc. but declined every invitation to come on fhore.* Hätte doch Hr. H. lieber das Englifche *Launch* beybehalten, wie er in einer andern Stelle thut. Dafs *fhore* ein Druck- oder Schreibfehler fey für *board*, fieht ein jeder, der nur mit einigem Nachdenken liefet. — S. 192. Z. 25. *Wäre diefs auch nur einen einzigen Monat gefchehen* (dafs die Eingebohrnen des nordweftlichen Amerika Sklaven mäften, die fie nachher verzehren). *Were thefe barbarities practifed once a month, as is flated.* — S. 238. bemerkt Hr. H. *ftraboard Seite* fey die rechte Seite des Schiffes. Aber wo ift der Standpunkt zu nehmen? Wem das erftere zu erklären ift, dem mufs man auch das zweyte fagen. Aus *Secunden* Z. 16. des Texts hat er *Minuten* gemacht. — S. 244. Z. 7. v. u. Maquinna war wirklich fo unhöflich nicht, als man ihn nach der Ueberfetzung nehmen könnte, *er bedauerte es, dafs die Spanier bald den Ort verlaffen würden, und gab uns zu verftehen, dafs wir uns nun auch wegbegeben könnten.* Er befürchtete, oder hielt es für möglich, dafs die Engländer den Ort bald einer andern Nation einräumen würden, *by which means himfelf and his people would be conftantly difturbed and harraffed by new mafters*, welchen Zufatz Hr. H. auslässt und dadurch dunkel wird.

Aber auch der zweyte Band ift, wenn er gleich weniger Fehler hat, doch nicht ganz frey davon. S. 9. fehlt der Zufatz, dafs die Friendlycove, wo fie landeten, in Nutkafund fey. — S. 47. Z. 20. ift nicht klar, warum fich die Engländer, die im Boote waren, fo viele Mühe gegeben haben, das Zutrauen der Eingebornen zu gewinnen. Das Original giebt die Urfache an, weil einige bald ausfteigen mufsten, um die Winkel zu meffen. — S. 48. *Die Engländer fuhren ans Ufer und die Eingebornen kamen nach.* Man follte denken, diefe wären auch in einem Boote gewefen. Allein fie waren noch auf derfelben Stelle. *On the launch coming up we pulled towards the fhore; they now feemed better pleafed and on landing they offered their fkins* etc. — S. 140. Z. 3. v. u. *Er erwiderte, er habe ein Gelübde gethan. But he now avowed that he could not accompany us, as the taboo* etc. Wer der englifchen Sprache nur einigermafsen kundig ift, weifs, dafs *avow geftehen, bekennen* heifst. — S. 193. Z. 19. *Der Thermometer variirte jetzt zwifchen* 40 *Grad und* 45 *Minuten.* Wer verftehet diefes? Der Vf. fagte: *zwifchen* 40 und 45 *Grad.* — S. 229. Z. 1. *Da wir es in unfrer Gewalt hatten, zu ankern, wenn und wo es uns gefiel, fo blieben wir noch unter Segel, aber ein plötzlicher Windftrom, der nicht breiter war als die Länge unfers Schiffes* etc. Rec. der manchen Sturm zu Lande und zu Waffer erlebt hat, konnte fich von einem *folchen* Windftrom keinen Begriff machen. Er fchlug daher im Originale nach und las: *Having it thus in our power to anchor when and where we pleafed under a weather fhore, we remained under fail until about ten o' clock, when a fudden flurry of wind, through a vein occupying fcarcely a greater fpace in width than the length of the fhip vented* etc. Es würde zu viele Zeit wegnehmen, dem blofsen Stubengelehrten die Stelle zu erklären. — S. 315. Z. 1. wird das Jahr 1795 vermifst. — S. 323. ift die englifche Infchrift nicht richtig abgedruckt. — S. 405. Z. 1. die Weltumfeegler hatten, als fie ihrer Heimath wieder nahe kamen, feit ihrer Abreife von England fich *nur um einen Tag verrechnet.* Freylich, fo dachte vielleicht der Ueberf., ift es zu verwundern, dafs Leute, die fo vielen Gefahren ausgefetzt waren, keinen gröfsern Irrthum in ihrer Rechnung begangen, und fich nicht um mehr Tage verrechnet haben. Hätte er das Original getreuer überfetzt: fo würde er feine Unwiffenheit in den erften Anfangsgründen der mathematifchen Geographie nicht verrathen haben. — *For, by our having failed round the world in an eaftern direction, we had, fince our departure from England, gained one day* etc.

Die Karte, deren wir fchon vorher erwähnten, enthält die Nordweftküfte Amerikas vom 63 bis 30° N. B. und 205 bis 245° O. L. von London oder Greenwich.

wich. Die Karte sagt zwar *Westliche Länge*, man muss aber dafür *Oestliche* L. lesen. Von den vielen Kupfern des Originals hat nur der erste Band der Uebersetzung zwey. In Ansehung der Genauigkeit und Vollständigkeit stehen diese Kupfer weit hinter denen des Originals. Schwerlich dürften auch von den auf Kosten der Regierung im Ausland herausgekommenen prächtigen Werken eher gute Nachbildungen in Deutschland gemacht werden, als bis unsere Regierungen ins Mittel treten, und Verleger und Autoren in ihren Unternehmungen unterstützen.

1) Berlin, in d. Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen* aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Karten. *Zwanzigster* Band. 1800. 536 S. 8.

2) Berlin, b. Haude u. Spener: *Reise durch die nordamerikanischen Freystaaten und durch Ober- und Unter-Canada* in den Jahren 1795, 1796 und 1797 von *Isaac Weld*. Aus dem Englischen frey übersetzt. Mit 6 Kupf. 1800. 410 S. 8.

Der 20ste Band des Magazins enthält eine Uebersetzung derselben Reise, wovon bey H. und Sp. eine Uebersetzung herausgekommen ist, und führt daher auch den besondern Titel: *Isaac Weld's des Jüngern Reisen durch die Staaten von Nordamerika* u. f. Ungeachtet aber Format und Typen in beiden Uebersetzungen sich gleich sind: so giebt doch schon die Seitenzahl zu erkennen, dass Nr. 2. vieles von dem Original weggestrichen, und zusammengezogen hat. So weit wir beide Uebersetzungen verglichen haben: ist dieses unbeschadet des wesentlichen Inhalts geschehen; und da Nr. 2. sich weniger an die Worte des Originals band: so ist das Steife, das den meisten Uebersetzungen eigen zu seyn pflegt, fast ganz weggefallen, und die deutsche Copie lieset sich mit der Leichtigkeit, die das in der A. L. Z. recensirte Original charakterisirt. Vorzüglich zeigt sich diess in der Beschreibung der Naturscenen, die ein Hauptverdienst der *Weld*schen Reise sind. Um des Raumes zu schonen, wollen wir beide Uebersetzungen nur in einem Beyspiele vergleichen. Nr. 1. sagt von der Reise von Neu-York nach Albany den Hudson-Fluss herauf. S. 210. 211. *Es rührte sich kaum ein Lüftchen um diese Zeit; aber der Strom* (die Fluth) *brachte uns mit einer Schnelligkeit von beinahe drittehalb Meilen in einer Stunde hinauf. Der Himmel blieb den ganzen Tag so heiter als möglich, und da das Wasser vollkommen ruhig war, warf es die Bilder der mannichfaltigen Gegenstände am Ufer, und der zahlreichen in verschiedenen Entfernungen auf dem Flusse zerstreueten Schiffe, die, weil die Seegel alle los und ohne Bewegung niederhingen, wie durch Zauberkraft fortzugleiten schienen, auf das schönste zurück. Die in voller Pracht untergehende Sonne gab dieser stillen friedlichen Scene neue Schönheit, und liess uns die von ihren scheidenden Strahlen vergoldeten Spitzen der fernen Thürme von Neu-York erblicken.* Nr. 2. S. 126. 127. lässt keinen Umstand weg, zieht aber die Schilderung ins kurze und erhebt damit ihre Schönheit. *Es regte sich kein Lüftchen, aber die Fluth trieb das Schiff in einer halben Stunde zwey Meilen weit. Der Himmel war den ganzen Tag über heiter, auf der glatten glänzenden Wasserfläche spiegelten sich die Gegenstände am Ufer, und die unzähligen Fahrzeuge mit herabhängenden unbewegten Seegeln schienen wie durch einen Zauber über die Fluth wegzugleiten, die Sonne, welche mit unbeschreiblicher Pracht unterging, verschönerte die herrliche ruhige Scene um uns her, und zeigte uns noch einmal die Thürme von Neu-York in der Vergoldung ihrer scheidenden Strahlen.* Bey den Abkürzungen in Nr. 2. ist wohl bisweilen eine Notiz verloren gegangen, die dem Statistiker willkommen seyn würde. Z. E. S. 126. wird nur gesagt, dass in Neu-York 22 Kirchen- und Gotteshäuser verschiedener Sekten sind. In Nr. 1. S. 210. werden die Sekten aufgezählt. Indess getrauen wir uns zu behaupten, dass dieses nur selten geschehen sey. Nr. 2. hat aber auch Zusätze zur Erläuterung des Textes eingeschaltet. Z. E. S. 108. sagt *W.*, dass die Stubben der abgehauenen Bäume nicht ausgerodet werden, auch nicht wieder ausschlagen, sondern in 7 bis 8 Jahren gänzlich verwittern. In der Uebersetzung wird eine Ursache von dem Nichtausschlagen hinzugefügt, *weil man um die Wurzeln ein Feuer anzündet.* Das Verfahren mag der Uebers. den deutschen Förstern abgelernt haben. In Nr. 2. die sich genau nach dem Original richtet, stehet davon keine Sylbe. — Nr. 2. S. 120. findet es für nöthig, *Jalousien* umständlich zu erklären. Wir lächelten, als wir dieses lasen, über den Irländer, dem dieser Luxusartikel neu schien. Als wir aber Nr. 1. S. 199. damit verglichen, fanden wir, dass jener Uebersetzer sie nicht in vielen Häusern gesehen haben müsse. Solche Zusätze oder Glossen des Uebers. scheinen übrigens nur selten vorzukommen. Mit Kupfern ist Nr. 2. freygebiger gewesen als Nr. 1. Jene gefallen uns auch besser als diese. Hingegen hat Nr. 1. alle 3 Karten des Originals, Nr. 2. nur eine.

Welcher von beiden Uebersetzungen der Vorzug gebühre, würde, wenn wir sie auch mit dem Original vergleichen könnten, eine schwer zu entscheidende Frage seyn. Dass Nr. 1. eine gute und getreue Uebersetzung sey, lässt sich auch ohne Einsicht des Originals mit Grund behaupten. Wollte man sie der andern nachsetzen: so müsste vorher zum Vortheil der freyen und epitomisirenden, auch zuweilen interpolirenden, Uebersetzung entschieden seyn, gegen welche, wenn sie auch für das grosse Publicum seyn mögen, noch immer vieles einzuwenden ist.

Da nun 20 Bände des Magazins heraus sind: so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Verleger durch ein gutes geographisches Register dieser vortrefflichen Sammlung noch mehr Werth und Brauchbarkeit verschaffen möge.

Paris, de l'Imprimerie de la Républ.: *Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phoenicie, de la Palestine et de la Basse Egypte.* Ouvrage divisé en III Volumes, contenant environ 330 Planches, gravées sur les dessins et sous la direction du Cn. *Cassas*, peintre etc. An VII. Livraison XI. XII. XIII. XIV. gr. fol.

Wir fahren fort (vgl. A. L. Z. 1800. Nr. 324.) den Inhalt dieser neuen Lieferungen eines eben so unterrichtenden als prachtvollen Werks, welches wir bald durch den *Texte definitif* beleuchtet wünschen, zu beschreiben.

Die XI. Lieferung giebt (Nr. 6.) die *Ruinen des Thors von Antakyeh* oder Antiochia, welches *Bäb-el-Medynah* (Thor der Hauptstadt?) genannt wird. Kümmerlich ist jetzt ein Theil der Mauren verbraucht, um nur den Weg durch das Thor, welcher von Wasser überschwemmt ist, gangbar zu erhalten. (Nr. 19. u. 21.) Ein vollständiger Grundriss der Hölen und Katakomben, welche man *Gräber der Könige von Juda* zu nennen pflegt. Vorläufig kann man darüber *Maundrell* in Paulus Sammlung merkwürdiger Reisen in den Orient (Jena 1792.) 1 Th. S. 97. 98. vergleichen. *Cassas* giebt die Abrisse viel genauer, als Maundrell diess vermochte, auch Durchschnitte mancher Hölungen und den Anblick der Gegend umher. (Nr. 79.) *Alte Sarkophagen* von grosen Steinmassen am Meerufer *zwischen Barut und Sidon.* (Nr. 80.) Das kleine jetzige *Seide*, ein Dorf an der Stelle der alten berühmten Handelsstadt *Sidon.* Schifferbarken statt jener Handelsschiffe, die sich einst über die Säulen des Herkules hinaus gewagt haben, liegen hie und da zwischen den Buchten des Ufers. (Nr. 9.) *Uebersicht eines Theils von Jerusalem,* vom Dache des lateinischen Klosters über die Kirche vom heil. Grab und die grosse Moschee, welche an die Stelle des Salomonischen Tempels getreten ist.

Die XII. Lieferung führt (Nr. 22.) weiter zum *Cenotaph des Cajus Cäsar*, welches hier im Grundriss gegeben, und dann vom Künstler restaurirt dargestellt ist. Eine dreyfache Karte (Nr. 53.) zeigt den *Grundriss von Palmyra*, nach der prächtigen 3500 Fuss langen, gedoppelten Colonnade vom sogenannten Triumphbogen bis zum Neptunustempel am Ende der Stadt. Querüber durch diese ungeheuern Ueberreste architectonischer Kraft, zieht sich jetzt der Karavanenweg von Damas nach Bagdad. Eine im stumpfen Winkel gebrochene Fortsetzung der hier gezeichneten Colonnade führte bis zum Sonnentempel am entgegengesetzten Ende der Stadt. Nr. 124 u. 108. betreffen die schon bekannten *Mausoleen des Elabelus und Jamlichus.* Nr. 66. giebt eine *Restauration des palmyrenischen Triumphbogens* mit Spuren Palmyrenischer Inschriften. Auf Nr. 78. erscheint ein *Theil der Via Antonini auf der Strasse nach Barut*, mit Figuren und Inschriften, auf deren Gehalt man begierig seyn muss.

In der XIII. Lieferung ist (Nr. 5.) das *Bab el Medynah zu Antiochien* von der entgegengesetzten Seite — vgl. XI Lief. Nr. 9. — gezeichnet. Auf Nr. 7. erscheinen *grosse Thürme von Antiochien* und Befestigungen, welche über die Gebirge fortlaufen. Man nennt sie Reste vom Palast des Seleucus. In der That aber machen sie einen Theil der Festungsthürme aus. (Nr. 79.) eine *Gruppe von 16 Säulen* zu Palmyra, mit der Aussicht auf die Ruinen des Sonnentempels, belebt durch eine vorüberziehende Caravane. (Nr. 102). Ueberreste von *unbekannten Mausoleen* aus dem Thale bey Palmyra. (Nr. 17.) *Verzierungen des Getäfelwerks im Sonnentempel zu Balbeck.* Aus der lebenden Natur sind nur Löwen- und Rinderköpfe hiezu geborgt worden, welche zwischen Festons von Granatäpfeln und Datteln mit einander abwechseln. (Nr. 38.) Ein *Grabmal in Felsen* gehauen, bey Jerusalem, nach dem Grundriss und in der Restauration.

XIV. Lieferung. Nr. 74. Reste vom *Pallast der Zenobia.* (Nr. 123.) *Durchschnitt des Elabelischen Mausoleum.* Es erhebt in vier Stockwerken über einander seine starren Behältnisse für Menschenreste, geräumig genug, um, wie der Orientale es nennt, das „ewige Haus" einer grosen Familie für viele Jahrhunderte zu werden. Nr. 126. führt uns in das unterste Stockwerk desselben, wo noch viele alte Brustbilder, zum Theil von vereinten Paaren, ein namenloses Andenken fortpflanzen. Auch unterirdische Gewölbe scheinen noch zu diesen *Mausoleen* gehört zu haben; vermuthlich zu Aufbehaltung von Kostbarkeiten und Lieblingsgegenständen der Verstorbenen. (Nr. 15.) Eine prächtige *Restauration von dem Portal des Sonnentempels zu Balbeck.* Der Künstler hat das Frontispiz mit dem Sonnengott mit seinem vierspännigen Wagen geziert; die Stunden folgen diesem. Der kommende Tag fliegt vor ihm her, der vergangene stürzt sich verhüllt hinter seinem Rücken in die Tiefe der Zeit. Wir sind begierig zu erfahren, wie viel Grund zu dieser edlen Decoration auf den Ueberresten selbst noch sich finden möge. — Nr. 105. versetzt uns an die *Nordseite der Insel Cypern.* Wir erblicken die Meeraussicht des Städtchens *Cerina*, mit den Gebirgen hinter ihm. Noch malerischer aber giebt Nr. 106. eine zwischen Nikosia und Cerina auf den Archipelagus blickende Felsenspitze, auf deren unzugänglich scheinender Höhe die festen Ruinen eines alten Felsenschlosses, *Tuz bir rut* (die hundert Häuser) genannt, emporstarren. Ueber ihre schroffe Lage schaudernd, muss jeder der leeren Felsenwohnung ihre göttliche Aussicht beneiden, wenn er nicht mit den an ihrem Fusse weidenden Wollenheerden gleich gestimmt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Odeum.* Eine Sammlung deutscher Gedichte aus unterschiedenen Gattungen, zum Behuf des Unterrichts und der Uebung in der Declamation, herausgegeben von *Friedrich Rambach.* Zwey Theile. *Erster Theil*, Fabeln, Erzählungen, Idyllen. *Zweyter Theil*, Romanzen, Balladen, epische, lyrische Gedichte und Monologen enthaltend. 1800. 232 u. 373 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf., der richtig bemerkte, dass es noch ganz an einer Sammlung zur Uebung in der Declamation auf Schulen fehle, und dass gleichwohl dergleichen Uebungen nicht gänzlich fehlen sollten, giebt hier eine mit vielem Geschmack ausgewählte Anthologie aus unsern bekanntesten Dichtern zu diesem Behufe, und hat dieser einige treffende Bemerkungen über Declamation überhaupt vorgesetzt. Er theilt die Declamation dreyfach ab, in die grammatische, charakteristische und personificirende; grammatische, die es bloss mit dem Verstande, mit dem Sinn und der Deutlichkeit der Worte zu thun hat; charakteristische, die zugleich Ausdruck der Empfindung ist, die in der Rede obwaltet oder erregt werden soll; und personificirende, wenn der Declamator sich ganz in die fremde Individualität versetzt, und für den Augenblick der Darstellung die fremde Person wird, in deren Namen er spricht. Er geht dann auf die Frage über: ob es allgemeine Regeln für die Declamation gebe, bejaht dieses, und kommt dann auf den bekannten Versuch des Hn. *Schocher*, die Vorschriften für die Declamation mittelst gewisser bestimmter Zeichen und einer ordentlichen Tonleiter zu bezeichnen. Die Schochersche Idee nämlich geht darauf hinaus, dass es fünf Haupttöne gebe, welches die fünf Vocale seyen, die auf der Tonleiter so auf einander folgten, dass *u* der tiefste und *i* der höchste sey, und von denen jeder dem Vortrage einen andern Charakter gebe, so dass man damit die fünf Hauptcharaktere des Vortrags bezeichnen könne. Näher könne man ihren Charakter noch dadurch bezeichnen, wenn man *u* den Geisterton, *o* den Gebetton, *e* den Conversationston, *a* den Rednerton und *i* den Götterton nenne. Jeder dieser Töne gestatte nun wieder besondere Ausbiegungen und Schwingungen in einen andern Ton hinüber, welche man durch Accente, Gravis, Acutus, und Circumflex andeuten könne, indem erster die Senkung um einen halben Ton, Acutus die Schwingung um einen halben Ton, und der Circumflex die Senkung oder Hebung um einen halben Ton zugleich mit dem Verweilen darauf durch einige Töne bezeichne. Indem der Vf. Hn. Schochers Scharfsinn Gerechtigkeit widerfahren lässt, macht er jedoch gegen die Theorie desselben den Einwurf, dass man den angegebenen Tönen doch an sich keinen bestimmten Charakter beylegen könne, und auch die nähern Bezeichnungen durch Gebetton, Conversationston u. s. w. keinen bestimmten Charakter angäben, da jede dieser Formen der Rede, Gebet, Conversation u. s. w. an sich wieder äusserster Mannichfaltigkeit fähig sey, und daher unmöglich unter das Gesetz Eines Tons gebracht werden könne, und seine eigenen Grundsätze scheinen darauf hinauszugehen, dass man so weit umfassende Gattungen der Rede, wie Gebet, Conversation u. s. w. unmöglich Einem Tone unterordnen könne, für speciellere Formen der Rede aber es allerdings gewisse Töne und andere allgemeine Regeln gebe, die aber nicht durch ordentliche Tonzeichen, sondern nur durch allgemeine Bestimmungen: dass in dem und dem Falle der Ton dumpf oder helle, der Gang langsam oder schnell, und der Accent kräftig oder schwach seyn müsse, angegeben werden könnten. Auch Rec. stimmt für gewisse allgemeine Regeln und Arten des Tons, nur aber gegen die allzu ängstliche Bezeichnung der letzten. So wenig man nämlich ableugnen kann, dass es hohe, tiefe und mittlere Töne in der menschlichen Kehle giebt: so gewiss kann man auch gewisse allgemeine Regeln für den Gebrauch derselben festsetzen, die jedoch nicht von den Gattungen der Rede, sondern von den Gemüthsstimmungen, abgeleitet werden müssen, und kann daher sagen, dass gemäsigte ruhige Stimmung sich in den mittlern Tönen und mit gemässigter Mensur, die die Brust einengenden und beklemmenden Gemüthsstimmungen, wie Schwermuth, Tücke u. s. w. im tiefen Ton und langsam, alle das Herz öffnende und erweiternde Stimmungen, wie Ausbrüche der Freude, der Zärtlichkeit, der Heiterkeit, des Enthusiasmus in den höhern Tönen, und rasch vorgetragen werden müssen, woraus von selbst die Regel für längere Stücke des Vortrags folgt, dass, wenn das Ganze dem eben angeführten zufolge einen Charakter, folglich einen Hauptton hat, der Declamator diesem auch durch das ganze Stück treu bleiben, und auch bey den nothwendigen Ausbiegungen und Schwingungen des Tons sich nicht zu weit davon entfernen darf. So giebt es noch manche allgemeine Regeln, keineswegs aber möchte Rec. die darunter rechnen, wenn man ganze Gattungen der Rede Einem Ton unterwerfen will, (da nach

nach dem eben angeführten die Gemüthsstimmung den Ton bestimmt), ausser wo man annehmen kann, dass wirklich bey der ganzen Gattung auch nur eine Art von bestimmter Gemüthsstimmung zum Grunde liege; und eben so wenig die, wenn man die Vorschrift des Tons bis auf eine genau abgemessene Tonleiter ausdehnen will, da die menschliche Stimme zu fein und mannichfach nüancirt ist, als dass man den Mechanismus eines musikalischen Instruments auf sie übertragen und ihm gerade einem bestimmten Ton aufzwingen sollte. Die nächste Folge davon ist, dass es dem Declamator nun nicht sowohl um den Charakter des Tons im Ganzen, als um das bestimmte Anklingen gerade *dieses* Tons zu thun ist, und daraus eine manierirte Declamation entsteht. — Nächstdem giebt der Vf. noch einige gute Regeln für die Declamation, vorzüglich, dass der Schriftsteller selbst dem Declamator in die Hände arbeiten, und auf den Wohlklang in seinem Werke sehen müsse, sodann, dass der Declamator vor der Nachmalerey sinnlicher Gegenstände durch den Ton des Vortrags sich hüten solle, die in der Declamation eben so kleinlich sey, wie in der Musik. Bey diesen Vorschriften kann Rec. jedoch in zwey Fällen nicht mit dem Vf. übereinstimmen: erstlich, wenn er das Sinngedicht von der Declamation ausschliesst, als ob es keinen Ausdruck vertrüge. Der Ausdruck der Laune und des Spotts kann und muss sich darin offenbaren. Zweytens, wenn er geradezu leugnet, dass der Declamator personificiren solle. Rec. begreift nicht, warum der Declamator, sobald er dramatische Sachen vorträgt, sich nicht in der Stimme (versteht sich bloss in der Stimme; denn Gesticulation und Mimik gehören bloss für den Acteur, und liegen ausser dem Kreise des Declamators) mit der Person, die er darstellt, identificiren solle; eben so muss er diess bey andern Vorträgen, die auf lebhafte poetische Darstellung berechnet sind, wenn in einzelnen Stellen derselben Personen redend eingeführt werden, nur dass er sich in diesem Falle dem Tone der redenden Person mehr bloss nähern, als ihn sich ganz zueignen muss, um diese Stellen von dem übrigen Ganzen, das nicht dramatisch ist, nicht zu sehr zu unterscheiden. Noch mehr muss er die Personification bey der blossen ruhigen Erzählung beschränken, wo es uns überdiess in den wenigsten Fällen um die Individualität des Sprechenden zu thun ist. Endlich giebt der Vf. noch besondere Regeln für einige specielle Dichtungsarten, nämlich für die Fabel, die Idylle und Epopöe, indem er aus der besondern Beschaffenheit jeder dieser Dichtungsarten besondere Regeln entwickelt, die aber immer gewisse allgemeine Regeln voraussetzen, und eigentlich nur deren nähere Begründung und Entwickelung für einzelne Fälle sind. Als eine Hauptregel nimmt er an, dass Fabel im ruhigen mittlern Tone und Mensur, Idyllen im mittlern Tone mit klarem Accent und langsamer Mensur und Epopöe im höhern Tone, jedoch verschieden nach dem verschiedenen Charakter der Epopöe, der antiken, heiligen und romantischen vorgetragen werden solle (Rec. vermag keinen wesentlichen Unterschied zwischen der ersten und zweyten zu entdecken). — Was nun die Gedichte selbst betrifft: so sind sie durchaus zweckmässig gewählt, sowohl die im ersten Theil, Fabeln, Erzählungen und Idyllen, die für die untern Classen bestimmt sind (Rec. zweifelt jedoch, dass für die untern Classen Declamationsübungen überhaupt zweckmässig seyen, da diese dringendere Beschäftigungen haben) als die des zweyten, Romanzen, epische, lyrische Gedichte und Monologen, und es ist insonderheit dankenswerth, dass er bey Bürger und Ramler den Text der ersten Ausgaben beybehalten hat. Nur würde Rec. das hohe Lied von der Einzigen, die Braut von Corinth, und den Gott und die Bajadere von dieser Sammlung ausgeschlossen haben, aus Ursachen, die dem Vf. von selbst einleuchten werden, und ungern hat er die für die Declamation so sehr geeignete Lenore vermisst. Uebrigens wundert es Rec., dass der Vf. dramatische Scenen (da man das Drama ja nicht bloss soll aufführen, sondern auch lesen können), ingleichen Bruchstücke vorzüglicher Reden, in sofern dieselben auf ästhetischen Effect berechnet sind (wie z. B. die Englischen) ganz von dieser Sammlung ausgeschlossen hat, wenn er nicht vielleicht für die letzten ein eigenes Werk bestimmt haben sollte.

1) Leipzig, im Magazin der Literatur: *Elise von Eisenthurm, oder das Georgshäuschen am Leopoldsberge.* 1800. 211 S. 8. m. 1 Kupf. (16 gr.)

2) Ebend., b. Hartleben: *Das Schauermännchen,* eine Geistergeschichte aus dem zwölften Jahrhunderte, vom *Vf. der Elise von Eisenthurm.* 1801. 160 S. 8. m. 1 Kupf. (10 gr.)

Oft ist es ein wahrer Vortheil für Menschen sowohl als für Bücher, wenn man im ersten Augenblick der Bekanntschaft von ihnen — wenig oder gar nichts erwartet. Man wird nachher um so angenehmer überrascht, wenn man doch *etwas* in ihnen findet; ja man ist dann zuweilen nachsichtig genug, dieses Etwas für *mehr*, als es wirklich ist, zu halten, bloss, weil der Reiz des Unvermutheten ihm zu Hülfe kommt. Fast ist es uns so mit den Schriften dieses Verfassers, wenigstens mit der ersten derselben, ergangen. Dass wir uns nach dem Titel, nach der Beschaffenheit seines Papiers — die zweyte vorzüglich ist auf wahres Löschpapier gedruckt, — und seinem elenden Küpferchen, wenig oder nichts von ihr versprachen, gestehen wir frey. Allein bey der Lectüre selbst fanden wir die Fabel an sich, die Einwebung der wahren Geschichte — denn das Ganze dreht sich um die zweyte türkische Belagerung Wiens — ja auch den Ton der Erzählung und die Verbindung der Begebenheiten weit besser, als wir erwartet hatten.

Freylich betrifft diese Billigung eigentlich nur die erste Hälfte; erstreckt sich nur bis dahin, wo Elise in die Hände des grossmüthigen Halyls fällt, und wider Willen und Verschulden die Ursache seines Untergangs wird. Von dem Augenblick an, wo sie im Gezelt de

Grosveziers das abgeschlagene Haupt jenes edeln Türken erblickt, verwickelt sich der Vf. in Unwahrscheinlichkeiten und Abentheuerlichkeiten vom gemeinsten Romanenschlag. Die Art, wie Elise den tapfern Siebenbürgen, Ladislaus von Görgeny, zu ihrer Befreyung auffodert, ist an sich schon unmöglich, und die Mittel, wodurch er sie wirklich bewerkstelligt, sind es nicht minder. Etwas besser ist das Gespräch eingeleitet, wodurch Heinrich, Elisens erster Geliebter, in türkischer Gefangenschaft sein Leben rettet, und sogar das Zutrauen des Grosveziers sich erwirbt; aber um so unerträglicher ist der Ton des alten Roberts bey der Scene (S. 162.), wo Heinrich seine Elise wieder zu finden glaubt, und dagegen auf Marien, die todtgeglaubte Braut des Ladislaus, stöfst. — Dafs der Tausch, den man nun in Rücksicht beider Mädchen schon voraus zu sehen wähnt, *nicht* vor sich geht, sondern Ladislaus Elisen behält, das mag, als eine von der Heerstrafse abweichende Maafsregel, ebenfalls Lob verdienen; desto alltäglicher ist gegentheils der Schlufs, wo Ladislaus in der Blüthe seiner Jahre stirbt, offenbar deshalb, damit Heinrich doch noch die junge, schöne, reiche Wittwe zur Gemalin bekommen kann. — Sey dem, wie ihm wolle! Sobald der Vf. nichts weiter bezweckt hat, als eine Novelle für den grofsen Mittelschlag von Lesern und Leserinnen zu schreiben: so ist sein Vorhaben ihm nicht ganz mislungen. Selbst die freylich etwas allzu genaue Einwebung mancher, das belagerte und entsetzte Wien betreffenden, Umstände mag hingehn, da er wahrscheinlich gröfstentheils für dieses Wiener Publicum schrieb.

Eine desto ängstlichere Nachahmung von *Spiefsens Petermännchen* ist Nr. 2. — Die Dame, deren Gürtel den Ritter gegen Fehltritte warnen soll, und ihn doch in anscheinende Gefahren verstrickt, das kleine Männchen mit der Harfe, das anfangs so dienstfertig sich geberdet, so rasch zur Hülfe in der Noth erscheint; die Stufenleiter, wodurch es den Leichtgläubigen von gleichgültig-scheinenden Schritten zu Fehlern, vom Fehler zu Lastern, vom Laster zu schaudernden Verbrechen leitet, das Wachsthum desselben, seine furchtbare Verwandlung zum Satan, seine abermaligen Hülfserbietungen, sogar die am Ende angehängte, höchst überflüfsige moralische Entzifferung — sind diefs nicht alles so unleugbare Entwendungen aus einem Geister-Roman (der unter den Arbeiten seines nur allzu fruchtbaren Verfassers immer noch für einen der besten und zweckmäfsigsten gelten kann) dafs man sich wundern mufs, wie ein Schriftsteller, der doch schon vielleicht etwas ganz eigenes hervorbringen könnte, mit so knechtischer Nachahmung hervor zu treten sich nicht scheut? Selbst die Oekonomie im Baue dieses Romans ist höchst ungleich und fehlerhaft. Denn nur die ersten paar Abentheuer seines Ritters sind einigermafsen ausgeführt. In den letzten drey Bogen eilt der Vf. gleichsam mit Sprüngen dem Ende zu. Eine Eilfertigkeit, die freylich bey Producten dieses Gehalts vom Leser selten bedauert, öfter dem Autor verdankt wird.

Berlin, b. Vf. u. in Comm. b. Schöne: *Gedichte vermischten Inhalts*, von *Friedrich Gottlob Walther*. 1800. 214 S. 8. (20 gr.)

Vermischten Inhalts und mannichfacher Form sind diese Gedichte allerdings; man findet hier Oden, Lieder, Sonette, Romanzen, Balladen, Fabeln, Epigramme u. dgl. Aber wir haben unter allen diesen auch nicht ein einziges Stück gefunden, welches nur eine entfernte Spur von dichterischer Anlage, geschweige von Ausbildung, an sich trüge. Man urtheile selbst. S. 54:

An Chloris.

Liebste Chloris, sonst so gut und mild,
ist's zu fassen, ist es *auszugleichen*,
dafs dein immer gegenwärtig Bild
niemals meiner Phantasie will weichen.

Denn o Harte, *wenn es Ernst mir gilt*,
und ich liebevoll dich will beschleichen,
bleibt mein Schmachten immer ungestillt,
und ich kann das Urbild (!) nicht erreichen.

Drum verzeih, wenn hart mein Mund dich nennt,
o verzeih es meinem *weichen* Herzen,
das für dich in lichter Flamme brennt!

Strafe nur des *losen Mundes Ungestüm*,
wann du zu mir eilst, mit kurzen Schmerzen;
und dann söhne zärtlich dich mit ihm.

Kann man wohl matter und langweiliger sein Mädchen um eine Maulschelle — denn die meynt doch wohl Hr. *W.* mit den kurzen Schmerzen, die der lose Ungestüm seines Mundes leiden soll — bitten? Ein anderes Lied an eben diese Chloris S. 109. fängt sich so an:

Ja, ohne dich, ach, ohne dich
wär' Erd' und Himmel nur ein Scherz:
Um meine Liebe drehet sich
voll Hochgefühl mein kochend Herz.

Der, welcher dich mir zugesellt,
und der so lange Schöpfer war (also nicht mehr *ist?*)
erschuf wohl der in dieser Welt
je solch ein seelengleiches Paar? u. s. w.

Ein kochendes, und voll Hochgefühl um seine Liebe sich drehendes Herz! — Wahrlich, ein solches Bild ist kühn und neu zugleich! Wenn jedoch vielleicht diese Beyspiele noch nicht genügen dürften, dem rathen wir, die Balladen, der Junker von der Dosse S. 132., der Mönch S. 188., und vorzüglich die komisch seyn sollende Romanze Junker Moll und seine Familie S. 171., zu lesen, die der Vf., voll Vertrauen, auf seine *vis comica*, also beginnt:

Ihr Leutchen in der Stadt, wenn ich euch was erzähle
was auf dem Dorf sich jüngst begeben hat,

so bitt' ich herzlich: *lacht nur nicht aus voller Kehle!*
und wisst: es geht noch bunter in der Stadt.
Sonst sollte, *könnt' ich euch nicht überschreyen,*
mein Reden in den Wind mich bass gereuen.

und man wird allerdings Stellen finden, die man so lächerlich sich kaum dachte. Im Liede S. 16., wo ein *glücklicher Landmann* seine Frau lobt, ist eine Naivetät, die wir doch auch noch zur Ergötzlichkeit ausheben wollen:

Ist ein Weibchen, glaubt mir nur,
wahrlich ohne Gleichen.
Alle Mädchen unsrer Flur
müssen *selbst* ihr weichen.
Wollet ihr den Nachbar fragen,
ja! er würd' es euch wohl sagen.

Ehrlicher Landmann, diejenige Frau, die von den *Nachbarn* als ein Weibchen sonder Gleichen gerühmt wird, hat sonst selten das Glück ihres eigenen Manns gemacht! — Möchte doch Hr. *W.* so vergnügt, als er selbst will, bey seiner Chloris sich befinden; aber auch seine Lieder nur ihr vorsingen, *et sibi plaudat ipse domi!*

Berlin, b. Oehmigke: *Lieblings-Lectüre in den Stunden meiner Musse; für gute Lesezirkel und Lesegesellschaften.* 1801. 196 S. 8. mit 1 Kupf. (12 gr.)

Welche Art von Lectüre der Herausgeber in den Stunden der Musse zu *seiner* Lieblingsbeschäftigung macht, darüber kann freylich er allein entscheiden; dass aber gegenwärtiges Werklein *nicht* geeignet sey, die Lieblings-Lectüre *guter* Lesezirkel abzugeben, das können wir hier mit dem besten Wissen und Gewissen bezeugen. Denn unter den vielen geschmack- und planlosen Potpourris, die schon in Deutschland leider existiren, ist gewiss diese Sammlung eine der allergeschmacklosesten. Sie besteht aus Gedichten, Räthseln, Charaden, kleinen Erzählungen, Anekdoten, kleinen Aufsätzen, Stammbuchs-Sentenzen und Kunststücken. Unter die Gedichte und Erzählungen haben sich zwar ein paar von mittelmässigem Gehalt verirrt, unter andern die *Schmidtische* Ballade, *Graf von Königsmark*, wo ein erscheinender Geist (S. 108) die merkwürdige Rede hält:

Ach Herr, ich bitt' euch um ein Grab!
Wisst ihr's noch nicht? *Ein Backer von Jude* schnitt den Hals mir ab,
nicht weit von euerm Acker.
Soll ich jetzt Ruh im Tode haben,
so schickt dorthin mich zu begraben!

aber fast alles übrige ist ein Mischmasch von schwer zu begreifender Abgeschmacktheit in Auswahl und Unordnung. — Unter den Kunststücken vorzüglich findet man Dinge, die schon längst in zehntausenden der elendesten Kalender als Taschenspieler-Künste stehen, z. B. eine Bleykugel in Papier zu zerschmelzen, ohne das Papier zu verbrennen — mit einem Schlüssel zu schiessen, oder vielmehr zu knallen — und das Ganze schliesst sich mit der Kunst, *durch drey Striche von Kreide ein Eckhaus, eine Schildwache und einen Hund zu zeichnen*

* * *

Berlin, b. Lange: *Communionbuch für Freunde und Verehrer Jesu*, von *K. R. Richter.* 2te verbess. u. vermehrte Auflage. Mit 1 Kupfer. 1800. XXII u. 208 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 219.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Göttingen*, b. Dieterich: *Commentatio inauguralis sistens historiae vegetabilium geographicae specimen, autore Friderico Stromeyer.* 1800. 80 S. 4. — Wenn diese Schrift gleich nur eine Inaugural-Dissertation ist; so verdient sie doch, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und der guten Ausführung, mit vorzüglicher Auszeichnung in den Jahrbüchern der Literatur genannt zu werden. Den Einfluss des Klima's auf die Vegetation und die ganze geographische Ansicht der Pflanzen-Welt hat der Vf. wohl durchdacht, auch die meisten und wichtigsten Quellen darüber gelesen. Zwar scheint ihm *Hallé's* trefflicher Artikel: *Afrique*, in der Pariser Encyklopädie (*Médicine*) entgangen zu seyn, worin mit philosophischem Geiste aus der physischen Geographie jenes Welttheils die verschiedene Vegetation beurtheilt ist; zwar vermisst Rec. unter den kleinern Schriften ungern *Flörkens* classischen Aufsatz über die Vegetation auf den Alpen in *Hoppe's* botanischem Taschenbuch für 1800; zwar kommen auch wohl manche kleine Versehen vor; allein diese Probeschrift enthält dennoch so manchen trefflichen Beytrag zur botanischen Geographie, dass sie von einem künftigen Bearbeiter dieses Fachs immer zum Grunde gelegt werden kann. Rec. kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit auf die Lücke in unsern botanischen Schriften aufmerksam zu machen, die durch vernachlässigte Angabe des Standorts entsteht, und die bey manchen sonst nützlichen Werken, z. B. *Swarz'ens* schwedischer Moorhistorie, *Willdenow's* Ausgabe der Linné'schen *Spec. plantarum* am auffallendsten ist. Er ist mit Hn. *S.* überzeugt, dass man zur Diagnose der Pflanzen den Standort durchaus gebraucht, um z. B. *Hypnum uncinatum* von *H. aduncum*, *Fissidens sciuroides* von *Leskea sericea*, zu unterscheiden; noch mehr ist er von dem Nutzen der botanischen Geographie überzeugt, wenn man fremde Pflanzen selbst cultiviren will, und er wünscht endlich mit dem Vf., dass die Floristen durchgehends Hn. *Schrebers* rühmliches Beyspiel in seiner Beschreibung der Gräser befolgen möchten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 19. März 1801.

OEKONOMIE.

BERLIN, b. Maurer: *Unterricht eingefriedigte Wildbahnen oder grosse Thiergärten anzulegen und zu behandeln, um dadurch das Wildpret nützlicher und unschädlich zu machen*, von *A. W.* Graf von *Mellin* des heiligen Römischen und des Schwedischen Reichs Graf und Freyherr etc. Mit Kupfern und Vignetten. 1800. 264 und 16 S. Vorrede, und Erklärung der Vignetten. gr. 4. (4 Rthlr. 8 gr.)

Die Veranlassung zu diesem Werke gab dem, durch frühere Schriften in diesem Fach schon rühmlich bekannten, Vf. der durch die *Waltershäuser Gesellschaftsschrift zur Erweiterung der Natur- Forst- und Jagdkunde* bekannt gemachte Plan des Hn. von *Burgsdorf* zur *vollständigen und ordnungsmässigen Lehre sämmtlicher Jagdwissenschaften.* Zur Bearbeitung desselben wurden mehrere Gelehrte aufgefodert, und dem Vf. ward der Abschnitt *von eingesperrten Wildbahnen* zu Theil. Da er hier in seinem Lieblingsfache war: so wuchs ihm diese Arbeit unvermerkt zu der Vollständigkeit an, die ihm für jenes Lehrbuch zu unzweckmässig schien; er glaubte daher, es sey besser, besonders in den jetzigen Zeiten, wo der Landmann so häufig über Wildschaden klagt, und wo Fürsten und Gutsbesitzer so gern diesen Klagen abhelfen wollen, diesen interessanten Zweig der Jägerey besonders zu bearbeiten. Da diejenigen Herrschaften, welche dergleichen Thiergärten anlegen, dieselben auch zugleich auf eine der Sache anpassende Art verziert wünschen: so sind dazu die nöthigen Plane, Zeichnungen und Vorschläge beygebracht. Die Zeichnungen zu den Kupfern und den geschmackvollen Vignetten, sind alle theils von dem Vf. selbst, theils von der kunstfertigen Hand der Comtesse, seiner Tochter, die nach der Vorrede eine geschickte Jägerin ist, verfertigt.

In der *Einleitung* findet man den Zweck der Schrift genauer, und zugleich die Ursachen angegeben (wohin vorzüglich Ausrottung der Wälder und Austrocknung der Brüche zur Vermehrung der Felder und Wiesen gehören), warum sonst bey grossem Wildstande nicht über Wildschaden, und bey dem jetzigen geringen über denselben geklagt wird. Damit nun nach den jetzigen Aussichten die gänzliche Ausrottung des Gewildes verhütet werde: so schlägt der Vf. das einfache und leichte Mittel vor, *den ganzen Wildstand* nämlich *in einen grossen oder mehrere kleine Thiergärten zu bringen, und durch eine regelmässige Behandlung dieser eingesperrten Wildbahnen die Einnahme davon weit höher zu bringen, als sie in ihrem freyen Zustande für die herrschaftliche Kasse war.* Dieser Satz wird denn in zweyen Theilen unter Kapiteln und §§phen, deren Inhalt wir hier kürzlich angeben wollen, erklärt und bewiesen.

Erster Theil. Von den Thiergärten überhaupt. 1tes Kap. *Allgemeine Begriffe von Thiergärten.* §. 5. von den bequemen Gelegenheiten und Umständen bey Anlegung eines Thiergartens wird der Satz behauptet und bewiesen, dass *bey Anlegung desselben der Raum so gross und weitläuftig seyn müsse, als es nur immer die Gelegenheit des Orts verstatte.* 2tes Kap. *Von der Befriedigung oder Vermachung.* Wenn von der Befriedigung durch eine Mauer die Rede ist: so behauptet die von *Lehmpatzen*, welche in §. 7. beschrieben wird, vor allen den Vorzug, besonders wenn der Lehm in der Nähe ist. Bey hölzernen Zäunen thut der Vf. §. 8. den sehr artigen Vorschlag, das Holz z. B. die Kiefern (wo möglich) gleich auf der Stelle, wo der Zaun hinkommen soll, zu schlagen, den ganzen Zaun in 12 Theile zu theilen, alle Jahr ein Zwölftel herauszunehmen, es zu verkaufen, und die Stelle zu erneuern. Auf diese Art würde der Zaun ein ordentliches Brennholzmagazin, und kostete weiter nicht viel mehr als die erste Anlage. 3tes Kap. *Von den Thoren und Thüren.* Bretterthore gehören an bemauerte, und Lattenthore an aus Pfosten und Bohlen bestehende Bewahrungen. 4tes Kap. *Von den wesentlichen Gebäuden.* Diese sind die Thürwärterwohnung, die Heuscheunen, das Pürschhaus, die Körrungsplätze, Haferschuppen, der feste Lauf und Jagdschirm (von letztem sind §. 21. mehrere beschrieben und in Riss gebracht), die Kanzeln und die Fasaneriegebäude. 5tes Kap. *Von den Alleen und Wegen.* 6tes Kap. *Von den Holzbeständen.* 7tes Kap. *Von den Wildäckern.* 8tes Kap. *Von den Wiesen.* 9tes Kap. *Vom Wasser.* Wer weder fliessendes, noch in Teichen und Kanälen stehendes Wasser in seinem Thiergarten hat, der muss zwar auf Edelwild und Sauen Verzicht thun, kann aber immer Damwild, Rehe und Hasen halten, wenn er nur Brunnen graben kann, die zu bestimmten Zeiten des Tages in Tröge ausgepumpt werden. Um sicher zu seyn, dass man Wasser findet, nimmt man nach §. 41. einen neuen, wohlglasurten irdenen Topf, thut ungelöschten Schwefel, Grünspan, und weissen Weihrauch von jeden 5 Loth, wohl pulverisirt, in denselben, deckt ihn mit 5 Loth verlorner Schafwolle zu, wägt ihn genau, gräbt ihn

bey trockner Witterung einen Fuſs tief in die Erde und ſchüttet den aufgeworfenen Boden über den Topf her. Nach Verlauf von 24 Stunden gräbt man ihn wieder aus und wägt ihn aufs neue. Hat er an Gewicht abgenommen: ſo iſt gar kein Waſſer zu finden; hat er aber zugenommen: ſo findet man bey 2 Loth Zunahme das Waſſer 75 Fuſs tief, bey 4 Loth 50, bey 6 Loth 37½, bey 8 Loth 25, und bey 10 Loth 19½. 10tes Kap. *Von den Brüchern.* 11tes Kap. *Von den Salzlecken.* 12tes Kap. *Von den Auszierungen eines Thiergartens*, wenn er z. B. 80, 500, und 2000 Morgen Flächeninhalt hat. Hier ſind zugleich alle Gebäude nach dem beſten Geſchmack angegeben, beſchrieben und in Riſs gebracht.

Im *zweyten Theile*, der *von den verſchiedenen Thiergärten insbeſondere* handelt, enthält das 1te Kap. *die Beſchreibung eines allgemeinen Thiergartens*, den man mit Edel- und Damwild, mit Sauen und Haſen beſetzen kann — nicht wohl mit Rehen, weil dieſe bey ſtarken Wintern zu Grunde gehen würden, da ſie mit keiner beſondern Körrung und Fütterung, die jene ihnen nicht wegeſſen würden, zu unterhalten ſind. Von §. 55—61. wird von der verhältniſsmäſsigen Beſetzung eines ſolchen Thiergartens mit den verſchiedenen Arten des Wildes nach ihrem Geſchlechte, vom Zuwachſe, von der pfleglichen Unterhaltung, und der nachhaltigen Benutzung gehandelt, die auf lange Erfahrung und genaue Beobachtung ſich gründende Berechnung bey der Annahme eines Thiergartens von 500 und 2000 Morgen aufgeſtellt, und alles in Tabellen zur allgemeinen Ueberſicht gebracht. Wenn das Verhältniſs von Edelwild zum Damwild wie 1 zu 6½ iſt: ſo bleibt bey einem Thiergarten von 2000 Morgen nach Abzug der Fütterungskoſten 1193 Rthlr. 6 gr., bey einem kleinen von 500 Morgen aber 466 Rthlr. 20 gr. reiner Ueberſchuſs. 2tes bis 7tes Kap. Vom Rothhirſch-, Damwild-, Reh-, Sau-, Haſen- und Kaninchengarten. Bey einem jeden dieſer verſchiedenen Thiergärten wird ihre Vermachung, die Holzbeſtände und andere Gelegenheiten, der Raum, die Beſetzung, der Zuwachs, die pflegliche Erhaltung, die nachhaltige Benutzung angegeben, und es ergiebt ſich aus den Berechnungen allzeit, daſs *nur gröſsere Thiergärten bey Abzug aller Unkoſten eine gute Einnahme, kleine hingegen keinen, oder doch einen ganz unbedeutenden Ertrag gewähren.* — Die §. 67. bemerkte Trägheit und Zahmheit des Damwildes kommt wohl daher, daſs es, wie der Faſan, ein bey uns bloſs naturaliſirtes Wildpret iſt, das eigentlich nach Kleinaſien bis zum nördlichen China herab u. ſ. w. nach Hauſe gehört. — Nach Rec. Erfahrung (S. 189.) lieben die Haſen auch die Saat des Winterroggens und der Gerſte mehr, als die des Waizens und Haſers. — Bey dem Haſengarten wird S. 193. zugleich gezeigt, wie man aus demſelben bey der immer zunehmenden Verminderung dieſe Jagd im Freyen verbeſſern könne. 8tes Kap. *Von einem Faſanengarten.* Hier wird eine auf Erfahrung ſich gründende Behandlungsart angegeben, die minder koſtſpielig als die gewöhnliche iſt; zugleich wird auch gezeigt, wie man neben dieſem anmuthigen Federwild Perlhühner und Pfauen aufziehen könne. Der Vf. giebt in den Zwingern, wo die Faſanen weiter keine Nahrung finden, jedem Stück täglich einen ſtarken Eſslöffel voll Waizen; in den Körrungsſchuppen aber, für die gelähmten Faſanen im Winter, ſo wie für die wilden ausgeflogenen, wird, ſo lange offenes Wetter iſt, nur die halbe Fütterung, nämlich auf zwey Faſanen ein Eſslöffel voll Waizen, gerechnet. Es bedürfen daher nach dieſer Angabe 66 Faſanen jährlich bloſs 16 Scheffel Waizen zu ihrem Unterhalte. — Das 9te und letzte Kap. giebt verſchiedene leicht anwendbare *Fangarten der edlen und Raub-Thiere* an, die dem Vf. neu ſchienen, und die er alſo als Anhang beygefügt und abgebildet hat. Dieſe ſind: 1) der *Einſprung*, durch welchen man das entwichene oder auſser dem Thiergarten ſich befindende Wild fangen kann. 2) Ein *Saufang*, durch welchen ſich die einige Tage in Kammern eingekörrte Sauen von ſelbſt den Ausgang verſperren. 3) Ein *Faſanenfang*, der aus einem Kaſten beſteht, deſſen Decke mit Leinwand überzogen iſt, unter welchen die Faſanen bey der Körrung mit Waizen gelockt und durch ein weggerücktes Stellholz gefangen oder bedeckt werden. 4) Das *Lothringiſche Fuchseiſen.*

Man erſieht ſchon aus dieſer Anzeige, die doch viele einzelne treffliche Bemerkungen übergehen muſs, die Wichtigkeit dieſer Schrift, welche allen Fürſten und reichen Gutsbeſitzern, die Liebhaber der Jagd und des Wildprets ſind, *mit Recht* empfohlen werden kann. Sollte auch der Vortheil, den ſolche Thiergärten abwerfen, in mehrern Gegenden Deutſchlands, in welchen der Aufwand von dem Vf. allerdings zu gering, z. B. nur nach den wohlfeilen Heupreiſen zu urtheilen, angegeben ſeyn wird, nicht ſo groſs ſeyn, als man ihn hier findet; — ſollte auch dem Holzwuchſe in dieſen Thiergärten, auch nach der vorſchriftsmäſsigſten Behandlung, doch etwas mehr Nachtheil verurſacht werden, als nach des Vf. Angaben zu fürchten iſt: ſo iſt ſeine edle Abſicht ſchon hinlänglich erreicht, wenn er das Wild auf welches man jetzt theils aus Unkunde, theils auf Veranlaſſung des oft übertriebenen Klagens über den Schaden, den daſſelbe anrichten ſoll, ſo ſehr losſtürmt, vor ſeiner gänzlichen Vertilgung ſichert. — Druck, Kupfer und Papier entſprechen der Beſtimmung dieſes Werks vortrefflich.

Noch ſind folgende Verbeſſerungen von S. 209 bis 213. zu machen. Statt *Carpinus betula* l. *Carp. betulus;* ſt. *Cornus hortenſis mas* l. *Corn. maſcula;* ſt. *Evonimus vulgaris* beſſer *Evonymus europaeus;* ſt. *Ribes canina* l. *Roſa canina;* ſt. *Spirae ſalicifolia* l. *Spiraea ſalicifolia;* ſt. *Vaccinum* l. *Vaccinium.* — Ausgelaſſen ſind noch folgende Bäume, welche den Faſanen eine gute Aeſung geben: *Crataegus Aria et torminalis; Prunus domeſtica, avium et Ceraſus; Pyrus communis et malus; Sorbus aucuparia.*

Braun

Braunschweig, in der Schulbuchh.: D. *Joh. Phil. Du Roi Harbkesche wilde Baumzucht*, theils nordamerikanischer und anderer fremder, theils einheimischer Bäume, Sträucher und strauchartiger Pflanzen, nach den Kennzeichen, der Anzucht, den Eigenschaften und der Benutzung beschrieben. Herausgegeben mit Vermehrungen und Veränderungen von *J. F. Pott*, Herzogl. Braunschweig. Leibarzte. Mit Kupfern. *Erster Band.* 1795. 659 S. und 48 S. Vor. *Zweyter Band.* 1800. 606 S. *Dritter Band.* 276 S. 8.

Diefs Werk mufs jedem gebildeten Forftmann und jedem Liebhaber von wilden Baumanlagen fchon nach der erften Auflage bekannt feyn. Es enthält in alphabetifcher Ordnung eine kurze, aber hinlängliche Darftellung aller bekannten einheimifchen und fremden Baum- und Straucharten, die unfer deutfches Clima und namentlich den Stand in der Harbkefchen Pflanzung vertragen, nach Befchreibung, Boden und Lage, Fortpflanzungs- und Benutzungsart, und ift wegen feiner Gemeinnützlichkeit ein bleibendes ehrenvolles Denkmal des für die praktifche Gewächskunde zu früh verftorbenen *Du Roi*. Der neue Herausgeber, der in der Vorrede eine kurze Lebensbefchreibung des Vf. einfchaltet, hat die Brauchbarkeit der Schrift noch dadurch erhöht, dafs er die Befchreibungen fyftematifcher abgekürzt, die fehlenden Synonymen beygefügt, beträchtliche Zufätze theils an ganz fehlenden Gewächfen, theils an mangelnden einzelnen Rubriken der Gefchichte der vorhandenen beygefügt, und die nöthigen Veränderungen und Verbefferungen nach eigenen und fremden Beobachtungen und Erfahrungen gemacht hat. Es ift alfo diefs Werk *in feiner* jetzigen Geftalt eine in alphabetifcher Ordnung abgefafste *wahre* praktifche Naturgefchichte der einheimifchen und fremden Holzarten Deutfchlands, in welcher man alles Wefentliche beyfammen findet, was die von S. 207—226. des 3ten Bandes aufgeftellten Schriften, die aufser den eigenen Beobachtungen benutzt find, enthalten, und welche alfo allen denen zu empfehlen ift, die theils wegen ihres Berufs als Forftmänner an der Naturgefchichte der Forftgewächfe Intereffe haben, theils auf eine zweckmäfsige und fichere Art Englifche Gärten anlegen wollen. Eines Auszugs ift diefe Schrift nicht fähig. Zu mehrerer Brauchbarkeit find am Ende ein alphabetifches und fyftematifches Verzeichnifs der befchriebenen Gewächfe, und ein vollftändiges Lateinifches, Englifches, Franzöfifches und Deutfches Regifter angehängt.

Leipzig, b. Linke: *Der kleine Vogelfänger.* Ein Buch zunächft für Knaben, welche Jäger oder Oekonomen werden, und ihre Leibeskräfte auf eine nützliche Art üben wollen; auch für diejenigen brauchbar, welche Vogelliebhaber find. *Drittes Bändchen.* K. und L. 1800. 101 S. 8. (16 gr.)

Wir beziehen uns auf das Urtheil, welches ein anderer Rec. bey den beiden vorhergehenden Bändchen (1800. Nr. 51.) über diefs Buch gefällt hat. Es ift bey einer kleinen Vergleichung erfichtlich, dafs der Vf. faft weiter nichts gethan hat, als die diefen Gegenftand betreffenden *Bechfteinifchen* Schriften auszufchreiben, und zuweilen etwas zufammenzuziehen. Wer alfo *Bechfteins* Naturgefchichte der Stubenvögel oder *deffen* Anweifung Vögel zu fangen befitzt, braucht diefen kleinen Vogelfänger nicht zu kaufen. Das Ganze ift eine unlöbliche Buchmacher-Speculation. Denn, obgleich der Vf. in der Vorrede behauptet, dafs er, von Jugend auf ein Freund des Vogelfanges gewefen fey: fo fcheint diefs doch uns fo weniger glaublich, da fich im ganzen Buche keine Spur von einer neuen Beobachtung über die Vögel, ihren Fang u. f. w. findet, und fich doch hier die nächfte und befte Gelegenheit dazu hätte zeigen müffen.

Erlangen, b. Palm: *Skizze einer vollkommenen Bewirthfchaftung der Waldungen mit Rückficht auf ihre Cultur*, nebft eingeftreuten phyfiologifchen Bemerkungen nach den neueften Beobachtungen und Erfahrungen, und einem Anhange über die wahre Nahrung der Gewächfe nach den Grundfätzen des neuen chemifchen Syftems von einem reifenden Forftmanne, und Mitglied der Herzogl. Sachf. Gothaifchen Societät der Forft- und Jagdkunde zu Waltershaufen. 1801. 190 S. u. XXXIV S. Einleitung. 8.

Obgleich alle Regeln und Grundfätze einer guten Forftwirthfchaft, wie man fie in den Fürftlich *Schwarzenbergifchen* Waldungen in Franken angewendet findet, fchon lange aus den forftwiffenfchaftlichen Schriften bekannt find: fo bewirken fie doch hier durch die Darftellung des unbekannten Vf. als wahre Gefchichte der nachahmungswürdigen Behandlung eines Forftes, fo wie durch die neue Bewährung jener Vorfchriften, ein eigenes Intereffe auch für denjenigen Lefer, dem diefs alles, was er hier als befolgenswerth lieft, nichts Neues ift. Von weit gröfserm Nutzen aber kann und mufs die Gefchichte diefer Waldungen vorzüglich für diejenigen Forftbedienten feyn, die aus Liebe für das Alte gegen alle neuern Regeln einer guten Forftbewirthfchaftung eingenommen find, und hier durch Thatfachen überführt werden, wie bewährt jene Regeln und Grundfätze find, wenn fie auf eine den jedesmaligen Umftänden entfprechende Art befolgt werden, fo wie für diejenigen Forftbeamten, die die ewigen Klagen über Holznoth, das ewige Schreyen nach Forftverbefferungen hören, aber, wenn auch nicht aus Unkunde, doch aus Hang zum Schlendrian und zur Bequemlichkeit nicht ernftlich Hand ans Werk legen, um dem ihrer Fürforge anvertrauten Walde diejenige Vollkommenheit zu verfchaffen, in welcher er nach Zeit und Bedürfnifs feyn könnte und follte. Eben fo bekannt find auch die die von dem Vf. aufgeftellten Lehren von der Ernährung der Gewächfe nach den neueften chemifchen Grundfätzen; allein nirgends findet man fie noch fo deutlich, ordnungsmäfsig und vollftändig für den Forftmann zufammengeftellt und angewendet, als hier,

hier, und der Vf. kann in dieser Hinsicht sicher auf den Dank seines Publicums rechnen. Weiter erscheint in diesen Bogen der Forstmeister *Friedel* als ein sehr erfahrener Forstmann. Er weiss alle gute Holzarten, einheimische und fremde, so geschickt anzubauen, dass auf den nun erst siebzehn Jahre unter seiner Aufsicht stehenden Revieren fast keine Blöfse mehr anzutreffen ist, und sein ganzer Wald im schönsten Flore da steht. Und da auch die unter seiner Direction stehenden herrschaftlichen Meiereyen sich sehr vortheilhaft auszeichnen: so thut der Vf. am Ende den Wunsch, dass bey so schönen Gelegenheiten zu Schwarzenberg nicht nur ein Forstinstitut, sondern auch eine Ackerbauschule angelegt werden möchten, die allerdings hier an ihrem rechten Orte wären, wenn anders die für dergleichen Unterrichtsanstalten, die sich nicht bloss mit der Anschauung begnügen, zu den anderweitigen Vor- und Hülfskenntnissen nöthigen Lehrer zu haben seyn werden.

Leipzig, b. Weigel: *Neuer Bauerkalender auf das Jahr* 1801. 32 S. 8.

nebst:

Taschenbuch für deutsche Landwirthe auf das Jahr 1801. ein Anhang zu jedem Hauskalender. 104 S. 8. (4 gr.)

Der Kalender selbst ist ein höchst einfacher, nur Monats-Sonn- und Wochentage, nebst den allernothwendigsten Veränderungen angebender Allmanach, so dass wir glaubten: die eine, fast ganz ledige Nebenseite hätte wohl noch *ex fuga vacui* zu irgend einer kleinen Notiz benutzt werden können. Der Endzweck des Taschenbuchs aber ist, die Landwirthe mit den bessern Grundsätzen der Viehzucht (die billig als der Grundpfeiler der Landwirthschaft betrachtet wird) im Zusammenhange bekannt zu machen. Deshalb werden hier von S. 5. bis 62. *Bemerkungen über die Pferdezucht*, oder vielmehr ein kurzer Inbegriff alles dessen, was bey Erziehung, Gebrauch und Heilung dieser nützlichen Thierart zu beobachten ist, geliefert. Von S. 62. bis zum Ende aber kommt die *Rindviehzucht* an die Reihe. Im künftigen Jahre soll über die Wartung und Pflege der übrigen Zuchtthiere, Schweine, Schaf- und Federvieh, eine zweckmässige Belehrung ertheilt werden. — Diese Absicht ist löblich, und der äusserst mässige Preis des ganzen Büchleins der Absicht angemessen. Uebrigens erklärt der Herausgeber selbst, dass es ihm nicht darum zu thun sey, neue Dinge in der Oekonomie zu lehren, sondern nur schon bewährte Grundsätze noch mehr zu verbreiten. Auch ist das, was er hier liefert, fast durchgehends ein Auszug aus den Werken von *Hartmann* und *Fuss*. Aber er ist in einem fasslichen, für die grössere Menge verständlichem Vortrage, nicht allzuweitläuftig, doch auch nicht allzugedrungen (was der Landmann selten liebt) abgefasst.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, auf K. des Vf.: *Vom Festungskriege. Erster Theil. Art und Weise feste Plätze zu berennen und zu belagern.* Vom *Vf. der Betrachtungen über die Kriegsbaukunst.* 1801. 168 S. 8. und 6 Kpft.

Zu keinem eigentlichen Lehrbuche der Belagerungskunst bestimmt, erfüllt das vorliegende Werkchen seine Absicht hinlänglich: eine allgemeine Uebersicht des Festungskrieges für diejenigen zu geben, die nicht Ingenieurs von Profession sind; ja es ist für diesen Zweck schon beynahe zu weitläuftig angelegt. Die ersten §phen dienen zur Einleitung, und beschäftigen sich mit dem Operationsplane eines Feldzuges, um die Nothwendigkeit der Festungen und des Angriffes derselben darzuthun, weil sie der in Feindes Lande agirenden Armee zum Depot und zur Stütze der Operationen dienen müssen. Der fünfte §. enthält eine beurtheilende Darstellung der Operationen des gegenwärtigen Krieges, wo der Vf mit Recht, die des auf bloss politischen Prämissen beruhenden Feldzuges von 1792 vertheidiget. Bey der dreytägigen Schlacht von Kaiserslautern hätte der so thätigen Mitwirkung der Sachsen wohl mit ein paar Worten gedacht werden sollen; denn ob sie gleich nicht — wie ein Geschichtschreiber des Feldzuges von 1793 behauptet, — gerade den Ausschlag gaben, fochten sie doch, wie jeder Augenzeuge zugestehen wird, mit seltner Tapferkeit. Ganz muss Rec. dem Vf. beystimmen, wenn er S. 33. *Bonaparte's* Einbruch in Steiermark 1797 ein gegen alle Regeln des Krieges gewagtes Unternehmen nennt, das selbst durch den über alle Erwartung glücklichen Erfolg sich nicht rechtfertigen lässt, weil bey nur etwas mehr Energie der Oesterreicher der Untergang der Französisch-Italiänischen Armee unvermeidlich war. — Von S. 42. an beschäftiget sich der Vf. mit dem eigentlichen Belagerungskriege, dessen Regeln und Verfahren aus den besten Schriftstellern über diesen Gegenstand gezogen, und überall mit Beyspielen aus der Kriegsgeschichte belegt sind. Das Unternehmen auf Bitsch 1793 misslang nicht durch Verrätherey, wie S. 55. gesagt wird; sondern theils durch die zufällig zu frühe Entdeckung, (man sehe *l'Observateur impartial aux Armées du Rhin etc. par le C. le Comte*) theils vorzüglich, weil keine zweckmässigen Maassregeln getroffen waren, die Thüren des unterirdischen Ganges zu sprengen.

Der Stil des Werkchens ist sonst gut; nur wünschte Rec. etwas mehr Gewandtheit, und das *so* nicht so widerlich oft gebraucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Beschreibung des Königreichs Siam*, von Hn. *de la Loubere*, ausserordentlichen (ausserordentlichem) französischen Gesandten bey dem Könige von Siam. Aus dem Französischen übersetzt. 1800. 382 S. 8.

Durch die englische Gesandschaftsreise nach China, und noch mehr durch die Reisen des Hn. *Symes* nach Ava, hat man neulich schätzbare Nachrichten von der Halbinsel jenseits des Ganges erhalten. Der Gedanke war nicht unrecht, ältere Nachrichten von dieser Halbinsel unter uns von neuem bekannt zu machen. Die *Description du royaume de Siam par M. de la Loubere, Envoyé extraordinaire du Roy aupres du Roy de Siam* 1687, 1688, welche 1691 und auch zu Amsterdam 1709 herausgekommen ist (letzte Ausgabe hat Rec. vor sich), ist von dem Hn. Hofr. *Meiners* sehr gelobt worden. Der ungenannte Ueberfetzer glaubte daher, dass das Publicum eine Dollmetschung dieser Beschreibung mit Beyfall aufnehmen würde. Hätte er die dazu nöthigen Sprach- und Sachkenntnisse gehabt, und hätte er dabey andere Nachrichten von Siam, an denen es gar nicht mangelt, zu Rathe gezogen: so würde ihm der Beyfall nicht entgangen seyn, zumal da, wenn Stuck in seinem bekannten Verzeichnisse von Reisebeschreibungen Recht hat, *Loubere* noch nie ins Deutsche übersetzt ist. Allein der Ungenannte verstand so wenig das Original, und ist der deutschen Sprache so wenig mächtig, dass wir das von ihm besudelte Papier herzlich bedauern, und, wenn die Schreib- und Ueberfetzungssucht elender Autoren durch Polizeygesetze aufgehalten werden könnte, wünschen möchten, dass ihm die Ueberfetzung des 2ten Theils der Beschreibung, welcher Abhandlungen über Siam und andere asiatische Länder enthalten soll, untersagt würde. Hier sind einige Stellen, in denen der Sinn des Originals gänzlich verfehlt ist. S. 66. *Wir fragten zwey junge Mandarins, was ein weisses Frauenzimmer, das wir ihnen zeigten, koste.* Es waren aber nicht Frauenzimmer, sondern Puppen oder Docken von Hofdamen, *pouppées du Palais*, die man ihnen zeigte. — S. 115. *Die Schafe auf den Schiffen einander die Wolle ausreissen, weil sie dieselbige einander wegfressen*, statt: *die Schafe schmecken oft nach der Wolle* u. f., *les moutons y sentent souvent la laine, parcequ'ils se la mangent les uns aux autres.* — S. 131. Orig. wird von dem König von Siam gesagt: *il sort avec si peu de faste que quand il va de Louvo avec ses Dames il ne donne aucune voiture aux femmes qui les accompagnent pour les servir*, d. i.: *die Hofdamen, welche seine Frauen begleiten, bekommen keine Wagen.* Allein der Ueberfetzer giebt es S. 108. — *wenn er von Louvo sich — mit seinen Frauen, welche ihm der Aufwartung wegen begleiten, begiebt.* — Was S. 155. des Originals von den Frauenzimmern gesagt wird, die nicht heirathen, aber doch nicht in den Talapuinen-Orden treten, behauptet der Ueberfetzer S. 128. von Mannspersonen. — Die zuvorkommende Höflichkeit des Königs wird durch ein Exempel bewiesen. S. 177. *Il fit même une chose, quand Mr. des Targes le salua, qui n'avoit jamais eu d'exemple à Siam.* Welcher Schüler versteht diess nicht! Nur nicht unser Ueberfetzer. S. 148. *Es trug sich etwas zu, dass ihn der Herr von Targes grüsste, wovon man niemals ein Beyspiel hatte.* — Ebend. *Wenn ich mich hätte eher aufrichten können*, soll das Französische: *si j'eusse pû m'elever davantage*, ausdrücken. — S. 196. *La plus recente des deux epoques Siamoises se rapporte à l'an de Grace* 638. Versteht der deutsch, oder den Sinn des Texts, der diess so übersetzt? *die neuere u. f. ist dem J. 638 ähnlich* S. 164. — S. 179. *Es liegt ihnen nichts daran, einen Monat lang unzählige Arbeiten zu etwas zu gebrauchen.* Vielleicht ist *Arbeiten* ein Druckfehler für *Arbeiter*. Allein, die Härte abgerechnet, so drückt es nicht vollkommen das Französische aus: *Il ne leur importe d'être cinq cent ouvriers, plusieurs mois durant.* — S. 215. Von der Art, wie man auf dünnen Goldblättchen schreibt: *L'on y marque les lettres par compression avec un poinçon emoussé, comme ceux dont nous ecrivons sur nos tablettes*, d. i.: *Die Buchstaben werden, vermittelst stumpfer Ponzen, darauf gedruckt.* Man höre aber, und verwundere sich, wie der Ungenannte übersetzt: *Man siegelt dadurch die Briefe, indem man sie mit einem stumpfen Pfriemen darauf drückt.* Wer so sinnlos schreiben kann, von dem ist zu vermuthen, dass er auch in vielen andern Stellen seinen Autor missverstanden hat. Wirklich haben wir noch mehr Missgriffe der Art angezeichnet, die wir aber nicht anführen, damit uns nicht der Vorwurf gemacht werde, den wir vorher dem Ueberfetzer machten, — Papier verderbt zu haben. Damit man aber nicht glaube, dass die Ueberfetzung gegen das Ende anders beschaffen sey, als wir sie geschildert haben: so führen wir noch aus S. 369. an: *Ich darf dasjenige nicht mit Stillschweigen übergehen, was ich von dem Hn. Herbelot denke. Ich glaubte ihn über alles das, was ich als Siamese sicher weiss* (beynahe sollte man glauben, der Ueberfetzer sey ein Siamese) *um Rath zu fragen*, und bitten es gegen den Text S. 421. zu halten: *Je ne doy pas omettre ce que* ie

je tiens de Mr. Herbelot. J'ai cru le devoir consulter sur tout ce que je say de Siamois.

Von seiner groben Unwissenheit in der deutschen Sprache können schon die angeführten Stellen zum Beweise dienen. Man findet fast auf jeder Seite Proben davon, die man, so gern man wollte, nicht immer auf die Rechnung des Druckers schreiben kann. Er verwechselt Accusativ und Dativ, z. E. *an dem Bord kommen* u. dgl. verdoppelt oft die Negation, z. E. *von keinem Kartenspiel wissen sie nichts*, gebraucht ganz undeutsche Redensarten und Zusammensetzungen, z. E. *nichts festes essen*, *gewirrte Glieder*, *wichtigsten Weibspersonen*, *Morgenländer* für *Länder gegen Morgen gelegen*, *Cotton* für *Cattun*, *Beamteten*, *anderst*, *Cattuntücher*, *Sammlungen von Befehlen* für *von Verordnungen* und dergleichen Floskeln mehr, die kein Deutscher billigen kann.

Den Text hat er übrigens bisweilen abgekürzt, und es wäre dieses zu loben gewesen, wenn es allenthalben auf eine schickliche Art geschehen wäre. Allein er hat Stellen stehen lassen, die er hätte ausstreichen sollen, z. E. S. 169. wird ein mayländischer Calender erwähnt, *an welchen so viele Leute gegenwärtig einen so blinden Glauben haben.* Da dieser längst vergessen, und vielleicht Männern von den ausgebreitetsten literarischen Kenntnissen unbekannt ist: so verdiente er keine Erwähnung, oder musste mit einer Nachricht von seiner Beschaffenheit und dem grossen Ansehen, worin er im 17ten Jahrhundert gestanden hat, begleitet werden. An andern Orten findet man Auslassungen, wodurch die Gedankenreihe des Autors mangelhaft erscheint. S. 183. ist ein Sprung von dem Commerz der Siamesen auf das Siegeln der Handschriften, den man sich nicht wohl erklären kann. Der Uebersetzer hat einen ganzen Abschnitt S. 217. des Originals weggelassen, der diese Materien in Verbindung bringt.

Von den vielen Kupfern des Originals hat die Uebersetzung zwey beybehalten.

Jena, b. Mauke: *C. F. Volney's Reisen nach Syrien und Aegypten*, in den Jahren 1783, 1784. 1785. Aus dem Französischen übersetzt. *Dritter* Theil, welcher die Zusätze der dritten französischen Original-Ausgabe, nebst mehreren von den merkwürdigsten durch die französisch-ägyptische Expedition veranlassten Beobachtungen enthält, von Professor *Paulus* zu Jena, 1800. 421 S. 8.

Sowohl den Besitzern der Volneyschen Reise als andern Lesern, ist dieser Theil, der ein für sich bestehendes Ganze ausmacht, ein willkommenes Geschenk. Er enthält: I. Zusätze der französischen Ausgabe vom J. VII. 1) Zustand des Handels zwischen Frankreich und der Levante nach öffentlichen Registern. Dieser Auffatz ist zwar schon 1786 entworfen, ist aber doch nicht ohne Interesse für diejenigen, welche sich über die Verbindung Frankreichs mit der Türkey unterrichten wollen. S. 14 u. 15. wird bey *Calle*, einem Orte an der Algierschen Küste, der in den Händen der Franzosen ist, *Salee* in Klammern eingerückt; als wenn dieses ein anderer, oder wohl gar mehr gewöhnlicher Name von Calle wäre. Allein Salee ist ein ganz anderer Ort, und liegt in Marocco am Atlantischen Meere. II. Volney's Betrachtungen über den Türkenkrieg 1788, rathen zu einer Verbindung Frankreichs mit Russland gegen die Türkey. Sie haben Bonaparte auf die Wichtigkeit Aegyptens aufmerksam gemacht. *Hätten wir*, sagt Volney gleichsam im prophetischen Geiste, *bloss Aegypten: so könnten wir den Verlust aller unserer Colonien verschmerzen.* Peyssonel suchte die Ehre der Türken gegen Volney zu retten, und seine Bemerkungen folgen auf jene. III. Notitzen von zwey arabischen Handschriften zur Geschichte von Aegypten. Das 2te ist vorzüglich wichtig, eine vollständige Statistik von Aegypten im J. 1450 geschrieben, wie wir sie von wenigen Ländern Europens heut zu Tage haben. Die S. 223 angeführten *Laufkameele* pflegt man *Dromedare* zu nennen. Hr. P. hat ein Excerpt aus einem Mspt. auf der Bodleyischen Bibliothek in Oxford hinzugefügt. IV. Sammlung der merkwürdigsten topographischen (warum nicht chorographischen?) Beobachtungen, welche durch die französisch-ägyptische Expedition bisher bekannt geworden sind. Sie sind aus den *Memoires sur l'Egypte*, *Magazin encyclopedique*, *geograph. Ephemeriden* u. a. Büchern genommen. Hr. P. hat sie mit einigen Noten versehen, worunter sich auch eine politische S. 332. zur Vertheidigung des französischen Angriffs auf Aegypten befindet. Die französischen Monate und Maasse, die mehrmale vorkommen, hätten wir gern *auf die bey* uns gewöhnlichen reducirt gesehen. Bey dem S. 279. erwähnten Plan eines Franzosen, von Alexandrien, den D'Anville anführt, frägt Hr. P. *wessen?* Wir antworten aus *d'Anville's Mem. sur l'Egypte* S. 83. dass sein Name ihm unbekannt war, dass aber die Vergleichung seines Plans mit andern ihn von seinen Vorzügen überzeugt hatte. Niebuhr hielt diesen Plan für sehr gut. Hr. P. frägt: *ob nach eigenen genauen Untersuchungen?* Wir zweifeln nicht daran, weil Niebuhr in Alexandrien gewesen ist. — Zu den S. 284 erwähnten arabischen Schriftstellern, die den Chaliphen Omar Schuld geben, die Bibliothek in Alexandrien verbrannt zu haben, setze man noch *Abdollatiph*, und es möchten wohl mehr arabische Schriftsteller die Geschichte erzählen, als verschweigen, obgleich S. 214. das Gegentheil behauptet wird. — Da ein berühmter Orientalist sich der Uebersetzung und Bekanntmachung der französischen Nachrichten unterzogen hat: so hätten wir die Uebertragung der arabischen lateinisch geschriebenen Wörter (es ist hier nicht von Namen die Rede) in arabische Schrift erwartet.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Geographisches, statistisch-topographisches Lexicon von Franken* etc. *Zweyter Band.* 1800. 1 Alphab. 3 Bog. gr. 8.

Was wir über den Plan, Charakter und Werth des ersten Bandes dieses Wörterbuchs gesagt haben (A. L. Z.

L. Z. 1790. Nr. 309.), gilt auch bey dem gegenwärtigen, welcher die Buchstaben Cl bis Hu begreift, und die darunter vorkommenden fränkischen Lande, Städte, Schlösser, Dörfer etc., bald kurz, bald weitläuftig beschreibt, je nachdem es der Vorrath oder der Mangel gedruckter und handschriftlicher Materialien gestattete. — Diese Ungleichheit, die ohnehin Werken von der Art eigenthümlich ist, darf man wohl nicht dem Vf., sondern seinen Correspondenten Schuld geben, die ihn entweder mangelhaft oder wohl gar nicht mit Beyträgen unterstützten. Am ausführlichsten werden die Rubriken: Eremitage, Erlangen, Franken, Fürth, Henneberg, Herrnrieden und Hof behandelt, wo, neben der Geschichte, auch manche interessante statistische Nachrichten zu lesen sind. Diess letzte gilt besonders von dem Artikel: *Franken*, in welchem eine Uebersicht des Matricularwesens, der Kreisverfassung und aller in diesem Kreise befindlichen Manufacturen und Fabriken geliefert wird. Auf den Umfang des alten Frankoniens, welches im 8ten Jahrhundert, im Gegensatz des westlichen oder rheinischen Franziens unter dem Namen Ostfranken und *Francia nova* vorkommt, hat sich der Vf. nicht eingelassen, und eben so wenig lag es in seinem Plane, der alten Gauverfassung und der vielen Gaubezirke zu erwähnen, in welche die ostfränkische Provinz eingetheilt war, und woraus sich nachher der fränkische Staatskörper allmälich zu seiner gegegenwärtigen Gestalt bildete. Für den Freund der mittlern Geschichte und Geographie, würde ein solcher Umriss nicht ohne Interesse geblieben seyn. Zum Beweis, dass wir dieses in allem Betracht nützliche und brauchbare Wörterbuch, mit Fleiss durchgegangen haben, wollen wir nur einige Rubriken bemerken, die noch einiger Ergänzung und Berichtigung fähig sind. S. 79. heisst es: Ermershausen gehöre den Allodialerben des Freyherrn von Hutten; man sollte also glauben, dass es in keiner Lehnsverbindung stehe. Diess ist aber unrichtig, da es die Huttensche Familie von jeher, als ein sächsisches Söhn- und Töchter-Lehn besessen hat, und nach dem 1783 ohne Leibeserben und Mitbelehnte erfolgten Tode Joh. Philipps von Hutten, von den beiden Lehnsherrschaften zu Sachsen-Coburg und Sachsen-Meiningen, als ein heimgefallenes Lehn eingezogen wurde. Indessen glaubte seine Schwester, Juliana Charlotta Voit von Salzburg, ob sie gleich mit dem *defuncto* in keiner Mitbelehnschaft stand, und mithin nach den Grundsätzen des sächsischen Lehnrechts nicht successionsfähig war, auf die Erbfolge Anspruch zu machen, und wendete sich deswegen an den Reichshofrath. Dieser Rechtshandel endigte sich aber 1786 durch einen Vergleich, nach welchem den Erben der inzwischen verstorbenen Voit von Salzburg, das Rittergut Ermershausen, gegen ein Aversionalquantum von 5000 fl. rheinl. von dem gemeinschaftlichen Lehnhof, in der Eigenschaft eines Söhn- und Töchterlehns von neuem verliehen wurde. — Nach S. 205. soll eine Herzogin von Meran, Namens Elisabeth, die Gemalin eines Hn. von Grundlach gewesen seyn, und das Kloster Frauen-Aurach gestiftet haben. Die Geschichte macht aber, ausser den bekannten drey Meranischen Erbtöchtern, die 249 auf die Allodialverlassenschaft ihres verstorbenen Bruders Anspruch machten (*Köhler diss. de ducib. meran.*) keine namhaft, die an einen Hn. von Grundlach vermält gewesen. — Bey Friesenhausen S. 225. hätte noch, die dem Hause Sachsen über das dortige Rittergut zuständige Lehnsherrlichkeit, bemerkt werden können. Sie gründet sich auf eine Urkunde vom J. 1451, nach welcher der damalige Besitzer, Georg Zoller, seine eigenthümliche *Behausung und kemmath im See zu Friesenhaussen*, mit allen Zugehörungen, dem Herzog Wilhelm zu Sachsen zu Lehen auftrug. S. 314. wird *Gerthausen* für ein, in S. Meininger Amte Sand, — und *Hellmershausen* S. 565. für ein Kaltennordheimisches Amtsdorf ausgegeben; beide gehören aber zum S. Eisenachischen Amte Lichtenberg. — Hildenburg (S. 659.) ist kein Dorf, sondern ein wüstes, zwischen Ostheim und Fladungen auf einem hohen Berge gelegenes Schloss, von welchem im 12ten Jahrhundert die ausgestorbenen Grafen von Hildenburg den Namen führten. — Uebrigens wünschten wir, dass der Vf. bey Beschreibung der ritterschaftlichen und adelichen Dörfer die Namen der jedesmaligen Besitzer derselben angeben, und ihre Lehnsverbindung und andern Qualitäten bemerken möchte.

LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Zeh: *Annales typographici ab anno* MDI *ad annum* MDXXXVI continuati post *Maittairii* aliorumque doctissimor. virorum curas in ordinem redacti, emendati et aucti cura D. *Georg. Wolfg. Panzeri*, Capituli eccles. Cathedral. ad D. Sebald. Norimberg. Praepositi etc. Volumen VIII. 1800. II u. 564 S. gr. 4. (5 Rthlr.)

In diesem achten Bande des bekannten nützlichen Werks, zeigen sich überall die Spuren des unermüdlichen Fleisses, der in den vorigen sichtbar war. Er fängt mit *Paris* und dem Jahre 1513 an. Unter der Rubrik dieses Orts sind zusammen 2839 Numern (von 1501 — 36) aufgeführt, doch fehlt von Nr. 2644 an dessen wirkliche Angabe. S. 304. kommt auch *Thessalonich* mit 21 von Rabbinen herausgegebenen Büchern vor, worunter das älteste Datum von 1515 und das jüngste von 1535 ist. — Nach *Paris* ist der Artikel *Venedig* der reichhaltigste, er begreift 1959 Numern, *Rom* hingegen nur 308. *Vicenza* (in dessen Numer die ersten beiden römischen Zahlen versetzt sind) macht mit 14 Drucken bis zum Jahr 1529 den Beschluss.

Mehrere Vergleichungen und Bemerkungen über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Druckörter, wollen wir andern Literatoren überlassen, und uns auf die wenigen Ergänzungen beschränken, die wir Hn. P. liefern können, der uns in Eintragung des Uebrigen aus unserm nicht ganz unbeträchtlichen Verzeichniss

zeichnifs fchon zuvorgekommen ift. Sie find nach eigener Anficht von Büchern aus der nämlichen öffentlichen Bibliothek, wie unfere Beyträge zum I — VII. Band. Wir haben uns bey den Jahrzahlen der deutfchen Ziffern ftatt der römifchen bedient.

Paris.

Antiquarum lectionum commentarii ficut concinnarat olim Vindex Ceselius ita nunc per iniuriam intercepti, quos reparavit Lucius Coelius Rhodiginus etc. In f. *Parrhifiis, venundantur ab Jodoco Badio Afcenfio et Joanne Parvo* 1517. *fol.*

(Eine Ausgabe *Venet. ex aedibus Aldi* etc. 1516 fteht indeffen S. 430. dieses Bandes.)

Adverfus novam Marci Beneventani aftronomiam, quae pofitionem Alphonfinam ac recentiorum omnium de motu octavi orbis multis modis depravavit et fecum pugnantem fecit: Alberti Pighii Campenfis apologia etc. Parifiis excudebat Simon Colinaeus. 1522. 3. *d. m. Martii.* 4.

Dialectice Laurentii Vallae libri 3. *Parifiis, in aedibus Afcenfianis et bibliopolarum de Marnef.* 1539. *ad Cal. Sept.* 1529. *fol.*

D. Aurelii Auguftini Hippon. epifc. de doctrina chriftiana libri 4. *etc. Parifiis, ap. Io. Roigny.* 1534. 12.

D. Aurelii Auguftini ad Europium et Paulum epifcopos liber de perfectione iuftitiae contra Celeftium. Ebendafelbft aus gl. Officin u. von gl. Jahr u. Format.

Venedig.

Alberti magni opera ad logicam pertinentia. In f. *Venetiis, fumtibus haeredum Octaviani Scoti, per Bonetum Locatellum Presbyterum.* 1506. *fol.*

Alberti magni, epifcopi Ratisbonenfis, de ordine Predicatorum, parva naturalia. Ebendaf. aus gl. Verl. durch ebendenf. Drucker, in gl. Iahr u. Format.

Expofitio Aegydii Romani fupra libros Elenchorum Ariftotelis. Venetiis per Simonem de Luere 10. *Decembr.* 1507. *fol.*

Divus Thomas in 8. *politicorum Ariftotelis libros, cum textu eiusdem, Leonardo Aretino interprete etc.* In f. *mandato et impenfis heredum — Octaviani Scoti, civis Modoecenfis et fociorum — impr. Venetiis per Georgium Arrivabenum.* 1514. *d.* 13. *April. fol.*

Dafs der Lucretius, *Venetiis in aedibus Aldi et Andreae foceri*, 1515. 8. in den Seitenzahlen mit der Ausgabe: *Florentiae, fumtib. Philippi Giuntae* 1512. 8. (*Annal. typogr.* Vol. 7. p. 14.) genau zutreffe, und dennoch in den Lesarten von letzter abweiche, glauben wir fchon bemerkt zu haben. Obgleich Nr. 785. S. 432. nur *Apuleji afinus aureus* ift, wie auch am Schluffe deffelben angezeigt wird, fo lautet doch der Titel eigentlich:

Apulejus cum commento Beroaldi etc. In f. *Venetiis, in aedibus Joannis Tacuini de Tridino impr.* 1516. 12. *Kal. Jun. fol.*

Antonii Andreae fuper artem veterem fcripta et fuper Boetium de divifionibus. Impr. Venetiis per Lucam Antonium de Giunta, Florentinum. 1517. 23. *Maii. fol.*

Alberti magni naturalia ac fupra-naturalia opera — per Marc. Antonium Zimaram caftigata etc. In f. *Venetiis impenfa heredum Octaviani Scoti* — 1517. 10. *Mart. fol.*

Sphaera mundi etc. S. 451. Nr. 944. ift, nach unferer Aufzeichnung, *impenf. Lucae Antonii de Giunta Florentini d. ult. Junii* 1518 gedruckt. Der Herausgeber fcheint, den Schlufsverfen gemäfs, Hieronymus Nucerellus zu feyn.

Alberti magni — moraliffima in ethicen Ariftotelis commentaria per — Jo. Romberch de Kyrfpe — caftigata. In f. *arte et impenfis heredum Octaviani Scoti — Venetiis* 1520. *d. ult. Aug. fol.*

Dante l'amorofo convivio S. 470. Nr. 1102. haben wir etwas umftändlicher fo verzeichnet:

Lo amorofo convivio di Dante: con la additione: novamente ftampato. In f. *In Venetia per Zuane Antonio et fradelli del Sabio: ad inftantia de Nicolo e Dominico dal Jefus.* 1521. 8.

S. Thomas fuper ethica Ariftotelis, cum triplici textus translatione, antiqua VZ. Leonardi Aretini, nec non Jo. Argyropyli — noviffime per Francifcum Paulinum de Luca 1531. In f. *Venetiis expenfis heredum — Octaviani Scoti d.* 15. *Februar. fol.*

Liber de morbo gallico, in quo diverfi celeberrimi in tali materia fcribentes medicine continentur auctores, videlicet Nicolaus Leonicenus Vicentinus, Ulrichus de Hutten, Germanus, Petrus Andreas Mattheolo, Senenfis, Laurentius Phrifius, Joannis Almenar, Hifpanus, Angelus Bologninus. Venetiis 1535. In f. *per Jo. Patavinum et Venturinum de Ruffinellis.* 8.

Wir machen zugleich unfere geographifchen Lefer auf einen Auszug aus Pigaphetta's Reifen (deren neulich in der v. Zachifchen monatlichen Correfpondenz gedacht wurde) aufmerkfam. Er kommt unter Paris S. 217. Nr. 2800. vor. Endlich wünfchen wir zum Regifter der Oerter-Namen noch einen kleinen Anhang der modernen Namen, die von den alten Benennungen ftark abweichen; wobey uns einfällt, dafs wahrfcheinlich bey Joh. Soter in Solingen (*Salingiaci*), im Herzogthum Berg, einige der erften örterlofen Ausgaben des *Agrippa de vanitate fcientiarum* gedruckt find. — Zur nahen Vollendung des ganzen Werks wird jeder Literator, und befonders der Freund der Druck-Alterthümer, dem ehrwürdigen Vf. fernere Gefundheit wünfchen.

* * *

LEIPZIG, b. Gräff: *Aurora.* Ein romantifches Gemälde der Vorzeit. Von dem Verfaffer des Rinaldini. 2ter Th. 3te ganz umgearbeitete Auflage. 1800. 252 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 330.)

ALTENBURG, b. Seidler: *Sammlung vorzüglich fchöner Handlungen zur Bildung des Herzens in der Jugend.* 2ter Th. 2te Aufl. 1800. 190 S. 3ter Th. 196 S. 8. (19 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1971. Nr. 165.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. März 1801.

PHYSIK.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Physikalisch-chemisches Handwörterbuch* für Gelehrte und Ungelehrte, Fabrikanten, Manufacturisten und Handwerker. Ein gedrängter Auszug aus Gehlers, Macquers und den neuesten vorzüglichsten physischen und chemischen Wörterbüchern und Schriften. Mit sorgfältiger Auswahl in vier Bänden gesammlet. *Zweyter Band El bis J.* 1800. 582 S. 8. Mit Kupf.

Das über den ersten Band dieses Wörterbuches gefällte Urtheil, gilt auch diesem zweyten. Die in die Physik einschlagenden Artikel sind aus *Gehler*, die chemischen aus *Bourguet* abgeschrieben worden. Rec. wählt den ersten besten Artikel aus diesem Wörterbuche, und stellt ihm den gleichnamigen aus *Gehlers* Wörterbuche gegenüber. Z. B. *Heber*

Der Vf. d. ch. H. W.

Heber ist eine aus zwey Schenkeln bestehende offene Röhre ABC, deren man sich bedient, flüssige Materien, dadurch, dass man die Luft aus den Röhren zieht, aus einem Gefäfse auslaufen zu lassen. Wenn man eine solche Röhre mit dem einen Schenkel in ein mit einer Flüssigkeit z. B. Wasser gefülltes Gefäss taucht: so wird das Wasser in dem eingetauchten dieselbe Höhe erreichen, als es im Gefäfse hat, d. i. bis DE. Bringt man es aber durch Saugen bey C so weit, dass der ganze Heber voll Wasser wird: so wird er bey C anfangen auszulaufen, bis die Wasserfläche unter A herabgesunken ist, und also kein Wasser mehr in die Oeffnung eintreten kann.

Gehler,

Heber. Diesen Namen führt eine aus zweyen Schenkeln bestehende an beiden Enden offne Röhre ABC, deren Gestalt übrigens willkürlich ist, und deren man sich bedienen kann, um flüssige Materien aus einem Gefäfse durch den Druck der Luft auslaufen zu lassen, oder auszuheben. Wenn eine solche Röhre mit der Oeffnung A in ein Gefäss mit Wasser gesenkt wird: so steigt das Wasser in ihr von selbst eben so hoch, als es im Gefäss stehet, d. i. bis DE. Bringt man es aber durch Saugen bey C, oder durch andre Mittel so weit, dass der ganze Heber bis C voll Wasser wird: so wird er bey C anfangen auszulaufen, und damit so lang fortfahren, bis die Wasserfläche DE im Gefäfse unter A herabgesunken ist, und also kein Wasser mehr in die Oeffnung A eintreten kann.

Die Verkürzungen bestehen meistentheils darin, dass die mathematischen Berechnungen weggelassen sind. Oft erlaubt sich der Vf. Aenderungen bey Gehlers Worten, die dem Ganzen ein höchst veränderstes Ansehen ertheilen. Den Artikel *Höhenmessung* schliesst *Gehler* damit: man weiss aus Beobachtungen, dass die Veränderungen des Barometers auf einer grossen Strecke Landes *gleichzeitig* erfolgen u. s. w. Das, *man weiss aus Beobachtungen*, ändert der Vf. dahin ab: *das Resultat von allem ist*, welches einen ganz andern Sinn giebt. Aeusserungen wie S. 409. sind völlig unnütz. Es wird daselbst von den Bestandtheilen des Graphits geredet und gesagt: *Hahnemann* hat eine ganz andere Meynung. Was übrigens H. meynt, davon findet man kein Wort. Dass man in diesem Buche vergebens nach den neuern Entdeckungen in der Chemie und Physik suchen werde, ergiebt sich aus dem Gesagten. So findet man der neuern Versuche über die thierische Elektricität, über die Zerlegung des Harns, des Honigsteins, des Hyacinths, der Entdeckung der Glucinerde u. s. w., auch nicht mit einem Worte erwähnt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Die beiden Marillo's. Eine italiänische Geschichte* von *C. F. W. R . . . r*, Verfasser von den Zöglingen meiner Phantasie. Mit Kupf. 1801. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr. ohne Kupf. 1 Rthlr.)

Ein Intriguen-Roman, wie wir deren schon genug und übergenug haben; ohngefähr von *der* Art, wie *Spiessens Mäusefallen- und Hechelkrämer*. Ja, unpartheyisch gewürdigt, ist dieser Letztere noch von besserm Gehalt; nicht nur, weil er früher da war, sondern weil auch bey ihm die Erwartung weit besser gespannt worden, und die Verwicklung fast bis zum Schluss immer mehr steigt, da bey den Marillos hingegen ein Theil der Intrigue schon sehr früh sich entwickelt, und der Grund der ersten Verkennung schon auf der zehnten Seite sich muthmassen lässt. Dadurch, dass Maria (S. 35) so schnell Marillo den Zweyten erkennt, wird die Scene, wo unter den Banditen ein Einziger an seiner Aechtheit zweifelt, und er so leicht ihn widerlegt (S. 131.) um ein gutes Theil unwahrscheinlicher; auch ist der ältere Marillo, von dessen Schlauheit und Entschlossenheit so viel gesprochen wird, ein ganz erbärmlicher Wicht, dass er dem Herrn Bruder nicht eher auf die Spur kömmt, und den Pass ihm verrennt. Einige Scenen, unter andern diejenige, wo die Banditen zu ihrer Bürgerpflicht zurückkehren, sind nicht ganz ohne Interesse. Aber noch ist diess ein nur sehr mittelmässiges Verdienst bey einem Roman, wo es bloss auf Intrigue ankommt, und wo an gar keine Durchführung eines Charakters zu denken ist. Die Bösewichter wenigstens, die der Vf.

Vf. zeichnet, sind so grelle Ungeheuer, und die bessern Personen an sich so unbedeutende Wesen, dass weder diese, noch jene, auf uns viel wirken können. Auch ist die Art, wie gegen Ende des Romans der wahre Francesco und sein Vater sich zusammenfinden, eine von den alltäglichsten, in Romanen gleichsam abgenutzten Erfindungen. Kurz, man handelt noch sehr nachsichtig, wenn man das ganze Werklein in die dritte oder vierte Verdienst-Classe romantischer Dichtkunst setzt.

DRESDEN, in dem Museum, PIRNA, b. Arnold und Ginther: *Blumen und Früchte für Zeichner, Blumenfreunde und Stickerinnen*; nach der Natur entworfen und ausgemalt von *Lück*. Erster Theil mit 16 Kupfern u. 20 S. Text. Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe. 1800. gr. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die frühere Ausgabe des gegenwärtigen Werks wurde A. L. Z. 1800. Nr. 128 angezeigt. Die 8 ausgemalten Blätter verdienen auch hier noch das Lob, welches wir ihnen damals ertheilten. Die vorgedruckte Beschreibung und Anweisung zum Nachmalen derselben, wurde mit gutem Erfolg ganz umgearbeitet. Sie hat nun Briefform erhalten, und läfst sich angenehm lesen.

RONNEBURG u. LEIPZIG, b. Schumann: *Jonathan Wild*, Rinaldo Rinaldinis Antipode. Eine Räubergeschichte von *Heinrich Fielding*, nach dem Englischen. 1800. *Erster* Theil 230 S. mit 1 Kpf. *Zweyter* Theil 270 S. m. 1 Kpf. (2 Rthlr.)

Das englische Original bedarf nicht erst unser Kritik oder vielmehr unsers Lobes. Schon seit länger als funfzig Jahren schätzt man es in seinem Vaterlande als eines der gelungensten Werke *Fieldings*, der es 1743 gerade in dem Zeitpunkte, wo seine Geisteskräfte in der glücklichsten Thätigkeit sich befanden, herausgab, und der manche in seiner juridischen Laufbahn erworbne Kenntnisse hier mit Feinheit, Wahrheit und Satire aufs innigste vereinte. In fast alle neuere Sprachen Europens ist es seitdem verpflanzt, gelesen und geschätzt worden. Auch wir Deutsche besafsen davon schon zwey, wo nicht drey Uebersetzungen. Da aber die erste, die bereits 1758 erschien, ganz ohne Kraft und Ausbildung der Sprache verfasst worden; und die zweyte, welche in den *Leben und Thaten einiger Kraft und Kniffsgenies* sich befindet, allzusehr in einer gewissen Manier — wie schon der Titel zeigt — verdollmetscht wurde: so war eine dritte keinesweges ganz überflüsig; und wir ertheilen dem Vf. derselben in Rücksicht von Treue und Geschmeidigkeit des Vortrags billig den Vorzug.

Aber noch gröfser würde die Nützlichkeit seines Unternehmens und unsre Freude seyn, wenn er wirklich dadurch bewerkstelligte, was dem Titel und dem Vorberichte nach sein Endzweck zu seyn scheint; wenn nämlich seine Dollmetschung einen *glücklichen* Antipoden desjenigen Romans abgäbe, der, warlich nicht zur Ehre der deutschen Lesezirkel, binnen kurzer Zeit drey Auflagen erlebt hat, da eine einzige schon viel zu viel für ihn gewesen wäre. Und gewiss in manchem Betracht kann man sich keinen sprechendern Contrast denken, als Fieldings treffendes Gemälde, wo er den Pinsel mit so vieler ächten Menschenkunde, mit so vieler Feinheit und Wirkung am rechten Orte führte, wo immer edle moralische Absicht selbst im Gewande des Spottes herrschte, wo kein Charakter müsig, keine Begebenheit nutzlos erscheint — verglichen mit dem schaalen, flachen, höchstens ein paarmal flimmernden *Rinaldo Rinaldini*, wo man vergebens nach einem Plan, nach einer Wahrheit oder Neuheit in Charakteren und Handlungen sich umschaut, wo die Bilder völlig wie in der, überdiess schlecht erleuchteten, Laterne eines Savoyarden vorüberfliegen, und wo endlich noch zügellose Immoralität mit Kraftlosigkeit sich verbindet. Ein einziges Kapitel in jenem Roman wiegt ganze Bände von diesem auf. Aber wahrscheinlich wird das Prognostikon doch eintreffen, das der Uebers. sich selbst stellt, und das *gröfsre* Publicum dürfte noch für ein Weilchen beym *italiänischen* Räuberhauptmann bleiben; nur mit dem bedeutenden Unterschied, dass er nicht, wie der *englische*, nach funfzig Jahren noch leben wird.

WIEN u. PETERSBURG (eigentlich LEIPZIG, b. Supprian): *Diogenes des Zweyten Beleuchtungen der Menschheit mit der Laterne bey Tage: oder wunderbare Reise in die Gemächer der Thorheit*, herausgegeben von D. E***g. 1800. 482 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein gutmüthiger, aber wifsbegieriger Alter, müde, die Welt nur in den Zeitungen geschildert zu sehn, entschliesst sich mit seinem Nachbar *Sturm* — schon der Name zeigt den jovialischen Charakter desselben an! — und seinem Enkel *Max* auf Reisen zu gehn. Ihr Endzwock ist Menschenkenntnifs, und Max muss daher alles aufzeichnen, was sie dahin einschlagendes sehen oder hören.

So kunstlos ein solcher Plan, und so oft er schon mit dieser oder jener Abänderung da gewesen seyn mag: so könnte er doch immer noch das Vehiculum mancher glücklichen Beobachtung, mancher treffenden Satire abgeben, wenn er durch einen Schriftsteller von ächten Scharfsinn, ächter Laune bearbeitet würde. Aber der gegenwärtige Vf. hat es gröfstentheils beym — guten Willen bewenden lassen. Er hat freylich die Thorheiten der neuern Zeit, übertriebnen Freyheitsdurst, Demokratismus, Aristokratismus, Vorliebe gegen die Franken u. s. w. vorzüglich zum Gegenstand seiner Bemerkungen gemacht; aber fast alles, was er darüber sagt, ist so alltäglich, so fade und schleppend, dass man gewiss nichts neues dadurch lernt. Will er zuweilen originell seyn: so verfällt er offenbar ins Abgeschmackte; dahin rechnen

wir (trotz seinem Vorberichte) den ewigen Spaas mit den Egonen und der Mamsel Reproche, wodurch nicht der geringste Gewinn für die Begriffe, Eigenliebe und Gewissen bewirkt wird. Was soll gleich anfangs das Mährchen von dem Diamant, wodurch uns die Kenntniss der Gedanken von Andern zu Theil wird? Der Vf. macht von diesem Erwerb in der Folge ja keinen Gebrauch! — Was sollen so abgeschmackte Anekdoten wie die S. 87. von dem Maler, der eine gewisse Nase nicht leiden konnte? Wer wird es witzig finden, wenn der Vf. S. 276. den Witz eintheilt in feinen Witz, tändelnden Witz, *Kindtaufenwitz*, *Devisenwitz*, hämischen Witz und beissenden Witz? Wie erbärmlich ist die Geschichte des strengen Ritters Dietrichs von Unkensee, und der edlen Ilsabe von Berge, S. 373 — 417. mit welcher er gar nicht zu Ende kommen kann? Wie äusserst plump ist die Episode mit dem Hn. Röndler? Selbst die Schlussfabel vom Fuchs und den Gänsen — Doch es wäre Zeitverlust und Sünde gegen den besser zu nützenden Raum noch mehrere dergleichen Fragen, die sich von selbst beantworten, hier aufzuwerfen!

Chemnitz, b. Tasché: *Oswald, oder das Häuschen im Schwarzwalde* von *Augustini*. 1800. *Erstes* Bändchen. 308 S. 8. Mit 1 Kupf. (1 Rthlr.)

Es ist ein trauriger Anblick, einem Schriftsteller zuzusehen, der nach *allerley* strebt, und dem doch *nichts* gelingt. Hr. *A.* giebt uns leider dasselbe im vorliegenden Werkchen. Er will bald traurige, bald empfindsame, bald grässliche, bald satyrisch-humoristische Scenen liefern, will bald im Stil von *Cramer*, bald in dem von *Lafontaine*, bald gar wie *Jean Paul* schreiben; will mit Anspielungen auf alte Literatur und neue Staatsbegebenheiten seinen Vortrag schmücken; will jetzt erhaben, jetzt sentimental, jetzt ganz unbändig — witzig seyn; aber überall sieht man den blossen Nachahmer, der noch überdiess manchen lächerlichen Verstoss begeht. So z. B. sagt er S. 16. „Im düstern Verstummen schien Oswald bald wie der „gierige Wallfisch den ungehorsamen Propheten die „mächtigen Bissen zu verschlingen, und bald wie der „langbeohrte *Cretensische* König an starrem Metall zu „nagen." — Der gute Midas, über Creta hat er gewiss nie geherrscht! Hr. Cramer hat die Art, seine Kapitel oft mit Versen anzugeben, die schon bey ihm grösstentheils nur — Reime sind. Aber was sagt man vollends von dem poetischen Beruf unsers Vfs. S. 36.

Verjagt dir der Kummer
Den rosigen Schlummer,
Dann hole dir *Dinte*
Bemale *geschwinde*
Mit Kreuzen und Strichen
Bis dass sie entwichen,
Dich fliehen die *Leiden*
Die blendenden *Seiten*.
Dann weicht dir der Kummer
Und lässt dir den Schlummer.
Es deutet auf *prodest*
Das sichre *Probatum est*.

Was kann wohl Menschen, die auch nicht die kleinste poetische Ader haben, verleiten, uns *da* in Versen zu quälen, wo selbst ein gutes Gedicht ziemlich am unrechten Orte stünde? — Sogar in Erfindung der Namen, der kinderleichtesten Sache unter der Sonne, ist der Vf. unglücklich. Denn wer kann wohl über Benennungen wie Hr. von *Vicefinken* und *Rülpsekk* und Monsieur *de Vent* lachen? Man wundre sich nicht, dass wir hier nur lauter Kleinigkeiten rügen! Gienge man bey einem solchen Schriftsteller auf die Hauptfehler von Fabel, Charakteren, Verbindung der Begebenheiten u. s. w über; guter Himmel, wer könnte dann fertig werden!

Prag u. Leipzig, b. Michaelis: *Edmund Jani, oder das furchtbare Zimmer*. 1800. 291 S. 8. m. 1 Kpf. (18 gr.)

Dem grösten Theil unsrer Leser ist wahrscheinlich der englische Roman des Horatio Walpole, *die Burg von Ortranto* bekannt, die in Deutschland nicht nur ein paar Uebersetzungen, sondern auch mehrere Nachdrücke mit vieler typographischer Nettigkeit erhalten hat. Mit ihr hat das furchtbare Zimmer diess gemein, dass hier und dort der Erbe eines unschuldig ermordeten Ritters durch eine Geistererscheinung aus der Niedrigkeit hervorgezogen, und in sein angestammtes Gut wieder eingesetzt wird. Aber freylich steht in der Kunst der Bearbeitung der Deutsche weit, unendlich weit, hinter dem Britten zurück. Der letzteer hat seinem abentheuerlichen Mährchen glücklich genug den Anstrich des Feyerlichen, und zuweilen sogar des Schrecklich-Erhabnen mitzutheilen gewusst; der erstere hingegen hat seine Geschichte gleichsam aus einander gezerrt, und wird — allen Regeln der Poetik zuwider — dann erst recht ausführlich, wenn die Hauptsache schon entschieden, und der Ueberrest gar leicht zu errathen ist. — Dass Graf Juel, der Mörder des Vaters von Edmund Jani, als ein Bösewicht der ersten Classe geschildert wird, vergiebt man dem Vf. gern; denn darauf beruht die Verwicklung des Ganzen; dass er aber auch ein so *erbärmlicher* Bösewicht ist, der sich nie zu rathen und zu helfen weiss, — das ist eine für den Roman weit unverzeihlichere Sünde. Da der Vf. den Schauplatz seiner Geschichte ins achtzehnte Jahrhundert verlegt hat: so sind die Feyerlichkeiten bey dem Zweykampfe (S. 163.) ein lächerlicher Anachronismus. Denn dass es jetzt in Europa keine solche förmlich anerkannte Gottes-Urtheile, Herolde, Kampfrichter u. d. m. aus dem Mittelalter giebt, das sollte doch jedes Kind fast wissen. Wer übrigens auch nach diesem Duell noch die rückständigen 130 Seiten des Büchleins durchlesen kann, ohne darüber einzuschlafen, der muss sich gewiss durch langen Gebrauch gegen die Wirkung der Opiate sehr verhärtet haben.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Perthes: *Fenelons Werke, religiösen Inhalts.* Aus dem Französ. übersetzt von *Mathias Claudius. Erster* Theil. 1800. 250 S. 8. (20 gr.)

Jedem, der nur ein wenig mit Frankreichs Literaturgeschichte unter der Regierung Ludwig XIV. vertraut ist, wird auch bekannt seyn, dass der als Mensch, als Fürsten-Erzieher und Schriftsteller so ehrwürdige *Fenelon* — des unvergänglichen Telemachs berühmter Verfasser — als Theolog ziemlich merkbar zum Mysticismus sich hinneigte, und dadurch nicht nur sich selbst die Verbannung in seinen Sprengel zuzog, sondern auch Anlass zu mancher Streitschrift gab, an welche er in der Sanftmuth seines Herzens wohl kaum gedacht hatte. Wahrscheinlich mochten seine Aufsätze damals bey Manchem, der sie in gleicher Gemüthsstimmung las, wahre Erbauung hervorbringen, und selbst Fenelons Gegner gestanden, er fündige nur aus — Uebermaass der Liebe zu Gott. Dass aber diese seine theologischen Werke nach einem vollen Jahrhundert ins Deutsche übersetzt werden — übersetzt werden von einem protestantischen Gelehrten; dass sie, wie in der Vorrede gesagt wird, zum *Wegbereiten* und zum *Empfänglichmachen* abzielen sollen; das ist freylich ein wenig seltsam und läst sich nur dadurch erklären, dass Hr. *Claudius* ihr Verdeutscher ist. Seine Vorrede ist in jedem Betracht merkwürdig. Was er da von den Menschen sagt, „die denjenigen Weg, „der das *Geheimniss* des Christenthums sey, lästern, „und verbessern, lieber auf ihrem Bauch kriechen und „Staub essen wollen," klingt ein wenig sehr unglimpflich; da er aber gleich darauf hofft: „dass selbst von „diesen Nicht-Christen und Un-Christen einige durch „den Ernst und durch die Milde dieses liebenswürdi„gen Schriftstellers veranlasst, ihren Weg noch ein„mal in Ueberlegung nehmen werden," — und es allerdings gut ist, alles was man thut, *mit Ueberlegung* zu thun: so wollen wir ihm diese Hoffnung auch nicht mit einem Worte stören, und nur noch erwähnen: dass diejenigen Aufsätze, in welchen Fenelons Gang zur mystischen Gottesverehrung am sichtlichsten sich äussert, vom *Gebet* IV. V. VI. von der *inwendigen Lehre des Geistes Gottes* XIII, und von den *innerlichen Wirkungen Gottes um den Menschen zu dem wahren Ziel, dazu er geschaffen ist, zurück zu bringen* XIV. handeln. — Die Lehre von der *keuschen Liebe zu Gott*, von *seiner, bloss auf seine Vortrefflichkeit, nicht auf seine Wohlthaten sich gründenden Verehrung*, kann durchaus nur von Eingeweihten verstanden und befolgt werden.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln*, von D. *J. W. Rau. Zweyter* Band, *Erste* Abth. 2te veränderte hie und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1801. 190 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 208.)

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Predigten über Sprüchwörter in Verbindung mit den Sonn- und Festtags-Evangelien*, von *J. R. G. Beyer. Zweyter* Band 1801. 444 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 337.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. Halle, in d. Buchh. des Waisenhauses: *Uebungen der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge auf Schulen*, am Morgen und Abend, an Communiontagen und bey andern feyerlichen Gelegenheiten. Als Anhang zu dem Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten, herausgegeben von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Director des königl. Pädagogiums und Waisenhauses. 1800. 72 S. 8. (4 gr.) Die sämmtlichen Betrachtungen, welche dieses kleine Buch enthält, sind in der That, was der Titel verspricht. Sie führen den Jüngling zur Aufmerksamkeit auf sein Inneres, zum Nachdenken über seine Bestimmung, seine Beschäftigungen, seine Vorzüge, sein Verhalten, und erheben sein Herz durch das Andenken an Gott und Jesum zu frommen Entschliessungen; erfüllen es mit Muth und Kraft zum Guten. Die *Morgenbetrachtungen* (sechs längere und eben so viel kürzere) sind insbesondere zum Vorlesen beym Morgengebet auf Gymnasien, die *Abendbetrachtungen* für solche Erziehungsanstalten bestimmt, wo die Schüler zu einer gemeinschaftlichen Abendandacht versammelt werden. Doch sind auch Morgen- und Abendbetrachtungen für den Privatgebrauch der Schüler in den obern Classen, d. h. solcher, die schon zum eignen Nachdenken angeführt sind, geeignet. Für solche sind auch die Beschäftigungen der Andacht an Communiontagen und die Selbstgespräche, z. B. bey dem Bewusstseyn einer Vergehung, Gewissensunruhe über geheime Schuld u. f. w. berechnet. Für Lehrer an Schulen, wo sie selbst täglich das Gebet zu sprechen haben, wird eine Sammlung von Sprüchen der heil. Schrift und andern kernigen Sätzen willkommen seyn.

Es hat uns übrigens beym Lesen dieser Gebetsformulare der Wunsch sehr lebhaft beschäftigt, dass doch nicht auf vielen gelehrten Schulen — Rec. redet aus Erfahrung — der Religionsunterricht so schlecht bestellt seyn möchte, dass die Lehrer selbst für eine solche Einrichtung der Morgenandacht, wobey diese Gebete gebraucht werden können, noch gar keinen Sinn haben. Wie lange wird überhaupt durch den Vortrag einer seit 30 Jahren verjährten Dogmatik, den man für Religionsunterricht ausgiebt, der Religiosität unter den jungen Leuten entgegen gearbeitet werden!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 23. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Heinsius: *Nova veteris testamenti clavis. Addita est significatio verborum Hebraicorum e versione Alexandrina cujus discrepantiae simul a textu Hebraico saepe dijudicantur.* Scripsit Joan. Henr. *Meisner*, Prof. Lipsiensis Vol. I. *Pentateuchum* continens. 1800. XVI. u. 544 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die Janua von Reineccius ist lange genug ein beliebtes Hülfsmittel gewesen, dessen sich der Anfänger bey der cursorischen Lectüre des A. Testaments zur leichtern Erlernung des Hebräischen bedient hat. So viel aber auch dieses Buch bey den wiederholten Ausgaben, besonders durch die Bemühungen der neuesten Herausgeber, wirklich gewonnen hatte; so hatte es doch noch immer viele Mängel und Fehler, und nach den Fortschritten, die wir besonders in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in dem gründlichen Studium der Hebräischen Sprache, der Exegese und Kritik gemacht haben, war eine völlige Umarbeitung des Buchs durchaus nöthig. Zwar hat Hr. Lenz durch sein Handbuch zur cursorischen Lectüre *der Bibel* des A. B. diesem Bedürfnifs gewissermassen abgeholfen; allein so gut es im Ganzen gearbeitet ist: so ist es doch nicht vollständig genug, und die alten Uebersetzer hätten mehr genutzt werden können, wodurch schon manche einseitige Erläuterung würde weggefallen seyn; überdem ist es auch nur eigentlich für dem angehenden deutschen Theologen brauchbar. Rec. ging daher schon mit dem Gedanken um, eine ganz umgearbeitete Ausgabe von der Janua des Reineccius zu veranstalten, und hatte sich dabey den Plan gemacht, die neuern Entdeckungen und Berichtigungen nicht allein vollständig zu sammeln, sondern auch bey schwierigen Wörtern und Redensarten die alten Uebersetzer genau zu vergleichen und kurze Winke zu geben, wie einzelne Wörter und Stellen am richtigsten übersetzt und erklärt werden könnten. Während dem, dafs er sich diesen Plan machte, las er die vorläufige Ankündigung der Clavis von *Meisner*, und entschlofs sich nun die Erscheinung dieses Werks erst abzuwarten. Nun da er den ersten Band vor sich hat, giebt er gern sein Vorhaben, zu dessen Ausführung er schon die Vorbereitungen gemacht hatte, wieder auf; denn er findet, dafs Hr. *Meisner* fast ganz nach demselben Plan gearbeitet hat. Hr. *M.* machte es sich mit Recht zum Gesetz, die wahre, und mit dem Zusammenhang der Rede übereinstimmende Bedeutung der Wörter anzugeben, und wenn die Gewifsheit der Bedeutung aus den übriggebliebenen Bruchstücken der Hebräischen Sprache nicht hinreichend zu erweisen war, sie aus den verwandten Dialecten, dem Chaldäischen, Syrischen und Arabischen zu bestätigen. Er versichert daher auch, dafs er die Bedeutung keines einzigen Worts eher niedergeschrieben habe, bis er von ihrer Richtigkeit sey überzeugt gewesen. Zugleich nahm er sich auch vor, das Vorzüglichste, was die neue Exegese und Kritik geleistet hat, kurz zu bemerken, um den Leser in den Stand zu setzen, über den Sinn einer Stelle richtig zu urtheilen. Alles dieses ist auch wirklich geschehen. Die Bedeutungen der Wörter sind mit vieler Sorgfalt angegeben, die Idiotismen der Sprache sind bemerkt, und es wird sowohl auf die Construction der Zeitwörter und Partikeln, als auch auf ihren verschiedenen Gebrauch stets Rücksicht genommen. Bey zweifelhaften Wörtern und schwierigen Stellen sind die verschiedenen Erklärungen kurz bemerkt, und dabey die besten Interpreten benutzt. Ueberdem ist den meisten Wörtern die Uebersetzung aus der Alexandrinischen Uebersetzung beygefügt, um den angehenden Theologen auf den Gebrauch und Nutzen dieser Uebersetzung aufmerksam zu machen. Auch werden die vorzüglichsten Abweichungen der 70, und des Samaritanischen Pentateuchs kurz beurtheilt. Man hat also hier kein trockenes Wörterverzeichnifs nach Ordnung der Kapitel und Verse, sondern das Buch enthält zugleich in einer musterhaften Kürze treffliche Winke zur richtigen Interpretation, und verdient deswegen einem jeden, der die Bücher des A. Test. kursorisch durchlesen und richtig verstehen will, empfohlen zu werden. Möchten doch recht viele angehende Theologen dadurch geweckt werden, sich dem Studium der Hebräischen Sprache, welches bey dem jetzt herrschenden Geist von den meisten zum Nachtheil der ächten theologischen Wissenschaft so sehr vernachlässiget wird, mit gröfserem Ernst zu widmen! Die Mühe, die sie auf die Erlernung der Hebräischen Sprache wenden müssen, wird ihnen durch dieses Hülfsmittel sehr erleichtert, und sie dürfen sich an den meisten Fällen auf diesen Führer verlassen. Sehr nützlich würde es für die Anfänger gewesen seyn, wenn Hr. *M.* bey jedem Buch den Gesichtspunkt, woraus es betrachtet werden mufs, kurz angegeben hätte; denn dieses wird doch eigentlich bey der cursorischen Lectüre schon vorausgesetzt, und nicht jeder ist dazu vorbereitet. Auch würde es vielen angenehm gewesen seyn, wenn ihnen bey jedem Buch, die vorzüglichsten und besten Hülfsmittel genannt wären, die sie allenfalls bey dem genauern Studium des

des Buchs gebrauchen könnten. Alles dieſes würde in gedrängter Kürze, nur wenige Blätter eingenommen, und alſo das Buch nicht viel vergröſsert haben. Am meiſten hätte aber Rec. gewünſcht, daſs auch die andern alten Ueberſetzer, und zwar vorzüglich die Chaldäiſche Targumim und der Syrer bey ſchwierigen Wörtern und Stellen mehr wären benutzt worden. Dieſe ſind doch ebenfalls bey der grammatiſchen Interpretation ſehr wichtig; und beſonders verdient die Syriſche Ueberſetzung wegen ihres Alters und der Sorgfalt, womit ſie gemacht iſt, zur richtigen Beſtimmung der Wortbedeutungen noch mehr gebraucht zu werden, als bisher geſchehen iſt. Wäre die Vergleichung nur bey wirklich zweifelhaften Wörtern und ſchwierigen Stellen geſchehen: ſo würde dieſes die Bogenzahl eben nicht ſehr vermehrt haben, beſonders wenn Hr. *M.* in Anſehung der Griechiſchen Wörter aus den Siebenzigern etwas ſparſamer hätte ſeyn wollen. Wenn die Bedeutung des Hebräiſchen Worts ganz bekannt und gewöhnlich iſt, und die Griechiſche Ueberſetzung nichts eigenes oder abweichendes hat, ſondern nur das bekannte Hebräiſche Wort mit einem gewöhnlichen Griechiſchen Wort vertauſcht: ſo iſt es eben nicht nöthig, die Griechiſche Ueberſetzung dem Hebräiſchen Wort beyzuſetzen. Was hilft es z. B. wenn bemerkt wird, die 70 hätten זֶה durch ούτος, הָיָה durch εἶναι, מַיִם durch ὕδωρ, אֶרֶץ durch γῆ, יוֹם durch ἡμέρα, שְׁלִישִׁי durch τρίτος, רְבִיעִי durch τέταρτος, נָשִׁים durch γυναῖκες u. ſ. w. überſetzt.

Der Vf. hat bey den Eigenheiten und Abweichungen der 70 ſehr oft den Grund angegeben, welches auch ganz zweckmäſsig iſt. Z. B. 1. Moſ. 1, 9. wird bey מָקוֹם *locus* bemerkt Griechiſch ἡ συναγωγή *forte habentes pro ſubſtant. ex verbo* נִקְוָה *aut legentes* מִקְוֵה; Kap. 2, 6. bey אֵד *vapor craſſus.* Gr. πηγή *legentes fortaſſe* יאר (durch einen Druckfehler ſtehet hier ראר) *arab. fluvius.* Eben ſo iſt Kap. 14, 14. bemerkt, daſs die 70 bey ἠριθμησεν das Stammwort רוק *luſtrare* vor Augen gehabt hätten; daſs ſie K. 18, 12. בלתי היתה לי ערבה v. 17. עברי geleſen, K. 19, 16. das Wort התמהמה *cunctatus eſt* von תמה *obſtupuit*, und K. 32, 10. bey der Ueberſetzung ἱκανούσθω μοι *ſufficiat mihi* an das Arabiſche قط *ſatis* gedacht hätten. Aber doch nicht immer iſt dieſes geſchehen. Z. B. gleich im Anfang K. 1, 2. wird bey בהו die Ueberſetzung der 70 ἀόρατος angeführt. Hier wird doch der Anfänger gern wiſſen wollen, wie die Ueberſetzer dazu gekommen ſind. Entweder iſt es Erklärung aus dem Verfolg, ἀόρατος ἦν ἐπικειμενου τε ὕδατος, wie es Theodoret erklärt; oder ἀόρατος hat hier die Helleniſtiſche Bedeutung *ohne Anſehen* vergl. 1. Chron. 11, 23. welches mit der Hebräiſchen Bedeutung *Wüſte* übereinſtimmt. V. 6. wird es nicht gleich einleuchten, warum die 70 das Wort רקיע durch στερέωμα überſetzen. Sie dachten ohne Zweifel an die Bedeutung *firmare*, welche das Wort רקע auch hat. K. 6, 3. wird דון nach dem Arabiſchen *vilis, contemtus fuit* überſetzt, und beygefügt Griechiſch καταμένειν. Hier wäre es doch auch zweckmäſsig geweſen, zu bemerken, daſs die Ueberſetzer vielleicht ידור oder ילין geleſen hätten. Die Bedeutung des Worts דון *vilis fuit* möchte eben Rec. hier nicht als die richtigſte billigen, ob er gleich ſelbſt ehemals dazu geneigt war. Das Arabiſche Wörterbuch hat zwar die Bedeutung, aber ſchwerlich läſst ſie ſich in der Verbindung, wie das Wort hier ſtehet, erweiſen. Auch die Erklärung K. 10, 21. ſcheinet ihm etwas gezwungen. יֻלַּד ſoll ein altes Adjectiv oder Subſtantiv ſeyn, *progenitus* oder *progenies*, und הוא ſoll an ſtatt des Dativ לו ſtehen. Rec. hält ילד für das Pyal, wie die 70 auch thaten, und überſetzt: *auch dem Sem wurden Kinder geboren.* Weil von Sem, der ſonſt gewöhnlich in den Genealogien zuerſt genannt wird, bisher noch nicht geredet war: ſo ſtehet hier גם; das Pronomen הוא wird aber am richtigſten mit dem folgenden verbunden: *Dieſer iſt der Stammvater der Hebräer.* — Mehrmals nimmt der Vf. Verſetzungen und andere Leſearten im Text an. Kap. 1, 1. findet er es wahrſcheinlich, daſs die Ueberſchrift K. 2, 4. eigentlich hierher gehöre. K. 24, 29. glaubt er, daſs die Worte וירץ - העין verſetzt ſeyen, und in den folgenden Vers nach dem Wort האיש müſſen eingerückt werden. K. 30, 27. 28. ordnet er ebenfalls die Worte anders und überſetzt *ſi gratia apud te floreo, ipſe nuncupa mercedem tibi ſolvendam, eamque tibi dabo. Expertus ſum, (ita ille pergere) Jovam me tui cauſſa fortunaſſe.* u. ſ. w. Zu der erſten Verſetzung ſiehet Rec. keinen hinreichenden Grund. Die Ueberſchrift K. 2, 4. ſcheinet ihm vielmehr zum folgenden zu gehören. Der wichtigſte Einwurf, daſs in dem folgenden nichts von der Entſtehung des Himmels erzählt werde, fällt weg, wenn man das Folgende als Fragment betrachtet. Der Anfang iſt ganz fragmentariſch. In den andern Stellen lieſse ſich wohl die anſcheinende Verwirrung aus dem ungebildeten Erzählungston erklären. Unter den vorgeſchlagenen Leſearten ſind mehrere allerdings vorzuziehen, z. B. die Vermuthung, daſs K. 16, 14. לְחִי zu leſen ſey, weil dieſes der Name einer aus einem Felſen entſpringenden Quelle ſey; und K. 24, 62. daſs man daſelbſt richtiger מִבֹּא *hoſpitium, manſio paſtorum,* leſe. Aber die Aenderung K. 9, 19. wo mit Michaelis die Leſeart נָפְצָה angenommen wird, iſt wohl nicht nöthig, نفص heiſst im Arabiſchen *viele Kinder gebähren, fruchtbar ſeyn;* woraus die Bedeutung *bevölkert werden*, ſehr natürlich entſpringt. Ueberhaupt iſt der Vf. geneigt, die Leſeart der Siebenziger und des Samaritaners der gewöhnlichen Leſeart oft vorzuziehen. Die Leſeart der 70 nimmt er z. B. in folgenden Stellen an, K. 1, 9. 24, 54. 26, 12. 31, 25. 37, 22. 41, 27. und die Leſeart des Samaritaners K. 2, 3. 7, 2. 19, 6. 18. 24, 30. 27, 27. 31, 20. 33, 13. 36, 3. 6. 41, 10.; desgleichen in den Stellen, worin beide zuſammenſtimmen. Z. B. 17, 16. 20. 16. 23, 14. 29, 34. 31, 53. 37, 17. 39, 13. Ueber einzelne Stellen noch etwas zu bemerken, verſtattet der Raum nicht, und ebendeswegen dürfen wir auch nichts mehr aus den übrigen Büchern anführen. Mit Verlangen ſehen wir der baldigen Fortſetzung dieſes nützlichen Werks entgegen.

CHE-

CHEMIE.

ERLANGEN, b. Schubart: *Carl Wilhelm Böckmann's*, Marggräflich Badischen Lieutenant's, *Versuche über das Verhalten des Phosphorus in verschiedenen Gasarten*, herausgegeben von *Friedrich Hildebrandt*, ordentlichem öffentlichem Lehrer der Chemie und Arzneykunde zu Erlangen. 1800. 842 S. 8. m. 3. K.

Von einem Manne, der mit einem Werke, wie dieses, dem physikalischen Publicum sich als ihren Mitbürger ankündigt, darf die Naturlehre eine reichliche Aernte neuer Beobachtungen erwarten. Die ansehnliche Reihe derer, welche er hier geliefert hat, sind mit musterhaftem Fleisse, mit einer seltenen Genauigkeit, und sichtbar mit unbefangener Wahrheitsliebe angestellt; nur mit der äussersten Behutsamkeit hat er sich Folgerungen aus seinen Beobachtungen erlaubt, wenn er gleich überall sich bestrebt hat, Erfahrungssätze zur Berichtigung des Systems der Naturlehre aus ihnen herzuleiten.

Der *erste Abschnitt* hat das schon lange zu einem Zankapfel unter den Chemikern gewordene Verhalten des Phosphorus im *Stickgase* (Salpeterstoffgase) zum Gegenstande. Unter den mancherley Arten, dieses Gas darzustellen, fand der Vf. am besten, das Oxygene von atmosphärischer Luft durch *Schwefelkali* oder durch Schütteln mit *Bleyamalgam* wegzunehmen: das so bereitete Gas war das *reinste* Stickgas, was die chemische Kunst bis jetzt bereiten kann; es gab im Sauerstoffmesser (Eudiometer) mit salpeterhalbsauren Gase keine Verminderung, enthielt also kein Oxygen, (wenigstens nicht so, dass es durch dieses Reagens hätte abgeschieden werden können,) hatte aber auch keinen Geruch, der andere fremde Stoffe angezeigt hätte; dennoch dampfte und leuchtete in solchem Stickgase der Phosphor sehr gut, und verwandelte sich allmälich in unvollkommene Phosphorsäure. Das von der Verbrennung des Phosphors in atmosphärischer Luft rückständige Stickgas liess den Phosphor ebenfalls leuchten, gab aber Verminderung im Sauerstoffmesser; hatte er in eben diesem Gase von neuem Phosphor erhitzt: so leuchtete der Phosphor darin nicht, aber solches Gas hatte Phosphordunst aufgelöset; auch leuchtete er nicht in dem Stickgase aus Fleisch und Salpetersäure, welches durch Dunst dieser Säure verunreiniget ist. Der Vf. schliesst aus allen diesen Versuchen, dass der *Phosphor* wirklich *im Stickgas leuchte, dampfe und sich oxydire:* und dass, wenn er es *nicht* thue, dieses *fremden* Gasarten oder Dünsten zuzuschreiben sey; die Erfahrungen des Hn. Prof. *Göttling* finden also hier, gegen manche etwas zu voreilige Verurtheilungen, Bestätigung. Da eben aus dieser Ursache der Phosphor im Stickgase bald aufhört zu leuchten, indem nämlich das Stickgas Dunst von unvollkommener Phosphorsäure oder vom Phosphor in sich nimmt: so liess er das Stickgas durch eine zweyfach gebogene, hier sehr deutlich abgebildete, Röhre hin- und herstreichen, indem der eine Bug der Röhre mit reiner Kaliauflösung, der andere Bug mit gewässerter Schwefelsäure angefüllet war. Das Stickgas war in zweyen Stücken von Pferdedärmen enthalten, von deren luftdichten Beschaffenheit der Vf. sich zuvor überzeugt hatte, und welche an beiden Enden der Röhre luftdicht befestigt waren. Das aus einer Blase in die andere hinübergepresste Gas musste durch das Kali und die Säure streichen, diese beide Flüssigkeiten konnten wegen des hohen Buges (man muss die Abbildung des Apparats selbst sehen) nicht zu einander kommen; das Kali sollte die Dämpfe der unvollkommenen Phosphorsäure, die Säure die Dämpfe des Phosphors (oxydiren, und in ihrem Wasser) verschlucken. Durch diesen, mehrmals wiederholten Versuch überzeugte er sich, dass bey dem Leuchten des Phosphors im *Stickgase* dieses beträchtlich *vermindert* werde. Eine Reihe mannichfaltiger Versuche zeigte ihm, dass Dunst von Salpetersäure, salpeterhalbsaures Gas, Kohlenstoffwasserstoffgas, Ammoniakgas, das Gas der oxydirten Salzsäure, Dunst von Schwefelnaphtha und Kampher das Leuchten des Phosphors im Stickgase *verhindern*, hingegen das Gas der gemeinen Salzsäure, Schwefelwasserstoffgas, Dunst von Bisam und *Asa foetida* dasselbe *nicht schwächen.* Andere Versuche beweisen, dass das reine Stickgas aus dem *Wasser*, mit dem es gesperrt ist, und anderen wässerigen Flüssigkeiten keine Lebensluft erhalte. Die Bemerkung, dass der Phosphor im Stickgase *aufgelöset* werde, und sich daher in Gestalt eines krystallinischen Staubes daraus absetze, hat der Vf. bestätiget, aber dahin genauer bestimmt, dass an dieser Absetzung das *Licht* wichtigen Antheil hat, indem sie nur in durchsichtigen dem Lichte ausgesetzten Gefässen, hingegen in undurchsichtigen, (z. B in Glasröhren mit schwarzem Bande umwunden) und im Dunkeln nicht erfolgt. Ganz vorzüglich merkwürdig ist die, aus äusserst sorgfältigen mit einem sehr zweckmässig eingerichteten Luftthermometer angestellten Versuchen des Vf. sich ergebende, Erfahrung, dass der Phosphor zwar in *atmosphärischer* Luft, auch in einem *Stickgas*, das durch etwas weniges Lebensluft verunreiniget ist, mit bemerkbarer *Wärme*-Entwicklung leuchte, aber in dem möglichst *reinem* Stickgas bey dem Leuchten des Phosphors *keine Veränderung der Wärme* bemerkbar sey.

Zweyter Abschnitt. Versuche über das Verhalten des Phosphors im *Sauerstoffgas.* Der Vf. erhielt weder aus rothem Quecksilberoxyd, noch aus Braunstein, (bey mehr als zwanzigmal bloss aus jenem wiederholter Bereitung) ein Sauerstoffgas, das durch Verbrennung des Phosphors, mit Anwendung aller bekannten Vorsichtsregeln, *ganz verschwand;* es blieb immer ein, obwohl sehr kleiner Rückstand von wenigstens $\frac{1}{150}$ übrig, der sich wie mit Sauerstoffgas gemischtes Stickgas verhielt. Er bestätiget *Göttlings* Erfahrung, dass der Phosphor im reinen Sauerstoffgas bey niedrigen Temperaturen *nicht leuchte*, doch fand er, wie *Wiegleb*, dass er dennoch auf das Gas wir-

wirke und sich oxydire. Auch wenn er das Sauerstoffgas anhaltend über den Phosphor hin- und herstreichen liess, leuchtete der Phosphor in Temperaturen unter 16° nicht, von 16° bis 19° entstanden allmälich leuchtende Dämpfe, darauf fieng der Phosphor selbst nach und nach an zu leuchten, und an einzelnen Stellen mit einem hervorstechenden Lichte zu schmelzen, und entzündete sich. Hingegen stimmt er *Göttlings* Meynung nicht bey, dass das Sauerstoffgas durch Hin- und Herstreichen über Phosphor in Stickgas verwandelt werde; sowohl weil der Sauerstoffmesser dieses nicht bewies, als weil der Phosphor im Stickgase sich nicht entzünden kann. Auch konnte er an Sauerstoffgase, das mit Quecksilber gesperrt war, nicht bemerken, dass es durch Wirkung des Sonnenlichts schlechter oder gar stickgasartig werde. Uebrigens lösete dieses Gas ebenfalls Phosphor auf, und setzte ebenfalls ihn im Sonnenlichte in schönen feinen Krystallisationen wieder ab.

Dritter Abschnitt. Versuche über das Verhalten des Phosphors in den übrigen *irrespirablen Gasarten.* 1) In ganz reinem *kohlensauren Gas*, aus Kreide und Schwefelsäure bereitet, dampfte und leuchtete der Phosphor nicht, zumal, wenn es über Quecksilber aufgefangen war. (Rec. bereitet sich das reinste kohlensaure Gas immer aus blosser kohlensaurer Kalkerde, durch Glühen derselben in einer Retorte, von dem austretenden Gas nimmt er als reines Gas nur die letzten Flaschen.) 2) In reinem *Wasserstoffgas* leuchtete der Phosphor nicht. Der Vf. hatte dasselbe aus Eisen und Schwefelsäure bereitet: das, welches er aus Wasserdämpfen, die durch glühendes Eisen strichen, erhalten hatte, machte den Phosphor leuchten; (vielleicht war die Retorte, in welcher das Wasser kochte, zu gross, oder das Wasser sehr lufthaltig, oder es wurden nicht die letzten Flaschen genommen.) 3) Im reinen *geschwefelten Wasserstoffgas* dampft und leuchtet der Phosphor nicht; eben so wenig 4) im *phosphorhaltigen* und *gekohlten* Wasserstoffgas (aus büchenen Holzspänen bereitet.) 5) In dem *salpeterhalbsauren* Gas, dem nicht über 0,2 Stickgas beygemischt ist, dampfte und leuchtete der Phosphos selbst bey einer Wärme bis zu 30°, nicht. (Nach des Rec. Erfahrung leuchtet er darin durchaus nicht, auch wenn es über die Hälfte Stickgas enthält.) 6) In dem *Ammoniakgas* nicht, bey Temperaturen bis auf 26°. 7) Im *oxydirten Stickgas* dampfte und leuchtete er; (wahrscheinlich oxydirt er sich darin auch; es ist aber nicht angemerkt, ob *Acidum phosphorosum* entstanden, und das Gas vermindert sey.) 8) Im *salzsauren Gas* (nämlich im Gas der gemeinen Salzsäure) dampfte und leuchtete der Phosphor nicht. 9) Im *oxydirten salzsauren Gas* entzündet er sich bald, doch beobachtete der Vf., dass er, ehe diese Entzündung erfolgt, darin nicht leuchte. 10) Im *flussauren Gas*, und 11) im *schwefelichtsauren Gas* dampfte und leuchtete der Phosphor nicht. Nicht allein in dem Sauerstoffgas und Stickgas, sondern auch in allen diesen Gasarten werde Phosphor, wenn es mit ihnen lange genug in Berührung ist, aufgeloset, und setze sich aus ihnen, wenn sie dem Lichte ausgesetzt werden, in verschiedenen Gestalten als in rothes, gelbrothes oder schwärzliches Pulver, oder in Krystallchen, dendritischen Formen, — nach Verschiedenheit der Gasarten, wieder ab: das phosphorhaltige Wasserstoffgas löse ihn in vorzüglicher Menge auf.

In dem Nachtrage sind noch die Versuche über das Minimum der *Wärme* merkwürdig, in welchem der Phosphor leuchtet; in *atmosphärischer Luft* höre er schon bey 4° bis 5° über dem Eispunkte zu leuchten auf; im *Stickgase* hingegen, wenn es *möglichst* rein ist, leuchte er bis zu einer Kälte von 10° unter dem Eispunkt fort. Der Raum gestattet nicht alle Versuche des Vf. anzuführen; wir bemerken nur noch, dass der Herausg. in der Vorrede sich bemühet, die in seiner Encyklopädie der Chemie vorgetragene, zuerst von *Mayer* aufgestellte, Hypothese von der Zusammensetzung des *Stickgas* aus *Sauerstoff* und *Wasserstoff* durch die Beobachtungen des ersten Abschnittes zu bestätigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Berlin*, b. Lange: *B. F. Mönnich kurze Theorie und Praxis des Nivellirens.* 1800. 30 S. gr. 8. m. 3. Kpfr. (8 gr.) Die Herausgabe einer kleinen Schrift, in welcher bey dem Vortrag des Nivellirens, die scheinbare Horizontallinie für die wahre genommen wurde, veranlasste den Vf. zu dieser Abhandlung, in welcher die mathematische Theorie des Nivellirens erläutert, und auf Fälle angewandt wird, wo man aus der Mitte, und aus einer Station zur andern vor- und rückwärts nivellirt. Beide können mit fehlerhaften Werkzeugen vorgenommen werden; letztes Verfahren ist aber nach des Rec. Meynung nur in so weit richtig, als bey dem rückwärts Nivelliren, die irdische Refraction gegen jene bey dem Operiren vorwärts, nach dem umgeänderten Zustand der Luft, auch die nämliche bleiben mochte. S. 18. kommt eine kurze Beschreibung der Branderschen Nivellirwage vor, nebst ihrer Verificationsart, welcher eine allgemeine Classification der Nivellirwagen, und die Aufführung der Erfinder solcher Wagen folgt; so dass diese Abhandlung besonders für jene brauchbar ist, welche sich über die Theorie des Nivellirens instruiren wollen, und dabey der analytischen Trigonometrie kundig sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Klopstocks Werke. Zweyter Band. Oden. Zweyter Band.* 266 S. gr. 4. Mit einem Titelkupfer, nach Schnorr v. K** Zeichnung, von John gestochen. (Beide Bände 20 Rthlr.)

Ebendieselben in Octav; (auf Velinpap. 10 Rthlr. auf Schreibpap. 2 Rthlr. 12 gr. und auf Druckpapier 2 Rthlr.)

Der zweyte Band dieser herrlichen Sammlung (deren ersten wir A. L. Z. 1799. Nr. 336. angezeigt haben) enthält Oden, die gröfstentheils in der Bodenschen Ausgabe noch nicht standen, sondern theils nachher einzeln gedruckt waren, theils hier zum erstenmale gedruckt erscheinen.

Einige dieser Oden sind der *deutschen Sprache* gewidmet. Dahin gehören: *Teutone*, auf deren erste Strophen:

An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt
Stürzet, da erblickt ich Göttin dich
Noch einmal, du kamst zu den Sterblichen herab,
Und mit Hoheit in der Mine stand sie, und ich sah
Die Geister um sie her, die, den Liedern entlockt
Täuschen, ihr Gebild.

sich das Titelkupfer dieses Bandes bezieht. Wie erhaben ist der Charakter unsrer Sprache in folgenden Strophen dargestellt:

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.
O Begeisterung! sie erhebt sich, feurigeres Blicks
Ergiefset sich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ströme! denn du schonest dess umsonst,
Der leer des Gefühls den Gedanken nicht erreicht.
Wie sie herschwebt an des Quells Fall! mächtiges Getön,
Wie Rauschen im Beginne des Walds ist ihr Schwung!
Draussen um die Felsen braust der Sturm,
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem Wald.
Wie sie schwebet an der Quelle! sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tiefern Wald ist ihr Schwung,
Draussen um die Felsen braust der Sturm
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

In der Ode: *der Kranz*, rechnet es der Dichter der griechischen Sprache nicht zum Vortheil an, dafs sie Begriffe, die der Verstand vereint, gewaltsam trenne; und indem er in der Anmerkung hinzusetzt, dafs die Römer diefs oft noch viel weiter getrieben als die Griechen, giebt er einige Beyspiele durch wörtliche Nachahmung solcher Versetzungen; die doch die Sache zu auffallend darstellen, weil nicht darauf gerechnet ist, was schon der gewöhnliche Sprachgebrauch bey Römern und Griechen in dieser Art erlaubte. Auch die mit der Aufschrift: *die Sprache*, bezeichnete, an K. E. Cramer gerichtete, Ode, preiset den Wohlklang, in Verbindung mit dem Rhythmus unserer Sprache, geht aber von den Vorzügen der Sprache im Allgemeinen aus, in diesen Strophen voll origineller Bilder:

Des Gedankens Zwilling, das Wort, scheint Hall nur,
Der in die Luft hinfliefst: heiliges Band
Des Sterblichen ist es, erhebt
Die Vernunft ihm und das Herz ihm.
Und er weifs es; denn er erfand, durch Zeichen
Fest wie den Fels hinzuzaubern den Hall
Da ruht er; doch kaum dafs der Blick
Sich ihm senket, so erwacht er.
Es erreicht die Farbe dich nicht, des Marmors
Fe(l)lbare Last, Göttin Sprache, dich nicht.
Nur weniges bilden sie uns,
Und es zeigt sich uns auf Einmal.
Dem Erfinder, welcher durch dich des Hörers
Seele bewegt, that die Schöpfung sich auf!
Wie Düften entschwebt, was er sagt,
Mit dem Reize der Erwartung,
Mit der Menschenstimme Gewalt, mit ihrem
Höherem Reiz, höchsten, wenn sie Gesang
Hinströmet, und inniger so
In die Seele sich ergiesset.

Die Ode an Vofs lobt die deutschen Dichter, welche die Sylbenmaafse der Alten einführten:

die Sprache war
Durch unsern Jambus halb in die Acht erklärt,
Im Bann der Leidenschaften Ausdruck,
Welcher dahin mit dem Rhythmus strömet.

Ein wenig ungerecht aber ist es doch, wenn der Dichter den Reim so ganz herabsetzt, ihn einen bösen Geist nennt, der mit plumpem Wörtergepolter in die neuern Sprachen gefahren sey, wenn er ihm in diesen Versen alle Wirkung abspricht:

Red' ist der Wohlklang, Rede das Sylbenmaafs,
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag,
Was der? was sagt uns sein Gewirbel
Lermend und lermend mit Gleichgetöne?

Wenn man auf den Gebrauch sieht, den, im jambischen und trochäischen Verse, unsere besten Dichter von dem Reime gemacht haben: so muss man gestehen, dass der Reim durch die Befriedigung einer gespannten Erwartung, durch die Kunst des Dichters wichtige Begriffe hinein zu legen, durch die regelmäfsige Abwechselung, die der Reim in die Ausgänge der Verse bringt, und durch ihre lebhaftere Bezeichnung in jenen Versarten eben so gewiss dem unpartheyischen Ohre gefällt, als er in den durch mannichfaltigen Rhythmus schon reichlich genug ausgestatteten Versarten unerträglich seyn würde.

Der Dichtkunst sind mehrere Oden gewidmet. Die Ode: *verschiedene Zwecke*, straft die Dichter, die die mächtigste von allen Künsten zur blossen Dienerin des Zeitvertreibs herabwürdigen. — Eine andere vergleicht den Nachruhm der Dichter, mit dem Nachruhm der Helden und Könige; die wahre Gestalt von dem, was diese thaten, wird oft

Von der Geschichte verfehlt, bald hoch zu der Wolke gehoben,
Bald gesenkt in den Staub;
Mit der Fabel Verwandlung beynah gebildet, zum Drachen
Kadmus, der Drache zum Gott.

So getrübt, als die Ueberlieferung der Geschichte, müssen dann auch die Urtheile ausfallen. Hingegen:

Glücklicher fiel sein Loos dem Dichter. Was er uns nachliess
Bleibet stets, was es war.
Ueber ihn waltet sie nicht, die Geschichte, da spielt die Verwandlung
Nicht, wie mit Thaten sie spielt.
Richter sehn die Fehle des Werks, die Schönheit, allein mehr
Andere nicht, denn es hat.
Richtelnde können es mit Tadel bestäuben, und Lobe, doch diess auch
Können die wähnenden nur.
Andere kommen dann auch, und stäuben ab, und es stehet
Wieder da, wie es sprang
Aus des Gebährenden Stirn, gerüstet mit der Aegide
Oder mit Kränzen geschmückt.

Einer ähnlichen Betrachtung ist die Ode: *der Gränzstein*, bestimmt. Die Gränze nämlich zwischen dem Ruhme des geschäftvollen Lebens, und zwischen dem Nachruhme des Dichters, wird dadurch gezogen, dass sich die Wirkungen von jenem verlieren, die Geisteswerke aber immer sichtbar von neuem fortwirken:

Aber wenn, wem die Sterblichkeit ruft, noch, was wirket
Hinter sich läfst, noch ein Denken in des Geistes
Werken, welches von Kraft, von Gutem
Voll, wo es waltet, uns hält,
Jenseit ist das der Mühe, die gränzt. Was es wirkte,
Wirket es stets, wie im Anfang, so von neuem.
Jahre fliehn, und es strömt sein Einfluss
Wie der Beginn sich ergoss.

Da ist das Werk und tönet nicht blofs, wie vollbrachte
Handlungen, nach. Wenn von diesen bis zum fernsten
Hall sich jede verlor, zum letzten
Lispel sich; redet es laut.

Nutzet, doch nicht, wie einst das Geschäft nur an Einer
Stäte, zugleich an so vielen als Getrennte
Sich's nach Mühe, nach Lust zu ihrer
Musse Gefährten ersehn.

Von hohen Gedanken über Gott und Religion, von der Hoffnung der Unsterblichkeit sind einige der erhabensten Oden dieses Bandes beseelt, wie der *Morgengesang am Schöpfungsfeste* (S. 92.), und der *Psalm*, eine poetische Paraphrase des Vater Unsers; in welcher die Idee von der Seligkeit Aller die einzelnen Bitten, in bewundernswürdiger Harmonie, an einander reihet. Der vaterländische Sinn des grofsen Dichters bewährt sich auch hier wieder in vielen Oden, wie in der: *Ueberschätzung* der Ausländer, und in mehrern, wo er des Königs Friedrichs des Zweyten Unkunde und Verachtung der deutschen Sprache und Dichtkunst rüget. In einigen Oden, die durch Gegenstände aus dem gemeinen Leben veranlasst wurden, muss die Originalität in der poetischen Veredlung des Gemeinen, des Bekannten und Gewöhnlichen, jeden denkenden Leser zum Studium einladen. Dahin gehören zwey Oden: *Unterricht* und *mehr Unterricht*, worin der Dichter die Gelehrigkeit seines Rosses preiset, und die auf den *Kapwein* und *Johannisberger*. Jenem, der wie bekannt, ursprünglich aus Rheinweinfechsern fortgepflanzt wurde, giebt der Dichter den Vorzug, indem er also anhebt:

Alter Vater Johann, zürne mir Deutschen nicht,
Dass ich die Tochter Konstanzia
Lieber, (darf ich es auch, darf ich das trunkne Wort
Wagen?) lieber sie trink' als dich.
Du verzeihest vielleicht; doch die Kanoniker,
Deine Säuglinge, diese nicht!
Ohne Schimmer (du liebst glänzende Eitelkeit,
Liebest Blendung des Auges nicht,
Ruhst du in dem Krystall. Deine Gerüche sind
Stiller Stärke Verkündiger.
Guter, alter Johann, froheres Leben dringt
Mit dir Greisen durch Mark und Bein!
Bald ist ihnen nicht mehr Krücke der Lebensstab;
Bald versuchen sie seinen Schwung.
Nun du hast es gehört, wie, dich zu preisen, mir
Meine schlürfende Lippe troff!
Hast verziehen. Allein Wahrheit ist wahr, und bleibt's.
Deine Tochter Konstanzia
Blinkt einladend, wenn sie Farbe des Goldes schmückt;
Doch wenn die des erwachten Tags

Blinkt

Blinkt sie lockender, glüht, glüht wie die Braut, die sich
Nun doch auch zu gewaltig schämt,
Deiner Konstanzia Duft gleichet des Rosenöhls,
Nein, gleicht dem der durchwürzten Luft,
Welche trinkt der Pilot, wenn ihm der Wimpel weht
Nach den Inseln der Seligen.

Eine beträchtliche Anzahl von Oden sind der französischen Revolution gewidmet. Wenn in den frühern der Adel des Weltbürgersinnes in Empfindungen der Freude und in zujauchzenden Beyfall ausströmte, als man von dem Anfange dieser grossen Staatsveränderung sich lauter Gutes versprach: so steigt weiterhin mit jeder Ode der Unmuth des Dichters über die aufs schrecklichste getäuschte Erwartung redlicher Menschenfreunde. Dieser Unmuth geht aus dem traurigen Gefühl verfehlter Hoffnung nach und nach in Abscheu, in Indignation, in Verwünschung, in Entsetzen über, und man erstaunt über das Feuer, welches das von Jugendkraft erwärmte Genie des dichterischen Greises in diese Oden ergossen hat.

Nur wenige Stellen sind uns in dieser bewundernswürdigen Sammlung begegnet, wo die Kritik Aenderung wünschen möchte. In folgender Stanze der Ode Delphi:

Ehre wischt ab das schreckliche Blut? Sie verewigts!
Und ist es dann, wenn das Heer halb ins Gefild strömt
Nur unschuldig? nicht auch wenn Bäche
Rinnen, *das Fähndel* nicht droht.

Wenn auch die Anekdote vom König Friedrich dem Zweyten wahr wäre, die in der Note erzählt wird: „Ich hätte können was ausrichten, allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert, und unschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wär ich auch werth gewesen, dass man mich vor die Fähndelwache gelegt, und mir einen öffentlichen Product gegeben hätte;" und wenn auch diese Anekdote den meisten Lesern gegenwärtig wäre: so würde die Anspielung darauf, so dunkel ausgedrückt, immer unangenehm auffallen. Der Muse des grossen Dichters, seinem eigenen Bekenntnis nach:

Nicht berufen zum Scherz, welcher im Liede lacht,

scheint auch sogar der ernsthafteste Spott, der Sarkasmus, nicht immer zu glücken; wie in der Ode der Denkstein:

Vom Ritterbund umflattert, und hell vom Stern
Müss er mit einem *Kammergekütze* (sie
Ja sie sey missvereht) sich gatten.

So in der Ode: *das Neue*, machen die gebrauchten Ausdrücke aus der Hottentottensprache, und das mit Aristophanischer Freyheit gebildete Wort: *Klubbergmunizipalgüllotinoligokratierepublik*, einen unangenehmen Effect.

Aber wie verschwinden diese wenigen Kleinigkeiten gegen den unendlichen Reichthum des Vortrefflichen, des unerschöpflich Schönen! In allen Schulen für gebildete Classen sollten Lehrer diese Odensammlung einführen, und die fühlenden Jünglinge auf den kühnen pindarischen Flug des Dichters, die Originalität seiner Bilder, die Innigkeit, Zartheit und den Adel seiner moralischen Gefühle, endlich auf die zauberische Kunst seiner Versification aufmerksam machen. Ein schönes Vorbild hat neulich wieder, ausser Hn. Rambach, ein geschmackvoller Mann in Berlin gegeben, das wir im nächsten Stücke dieser Blätter aufstellen wollen.

In typographischer Kunst hat Hr. Göschen bey der Prachtausgabe dieses Dichters sich selbst übertroffen. Die Würdigung der Kupfer, womit sie verziert ist, soll die Anzeige der folgenden, die Messiade enthaltenden, Bände begleiten.

Leipzig, b. Fritsch: *Wilhelm Gilpin's Bemerkungen über Wald-Scenen und Ansichten, und ihre malerischen Schönheiten; von Scenen des Neuwaldes in Hampshire hergenommen. Nebst dessen drey Versuchen, über das Malerisch Schöne; über malerische Reisen; und über Landschaftsskizzen; und einem Gedicht über Landschaftsmalerey.* Aus dem Englischen übersetzt. *Zwey Theile.* 1800. Der erste Theil hat 278 S. Text nebst 6 Kupfertafeln; der zweyte Theil 347 S. Text u. eine Kupfertafel. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. scheint uns von den Naturschönheiten, welche er bewohnt, gerührt, und im Besitz eines gewissen sichern Tacts des Anschauens, und der Beurtheilung des Malerisch Schönen in landschaftlichen Gegenständen zu seyn: so dass wir seinem Werke, im Ganzen genommen, unsern Beyfall nicht versagen können; doch würde es denselben noch unbedingter verdienen, wenn der Vortrag an manchen Stellen weniger weitschweifig wäre, und die Beschreibungen malerischer Ansichten überhaupt mehr poetischen Glanz und Wärme erhalten hätten. Vielleicht liegt es am Nationalgeschmack der Wirklichkeit fodernden Engländer, dass Hr. *G.* an mehrern Orten, z. B. im 1. Th. S. 156. und im 2. Th. S. 54 u. 55. sich der Natur gegen die Kunst mit gar zu grossem Eifer annimmt; Kunstfreunde und Künstler werden, ja sie dürfen solches nicht zugeben. Indessen möchten wir doch den Landschaftsmalern rathen, das ganze Buch mit Aufmerksamkeit durchzugehen. Sie werden manches darin finden, was für sie beherzigenswerth und nützlich seyn kann; besonders aber ist es denen zu empfehlen, welche sich mit der schönen Gartenkunst befassen. Wir heben zum Beweis ein paar dahin sich beziehende Stellen aus. Th. I. S. 166.: „In einer „Parkscene werden keine Kosten erfodernde Auszierungen verlangt. Tempel, chinesische Brücken, „Spitzsäulen und alle mühseligen Werke der Kunst „erwecken unharmonische Vorstellungen. Ist wo eine „Brücke nöthig, so sey sie niedlich schlicht, — oder „eine Wildhütte, — oder eine Försterwohnung: so „sey ihre Bauart so einfach als ihre Bestimmung, nichts „ver-

„verrathe Prahlerey oder Prunk." Th. II. S. 151. „Bey Besuchung dieser Anlagen (des Obersten Mitford's bey Exbury) konnten wir uns nicht enthalten, zwischen Geschmack und Kostenaufwand eine „Vergleichung anzustellen. Mit sehr weniger Unterstützung des letzten wird erster allezeit etwas Angenehmes hervorbringen; aber mit aller Anstrengung wird letzter, kommt der Geschmack ihm nicht „zu Hülfe, nichts bewirken. Je grösser der schlecht „geleitete Kostenaufwand ist, desto weiter verbreitet „sich die Geschmacklosigkeit."

Der Versuch *über das Malerisch Schöne* S. 247. im zweyten Theile erschöpft die Sache wohl nicht; mehr Gehalt hat hingegen ein demselben beygefügter Brief von dem berühmten Maler Jos. Reynolds an den Vf. Der Versuch *über malerische Reisen* hat wenig Anziehendes und vielleicht eben so wenig Unterrichtendes. S. 302. liest man: „die gezwungenen Abtheilungen „des Grundeigenthums — die Häuser und Städte, „diese Wohnsitze der Menschen, die in der Landschaft „weit öfter eine schlechte als eine gute Wirkung „thun (?) — alle diese Dinge ekeln ihm (dem male„rischen Reisenden) an." Der gute Mann ist also in recht verzweifelten Umständen.

Versuch über Landschaftsskizzen. S. 304. Ist für Dilettanten und auch im Sinn eines Dilettanten geschrieben, könnte daher bey solchen, die wirklich Talent besitzen, leicht schädlich wirken. Ueber das angehängte Lehrgedicht: *über Landschaftsmalerey*, masst sich Rec. als über eine Sache, die ausser seinem Sprengel liegt, kein entscheidendes Urtheil an. Die auf dem Titel angezeigten Kupfer sind unbedeutend.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Pichler: *Neue österreichische Monatsschrift. Erster Band. Erstes bis fünftes Heft.* 1800. Zusammen 432 S. 8.

Man findet in dem ersten Hefte weder Vorrede, noch irgend eine Einleitung, die den Zweck dieses Werks erklärte; aber sein Inhalt zeigt genugsam, dass es ein Mancherley ist, wozu mehrere Schriftsteller beytragen. Den Anfang eines jeden Heftes machen allemal einige Gedichte, dann kommen satyrische Briefe und ein Tagebuch eines jungen Herrn, die nicht übel sind, Erzählungen, ästhetische Abhandlungen, biographische Umrisse (unter welchen das Leben Leopolds des Glorreichen von Oesterreich sehr gut gerathen ist) über den Melonenzucker des Hn. Dr. Rückert, Beurtheilung einiger Singspiele, witzige Einfälle nach Swift und Pope (sehr gut), ein lyrisches Drama; über Messerschmidts Büsten, Brief eines grossen Fürsten (Josephs II.) an seinen Bruder L. kurz vor seinem Tode (er ist sehr anziehend, hat aber wenig Spuren von Aechtheit), Denkmäler der alten celtischen Fabellehre und Dichtkunst, und endlich einige Recensionen von neuern Büchern und Anzeigen und Kunstnachrichten.

Diese Anzeige wird dem Leser einen hinlänglichen Begriff von dem Inhalte dieser Monatsschrift geben, in welche noch eine grosse Menge anderer Artikel aufgenommen werden können, eben weil sich die Vff. keine bestimmten Gränzen gesetzt haben. Was die Gedichte, Aufsätze etc. selbst betrifft: so sind sie von verschiedenem Werthe; wenig auffallend Gutes, aber auch nichts vorzüglich Schlechtes! Doch muss Rec. gestehen, dass die Wachsinsel, eine Erzählung, ihm unaussprechliche Langeweile gemacht hat. — Das Spiel der Leidenschaften, eine andere Erzählung, wird wenigstens jungen Lesern willkommen seyn. Besser ist Diogenes und Aristipp, eine griechische Erzählung. — Wie sehr man für Leser aller Art gesorgt hat, mag die Anzeige am Ende des dritten Heftes beweisen. Es ist nichts weniger, als die Ankündigung einer Salmiak-Fabrike, die zu Nussdorf, nicht weit von Wien, errichtet worden ist.

* * *

GOTHA, b. Ettinger: *Lehrbuch für den Schulunterricht in der Geschichtkunde*, von *J. G. A. Galletti.* 3te verbess. u. vermehrte Auflage. 1800. 256 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 206.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Barth: *Der Weinstock und seine Reben, Joh.* 15, 1—16. Ein Confirmations- und Schulactus, nebst den dabey gehaltenen Reden und Glückwünschen, von M. *J. G. K. Mann*, Diaconus zu Naumburg. 1801. 49 S. 8. (4 gr.) Die Confirmationshandlung, wenn ihr ein zweckmässiger Unterricht von ächtem, praktischen Christenthum vorher gegangen ist, zu länger dauernden guten Eindrücken für die jungen Gemüther zu benutzen, ist bey der Seltenheit solcher Feyerlichkeiten in den protestantischen Kirchen ein doppelt empfehlenswürdiges Bemühen. Der Vf. hat es nach dieser Probe so ausgeführt, dass seine Bekanntmachung die Aufmerksamkeit aller Freunde einer verbesserten, Verstand und Empfindung beschäftigenden, Liturgie verdient. Eben so viel Lob verdient die Anordnung, dass nicht blos die nächsten Confirmanden, sondern auch die vom folgenden Jahre schon an dem Religionsunterricht des Predigers Antheil nehmen, den er ihnen in den 6 oder 8 Wochen vor dem Actus täglich ertheilt. Im Wesentlichen ist dieser Unterricht, nach des Vfs. Proben, gewiss nicht ohne heilsame Früchte. Nur in der Probe von Katechisation über Joh. 15, 1—16. muss Rec. bemerken, dass besonders S. 9. 10. gewöhnlich die Fragen des Lehrers das sagen, was die Kinder antworten sollten, und was antworten zu können, sie durch passende Fragen angeleitet und veranlasst werden müssen. Confirmanden müssen nicht bloss zu grammatischen Antworten, sondern zu solchen angeführt werden, welche beweisen, dass sie den Sinn gefasst haben. Die Liederstrophen an jedes Kind betrachtet man billig nach der Localität. Dahin muss man wohl auch rechnen, dass die Tochter eines Vornehmern als junge Freundin (S. 29.) die andern (nur?) als junge Christinnen angeredet werden. (!)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 25. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Sander: *Lyrische Gedichte* mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von *Ferdinand Delbrück*. Nebst einer Untersuchung *über das Schöne*, und einer Abhandlung *über die Grundsätze der Erklärung und des Vortrags lyrischer Gedichte. Erster Band.* Oden von Klopstock. 1800. 321 S. 8.

Man lernt hier einen Mann kennen, der vertraut mit den griechischen und deutschen Dichtern, ein feines Gefühl des Schönen, mit der philosophischen Gabe, seine Gefühle klar und richtig zu entwickeln, verbindet, eine reine und angenehme Schreibart in seiner Gewalt hat, und die seltne Kunst des guten Vorlesens der Dichterwerke eben so gut auszuüben als zu lehren versteht.

Seine Manier des philosophischen Vortrags nähert sich sehr der Garvischen; eben die Reinheit und Simplicität des Stils, die Ordnung und Deutlichkeit in der Entwicklung der Begriffe, der sichtbare Vorsatz, immer sanft zu erleuchten, nie schimmern, vielweniger blenden zu wollen.

In der Untersuchung über das Schöne geht der Vf. von den Kantischen Vorstellungen in der Kritik der Urtheilskraft aus, deren er sich völlig bemächtigt, und sie zu den seinigen gemacht hat. Er hängt nicht an dem Buchstaben der Kantischen Lehren; er ist in ihren Geist eingedrungen, und versteht also jene weiter fortzuführen, ohne Kant's Terminologie beständig beyzubehalten, ohne seine Ideen durch eine scholastische Sprache zu verdunkeln. Er gehört also nicht zu den Anhängern der Kantischen Philosophie, auf welche der Philosoph den Wunsch anwandte: Gott bewahre uns nur vor unsern Freunden, gegen die Feinde wollen wir uns schon selbst verwahren.

Mit lebhaftem Vergnügen, und mit dem Wunsche, dass er sich ferner in dieser glücklich betretenen Laufbahn zeigen möge, sind wir Hn. *Delbrück* zuerst in seiner Untersuchung *über das Schöne* gefolgt. Die Unterschiede des Schönen vom sinnlich Angenehmen, vom Wahren und Guten sind deutlich auseinandergesetzt, und durch Beyspiele aus Homer und Göthe erläutert. So besteht das Schöne nach Hn. *D.* Beschreibung in einer zweckmäsig zusammenstimmenden Mannichfaltigkeit von Ideen, welche die Phantasie in sich hervorruft, um zu einem gegebenen Begriffe viel Unnennbares hinzuzudenken, mehr als auf der einen Seite darin angeschaut, und auf der andern Seite darin deutlich gedacht werden kann. Das Wohlgefallen an demselben wird hervorgebracht durch ein freyes und doch regelmäsiges Spiel der Phantasie, in Einstimmung mit dem Verstande. Daraus folgert der Vf., dass das Schöne nicht sowohl in dem Kunstwerke vorhanden ist, als vielmehr in dem Geiste desjenigen, der es betrachtet, und dass es jedesmal neu und ursprünglich aus dem Gemüthe hervorgeht. (Wir würden hier doch lieber sagen: Ein jedes schönes Kunstwerk ist eine Reihe von Vorstellungen, die der Künstler durch sein Genie erschafft, und durch ein gewisses Mittel in den Geist anderer überträgt. Es ist also eben sowohl in dem Geiste des Künstlers als des Betrachters schön. Ausserhalb aller Vorstellungen aber betrachtet, ist von ihm keine Schönheit gedenkbar.)

Auch die Betrachtung, dass zwischen dem Schönen und Häslichen ein Drittes in der Mitte liegen müsse, das Nicht-Schöne, wird bey unserm Vf. interessant und folgenreich. Indem er sie auf die Dichtkunst anwendet, findet er ein Gedicht entweder so beschaffen, dass es nicht nur durch Fülle der Ideen die Phantasie in Bewegung setzt, sondern auch durch Zweckmäsigkeit derselben den Verstand befriedigt; dann ist das Gedicht schön und gefällt; oder so, dass es durch Ideenfülle zwar die Phantasie in Bewegung setzt, aber durch Unzweckmäsigkeit den Verstand beleidigt; dann ist das Gedicht häslich und misfällt; oder so, dass es die Phantasie in Einstimmung mit dem Verstande zwar beschäftigt, jene aber nicht genug, um sie schöpferisch zu machen, d. h. sie zur Hervorbringung eigener Ideen zu veranlassen und zu erheben; dann ist das Gedicht nicht schön, und läst uns gleichgültig. Man könnte glauben, dass hier der Fall fehle, wo ein schlechtes Kunstwerk lächerlich und dadurch belustigend wird, oder wo etwas extradummes, *scilicet* in ironischem Sinn, auch schön wird. Er ist aber unter dem zweyten begriffen. Denn das Schlechte ist entweder bloss ennuyant, oder es erscheint in seiner Schlechtigkeit so auffallend, dass es eben dadurch belustigend oder lächerlich wird.

Besonders verdient gelesen zu werden, was Hr. *D.* über die Mittel sagt, die der Dichter gebraucht, um die Phantasie des Lesers oder Hörers zur Hervorbringung eigener Ideen in Schwung zu setzen, wodurch er denn auch erklärt, wie fern ein Gedicht ohne seine Schuld viele Leser kalt und gleichgültig lassen könne.

Endlich hat auch der Vf. über das Verhältniss des Interessanten zum Schönen, und über die Täuschung sehr gute Bemerkungen beygebracht. Wie er aber diese durch Beyspiele, aus Homer, Göthe, Wieland, Klop-

Klopstock u. a. m. anschaulicher macht, wie fein er diese Beyspiele zergliedert, davon können wir in dieser Anzeige nichts darstellen.

Es folgt eine Abhandlung über die *Grundsätze der Erklärung und des Vortrags lyrischer Poesieen.* Sehr gut bestimmt der Vf. den Unterschied der grammatischen, historischen und ästhetischen Interpretation; und geht zur Anwendung davon auf die lyrische Poesie über. Die lyrische Poesie steht der plastischen oder bildenden entgegen. So wie diese Gegenstände des *äussern*, so schildert diese Gegenstände des *innern* Sinnes, Empfindungen. Nicht Erregung bestimmter Gefühle, sondern Darstellung der Gefühle ist ihr Zweck. Ein Gefühl darstellen, heisst es zum Objecte der Einbildungskraft machen, dadurch dass man diese veranlasst, eine Fülle von Ideen in sich hervorzurufen, die sich vereinigen, uns ein helles Anschauen von dem Gefühle nach seiner Stärke und nach seiner Eigenthümlichkeit zu gewähren.

Zur zweckmässigen Erklärung einer Poesie trägt viel bey ein schöner mündlicher Vortrag. Dieser muss 1) rhythmisch seyn, d. h. ohne singend zu werden, Sylbenmass und Reim sorgfältig durchhören lassen. Er muss 2) bey dem Vorleser nicht theatralisch seyn. Hierüber giebt der Vf. sehr nützliche Erläuterungen.

Den Beschluss macht eine Reihe Klopstockischer Oden, theils mit Bezeichnung der richtigen Declamation, theils mit Noten zur Erklärung begleitet.

Die Declamation bezeichnet Hr. *D.* theils durch die über die Worte gesetzten Zeichen (′) und (–), wovon das erste die Stellen andeutet, auf denen die Stimme sich heben muss, das letzte aber die Stellen bezeichnet, auf denen die Stimme verweilen muss, ohne sich zu heben; theils dadurch dass er am Rande der Strophen wo es nöthig ist, die Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Rede, die Tiefe oder Höhe, die Stärke oder Schwäche der Stimme, ingleichen die Pausen angiebt; und hier finden wir durchaus, dass Hr. *D.* den Dichter richtig gefühlt, und über seine Gefühle gedacht hat.

Die erklärenden Noten sind kurz, bestimmt, zweckmässig; jeder Ode ist eine Einleitung vorgesetzt, die das poetische Verdienst des Plans, und des Versmasses entwickelt.

Möchten doch recht viele Lehrer auf Schulen die schöne Gelegenheit benutzen, die Hr. *Delbrück* ihnen giebt, ihre Lehrlinge in Erklärung und Vorlesung deutscher Dichter zu üben, und ihren Geschmack sowohl als ihre Aussprache dadurch zu bilden.

Leipzig, b. Leo: *Artistische Blätter der Verzierung und Verschönerungskunst gewidmet.* 1800. *Erster Band, erstes Heft*, mit 10. zum Theil illuminirten Kupfertafeln, einer Titelvignette, Vorbericht und Erklärungen der Kupfertafeln. in kl. Fol. (4 Rthlr.)

Das Magazin für Freunde des guten Geschmacks schloss sich mit dem 5ten Bande, und die *artistischen Blätter* treten nun an die Stelle desselben; doch hat man die Abänderung getroffen, dass die Hefte der artistischen Blätter stärker als die ihres Vorläufers, und nicht wie bey diesem, ganz, bald bloss zu Ideen für Gartenfreunde, bald zu Ameublement oder Zimmerdecorationen etc. bestimmt seyn werden, sondern ein jeder Heft soll verschiedene dergleichen Gegenstände zugleich enthalten.

Taf. I. stellt einen Pavillon auf einer Brücke dar. Ein niedliches Gebäude, welches auf dem Bogen einer Brücke angelegt ist, einen schönen Durchgang bildet, und zum Aufenthalt einladet, kann ohne allen Zweifel sehr angenehm seyn; das gegenwärtige hat aber ein zu ernstes, ja beynahe ein trauriges Ansehen, wogegen das leichte Brückengeländer zu stark absticht. Taf. II. Eine Villa. Das sogenannte römische Haus im Park bey Weimar, scheint zu diesem Gebäude das Muster gewesen zu seyn; einige Theile sind jedoch abgeändert, und man kann hinzusetzen, verbessert. Taf. III. Vier Hausthüren. Wir würden derjenigen, welche mit baurischem Werk eingefasst ist, den Vorzug vor den andern einräumen. Taf. IV. Wand-Verzierung eines Gesellschafts-Saales. Die Eintheilung des Ganzen scheint nicht sehr gelungen zu seyn; vornehmlich ist die Thüre im Verhältniss mit ihrer Breite zu hoch, und in gar zu viele kleine Felder abgetheilt. Taf. V. Wandverzierungen eines Gesellschafts-Zimmers. Bey weitem besser als die auf der vorigen Kupfertafel, nur sind die Fische als Zierath in der Lambris wohl nicht ganz schicklich gewählt. Taf. VI. und VII. Cabinet im türkischen Geschmack. Taf. VIII. Enthält zwey Stühle, ein Fussschemel und ein Sopha, alle von gefälliger Form. Taf. IX. Ein Bette für ein Prachtzimmer. Mit Federbüschen, Vasen und Quasten zu sehr geziert. Es verräth deswegen mehr prunkende Eitelkeit als anständige edle Pracht. Taf. X. Drey Uhrgehäuse.

Magdeburg, b. Keil: *Skizzen, Gedanken, Entwürfe, Umrisse, Versuche, Studien, die bildenden Künste betreffend*, von *A. Breysig*, Prof. *Zweytes Heft.* 1800. mit 4 Tabellen. Der Text hat mit dem ersten Heft fortlaufende Seitenzahlen, und geht von S. 128 bis 258. 8. (10 gr.)

Hr. *Breysig* scheint nach einer S. 132 und 133. eingerückten Note die Recension des ersten Hefts seiner Skizzen in Nr. 314. der A. L. Z. 1799. zu ernst und strenge befunden zu haben. Er wünscht, dass die Beurtheiler künftig bloss auf den innern Gehalt sehen, und den Leser auf das Brauchbare und Unbrauchbare seiner Schrift aufmerksam machen möchten. Wir wollen daher das vor uns liegende zweyte Heft derselben, wie ein Portefeuille mit Skizzen betrachten, überschlagen was uns gleichgültig lässt, und das übrige nach unserer Ueberzeugung zu würdigen suchen.

Ueber den Zweck und Nutzen einer öffentlichen Ausstellung von Kunstwerken und Kunstversuchen. Ist als Einladungsschrift zur Ausstellung der Magdeburger Kunstschule (1800.) ganz zweckmässig. Möge die Hoffnung, welche gemacht wird, künftig bey den jährlichen

lichen Ausstellungen der Kunstschule zu Magdeburg ältere Meisterwerke grosser Künstler, aus verschiedenen Schulen mit auszustellen, in Erfüllung gehen, und möge man auch anderwärts eine so nützliche Sitte einführen. *Ueber des Verfassers ersten Plan zu einem Panorama.* Hr. *Breysig* nimmt die Erfindung des Panorama in Anspruch, und macht es wahrscheinlich, dass er wirklich schon vor mehreren Jahren etwas dem Panorama ähnliches ausgedacht hatte; auch wurde von ihm bereits 1792 in Rom die Aussicht von der sogenannten Kaiservilla auf dem Palatin, in die Runde herum gezeichnet. *Ueber tabellarische Benennung aller Farben.* Bestimmte Benennungen der verschiedenen Abstufungen der Farben fehlten uns bisher, und es wäre in der That ein Gewinn, wenn diessfalls eine Uebereinkunft zu Stande gebracht werden könnte; gegen Hn. *Breysigs* Vorschläge Tab. IV. haben wir daher nichts einzuwenden. Die Tab. V. die eine Eintheilung der bildenden Künste nach dem Gebrauche der Materialien und Werkzeuge etc. enthält, gewährt eine allgemeine ziemlich bequeme Uebersicht. Die Fortsetzung des im ersten Heft abgebrochenen Artikels, *Grundsätze der Linienperspektive in der Scenographie oder Theaterscenenmalerey betreffend,* ist abermals eine Probe von des Vfs. guten Kenntnissen in diesem Fach. Die zwey Reden gehalten auf dem Magdeburgischen Nationaltheater, S. 182. wie auch das Tagebuch dieses Theaters, S. 186. finden wir uns versucht für unbrauchbare Theile des Werks zu erklären.

Leipzig, b. Hartknoch: *Leben und Liebe.* 1800. 96 S. kl. 8. (9 gr.)

Unter diesem einfachen Titel schildert der Vf. zuerst in der *Familie Clerdon* eine interessante Scene ehelicher Liebe, die mehr gefallen würde, wenn die Auswüchse eines ekstatischen und üppigen Vortrags die Schilderung hin und wieder nicht entstellten. Statt der eindringenden Sprache des Gefühls ergiesst Empfindeley sich hier in einem Strom poetischer Prosa, wo Widersprüche und Nonsens mit unterlaufen. Z. B. S. 13. verbreitet sich eine *süsse Empfindung* über Carls ganzes Wesen darum, weil er einen Hirsch auf der Jagd angeschossen. S. 15. eilt Auguste „mit freudezitternden Händen zu dem liebsten Geschäfte des Tages: des lieben Carls Tabackspfeifen zu stopfen, wo sie dann *jedes Blättchen mit himmlischer Güte und Liebe drückt*, und mit dem Deckel einen *mächtigen Schatz von* (den) *kostbarsten Juwelen* verschliesst, die kein Sultan der Erde je so schön besass." Worte! und nichts als Worte! wie man trotz den häufigen Gedankenstrichen öfter auszurufen genöthigt ist. Ein fehlgegriffner Ausdruck veranlasst sogar einen sehr bedeutenden Missverstand, nach welchem S. 35. die *süsseste Wehmuth* den gerührten Carl *entmannt*, statt übermannt. Reiner von diesen Flecken entwickeln die *drey Briefe* zwischen Raphael, Julius und Eduard manchen guten Gedanken über Einsamkeit, Thätigkeit und verlornen Glauben an Menschen. Erinnern sie zuweilen auch an Werthers Leiden, mehr noch an Schillers philosophische Briefe im I. Th. seiner kleinen prosaischen Schriften: so verrathen sie doch Fähigkeiten, die nach mehrerer Ausbildung auf etwas besseres hoffen lassen. Der letzte Aufsatz über *die Kunst: nie unglücklich zu werden*, ist ein Commentar über Horazens goldnen Spruch: *Sperat infestis metuit secundis alteram sortem bene praeparatum pectus.*

KINDERSCHRIFTEN.

Berlin und Stettin, b. Nicolai: *Vaterlandskatechismus, oder Anleitung zur Kenntniss und Liebe des Vaterlandes für die Jugend in den Preussischen Staaten.* Von *Gottfr. Leop. Schrader*, Doct. d. Ph. und Nachmittagspr. a. d. Univ. K. zu Leipzig. 1800. 138 S. 8. (8 gr.)

Was sich Hr. *S.* unter einem Vaterlandskatechismus gedacht habe, das sagt der erläuternde Zusatz auf dem Titel. Allein drückt denn auch der Name eines Vaterlandskatechismus das aus, was Hr. *S.* dadurch ausdrücken wollte? und: wird es nicht einmal Zeit werden, den, durch Zusammenstellung mit Pferden und andern Gegenständen abgedroschenen Namen eines Katechismus mit zweckmässigern Titeln zu vertauschen, da man die Katechismusform in Lehrbüchern schon längst mit Recht aufgegeben hat? Doch wir wollen darüber mit dem Vf. nicht rechten, sondern nur sehen, welchen Zweck er sich vorgesetzt, und was er in Beziehung auf denselben geleistet hat. Seiner eignen, auf dem Titel gegebenen Erklärung zu folge, wollte er ein Lehrbuch der preussischen Vaterlandskunde schreiben. Diese aber begreift, nach unserm Dafürhalten, eine Kenntniss des Landes in physischer, politischer und historischer Hinsicht. Sie schliesst demnach in sich: Kenntniss der natürlichen Beschaffenheit eines Landes, seiner vorzüglichen Producte etc., Geographie, Erwerbkunde, Statistik, mit Inbegriff der Polizey und Landesgesetze, und endlich das Wichtigste aus der Landesgeschichte, wobey zugleich die Culturanstalten in physischer, intellectueller, moralischer und ästhetischer Rücksicht erwähnt werden müssen. Allein davon ist in diesem Vaterlandskatechismus wenig zu finden. Er zerfällt zwar in sechs Abschnitte, die aber das Ganze nicht umfassen. 1) Welches ist unser Vaterland? 2) Aeusserliche Beschaffenheit desselben. (Enthält eine dürftige Geographie.) 3) Innere Beschaffenheit. Hier redet der Vf. von der Regierungsform, Regierungsverwaltung, von den Gesetzen, der Gerechtigkeitspflege, Polizey, Steuerwesen, Militär, Industrie, Künsten, Wissenschaften, Gesundheitspflege, Sorge für Wittwen und Waisen, Armenpflege, Feuerkassen und Feueranstalten, Sorge für die innere Ruhe und Sicherheit, Abgaben und Einkünften. Wie viel besser hier die Materien geordnet seyn könnten, springt in die Augen. 4) Welches Gute verdanken wir schon dem Vaterlande, und was erwarten wir ferner von demselben? (So allgemein abgefasst, dass es auf jeden

Staat

Staat der cultivirten Erde paſst). 5) Für alles dieſes Gute verdient das Vaterland unſere aufrichtige und thätige Liebe. 6) Wie müſſen (ſollen) wir uns gegen andere Länder und Menſchen auſser unſerm Vaterlande verhalten? Die vorausgeſchickte Einleitung enthält ein langes Raiſonnement über Vaterlandsliebe. Weil aber der Vf. darin zu oft von ſich ſelbſt ſpricht: ſo muſs ſie mehr als Vorrede angeſehen werden. Manche Aeuſserung in derſelben iſt uns auch unverſtändlich wie S. 31.: Auch die allgemeine Menſchenliebe hat ihre Grade und Gränzen: *und wir haben vom Vaterlande an, bis zu den Bewohnern entfernter Länder manche derſelben zu überſchreiten.* (Was ſoll das heiſsen und wie paſst nun das Folgende: Nur die Freundſchaft und Geſchlechtsliebe kennen dieſe Gränzen nicht?) S. 105. wird auch von einem wirklich zu Stande gekommenen Blatternhauſe in Halberſtädtiſchen geredet. Allein ſoviel Rec. weiſs, iſt es bey dem bloſsen Vorhaben geblieben.

* * *

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers: *Der reiſende Dorfprediger.* 1 Th. 239 S. 2 Th. 220 S. 1800. 8. (1 Rthlr.) — Iſt weiter nichts als das 1795 bey Kühn in Neuruppin erſchienene und in dieſen Blättern Nr. 384. des Jahrgangs 1795. angezeigte und bloſs mit einem neuen Titelblatte verſehene Buch: *Meine Frühlingsreiſe aus der Priegnitz durch die Altmark, durch Halberſtadt, Magdeburg, Quedlinburg* u. ſ. w. Wie auch durch den gröſsten und reizendſten Theil Thüringens, über Freyburg, Naumburg, Merſeburg, Halle u. ſ. w. in die Grafſchaft Ruppin zurück, von *Heinrich Müller.*

Cassel, b. Griesbach: *Paſſionspredigten nebſt einer Konfirmationsrede und einigen Homilien gehalten,* von G. F. Götz. 4tes Bändch. 1800. 214 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 214.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vieharzneykunde. *Braunſchweig*, b. Reichard: *Ueber die Wartung des Hundes, um durch ſie das Tollwerden deſſelben zu verhüten.* Eine, auf ſorgfältig angeſtellten Beobachtungen und Verſuchen gegründete, weidmänniſche Aeuſserung von *D. H. D. Wilkens*, der Forſt- und Jagd-Societät zu Waltershauſen ordentl. auswärtigen Mitgliede. 1800. 4½ Bogen. 8. (6 gr.) Es leidet keinen Zweifel, daſs die Befolgung der von dem Vf. gegebenen Rathſchläge ſehr vieles zur Verhütung der Wuth bey Hunden beytragen muſs, und wir halten uns daher aus Ueberzeugung verpflichtet, dieſe Bogen allen zu empfehlen, die aus Bedürfniſs oder Liebhaberey etc. Hunde halten. Wir möchten wünſchen, daſs von Staats wegen in allen Ländern dieſe Anweiſung allgemein bekannt gemacht würde: nur wäre dann erfoderlich, daſs die Schreibart erſt nach dem allgemeinen Bedürfniſſe abgeändert würde. Die vorgeſchlagenen Regeln ſind mit geringer Mühe zu befolgen; nur muſs man, wogegen auch der Vf. mit Recht warnt, ſich dabey nicht allein auf das Geſinde verlaſſen. Er empfiehlt, 1) eine gute, trockne, und reinliche Lagerſtäte, die den Hund gegen das Ungemach der Witterung ſchützt, und in den heiſsen Tagen des Jahrs kühl, in den kalten aber warm iſt. Man ſolle ihn nicht auf dem Miſte des Viehes liegen laſſen. 2) Man gebe ihm reinliche, nicht zu fette, durch keine Gewürze erhitzte, Nahrung, aber nie heiſs; nichts von crepirtem Viehe; nichts von angegangenen oder gar faulen Dingen. Knochen ſeyen ihm weſentlich nothwendig und wichtig, aber häufiger Genuſs des Fleiſches verderbe die Säfte. Dabey beobachte man immer Reinlichkeit der Gefäſse, die überhaupt nicht aus Kupfer, Meſſing, Bley, oder gewöhnlichem Zinne beſtehen dürfen. Eben dieſes letzte muſs beym Saufen in Acht genommen werden. Man hebe nichts von dem Fraſs, wovon der Hund unmittelbar ſchon einen Theil genoſſen hat, bis zum folgenden Tage auf, theils, weil es leicht ſauer wird, theils, weil es immer etwas von dem Geifer des Hundes enthält, das dann auch verderbe. 3) Er muſs immer gutes, reines, und friſches Waſſer haben. Man laſſe ihn nicht aus Pferdeſchwemmen ſaufen, zumal, wenn die Miſtjauche einen Abfluſs darin haben kann. Der Mangel an Waſſer trage nach den genaueſten Beobachtungen ungemein viel zur Tollheit bey. Das Schneiden des ſogenannten Tollwurms (wir heben dieſs denen zu gefallen aus, die die bekannten mediciniſchen Tractate darüber nicht kennen,) ſey daher ein Mittel, die Tollheit des Hundes zu befördern, da derſelbe ein Muſkel iſt, der ihm bey dem Saufen weſentliche Dienſte leiſtet, (*muſculus mylohyoideus*,) indem er zu dem Krümmen und der löffelförmigen Bewegung der Zunge beym Saufen ſehr viel beyträgt. 4) Man beobachte ein vernunft- und naturgemäſses Verfahren mit dem Hunde zur Zeit ſeiner Hitze. Das geringſte Verſehen in dieſer Zeit biete den vorzüglichſten Grund zur Tollheit dar. Eine Hündin bekomme zur Zeit des Färbens, (des Blutnetzens,) ein Hund aber — nicht durch das Zuſammenſeyn mit hitzigen Hündinnen, ſondern — eigentlich durch den Genuſs der Farbe, (das Belecken der weiblichen Geburtstheile *in menſtruatione*, etc.) den gröſsten Grad der Hitze; und beide, wenn ſie gerade alsdann von einander getrennt werden, gerathen in einen Zuſtand, worin ſie der Tollheit nahe gebracht ſind. Man laſſe den männlichen Hund nie hitzig werden, und mildere bey dem weiblichen die Hitze ſo viel, als thunlich iſt. Anleitung dazu. Man ſperre die Hündin vorher ein, ehe ſie färbt, und zwar ganz allein, in ein reinliches Gemach, unter den oben angeführten Vorſichten. Arzneymittel zur Dämpfung der Hitze. Im Nothfalle laſſe man einen Hund zu ihr. Geräth ein Hund durch den Genuſs der Farbe in Hitze: ſo dämpft man dieſelbe am ſicherſten dadurch, daſs man ihn nicht dahin läſst, wo die Hündin iſt, ihn auf alle mögliche Weiſe durch Arbeiten zerſtreuet, und ihn allenfalls mit einer *nicht hitzigen* Hündin in Geſellſchaft ſeyn läſst. — Wir hätten noch des Vfs. Meynung über die, ſchon von *Wildhof* vor beynahe funfzig Jahren empfohlene, Caſtration der Hunde in Rückſicht auf die Wuth und eine Anweiſung von ihm zu der zweckmäſsigſten, wir möchten ſagen, moraliſchen Behandlung des Hundes, deren Verabſäumung manchmal gewiſs vieles zu jener Krankheit beyträgt, zu leſen gewünſcht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 25. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Gera u. Leipzig, b. Haller: *Machet die Thore weit! Die Juden kommen.* Eine kritische Beylage zu dem Briefwechsel zwischen dem Probste Teller und einigen jüdischen Hausvätern in Berlin. Auch nicht von Teller, sondern von einem Erbfeinde (!) der Juden, wie sie sind, und von einem wahren Menschenfreunde und Freunde der Duldung. 1800. 186 S. 8. (12 gr.)

Auf dem 2ten Blatte steht: „*recht eigentlich die Frage betreffend: Wie können die Juden mit Ehren das Ceremonialgesetz los werden, doch so, dass sie den Bart beybehalten!*" (!!)

Der Vf. nennt sich in der Schrift selbst mehrmals einen protestantischen Religionslehrer, *der es wirklich ist*, und S. 155. in *eben dem Grade*, in welchem Hr. *T.* es als *Doctor* der heil. Schrift ist, giebt er sich für einen akademischen Theologen aus. Den Anfang macht ein scurrilisches Lied: „Wir Christenleut hab'n jetzo Freud u. s. w. von 7 Strophen, das man aus der Feder eines Doctors der Theologie so platt und leichtsinnig nicht erwarten sollte. In einem Vorbericht von S. 7 bis 25. erklärt er sein Titelblatt mit einem witzig seyn sollenden Geschwätz. Die Schrift selbst hat zwey Theile 1) *Vorerinnerungen zu dem Sendschreiben der jüdischen Hausväter*, das er sophistisch und mit Fallacien durchwebt nennt. Er sagt, das mosaische Gesetz sey vorbildliche Vorstellung des Priesterthums und Königthums Christi, die jetzigen Juden seyen Afterjuden, weil das Ceremonialgesetz seine Endschaft längst erreicht habe, das Wesentliche des Judaismus sey der Mosaismus und Prophetismus, nach dessen Absonderung wenig Vernunftreligion übrig bleibe; verbittet sehr, dass das Wesentliche der christlichen Religion die Vernunftreligion sey; wäre letztere das bey jeder positiven Religion: so würden die H. V. bey ihrem Uebertritt nur aus jüdischen Heiden christliche Heiden; es könne keine andre *wahre* positive Religion geben, als die christliche, weil diese *allein* sich auf eine übernatürliche und unmittelbare Offenbarung gründe. [Als wenn nicht die rabbinischen Juden, ja in gewissem Sinne auch die christlichen Apostel, beynahe eben das nur nicht in dem spätern dogmatischen Sinne — 2 Tim. 3, 16. 2 Petr. 1, 21. vom mosaischen Gesetz und von den Propheten behauptet? — ja vielmehr die Evangelisten und Apostel haben *wie mit einem Worte* sich in *Absicht ihrer Schriften* einer übernatürlichen und unmittelbaren Offenbarung gerühmt; die Stellen Luc. 1, 1—3. Joh. 19, 35. 21, 24. Joh. 1. 1—5. bezeugen gerade das Gegentheil, vgl. mit 1 Cor. 7, 12. 26. νομιζω V. 40. κατα την ἐμην γνωμην, 2 Cor. 10, 10. 11. cap. 11, 6. ἰδιωτης τῳ λογῳ. v. 17. c. 12, 11. wogegen c. 13, 3. Röm. 15, 18. und 1 Theff. 2, 13. nicht streitet. Es ist ganz etwas anders, wenn von Jesu hoher Erleuchtung und Vollmacht von Gott, wenn von dem Geiste der Wahrheit seiner Apostel in Absicht der gesammten christlichen Lehre die Rede ist. Die Lehrmeynung von der Theopneustie im dogmatischen Sinne ist viele Jahrhunderte jünger. Nicht darauf beruht des neuen Testaments Autorität, sondern darauf, dass es authentische Documente von demjenigen sind, was die Zeitgenossen des Lebens und Lehramtes Jesu von seinen Lehrvorträgen (auszugsweise), Thaten und Schicksalen Zuverlässiges wussten und nach bestem Wissen ehrlich aufgezeichnet haben]. Nach dem Vf. müssten die H. V. das A. und N. T. auch die äussern Gebräuche unsrer Kirche, nicht bloss als Zeichen ihrer Aufnahme, sondern als Bundeshandlungen und Bekenntnisse ihrer Zustimmung zu den *kirchlichen* Glaubenslehren annehmen. Von dem allen redet der Vf. oft so unbestimmt und mit so elendem, übel angebrachten, Witz, wie man es von einem ernsthaften und gelehrten Theologen nicht erwarten sollte. Der zweyte Abschnitt von S. 49. an hat die Ueberschrift: *Etwas zur Beantwortung des Sendschreibens der jüdischen H. V. von dem Probst Teller*, den er immer spöttisch den guten, den lieben Mann, oder den Indifferenten nennt, der mehr Menschenfreund als Wahrheitsfreund sey, dessen Beantwortung er zu anmassend, zu wenig befriedigend, nicht kategorisch, nicht philosophisch richtig findet (!), nach welcher die H. V. nun zwischen zwey grünen Wiesen stünden, und nicht mehr als zuvor wüssten, woran sie wären. Hr. T. hätte ihnen bestimmt die Bedingung der Aufnahme vorschreiben sollen, dass sie nicht *Christum* für *einen* Sohn Gottes, sondern *Jesum* für den *Christus* und für *den* Sohn Gottes, den eingebornen halten müssten. Hiebey trägt der Vf. den ganzen dogmatischen Artikel von Trinität nach der gewöhnlichen Terminologie viele Seiten lang vor und wundert sich, dass die protestantischen Theologen den Artikel ὁ und das μονογενης gar nicht bemerkten. (Welche Theologen mag er doch wohl im Sinne haben, die das nicht wüssten? Ob sie aber, wie der Vf., daraus ein *gleiches* Verhältniss Jesu mit Gott, wie im Reiche der Natur in Ansehung der Zeugung zwischen Sohn und Vater, Gleichartigkeit des Wesens, und *arithmetische* Einheit (S. 80.) schliessen, ist eine andere Frage). Was er S. 91. über ὡμοιωθη ἡ βασιλεια zur Erläuterung anführt,

führt, ist gerade gegen seine Theorie. ὁμοιωσις in einigen Vergleichungspunkten ist gewiss nicht die nicänische ὁμοουσια, noch vielweniger objective und subjective Identität, so wenig als von den neuern protestantischen Theologen die socinische allerdings vernunftwidrige *Adoption* (wie der Vf. meynt) angenommen wird. Die Einwendung der H. V. vom Widerspruche der Vernunft ist ihm nur *zum Lachen*; S. 154. gebietet er: die Vernunft muss ihr Maul halten! Hn. *T.* will er unrichtige, blofs dogmatische ungrammatische Exegese schuld geben (!!!); verlangt zu wissen, wo das geschrieben stehe, dass der Zweck des Lehramtes Jesu gewesen sey, die moralische Gott allein gefällige Gesinnung geltend zu machen, da das doch auch der Zweck der Propheten gewesen sey. (Sagt Jesus denn nicht ausdrücklich Matth. 9, 13. Marc. 5, 32. er sey gekommen, Sünder zur μετανοια zu rufen? Steht das nicht auch Luc. 24. 47. Apostg. 5, 31? Beweiset es nicht der ganze Inhalt von Matth. 5. 6. 7.? Und was ist der durchgängige Inhalt und Zweck der Reden Jesu und der Schriften der Apostel anders?). Er nennt es die subtilste Fallacie, dass die H. V. das Ceremonialgesetz zu ihrer väterlichen Religion machen, und nicht die patriarchalische (als wäre diess seit Moses Zeiten noch die Volksreligion, und als wären die Patriarchen Juden gewesen!) — er spottet darüber, dass die H. V. durch Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit (wobey er das „durch Gesinnungen und Handlungen" eine *sonderbare* Erklärung nennt) blofs moralische Christen werden wollen, nennt S. 127. die Erbsünde das *physikalische* Böse, redet S. 138. von einer physikalischen Kraft des Abendmahls, sagt S. 161. das „vom Vater ausgegangen" sey nicht von seiner Gesandschaft von Gott, sondern von einer persönlichen Localität zu verstehen, S. 163. dass die Priesterwürde mehr sey, als Prophetenwürde, dass eines Priesters Amtskleider für heilig gehalten werden, nicht so eines Propheten Kleider, dass ein Priester Amtshalber täglich zu Gott nahen gekonnt, ein Prophet nur einen besondern Beruf habe abwarten müssen, wobey er S. 163. besorgt ist, wenn das Predigtamt kein Amt sey, das die Versöhnung predigt (vergl. S. 137. wenn sich die Christen nicht wegen der Vergebung der Sünden im Beichtstuhl einfinden!!!), dass wir unser Brodt mit Sünden verdienen!! und nennt diejenigen Friedensstörer, die das nicht so, wie er, lehren (*hinc illae lacrimae!*). Die heutigen exegetischen Theologen nennt er Sprachmacher und setzt sie verächtlich den Systemmachern entgegen, nennt es die gröfste Unbesonnenheit, Mosen zum Gesetzgeber zu machen und ihm Gesetzgeberweisheit zuzuschreiben, den doch nur Gott während der zweymal vierzig Tage auf Sinai über die vorbildliche Bedeutung der statutarischen Gesetze und der irrdischen Stiftshütte auf einen himmlischen Tempel, und seiner Priester und Opfer auf die Opfer des himmlischen Heiligthums und auf des Messias Versöhnungsopfer unterrichtet habe. — — Die bisherigen Auszüge sind wohl hinreichend, den Schüler Hollazens, den festen Anhänger der typischen Theologie kennbar zu machen; der es auch in dem absprechenden Ton und gelehrten Dünkel — nur nicht in seinem witzelnden spöttischen Stil — ist, und seiner Schrift zutraut, sie werde, wie sein mündlicher absprechender Vortrag vom Katheder vor seinen Zuhörern, so vor der gelehrten theologischen Welt und bey den jüdischen H. V. die Sache entscheiden. Freylich müssten wohl die neuern Exegeten sich billig in des Vfs. Hörsaal, wie die jüdischen Hausväter in seinem Beichtstuhl, einfinden, wenn ihnen gerathen seyn sollte!!

JENA, b. Göpferdt: *Christian Wilhelm Oemlers*, Fürstl. Sachsen-Weimar- und Eisenachischen Consistorialraths, Superintendents etc. *Vermischte und letzte Beyträge zur Pastoraltheologie und Casuistik für angehende Prediger, nach alphabetischer Ordnung.* 1801. 396 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der würdige Vf. hat sich, wie er in dem Vorberichte sagt, bey der Ausarbeitung dieser Schrift eine *zweyfache Absicht* zu erreichen vorgesetzt. Die eine ist, sein *Repertorium über Pastoraltheologie und Casuistik*, so viel ihm nur immer möglich ist, recht vollständig zu machen, damit angehende Prediger doch wenigstens die Hauptmaterien der Pastoraltheologie und die meisten Fälle der Casuistik in demselben finden können. Deswegen hat er auch die alphabetische Ordnung beybehalten, damit diejenigen, die das Repertorium besitzen, gleich finden können, wohin jede der hier ausgeführten Materien gehört. Seine *zweyte* Absicht ist, den angehenden Predigern eine Pastoraltheologie und Casuistik in ihre Hände zu geben, woraus sie doch einigermafsen erkennen könnten, wie wichtig ihr Amt sey, und wie viele Klugheit und Vorsichtigkeit erfodert werde, dasselbe zweckmäfsig und mit Segen zu führen. — Zur Erreichung dieser doppelten Absicht sind auch diese Beyträge wirklich sehr brauchbar; und in den meisten Stücken stimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein. Gleich in dem ersten Artikel: *Abendmahl* missbilligt es der Vf. mit Recht, dass es der Prediger nach der kursächsischen Kirchenordnung seinem Superintendenten, oder seinem Consistorio berichten soll, wenn jemand über ein Jahr, ungeachtet aller Erinnerungen nicht zum Abendmahl ginge. Keine Religionshandlung, sagt er, muss aus Zwang, oder aus Furcht der Strafe geschehen, sondern sie muss freywillige Entschliessung seyn. — Beyläufig macht er die richtige Bemerkung: *So lange sich die oberste Classe der Menschen nicht bessert, so lange bessert sich auch das Volk nicht*, und wir predigen tauben Ohren. Die Frage: *Wie verhält sich der Prediger gegen die Verächter des heil. Abendmahls* ist sehr gut beantwortet, und so verhält es sich auch mit der Beantwortung der übrigen Fragen unter diesem Artikel. *Agende.* Es werden Vorsichtsregeln ertheilt, die bey der Einführung einer neuen Agende zu beobachten sind. Er giebt unter andern den Rath, die Consistorien möchten ihren Predigern ganz in der Stille zweckmäfsigere Sonn- und Festtagsgebete zum Vorlesen an solchen Tagen geben;

geben; ihnen befehlen; das Unschickliche, Unverständliche nach und nach aus den Tauf- und Copulations-Formeln wegzulassen, hierdurch den gemeinen Mann zu solchen Veränderungen *ganz in der Stille* vorzubereiten, und dann die Kirchenagende ohne alles Geräusch drucken zu lassen. Dergleichen Verordnungen sind im *Weimarischen* und *Hannöverischen* ergangen. — Gut wäre es, wenn alle Consistorien diesen Beyspielen folgten. Es ist doch gar zu erbärmlich, wenn Jahr aus Jahr ein, an jedem Sonn- Fest- und Busstage, Vor- und Nachmittags das nämliche Kirchengebet hergeleyert werden muss, und wenn der Prediger unter einem Superintendenten steht, von welchem er wegen jeder, auch noch so zweckmässigen und nöthigen Abweichung von dem gedruckten Formular zur Verantwortung gezogen, oder bey dem Consistorio verklagt wird. Solche Leute helfen treulich dazu, dass gebildete Personen immer mehr aus unsern gottesdienstlichen Versammlungen verscheucht, und heilige Handlungen lächerlich gemacht werden. *Busspredigt*. Ist es schicklich, dass der Prediger nach vollendeter Busspredigt, seinen Zuhörern die allgemeine Beichte vorliesst, und ihnen darauf die Vergebung der Sünden ankündigt, und nun das allgemeine Bussgebet ihnen vorbetet? Antw. Nein. Denn wenige Augenblicke vorher hat der Prediger allen Bussfertigen Vergebung der Sünden angekündiget, und nun soll erst die Gemeinde ihre herrschenden Sünden und Missethaten vor Gott bekennen. *Eid*. Was unter diesem Artikel und S. XVI. des Vorberichts gesagt wird, verdient wohl beherziget und realisirt zu werden. *Evangelien und Episteln*. Der Vf. ist sehr dafür, dass man den Predigern hierin mehr Freyheit gestatten sollte. Mit Recht. In der reformirten Kirche haben die Prediger von jeher die Freyheit gehabt, entweder über die Evangelien und Episteln, oder über selbst gewählte Texte zu predigen, und es ist kein Unheil entstanden. Warum findet man denn in der evangelisch lutherischen Kirche so erstaunlich viele Bedenklichkeiten, die nämliche Erlaubniss zu ertheilen? Man befürchtet, manche Prediger würden oft unschickliche Texte wählen, wenn ihnen diese Freyheit gestattet würde. Hierauf antwortet Rec.: Solche Prediger werden auch über jeden vorgeschriebenen Text, über Evangelien und Episteln unschicklich *predigen*, und solchen elenden Menschen sollte kein Predigtamt anvertrauet werden. *Gelehrte*. Es werden über die Unsittlichkeit so mancher Gelehrten gerechte Klagen geführt. Allerdings ist ein Mann von grossem Verstand und von schlechtem Herzen eine verächtliche Kreatur. *Liturgie*. Dieser Artikel enthält viele und gute Erinnerungen und Vorschläge. Der Vf. sagt unter andern: „An meinem Orte, wo ich arbeite, war es schlechterdings nothwendig, um nicht ausgelacht zu werden, dass ich mir selbst ein *Copulations- Tauf- und Confirmationsformular* verfertigte." Diess möchte wohl an mehrern Orten schlechterdings nothwendig seyn. Aber da heisst es: Nothwendigkeit hin, Nothwendigkeit her; es muss doch beym Alten bleiben. Mit Recht eifert der Vf. (Vorbericht S. XXII.) *über das zwecklose Auswendiglernen der sieben Busspsalmen in Schulen*, womit die Kinder gequält werden. Es wäre doch einmal Zeit, dass diese unvernünftige Gewohnheit abgeschafft würde. Rec. übergeht viele andere Artikel, die ihm sehr wohl gefallen haben, Aber zu wundern ist es, dass der Vf. unter dem Artikel *Taufe* den Exorcismus in Schutz nimmt, und ihn beybehalten wissen will, wenn auch die Gemeinde mit der Weglassung zufrieden ist, und nichts dawider sagt. Durch diese abergläubige Beschwörungsformel macht sich ja doch der Prediger bey verständigen Personen auch lächerlich. Auch ist Rec. noch immer der Meynung, dass die allgemeine Beichte der Privatbeichte vorzuziehen sey, ob er gleich die Gründe des Vfs., die er in seinen Resultaten der Amtsführung eines alten Predigers etc. für die letztere anführte, sorgfältig geprüft hat; und so kann er in mehrern Punkten nicht mit ihm übereinstimmen. Der Wahrheitsliebende Vf. wird aber auch weder verlangen noch wünschen, dass man alle seine Rathschläge und Meynungen ohne Prüfung annehmen soll. Das Meiste ist doch wahr und gut, und verdient nicht nur von angehenden, sondern auch von schon lange im Amte stehenden Predigern wohl beherzigt zu werden. Wir tragen daher kein Bedenken, in den Wunsch des Rec. in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* (5ter Anhang, erste Abtheil. S. 128.) einzustimmen. „Es wäre zu wünschen, (schreibt er von dem Repertorio des Hn. Sup.) dass dieses Buch in allen Kirchen angeschafft würde! Ein Prediger könnte sodann sich einen Band von weissem Papier dazu binden lassen, alle vorkommende Fälle, seine eigenen Ueberlegungen und was er bey andern darüber liesest, eintragen, und am gehörigen Ort in dem Buch anführen. So würde es endlich ein vollkommenes Werk werden. Es ist dieses Buch die beste Lektüre für einen Prediger. Er findet in selbigem nicht nur Unterricht und guten Rath, sondern es ist auch mit solcher Wärme geschrieben, dass es ihn zu treuer Führung seines Amts, woran doch alles gelegen ist, ermuntert." Nur dieses bemerken wir noch, dass der Vf. in dem von uns angezeigten Beytrag bey den meisten Artikeln die neuesten und besten Schriften angeführt hat, deren sich Prediger mit Nutzen bedienen können. Auch in dieser Rücksicht ist das Buch sehr zu empfehlen.

Frankfurt a. Main, b. Jäger: *Allgemeines homiletisches und liturgisches Archiv* von einer Gesellschaft bearbeitet und herausgegeben von Dr. *Joh. Ludw. Wilh. Scherer*, Prediger zu Echzell im Hessen-Darmstädtischen. *Erstes Stück*. 1800. 154 S. 8. (12 gr.)

Der Herausg., ebenderselbe, der seit einiger Zeit *„heilige Reden zur Belehrung und Beruhigung der Kinder des Lichts"* in Verbindung mit andern Verfassern herausgegeben hat, versichert, dass er von *seinen dortigen Mitarbeitern* ersucht worden — ein gewöhnlicher Vorwand — auch diess homiletisch liturgische Werk als

als Redacteur und Mitarbeiter zu übernehmen, dessen Plan er in der Vorrede angiebt, *der* mit dem des Tellerschen Magazins und des Beyerschen Museumsz iemlich einerley, obgleich der innere Gehalt noch sehr verschieden ist, und wozu er 16 Mitarbeiter namhaft macht, unter denen Hr. D. Hufnagel oben an steht. Er meynt S. VI. dass durch dasselbe der Trägheit der Prediger kein neues Polster untergeschoben werde (??) ob er gleich S. 17. selbst gesteht, dass seit dem von Paul Warnefridi zu Karl des Grossen Zeiten gesammelten Homiliarium, diess, wie die darauf erfolgten vielen Postillen, die Trägheit des unwissenden Clerus begünstigt habe. In dieses 1sten Stücks 1ster Abtheilung steht: a) eine Abhandlung *von der mannichfaltigen Veränderung der christlichen Beredsamkeit, beym Schicksale der Philosophie und anderer Wissenschaften zur nähern Anzeige des Zwecks dieser Zeitschrift*, auf 30 Seiten. Alles bekannte Sachen. b) *Ob es rathsam sey, dass ein Prediger in seinen öffentlichen Vorträgen den Krieg und andere Landplagen als Strafen Gottes vorstelle*, von *S. P. L. Snell*. Er bejahet es aus dem Grunde „weil sie nur alsdann ein moralisches Besserungsmittel seyen" (welches sie doch aller alten und neuen Erfahrung nach nie sind, wie er S. 35. selbst gesteht, und wovon die nun in allen solchen Ländern, wo Krieg ist und war, häufig entstehenden Räuber- und Mordbrennerbanden das Gegentheil beweisen, wenn gleich auf vielen schweizerischen und italiänischen Kanzeln oft genug von Strafgerichten Gottes die Rede gewesen seyn mag). Sollte der Vf. die diesem Urtheil zum Grunde liegenden ganz falschen Begriffe von Gottes Strafen, Regierung menschlicher freyen Handlungen, und von seinem Einfluss auf der Menschen ungerechte Kraftanwendung nicht wahrgenommen haben? Da Strafe doch durchaus ein empfindliches physisches Uebel um vorhergegangener vorsetzlicher Sünden willen, oder Folge derselben ist: so muss sie bloss den treffen, der sie durch Sünden verdient, oder sich zugezogen hat. Ist jedes Uebel Strafe? Darf sich wohl jemand über ganze Länder, Provinzen, Städte, und über jeden einzelnen Einwohner derselben das ungerechte Urtheil erlauben: ihr habt dieses Kriegesübel, diesen Miswachs, diesen Brand durch eure Sünden verdient? Erstreckt sich Gottes *Machtregierung* über die Anwendung, oder bloss über die Erhaltung der Kräfte *freyer* Wesen? wäre das erste, hörte dann nicht alle Moralität menschlicher Handlungen auf? — Nach der mosaischen Religion dachte man in den frühern rohen Zeiten der Israeliten wohl so — aber Christus lehrte ganz anders urtheilen. — Die dritte Abhandlung vom *Selbstmorde* eines hypochondrischen durch Baumgartens Polemik (!) vollends verwirrten Bürgers enthält nichts Merkwürdiges. — In der zweyten Abtheilung geben die zwey ersten Predigten einen sehr schlechten Vorschmack. Die dritte ist noch am meisten praktisch. Die zwey folgenden Predigtentwürfe sind schon in Gedanken und im Ausdruck viel besser: so wie auch die zwey folgenden Predigten über freye Texte. Die Homilie über Petri Verleugnung ist ziemlich gut, doch so wenig, als die folgenden Casualreden und Gebetsformeln als Muster für Prediger des Druckes besonders werth; wenigstens müssen diejenigen, für die solche Muster bestimmt sind, noch sehr weit zurück seyn. Aus der Ueberschwemmung Deutschlands mit solchen Hülfsmitteln für Prediger muss man sich, wenn sie wirklich Bedürfniss sind, einen traurigen Begriff von der Amtstüchtigkeit der deutschen evangelischen Prediger machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Heinrich Christian Hausdorfer Trigonometrische Tabellen zum Gebrauch bey Forst- und Feldvermessungen in gebirgigten Gegenden* etc. 1800. 63 S. 8. Mit 1 Kpf. (7 gr.) Statt der unmittelbaren, mit der Kette oder Stangen vorzunehmenden, Abmessung der horizontalen Projection einer Bergwand, und der zugleich sich ergebenden Höhen-Bestimmung desselben, empfiehlt hier der Vf. die Absatzweise vorzunehmende partiale trigonometrische Aufnahme der Bergwand; wobey das Höhen-Instrument ein einfacher Gradbogen ist, mit welchem die Elevations- und Depressions-Winkel gemessen werden; während die Kette längst der Bergwand liegt, und die Hypotenuse der sich ergebenden rechtwinklichten Dreyecke abgiebt. Die dabey eintretende trigonometrische Berechnung der zu findenden Catheten zu erleichtern, hat der Vf. diese trigonometrische Tafeln construirt, die von $\frac{1}{2}$ Grad bis auf $89\frac{1}{2}$ hinauf laufen, und für jede Hypotenuse, die ihr zugehörigen Catheten aufsuchen lassen, aus deren Addition sich das verlangte Profil des Berges ergiebt. — Nach diesen Tafeln läfst sich auch der Ort eines Steins wieder finden, der an der Bergwand abgekommen. Rec., der die Bemühungen des Vfs. nicht verkennt, bemerkt dabey, dass das, was er hier tabellarisch vorstellt, von verschiedenen Künstlern bereits auf dem Limbo des Höhenmessers angebracht worden ist, und von diesem entweder unmittelbar abgesehen, oder durch einen einfachen Proportional-Satz gefunden werden mag. Die Eintragung der horizontalen Projection der Bergwand, von Stein zu Stein, und ihres senkrechten Abstands von einander in die Markungs-Bücher, scheinet ihm ferner deswegen nothwendig zu seyn, weil nach diesen Datis die Markung nicht ergänzt werden kann, wann nicht nur hin und wieder ein Stein abgenommen, welchen Fall der Vf. wählt, sondern ein Theil des Ganzen, oder vielleicht die ganze Bergwand selbst durch einen Erdfall sich verändert, und das Land von oben abgerissen, und unten sich angehäufet haben sollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Klopstocks Werke. Dritter, vierter, fünfter und sechster Band. Der MESSIAS.* I—IV. B. (jeder fünf Gesänge enthaltend.) 1799. 205. 181. 281 u. 222 S. gr. 4. Auf geglättetes Velin-Papier. Mit Titelkupfern, von Füger gezeichnet, von John gestochen.

Zwischen der frühesten Erscheinung der ersten Gesänge des Messias, und dieser Prachtausgabe des vollendeten Werks, ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Das Geschlecht, welches damals in der Blüthe des Lebens stand, ist grösstentheils dahin, oder wenn auch nicht der Welt, doch der Kunst abgestorben. Es hat einem jüngern, ihm in vieler Rücksicht sehr unähnlichen, Raum gemacht. Aber der Meister des Werks lebt und wirkt noch, und vernimmt in der Stimme seiner jetzigen Zeitgenossen das Urtheil der Nachwelt: denn in Beziehung auf sein Werk sind sie eine Nachwelt. So grosse Veränderungen auch die öffentliche Meynung über fast alle Gegenstände der Wissenschaft und Kunst in diesem langen Zeitraume erfahren hat: so ist sie doch über jenes Werk und seinen Urheber in Einer Rücksicht unverändert geblieben. Jetzt, wie damals, bewundert man in dem Messias eines der ausserordentlichsten Werke des Genies; jetzt, wie damals, ehrt man in Klopstock einen der ersten Dichter aller Zeiten, und einen der grössesten Wohlthäter seiner Nation, um deren Sprache er sich unsterbliche Verdienste erworben hat.

Aber Klopstock, wie jeder Dichter, will nicht nur bewundert, er will auch geliebt seyn; er will nicht verehrt werden, wie ein unbekannter Gott, vor dem man ehrfurchtsvoll das Knie beugt, sondern wie ein freundlicher Genius, dem man Feuer und Heerd in seinem Hause giebt, mit dem man sein Wohl und sein Wehe theilt, zu dem man in heitern und in trüben Stunden Zuflucht nimmt, um sich an seinen Sprüchen zu erfreuen, zu berathen und zu trösten.

Diese Liebe aber erwiedern seine jetzigen Zeitgenossen nicht wie seine vormaligen. Von dem allgemeinen und lebhaften Enthusiasmus, womit das Publicum in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts den Messias aufnahm, zeigen sich am Anfange des gegenwärtigen keine oder nur wenige Spuren. Es scheint zweckmäsig, bey der Anzeige der neuesten Ausgabe dieses Gedichts über die Ursachen hievon einige Betrachtungen anzustellen.

Eine der vornehmsten Ursachen von der verminderten Liebe zu dem Werke ist, wie es scheint, der religiöse Inhalt desselben.

Was den Dichtern die meiste Gewalt über die Herzen giebt, ist, dass sie Klarheit und Bestimmtheit in die Gefühle bringen, und ihre Leser in den Stand setzen, diese auszudrücken, und Andern innig mitzutheilen. Daher sind sie der männlichen Jugend so willkommen, daher werden sie nie heiliger geachtet, als wenn, um mit Iphigenien bey Göthe zu reden:

> Ein neues Volk voll Leben, Muth und Kraft,
> Sich selbst und banger Ahndung überlassen,
> Des Menschenlebens schwere Bürde trägt.

In diesem Zustande waren die Griechen zu Homers Zeit, in einem ähnlichen befanden sich die Deutschen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Zwar war es damals noch immer wie vorher die Religion, die ihre ganze Seele füllte, und ihr öffentliches und häusliches Leben beseelte; aber diese Religion hatte einen ganz andern Charakter angenommen. Seitdem der Fanatismus in den langen und blutigen Kämpfen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, und in den wilden Streitigkeiten zwischen den neu entstandenen rohen Secten, das Maass der Thorheit und Ruchlosigkeit angefüllt hatte, hörte die Religion auf, ein Gegenstand leidenschaftlicher Bewegung zu seyn, und wurde eine Angelegenheit des Herzens. — Und gerade damals, als die verwilderten Gemüther angefangen hatten, sich einer milden Frömmigkeit zu öffnen, als man angefangen hatte, die Religion weniger von der dogmatischen, als von der moralischen und ästhetischen Seite zu betrachten, als die Gebildetern sehr allgemein das Bedürfniss hatten, die heiligen Gefühle, von denen das Herz durchdrungen war, auszudrücken, in ihrer Sprache aber keine Worte dafür fanden — gerade damals erschien der Messias, griff in die herrschende Stimmung so mächtig ein, befriedigte dieses Bedürfniss auf eine so überraschende, so wohlthätige, so über alle Erwartung vollkommene Weise, dass es kein Wunder ist, wenn er wie eine himmlische Erscheinung wirkte, und Deutschland betäubte und entzückte.

Dass diese Wirkung, sofern sie vom Geiste der Zeit abhing, jetzt nicht fortdauert, ist natürlich, und gereicht weder dem Werke, noch den Zeitgenossen zum Vorwurfe. Dass aber die Ungläubigen unserer Tage sich durch den religiösen Inhalt des Gedichts in eben dem Maasse davon abschrecken lassen, als die Gläubigen vormals dadurch angelockt wurden, das

beruht auf Vorurtheilen, die jeder Freund der Kunst, und jeder Verehrer Klopstocks bestreiten muss.

Wenn man die Ungläubigen fragt, warum sie durch die religiösen Vorstellungen im Messias beleidigt werden, und nicht durch die religiösen Vorstellungen in der Odyssee und Iliade, da sie doch auch diese als irrig verwerfen: so antworten sie: die griechische Mythologie ist eine Tochter der Phantasie, und mit der Kunst auf das innigste verwandt. Die poetische Begeisterung, worein Homer uns versetzt, bringt es mit sich, dass wir von der Natur und dem Schicksale gerade die Ansichten fassen, von welchen jene Mythologie ausging. Weit entfernt also, die Täuschung zu unterbrechen, unterhält sie vielmehr dieselbe. Tief gegründet in dem ästhetischen Theile unsers Wesens, muss sie den Menschen heilig seyn, so lange die Kunst ihnen heilig ist. Hingegen die christliche Mythologie geht nicht aus von der Phantasie, sondern von Speculationen; ihre Heiligkeit empfängt sie nicht von dem Gefühle für Kunst, sondern von dem Glauben an Dogmen. Für uns, die wir diese Dogmen als falsch oder gar als ungereimt verwerfen, verliert sie alle Anmuth, und wird sogar widrig. Die steten Erinnerungen daran im Messias können nicht anders als unser Gemüth verstimmen, das Ideenspiel der Phantasie unterbrechen, und uns den Genuss des vortrefflichen Werks verkümmern; ja Klopstock selber verschmäht unsern Beyfall, indem er Ges. XI, 3. sagt:

> Es hat mich
> Offenbarung von deinen Höhn die Empfindung befeligt.
> Wer an dem reinen krystallenen Strom, der unter des Lebens
> Bäumen vom Throne fleusst, nicht weilte mit heiliger Ehrfurcht,
> Dess Beyfall erreiche, verweht von dem Winde mein Ohr nicht,
> Unverweht beflecke' er mein Herz nicht!

Hierauf lässt sich antworten: dass, wenn auch die christlichen Religionsbegriffe an sich nicht poetisch sind, sie es doch durch die Behandlung werden können, ferner, dass die Gefühle, worauf sie unmittelbar hinwirken, in jedem moralisch-gestimmten Gemüthe vorhanden sind, und diese Gefühle sind es vorzüglich, was Klopstock im Messias darstellt. Denn nicht sowohl das Werk der Erlösung ist der Inhalt des Gedichts, als vielmehr die Empfindungen, die es in den Herzen der Engel, der Satane und der Menschen erregt, die Bewegungen, worin es Himmel, Erde und Hölle versetzt. — Um nun jenen Gefühlen in sich Raum zu geben, und an diesen Bewegungen Theil zu nehmen, bedarf man nicht des Glaubens an ein kirchliches Lehrsystems, sondern nur christlicher Gesinnungen, eines innigen, zarten und tiefen Gefühls für Sittlichkeit, und der Empfänglichkeit für eine gewisse sehr liebenswürdige religiöse Schwärmerey.

Nimmt man einen Augenblick an, dass ein Werk, wie der Messias, vor Jahrtausenden in Indien gedichtet und dann den Griechen in ihrer schönen Sprache bekannt geworden wäre: so lässt sich mit vieler Sicherheit behaupten, dass, wenn auch nicht ein Aristippus, doch ein Plato, es mit Entzücken würde gelesen, und in seine Republik aufgenommen haben. — Eine Vergleichung der spätern Oden Klopstocks mit seinen frühern, zeigt, wie mächtig auf diesen Dichter der Geist der Zeit gewirkt hat, und macht es wahrscheinlich, dass, wenn seine Jugend nicht die Mitte, sondern das Ende des 18ten Jahrhunderts verherrlicht hätte, er für das Werk seines Lebens einen andern Gegenstand gewählt haben würde. Viele seiner Verehrer wünschen dieses; aber die Nachwelt wird dem Glücke danken, dass dieser Wunsch nicht erfüllt ist, und dass Klopstock gerade den Stoff wählte, den er gewählt hat: denn sein Gedicht erhält durch den Inhalt einen so hohen historischen Werth, wie es nicht leicht durch einen andern erhalten konnte. Was nämlich einzelne Menschen, wie ganze Nationen und Zeitalter, am meisten charakterisirt, ist die Art zu empfinden, welche bestimmt wird durch die herrschenden Ansichten von Natur, Menschheit und Schicksal. Einer der Hauptvorzüge der später gebornen Geschlechter besteht darin, dass sie die verschiedenen Empfindungsweisen der Vorwelt sich aneignen, und durch Verbindung und Vermischung derselben das eigene Daseyn erweitern, vervollkommnen und verschönern können. Die historischen Kenntnisse aber, die uns in den Stand setzen, das Empfindungssystem der Vergangenheit zu durchdringen, können wir nur aus den Werken der Dichter schöpfen, derer Dichter, die wie Homer, Ossian, Klopstock, den Geist ihrer Zeit darstellen. — Von dieser Seite betrachtet, ist der Messias, auch in historischer Rücksicht, ein äusserst lehrreiches Werk, und wird als solches von der Nachwelt um so höher geachtet werden, je mehr das dogmatische Christenthum aus den Herzen der Menschen verdrängt wird, und im wirklichen Leben untergeht.

Wenn Göthe von jenem frommen Wanderer sagt:

> Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
> Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
> Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
> Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
> Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
> Das in so mancher Siegesfahne weht.
> Ein Labequell durchdringt die matten Glieder;
> Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.

so fühlt sich gewiss der Ungläubigste von einem heiligen Schauder ergriffen und durchdrungen. Mit einem vielumfassenden Blicke übersieht er, wie mächtig die Religion in zahllosen Geschlechtern gewirkt hat. Bey allem Abscheu gegen die Missethaten der Christenheit, ohne alle Nachsicht für ihre Verirrungen, muss er doch wünschen, aus dem Strome der Zeit ihre köstlichen Gefühle gerettet zu sehn, er muss wünschen, sich diese selber anzueignen, wenn auch nicht für das Leben, doch für Stunden und Tage.

Es giebt ein Werk, das allein dieses Verlangen befriedigen kann, ein Werk, welches das allerheiligste der Religion öffnend, sie uns zeigt, wie sie die Seelen ihrer edeln Bekenner gestaltete, mit welchen Regungen sie ihre Gemüther unter dem Wechsel der Schicksale, und im entscheidenden Augenblick des Todes erfüllte, wie sie in ihnen die sanftern Empfindungen der Brautliebe und Aelternliebe und der übrigen zarten Neigungen, heiligte und weihete, ein Werk, in welchem die vielen tausend Geister, die je zum Kreuze sich verpflichteten, die vielen tausend Herzen, die je zum Kreuze beteten, leben, athmen, glühen. — Dieses Werk ist der Messias, und mit edler Zuversicht sagt der Dichter Ges. XV, 70.:

> Du aber, Gesang von dem Mittler,
> Bleib, und ströme die Klüfte vorbey, wo sich viele verlieren,
> *Sieger der Zeiten*, Gesang, *unsterblich* durch deinen Inhalt.

So viel von dem Inhalte, jetzt einige Worte über die Form des Gedichts.

Eine zweyte, und gewiss noch viel stärker wirkende Ursache von der verminderten Liebe zu diesem Werke liegt, wie es scheint, darin, dass man eine gewisse Eigenthümlichkeit desselben nicht gehörig beachtet, die man doch bey dem Lesen und Studium desselben beachten muss, um den vollen und reinen Genuss seiner vielen Schönheiten zu haben.

Diese Eigenthümlichkeit besteht darin, dass das Gedicht zu viel lyrisches an sich hat, um episch zu wirken, und dass es zu viel epischen Zusammenhang hat, um lyrisch zu wirken, um als eine Sammlung einzelner Oden und Elegieen betrachtet werden zu können.

Vergleicht man den Eindruck, den lyrische Gedichte, wie Klopstocks Oden, mit dem Eindrucke, den epische Gedichte, wie die Odyssee und Iliade, machen: so findet man zwar beide, die epische und die lyrische Stimmung, darin ähnlich, dass die Einbildungskraft bey uns herrschend ist. Gleichwohl sind beide sehr von einander unterschieden, und schliessen sich gewissermasen gegenseitig aus.

Die lyrische Stimmung versetzt uns in den Zustand eines bestimmten Gefühls, die epische in den Zustand allgemeiner Betrachtung; in der lyrischen sehen wir die dargestellten Gegenstände einseitig an, sofern sie mit gewissen leidenschaftlichen Bewegungen in Verbindung stehen, in der epischen sehen wir sie allseitig an, sofern sie in Verbindung mit unserer gesammten Natur stehen.; die lyrische hebt das Gleichgewicht des Gemüths auf, und bringt uns in Bewegung; die epische unterhält das Gleichgewicht des Gemüths, und lässt uns in Ruhe; in der lyrischen herrscht das Subject, d. i. wir sind uns unser selbst lebhafter bewusst, als des dargestellten Gegenstandes, wir sind mehr in uns, als ausser uns beschäftigt, wie bey dem Anhören einer Musik; in der epischen herrscht das Object, d. h. wir sind uns des dargestellten Gegenstandes lebhafter bewusst, als unser selbst, wir sind mehr ausser uns, als in uns beschäftigt, wie bey dem Anblicke einer Statue.

Nach dieser Bestimmung der Begriffe wird der Charakter des Messias lyrisch.

1) durch die häufige Beymischung des Erhabenen. — Man denke an die berühmte Stelle, wo Uriel den Stern Adamida vor die Sonne führt, um beym Verscheiden des Erlösers die Erde zu verdunkeln. Ges. VIII, 379.:

> Uriel nannte den Stern bey seinem unsterblichen Namen.
> Adamida, der dich in dieses Unendliche streute,
> Sieh, er gebeut! erheb' aus deinem Kreise dich seitwärts
> Gegen die Sonne! Gesandt flieug, und werde der Sonne zur Hülle!
> Und die Himmlischen hörten umher die gebietende Stimme.
> Da sie in den Gebirgen des Adamida verhallt war,
> Wendet herüberschauernd der Stern die donnernden Pole.
> Und die stehende Schöpfung erscholl, da, mit schreckendem Eilen
> Adamida, mit stürzenden Stürmen, rufenden Wolken,
> Fallenden Bergen, gehobenem Meer, gesendet von Gott, flog!
> Uriel stand auf der Wende des Sterns, und hörte den Stern nicht;
> So in Tiefsinn verloren, betrachtet' er Golgatha.

In dem aus seiner Bahn geworfenen Weltkörper zeigt uns diese Poesie die Natur in ihren ungeheuern Wirkungen, und giebt uns ein tiefes Gefühl unserer Ohnmacht, sofern wir Sinnenwesen sind; aber in dem Engel, der verloren in eine Idee den entsetzlichen Kampf der Elemente, nicht einmal gewahr wird, zeigt sie uns eben so klar das Uebergewicht des Geistes über das Materielle, und giebt uns ein erhebendes Gefühl unserer Würde, sofern wir denkende Wesen sind.

Vielleicht ist diese Dichtung eine der erhabensten, die jemals gedichtet sind; aber eben deswegen scheint sie nicht episch zu seyn. Denn die beiden Gefühle, die sie erregt, sowohl das demüthigende als das erhebende, sind so lebhaft, dass wir die nöthige Ruhe verlieren, um das Lesen fortzusetzen, dass wir viel zu sehr in uns und mit uns beschäftigt sind, um die folgenden Schilderungen klar ins Auge zu fassen.

Aehnlicher Dichtungen, wie die angeführte, von ähnlicher Wirkung, giebt es unzähliche im Messias, und so geschieht es, dass wir bey einer fortgesetzten Lesung desselben nicht nur zu lebhaft gerührt werden, um in einer epischen, sondern auch zu peinlich, um überhaupt in einer künstlerischen Stimmung zu bleiben. Die Erfahrung nämlich lehrt, dass die durch das Erhabene in der Natur und Kunst erregten Gefühle, wenn man sie zu lange unterhält, oder zu oft wiederholt, zur Qual werden. Das tobende Meer Minuten lang anzusehen, entzückt; es Tage und Wochen lang zu betrachten, würde in Wahnsinn und Verzweifelung stürzen.

Erwägt man dieses: so kann es noch zweifelhaft scheinen, ob Addison recht hat, wenn er dem Milton die grössere Erhabenheit seines Epos als einen Vorzug

zug vor dem Homer ausnimmt. Wahr ist es, Homer ist nur selten erhaben, aber immer schön.

2) Der Charakter der Messiade wird lyrisch dadurch, dass die meisten der aufgeführten Personen in die Begebenheit eingreifen, nicht durch Handlung, sondern durch Gesang. Dass in vielen Theilen des Werks wirklich epische Handlung und Bewegung ist, wird niemand leugnen; nur ist diess nicht der herrschende Charakter des Gedichts, und hievon liegt die Ursache in dem Stoffe.

Der Held ist ein Gott, ein über den Wechsel der Dinge erhabener Gott, der keinen Widerstand feindlicher Naturen zu fürchten, und keinen Kampf mit dem Schicksale zu bestehen hat.

Die Worte in der Ankündigung Ges. I, 5.:

Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn, umsonst stand Juda
Gegen ihn auf, er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

lassen zwar solchen Widerstand und Kampf erwarten; aber diese Erwartung geht nicht in Erfüllung. Denn Juda's Widerstand ist ja nur scheinbar, liegt in dem Plane des Mittlers, und hilft ihm die Erlösung vollbringen; eben so äussert sich Satans Empörung nicht in Thaten, sondern nur in ohnmächtigen Flüchen und Verwünschungen, und was vermöchte er auch gegen den, welcher zu Jehova sagt Ges. I, 135.:

Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bey mir selber,
Der ich, *Gott bin wie du*: ich will die Menschen erlösen.

So wenig der Held den Widerstand feindlicher Naturen zu fürchten hat, so wenig bedarf er des Beystandes freundlicher Wesen, und diese können ihm ihre Theilnahme ebenfalls nicht durch Thaten zu erkennen geben, sondern nur durch den Erguss ihrer Empfindungen; und daher kommt es, dass während beym Homer die Heroen und Götter gegen einander sprechen und handeln, bey Klopstock die Engel und Frommen in Oden oder Elegieen gegen einander singen.

3) Auch da, wo der Dichter in seinem Namen spricht, wie z. B. in den Gleichnissen, ist er sehr häufig lyrisch. Statt nämlich dass andere epische Dichter das Unsinnlichere darstellen durch das Sinnlichere, stellt Klopstock das Sinnlichere dar durch das Unsinnlichere, das sich oft nicht mehr empfinden, sondern nur in der Tiefe des Herzens fühlen lässt.

Von dem Seraph, welcher die Seelen der künftigen Menschengeschlechte zum Kreuze führt, sagt der Dichter Ges. VIII, 445.:

Wie, wenn ein Weiser in Tiefsinn, und seiner Unsterblichkeit werther,
Von den Unsinnsamen fern, mit des Mondes Düften zum Walde
Wandelt, und nun, geführt an der Hand der frommen Entzückung
Dich Unendlicher! denkt! wie ihm dann, zu tausenden neue
Bessere grosse Gedanken die glühende Stirne voll Wonne
Schnell umschweben; so eilet, umringt von den Seelen, der Seraph.

Dieses Gleichniss, wie unzähliche andere im Messias, macht die darzustellenden Objecte nicht anschaulich, sondern rührend.

Am besten lernt man diese Eigenheit von Klopstocks Schilderung kennen, wenn man das Bild, unter welchem er die Cidli einführt, mit dem Bilde vergleicht, unter welchem Homer die Nausikaa darstellt. Homer sagt Od. VI, 101.:

Aber die blühende Fürstin Nausikaa hub den Gesang an.
So wie Artemis stolz einher geht, froh des Geschosses,
Ueber Taygetos Höhn, und das Waldgebirg Erymanthos,
Und sich ergetzt, Waldeber und flüchtige Hirsche zu jagen,
Auch begleitende Nymfen, des Aegiserschütterers Töchter,
Ländliche spielen umher, und herzlich freuet sich Leto,
Denn sie ragt vor allen an Haupt und herrlichem Antlitz,
Leicht auch wird sie im Haufen erkannt, doch schön sind sie alle,
Also schien vor den Mädchen an Reiz die erhabene Jungfrau.

Klopstock sagt von der Cidli Ges. IV, 684.:

So ging, da sie erwuchs, der Israelitinnen schönste
Sulamith, als die Mutter am Apfelbaume sie weckte,
Wo sie die Tochter gebar, in der Kühle des werdenden Tages.
Sanft rief sie der schlummernden Tochter, mit lispelnder Stimme
Rief sie: Sulamith! Sulamith folgte der führenden Mutter
Unter die Myrrhen, und unter die Nacht einladender Schatten,
Wo, in den Wolken süsser Gerüche, die himmlische Liebe
Stand, und in ihr Herz die ersten Empfindungen hauchte,
Und das verlangende Zittern sie lehrte, den Jüngling zu finden,
Der, erschaffen für sie, diess heilige Zittern auch fühlte.
So geht Cidli. Sie hängt an der Hand der Hörerin Jesus.

Vermessen wäre es, zu bestimmen, welche dieser beiden Poesieen die schönere ist. Aber so viel ist klar, dass sie bey gleicher, bey unnachahmlicher Schönheit doch ganz verschieden wirken. Denn Homers Schilderung ist durchaus plastisch, Klopstocks durchaus musikalisch.

Wer den Unterschied dieser beiden Schilderungen rein heraus empfindet, der kennt den Unterschied zwischen Homers und Klopstocks Poesie überhaupt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Klopstocks Werke. Dritter, vierter, fünfter und sechster Band. Der MESSIAS.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mit der bisher angeführten Eigenthümlichkeit des Messias hängt eine andere genau zusammen, ein oft fühlbarer Mangel an sinnlicher Klarheit, anschaulicher Zweckmäfsigkeit, mit einem Worte an Bestimmtheit. — Recht auffallend ist dieses in dem ausserirdischen Theile des Gedichts. Jehova, die Engel, die Satane, die Seelen der Abgeschiedenen vor und nach ihrer Vereinigung mit dem neuen Leibe — diese alle schwanken ohne Form, und ohne Farbe vor unsern Blicken umher. Freylich hat der Dichter mit unendlicher und höchst bewunderungswürdiger Kunst jedem dieser Wesen einen eigenen Ton gegeben, wodurch es eine gewisse Saite unseres Herzens trifft; wenn es nur nicht so schwer, wenn es nur nicht fast unmöglich wäre, alle diese Töne rein aufzufassen, und da wo, und so wie es die Wahrnehmung der Harmonie des grossen Ganzen erfodert, jedesmal anklingen zu lassen.

Den Eloa schildert der Dichter so: Gef. I. 291.

> Vor allen,
> Die Gott schuf, ist er gross, ist der Nächste dem Unerschaffnen.
> Schon ist Ein Gedanke des gottgewählten Eloa,
> Wie die ganze Seele des Menschen, geschaffen der Gottheit,
> Wenn sie ihrer Unsterblichkeit werth, gedankenvoll nachsinnt.
> Sein umschauender Blick ist schöner, als Frühlingsmorgen,
> Lieblicher, als die Gestirne, da sie vor dem Antlitz des Schöpfers
> Jugendlich schön, und voll Licht, mit ihren Tagen, vorbeyflohn.
> Gott erschuf ihn zuerst. Aus einer Morgenröthe
> Schuf er ihm einen ätherischen Leib. Ein Himmel voll Wolken
> Floss um ihn, da er ward.

Die Züge in dieser Schilderung vereinigen sich nicht, wie in den Homerischen, zu einem bestimmten Begriffe, der sich in Einem Worte ausdrücken liesse, sondern zur Erregung eines Gefühles, und zwar eines sehr zusammengesetzten Gefühles so, dass wir im Verfolg des Werkes bey dem Namen Eloa nichts denken und fühlen, weil wir zu viel dabey denken und fühlen sollen.

Etwas Aehnliches lässt sich von manchen erhabenen Poesien behaupten, zu denen wir folgende rechnen: Gef. VII. 11.

> Ein Hügel der Erde
> Ist der Altar! Der Altar erhebt vor dem Opfer!
> Hätte der Auszuföhnende Sterne, wie Stein' aus den Bächen,
> Aufgenommen, erbaut die Sterne dem Sohn zum Altare:
> Dennoch hätt' auch dieser gebebt dem kommenden Opfer!

Auch in dem irdischen Theile des Gedichts zeigt sich hie und da jene Unbestimmtheit, besonders in der Schilderung der Charaktere. Schon Plato bemerkt, die Dichter verschmäheten die Darstellung sittlich-schöner Charaktere, weil diese sich durch die Phantasie schwer auffassen liessen. Klopstock widerlegt den einen Theil dieser Bemerkung, und bestätigt den andern; er widerlegt den einen; denn er gefällt sich in nichts so sehr, als in der Darstellung sittlich-schöner Charaktere, und er bestätigt den andern, denn die vielen Tugendhaften und Frommen, die er sprechen, handeln und leiden läfst, prägen sich nicht bestimmt aus. Die Apostel, die Freunde und Verwandten des Mittlers, und die Neubekehrten sind sich in ihren herrschenden Neigungen gleich, was sie unterscheidet, sind sehr feine Nebenzüge; und wie schwer diese sich auffassen und festhalten lassen, davon kann man sich insonderheit durch den dritten Gesang überzeugen, welcher die Charakterschilderungen der Apostel enthält. Desto treffender weiss der grosse Dichter solche Charaktere darzustellen, die, da sie unter dem sittlichen Ideal bleiben, sich der Natur der Sache nach stärker ausprägen, wie Pilatus, dessen Individualität er uns mit wenigen aber grossen Zügen vor das Auge stellt. Er sagt von ihm; Gef. VII, 65.

> Pilatus safs auf dem Richtstuhl,
> Jener entartete Römer, ein weicher Kenner der Wollust,
> Stolz und grausam dabey, doch klug genug, von der Römer
> Alten Gerechtigkeit einige Mienen zu zeigen.

Und bald darauf Gesang VII, 241.

> Hier bricht Pontius ab, und sagt mit der Miene des Weltmanns,
> Der kurzsichtig, doch lächelnd des Ernstes Sache verurtheilt:
> *Was ist Wahrheit?*

End-

Endlich zeigt jener Mangel an finnlicher Klarheit fich felbst im Versbau. Bekanntlich ist Klopstocks Hexameter kein Homerischer und kein Vossischer, wegen der so häufig beygemischten Trochäen, und der so oft, gewiss absichtlich, vernachläsigten Cäsur. Hiedurch stimmt der Numerus vortrefflich zu der Haltung des Ganzen, zu dem zweifelhaften täuschenden Zauberlichte, welches dasselbe beschimmert; er giebt dem Werke eine Anmuth, die ihm der lebendigere und sinnlichere Hexameter Homers und Vossens nicht geben würde; aber auch diese Grazie gehört zu denen, die sich nicht anbieten, sondern gesucht seyn wollen. Die bisher erwähnte Unbestimmtheit ist es ohne Zweifel, die unsern Klopstock in den Ruf eines undeutlichen, dunkeln, ja sogar unverständlichen Dichters gebracht hat. Unverständlich ist er wohl nirgend, aber wohl bisweilen unbildlich; auch ist er nirgend undeutlich, aber wohl hie und da vieldeutig; auch ist er eigentlich nicht dunkel, sondern vielmehr dämmernd. Nach allen diesen Bemerkungen erscheint der Messias lyrisch als eine Sammlung von Oden, Elegien und tragischen Scenen, deren jede ihren eigenen Ton hat, und in eine Stimmung versetzet, wodurch die Stimmung, welche die andern hervorbringen, ausgeschlossen wird. — Auf der andern Seite aber muss man bedenken, dass alle diese lyrischen Poesien einen sehr innigen epischen Zusammenhang haben. Welche strenge und hochgetriebene Foderungen Klopstock in dieser Rücksicht an sich gemacht hat, lernen wir aus seiner Abhandlung über die heilige Poesie.

„Es ist, sagt er, noch eine gewisse Ordnung des „Plans, wo die Kunst in ihrem geheimsten Hinterhalte „verdeckt ist, und desto mächtiger wirkt, je verborgener sie ist. Ich meyne die Verbindung und die „abgemessene Abwechselung derjenigen Scenen, wo „in dieser die Einbildungskraft, in jener die weniger „eingekleidete Wahrheit, und in einer andern die „Leidenschaft, vorzüglich herrschen! Wie sich diese „Scenen einander vorbereiten, unterstützen oder erhöhn, wie sie dem Ganzen eine grössere, unangemerkte, aber gewiss gefühlte Harmonie geben."

Jeder Kenner des Messias wird eingestehn, dass Klopstock diese Foderungen gewissenhaft erfüllt hat, und so entsteht aus der Verbindung des Epischen mit dem Lyrischen eine Eigenthümlichkeit der Form, wodurch der Messias ein in seiner Art einziges Werk wird, für welches wir in unsern bisherigen Lehrbüchern der Aesthetik noch keinen Namen haben, eine Eigenthümlichkeit, welche das Studium desselben auf der einen Seite so anziehend macht, und auf der andern Seite den Genuss seiner Schönheiten so sehr erschwert. Sie macht das Studium anziehend: denn das Gedicht, sofern es lyrisch ist, unterhält in uns einen steten Wechsel der mannichfaltigsten und lebhaftesten Gefühle, die in ein menschliches Gemüth kommen kann; und sofern es episch ist, bringt es in jenen Wechsel eine wunderbare Harmonie und Gesetzmäsigkeit, in einem weit höhern Grade, als diese in einer Musik von viel geringerm Umfange Statt finden kann. Sie erschwert den Genuss seiner Schönheiten: denn wegen seines lyrischen Charakters im Einzelnen verlangt das Gedicht eine sehr langsame oft unterbrochene, wegen seiner weisen innerlichen Organisation verlangt es eine fortgesetzte ununterbrochene Lesung; durch seinen lyrischen Charakter macht es uns zu leidenschaftlichen Theilnehmern, wegen seines epischen Charakters verlangt es von uns die Ruhe partheyloser Zuschauer. — Die Unmöglichkeit, diese entgegengesetzten Foderungen ohne tiefeindringendes und mühsames Studium zu befriedigen, ist ohne Zweifel die Hauptursache, warum so viele Leser besserer Art bey der höchsten Verehrung für Klopstocks Genie und bey wahrer Liebe zur Kunst, doch vor jenem Werke eine gewisse Scheu tragen. Sollte es gleichwohl nicht ein Mittel für sie geben, diese Scheu zu überwinden? Ein solches Mittel wäre vielleicht ein zweckmäsiger Commentar, dessen dieses Werk so sehr bedarf. Um zweckmäsig zu seyn, müsste jener Commentar zuerst den Inhalt analysiren. Eine solche Analyse mit Kunstsinn gearbeitet, würde die Leser den Geist des Ganzen kennen lehren, und begierig machen, vertrauter damit zu werden, sie würde sie zur Betrachtung einzelner Theile reizen, deren Schönheit sie ohne Zweifel anzöge, immer weiter lockte, immer tiefer in das Werk hineinführte, bis sie endlich das Ganze umfassten. Ausserdem müsste jener Commentar grammatische, historische, ästhetische Erklärungen über das Einzelne enthalten, für welche man, damit sie des Werkes werth wären, Vossens Commentar zu Virgils Georgicon als Muster empfehlen könnte, und hiebey käme viel darauf an, die Stellen der Bibel genau *nachzuweisen*, die dem Dichter den Stoff zu seinen Dichtungen gegeben haben. Für den, welcher in das Innerste der Kunst dringen will, ist nichts lehrreicher und interessanter, als eine solche Zusammenstellung. Wir geben davon ein einziges Beyspiel. In der Bibel im zweyten Buche von den Königen 13, 20 u. 21. wird erzählt: „Da aber Elisa gestorben war, und man „ihn begraben hatte, fielen die Kriegsleute der Moabiter in das Land desselbigen Jahres. Und es begab „sich, dass sie einen Mann begruben; da sie aber „die Kriegsleute sahen, warfen sie den Mann in Elisä „Grab. Und da er hinabkam, und die Gebeine Elisä „anrührte, ward er lebendig und trat auf seine Füsse." Wie hat das göttliche Genie des Dichters diesen Stoff umgebildet: Er sagt Ges. XI, 1085.

Einst, da weiss zu werden begann das Gebein des Propheten,
Trugen sie einen Todten hinaus, und legten ihn nieder
In sein Grab, ein jugendlich Weib, die Wonne des Mannes,
Welchem sie einen Sohn der Schmerzen sterbend geboren.
Lange hatten sie sich geliebt, und besassen sich endlich,
Doch sie starb! Er weint' ihr nicht nach. In stummer Betäubung

Ging

Ging er voran in dem Todtengefolge. Der klagenden Eine
Trug, der Gebärerin Tod, den Knaben, der schön, wie der Rosen
Frühe Knospe, zu blühen begann. Jetzt legten die Träger
Auf Elisa Gebein die Mutter des lächelnden Knaben.
Schleunig entstand ein Rufen des Freudeschreckens und bleicher
Ward auf Einmal das Antlitz der Weinenden, schneller ihr Athem!
Denn die Mutter erhub sich, sprang hin, und riss aus den Armen
Jener Fremden ihr Kind, und bracht' es bebend dem Vater.
Und sie, deren Wange, da sie in das Leben zurückkam,
Glühete, ward jetzt auch vor Entzückungen bleich. Ihr Geliebter,
Der Erscheinungen sah, und in dem Arme des Geistes
Seines Kindes Gestalt, betrachtete lächelnd die beiden,
Mehr glückselig, als je! Ich folg' ihr winket, ich folge!
Aber, da sie nun wirklich es war, da die Zeugen es riefen,
Und sie selber es rief, ward's um sein Angesicht dunkel!
Und sie reichte den Weibern das Kind, und führt' ihn zur Hütte;
Wie, so freuet' er sich, ihn Todesdämmerung umschwebte.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über den Messias ist es nöthig, einige Worte über die neueste Ausgabe hinzuzusetzen. — Bedenkt man, mit wie treuem und unermüdeten Fleisse Klopstock im späten Alter, statt auf den errungenen Lorbeern auszuruhen, an der Verbesserung seines Werkes gearbeitet hat: so kann man sich nicht enthalten, auf ihn anzuwenden, was Göthe einmal sagt:

Ihm gab ein Gott in holder steter Kraft
Zu seiner Kunst die ewige Leidenschaft.

Erregt die Fülle von Genie, die sich gleich in den ersten Gesängen ankündigte, für des Dichters ausserordentliches Talent Bewunderung: so erweckt das Streben nach Vollendung, das in der neuesten Ausgabe überall sichtbar wird, Hochachtung für seinen Charakter; denn es setzt einen festen und starken Willen voraus; nicht der Natur verdankt er diess, sondern sich selbst, es ist sein eigen. — Die vielen verbesserten Verse zeigen, dass der Dichter auch die unverändert gebliebenen einer neuen Prüfung unterworfen, und bewährt gefunden hat, dass also diese Ausgabe, ungeachtet schon die von 1780 für eine Ausgabe der letzten Hand gelten konnte, und auch als solche angekündigt wurde, als eine ganz neue Recension des Textes zu betrachten ist. Mehrere der neuen Lesearten enthalten richtigere Bilder, schicklichere Ausdrücke, bessere Wortstellungen; die meisten treffen den Wohlklang und Numerus, und viele bestehen darin, dass der Dichter statt der zusammengezogenen die gedehnten Formen wählte, und dadurch Trochäen in Daktylen verwandelte.

Von so vielen glücklichen Verbesserungen führen wir nur einige an. Gleich im Eingange des ersten Gesangs lieset man jetzt:

Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit
Leidend getödtet und verherrlichet wieder erhöht hat.

Vorher aber:

Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.

Eine Amphibolie der Wortstellung ist hier weggefeilt, und dagegen eine kräftigere Andeutung des Inhalts der Epopee angebracht. V. 71. statt am *benachbarten* Himmel: jetzt *am näheren Himmel.* V. 106. *Wie oft hing unverwandt mein Auge,* schicklicher als vorher: *Wie oft hing mein sanftthränendes Auge;* weil hier mehr ruhige Aufmerksamkeit, als Rührung zu bezeichnen war. V. 158. las man in der vorigen Ausgabe:

Jesus stand noch vor Gott und jetzt begannen die Leiden
Seiner Erlösung. Gabriel lag in der Fern' auf dem Antlitz
Tiefanbetend, von neuen Gedanken gewaltig erhoben.

Nunmehr aber mit einem Zusatz, der den Blick in das Folgende öffnet:

Jesus stand noch vor Gott, und jetzt begannen die Leiden
Seiner Erlösung, ein Vorgefühl so in furchtbarer Nähe
Gränzt' an das wirkliche: Wie, ihn zu richten, Gott von des Throns Höhn
Kommend, mit Schall ihm beschlossen der Spruch der verworfensten Menschen,
Er, mit Blute beströmt, den Tod der Kreuzigung sterben
Würd' auf Golgatha. Gabriel lag in der Fern auf dem Antlitz
Tiefanbetend, von neuen Gedanken mächtig erhoben.

Gesang IV. 11. hiess es sonst:

Und *sprach mit bleichen sterbenden Händen*

Jetzt heisst es:

Mit bleichen zuckenden Händen.

Gesang V. 212. u. f. lauten jetzt melodischer und kräftiger in der Wortstellung:

Ihrer Schöne beraubt, der anerschaffenen Unschuld
Tritt alsdann vor Gottes Gericht die entflohene Seele.

Nach

Nach der vorigen Ausgabe:

> Seiner Schönheit beraubt, der anerschaffenen Unschuld
> Tritt alsdann der fliehende Geist vor Gottes Gesichte.

In derselben schönen Episode hiess es ehemals V. 177.:

> Auch gab er den Bergen und Thälern die schöne Gestalt nicht.

Jetzt weniger hart in der Scansion:

> Auch gab er dem Gebirg' und dem Thale die schöne Gestalt nicht.

Der 260 und 261 Vers lauteten ehemals:

> Deiner auch nicht bekümmerte Tugend, zu welcher die Liebe
> Und ihr zartes Gefühl die *sterblichen Beiden* erhöhte

Jetzt grammatisch richtiger:

> Deiner auch nicht bekümmerte Tugend, welcher die Liebe
> Und ihr zartes Gefühl die beiden Sterblichen weihte.

Gesang VI. 561. hiess:

> Als die tiefste der Thaten, der Thaten schwärzeste geschehn war.

Jetzt aber:

> Als die schreckliche That, der Thaten tiefste geschehn war.

Im siebenten Gesange V. 155—157. hiess es vom Judas:

> Er sprachs und rollte die offneren Augen,
> Ging und eilt' und flohe der Menschen Anblick, und riss sich
> Aus Jerusalem, stand, jetzt ging er, jetzt stand er! jetzt floh er!

Jetzt lauten diese Verse so:

> Er sprachs, und rollte die offenen Augen,
> Ging und eilet' und floh der Menschen Anblick, und riss sich
> Aus Jerusalem, stand; drauf ging er, stand still, dann floh er.

Nur ein Beyspiel noch unter so vielen, die wir auswählen könnten. In der himmlisch-schönen Beschreibung von den Wirkungen der Beredsamkeit des Messias auf die ihn nicht erkennenden Jünger XIV Ges.

> Wie ein Sturm der beginnt, mit gehaltner Stärke noch wehet,
> Noch den kühleren Wald nicht ganz still; Stille ruhet
> Noch in seinen Thalen, noch liegen blässere Schatten,
> Ganz ist die Sonne noch nicht von des Sturmes Wolken umnachtet!
> Also begann ihr erhabner Gefährt. Nicht lang und er führte
> Sie in die Tiefen der Offenbarung hinab: Den Messias
> Zeiget er ihnen ein Redner Gottes, in jeder der Tiefen,
> Sie vermochten nicht mehr zu widerstehen. So reisst sich
> Durch den Wald der stärkere Sturm, Die Bäume des Waldes
> Zittern, rauschen mit Ungestüm alle, beugen sich alle,
> Vor dem herrschenden Sturm, der Donnerwolken und Fluthen
> Himmelstürzender Meere von Berge treibet zu Berge.

Hier hat der Schluss gegen die vorige Lesart viel gewonnen, da es hiess: *den Donnerwolken vom Berge begleiten zu Berge.*

Mehrere Gesänge sind mit ganz neuen Versen bereichert, unter andern der XVIIIte mit einer langen Stelle, worin Maria die Krone zu des Richters Füssen niederlegt, und in einem begeisterten Hymnus bekennt, dass die göttliche Ehre nicht ihr, sondern einzig dem Sohne gebühre. Der Dichter macht zu dieser Stelle folgende Bemerkung: „Diese Stelle wurde 1753 gemacht, aber aus der Ursache weggelassen, weil der Vf. befürchtete, sie möchte selbst bey „den besten unter seinen katholischen Lesern, den „moralischen Wirkungen hinderlich seyn, welche „sein Gedicht haben konnte. Er glaubt nicht, dass „dieses jetzo zu befürchten sey."

Der wackere Göschen würde übrigens seine grossen Verdienste um die neue Ausgabe des Messias noch dadurch zu vermehren Anlass finden, wenn er wenigstens der wohlfeilern Edition, die doch am meisten von den Freunden der höhern Poesie wird gebraucht werden, eine Variantensammlung, wie sie Haller zu seinen Gedichten besorgte, nachfolgen liesse, worin die abweichenden Lesarten aller vorigen Ausgaben angezeigt würden. Wäre der Dichter zu bewegen, auch hie und da, wo der Grund der Verbesserung nicht von selbst jedem Leser einleuchtet, ihn selbst anzudeuten: so würde diess für die Bildung des Geschmacks und das Studium der einzelnen Schönheiten dieser Epopee desto erwünschter seyn. Ueber die Kupfer der Prachtausgabe der Oden und des Messias, lassen wir nunmehr einen denkenden Künstler sprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 28. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Klopstocks Werke.* gr. 4. *Kupfer zum Ersten bis Sechsten Bande.*

Hr. *Schnorr*, der in den Kupfern zu Wielands Werken als Zeichner mit Hn. *Ramberg* um den Preis gerungen hat, steht hier Hn. *Füger* gegenüber; und sein schönes Talent unterstützte ihn so wohl, dass er selbst mit diesem berühmten Künstler eine Vergleichung nicht scheuen darf: im Anmuthigen und Gefälligen, in einem gewissen niedlichen Geschmack behauptet er sogar den Vorzug. Was hingegen die künstliche Anordnung, die Zeichnung und die Vertheilung von Licht und Schatten betrifft, da hat freylich Hr. *Füger* grössere Kenntnisse gezeigt. Hierüber kann man um so viel sicherer urtheilen, weil alle sechs Blätter von Hn. *John* gestochen sind, und also ein jedes ungefähr in gleichem Verhältniss gewonnen und verloren haben mag. Im übrigen freuen wir uns, das Lob, welches einigen Arbeiten des Hn. *John* in der Recension der Kupfer zu *Wielands* Werken zu Theil geworden, hier wiederholen, und auf alle insgesammt ausdehnen zu können.

Zum ersten Bande stellt das Titelkupfer die *Siona* vor, nach der Ode, welche diesen Namen führt. Aus der VII. Strophe:

> Hört ihr? Siona beginnt! schon rauscht
> Der heilige Hain von dem Harfenlaut!
> Des Kristals Quelle vernimmts, horcht und steht;
> Denn es wehn Lispel im Hain rings um sie her;

scheint Hr. *Schnorr* den Hauptgedanken zu seinem Bilde genommen zu haben. Siona steht mit aufwärts gerichteten Blicken die Harfe rührend, und ist nach der Dichtung der 5ten Strophe mit Rosen bekränzt. Indessen war es nicht gut, sie gleichsam nur präludirend, und nicht wirklich singend darzustellen, wozu der Zeichner, wenn er sich auch mit scrupulöser Strenge an die Vorschrift des Dichters halten wollte, doch vermöge der 6ten Strophe das Recht hatte. Der Hauptzweck, worauf es ankam und ankommen muss, ist Ausdruck hoher Begeisterung: und da ist ein stummes Hinaufblicken gewiss weniger bedeutend, und kräftig, als der ausbrechende Laut des vollen überfliessenden Herzens im Gesang. Freylich möchte jemand sagen, Gesang kann nicht dargestellt werden; wer hört die Stimme? — Wohl — wer hört aber auch den Harfenlaut? und doch rührt Siona die Saiten. Zu einem andern Einwurf könnte der Wasserfall Anlass geben, an welchem die Harfnerin steht; er ist zu gross und zu hoch herabstürzend: sein Rauschen müsste Stimme und Saitenklang übertäuben. Diese Schwierigkeiten wird man nun schwerlich besser als durch das Geständniss beseitigen können, dass der Gegenstand zur Darstellung für die bildende Kunst nicht ganz bequem ist, und es nur erst durch eine freye Bearbeitung werden könnte. An der Figur selbst finden wir zu tadeln, dass sie gehend mit leichtbewegtem Gewand dargestellt ist, und doch die *Harfe* auf einen Stein gesetzt hat. Sonst hat sie manche gute Eigenschaft: ihre Stellung ist zierlich und bequem, die Formen schlank und zart, die Falten von gutem Geschmack, Licht und Schatten sind in breiten Massen vertheilt. Auch ist der Grund gut angegeben. Eine Palme unterbricht die grosse Felsenparthie sehr schön; diese aber sollte, weil sie unmittelbar hinter der Figur steht, etwas ruhiger gehalten seyn. Der Kupferstecher hat sehr zarte und zierliche Arbeit geliefert: alles ist glatt, überein, vom Hellen ins Dunkle sanft abweichend. Was Glanz und Schimmer haben soll, kann in punktirter Manier immer nur unvollkommen dargestellt werden, und deswegen muss man das Wasser im Vorgrund nicht alzustrenge beurtheilen. Der herabstürzende Strom ist mit Rücksicht auf diese Schwierigkeiten wirklich meisterhaft, — ein Theil von den Blättern der Palme scheinen etwas zu hell gerathen. Das Kupfer zum zweyten Bande stellt uns nach der ersten Ode desselben die *Teutone* dar. Sie steigt den Abhang eines Berges herab, im Mondenscheine, die Arme verbreitet, um sie her erscheinen Geister auf Wolken. Der Kopf an dieser Figur ist besser und schöner, als an der Siona, es gelang Hn. *Schnorr* etwas Erhabenes, Göttliches, in ihre Miene zu legen. Die theatralische Geberde hingegen verdient keinen Beyfall, auch sind die Falten des Gewandes nicht alle gut gelegt; die Massen könnten ebenfalls reiner gehalten, und besonders die Schatten kräftiger seyn, weil die Beleuchtung vom Mondlicht entsteht. Die eine Gruppe der duftigen Geisterfiguren hat viel gefälliges in der Anordnung und zierliche Formen. Vom Kupferstecher wurde dieses Blatt noch fleissiger, zarter und verschmolzener, als das vorige, behandelt.

Zum dritten Bande, oder zum ersten des Messias ist das Sujet des von Hn. *Füger* gezeichneten Titelkupfers aus folgenden Versen genommen:

„Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
„Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bey mir selber,
„Der ich Gott bin wie du: Ich will die Menschen erlösen.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
„Aber unhörbar den Engeln nur sich und dem Sohne vernommen,
„Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz,
„Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
„Meinen Arm durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
„Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben."

Der Dichter kann vielleicht Gründe haben, womit er diese Scene rechtfertigt; der Zeichner aber wird schwerlich eine Entschuldigung finden, dafs er sie zum Gegenstand für seine Kunst gewählt hat. Da der Schwur selbst den Engeln unhörbar war; wie vermessen ist es nicht, ihn vor die Augen der Menschen bringen zu wollen? Hier müdet sich auch die höchste Kunst vergeblich ab, und mufs, wenn alles gelingt, doch wenigstens undeutlich bleiben. — Da Hr. *Füger* sich an die Worte des Dichters halten wollte, und doch der Poesie, vermöge der engern Gränzen der bildenden Kunst, nicht folgen konnte: so fand er sich in der Figur Christi zu einer etwas mifslichen Stellung genöthigt; das Aufheben des Haupts, des Arms und der Hand mit den drey ausgestreckten, und den zwey niedergebogenen Fingern ist dem Ausdruck der Göttlichkeit gar nicht günstig: denn es wird dadurch auf ein noch höheres mächtigeres Wesen gedeutet, welches bey dem Schwur angerufen wird; nach dem Dichter aber soll Christus bey sich selbst schwören. Der Kopf hat nicht viel charakteristischen Gehalt, und die Stellung der ganzen Figur ist ein wenig steif. Das Gewand wäre zwar mit Geschmack gelegt, aber die Falten desselben sind zu eckig gehalten. Gott Vater gelang dem Künstler überhaupt viel besser, seine Bewegung ist leichter, freyer, malerischer, der Kopf interessirt mehr, das Ganze zeigt bessern Stil. Vielleicht war es nicht wohl gethan, die Beine nackend zu lassen, und hingegen den obern Theil der Figur so stark mit Gewand zu bedecken. Es konnte Hn. *Füger* doch nicht unbekannt seyn, dafs die Alten auf eine völlig entgegengesetzte Weise verfahren sind. An allen Bildern vom Jupiter liefsen sie den Oberleib blofs, die Brust macht Masse, die breiten enthüllten Schultern zeigen die gewaltige Kraft, das Edle und Hohe der Gestalt, die Beine aber sind mit Drapperie umgeben, um dem Ganzen mehr Ruhe und Würde zu ertheilen. Mit der Zeichnung so wie mit der Anordnung der Theile, und mit der Wirkung von Licht und Schatten hat man Ursache sehr zufrieden zu seyn. Hr. *Füger* zeigte sich darin als einen trefflichen, wohl unterrichteten Künstler. Der Kupferstecher ist auch nicht zurückgeblieben: er hat mit Geschicklichkeit, Verstand und Fleifs gearbeitet.

Auf dem Titelblatt zum vierten Band oder dem zweyten des Messias stellte Hr. *Füger* den gekreutzigten Heyland sterbend dar. Zu seinen Füfsen kniet der Todesengel traurend, mehr entfernt verhüllen ein paar andere Engel die Sonne. — Im Ganzen hat die Anordnung dieses Werks wenig Gefälliges: der Figur Christi mangelt es am Zarten und Edeln der Formen, im Gesicht ist unwilliges Leiden ausgedrückt; die Wirkung können wir ebenfalls nicht für gut erkennen, denn die Hauptfigur hebt sich zu wenig ab; der Todesengel hat ein zierlich geworfenes Gewand, schade dafs die Falten desselben nicht besser in Massen gehalten sind. Hn. *Johns* Arbeit befriedigt zwar: indessen scheint uns das vorige Stück doch mit mehr Liebe und Aufmerksamkeit gemacht. — So viele Verdienste man dem Titelkupfer des fünften Bandes, oder des dritten vom Messias, überhaupt zugestehen mufs: so hat doch Hr. *Füger*, falls, wie wir glauben die Geschichte vom unglaubigen Thomas darin vorgestellt seyn soll, nicht den günstigsten Moment gewählt. Der Apostel scheint zu des Heilands Füfsen gesunken, und seinen Zweifel abzubitten; zwey Engel lieblich gruppirt, schweben auf Wolken, und sehen mit Wohlgefallen der Scene zu. Dafs aber die gewöhnliche Art, diese Geschichte zu behandeln, wie nämlich Thomas die Finger in Christi Seite legt, ungleich bedeutender ist, springt ohne weitere Anmerkung jedem denkenden Beobachter von selbst in die Augen. Im übrigen sind wir mit der Zeichnung dieses Werks, dem Ausdruck und Charakter der Köpfe, so wie mit der Vertheilung von Licht und Schatten, und besonders mit der Anordnung sehr wohl zufrieden: auch die Gewänder sind gut geworfen, man möchte nur in der Anlage derselben etwas gröfsere Massen wünschen, und dafs die hohen Stellen der Glieder von den Falten mehr geschont wären. Die Behandlung in Kupfer ist untadelhaft.

Wie Christus nach vollendetem Erlösungswerke sich zur Rechten des Vaters setzt, ist von Hn. *Füger* auf dem Titelkupfer zum sechsten Bande oder zum vierten des Messias dargestellt. Ungeachtet der schönen Beleuchtung, der meistens gut gefalteten Gewänder, und der saubern Ausführung von Hn. *John*, fühlt man doch keine grofse Zuneigung zu diesem Blatt. Vielleicht fehlt es den beiden Figuren an jenem höhern Grad von Würde und Majestät, welcher zu solchen Darstellungen nöthig ist. Vielleicht stehen sie auch für die malerische Wirkung zu einsam da, und es möchte besser gewesen seyn, wenn uns der Zeichner noch einige von den anbetenden Engeln unten an den Stufen des Throns hätte sehen lassen. Das Bild wäre dadurch reicher und wahrscheinlich anziehender geworden.

Magdeburg, b. Keil: *Joh. Gurlitt's Versuch über die Büstenkunde.* 1800. 91 S. in 4. (16 gr.)

Der gelehrte Vf. theilt sein Werk in VI. Abschnitte ein. Im ersten handelt er vom Ursprung und Gebrauch

brauch der antiken Köpfe, Hermen und Büsten. Der zweyte Abschnitt, der uns weniger genugthuend als der erste scheint, ist überschrieben: *Etwas vom Mechanischen und Charakteristischen der antiken Portraits, Hermen und Büsten.* S. 14. wird den Portraitmalern vorgeschlagen, für die darzustellenden Personen, Formen und Attitüden von Gottheiten des Alterthums zu wählen, allein dieses möchte wohl mehr gefodert seyn, als irgend ein Künstler zu unserer Zeit glücklich auszuführen im Stande ist; wir haben Versuche in dieser Art von sehr geschickten Männern gesehen, welche völlig missrathen, und sogar lächerlich waren. Der dritte Abschnitt betrifft die Frage: *Woher weiss man, dass die Portraits und Büsten wirklich diejenigen Männer des Alterthums vorstellen, welche sie vorstellen sollen;* und Hr. G. gesteht ein, dass bey sehr vielen antiken Büsten die Aechtheit der Benennung äusserst zweifelhaft sey. Der vierte Abschnitt thut den Nutzen dar, welchen das Büstenstudium in antiquarischer, artistischer, physiognomischer und moralischer Hinsicht gewährt. Der fünfte Abschnitt endlich enthält den *Versuch eines Verzeichnisses der noch vorhandenen antiken Köpfe, Hermen und Büsten*, wobey Ursini, Bellori, Sandrart, Gronov. das Museum Capitolinum, Visconti nebst andern Werken benutzt wurden. Vollständig ist freylich dieses Verzeichniss nicht, und konnte es auch als blosser Auszug aus Kupferwerken nicht werden. Dem ungeachtet ist es billig, dass man den Fleiss des Vf. und sein löbliches Bestreben, das Studium der Alterthumskunde, soviel an ihm liegt, zu fördern, dankbar anerkenne.

LEIPZIG, im Industriecomptoir und in der Baumgärtnerischen Buchh.: WIEN, b. Mollo u. Comp.: *Regeln zur Carricaturzeichnung, nebst einem Versuche über die komische Malerey.* Aus dem Englischen von *Franz Grose*, Esq. übersetzt von *J. G. Grohmann*, Prof. Mit XXIX Kupfertafeln und 46 S. Text. 8.

Die Kunst Carricaturen zu zeichnen, nennt der Vf. dieser Schrift: „*Eins von den Elementen der satyrischen Malerey.*" Bestimmter und umfassender könnte man vielleicht sagen, dass der gute Geschmack die Carricaturen nur in so ferne erlaubt und billigt, als sie eine satyrische oder komische Anwendung der bildenden Kunst sind. Diese Anwendung aber ist schwerer, als mancher wohl denken möchte. Denn die Erfindung fodert ächten Witz, der eben nicht häufig anzutreffen ist, und zur Ausführung gehört eine meisterhafte Kunstfertigkeit, weil die Figuren, ungeachtet sie hässlich werden sollen, doch idealisch sind, und in sich selbst übereinstimmen müssen. Unsere Carricaturzeichner und Maler erfüllen diese Bedingungen selten oder nie in gehöriger Maasse; ja gewöhnlich vermeynen sie schon genug gethan zu haben, wenn sie hässliche Zerrbilder und Missgestalten machen, dicke Wänste mit hageren Figürchen contrastiren lassen, oder einem kleinen Körper einen unmäsig grossen Kopf geben u. s. w. Doch ist dazu weder viel Geist noch grosse Kunst von nöthen: auch werden Menschen von feinem Geschmack, schwerlich sich darüber freuen. Einige der neuesten Carricaturen oder satyrische Darstellungen von dem Engländer Gilrey sind indessen unläugbar witzig und glücklich erfunden; hingegen kann man andern den Vorwurf machen, dass sie nicht sowohl scherzhaft als vielmehr gehässig sind. Die Ausführung verräth Talent; allein wissenschaftliche Kunst und Geschmack, wodurch sie sich doch gleichsam als Kunstwerke legitimiren sollten, fehlt allen ohne Ausnahme. Der uns vergönnte Raum gestattet nicht, hier weiter auseinanderzusetzen, in wie fern von den Carricaturen Nutzen oder Schaden für die allgemeine Bildung zu erwarten sey. Wir kehren also wieder zur unmittelbaren Betrachtung der vor uns liegenden Schrift zurück, an welcher uns vornehmlich der gute Rath gefallen hat, der den Künstlern gegeben wird, das *Eigenthümliche*, oder, wenn man es in einem bessern Sinne nimmt, und edlern Zweck damit verbindet, als die Carricaturenmaler zu thun pflegen, das *Charakteristische* in menschlichen Gesichtern zu beobachten. Bey weitem weniger genugthuend schienen uns einige aus Gemälden angeführte Beyspiele vom Lächerlichen: denn ein Maler, der den König Salomo mit einer Beutel-Perücke und langen Manschetten malt, um Lachen zu erregen, oder den Kaiser Titus bey der Belagerung von Jerusalem mit Courier-Stiefeln, macht entweder frostige Spässe, oder wenn er es damit ernstlich meynt, so entsteht das Gelächter nicht über seinen guten Einfall, sondern über seine auffallende Unwissenheit.

Die Kupfer sind auf bräunliches Papier abgedruckt und artig behandelt.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Ludwig Hess Landschaftsmaler*, von *Joh. Heinrich Meyer.* 1800. 100 S. 8. und einem von Lips gestochenen Bildniss. (16 gr.)

Der wackere Künstler, dessen Biographie wir hier von einem seiner vertrauten Freunde erhalten, starb in seinem vierzigsten Jahre, noch viel zu frühe für die Kunst. Ein nicht minder fertiger als zarter Pinsel verbunden mit gefälliger Reinlichkeit und Sorgfalt in der Ausführung waren hervorstechende Züge seines Talents. Er bemühte sich die Natur getreu nachzuahmen, und man kann ihm das Verdienst nicht ableugnen, dass in manchen von seinen Bildern der eigenthümliche Charakter Schweizerischer Alp-Gegenden mit seltener Wahrheit dargestellt ist.

Das Bildniss empfielt sich durch sprechende Aehnlichkeit und saubern Stich.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Predigten zur Beförderung eines reinen moralischen Christenthums* von D. *Christoph Friedrich Ammon* ordentl. Lehrer der Theologie und ersten Universitätsprediger zu Göttingen. *Zweyter Band.* 1800. 451 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dass man bey der Lectüre dieses Bandes fast durchkeinen der Fehler in seiner Erbauung wird gestört werden,

den, welche sich in dem ersten Bande nicht selten fanden, diese Versicherung ertheilt Rec. nach einer aufmerksamen Prüfung, ohne dass er sich durch die seltene Bescheidenheit des Vf., womit derselbe in der Vorrede die erhaltenen Kritiken beantwortet, hat bestechen lassen. Wer aber die Beurtheilung des ersten Bandes dieser Predigten (A. L. Z. 1799. Nr. 118.) nachsieht, der wird finden, dass die Lossprechung von den dort gerügten Fehlern einen grossen Lobspruch für Hn. *A.* enthalte; denn es ist damals von Rec. bekannt worden, dass er jene Fehler abgerechnet Hn. *A.* als einen unserer vorzüglichsten Kanzelredner verehre. Rec. braucht also nicht erst umständlich zu sagen, welchen Rang er jetzt dem Vf. zuerkenne, da er die Flecken grösstentheils von ihm weggewischt findet, welche vorher den reinen Genuss seiner vorzüglichen Predigerarbeiten störten. Merkwürdig und höchst angenehm ist Rec. insbesondere die Veränderung gewesen, welche Hr. *A.* in Behandlung historisch-dogmatischer Sätze gemacht hat. Verschwunden ist jenes Bestreben, biblischen Erzählungen und kirchlichen Lehrsätzen, die nicht für das System einer reinen Religionslehre geeignet sind, einen rein vernünftigen Sinn unterzuschieben, und über Begebenheiten, die bereits von dem Lichte der Geschichtsforschung hinlänglich beleuchtet sind, einen geheimnissvollen Schleyer zu werfen, unter welchen sie weit mehr seyn und beweisen sollen, als sie wirklich sind und beweisen können. Man vergleiche folgende zwey Predigten dieses Bandes: die sechste: *Wie wir die Lehre von der Himmelfahrt Jesu betrachten sollen, um sie der Vernunft ehrwürdig, und für unser Herz fruchtbar zu machen.* Und die zehnte: *Von der Zuversicht, mit welcher Jesus als ein Gesandter der Gottheit unter seinen Brüdern erscheint* über Joh. 12, 30—38. mit einigen des ersten Bandes, welche in der angegebenen Rücksicht getadelt worden sind; und man wird gewiss eine eben so überraschende als vortheilhafte Veränderung wahrnehmen. Ohne Vergleichung aber werden diese Predigten schon an sich von Seiten der darin herrschenden Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit, verbunden mit weiser Schonung, und der sorgsamsten Behutsamkeit im Ausdruck für musterhaft erkannt werden müssen. Weniger Licht und Befriedigung wird der denkende Leser in der zweyten Predigt finden: *Dass ein vernünftiger Glaube an Jesus Christus den Sohn Gottes auch den Vollkommnern unter uns wichtig und unentbehrlich sey;* so wie es Rec. auch in der eilften Predigt: *Von den Aufklärungen, die uns das Christenthum über das Räthselhafte in unserm Gewissen giebt*, nicht hat zu klaren Begriffen bringen können. — Mit grossem Interesse hat er folgende gelesen: *Von den wohlthätigen Folgen einer weisen Aussicht auf die Freuden einer bessern Welt; der Tod als Schlummer betrachtet; Frühling, Sommer, Herbst, als Herolde der Gottheit betrachtet*, — drey Predigten, welche bereits im Tellerschen Magazine abgedruckt waren, welche aber auch hier ihre Stelle verdienen. Sie sind in der Sprache einer edeln Begeisterung verfasst, und regen nur an ein paar Stellen den Wunsch nach einer etwas strengern Ordnung in dem Gange der Gedanken auf. Worin uns auch in diesem Bande noch am wenigsten Genüge geschehen ist, das ist in den Eingangsgebeten. Es wird dem Allwissenden noch zuviel vorerzählt. Besser haben uns die Gebete am Schlusse gefallen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, in Comm. d. Kleefeld. Buchh.: L. Adolph Freyherr *v. Seckendorf*, *über die höchste Benutzung der Birke.* 1800. 83 S. kl. 8. (6 gr.) Dieser kleine Aufsatz ist eigentlich als ein Nachtrag zu der von Hn. *Laurop* 1796 herausgegebenen, den Anbau der Birke betreffenden Abhandlung anzusehen, und hat die Absicht, die Vortheile, welche der Betrieb der Birken auf Schlagholz oder Niederwald vor andern Holzarten gewähret, darzustellen; wenn besonders derselbe nach den Maximen des Vf. veranstaltet und fortgeführet werden sollte. Diese besteht aber darin, dass die Birken mit 4 Jahren aus der Saat- oder Pflanzschule gehörig versetzt, nach 3jährigem Verharren ihres Orts nahe am Boden abgestutzt, und somit während der folgenden 30 Jahre nur in Wegnehmung der dürr gewordenen Lohden sich selbst überlassen bleiben, und nun im Herbst abgestockt werden. Erst in diesem oder 37sten Jahr ihres Alters wird der Bestand im Herbste mit Zurücklassung zweyer Oberständer abgestockt, nachdem zuvor während der letzten 3 Jahre wegen Besämung des wund gemachten Bodens in Verschonung gelegt worden war. Auf schlechterm Boden tritt der Hieb 5 Jahre später ein. Diese Benutzungsart der Birke, übertrifft bey weitem jene, wo dieselbe nur zu Buschholz auf 11 Jahre betrieben wird; und nach dem aufgestellten Ueberschlag verhält sich die gleichzeitige baare Revenüe zu jener Schlagholzbehandlung wie 36 : 430.

Wenn nun auch dieses Verhältniss der Revenüen ausserordentlich, und nur von Localitäten abhängig ist; wenn ferner auch nach der Ueberzeugung des Rec. der Turnus der Birken ganz nach den Eigenschaften des Bodens, und nach dessen äussern Umständen sich modificirt: so bleibt doch immer diese Benutzung der Birke vor jener des Buschholzes, und besonders in Gegenden wo der Holzmangel drohet, räthlich, und verdient bestens empfohlen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. März 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Annalen des preussischen Schul- und Kirchenwesens.* Herausgegeben von D. *Friedrich Gedike*, Königl. Oberconsistorial- und Oberschulrath. *Erster Band.* Mit dem Bildniss des Hn. Staatsministers v. *Massow*. 1800. 528 S. 8. (in drey Heften; jedes zu 12 Groschen.)

Der verdienstvolle Herausgeber eröffnet hier einen würdigen Schauplatz, für die in den preussischen Staaten unter jetziger Regierung so lebhaft fortschreitenden Bemühungen für die Verbesserung des Unterrichts in Kirchen und Schulen. Man sieht hier Staatsminister, geistliche und weltliche Räthe, Prediger, Schullehrer, selbst Bürger aus den niedern Ständen sich um die Wette beeifern, der preiswürdigen Fürsorge des Königs besonders für die Schulverbesserung entgegen zu kommen. Man sieht, wie viel noch zu thun ist; man freut sich aber auch der schon angelegten und noch anzulegenden Pflanzungen. Zugleich legen diese Annalen die rühmlichsten Zeugnisse für den schnellen Betrieb der Geschäfte im Preussischen, und für die edle Simplicität und Reinheit des Geschäftsstils ab. Unmittelbare Befehle des Königs veranlassten das Oberschulcollegium, von allen Provinzialschulcollegien Tabellen über den äussern und innern Zustand der Schulen zu fodern. Dadurch entstanden zwey lesenswürdige Berichte, welche das Kurmärkische Oberconsistorium, als Provinzialschulcollegium, an den König erstattete, *über das Schulwesen in der Kurmark.* Hier sind die Landschullehrer grösstentheils noch in einer sehr elenden Lage. Viele Stellen haben kaum 10 Rthlr., die mehresten nur zwischen 20 und 30 Rthlr. Einkünfte. Die Schulwohnungen sind äusserst schlecht, selbst die Schulstuben im Winter zu heizen fehlt es an Holz. Auf Erhöhung des Schulgeldes von den Aeltern ist nicht zu rechnen. Jährlich 6000 Rthlr. aus Königlichen Fonds würden vor der Hand zu den nöthigen Verbesserungen, jedoch nur für die Schulen auf den Königlichen Aemtern zureichen. Für die Verbesserung des Stadtschulwesens würden fürs erste jährliche 10000 Rthlr. erlangen. Der *Generaltabelle* zufolge, die hier unter Nr. II. beygefügt ist, sind in der Kurmark 8 gelehrte Schulen, 5 Mittelschulen, 55 Bürgerschulen, 173 Elementarschulen, in Summa 242 Schulen in den Städten. Auf den Dörfern aber 588 Königliche und 1062 Patronalschulen, in Summa 1650 Dorfschulen.

Der III. Aufsatz: *Ueber die mit Landschulen zu verbindenden Industrieschulen in der Kurmark,* hebt mit einem lesenswürdigen Schreiben des erleuchteten und verdienstvollen Staatsministers Hn. v. *Voss* an, worin derselbe in gedrängter Kürze den Nutzen und die Einrichtung solcher Industrieschulen lichtvoll darstellt. Unter den folgenden Actenstücken zeichnen sich die Gedanken und Vorschläge, die Einrichtung einer Industrieschule in dem Alt-Landsbergischen Amtsdorfe Klein Schönebeck betreffend, von dem dasigen würdigen Prediger Hn. *Dapp* vorzüglich aus. Die Arbeiten, welche Hr. *D.* vorschlägt, um die Kinder in den Industrieschulen zu beschäftigen, sind Flachs- und Wollenspinnerey, Gartenarbeit, Seidenbau, Nähen, Stricken, und für die Mädchen ausserdem häusliche Wirthschaftsarbeiten, Kochen und Backen. Der König hat sofort jährlich 1000 Rthlr. bloss für einige solcher Industrieschulen angewiesen. IV. *Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Schul- und Erziehungswesens, mit besonderer Rücksicht auf die Provinz Pommern.* Dieser durch die beiden folgenden Stücke fortlaufende Aufsatz hat den gelehrten und würdigen Obercurator der Preussischen Universitäten und Schulen, Hn. Staatsminister v. *Massow* zum Vf., der ihn noch als erster Präsident der Pommerschen Regierung niederschrieb. Er legt dabey des Hn. Consistorialrath *Stephani* in Castell, Grundriss der Staats-Erziehungswissenschaft, oder wie es richtiger heissen sollte, *Erziehungspolizeywissenschaft* zum Grunde, ein Buch, von dem er ein sehr ehrenvolles Urtheil fällt, und das ihm zu vielen sehr wahren und sehr pragmatischen Bemerkungen, Gelegenheit giebt. So ist S. 140. das Bücherlesen des Bauernstandes unstreitig in sehr richtige Gränzen gewiesen. Dass hauptsächlich der Kalender ein treffliches Vehikel für die dem Bauer nöthigen Kenntnisse werden könnte, ist gewiss. Die Sommerschulen auf dem Lande hält der Vf. S. 192. für entbehrlich, und nur für nöthig, dass im Sommer so viel Stunden gelehrt werden, als erfoderlich sind, um das erlernte festzuhalten, und die Uebung im Nachdenken zu befördern. Dass der Lehrstunden im Sommer auf dem Lande so viele als im Winter seyn können, ist darum unmöglich, weil der Bauer seiner Kinder Beyhülfe in wirthschaftlichen und häuslichen Geschäften nicht entrathen kann. Die Einschränkungen, die Hr. v. *M.* unter den von Hn. *Stephani* vorgeschlagenen Gegenständen des Unterrichts in den Elementarschulen S. 201. macht, sind sehr gegründet. Besonders aber hört man mit Vergnügen den hellsehenden Staats- und Geschäftsmann sprechen, wenn er S. 215. die Ursachen entwickelt, warum bey aller Aufmerksamkeit des Staats man noch nicht weiter in der wirklichen Verbesserung fortgerückt sey. Endlich

ist

ist noch der Plan zur Organisation der Schulen in dem Departement des Consistoriums zu Stettin, S. 362. u. f. der lebhaftesten Aufmerksamkeit werth. Er erstreckt sich bis jetzt nur über die Landschulen, kleinen Stadtschulen, Bürgerschulen, und Seminarien für die Lehrer in denselben. Da alle diese Schulen für die gemeine Bürgerklasse mit Ausschluss der gebildeten Stände bestimmt sind: so war die sehr schwer zu ziehende Scheidungslinie zwischen der Classe des gemeinen Mannes, und dem gebildeten Stande zu ziehen. Der Vf. giebt für die Städte folgende Bestimmung an: Zu der höhern oder gebildeten Klasse der Städtebewohner gehören alle von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit des Untergerichts ihres Wohnorts ausgenommene (mit Ausnahme der untern Subalternen der Collegien und Departements, die nur aus dem gemeinen Stande genommen werden,) und demnächst buchführende Kaufleute, Unternehmer von Fabriken und Manufacturen, Künstler, so fern sie sich mit Gegenständen der nicht bloss mechanischen, sondern der schönen Künste beschäftigen, die Magistrats- und andere städtische Officianten, mit Inbegriff der Sekretäre, so fern sie nicht zugleich Handwerker sind, Gelehrte vom Metier, diejenigen die bloss von ihren Einkünften leben, praktizirende Wundärzte. Alle übrigen Städteeinwohner werden zum gemeinen Mann gerechnet, und es gehören ihre Kinder, sofern sie an dem Wohnort der Aeltern sich befinden, zu den ihrem Stande gewidmeten Schulen. Man wird schwerlich eine Bestimmung finden können, die wenigeren Schwierigkeiten und Collisionen in der Anwendung unterworfen wäre, als diese.

In den *Verhandlungen über die Erschwerung des Uebertritts vom Judenthum zum Christenthum*, offenbart sich die milde Gesinnung der verschiedenen dabey interessirten Collegien. Es wurde im J. 1769. auf Ansuchen der Berlinischen Judenschaft die Verordnung gemacht, dass kein vornehmlich aus der Fremde nach Berlin gekommener Jude ohne gute Zeugnisse von seinem Betragen zum Unterricht in der christlichen Religion zugelassen werden solle. Das ward nachher auf alle Königliche Provinzen ausgedehnt. Einige Consistorien erregten dagegen die nicht ungegründete Bedenklichkeit, dass es auf diesem Wege den Judenältesten leicht seyn würde, ihren bisherigen, zum Christenthum überzutreten entschlossenen, Religionsverwandten den Uebertritt zu erschweren. Es blieb aber bey der Verordnung, und wurde von der höhern Behörde die Bedenklichkeit dadurch gehoben, dass, wenn in den Attestaten dem jüdischen *Convertendo* schlimme Aufführung schuld gegeben werde, die *Specialia* hievon angegeben, und hiemit fernerer Prüfung ausgestellt seyn sollten.

Unter der folgenden Rubrik wird von der *patriotischen Stiftung eines Deutschen in England, für die Schule seiner Vaterstadt* Nachricht gegeben. Ein gebohrner Hohensteiner, *Joh. Engelb. Ziegenbein*, genannt Liebenrood zu Prospect-Hill in der Grafschaft Reading in England hat der Schule zu Elrich zu Vermehrung der Besoldungen ihrer Lehrer jährlich 40 Pf. Sterling, seine Gattinn aber aus ihrem eigenen Vermögen jährlich 20 Pf. Sterling zu Anlegung einer Industrieschule für Töchter angewiesen.

Ueber die sogenannte Gesellschaft der Freunde; eine neue Quäkergemeinde zu Minden. Diese Gemeinde entstand schon im Jahre 1790. und es theilt daher der Herausgeber im folgenden Stücke *Nachrichten über ihren Ursprung* mit. Die Fortsetzung der ersten Folge der Actenstücke, welche Hr. G. ankündigte, ist noch nicht erschienen; und der Leser bleibt also noch ungewiss, was für ein endlicher Bescheid in Ansehung dieser Schwärmer ergangen sey.

Im zweyten Hefte macht Hr. *Insp. Küster* einen sehr beyfallswerthen *Antrag auf gänzliche Aufhebung der Singechöre.* Er widerlegt zuförderst die Gründe für die Beybehaltung derselben: 1) Die Singechöre sind wohlthätige Anstalten zur Unterstützung armer Studierenden. 2) Pflanzschulen künftiger Cantoren. 3) Beförderer der öffentlichen Erbauung. 4) Zum Besten der Schullehrer (weil sie einen Theil ihres Gehalts einsammeln) nothwendig, und 5) als Assistenten bey den Chören der grossen Oper brauchbar. Alle diese Angaben entkräftet Hr. K. eben so gründlich, als er den Schaden der Singechöre für Moralität entwickelt, und die Mittel ihre Abschaffung zu bewirken, oder wenigstens ihren vornehmsten Missbräuchen zu steuern auseinandersetzt. Der niedrigern Classe der Strassensänger, der sogenannten *Currende*, erwähnt Hr. *K.* gar nicht. Ist diese vielleicht in Berlin schon abgeschafft? Man hätte sie längst überall abschaffen sollen.

Ueber Sonntagsschulen im allgemeinen, und über die Spandauische Sonntagsschule insonderheit. Ein sehr interessanter commissarischer Bericht des Hn. Oberconsistorialrath *Zöllner*. Die englischen *Sunday-Schools* sind bekannt, auch weiss man, was sie dort für Debatten veranlasst haben. Hr. *Z.* sieht sie als einen traurigen Nothbehelf für England an, der in einem sich besserer Fürsorge für das Erziehungswesen erfreuenden Staate, wie der preussische, keine Nachahmung verdiene. Es kann nämlich zweyerley Sonntagsschulen geben, 1) solche, neben denen die Kinder gar keine andere Schule besuchen. Diese sind aus erheblichen Gründen zu verwerfen. Die wenigen Stunden des Sonntags reichen zur Ausbildung der Kinder nicht hin. Wenn die Kinder an den übrigen Tagen ganz müssig gehen: so lernen sie so viel Ungezogenheiten, dass ihnen der sonntägliche Unterricht unnütz wird; wenn sie aber an den übrigen Tagen arbeiten müssen, so ist es der Gesundheit, dem Frohsinn der Kinder, und selbst ihrer Lust etwas zu lernen schädlich, wenn sie zur Sonntagsschule angehalten werden, und bey sechstägiger Arbeit auch nicht einmal den siebenten für Spiel und Erholung frey behalten sollen. Wenn ferner die Aeltern und Pfleger mehrere Beyspiele vor sich sehen, dass Kinder nur Sonntagsunterrichtet werden: so ist zu fürchten, dass sich immer mehrere auf die blosse Sonntagsschule beschränken werden. Und dann werden sie in kurzer Zeit ihre Kinder so wenig in die Sonntags-

als

als in die Wochenschule schicken. Endlich werden auch die Sonntagsschulen dazu beytragen, die Idee von der Erheblichkeit der religiösen Sonntagsfeyer noch mehr zu schwächen. a) Solche Sonntagsschulen, bey denen man bloss den Zweck hat, jungen Leuten als Handwerksburschen, Dienstmädchen, in den nöthigen Schulkenntnissen nachzuhelfen. Auch diese aber können weder für die Geschicklichkeit, noch für die Moralität ihrer Lehrlinge so viel ausrichten, dass die Gefahr, Aeltern gegen die regelmäsige Erziehung in den Wochenschulen gleichgültig zu machen, indem sie auf das spätere Nachholen in Sonntagsschulen rechnen, nicht weit überwiegender seyn sollte. In Ansehung der Sonntagsschule zu Spandau läst Hr. Z. dem wackern Stifter derselben Hn. Prediger *Fiedler* volle Gerechtigkeit widerfahren. Dringende Localbedürfnisse machten sie nothwendig; sie ist keine blosse Sonntagsschule, indem auch an zwey andern Tagen Unterricht gegeben wird, viele Kinder daneben auch noch andere Schulen besuchen; endlich leisten die dabey angestellten Lehrer wirklich viel. Dennoch bleibt das Resultat fest, dass das wahre Interesse der Volkserziehung fodere, dahin zu arbeiten, dass Sonntagsschulen in Deutschland nicht wie in England nothwendig werden.

Ueber eine pietistische Secte in der Ukermark, ingleichen über die Urlspergersche Gesellschaft der reinen Lehre. Die Berichte, die der Justizrath *Struve* über die erste an das Kammergericht, und über die zweyte an das Oberconsistorium erstattete, verrathen einen hellen von Vorurtheilen unbefangenen Geist, und dabey einen humanen Sinn, der jeden Druck in Ansehung religiöser Meynungen vermieden, und doch die religiöse Denkart befördert zu sehen, aufrichtig wünscht. Hingegen thut der französische Prediger *la Canal*, indem er sich darüber ereifert, dass die französische Coloniegemeine weder französische noch deutsche Predigten von ihm hören wollte, jene weil sie die Sprache nicht mehr verstand, diese weil sie die Erbauung in einem mystisch-ascetischen Conventikel vorzog, harte Vorschläge. Es ertheilte aber der würdige Chef des französischen Oberconsistorium Hr. Staatsminister v. *Thulemeier* den weisen und milden Bescheid: dass die Anwendung eines Zwanges zur Verhinderung der willkürlichen Zusammenkünfte auf einen geistlichen Despotismus hinauslaufen, und doch nie zu dem gewünschten Zwecke des *la Canal*, dass die Gemeine sich nur allein an seinen Lehren erbauen solle, führen werde. Er solle vielmehr ferner sein Amt thun, und erwarten, wie weit die Gemeine nach dem Maass des sich erworbenen Vertrauens, und seines zweckmäsigen Benehmens, sich bewogen finden werde, seine Vorträge den Privatzusammenkünften vorzuziehen.

In der unter Nr. VI. gelieferten tabellarischen Uebersicht von der Anzahl der Studirenden in Halle, seit den letzten 13 Jahren ist die Abnahme der Theologie studierenden sehr auffallend. Im Jahre 1786 wurden noch 795 *Studiosi Theologiae* gezählet. Nun wurden ihrer mit jedem Jahre weniger, und im Jahre 1799 waren ihrer nur 321 anwesend.

Im dritten Hefte theilt Hr. Oberconsistorialrath *Zöllner* seine *Ideen über anzulegende Industrieschulen auf dem platten Lande der Kurmark* mit. Solche Industrieschulen können nicht auf den Fuss der Berlinischen eingerichtet werden; es läst sich an eine gleichsam fabrikmäsige Arbeit in diesen Schulen nicht denken. Er vertheidigt daher den Plan des Hn. Prediger *Dapp*, führt ihn weiter aus, und verheelt doch auch die dabey eintretenden Schwierigkeiten nicht. Hr. D. *Gedicke* beantwortet in einem Aufsatze, der als Einladungsschrift besonders gedruckt war, die Frage: *Hat der preussische Staat zu wenige oder zu viele Schulen?* Die Antwort ist: Er hat theils zu wenige, theils zu viele Schulen. Das erste ist wahr in Absicht der *Dorfschulen*, und der *Töchterschulen* in den *Städten*. „In vielen Dörfern wird zwar Schule gehalten, aber nicht von einem vorbereiteten, geprüften, förmlich angesetzten und besoldeten Lehrer, sondern die Gemeinde miethet sich für drey oder vier Wintermonate irgend einen leicht zu befriedigenden Schneidergesellen, der dann mit seiner Schule wöchentlich von einem Hause zum andern wandert, und eben so in der Reihe von den Hauswirthen gespeiset wird. In der Altmark und in Pommern pflegt man diese wandernden Lehrer, die immer nur für das nächste Jahr gemiethet werden, Gang- oder Laufschulmeister zu nennen. Oft hütet dann ein und derselbe Mann im Sommer das Vieh, im Winter die Jugend des Dorfs, und die Vereinigung dieser beiden Posten, ist immer noch natürlicher und begreiflicher, als wenn, wie diess wirklich auf mehrern Dörfern der Fall ist, der Schulmeister, um leben zu können, zugleich *Nachtwächter* ist." Viele Dörfer haben noch kein Schulhaus, oder auch noch gar keine Gelegenheit zum Unterricht der Jugend. Die Einkünfte sind für die Lehrer grösstentheils zu schlecht. Am dürftigsten ist in der Regel für die Filialdörfer gesorgt. Sommerschulen müssten häufiger eingerichtet werden. Schlecht dotirte Predigerstellen sollten eingezogen, und die Einkünfte derselben den Schullehrern beygelegt werden. Dann müssten die Schulen mit Kandidaten, als Katecheten, besetzt werden, die erst, wenn sie eine Zeitlang die Kinder unterrichtet hätten, Predigerstellen bekämen. Zum Behuf der Töchterschulen wünscht Hr. G. ein Seminarium für künftige Lehrerinnen und Erzieherinnen. Zu *viele Schulen* giebt es, in so fern sie noch hie und da nach Religionspartheyen, vervielfältigt. Auch sind unnöthig besondere Schulen für den Adel, als solchen, unter dem Namen Ritterakademieen, dergleichen es doch nur einige im Preussischen giebt; (denn die Schulen für Officiere, sie mögen Militärakademieen oder anders heissen, versteht natürlich der Vf. hierunter nicht.) Ferner französische Elementar- und Bürgerschulen in kleinen Städten, und auf Dörfern. Noch redet Hr. G. von Einschränkung der Zahl der gelehrten Schulen, und von den zu häufigen öffentlichen

chen Schulen, die von Privatpersonen unternommen werden. Die ganze Abhandlung verdienet nicht bloss gelesen, sondern beherzigt zu werden. Es folgt eine Anzahl heilsamer und weiser *Verordnungen zur Beförderung einer gründlichern Vorbereitung der künftigen Juristen vornehmlich von Seiten der lateinischen Sprachkenntniss.* Sie sind 1797 von dem Grosskanzler Hn. v. *Goldbeck* eingeleitet. — Besonders anziehend ist die Verhandlung des Oberconsistoriums über die Frage; ob ein Jude Taufzeuge seyn dürfe? Ein Kriegsrath *Gülle* wollte einen Juden zu Gevatter bitten; und fragte deshalb an. Die Vota der Räthe, die nicht alle einig waren, sind mit vieler Einsicht und Mässigung abgefasst. Bloss das Votum des sel. *Silberschlag* sticht durch Heftigkeit gegen die übrigen ab. „Ist der Jude, sagt er, der Jesum als Messias verwirft, verlästert, und die Christen, Heiden schilt, geschickt im Namen eines Christenkindes die Frage: glaubst du an Jesum Christum etc. mit Ja zu beantworten, und dafür zu sorgen, dass das Kind in der christlichen Religion unterrichtet und erzogen werde: so ist auch ein algierischer Kaper tauglich, ein Seeofficier auf einem christlichen Kriegesschiffe zu seyn, algierischer Kaper zu bleiben, und doch gegen den Kaper zu commandiren." Durch die Majorität ward der Antrag des *Gülle* als unschicklich und sonderbar verworfen. Angenehm ist es, die verschiedene Behandlung eines ähnlichen Falls von 1684. in den angehängten Actenstücken zu lesen. — *Neue Fundation des Friedrichswerderschen Gymnasiums zu Berlin,* durch Friedrich Wilhelm III. Der König hat demselben ein eignes Haus für 18000 Rthlr. gekauft, und noch 3584 Rthlr. Einrichtungskosten angewiesen. Dabey hat er befohlen, dass zwar jedesmal ein reformirter und lutherischer Lehrer für den Unterricht in der christlichen Religion angestellt; bey den übrigen Lehrstellen aber gar nicht mehr auf den Unterschied der Religion gesehen werden solle. *Zur Geschichte und über die Verfassung des katholischen Schulwesens in Schlesien.* Ein mit vieler Präcision abgefasster Immediat-Bericht des Staatsministers Hn. v. *Hoym*, nebst dienlichen Vorschlägen. — *Patriotischer Beytrag eines kinderlosen Schumachers zur Verbesserung des Schulwesens.* Der Schumacher *Degen* und seine Frau zu Naila im Bayreuthischen schenkten dem König ihr ganzes unbewegliches Vermögen 2048 Rthlr. gewürdigt, mit Vorbehalt des Pachtertrags auf Lebenszeit. Der König acceptirte das Geschenk auf die huldvollste Art, schickte den Leuten die goldne Huldigungsmedaille, und widmete den Betrag der Schenkung den Fonds für die Verbesserung der Schulanstalten, doch sollte durch die Vermischung das Andenken an diese gute Handlung nicht erlöschen. Auf Antrag des patriotischen und edeln Ministers Freyh. v. *Hardenberg* wurde die Schenkung zur Errichtung einer Industrieschule in Naila angewendet. Den Beschluss dieses Bandes macht eine Nachricht von den für die Protestanten aufgehobenen katholischen Feyertagen in Südpreussen.

KINDERSCHRIFTEN.

WEIMAR, b. den Gebr. Gädicke: *Reisen und Abentheuer Rolando's* und seiner Gefährten. Ein Robinson für Kinder zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse. Nach dem Franz. des *Jauffret. Erstes Heft.* Mit e. Titelkupfer 1800. XII. und 153 S. 8. (Broschirt 12 gr.)

Ein neuer Robinson für Kinder, der freylich die Vergleichung mit dem Campischen nicht aushält, noch das Nützliche zu dem Angenehmen auf eine so unvermerkte, gute Art hinzuthut, aber doch die Jugend nicht ohne Interesse lassen, und manche naturhistorische und geographische Belehrung, um welche es dem Vf. hauptsächlich zu thun ist, verbreiten helfen wird. Der junge Rolando will aus der Ober-Provence nach Peru reisen, um bey einem reichen Oheim sein Glück zu machen. Um aber vorher Erkundigungen einzuziehen, ob der Oheim noch lebe, reist er, in Gesellschaft eines der Botanik kundigen Arztes und eines Alterthumsforschers, nach Marseille. Sie gerathen aber in die Gewalt eines Algierischen Corsaren. Sie werden nach Marocco gebracht, reisen in der Folge von da wieder ab, längst der Afrikanischen Küste hin, kommen durch die Gebürge von Darah nach Algier, ferner nach Tunis, wo sie die Ruinen von *Utica und* Carthago besuchen. Man sieht, wie glücklich Stoff und Local gewählt ist, um eine grosse Menge Merkwürdigkeiten aus der Erd- Natur- und Menschengeschichte und den Alterthümern beyzubringen. Auch der jugendliche Hang zum Lesen abentheuerlicher Begebenheiten bleibt nicht unbefriedigt. Wir wünschen nur, dass in der Uebersetzung der folgenden Hefte weniger Spuren französischer und deutscher Flüchtigkeit und Eilfertigkeit angetroffen werden.

* * *

PRAG, b. Buchler: *Georg und Albrecht von Rabstein, oder die vermeynten Brüder.* Eine Familiengeschichte aus den Zeiten des Faust- und Kolbenrechts in Böhmen. 2te Auflage. 1800. 299 S. 8. (21 gr.)

Ebendaselbst, b. Ebendemselb.: *Geschichte der heiligen Böhmischen Landespatronen zum Unterricht und zur Erbauung* herausgegeben von M. *Schäfer.* Mit 13 Kupfern. 1800. 243 S. 8. (16 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. März 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Ueber Ehre, Ehrlosigkeit, Ehrenstrafen und Injurien. Ein Beytrag zur Berichtigung der positiven Rechtswissenschaft*, von D. *Christian Gotthelf Hübner*, ausserordentl. öffentlichen Professor zu Leipzig. 1800. 248 S. 8. (20 gr.)

Diese Schrift zeichnet sich durch keine Art von Vorzügen aus, und bringt die verwickelten Lehren, die hier abgehandelt werden, nicht um das geringste der Vollendung näher. Dieselben Fragen, die sich bey den Darstellungen anderer Rechtslehrer aufdringen, fodern auch hier vergebens Beantwortung; dieselben Unbestimmtheiten und Dunkelheiten in den Begriffen und Grundsätzen, welche eine consequente Theorie und eine sichere Anwendung bisher unmöglich machten, lassen auch hier die Foderungen des denkenden Rechtsgelehrten unbefriedigt. Vieles sogar, was vor dem Vf. schon verbessert war, ist hier wieder mit seinen alten Gebrechen aufgeführt, und alles ist so flach gehalten, dass man sich der Frage: warum wurde doch das Buch geschrieben? unmöglich erwehren kann. Man darf nur die Begriffe ansehen, die Hr. *H.* von Ehre überhaupt und von ihren Arten aufstellt, um sich zu überzeugen, dass ihm eine nur einigermassen befriedigende Theorie von *Injurien* und andern Gegenständen der Schrift schlechthin unmöglich war. — *Ehre* überhaupt ist dem Vf. objectiv genommen (S. 29.), der Glaube der übrigen an die Vollkommenheiten eines gewissen Menschen; Vollkommenheiten? schon an sich, welch ein unbestimmter, enger Begriff? Und machen denn alle Vollkommenheiten den Gegenstand der Ehre aus? Gehören ein starker schöner Körper, gehört Gesundheit etc., welches doch auch Vollkommenheiten eines Menschen sind, zu den Gegenständen der Ehre? Das schlimmste in jenem Begriffe ist der *Glaube;* dieser ist etwas ganz Inneres, das, wie sich aus der geringsten Reflexion über den Begriff: Ehre, ergiebt, gar nicht zum Wesen desselben gehört. Wie kommt denn dieser Glaube in das *forum externum*, in welches doch die Ehre gezogen werden muss, wenn wir uns eine *Bestrafung* der *Injurien* als möglich denken wollen? Diesen Mängeln weicht man dadurch nicht aus, wenn man, wie der Vf. thut, nun noch eine *subjective Ehre*, als den „*angenehmen Besitz der Vorzüge, welche aus je-* „*nem Glauben der übrigen für einen gewissen Menschen* „*hervorgehen,*" unterscheidet. Denn diese Vorzüge könnten, wenn sie auch *äussere* Vorzüge wären, doch nie Gegenstand eines *rechtlichen* Beurtheilung seyn, weil sie bloss das Correlatum jenes Glaubens seyn müssten. Nicht glücklicher ist der Vf. in seinen Unterscheidungen. Er distinguirt S. 31 ff. die *natürliche Ehre*, *guten Namen*, *guten Ruf* von der *bürgerlichen Ehre*. Jene ist im objectiven Sinn „*der Glaube der* „*Bekannten eines Menschen* (seines Publicums, welches „ihn kennt) *an seine moralischen oder geistigen Voll-* „*kommenheiten;*" diese ist — „der durch *politische Ein-* „*richtungen bewirkte Glaube der Bürger an die politi-* „*schen Vorrechte ihres Mitbürgers, der Inbegriff jener* „*Vorrechte macht die bürgerliche Ehre* im subjectiven „Sinne aus," welche wieder in die *gemeine* und in die *besondere* Ehre eingetheilt wird. Mit jenem Begriff von gutem Namen wird nun wieder ein ganzes Heer von leidigen Irrthümern in die Lehre von Injurien eingeführt, einmal, weil die *natürliche Ehre* mit dem *guten Namen* ganz für gleichbedeutend genommen wird, da es doch mehrere Arten der natürlichen Ehre giebt, und der gute Name nur eine Art der natürlichen Ehre ist; dann aber, weil der *rechtliche* Werth gar nicht erwähnt wird, der allein das Object des guten Namens ist, hingegen der geistige und moralische Werth zu Gegenständen des guten Namens gemacht werden, welche es nie seyn können. Wie können der intellectuelle und moralische Werth, als solche, das Object einer juridischen Beurtheilung, und was immer für einer juridischen Ehre seyn? Und welch ein Begriff von *bürgerlicher Ehre!* Macht der Inbegriff der bürgerlichen *Vorrechte* die bürgerliche *Ehre* aus: so versteht sich von selbst, dass die freye Pürsch, oder das Recht, ein Grundstück im Staat eigenthümlich zu besitzen, da, wo dieses zu den ausschliessenden Rechten des Bürgers gehört, ein Stückchen von der bürgerlichen Ehre sind. Wie konnte doch Hr. *H.* nicht wissen, dass die bürgerliche Ehre nur aus dem Besitz der bürgerlichen Rechte *hervorgehen* kann? Das neueste in diesem Buch ist eine Theorie der Ehrenverletzungen, welche wir unserm Publicum nicht vorenthalten dürfen. Der Hauptsatz davon ist, dass *Infamie* und *Ehrlosigkeit* zwey von einander ganz verschiedene Dinge bedeuten. Jene besteht nicht in einem *Verlust* des Rechts auf Ehre und guten Namen, sondern nur in einer *Verminderung* der bürgerlichen Ehre; diese hingegen ist gänzlicher *Verlust* derselben. Daraus entsteht dann folgende Eintheilung. Die Verletzung der Ehre ist: I. *Verletzung der moralischen, natürlichen Ehre — infamia facti.* Sie ist nie gänzliche Zerstörung des guten Namens, sondern nur *Minderung* desselben, weil man auch „dem niederträchtigsten Buben nicht alle moralische Vollkommenheit abspricht" (bezieht man, wie man muss, den guten Na-

Namen auf die blofse *Rechtlichkeit* des Menfchen: fo kann der gute Name, oder vielmehr das Recht auf denfelben, gar wohl durch den Staat völlig aufgehoben werden). II. *Verletzung der bürgerlichen Ehre*, die eine blofs politifche Anftalt ift. Diefe wird verletzt: 1) durch *Entziehung* oder gänzliche Wegnahme der bürgerlichen Ehre — *Ehrlofigkeit*; 2) blofse *Minderung* derfelben, *infamia im weitern Sinn*. Gefchieht diefe Minderung der gemeinen bürgerlichen Ehre wegen fchlechter unwürdig machender Handlungen: fo ift das *Infamia*, im *ftrengen Sinn*, *Anrüchtigkeit*; gefchieht fie wegen Mangel an gewiffen politifchen Eigenfchaften: fo heifst fie *levis notae macula*. Auch die *Ehrlofigkeit*, in fofern fie in der Entziehung der gemeinen bürgerlichen Ehre befteht, zerfällt: a) in die *Entziehung derfelben zur Strafe*, welches bey den Capitalftrafen der Fall ift, wo entweder *capitis deminutio maxima* oder *media* eintritt, z. E. bey dem Exil, und b) in die *Selbftentziehung der bürgerlichen Ehre* (alfo eine *freywillige Ehrlofigkeit*), die bey der *Emigration* vorkommt. Ift nicht diefe Eintheilung ein wahres Monftrum in ihrer Art? Schon das ift lächerlich, dafs hier mit den Worten: *Infamie* und *Ehrlofigkeit*, zwey von einander ganz verfchiedene Begriffe bezeichnet werden follen, obgleich Ehrlofigkeit nur eine *wörtliche* Ueberfetzung von *infamia* ift. Aber fo etwas kommt gar nicht in Betrachtung, wo man eine Eintheilung in Ehrlofigkeit zur Strafe und in freywillige Ehrlofigkeit findet. Welches Gefetz, welcher Sprachgebrauch hat noch je den Verluft der bürgerlichen Rechte bey der Emigration, oder das, was aus jenem Verlufte folgt, unter den Begriff von Ehrlofigkeit fubfumirt? Freylich folgt diefe Eintheilung, die uns ganz an die diftinctionenreiche, aber gedankenarme alte Zeit erinnert, aus dem Begriff des Vfs.; aber eben, *dafs* fie daraus folgt, hätte den Vf. an die Unrichtigkeit des Begriffs felbft erinnern follen. Und nun die Entgegenfetzung der *Infamie* und *Ehrlofigkeit* felbft! Erftens wird da fowohl von der Ehrlofigkeit als von der Infamie des Vfs. ganz die Verletzung des guten Namens ausgefchloffen, weil nämlich beide fich blofs auf die *bürgerliche* Ehre beziehen follen. Ganz natürlich folgt daraus, dafs der Dieb, der Betrüger etc., der für infam erklärt worden ift, noch als ehrlicher Menfch gilt, und von allen fodern darf, dafs fie nicht äufserlich den Unglauben an feine Rechtlichkeit, oder gar die Ueberzeugung von feiner Unrechtlichkeit zu erkennen geben. Wer, dächten wir, nur einigermafsen über die Natur der Infamie und Ehrlofigkeit nachgedacht hat, follte doch wohl bemerken, dafs gerade die Erklärung der Unrechtlichkeit des Menfchen, die Aufhebung des vollkommnen Rechts auf den guten Namen die Hauptfache bey der Ehrlofigkeit ift. Doch es fey wahr, dafs fich Ehrlofigkeit und Infamie blofs auf die bürgerliche Ehre beziehen! Es entfteht nur die verfängliche Frage: *wie viel* denn von der bürgerlichen Ehre durch die *infamia* im Gegenfatz von der Ehrlofigkeit verloren wird? Mit der Antwort: fie wird *vermindert*, kann man fich nicht abweifen laffen. Endlich, welches mag denn der Grund von jener Unterfcheidung zwifchen *Infamia* und *Ehrlofigkeit* feyn? Hr. *H.* zeigt auf die *L.* 5. *D. de extraord. cognit.* Hier fagt *Calliftratus*, dafs die *exiftimatio — aut minuitur, aut confumitur: minuitur exift. — cum in eam caufam quis incidit, quae in edicto perpetuo infamiae caufa enumeratur: confumitur, quoties magna capitis minutio intervenit.* *Calliftratus* hat ganz recht. Wenn ein Bürger infam wird, ohne zugleich das ganze Bürgerrecht zu verlieren: fo bleibt ihm doch noch der ehrende Name Bürger, und die Ehre ift nicht von Grund aus aufgehoben, wenn er gleich fonft alles Recht auf Ehre verloren hat. Und auf diefe Stelle *allein* wird nun jene Theorie gegründet! Noch müffen wir Eine Probe von dem Scharffinn unfers Vfs. anführen. Die *befondere bürgerliche Ehre* befteht, nach S. 35., „in dem Inbegriff von po„*fitiven Vorzügen* und *politifchen Vollkommenheiten*, wel„che der Staat mit dem, einzelnen oder ganzen Claffen „von Bürgern angewiefenen, Platze oder Stande ver„bunden hat." Die Minderung oder Entziehung diefer befondern bürgerlichen Ehre, macht nun, nach S. 128., das Wefen der eigentlichen *Ehrenftrafen* aus, wohin, unter andern, der *Pranger* und *Strafpfahl* gehören, vorausgefetzt, dafs der Gerichtsknecht diefe Strafen vollzieht, denn in diefen Strafen „liegt eine temporäre Verfagung der befondern bürgerlichen Ehre." Mehr Beweife von der Unbrauchbarkeit diefer Schrift braucht man wohl nicht, und felbft fo viel würden wir nicht gegeben haben, wenn nicht gerade das Seichte dem gröfsern juriftifchen Publicum am meiften gefiele, und auch diefes Product insbefondere, nicht fchon als eine Art von Meifterftück gepriefen worden wäre. Die Sprache des Vfs. ift leidlich, und der Ton fo aufserordentlich höflich, dafs dem Büchlein fchon darum der Beyfall nicht entgehen konnte. Faft kein Jurift wird ohne ein förmliches Compliment citirt. So kommt vor S. 15.: *Weber*, der Kant unter den Juriften. S. 16. *Kleinfchrod*, der milde, aufgeklärte Lehrer des Strafrechts. S. 17. der gelehrte und ehrwürdige *Glück*. S. 125. *Kleinfchrod*, den ich mit *Klein* und *Erhard*, als meine Lehrer des Strafrechts ungemein verehre u. f. w.

KIEL, in d. neuen akad. Buchh.: *Lehrbuch der Schleswig-Holfteinifchen Landesrechte. Erfter Theil*, oder Gefchichte der in den Herzogthümern Schleswig und Holftein geltenden Gefetze und Rechtsverfaffung, von *L. A. G. Schrader*, Profeffor zu Kiel. 1800. 298 S. 8.

Durch diefe nützliche Unternehmung vermehrt der Vf. die grofsen Verdienfte, die er fich fchon durch fein *Handbuch der vaterländifchen Rechte in den Herzogthümern Schleswig und Holftein* um das Studium diefer befondern Rechte erworben hat. Eigentlich wird jenes gröfsere Werk durch diefe gefchichtliche Einleitung in die Gefetzkunde der gedachten Herzogthümer erft völlig brauchbar, und das gegenwärtige Lehrbuch ift daher, abgefehen von dem Nutzen, den

(es

es als Leitfaden akademischer Vorlesungen erwarten läfst, überhaupt allen, die sich des erwähnten Handbuchs zu bedienen haben, und denen es um eine nähere Kenntnifs der schleswig-hollsteinschen Rechte zu thun ist, vorzüglich zu empfehlen. Die Gesetzgebung dieser Herzogthümer befand sich nicht immer, so wie jetzt, bey *einem* regierenden Hause, sondern nach den vorgekommenen Ländertheilungen häufig bey mehrern Regenten, ja es gab Zeiten, wo sie in vier verschiedenen Händen war. Nebenher ist sie auch während der Ländertheilung, in gewisser Beziehung, gemeinschaftlich von den verschiedenen Landesherren ausgeübt worden. Desto wichtiger ist es also, bey den vorkommenden Verordnungen voriger Zeiten nach den verschiedenen Epochen, welche die Landesgeschichte in jenem Betrachte an die Hand giebt, auch zugleich den Umfang der gesetzlichen Gültigkeit in geographischer Hinsicht zu bestimmen, da es eine Menge schleswig-holsteinscher Constitutionen giebt, die keineswegs durchgängig, sondern noch heutiges Tages nach ihrem vorigen Verhältnisse nur in gewissen Districten zur Norm dienen, wenn sie nicht in der Folge, nach geschehener Wiedervereinigung der getheilten Regierungen, eine allgemeinere Ausdehnung erhalten haben. Die Zeitpunkte der Wiedervereinigung der verschiedenen Länderantheile sind daher auch die zweckmäfsigsten Abschnitte in der Geschichte dieses besondern Rechts. Ausser den geschriebenen landesherrlichen Verordnungen hat sich die Rechtsgeschichte hier auch mit einer beträchtlichen Anzahl besonderer Stadt- und Landrechte, mit verschiedenen Arten der Gewohnheitsrechte, und mit Einführung fremder, und zum Theil auch deutscher, Hülfsrechte zu beschäftigen, woraus der grosse Umfang ihrer Bearbeitung, zugleich aber auch das Nutzbare und Wichtige derselben für die Cultur des Rechts und für die richtige Anwendung desselben von selbst erhellet. Der Vf. hat mit grossem Fleifse und mit sichtbarer Sachkenntnifs alles gehörig zu erschöpfen gesucht, und sein Werk wird nicht nur zunächst den schleswig-holsteinschen Rechtsgelehrten, sondern auch den Lehrern und Liebhabern des deutschen Rechts überhaupt einen nützlichen und lehrreichen Gebrauch gewähren.

Der vorliegende erste Theil beschäftigt sich zuförderst mit einer Darstellung der *allgemeinen* Quellen der in beiden Herzogthümern geltenden Rechte, und mit den Hülfsmitteln zur Erlernung der Geschichte derselben, und giebt darauf eine nähere Geschichte der besondern Rechte beider Herzogthümer: 1) in Ansehung ihrer Quellen, 2) in Beziehung auf ihre Gegenstände. In der Rechtsgeschichte des Herzogthums *Schleswig* sind vorzüglich die Nachrichten von der Entwerfung und Einführung des Jütischen Low's, dessen Revision und Verbesserung merkwürdig. Diesem folgt die Geschichte der landesherrlichen Verordnungen nach ihren verschiedenen Hauptepochen zur richtigen Bestimmung ihrer Anwendung, dann die Geschichte der verschiedenen Land- und Provinzialrechte, so wie der verschiedenen Stadtrechte des Herzogthums Schleswig. Das römische Recht gilt in diesem Herzogthum nicht, vielmehr ist dessen Anführung in Gerichten bey Strafe verboten; wohl aber hat das canonische Recht in allen, den Grundsätzen der protestantischen Kirche nicht widerstreitenden, Vorschriften eine gesetzliche Gültigkeit als Hülfsrecht. Zu den allgemeinen im Herzogthum *Holstein* geltenden Rechten gehört, ausser den landesherrlichen Verordnungen, deutschen Reichsgesetzen und fremden Hülfsrechten, auch noch das sächsische Landrecht oder der sogenannte Sachsenspiegel. An besondern Rechten aber kommen hier vor, theils verschiedene Land- und Gewohnheitsrechte, theils verschiedene Stadtrechte, und das zur Hülfe in den Städten aufgenommene Lübecksche Recht. Merkwürdig ist es, dafs diejenigen Distrikte, welche im Processe die Schaumburgische Hofgerichts-Ordnung befolgen — die Herrschaft Pinneberg, Graffschaft Ranzau und Stadt Altona — zuerst auf das gemeine Recht, und in Ermangelung dessen auf Landesgewohnheiten verwiesen sind. Die Geschichte der schleswig-holsteinschen Rechte, in Beziehung auf ihre *Gegenstände*, oder sogenannte innere Rechtsgeschichte, giebt einen Grundrifs der Geschichte: a) des Kirchenrechts, b) des peinlichen Rechts, c) des Polizeyrechts, d) des Lehnrechts, e) des innern und äussern Staatsrechts beider Herzogthümer. Die dänische Regierung hat sich in neuern Zeiten überhaupt durch manche treffliche Anstalten und Gesetze rühmlichst ausgezeichnet, und es konnte auch nicht fehlen, dafs die Herzogthümer Schleswig und Holstein hieran einen wohlthätigen Antheil genommen hätten. Es ist daher leicht zu erachten, dafs man in diesem Abschnitte des vorliegenden Lehrbuchs eine Reihe ungemein nützlicher und musterhafter Verordnungen antrifft: so wie auch dieses Werk selbst als Beyspiel einer zweckmäfsigen Geschichte des Provinzialrechts in Deutschland zur Nachahmung empfohlen zu werden verdient. Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Aphorismen zur Philosophie des Rechts*, von *Wilhelm Traugott Krug. Erster Band.* 1800. 170 S. 8. (16 gr.)

Es ist Charakter unserer Zeit, dafs sie gewöhnlich nur den (wirklichen oder angeblichen) Erfindern und Revolutionären in der Philosophie ein Verdienst zugesteht, und die bescheidenen Bemühungen derer verschmäht, die, ohne neue Regionen zu entdecken, die gefundenen zu bearbeiten suchen. — Die Nachbeter, die nur sagen, was man vor ihnen sagte, und entweder blos in erlernten Formeln plaudern oder bekannte Wahrheiten durch endlose Amplificationen durchwässern, diese Nachbeter freylich (deren die neuere und die neueste Philosophie so viele aufzuweisen hat) sind nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich für die Fortschritte des menschlichen Geistes. Aber

Aber diese mit jenen zu verwechseln, ist eben so nachtheilig als ungerecht. Der Philosoph, der in genialischem Flug über alles Bekannte sich erhebt, und neue Welten zu erobern sucht, verliert sich nur zu oft in die Sphären glänzender Träume, und bringt neben den neuen Wahrheiten auch neue Irrthümer in die Wissenschaften zurück. Der weniger genialische Denker wird zwar nicht die Wissenschaft erweitern: aber er wird sie in ihrem Innern cultiviren; er wird keine grossen, neuen Wahrheiten erfinden, aber er ist auch nicht so grosser Irrthümer fähig; er kann sich das Gute des originellen Denkers aneignen, und zugleich, da er weniger als dieser versucht ist, mit den Vorurtheilen auch die Regeln abzuschütteln, bedächtlich jene Irrthümer des grössern Kopfs vermeiden. In diesem Gesichtspunkte erscheint uns das vorliegende Werk, das, wenn man schlechthin ein neues System, oder doch umfassende neue Wahrheiten verlangt, als nutzlos verworfen werden müsste. Es wird weder das Naturrecht tiefer begründet, noch werden aus bekannten Principien neue Resultate gezogen. Aber es werden doch mehrere Sätze und Begriffe berichtigt und näher bestimmt; es werden die Grundideen der Wissenschaft in einem wohl durchdachten Zusammenhang, und in einer lichtvollen Sprache vorgetragen. Den Namen Aphorismen verdient daher diese Schrift nicht darum, weil sie nur abgerissene, unverbundene Sätze enthielte, sondern nur in sofern sie das Naturrecht, ohne es in seinem ganzen Umfange vortragen zu wollen, durch Aushebung seiner Hauptsätze darstellen und erläutern will. Auf entgegengesetzte Behauptungen der Rechtslehrer nimmt der Vf. fast immer Rücksicht; nur ist es billig zu tadeln, dass er auf *Fichte's* Naturrecht fast gar keine Rücksicht genommen hat. In dem *ersten Abschnitt* wird der Rechtsbegriff durch Unterscheidung von andern verwandten Begriffen und durch Aufsuchung seiner allgemeinen Merkmale vorläufig erörtert, worauf derselbe in dem *zweyten* für die Vorstellung von der Bedingung erklärt wird, unter welcher das freye Handeln vernünftiger Wesen neben einander und auf einander beysammen möglich ist. Diese Bestimmung ist aber nicht ganz richtig. Die Bedingung des freyen Handelns der vernünftigen Wesen ist die wechselseitige *Beschränkung* der Freyheit, und diese Beschränkung bestimmt die *Rechtspflicht*, so wie die *Gränzen* des Rechts. Das Recht ist die Freyheit selbst unter jener Bedingung, ist also eine *Möglichkeit* des äussern Freyheitsgebrauchs unter der Bedingung der Uebereinstimmung desselben mit dem Freyheitsgebrauche anderer. Was die Deduction des Rechtsprincips und das Verhältniss des Naturrechts zu der Moral betrifft (hievon handelt der *dritte* und *vierte Abschnitt*): so steht der Vf. auf der Seite derer, die das Rechtsgesetz nicht aus dem Sittengesetz im strengen Sinn (als woraus bloss Moral hervorgehen kann) entwickeln, ohne es darum für einen bloss theoretischen Satz zu erklären. Sowohl das Rechtsgesetz, als das Sittengesetz, entspringen aus einer gemeinschaftlichen Quelle, der Vernunft, in soferne sich durch sie das vernünftige Wesen Gesetze für seine freyen Handlungen giebt. Moral und Naturrecht sind Zweige eines und desselben Hauptstamms der praktischen Philosophie. In dem Beweis, dass weder eine *relative* noch eine *absolute* Deduction des Rechts aus dem Sittengesetze möglich sey, folgt der Vf. ganz der *Feuerbachischen* Kritik des Rechts. Dass aber der Streit über die Frage: ob das Rechtsgesetz aus dem Sittengesetze abgeleitet werden könne, oder nicht? am Ende ein blosser Wortstreit sey, wie der Vf. annimmt, möchten wir nicht behaupten. Denn wenn gleich das Sittengesetz, im weitern Sinne, für gleichbedeutend mit praktischem Gesetz genommen werden kann: so ist doch so viel gewiss, dass die Rechtslehrer, gegen welche eigentlich der Streit über die Möglichkeit eine Ableitung des Rechts aus dem Sittengesetz geführt wurde, ihr angebliches Rechtsprincip nicht aus jenem Sittengesetz im weitern Sinn, sondern aus dem Sittengesetz im engern Verstande, dem Gesetze für die Gesinnung ableiteten. Und da war denn der Streit kein Wortstreit, sondern ein Kampf um eine sehr bedeutende Sache, deren Entscheidung die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Naturrechts, als einer für sich bestehenden Wissenschaft, zur Folge haben musste. Die Deduction des Rechts, die der Vf. giebt, kann für den Philosophen nicht durchaus befriedigend seyn. Es ist hier nichts tief geschöpft. Der *fünfte Abschnitt* spricht von dem Verhältniss des Naturrechts zum positiven Recht, wo der Vf. einen bedeutenden Punkt, der aber freylich erst aus der Reflexion über das Wesen und den Zweck eines Staats hervorgeht, ganz übersehen hat. Die systematische Uebersicht der Theile des Naturrechts, welche der *sechste* Abschnitt giebt, ist im Ganzen befriedigend, wenn man sie mit den gewöhnlichen Eintheilungen vergleicht. Aber es scheint uns (und wir hoffen zu einer andern Zeit dieses zu beweisen), dass die ganze Eintheilung und Anwendung des Naturrechts, wenn diese Wissenschaft werden soll, was sie werden kann, einer gänzlichen Reform bedürfe.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

